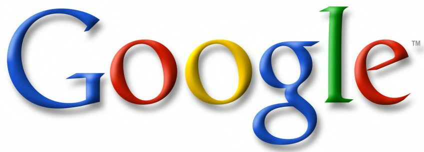
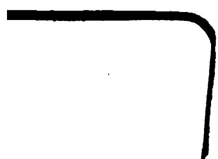




Adolf Streckfuß,

500 Jahre Berliner Geschichte.

Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Geschichte und Sage.

In gekürzter Darstellung

und bis in die neueste Zeit fortgeführt

von

Dr. Leo Fernbach.



Berlin.

Verlag von Albert Goldschmidt.

1900.

Vorwort.

Adolf Streckfuß' „500 Jahre Berliner Geschichte" erfreut sich noch heute ebenso wie zur Zeit des ersten Erscheinens der gerechten Würdigung eines großen Leserkreises. Der Verfasser hat in seine klare und anschauliche Schilderung der Entwicklung unserer Stadt aus kleinen Anfängen zur Hauptstadt des Deutschen Reiches die ganze Liebe hineingelegt, die ihn zeit seines Lebens für seine Vaterstadt beseelt hat. Lange Jahre an der städtischen Verwaltung persönlich beteiligt und den Fortschritt städtischer Verhältnisse mitfördernd, empfand Streckfuß über diesen Fortschritt einen berechtigten Stolz, der uns aus jeder Zeile seines Buches entgegenleuchtet und es uns um so lesenswerter erscheinen läßt. Indessen haben auch die Gegner dem Buche nicht gefehlt, aber der größte Vorwurf, den man ihm hat machen können, war doch nur der, daß sein Inhalt weit mehr gab, als der Titel versprach. Dieser Vorwurf ist nicht unberechtigt: Streckfuß' Werk enthält nicht allein eine Geschichte Berlins, wir finden darin auch Abschnitte aus der Geschichte des preußischen Königshauses und vor allem eine eingehende Darstellung der preußischen Verfassungskämpfe. Der Verfasser hat selbst in der Berliner Bewegung des Jahres 1848 eine führende Stellung eingenommen, und es ist daher erklärlich, wenn die Darstellung der Geschichte dieses Jahres und der ihm folgenden Entwicklung unserer politischen Zustände einen Raum in dem Werke beanspruchte, den die jüngere Generation ihr nicht mehr zugestehen kann. Der ehrenvollen Aufforderung, in einer umgearbeiteten Ausgabe des Werkes das für die Geschichte Berlins Wichtige aus der Fülle des gebotenen Stoffes herauszuheben und die Darstellung des Einzelnen zu der des Ganzen in das rechte Verhältnis zu bringen, ist der Herausgeber nur zögernd gefolgt, weil er sich der Schwierigkeit des Unternehmens wohl bewußt war. Die Eigenartigkeit der Streckfußschen Darstellung mußte bewahrt werden, während doch in dem Flusse der Erzählung keine Lücke sich einstellen durfte. Ob dem

Herausgeber die Lösung dieser Aufgabe geglückt ist, das zu entscheiden muß er billig dem Urteil des wohlwollenden Lesers überlassen.

Eine willkommene Beigabe dürften die Illustrationen sein, zu deren sorgfältiger Herstellung der Verlag keine Opfer und Mühen gescheut hat. Ebenso wie auf die künstlerische Ausführung wurde darauf Bedacht genommen, die Darstellung lebenstreu und in möglichster Uebereinstimmung mit der Natur des darzustellenden Gegenstandes zu geben. Insbesondere wurden für die Herstellung der Porträts nur solche Vorlagen benutzt, die zu Lebzeiten der betreffenden Personen angefertigt worden sind. Es ist dies dadurch ermöglicht worden, daß die Verwaltungen des Märkischen Provinzialmuseums und der Göritz-Lübeckschen Bibliothek die erforderliche Zahl von Kupfer- und Stahlstichen zwecks Vervielfältigung zur Verfügung stellten, für welche gütige Unterstützung diesen Verwaltungen seitens des Herausgebers und Verlages herzlichst gedankt sei.

Möge das Buch in der neuen Gestalt die alten Freunde zu bewahren und sich neue zu erwerben im stande sein!

Dr. Leo Fernbach.

Inhaltsverzeichnis.



Verzeichnis der Abbildungen.



Erste Abteilung.

Berlin im 14. Jahrhundert.



Erstes Kapitel.

Fünfhundert Jahre! Ein halbes Jahrtausend schauen wir zurück in die Geschichte unserer Stadt. Von den jetzt mit prächtigen palastähnlichen Häusern besetzten breiten Straßen der Weltstadt, welche den geistigen Mittelpunkt für ganz Deutschland bildet, wenden wir den Blick nach jenen beiden von öden Heiden, Sümpfen und Sandfeldern umgebenen kleinen Städtchen, aus denen die deutsche Reichshauptstadt erwachsen ist.

Nur getrennt durch die Spree lagen an beiden Ufern des Flusses die Schwesterstädte Berlin und Cöln inmitten der ödesten, unwirtlichen Gegend. Bis an die Thore der beiden Städte erstreckten sich, nur selten unterbrochen von einigen wenig fruchtbaren Feldern und Wiesen, sandige Heiden und Sümpfe, von denen heute zum Teil fast keine Andeutung mehr zu finden ist, welche man kaum dem Namen nach mehr kennt. Wer erinnert sich heute noch der Myrica, jener mit Elsen durchwachsenen Sumpfgegend, welche sich von Treptow bis zur Unterspree, zum Dorfe Lietzow hinzog? Wer kennt noch die Hasenheide, nicht die heutige, nach der unsere guten Berliner täglich ziehen, um sich vom Straßenstaub im Heidestaub zu erholen, sondern jene Hasenheide, welche fast den gesamten zwischen Berlin und der Panke belegenen Höhenzug bedeckte und von der heute keine Spur mehr zu finden ist? Ein großer Teil des heutigen Berlin, das Spandauer Stadtviertel und ein Teil der Königsstadt, erhebt sich auf dem Boden dieser alten Hasenheide.

Die Schwesterstädte hatten in der Mitte des 14. Jahrhunderts, jetzt also vor etwa 550 Jahren, schon eine nicht unbedeutende Macht.*) — Um-

*) Wir führen unsere Leser in die Städte Berlin und Cöln, wie sie sich in der Mitte des 14. Jahrhunderts etwa darstellen; über die älteste, noch in ein tiefes Dunkel gehüllte Geschichte derselben wollen wir hier einige flüchtige Notizen nachholen.

Aus kleinen Fischerdörfern, deren Alter zu berechnen unmöglich ist, hatten sich Berlin und Cöln schnell zu mächtigen Städten erhoben. Cöln wird zuerst als Stadt genannt. Schon im Jahre 1232 erhielt es das Stadtrecht, von Berlin hört man im

geben von festen Mauern und tiefen Gräben, bewohnt von einem kräftigen, wehrhaften Bürgergeschlecht, boten sie dem räuberischen Adel jener Zeit kühn die Stirn. — Während auf dem platten Lande ringsum nirgends Sicherheit der Person und des Eigentums war, gaben die Städte dem Verfolgten Schutz und nahmen ihn auf in ihre Gemeinschaft. Handel und Gewerksthätigkeit, welche auf dem Lande der allgemeinen Unsicherheit wegen nirgends erblühen konnten, zogen sich daher in die Städte und schufen in diesen ein reges, geistiges Leben; — so waren auch Berlin und Cöln der Mittelpunkt des gewerblichen Lebens für einen großen Teil der Mark Brandenburg um so eher geworden, als ihre günstige Lage an der schiffbaren Spree ihnen große Vorteile für Handel und Verkehr bot, und als sich in ihnen die Landstraßen von Nord nach Süd, von Ost nach West kreuzten und dadurch einen regen Verkehr von fremden Kaufleuten herbeiführten.

Werfen wir einen Blick auf die Schwesterstädte und sehen wir, wie sie sich in jenen Tagen dem Beschauer dargestellt haben mögen. Von der Mitte zwischen beiden Städten, von jener langen Brücke aus, welche sie verband, der heutigen Kurfürstenbrücke, wollen wir unsere kurze Wanderung beginnen.

Von der Stadt Cöln aus betreten wir die lange Brücke. Wir schauen rückwärts nach dem weiten Platz, der heute der Schloßplatz heißt, und auf dem sich der gewaltige Bau des königlichen Schlosses erhebt. Das Schloß existierte damals noch nicht; erst der zweite Hohenzoller, jener, den das Volk den Eisernen nannte, hat es, wie wir später erzählen werden, zu bauen begonnen; dafür aber stand auf dem Platz etwa in der Mitte des jetzigen Schloßplatzes ein anderes Gebäude, die Kirche der schwarzen Brüder, der Dominikaner. Der in gotischem Stile zierlich erbaute Glockenturm, dessen Geläute als das schönste der beiden Städte galt, bildete das Thor des Kirchhofes; hinter demselben erhob sich das Kirchengebäude selbst mit seinen zwei gotischen Türmen, im Grundriß mit der Form eines Kreuzes. Die Kirche war umgeben von Buden, in denen gar manche Handelsartikel, schöne Rosenkränze und Kruzifixe, geweihte Kerzen u. s. w. zum Verkauf geboten wurden, denn man liebte es in jener Zeit, dergleichen Artikel in nächster Nähe der Kirche zu haben, damit die Gläubigen nicht zu weit danach zu wandern hätten. Der weite Weg, so dachte man mit Recht, möchte leicht die Kauflust verringern, die durch den Kirchenbesuch und das Priesterwort angeregt worden war. Von der Brüderstraße, welche ihren Namen nach dem

---

Jahre 1244 zum ersten Male, und wenige Jahre später erhielt es ebenfalls Stadtrechte. — Gegründet wurden beide Städte zum Schutze der deutschen Eroberungen gegen die Wenden. — Ueber die Entstehung der Namen Berlin und Cöln ist viel recht fruchtlos von gelehrten Forschern geschrieben und gestritten worden, wir wollen hier nur einige Andeutungen des um die Berliner Geschichtskunde hochverdienten Fidicin, dessen treffliche Arbeiten uns für diesen frühen Abschnitt der Geschichte Berlins und Cölns hauptsächlich zur Richtschnur gedient haben, wiederholen. Cöln heißt in wendischer Sprache ein Hügel, und diesem Wort verdankt daher wohl die auf einer hügeligen Spreeinsel gebaute Stadt ihren Namen. Ueber die Herleitung des Namens Berlin existieren eine große Anzahl verschiedener Annahmen. Die Thatsache, daß alte Urkunden nicht zu Berlin, sondern zum Berlin schreiben und daher die Stadt das Berlin nennen, spricht wohl dafür, daß auch hier die alte wendische Bezeichnung — der Berlin — für „Platz" den Ursprung des Namens bildet.

Kloster der schwarzen Brüder führt, zog sich in einem weiten Halbkreise die Klostermauer hin, an welche sich die Festungsmauer von Cöln anschloß; diese führte längs der heutigen Schloßfreiheit quer über den Lustgarten bis nach der Spree, wo ein starker runder Turm stand. Der Teil des jetzigen Lustgartens, der außerhalb der Mauer lag, war eine sumpfige, mit Erlengebüsch bewachsene Wiese, der jetzige Schloßplatz aber eine Sandsteppe, die nächst der Mauer zur Anhäufung von Schutt und Unrat benutzt wurde.

Links von uns, wenn wir nach Berlin schauen, dicht am Ufer der Spree bei der langen Brücke, stand eine Bude, in welcher ein Bader wohnte, und daß sie dort stand, war ein Glück, denn der Bader wurde gerade auf jenem Platz recht häufig gebraucht, um die Wunden zu verbinden, welche sich unsere guten Vorfahren bei Prügeleien auf dem öden Platze holten. Die müden Kämpfer konnten sich nach beendigtem Streit dort mit einem Bade von Schweiß und Blut reinigen. Welcher Ort hätte auch geeigneter zu einer kräftigen Schlägerei sein können als jener, und wo bot sich bessere Gelegenheit dazu? Nicht fern, auf der langen Brücke stand das gemeinschaftliche Rathaus der Schwesterstädte, da saß und beriet der gemeinschaftliche Rat von Berlin und Cöln, da wurde oft schweres Gericht gehalten, und was die weisen Herren drinnen debattierten, das besprach draußen das Volk.

Berlin und Cöln waren Schwesterstädte, seit einem halben Jahrhundert zu gemeinschaftlicher Verwaltung vereinigt; aber Schwestern leben nicht immer friedlich miteinander, sie zeigen sich oft genug eifersüchtig und liegen sich wohl gar in den Haaren, wenn sie sich auch endlich wieder vertragen. So geschah's auch in Berlin und Cöln. Häufig genug strömten die Berliner über die lange Brücke und das Gerönne des Mühlendammes, den einzigen Verbindungen der beiden Städte, und dann gab's heftige Worte und oft auch harte Schläge wegen irgend einer Kleinigkeit; besonders sahen die Cölner scheel auf Berlin, denn Cöln war die ältere Stadt, und doch hatte sich Berlin schneller und mächtiger entwickelt und stand in größerem Ansehen in den Marken. Jahrhunderte hat es gedauert, ehe sich diese Eifersucht ganz verwischt hat, bis beide Städte verwachsen sind zu der einen großen Weltstadt Berlin.

Doch setzen wir unsern Weg fort über die hölzerne lange Brücke, welche ihren Namen damals mit vollem Rechte führte, denn lang war sie in der That. Die heute in ein enges Steinbett eingedämmte Spree breitete sich damals weiter aus und teilte sich in zwei Arme, deren einer etwa dem jetzigen Stromlauf folgte, der andere wahrscheinlich die heutige Heilige Geiststraße hinabfloß. Zwischen beiden lag in der Gegend der heutigen Burgstraße eine sumpfige Insel, über diese sowie über beide Arme der Spree führte die lange Brücke. Auf der langen Brücke oder an derselben auf jener sumpfigen Insel und mit dem Zugang von der Brücke lag das gemeinschaftliche Rathaus der beiden Städte. Ein hölzernes, mit roher Pracht aufgeführtes, mit Schnitzereien reich verziertes Gebäude. Wo eine freie Wand sich darbot, hatte man dieselbe benutzt, um kunstvolle Malereien oder die Wappen der Schwesterstädte anzubringen. Von dem Dache wehten die Fahnen Berlins und Cölns sowie die anderer befreundeter, dem märkischen Städtebündnis angehöriger Orte. Der Giebel war nicht nach Berlin und nicht nach Cöln gekehrt, denn darin hätte ja ein Vorzug der einen oder der anderen Stadt

bestanden, und keine durfte verletzt werden; so hatte man ihn denn nach der unparteiischen Spree hinaus gebaut. So schildert uns der Dichter, dessen klarer Blick in die dunkeln Tiefen einer halb verschollenen Vergangenheit dringt, jenes alte Rathaus, und wir wollen ihm glauben, wenn er auch historische Beweise für seine Schilderung nicht anzuführen vermag.

Wir schreiten weiter bei dem Rathaus vorbei und verlassen die lange Brücke, um in die ungepflasterten, schmutzigen Straßen zu treten. Geradeaus vor uns liegt die heutige Königsstraße, welche damals aber noch nicht diesen Namen führte, die Häuser an ihrer linken Seite hießen: Bei der langen Brücke im Heiligen Geistviertel, die zur rechten: Bei der langen Brücke im St. Niklasviertel. Nicht gar zu weit vor uns, etwa da wo die heutige Königsstraße und die Neue Friedrichstraße sich treffen, endet schon die Stadt; dort liegt das mit einem eisernen Fallgatter versehene Oderberger Thor, ein massives viereckiges Gebäude, durch welches ein gewölbter Gang führt. Zu unserer Rechten breitet sich die Altstadt Berlin aus mit dem ältesten Markte der Stadt, dem heutigen Molkenmarkt, und der ältesten Kirche, der Nikolaikirche, zu unserer Linken die neue Stadt mit dem Neuen Markte und der Marienkirche, beide aber in engen Grenzen; nach wenigen Minuten kann ein rüstiger Fußgänger nach allen Seiten hin die Stadtmauer erreichen. Von einem bei der Spree an der Paddengasse gelegenen großen Turm aus zog sich die Mauer zu einem andern Turm, der auf dem Hofe des jetzigen Waisenhauses stand, von diesem aus ging sie mit einem Ausbuge nach dem Stralauer Thor, welches sich zwischen dem Waisenhaus und der Stralauerstraße Nr. 2 befand, und dann nach dem Oderberger Thor, von diesem nach dem Spandauer Thor, welches da lag, wo jetzt die Häuser Nr. 1 und 81 der Spandauer Straße befindlich sind. Vom Spandauer Thor aus bis zur Spree lief die Mauer zwischen dem Heiligen Geist-Hospital und der Neuen Friedrichstraße zu einem Turm, der dicht am Spreeufer der alten Börse gegenüber stand, dann führte sie zu einem andern Turm, der etwa auf der Stelle des früheren, jetzt dem Durchbruch der Kaiser Wilhelmstraße zum Opfer gefallenen Joachimsthalschen Gymnasiums stand, und endete an einem Kanal, der vom Neuen Markt in die Spree führte, mit einem kleinen Turm in der Gegend der jetzigen Kaiser Wilhelmbrücke.

Innerhalb dieser engen Grenzen, welche noch bei weitem nicht vollständig durch Häuser ausgefüllt waren, erhob sich das alte Berlin. Um auch zugleich das alte Cöln in seinem geringen Umfange zu zeichnen, wollen wir die Stadtmauer am andern Ufer der Spree weiter verfolgen. Wir kennen sie schon am Lustgarten und Schloßplatz, von dort zog sie sich zu einem alten Turm an der Ecke der Spreegasse, dann zum Teltower Thor (welches später St. Gertraudsthor genannt wurde und zwischen den beiden Eckhäusern der jetzigen Gertraudenstraße 13 und Friedrichsgracht 48 stand), und von dort zum Cöpenicker Thor (an der heutigen Roßstraßen-Brücke); sie endete bei einem Turm am Ende der Fischerstraße nahe der Spree.

Schauen wir uns nun ein wenig in den Straßen um, so bietet sich uns ein wenig angenehmer Anblick dar. Kleine, stets nur von einer Familie bewohnte Holzhäuser*) standen mit den Giebeln nach der Straße zu gerichtet.

---

*) Die leichte Bauart der Häuser in Berlin und Cöln mußte naturgemäß häufige und gefährliche Feuersbrünste zur Folge haben, welchen auch durch strenge Polizeivor-

Die winzigen Fenster, durch deren trübe Hornscheiben nur ein schwaches Licht in das Innere fiel, mußten einen überaus ärmlichen Eindruck machen. Nur die Eckhäuser waren der Feuersgefahr wegen von Stein gebaut und ebenso die Häuser einiger vornehmen, reichen Bürger, welche sich auch durch helle Glasfenster und Ziegeldächer auszeichneten, während die kleineren Gebäude ein düsteres, verwittertes Schindeldach trugen. Die Häuser standen fast sämtlich einzeln; zwischen ihnen zogen sich Gänge hin, aus denen oft ein unerträglicher Geruch hervorströmte, denn man benutzte diese Zwischenräume zu Kloaken. Die Straßen waren nur zum Teil gepflastert, — sie wurden von den Bürgern ohne Scheu zur Aufsammlung des Düngers benutzt; große Misthaufen türmten sich zur Seite der Hausthür auf, denn die meisten Bürger waren zu dieser Zeit Ackerwirte und Viehhalter. Auf dem Markte und den Kirchenplätzen wurde Kehricht und anderer Unrat in so großen Haufen aufgeschüttet, daß es oft fast gefährlich war, die Plätze zu passieren, daran aber kehrten sich unsere Vorfahren nicht viel, sie waren eben an das Leben in der schmutzigen Stadt gewöhnt, und wenn sie durch die Straßen gingen, hier über einen Misthaufen stolperten, dort um einen vor dem Hause aufgestellten Schweinekoben herumgehend, auf einer anderen Stelle über ein Schmutzloch springen mußten, so fanden sie dies ganz in der Ordnung, denn jeder wußte, daß vor seinem eigenen Hause der Schmutz nicht geringer sei. Gegen dergleichen kleine Unannehmlichkeiten waren die alten Berliner abgehärtet, und so wenig einladend auch der Aufenthalt auf den Straßen sein mochte, so wurden dieselben doch mehr noch als heute benutzt; die Handwerker arbeiteten häufig genug im Freien, weil ihnen die trübe Hornscheibe nicht Licht genug gewährte, und auch der Verkauf zur Schau gestellter Waren fand nicht in verschlossenen Läden, sondern meist in offenen Schragen statt.

So sah es in den Straßen Berlins, so sah es auch in denen von Cöln aus, nur wenige öffentliche Gebäude zeigten eine stattlichere Bauart, so das Rathaus auf der langen Brücke und die alten Rathäuser in Berlin und Cöln, die Petrikirche und das Dominikaner-Kloster in Cöln, die Nikolai- und Marienkirche und das Graue Kloster in Berlin, das Beghinenhaus und das hohe Haus

schriften nicht ganz vorgebeugt werden konnte. Jeder Bürger mußte bei Feuersbrünsten, und wenn es der Rat befahl, ein Gefäß mit Wasser vor die Thür setzen, dessen sich die Löschmannschaften gleich bedienen konnten. Entstand ein Feuer, dann ertönte sofort die Sturmglocke, und die Bürger mußten mit ihren Waffen nach den Alarmplätzen ziehen; jeder war verpflichtet, beim Löschen hülfreiche Hand zu leisten. — Trotz aller solchen Vorsichtsmaßregeln, und obgleich für eine hinreichende Menge von Straßenbrunnen gesorgt war, wütete doch mehrfach das Feuer in der Stadt mit verzehrender Glut. In den Jahren 1348 und 1380 wurde Berlin fast gänzlich in Asche gelegt. Das wahrscheinlich von Mordbrennern angelegte Feuer, welches am 10. August 1380 ausbrach und zwei Tage brannte, zerstörte selbst das massive Berliner Rathaus sowie die Nikolai- und Marienkirche; es gab die Veranlassung zu einem etwas solideren Aufbau der Stadt; man fing an, massiv zu bauen. Von den nach dem Brande 1380 neu gebauten Häusern war bis vor kurzem nur noch ein einziges, aber auch längst den Ansprüchen der Neuzeit gemäß umgeformtes, mit Sicherheit nachzuweisen, das Haus in der Spandauerstraße 49. — Es gehörte dem hochangesehenen Geschlechte der Blankenfelde und ist damals von dem Bürgermeister Paul Blankenfelde erbaut worden. Trotz späterer Reparaturen war doch der ursprüngliche Baustil erkennbar geblieben.

(das jetzige Lagerhaus in der Klosterstraße), in welchem die Landesfürsten meist während eines kurzen Aufenthalts in Berlin ihre Wohnung aufschlugen.

Trotz ihrer engen schmutzigen Straßen, trotz ihrer damals noch nicht beträchtlichen Einwohnerzahl, welche in Berlin und Cöln zusammen kaum mehr als 6000 Seelen betragen mochte, waren die Schwesterstädte doch in jener Zeit schon eine Macht; sie verdankten ihren Einfluß der starken Befestigung, mit der die Städte umgeben waren, welche sie gegen jeden Handstreich einer raublustigen Schar schützte, ja selbst der Belagerung durch einen größeren Heerhaufen Trotz bot. Die Mauern, welche die Städte umgaben, waren sehr fest. Der untere Teil war von Feldsteinen, der obere von Mauersteinen ausgeführt; so erhoben sie sich in einer Dicke von 6 Fuß zu 30 Fuß Höhe. Mächtige Türme dienten zur weiteren Befestigung, und auch die Stadtthore waren mit Türmen versehen. Außer den Mauern mit ihren Türmen dienten, wie bei allen Städten im Mittelalter, auch in Berlin und Cöln mächtige Wälle und tiefe Gräben zur Befestigung der Stadt. In der ganzen Ausdehnung der jetzigen Neuen Friedrichstraße zogen sich doppelte Gräben um die Stadtmauer. Bei Cöln war die Anlegung von Gräben zum Teil durch eine natürliche Wasserbefestigung, durch die damals vorhandenen vielen kleinen Abzweigungen der Spree unnötig gemacht. Außer auf Wall und Gräben war bei der Befestigung auch auf äußere Verteidigungsmittel Rücksicht genommen. Man mußte die städtischen Ländereien gegen plötzliche Ueberfälle raublustiger Adligen und selbst gegen Räuberbanden schützen, welche unabläſſig das Land unsicher machten, und hatte zu diesem Zwecke selbst in ziemlicher Entfernung von den Städten Befestigungswerke errichtet. Da waren tiefe Gräben angelegt und feste Wachttürme gebaut, die von stets kampfbereiten Bürgern besetzt wurden. Die Türme dienten zum Teil nur zum Aufenthalt der wachehaltenden Mannschaften, dann hießen sie Warten, zum Teil aber waren sie auch geräumig genug, um bei einem plötzlichen Ueberfall die aus den offenen Dörfern mit ihren Viehherden flüchtenden Landleute in sich aufzunehmen, dann wurden sie Burgfrieden genannt.

Alle diese Befestigungswerke, so kräftig gebaut und so trefflich sie angelegt waren, würden dennoch nicht vermocht haben, die Städte in jener gefahrvollen Zeit zu sichern, wenn nicht die Bürgerschaft von einem kühnen Kampfesmut, der sie in keiner Gefahr verließ, beseelt gewesen wäre. Wehrhaft und ehrhaft, dies waren in jener wüsten Zeit fast gleichbedeutende Worte. Schande dem Manne, der nicht zum Schutze seiner Freiheit, seiner Familie und seines Eigentums kräftig die Waffen zu führen verstand! Selbst die Priester vertauschten oft genug die Kutte mit dem Panzer, das Kruzifix mit dem Schwerte und zogen mit in die Schlacht. Wir haben viele Beispiele von hohen Kirchenfürsten, welche die Heere als Feldherrn angeführt, von Mönchen, die als Soldaten in Reihe und Glied tapfer gekämpft haben.

Jeder Bürger war zum Waffendienst verpflichtet und in ihm geübt. Er mußte sich eine Rüstung und ein Schwert halten, die übrigen zur Verteidigung der Stadt notwendigen Waffen wurden in der Rüstkammer aufbewahrt und den Kämpfern, wenn es not that, überliefert. Die Gewerke und die gemeine Bürgerschaft bildeten besondere Kompagnien und standen unter dem Befehle ihrer Hauptleute. — Wenn die Stunde der Gefahr kam, mußte jeder bereit sein, auf die Mauer zu eilen, um die Stadt zu verteidigen,

nur Krankheit oder Altersschwäche erlaubten eine Ausnahme. Nur wenn die Kriegsgefahr nicht eben drohend war, nahm der Rat, wohl um den Bürgern den beschwerlichen Wachdienst zu erleichtern, fremde Kriegsleute in Sold und übertrug den Befehl über diese irgend einem Ritter, der sich bereit zeigte, in den Dienst der Städte zu treten; so waren im Jahre 1373 die Ritter Thiele Selchow und Hermann Bardeleben Hauptleute des gemieteten Kriegsvolks; die Pflicht der Bürger, selbst die Waffen zu ergreifen, wenn das Wohl der Stadt es erforderte, wurde dadurch nicht aufgehoben. Sobald der Stadt eine Gefahr nahte, wurde von den Wächtern auf den Türmen das Lärmsignal gegeben. Die Kirchenglocken riefen zu den Waffen. Die Trommeln wirbelten, die Sturmglocken tönten, aus allen Häusern kamen die Bürger und eilten nach den Sammelplätzen, welche für jedes Quartier der Stadt bestimmt waren. Der Viertelsmeister führte sie zu dem allgemeinen Sammelplatz, in Berlin nach dem Neuen Markt, in Cöln nach dem Petriplatz am Ausgange der Brüderstraße. Die Hauptleute und Fähnriche ordneten die kampfeslustigen Scharen und entsendeten so viel Mannschaften, wie zur Verstärkung der Wachen auf den Mauern und an den Thoren notwendig waren, zu diesen. Im Rathaus auf der langen Brücke hatte sich inzwischen der Rat der Stadt versammelt und blieb dort thätig, solange die Gefahr dauerte. Von hier ergingen die Befehle an die Bürgerschaft, welche mit strengster Pünktlichkeit befolgt wurden. Nahte ein starkes feindliches Heer, dann ritten sofort Boten nach allen Richtungen aus, um die befreundeten Städte zu Hülfe zu rufen, und Scharen bewaffneter Bürger zogen vor die Thore nach den Stadthütungen und trieben in höchster Eile die reichen städtischen Viehherden heim, denn der Raub derselben war in der Regel die erste That des Feindes.

Ertönten die Sturmglocken in dunkler Nacht, dann erhellte sich plötzlich die Stadt, vor alle Häuser wurden eiserne Pfannen mit brennendem Kien gestellt. Solche Leuchtpfannen brannten während der Nachtzeit auf den Rathäusern und den steinernen Eckhäusern der angesehenen Bürger fortwährend, die geringeren Bürger waren zur Aufstellung derselben nur verpflichtet, wenn das Alarmsignal ertönte. Bei solcher Vorsicht, welche auch im tiefsten Frieden nicht nachließ — die Thore waren fortwährend sorgfältig bewacht, kein Verdächtiger durfte eingelassen werden, und sobald eine Schar Bewaffneter sich näherte, mußten sofort die Flügel geschlossen werden, — bei dem kühnen Mut, welchen die Bürger in jedem Kampfe entfalteten, gelang es ihnen, jeden Angriff auf ihre Stadt zurückzuschlagen. Die Bürger Berlins in jenen Zeiten waren ein kühnes, trotziges Geschlecht, sie vertrauten auf ihre eigene Kraft, und sie hatten recht daran, denn Schutz fanden sie nur, wenn sie sich selbst schützen konnten.

Die Macht der Landesherren war seit langer Zeit in den Marken erschüttert und endlich fast auf Null herabgesunken; die Markgrafen kümmerten sich außerdem nicht viel um Berlin, sie hatten noch nicht ihre bleibende Residenz in dieser Stadt, sondern kamen nur von Zeit zu Zeit, um auf wenige Tage oder Wochen im hohen Hause zu wohnen und etwa einen Landtag abzuhalten. Von einer Vorliebe der Markgrafen für Berlin konnte nicht wohl die Rede sein und ebensowenig von einem besonderen Schutz, den sie etwa den Schwesterstädten hätten angedeihen lassen; in der That waren sie auch kaum

imstande, viel zu thun, sie mußten im Gegenteil oft genug selbst die Hülfe der Städte in Anspruch nehmen, um sich die Herrschaft im Lande zu erhalten.

Im Jahre 1319 war Markgraf Waldemar aus der anhaltinischen Linie gestorben. Seitdem waren neunundzwanzig Jahre verflossen, als eines Tages sich vor den Thoren des erzbischöflichen Schlosses in Magdeburg ein alter Mann meldete, der gebückt am Stabe einherschritt, und dessen Pilgerkleidung ihn als einen aus dem gelobten Lande Zurückkehrenden bezeichneten. Er bat die Wächter, daß sie ihn zum Erzbischof führen möchten, als er aber eine abschlägige Antwort bekam, da flehte er um einen Becher Wein von der erzbischöflichen Tafel zur Stärkung seines müden, kranken Körpers. Der Wunsch wurde gewährt. Der Greis erhielt den Becher und labte sich an dem köstlichen Wein, dann zog er vom Finger einen goldenen Ring, warf ihn in den Becher und befahl dem Diener, denselben dem Erzbischof zu überbringen. Erstaunt erkannte der Erzbischof in dem Ringe den Siegelring des längst verstorbenen Markgrafen Waldemar von Brandenburg. Er glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen und befahl, daß der Pilger schnell vor ihn geführt werde. Als der Greis im Prachtgemach des Erzbischofs erschien, da richtete er stolzer und kräftiger sich empor, da strahlte aus seinen Augen ein mächtiges Feuer, und als er den Erzbischof nun anredete, glaubte dieser fast ein Gespenst vor sich zu sehen, denn er erkannte in dem Bettler den totgeglaubten Markgrafen Waldemar von Brandenburg, der schon neunundzwanzig Jahre in der Fürstengruft des Klosters Chorin ruhte; bald genug aber überzeugte er sich, daß er nicht ein Gespenst, sondern einen Mann von Fleisch und Bein vor sich habe. Der Pilger erzählte ihm, daß er in der That der totgeglaubte Markgraf sei. Er habe vor dreißig Jahren den festen Entschluß gefaßt, einen Pilgerzug nach dem gelobten Lande zu thun, weil ihn Gewissensbisse darüber gepeinigt hätten, daß er mit seiner Gattin in zu nahem Grade verwandt sei. Da er vorausgesehen, daß der Adel der Mark ihn an der Ausführung seines Entschlusses hindern werde, habe er zu einer Täuschung seine Zuflucht genommen. Eine fremde Leiche sei im Kloster Chorin begraben, er aber, der Markgraf, sei nach Palästina gewandert in der festen Ueberzeugung, daß die Erbfolge in Brandenburg seinem Stamme gesichert sei. Jetzt kehre er nach langen Jahren zurück und finde zu seinem Staunen und zu seiner Trauer, sein geliebtes Land seufzend unter der Willkürherrschaft der fremden Bayern; deshalb wolle er sein gutes Recht wieder ergreifen und den ihm gebührenden Thron aufs neue besteigen. — Die ganze Erzählung des Greises klang so seltsam, so abenteuerlich, so unglaublich, daß der Erzbischof kaum wagte, derselben Vertrauen zu schenken; aber je mehr er dem Pilger ins Antlitz schaute, je klarer traten ihm auch die bekannten Züge des alten Markgrafen von Brandenburg entgegen, und als er nun mit dem Greise sich in ein langes Gespräch einließ, da erinnerte ihn dieser an so viele Familienereignisse, an so viele kleine gemeinschaftlich erlebte Begebnisse, welche nur der Markgraf von Brandenburg wissen konnte, daß ihm jeder Zweifel schwand; er erkannte in dem Bettler den Markgrafen Waldemar an und wurde sein Schirm und sein Schutz.

Das Volk in der Mark Brandenburg empfing freudig die Kunde, daß sein alter, geliebter Fürst wieder auferstanden sei von den Toten, denn es haßte den damaligen Markgrafen Ludwig von Bayern, der stets nur bestrebt

war, durch harte und drückende Steuern Geld aus dem Lande zu ziehen. Adel und Volk der Mark waren gleichmäßig erbittert gegen den fremden Fürsten, mit dessen ganzem Wesen, mit dessen Sitten sie sich niemals vertraut machen konnten. Der leichtfertige Ludwig hatte vielfache Liebesverhältnisse mit den schönen Märkerinnen angeknüpft, um sich in den Armen derselben von den trüben Stunden, welche sein Ehebund mit Margarethe Maultasch ihm brachte, zu erholen. Er hatte dadurch jede Liebe und Achtung bei den Märkern verloren. Der alte Markgraf wurde vom Volke mit Jubel begrüßt. Wohin er kam, überall flog ihm die Liebe des Volkes entgegen.

Vergeblich machte Ludwig bekannt, daß ein frecher Betrüger das Vertrauen des Volkes mißbrauche. Jener falsche Waldemar sei ein Müller, Jacob Rehbock aus Hundeluft, der längere Zeit bei dem Verstorbenen als Leibknappe im Dienst gestanden und dadurch Kenntnis von manchen Familienverhältnissen desselben erhalten habe. Er benutze jetzt eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Markgrafen Waldemar, um das Volk zu täuschen. Von den neidischen Fürsten sei der Betrüger in manche Geheimnisse eingeweiht worden, um seine Rolle spielen zu können. Vergeblich kam Ludwig, der sich in seiner Heimat aufgehalten hatte, selbst nach der Mark, er vermochte dennoch das Volk nicht zu überzeugen, vielleicht weil dasselbe sich nicht überzeugen lassen wollte.

Waldemar eroberte mit wunderbarer Schnelligkeit das ganze Land, die meisten Städte erkannten ihn freudig an, auch die Schwesterstädte Berlin und Cöln, — nur Spandau, Frankfurt und Brietzen, welches dadurch den Namen Treuenbrietzen sich erworben hat, hingen mit unerschütterlicher Treue dem Bayernfürsten Ludwig an. Am 21. September 1348 erschien Waldemar mit seinen Freunden, dem Grafen Albrecht von Anhalt und dem jungen Herzog Rudolph von Sachsen in Berlin. Er machte den Schwesterstädten weitreichende Zugeständnisse, und diese mögen vielleicht mehr als der Glaube an sein Recht die trotzigen Bürger zu seiner Anerkennung bewogen haben; er bestätigte nicht nur seinen „lieben, getreuen Bürgern von Berlin und Cöln" alle ihre Rechte und Freiheiten, er versprach ihnen nicht nur, die im Lande angesessenen Ruhestörer zu verfolgen und deren feste Schlösser zu zerstören, er stellte ihnen sogar frei, wenn er sein Wort nicht halte, einen andern Landesherrn zu wählen. Solchen Versprechungen verdankte es Waldemar, daß ihm die Städte der Mark so schnell zufielen. Für den Kaiser Karl IV. bot der merkwürdige Handel eine höchst erwünschte Gelegenheit,



Siegel der Stadt Berlin aus dem Jahre 1253.

Partei gegen Ludwig zu nehmen und diesen durch die Anerkennung seines Gegners zu schwächen. Er forderte eine Anzahl Fürsten, welche früher mit dem Markgrafen Waldemar aufs genaueste persönlich bekannt gewesen waren, auf, vor ihm zu erscheinen, und ihr Zeugnis abzulegen. Als nun diese Fürsten eidlich erklärten, Waldemar sei wirklich der echte Sprosse der Askanier, der rechtmäßige Markgraf von Brandenburg, da erkannte auch Karl IV. ihn an und belehnte ihn am 2. Oktober 1348 mit der Mark.

Ludwig von Bayern war keineswegs willens, sein Recht ohne Kampf aufzugeben. Er suchte und fand Verbündete. Die Mark Brandenburg, welche ohnehin durch eine Pestepidemie schwer heimgesucht war, wurde der Schauplatz verheerender Kriege. Auch Berlin hatte in denselben zu leiden, denn der Dänenkönig, welcher dem Kurfürsten ein Heer zur Unterstützung sendete, belagerte die Stadt; da aber erprobten sich die festen Mauern und tiefen Gräben und vor allem der kühne, wehrhafte Sinn der Bürger. Berlin hielt die Belagerung aus, und als der Herzog von Mecklenburg, ein Bundesgenosse Waldemars, zum Entsatz herbeieilte, mußten die Dänen die Belagerung aufheben.

Wie Karl IV. Waldemar als Markgrafen von Brandenburg anerkannt hatte, nicht weil er von dessen Recht überzeugt war, sondern um Ludwig von Bayern zu schaden, so zögerte er auch nicht, ihn preiszugeben, sobald ihm dies vorteilhaft erschien. Als ihm in der Person des Grafen Günther von Schwarzburg ein Gegenkaiser von vier feindlichen Kurfürsten entgegengestellt wurde, suchte er diese durch Versprechungen und Zugeständnisse für sich zu gewinnen und zum Verrat an Günther von Schwarzburg zu bewegen. Dies gelang ihm, denn kein Preis war ihm zu hoch. Auch Ludwig von Bayern wurde von ihm gewonnen und zwar um den Preis der Mark Brandenburg. Waldemar konnte sich dort nur halten durch die Anerkennung des Kaisers. Freilich hatte Karl Waldemar selbst als echten Sprossen der Askanier anerkannt, ihn mit der Mark feierlich belehnt; aber es kam ihm nie auf einen Wortbruch an, er erklärte jetzt plötzlich Waldemar für einen Betrüger! Hatte er früher die Freunde Waldemars für die Echtheit des Askaniers eidlich vernommen, so berief er jetzt dessen eifrigste Feinde und forderte ihr eidliches Zeugnis, welches natürlich gegen Waldemar ausfiel. Karl verkündete nun öffentlich, daß er getäuscht worden sei, und belehnte Ludwig von neuem mit der Mark Brandenburg. Das Volk der Mark wollte sich indessen nicht nach Belieben verschenken lassen. Das zweizüngige Kaiserwort genügte den Märkern nicht, um jetzt den Fürsten im Stich zu lassen, den es noch vor so kurzer Zeit für ihr rechtmäßiges Oberhaupt erklärt hatte. Ein mörderischer Kampf wütete abermals in den Marken; endlich aber mußte Waldemar der Uebermacht erliegen. Er zog sich nach Anhalt zurück und lebte dort, von fürstlicher Pracht umgeben und bis an sein Ende von den Anhaltinern als echter Markgraf von Brandenburg anerkannt.

In der Geschichte hat Waldemar den Namen des „falschen Waldemar" erhalten. — War er es? — War der Müller Jacob Rehbock nur ein Werkzeug der treulosen Politik Karls IV.? Hatte der alte Askanier wirklich das gelobte Land verlassen, um zu seinem Volke heimzukehren und dasselbe von der verhaßten bayrischen Herrschaft zu befreien? Wer vermag heute nach einem halben Jahrtausend darüber Gewißheit zu geben? Viele gelehrte Ge-

schichtsforscher haben dicke Bände über die interessante Streitfrage geschrieben, aber gelöst ist sie noch nicht.

Kaiser Karl hatte zwar für den Moment seine Pläne auf die Mark scheinbar aufgegeben, aber eben nur für den Augenblick; er wartete auf eine günstigere Zeit, und diese kam bald genug. Nachdem Ludwig der Aeltere im Jahre 1351 die Mark an seinen Bruder Ludwig den Römer abgetreten, und dieser seinen Bruder Otto zum Mitregenten angenommen hatte, schloß Karl mit den Brüdern einen Erbfolgevertrag zu Nürnberg ab, und ehe derselbe noch zur Geltung kam, bemächtigte er sich im Jahre 1373 durch List und Gewalt der Mark. Welches auch die Mittel gewesen sein mögen, durch welche Karl IV. die Mark zu erwerben wußte, von dem Tage an, wo er die Herrschaft errungen hatte, zeigte er sich als ein sorgsamer und für das Wohl seiner Unterthanen strebender Fürst. Das Land war in einem Zustande tiefer Versunkenheit, Räuberbanden durchzogen dasselbe mordend und brennend; jeder Adlige lebte auf seinem Schlosse als ein kleiner Fürst und führte Krieg auf eigene Hand mit den übrigen Adligen und den Städten; unter dem schwachen Bayer hatte die landesherrliche Gewalt fast aufgehört.

Karl IV. war eifrig bestrebt, wieder geordnete Zustände zu begründen, und es gelang ihm dies für eine kurze Zeit. Er reiste selbst von Stadt zu Stadt, überall thätig, überall kräftig in die Verwaltung eingreifend; zweimal kam er auf diesen Rundreisen nach Berlin. Dem Handel und Verkehr schuf er neue Bahnen, den in Verwirrung geratenen Besitzstand zwischen Herrschaft und Unterthanen ordnete er und stellte ihn gesetzlich fest, wie sein Landbuch uns noch heute beweist. Zum Unglück für die Mark starb Karl IV. schon im Jahre 1378, und derselbe Zustand der Not, der Unsicherheit und Rechtlosigkeit, wie er vor dem Regierungsbeginn Karls in den Marken geherrscht hatte, kehrte nach seinem Tode in erhöhtem Maße zurück.

Karls Sohn Sigismund, sein Erbe in der Kurmark, kümmerte sich um diese nur insoweit, als er bestrebt war, möglichst große Geldsummen aus den Unterthanen herauszupressen; er ließ die Mark durch Statthalter verwalten, und als ihm endlich selbst diese Art von Regierung noch unbequem wurde, verpfändete er sie an seine Vettern, die Herzöge Jobst und Procop von Mähren.

Jobst wurde nun der Herrscher der Mark, denn sein Bruder Procop nahm keinen Anteil an den Regierungsgeschäften. Für Jobst, einen schmutzig geizigen und habsüchtigen Mann, war die Uebernahme der Mark lediglich eine Geldspekulation. Auch er übergab die Regierung Statthaltern, welche die Aufgabe erhielten, in möglichst kurzer Zeit möglichst viel Geld zusammenzuscharren. Für Geld war dem Markgrafen Jobst alles feil, für Geld verkaufte er Rechte und Freiheiten an Adlige und Städte und sah gern durch die Finger, wenn einzelne Mächtige und Reiche das Land mit ihren Kriegerscharen durchzogen und brandschatzten.

Der Adel der Mark kümmerte sich um den schwachen Herrscher wenig oder gar nicht. Die großen Güterbesitzer befestigten ihre Schlösser und warben das im Lande herumziehende Raubgesindel an. Auf jedem adligen Schlosse wurden große Scharen von Reisigen und Knappen gehalten, und mit diesen führten die Adligen Krieg, teils untereinander, teils und noch lieber mit den Städten. Diese Kriege waren kaum etwas anderes als

Verzeichnis der Abbildungen.



Erste Abteilung.

Berlin im 14. Jahrhundert.



Erstes Kapitel.

Fünfhundert Jahre! Ein halbes Jahrtausend schauen wir zurück in die Geschichte unserer Stadt. Von den jetzt mit prächtigen palastähnlichen Häusern besetzten breiten Straßen der Weltstadt, welche den geistigen Mittelpunkt für ganz Deutschland bildet, wenden wir den Blick nach jenen beiden von öden Heiden, Sümpfen und Sandfeldern umgebenen kleinen Städtchen, aus denen die deutsche Reichshauptstadt erwachsen ist.

Nur getrennt durch die Spree lagen an beiden Ufern des Flusses die Schwesterstädte Berlin und Cöln inmitten der ödesten, unwirtlichen Gegend. Bis an die Thore der beiden Städte erstreckten sich, nur selten unterbrochen von einigen wenig fruchtbaren Feldern und Wiesen, sandige Heiden und Sümpfe, von denen heute zum Teil fast keine Andeutung mehr zu finden ist, welche man kaum dem Namen nach mehr kennt. Wer erinnert sich heute noch der Myrica, jener mit Elsen durchwachsenen Sumpfgegend, welche sich von Treptow bis zur Unterspree, zum Dorfe Lietzow hinzog? Wer kennt noch die Hasenheide, nicht die heutige, nach der unsere guten Berliner täglich ziehen, um sich vom Straßenstaub im Heidestaub zu erholen, sondern jene Hasenheide, welche fast den gesamten zwischen Berlin und der Panke belegenen Höhenzug bedeckte und von der heute keine Spur mehr zu finden ist? Ein großer Teil des heutigen Berlin, das Spandauer Stadtviertel und ein Teil der Königsstadt, erhebt sich auf dem Boden dieser alten Hasenheide.

Die Schwesterstädte hatten in der Mitte des 14. Jahrhunderts, jetzt also vor etwa 550 Jahren, schon eine nicht unbedeutende Macht.*) — Um-

*) Wir führen unsere Leser in die Städte Berlin und Cöln, wie sie sich in der Mitte des 14. Jahrhunderts etwa darstellen; über die älteste, noch in ein tiefes Dunkel gehüllte Geschichte derselben wollen wir hier einige flüchtige Notizen nachholen.

Aus kleinen Fischerdörfern, deren Alter zu berechnen unmöglich ist, hatten sich Berlin und Cöln schnell zu mächtigen Städten erhoben. Cöln wird zuerst als Stadt genannt. Schon im Jahre 1232 erhielt es das Stadtrecht, von Berlin hört man im

geben von festen Mauern und tiefen Gräben, bewohnt von einem kräftigen, wehrhaften Bürgergeschlecht, boten sie dem räuberischen Adel jener Zeit kühn die Stirn. — Während auf dem platten Lande ringsum nirgends Sicherheit der Person und des Eigentums war, gaben die Städte dem Verfolgten Schutz und nahmen ihn auf in ihre Gemeinschaft. Handel und Gewerksthätigkeit, welche auf dem Lande der allgemeinen Unsicherheit wegen nirgends erblühen konnten, zogen sich daher in die Städte und schufen in diesen ein reges, geistiges Leben; — so waren auch Berlin und Cöln der Mittelpunkt des gewerblichen Lebens für einen großen Teil der Mark Brandenburg um so eher geworden, als ihre günstige Lage an der schiffbaren Spree ihnen große Vorteile für Handel und Verkehr bot, und als sich in ihnen die Landstraßen von Nord nach Süd, von Ost nach West kreuzten und dadurch einen regen Verkehr von fremden Kaufleuten herbeiführten.

Werfen wir einen Blick auf die Schwesterstädte und sehen wir, wie sie sich in jenen Tagen dem Beschauer dargestellt haben mögen. Von der Mitte zwischen beiden Städten, von jener langen Brücke aus, welche sie verband, der heutigen Kurfürstenbrücke, wollen wir unsere kurze Wanderung beginnen.

Von der Stadt Cöln aus betreten wir die lange Brücke. Wir schauen rückwärts nach dem weiten Platz, der heute der Schloßplatz heißt, und auf dem sich der gewaltige Bau des königlichen Schlosses erhebt. Das Schloß existierte damals noch nicht; erst der zweite Hohenzoller, jener, den das Volk den Eisernen nannte, hat es, wie wir später erzählen werden, zu bauen begonnen; dafür aber stand auf dem Platz etwa in der Mitte des jetzigen Schloßplatzes ein anderes Gebäude, die Kirche der schwarzen Brüder, der Dominikaner. Der in gotischem Stile zierlich erbaute Glockenturm, dessen Geläute als das schönste der beiden Städte galt, bildete das Thor des Kirchhofes; hinter demselben erhob sich das Kirchengebäude selbst mit seinen zwei gotischen Türmen, im Grundriß mit der Form eines Kreuzes. Die Kirche war umgeben von Buden, in denen gar manche Handelsartikel, schöne Rosenkränze und Kruzifixe, geweihte Kerzen u. s. w. zum Verkauf geboten wurden, denn man liebte es in jener Zeit, dergleichen Artikel in nächster Nähe der Kirche zu haben, damit die Gläubigen nicht zu weit danach zu wandern hätten. Der weite Weg, so dachte man mit Recht, möchte leicht die Kauflust verringern, die durch den Kirchenbesuch und das Priesterwort angeregt worden war. Von der Brüderstraße, welche ihren Namen nach dem

---

Jahre 1244 zum ersten Male, und wenige Jahre später erhielt es ebenfalls Stadtrechte. — Gegründet wurden beide Städte zum Schutze der deutschen Eroberungen gegen die Wenden. — Ueber die Entstehung der Namen Berlin und Cöln ist viel recht fruchtlos von gelehrten Forschern geschrieben und gestritten worden, wir wollen hier nur einige Andeutungen des um die Berliner Geschichtskunde hochverdienten Fidicin, dessen treffliche Arbeiten uns für diesen frühen Abschnitt der Geschichte Berlins und Cölns hauptsächlich zur Richtschnur gedient haben, wiederholen. Cöln heißt in wendischer Sprache ein Hügel, und diesem Wort verdankt daher wohl die auf einer hügeligen Spreeinsel gebaute Stadt ihren Namen. Ueber die Herleitung des Namens Berlin existieren eine große Anzahl verschiedener Annahmen. Die Thatsache, daß alte Urkunden nicht zu Berlin, sondern zum Berlin schreiben und daher die Stadt das Berlin nennen, spricht wohl dafür, daß auch hier die alte wendische Bezeichnung — der Berlin — für „Platz" den Ursprung des Namens bildet.

Kloster der schwarzen Brüder führt, zog sich in einem weiten Halbkreise die Klostermauer hin, an welche sich die Festungsmauer von Cöln anschloß; diese führte längs der heutigen Schloßfreiheit quer über den Lustgarten bis nach der Spree, wo ein starker runder Turm stand. Der Teil des jetzigen Lustgartens, der außerhalb der Mauer lag, war eine sumpfige, mit Erlengebüsch bewachsene Wiese, der jetzige Schloßplatz aber eine Sandsteppe, die nächst der Mauer zur Anhäufung von Schutt und Unrat benutzt wurde.

Links von uns, wenn wir nach Berlin schauen, dicht am Ufer der Spree bei der langen Brücke, stand eine Bude, in welcher ein Bader wohnte, und daß sie dort stand, war ein Glück, denn der Bader wurde gerade auf jenem Platz recht häufig gebraucht, um die Wunden zu verbinden, welche sich unsere guten Vorfahren bei Prügeleien auf dem öden Platze holten. Die müden Kämpfer konnten sich nach beendigtem Streit dort mit einem Bade von Schweiß und Blut reinigen. Welcher Ort hätte auch geeigneter zu einer kräftigen Schlägerei sein können als jener, und wo bot sich bessere Gelegenheit dazu? Nicht fern, auf der langen Brücke stand das gemeinschaftliche Rathaus der Schwesterstädte, da saß und beriet der gemeinschaftliche Rat von Berlin und Cöln, da wurde oft schweres Gericht gehalten, und was die weisen Herren drinnen debattierten, das besprach draußen das Volk.

Berlin und Cöln waren Schwesterstädte, seit einem halben Jahrhundert zu gemeinschaftlicher Verwaltung vereinigt; aber Schwestern leben nicht immer friedlich miteinander, sie zeigen sich oft genug eifersüchtig und liegen sich wohl gar in den Haaren, wenn sie sich auch endlich wieder vertragen. So geschah's auch in Berlin und Cöln. Häufig genug strömten die Berliner über die lange Brücke und das Gerönne des Mühlendammes, den einzigen Verbindungen der beiden Städte, und dann gab's heftige Worte und oft auch harte Schläge wegen irgend einer Kleinigkeit; besonders sahen die Cölner scheel auf Berlin, denn Cöln war die ältere Stadt, und doch hatte sich Berlin schneller und mächtiger entwickelt und stand in größerem Ansehen in den Marken. Jahrhunderte hat es gedauert, ehe sich diese Eifersucht ganz verwischt hat, bis beide Städte verwachsen sind zu der einen großen Weltstadt Berlin.

Doch setzen wir unsern Weg fort über die hölzerne lange Brücke, welche ihren Namen damals mit vollem Rechte führte, denn lang war sie in der Thai. Die heute in ein enges Steinbett eingedämmte Spree breitete sich damals weiter aus und teilte sich in zwei Arme, deren einer etwa dem jetzigen Stromlauf folgte, der andere wahrscheinlich die heutige Heilige Geiststraße hinabfloß. Zwischen beiden lag in der Gegend der heutigen Burgstraße eine sumpfige Insel, über diese sowie über beide Arme der Spree führte die lange Brücke. Auf der langen Brücke oder an derselben auf jener sumpfigen Insel und mit dem Zugang von der Brücke lag das gemeinschaftliche Rathaus der beiden Städte. Ein hölzernes, mit roher Pracht aufgeführtes, mit Schnitzereien reich verziertes Gebäude. Wo eine freie Wand sich darbot, hatte man dieselbe benutzt, um kunstvolle Malereien oder die Wappen der Schwesterstädte anzubringen. Von dem Dache wehten die Fahnen Berlins und Cölns sowie die anderer befreundeter, dem märkischen Städtebündnis angehöriger Orte. Der Giebel war nicht nach Berlin und nicht nach Cöln gekehrt, denn darin hätte ja ein Vorzug der einen oder der anderen Stadt

bestanden, und keine durfte verletzt werden; so hatte man ihn denn nach der unparteiischen Spree hinaus gebaut. So schildert uns der Dichter, dessen klarer Blick in die dunkeln Tiefen einer halb verschollenen Vergangenheit dringt, jenes alte Rathaus, und wir wollen ihm glauben, wenn er auch historische Beweise für seine Schilderung nicht anzuführen vermag.

Wir schreiten weiter bei dem Rathaus vorbei und verlassen die lange Brücke, um in die ungepflasterten, schmutzigen Straßen zu treten. Geradeaus vor uns liegt die heutige Königsstraße, welche damals aber noch nicht diesen Namen führte, die Häuser an ihrer linken Seite hießen: Bei der langen Brücke im Heiligen Geistviertel, die zur rechten: Bei der langen Brücke im St. Niklasviertel. Nicht gar zu weit vor uns, etwa da wo die heutige Königsstraße und die Neue Friedrichstraße sich treffen, endet schon die Stadt; dort liegt das mit einem eisernen Fallgatter versehene Oderberger Thor, ein massives viereckiges Gebäude, durch welches ein gewölbter Gang führt. Zu unserer Rechten breitet sich die Altstadt Berlin aus mit dem ältesten Markte der Stadt, dem heutigen Molkenmarkt, und der ältesten Kirche, der Nikolaikirche, zu unserer Linken die neue Stadt mit dem Neuen Markte und der Marienkirche, beide aber in engen Grenzen; nach wenigen Minuten kann ein rüstiger Fußgänger nach allen Seiten hin die Stadtmauer erreichen. Von einem bei der Spree an der Paddengasse gelegenen großen Turm aus zog sich die Mauer zu einem andern Turm, der auf dem Hofe des jetzigen Waisenhauses stand, von diesem aus ging sie mit einem Ausbuge nach dem Stralauer Thor, welches sich zwischen dem Waisenhaus und der Stralauerstraße Nr. 2 befand, und dann nach dem Oderberger Thor, von diesem nach dem Spandauer Thor, welches da lag, wo jetzt die Häuser Nr. 1 und 81 der Spandauer Straße befindlich sind. Vom Spandauer Thor aus bis zur Spree lief die Mauer zwischen dem Heiligen Geist-Hospital und der Neuen Friedrichstraße zu einem Turm, der dicht am Spreeufer der alten Börse gegenüber stand, dann führte sie zu einem andern Turm, der etwa auf der Stelle des früheren, jetzt dem Durchbruch der Kaiser Wilhelmstraße zum Opfer gefallenen Joachimsthalschen Gymnasiums stand, und endete an einem Kanal, der vom Neuen Markt in die Spree führte, mit einem kleinen Turm in der Gegend der jetzigen Kaiser Wilhelmbrücke.

Innerhalb dieser engen Grenzen, welche noch bei weitem nicht vollständig durch Häuser ausgefüllt waren, erhob sich das alte Berlin. Um auch zugleich das alte Cöln in seinem geringen Umfange zu zeichnen, wollen wir die Stadtmauer am andern Ufer der Spree weiter verfolgen. Wir kennen sie schon am Lustgarten und Schloßplatz, von dort zog sie sich zu einem alten Turm an der Ecke der Spreegasse, dann zum Teltower Thor (welches später St. Gertraudsthor genannt wurde und zwischen den beiden Eckhäusern der jetzigen Gertraudenstraße 13 und Friedrichsgracht 48 stand), und von dort zum Cöpenicker Thor (an der heutigen Roßstraßen-Brücke); sie endete bei einem Turm am Ende der Fischerstraße nahe der Spree.

Schauen wir uns nun ein wenig in den Straßen um, so bietet sich uns ein wenig angenehmer Anblick dar. Kleine, stets nur von einer Familie bewohnte Holzhäuser*) standen mit den Giebeln nach der Straße zu gerichtet.

*) Die leichte Bauart der Häuser in Berlin und Cöln mußte naturgemäß häufige und gefährliche Feuersbrünste zur Folge haben, welchen auch durch strenge Polizeivor-

Die winzigen Fenster, durch deren trübe Hornscheiben nur ein schwaches Licht in das Innere fiel, mußten einen überaus ärmlichen Eindruck machen. Nur die Eckhäuser waren der Feuersgefahr wegen von Stein gebaut und ebenso die Häuser einiger vornehmen, reichen Bürger, welche sich auch durch helle Glasfenster und Ziegeldächer auszeichneten, während die kleineren Gebäude ein düsteres, verwittertes Schindeldach trugen. Die Häuser standen fast sämtlich einzeln; zwischen ihnen zogen sich Gänge hin, aus denen oft ein unerträglicher Geruch hervorströmte, denn man benutzte diese Zwischenräume zu Kloaken. Die Straßen waren nur zum Teil gepflastert, — sie wurden von den Bürgern ohne Scheu zur Aufsammlung des Düngers benutzt; große Misthaufen türmten sich zur Seite der Hausthür auf, denn die meisten Bürger waren zu dieser Zeit Ackerwirte und Viehhalter. Auf dem Markte und den Kirchenplätzen wurde Kehricht und anderer Unrat in so großen Haufen aufgeschüttet, daß es oft fast gefährlich war, die Plätze zu passieren, daran aber kehrten sich unsere Vorfahren nicht viel, sie waren eben an das Leben in der schmutzigen Stadt gewöhnt, und wenn sie durch die Straßen gingen, hier über einen Misthaufen stolperten, dort um einen vor dem Hause aufgestellten Schweinekoben herumgehend, auf einer anderen Stelle über ein Schmutzloch springen mußten, so fanden sie dies ganz in der Ordnung, denn jeder wußte, daß vor seinem eigenen Hause der Schmutz nicht geringer sei. Gegen dergleichen kleine Unannehmlichkeiten waren die alten Berliner abgehärtet, und so wenig einladend auch der Aufenthalt auf den Straßen sein mochte, so wurden dieselben doch mehr noch als heute benutzt; die Handwerker arbeiteten häufig genug im Freien, weil ihnen die trübe Hornscheibe nicht Licht genug gewährte, und auch der Verkauf zur Schau gestellter Waren fand nicht in verschlossenen Läden, sondern meist in offenen Schragen statt.

So sah es in den Straßen Berlins, so sah es auch in denen von Cöln aus, nur wenige öffentliche Gebäude zeigten eine stattlichere Bauart, so das Rathaus auf der langen Brücke und die alten Rathäuser in Berlin und Cöln, die Petrikirche und das Dominikaner-Kloster in Cöln, die Nikolai- und Marienkirche und das Graue Kloster in Berlin, das Beghinenhaus und das hohe Haus

---

schriften nicht ganz vorgebeugt werden konnte. Jeder Bürger mußte bei Feuersbrünsten, und wenn es der Rat befahl, ein Gefäß mit Wasser vor die Thür setzen, dessen sich die Löschmannschaften gleich bedienen konnten. Entstand ein Feuer, dann ertönte sofort die Sturmglocke, und die Bürger mußten mit ihren Waffen nach den Alarmplätzen ziehen; jeder war verpflichtet, beim Löschen hülfreiche Hand zu leisten. — Trotz aller solchen Vorsichtsmaßregeln, und obgleich für eine hinreichende Menge von Straßenbrunnen gesorgt war, wütete doch mehrfach das Feuer in der Stadt mit verzehrender Glut. In den Jahren 1348 und 1380 wurde Berlin fast gänzlich in Asche gelegt. Das wahrscheinlich von Mordbrennern angelegte Feuer, welches am 10. August 1380 ausbrach und zwei Tage brannte, zerstörte selbst das massive Berliner Rathaus sowie die Nikolai- und Marienkirche; es gab die Veranlassung zu einem etwas solideren Aufbau der Stadt; man fing an, massiv zu bauen. Von den nach dem Brande 1380 neu gebauten Häusern war bis vor kurzem nur noch ein einziges, aber auch längst den Ansprüchen der Neuzeit gemäß umgeformtes, mit Sicherheit nachzuweisen, das Haus in der Spandauerstraße 49. — Es gehörte dem hochangesehenen Geschlechte der Blankenfelde und ist damals von dem Bürgermeister Paul Blankenfelde erbaut worden. Trotz späterer Reparaturen war doch der ursprüngliche Baustil erkennbar geblieben.

(das jetzige Lagerhaus in der Klosterstraße), in welchem die Landesfürsten meist während eines kurzen Aufenthalts in Berlin ihre Wohnung aufschlugen.

Trotz ihrer engen schmutzigen Straßen, trotz ihrer damals noch nicht beträchtlichen Einwohnerzahl, welche in Berlin und Cöln zusammen kaum mehr als 6000 Seelen betragen mochte, waren die Schwesterstädte doch in jener Zeit schon eine Macht; sie verdankten ihren Einfluß der starken Befestigung, mit der die Städte umgeben waren, welche sie gegen jeden Handstreich einer raublustigen Schar schützte, ja selbst der Belagerung durch einen größeren Heerhaufen Trotz bot. Die Mauern, welche die Städte umgaben, waren sehr fest. Der untere Teil war von Feldsteinen, der obere von Mauersteinen ausgeführt; so erhoben sie sich in einer Dicke von 6 Fuß zu 30 Fuß Höhe. Mächtige Türme dienten zur weiteren Befestigung, und auch die Stadtthore waren mit Türmen versehen. Außer den Mauern mit ihren Türmen dienten, wie bei allen Städten im Mittelalter, auch in Berlin und Cöln mächtige Wälle und tiefe Gräben zur Befestigung der Stadt. In der ganzen Ausdehnung der jetzigen Neuen Friedrichstraße zogen sich doppelte Gräben um die Stadtmauer. Bei Cöln war die Anlegung von Gräben zum Teil durch eine natürliche Wasserbefestigung, durch die damals vorhandenen vielen kleinen Abzweigungen der Spree unnötig gemacht. Außer auf Wall und Gräben war bei der Befestigung auch auf äußere Verteidigungsmittel Rücksicht genommen. Man mußte die städtischen Ländereien gegen plötzliche Ueberfälle raublustiger Adligen und selbst gegen Räuberbanden schützen, welche unabläßig das Land unsicher machten, und hatte zu diesem Zwecke selbst in ziemlicher Entfernung von den Städten Befestigungswerke errichtet. Da waren tiefe Gräben angelegt und feste Wachttürme gebaut, die von stets kampfbereiten Bürgern besetzt wurden. Die Türme dienten zum Teil nur zum Aufenthalt der wachehaltenden Mannschaften, dann hießen sie Warten, zum Teil aber waren sie auch geräumig genug, um bei einem plötzlichen Ueberfall die aus den offenen Dörfern mit ihren Viehherden flüchtenden Landleute in sich aufzunehmen, dann wurden sie Burgfrieden genannt.

Alle diese Befestigungswerke, so kräftig gebaut und so trefflich sie angelegt waren, würden dennoch nicht vermocht haben, die Städte in jener gefahrvollen Zeit zu sichern, wenn nicht die Bürgerschaft von einem kühnen Kampfesmut, der sie in keiner Gefahr verließ, beseelt gewesen wäre. Wehrhaft und ehrhaft, dies waren in jener wüsten Zeit fast gleichbedeutende Worte. Schande dem Manne, der nicht zum Schutze seiner Freiheit, seiner Familie und seines Eigentums kräftig die Waffen zu führen verstand! Selbst die Priester vertauschten oft genug die Kutte mit dem Panzer, das Kruzifix mit dem Schwerte und zogen mit in die Schlacht. Wir haben viele Beispiele von hohen Kirchenfürsten, welche die Heere als Feldherrn angeführt, von Mönchen, die als Soldaten in Reihe und Glied tapfer gekämpft haben.

Jeder Bürger war zum Waffendienst verpflichtet und in ihm geübt. Er mußte sich eine Rüstung und ein Schwert halten, die übrigen zur Verteidigung der Stadt notwendigen Waffen wurden in der Rüstkammer aufbewahrt und den Kämpfern, wenn es not that, überliefert. Die Gewerke und die gemeine Bürgerschaft bildeten besondere Kompagnien und standen unter dem Befehle ihrer Hauptleute. — Wenn die Stunde der Gefahr kam, mußte jeder bereit sein, auf die Mauer zu eilen, um die Stadt zu verteidigen,

nur Krankheit oder Altersschwäche erlaubten eine Ausnahme. Nur wenn die Kriegsgefahr nicht eben drohend war, nahm der Rat, wohl um den Bürgern den beschwerlichen Wachdienst zu erleichtern, fremde Kriegsleute in Sold und übertrug den Befehl über diese irgend einem Ritter, der sich bereit zeigte, in den Dienst der Städte zu treten; so waren im Jahre 1373 die Ritter Thiele Selchow und Hermann Bardeleben Hauptleute des gemieteten Kriegsvolks; die Pflicht der Bürger, selbst die Waffen zu ergreifen, wenn das Wohl der Stadt es erforderte, wurde dadurch nicht aufgehoben. Sobald der Stadt eine Gefahr nahte, wurde von den Wächtern auf den Türmen das Lärmsignal gegeben. Die Kirchenglocken riefen zu den Waffen. Die Trommeln wirbelten, die Sturmglocken tönten, aus allen Häusern kamen die Bürger und eilten nach den Sammelplätzen, welche für jedes Quartier der Stadt bestimmt waren. Der Viertelsmeister führte sie zu dem allgemeinen Sammelplatz, in Berlin nach dem Neuen Markt, in Cöln nach dem Petriplatz am Ausgange der Brüderstraße. Die Hauptleute und Fähnriche ordneten die kampfeslustigen Scharen und entsendeten so viel Mannschaften, wie zur Verstärkung der Wachen auf den Mauern und an den Thoren notwendig waren, zu diesen. Im Rathaus auf der langen Brücke hatte sich inzwischen der Rat der Stadt versammelt und blieb dort thätig, solange die Gefahr dauerte. Von hier ergingen die Befehle an die Bürgerschaft, welche mit strengster Pünktlichkeit befolgt wurden. Nahte ein starkes feindliches Heer, dann ritten sofort Boten nach allen Richtungen aus, um die befreundeten Städte zu Hülfe zu rufen, und Scharen bewaffneter Bürger zogen vor die Thore nach den Stadthütungen und trieben in höchster Eile die reichen städtischen Viehherden heim, denn der Raub derselben war in der Regel die erste That des Feindes.

Ertönten die Sturmglocken in dunkler Nacht, dann erhellte sich plötzlich die Stadt, vor alle Häuser wurden eiserne Pfannen mit brennendem Kien gestellt. Solche Leuchtpfannen brannten während der Nachtzeit auf den Rathäusern und den steinernen Eckhäusern der angesehenen Bürger fortwährend, die geringeren Bürger waren zur Aufstellung derselben nur verpflichtet, wenn das Alarmsignal ertönte. Bei solcher Vorsicht, welche auch im tiefsten Frieden nicht nachließ — die Thore waren fortwährend sorgfältig bewacht, kein Verdächtiger durfte eingelassen werden, und sobald eine Schar Bewaffneter sich näherte, mußten sofort die Flügel geschlossen werden, — bei dem kühnen Mut, welchen die Bürger in jedem Kampfe entfalteten, gelang es ihnen, jeden Angriff auf ihre Stadt zurückzuschlagen. Die Bürger Berlins in jenen Zeiten waren ein kühnes, trotziges Geschlecht, sie vertrauten auf ihre eigene Kraft, und sie hatten recht daran, denn Schutz fanden sie nur, wenn sie sich selbst schützen konnten.

Die Macht der Landesherren war seit langer Zeit in den Marken erschüttert und endlich fast auf Null herabgesunken; die Markgrafen kümmerten sich außerdem nicht viel um Berlin, sie hatten noch nicht ihre bleibende Residenz in dieser Stadt, sondern kamen nur von Zeit zu Zeit, um auf wenige Tage oder Wochen im hohen Hause zu wohnen und etwa einen Landtag abzuhalten. Von einer Vorliebe der Markgrafen für Berlin konnte nicht wohl die Rede sein und ebensowenig von einem besonderen Schutz, den sie etwa den Schwesterstädten hätten angedeihen lassen; in der That waren sie auch kaum

imstande, viel zu thun, sie mußten im Gegenteil oft genug selbst die Hülfe der Städte in Anspruch nehmen, um sich die Herrschaft im Lande zu erhalten.

Im Jahre 1319 war Markgraf Waldemar aus der anhaltinischen Linie gestorben. Seitdem waren neunundzwanzig Jahre verflossen, als eines Tages sich vor den Thoren des erzbischöflichen Schlosses in Magdeburg ein alter Mann meldete, der gebückt am Stabe einherschritt, und dessen Pilgerkleidung ihn als einen aus dem gelobten Lande Zurückkehrenden bezeichneten. Er bat die Wächter, daß sie ihn zum Erzbischof führen möchten, als er aber eine abschlägige Antwort bekam, da flehte er um einen Becher Wein von der erzbischöflichen Tafel zur Stärkung seines müden, kranken Körpers. Der Wunsch wurde gewährt. Der Greis erhielt den Becher und labte sich an dem köstlichen Wein, dann zog er vom Finger einen goldenen Ring, warf ihn in den Becher und befahl dem Diener, denselben dem Erzbischof zu überbringen. Erstaunt erkannte der Erzbischof in dem Ringe den Siegelring des längst verstorbenen Markgrafen Waldemar von Brandenburg. Er glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen und befahl, daß der Pilger schnell vor ihn geführt werde. Als der Greis im Prachtgemach des Erzbischofs erschien, da richtete er stolzer und kräftiger sich empor, da strahlte aus seinen Augen ein mächtiges Feuer, und als er den Erzbischof nun anredete, glaubte dieser fast ein Gespenst vor sich zu sehen, denn er erkannte in dem Bettler den totgeglaubten Markgrafen Waldemar von Brandenburg, der schon neunundzwanzig Jahre in der Fürstengruft des Klosters Chorin ruhte; bald genug aber überzeugte er sich, daß er nicht ein Gespenst, sondern einen Mann von Fleisch und Bein vor sich habe. Der Pilger erzählte ihm, daß er in der That der totgeglaubte Markgraf sei. Er habe vor dreißig Jahren den festen Entschluß gefaßt, einen Pilgerzug nach dem gelobten Lande zu thun, weil ihn Gewissensbisse darüber gepeinigt hätten, daß er mit seiner Gattin in zu nahem Grade verwandt sei. Da er vorausgesehen, daß der Adel der Mark ihn an der Ausführung seines Entschlusses hindern werde, habe er zu einer Täuschung seine Zuflucht genommen. Eine fremde Leiche sei im Kloster Chorin begraben, er aber, der Markgraf, sei nach Palästina gewandert in der festen Ueberzeugung, daß die Erbfolge in Brandenburg seinem Stamme gesichert sei. Jetzt kehre er nach langen Jahren zurück und finde zu seinem Staunen und zu seiner Trauer, sein geliebtes Land seufzend unter der Willkürherrschaft der fremden Bayern; deshalb wolle er sein gutes Recht wieder ergreifen und den ihm gebührenden Thron aufs neue besteigen. — Die ganze Erzählung des Greises klang so seltsam, so abenteuerlich, so unglaublich, daß der Erzbischof kaum wagte, derselben Vertrauen zu schenken; aber je mehr er dem Pilger ins Antlitz schaute, je klarer traten ihm auch die bekannten Züge des alten Markgrafen von Brandenburg entgegen, und als er nun mit dem Greise sich in ein langes Gespräch einließ, da erinnerte ihn dieser an so viele Familienereignisse, an so viele kleine gemeinschaftlich erlebte Begebnisse, welche nur der Markgraf von Brandenburg wissen konnte, daß ihm jeder Zweifel schwand; er erkannte in dem Bettler den Markgrafen Waldemar an und wurde sein Schirm und sein Schutz.

Das Volk in der Mark Brandenburg empfing freudig die Kunde, daß sein alter, geliebter Fürst wieder auferstanden sei von den Toten, denn es haßte den damaligen Markgrafen Ludwig von Bayern, der stets nur bestrebt

war, durch harte und drückende Steuern Geld aus dem Lande zu ziehen. Adel und Volk der Mark waren gleichmäßig erbittert gegen den fremden Fürsten, mit dessen ganzem Wesen, mit dessen Sitten sie sich niemals vertraut machen konnten. Der leichtfertige Ludwig hatte vielfache Liebesverhältnisse mit den schönen Märkerinnen angeknüpft, um sich in den Armen derselben von den trüben Stunden, welche sein Ehebund mit Margarethe Maultasch ihm brachte, zu erholen. Er hatte dadurch jede Liebe und Achtung bei den Märkern verloren. Der alte Markgraf wurde vom Volke mit Jubel begrüßt. Wohin er kam, überall flog ihm die Liebe des Volkes entgegen.

Vergeblich machte Ludwig bekannt, daß ein frecher Betrüger das Vertrauen des Volkes mißbrauche. Jener falsche Waldemar sei ein Müller, Jacob Rehbock aus Hundeluft, der längere Zeit bei dem Verstorbenen als Leibknappe im Dienst gestanden und dadurch Kenntnis von manchen Familienverhältnissen desselben erhalten habe. Er benutze jetzt eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Markgrafen Waldemar, um das Volk zu täuschen. Von den neidischen Fürsten sei der Betrüger in manche Geheimnisse eingeweiht worden, um seine Rolle spielen zu können. Vergeblich kam Ludwig, der sich in seiner Heimat aufgehalten hatte, selbst nach der Mark, er vermochte dennoch das Volk nicht zu überzeugen, vielleicht weil dasselbe sich nicht überzeugen lassen wollte.

Waldemar eroberte mit wunderbarer Schnelligkeit das ganze Land, die meisten Städte erkannten ihn freudig an, auch die Schwesterstädte Berlin und Cöln, — nur Spandau, Frankfurt und Brietzen, welches dadurch den Namen Treuenbrietzen sich erworben hat, hingen mit unerschütterlicher Treue dem Bayernfürsten Ludwig an. Am 21. September 1348 erschien Waldemar mit seinen Freunden, dem Grafen Albrecht von Anhalt und dem jungen Herzog Rudolph von Sachsen in Berlin. Er machte den Schwesterstädten weitreichende Zugeständnisse, und diese mögen vielleicht mehr als der Glaube an sein Recht die trotzigen Bürger zu seiner Anerkennung bewogen haben; er bestätigte nicht nur seinen „lieben, getreuen Bürgern von Berlin und Cöln“ alle ihre Rechte und Freiheiten, er versprach ihnen nicht nur, die im Lande angesessenen Ruhestörer zu verfolgen und deren feste Schlösser zu zerstören, er stellte ihnen sogar frei, wenn er sein Wort nicht halte, einen andern Landesherrn zu wählen. Solchen Versprechungen verdankte es Waldemar, daß ihm die Städte der Mark so schnell zufielen. Für den Kaiser Karl IV. bot der merkwürdige Handel eine höchst erwünschte Gelegenheit,



Siegel der Stadt Berlin aus dem Jahre 1253.

Partei gegen Ludwig zu nehmen und diesen durch die Anerkennung seines Gegners zu schwächen. Er forderte eine Anzahl Fürsten, welche früher mit dem Markgrafen Waldemar aufs genaueste persönlich bekannt gewesen waren, auf, vor ihm zu erscheinen, und ihr Zeugnis abzulegen. Als nun diese Fürsten eidlich erklärten, Waldemar sei wirklich der echte Sprosse der Askanier, der rechtmäßige Markgraf von Brandenburg, da erkannte auch Karl IV. ihn an und belehnte ihn am 2. Oktober 1348 mit der Mark.

Ludwig von Bayern war keineswegs willens, sein Recht ohne Kampf aufzugeben. Er suchte und fand Verbündete. Die Mark Brandenburg, welche ohnehin durch eine Pestepidemie schwer heimgesucht war, wurde der Schauplatz verheerender Kriege. Auch Berlin hatte in denselben zu leiden, denn der Dänenkönig, welcher dem Kurfürsten ein Heer zur Unterstützung sendete, belagerte die Stadt; da aber erprobten sich die festen Mauern und tiefen Gräben und vor allem der kühne, wehrhafte Sinn der Bürger. Berlin hielt die Belagerung aus, und als der Herzog von Mecklenburg, ein Bundesgenosse Waldemars, zum Entsatz herbeieilte, mußten die Dänen die Belagerung aufheben.

Wie Karl IV. Waldemar als Markgrafen von Brandenburg anerkannt hatte, nicht weil er von dessen Recht überzeugt war, sondern um Ludwig von Bayern zu schaden, so zögerte er auch nicht, ihn preiszugeben, sobald ihm dies vorteilhaft erschien. Als ihm in der Person des Grafen Günther von Schwarzburg ein Gegenkaiser von vier feindlichen Kurfürsten entgegengestellt wurde, suchte er diese durch Versprechungen und Zugeständnisse für sich zu gewinnen und zum Verrat an Günther von Schwarzburg zu bewegen. Dies gelang ihm, denn kein Preis war ihm zu hoch. Auch Ludwig von Bayern wurde von ihm gewonnen und zwar um den Preis der Mark Brandenburg. Waldemar konnte sich dort nur halten durch die Anerkennung des Kaisers. Freilich hatte Karl Waldemar selbst als echten Sprossen der Askanier anerkannt, ihn mit der Mark feierlich belehnt; aber es kam ihm nie auf einen Wortbruch an, er erklärte jetzt plötzlich Waldemar für einen Betrüger! Hatte er früher die Freunde Waldemars für die Echtheit des Askaniers eidlich vernommen, so berief er jetzt dessen eifrigste Feinde und forderte ihr eidliches Zeugnis, welches natürlich gegen Waldemar ausfiel. Karl verkündete nun öffentlich, daß er getäuscht worden sei, und belehnte Ludwig von neuem mit der Mark Brandenburg. Das Volk der Mark wollte sich indessen nicht nach Belieben verschenken lassen. Das zweizüngige Kaiserwort genügte den Märkern nicht, um jetzt den Fürsten im Stich zu lassen, den es noch vor so kurzer Zeit für ihr rechtmäßiges Oberhaupt erklärt hatte. Ein mörderischer Kampf wütete abermals in den Marken; endlich aber mußte Waldemar der Uebermacht erliegen. Er zog sich nach Anhalt zurück und lebte dort, von fürstlicher Pracht umgeben und bis an sein Ende von den Anhaltinern als echter Markgraf von Brandenburg anerkannt.

In der Geschichte hat Waldemar den Namen des „falschen Waldemar" erhalten. — War er es? — War der Müller Jacob Rehbock nur ein Werkzeug der treulosen Politik Karls IV.? Hatte der alte Askanier wirklich das gelobte Land verlassen, um zu seinem Volke heimzukehren und dasselbe von der verhaßten bayrischen Herrschaft zu befreien? Wer vermag heute nach einem halben Jahrtausend darüber Gewißheit zu geben? Viele gelehrte Ge-

schichtsforscher haben dicke Bände über die interessante Streitfrage geschrieben, aber gelöst ist sie noch nicht.

Kaiser Karl hatte zwar für den Moment seine Pläne auf die Mark scheinbar aufgegeben, aber eben nur für den Augenblick; er wartete auf eine günstigere Zeit, und diese kam bald genug. Nachdem Ludwig der Aeltere im Jahre 1351 die Mark an seinen Bruder Ludwig den Römer abgetreten, und dieser seinen Bruder Otto zum Mitregenten angenommen hatte, schloß Karl mit den Brüdern einen Erbfolgevertrag zu Nürnberg ab, und ehe derselbe noch zur Geltung kam, bemächtigte er sich im Jahre 1373 durch List und Gewalt der Mark. Welches auch die Mittel gewesen sein mögen, durch welche Karl IV. die Mark zu erwerben wußte, von dem Tage an, wo er die Herrschaft errungen hatte, zeigte er sich als ein sorgsamer und für das Wohl seiner Unterthanen strebender Fürst. Das Land war in einem Zustande tiefer Versunkenheit, Räuberbanden durchzogen dasselbe mordend und brennend; jeder Adlige lebte auf seinem Schlosse als ein kleiner Fürst und führte Krieg auf eigene Hand mit den übrigen Adligen und den Städten; unter dem schwachen Bayer hatte die landesherrliche Gewalt fast aufgehört.

Karl IV. war eifrig bestrebt, wieder geordnete Zustände zu begründen, und es gelang ihm dies für eine kurze Zeit. Er reiste selbst von Stadt zu Stadt, überall thätig, überall kräftig in die Verwaltung eingreifend; zweimal kam er auf diesen Rundreisen nach Berlin. Dem Handel und Verkehr schuf er neue Bahnen, den in Verwirrung geratenen Besitzstand zwischen Herrschaft und Unterthanen ordnete er und stellte ihn gesetzlich fest, wie sein Landbuch uns noch heute beweist. Zum Unglück für die Mark starb Karl IV. schon im Jahre 1378, und derselbe Zustand der Not, der Unsicherheit und Rechtlosigkeit, wie er vor dem Regierungsbeginn Karls in den Marken geherrscht hatte, kehrte nach seinem Tode in erhöhtem Maße zurück.

Karls Sohn Sigismund, sein Erbe in der Kurmark, kümmerte sich um diese nur insoweit, als er bestrebt war, möglichst große Geldsummen aus den Unterthanen herauszupressen; er ließ die Mark durch Statthalter verwalten, und als ihm endlich selbst diese Art von Regierung noch unbequem wurde, verpfändete er sie an seine Vettern, die Herzöge Jobst und Procop von Mähren.

Jobst wurde nun der Herrscher der Mark, denn sein Bruder Procop nahm keinen Anteil an den Regierungsgeschäften. Für Jobst, einen schmutzig geizigen und habsüchtigen Mann, war die Uebernahme der Mark lediglich eine Geldspekulation. Auch er übergab die Regierung Statthaltern, welche die Aufgabe erhielten, in möglichst kurzer Zeit möglichst viel Geld zusammenzuscharren. Für Geld war dem Markgrafen Jobst alles feil, für Geld verkaufte er Rechte und Freiheiten an Adlige und Städte und sah gern durch die Finger, wenn einzelne Mächtige und Reiche das Land mit ihren Kriegerscharen durchzogen und brandschatzten.

Der Adel der Mark kümmerte sich um den schwachen Herrscher wenig oder gar nicht. Die großen Güterbesitzer befestigten ihre Schlösser und warben das im Lande herumziehende Raubgesindel an. Auf jedem adligen Schlosse wurden große Scharen von Reisigen und Knappen gehalten, und mit diesen führten die Adligen Krieg, teils untereinander, teils und noch lieber mit den Städten. Diese Kriege waren kaum etwas anderes als

organisierte Raubzüge, in denen es nicht darauf ankam, den Feind etwa in einer Schlacht zu schlagen, sondern ihm durch Mord und Brand, durch Plünderung und Einäscherung unbeschützter Dörfer möglichsten Schaden zuzufügen. Eine seltsame Kriegführung! — Wenn einer der Adligen mordend und brennend in das Land des Gegners eingefallen war, sammelte dieser nicht etwa seine Mannen, um den eingedrungenen Feind zu vertreiben, ihn in offener Feldschlacht kräftig zurückzuschlagen, nein, er vergalt nur Gleiches mit Gleichem; er zog in das Land des Feindes und verbrannte dort die offenen Dörfer; derjenige war der Sieger, der von den unglücklichen Bauern die reichste Beute heimgetragen hatte. „Das Auspochen der Dörfer," dies war der Kunstausdruck für diese ritterliche Art der Kriegführung, war die Lust und Freude der adligen Herren, Mord, Raub, Brandstiftung und Notzucht ihre tägliche Beschäftigung. Auch mit den Städten wurde der Krieg seitens der Landadligen in ähnlicher Weise geführt. Nur selten wagten diese es, eine Stadt zu belagern, sie zogen es vor, die Dörfer, welche zu den Städten gehörten, auszupochen, die Landstraßen durch Reisige unsicher zu machen, harmlose Kaufleute aufzufangen, sie ihrer Waren zu berauben und sie, wenn nicht zu morden, so doch Monate lang in dumpfe Kerker gefangen zu setzen, bis sie von ihren Freunden durch bedeutende Geldsummen ausgelöst wurden.

Und solchem Unwesen that der Landesherr keinen Abbruch. Jobst fühlte dazu weder Lust noch Beruf, und auch als er im Jahre 1395 die Mark an seinen Schwager Wilhelm von Meißen versetzte, und dieser versuchte, bessere Zustände herbeizuführen, gelang dies doch nicht, denn die Zerfahrenheit aller Verhältnisse in den Marken war derartig, daß alle Bemühungen vergeblich blieben. Wilhelm von Meißen, von Ekel über eine solche Verwahrlosung durchdrungen, gab schon im Jahre 1398 das Land seinem Schwager zurück, und den Marken blieb es überlassen, sich selbst zu helfen.

Zweites Kapitel.

Die allgemeine Rechtsunsicherheit, welche im ganzen Lande herrschte, der Zustand der Gesetzlosigkeit, der es den Adeligen möglich machte, die Mark in einem fortwährenden Kriegszustande zu erhalten, die Schwäche des Landesherrn, der gegen den mächtigen Adel nichts auszurichten vermochte, hatten schon seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts den Städten der Mark die Notwendigkeit einer innigen Verbindung zu Schutz und Trutz klar dargelegt.

Bis zum Jahre 1307 waren Berlin und Cöln zwei in ihrer gesamten Verwaltung vollständig getrennte Städte gewesen, sie hatten sich oft genug selbst feindlich gegenüber gestanden, und die gegenseitige Eifersucht machte überhaupt eine Vereinigung nicht leicht; sie wäre auch wohl nicht so bald zu stande gekommen, hätte nicht der äußere Drang, die Notwendigkeit gegen die von dem räuberischen Adel drohenden Gefahren fest zusammenzustehen, sie endlich erzwungen. Als Vermittler diente dabei der Landesherr, Mark-

graf Hermann, der recht gut einsah, daß er seine eigene Macht am sichersten auf die der Städte zu gründen vermöge. — So kam denn jener für die geschichtliche Entwicklung hochwichtige Vertrag vom 7. März 1307 zu stande, in welchem sich Berlin und Cöln zu einer gemeinschaftlichen Verwaltung verbanden; sie waren dadurch der Form nach zu einer Stadt zusammengeschmolzen, indem fortan die Befestigung und Verteidigung beider Städte, die Aufbringung der Steuern und die Gerichtspflege von dem Rat gemeinschaftlich besorgt wurde. Man war bestrebt, diese Vereinigung so innig wie möglich zu machen, deshalb wurde die Bestimmung in den Vertrag aufgenommen, daß die Bürger von Cöln die Ratmannen und Schöffen in Berlin und umgekehrt die Bürger von Berlin Ratmannen und Schöffen in Cöln wählen sollten.

Die Vereinigung der Schwesterstädte zu einer gemeinschaftlichen Verwaltung trug sofort ihre bedeutungsreichen Früchte, die innere Macht Berlins wuchs dadurch schnell zu einer nicht geahnten Höhe. Die kleineren Landstädte schlossen sich an die größere Stadt an und suchten deren Schutz nach, so entstand ein märkisches Städtebündnis, welches sich im Laufe des Jahrhunderts mehr und mehr ausbreitete und immer bedeutsamere Umrisse gewann. Welche Kraft die verbündeten Städte dem Adel und selbst dem Fürsten gegenüber gewinnen konnten, das hatte die Hansa den Märkern gezeigt, diese suchten fortan das Bündnis ihrer Städte stets enger zu schließen, und Berlin und Cöln wurden der Mittelpunkt solcher Bestrebungen.

Aus den Jahren 1308, 1309, 1321, 1323, 1345, 1383, 1394 und 1399 ist eine Reihe von Verträgen bekannt, in denen sich märkische Städte mit Berlin zu Schutz und Trutz verbanden, in denen sie sich gegenseitig gelobten, jede Gewalt und jedes Unrecht, welches einer der verbündeten Städte geschehen würde, gemeinschaftlich abzuwenden. Gegenseitige Hülfe gegen fremde Kriegsmacht, gegen Räuber, Mordbrenner und Ruhestörer, Schutz aller zu den Städten gehörigen Ritter und Bürger in ihren Besitzungen und dergleichen mehr bildeten den Inhalt solcher Verträge, welche häufig genug nicht nur gegen den Raubadel, sondern auch gegen einzelne Fürsten gerichtet waren; so gelobten sich beim Erscheinen des falschen Waldemar 31 märkische Städte, unter ihnen auch Berlin und Cöln, diesem treu anzuhängen. Die Macht der Städte wurde durch diese Bündnisse eine so bedeutende, daß die Landesfürsten bestrebt sein mußten, sie für ihren Dienst zu gewinnen; sie suchten deshalb die Städte durch Gewährung aller möglichen Rechte und Freiheiten an sich zu ziehen, um ihre Unterstützung zu erlangen, und die Städte verstanden es aus diesem Bestreben Nutzen zu ziehen. Der Rat von Berlin und Cöln wußte jeden Regierungswechsel, jede Verlegenheit eines Fürsten klug zur Erweiterung der Stadtrechte auszubeuten, hierdurch bildeten sich denn nach und nach die Schwesterstädte fast zu kleinen Republiken, welche zwar noch bestimmte Abgaben an den Landesherrn zu entrichten hatten, in ihrer Selbstregierung aber vollständig unabhängig waren. Den herrschaftlichen Landgerichten waren sie nicht unterworfen, sie standen unter einem eigenen Stadtschulzen, der stets ein Berliner Bürger sein mußte; um auch diese geringe Abhängigkeit zu beseitigen, erwarb der Rat von Berlin im Jahre 1391 von dem damaligen Stadtschulzen Thiele Brück das Schultheißen-Amt mit allen Gerechtigkeiten. Markgraf

Jobst bestätigte diese Erwerbung und verzichtete zugleich auf alle landesherrlichen Rechte über die Gerichtsbarkeit Berlins, so daß fortan die Städte Berlin und Cöln sich im Besitz des höchsten Rechtes, des Blutbannes, befanden, daß sie Richter und Schöffen selbst einsetzen und über Leben und Tod richten konnten. Solche Rechte, solche Macht erzeugten in den Bürgern jener Zeit ein Vollbewußtsein ihrer Kraft, welches sie oft genug zu Ueberschreitungen ihrer Rechte hinriß, die sie mitunter schwer büßen mußten. — Die Berliner waren stets ein leicht aufgeregtes Völkchen, sie haben in jener Zeit durch manche rasche That eine lange Reue erkauft. Den Propst von Bernau, den sie vor der Marienkirche erschlugen, hätten sie wohl gern durch Thränen wieder ins Leben zurückgerufen, aber es war zu spät dazu, der That folgte harte Strafe.

Es war etwa im Jahre 1325*), als der Propst Nikolaus von Bernau nach Berlin kam, um eine rückständige Forderung, welche er an die Stadt zu haben meinte, einzutreiben. Der Propst war in Berlin nicht beliebt, er gehörte zu den Anhängern des Herzogs Rudolph von Sachsen, welcher damals unter den Berlinern sehr verhaßt war, weil er danach strebte, die Mark Brandenburg für sich zu gewinnen. Der Propst kam in unglücklicher Stunde nach Berlin. Es war gerade Markt, von nah und fern hatte sich viel loses Gesindel nach der Stadt gezogen, das Volk wogte in den Straßen auf und nieder und besprach in wilder Aufregung die traurigen politischen Zustände, welche die Mark nach dem Tode des letzten Askaniers Waldemar erleben mußte. Alle die fremden Bewerber um das Land wurden mit scharfer Zunge von den Bürgern durchgehechelt, und auch auf den Propst fiel manch zürnendes Wort.

Er würde wohl gethan haben, in solcher Zeit sich mit seiner Forderung zu gedulden und nicht das ohnehin schon unwillige Volk durch Aufstellung derselben noch mehr zu erbittern; daran aber dachte er nicht, er mißbrauchte im Gegenteil die Kanzel, um schwere Vorwürfe gegen die Berliner zu schleudern, welche ihm sein gutes Recht vorenthielten. Lautes Murren erhob sich unter dem zahlreich versammelten Volke, wilde, heftige Worte fielen auf den Geistlichen, der, durch diese nur noch mehr aufgeregt, den Bannstrahl gegen die Kirchenfrevler zu schleudern drohte. Das war zu viel! Mit lautem Wutgeschrei stürzte sich die Masse gegen die Kanzel. Jetzt erst erkannte der Propst, daß er zu weit gegangen war, er floh durch die Sakristei aus der Kirche, aber seine Verfolger holten ihn ein. Auf dem Platz vor dem Gotteshaus schlugen sie ihn zu Boden, und nun stürzte sich die wütende Masse auf den Wehrlosen und mordete ihn. Und damit nicht genug! Der Leichnam wurde von den Rasenden im Triumph durch die Gassen geschleppt, endlich brachten sie ihn nach dem Neuen Markt, und dort, wo die Verbrecher gerichtet wurden, bauten sie schnell einen Scheiterhaufen und verbrannten die Leiche.**)

Mit Grausen hörten die Ratsherren und alle die verständigen Bürger, welche sich an dem von der wilden Rotte begangenen Frevel nicht beteiligt hatten, von der grauenvollen Mordthat; wohl waren sie unschuldig an derselben, aber sie wußten, daß sie mit den Schuldigen würden leiden müssen.

*) Andere Geschichtsforscher weichen in der Jahreszahl ab.

**) Nach anderen soll der Propst noch lebend dem Scheiterhaufen übergeben worden sein.

Kaum war die Nachricht von dem Morde über die Grenzen Berlins hinausgedrungen, als sich unter der gesamten Geistlichkeit ein wilder Schrei nach Rache erhob. Die Brüder des Ermordeten sendeten ihre Klage an den Bischof von Brandenburg, den Erzbischof von Magdeburg, und selbst an den heiligen Vater, den Papst. Ein Priester war fast am Fuße des Altars erschlagen worden, dafür mußte die verbrecherische Stadt die schwerste Strafe treffen, welche der Stellvertreter Gottes auf Erden zu verhängen vermochte. Vergeblich bot der Rat von Berlin den Brüdern des Propstes das in jener Zeit übliche Sühnegeld für den Mord, dieselben verweigerten die Annahme, vergeblich wendete er sich an den Markgrafen Ludwig, dessen Vermittlung in Anspruch nehmend, die Geistlichkeit wollte nichts von Milde und Verzeihung wissen, sie forderte Rache für das vergossene Blut.

Der Bischof von Brandenburg sprach den Bann über Berlin und Cöln aus. Der Bann! Ein einfaches Priesterwort und doch von welchen furchtbaren Folgen begleitet! Jede geistliche Handlung war fortan in der gebannten Stadt eingestellt, keine Messe durfte mehr gelesen, kein Gottesdienst gehalten werden. Die Kirchenglocken waren verstummt, die Lampen in den Kapellen wurden ausgelöscht, die Thüren der Gotteshäuser geschlossen. Kein Kind wurde mehr getauft, keine Ehe wurde eingesegnet, und selbst den Sterbenden durfte der letzte Trost nicht mehr gewährt werden. Wehe den Gebannten! Wehe dem, der sie schirmen, schützen, der mit ihnen in freundschaftlicher Gemeinschaft leben wollte, auch ihm drohte der Kirchenbann! Die befreundeten Städte zitterten vor einem so grauenhaften Schicksal, sie zogen sich von den Geächteten zurück. Der Handel und Verkehr stockten, Berlin und Cöln, die mächtig emporstrebenden Städte, welche bisher geachtet und geehrt worden waren im märkischen Städtebund, sahen sich plötzlich verlassen, ausgestoßen von der Gemeinschaft. Es war ein furchtbares Schicksal, und viele, viele Jahre vergingen, ehe die rachgierige Priesterschaft den Tod des Propstes gesühnt glaubte.

Erst als im Jahre 1335 die Städte Berlin und Cöln sich verpflichteten, zum Gedächtnis des Erschlagenen einen Altar in der Marienkirche zu stiften, denselben mit zehn Stück Goldes zu dotieren, an der Stelle, wo der Mord vollbracht worden, ein steinernes Kreuz zu errichten und mit einer ewigen Lampe zu versehen, als sie außerdem dem Bischof von Brandenburg ein Sühnegeld von 750 Mark Silber zu zahlen versprachen, kam ein Vergleich mit dem Bischof von Brandenburg zu stande. Die Berliner erfüllten die übernommenen Verpflichtungen pünktlich, sie zahlten das Sühnegeld und errichteten Altar und Kreuz, das letztere auf dem Orte, wo der Propst Nikolaus erschlagen worden war, da, wo jetzt die Häuser Spandauerstraße 69 und 70 stehen. Im 16. Jahrhundert mußte das steinerne Kreuz Häuserbauten weichen, es wurde fortgenommen und dabei teilweise zertrümmert, nur der obere Teil blieb erhalten und wurde am Haupteingang der Marienkirche eingegraben, wo er noch steht. Obgleich die Städte alle in dem Vergleiche mit dem Bischof von Brandenburg übernommenen Verpflichtungen erfüllt hatten, dauerte es doch noch bis zum Jahre 1347, ehe sie durch den Papst vollständig vom Banne gelöst wurden; dies geschah erst, als sie sich auch mit der Kirche von Bernau dadurch ausgesöhnt hatten, daß sie dem Propst von Bernau und seinen Nachfolgern jährlich „ein Tribut Brandenburger Pfennige“ zu zahlen

versprachen, damit alljährlich am Julianentage*) für den Erschlagenen Vigilien und Messen gelesen werden sollten.

Eine so schwere Strafe hätte wohl den Mut der Berliner etwas zügeln sollen, dies aber war keineswegs der Fall. Die stolzen Bürger ließen sich durch dieselbe in keiner Weise niederdrücken, sie zeigten dies durch eine zweite blutige That. Der Erzbischof von Magdeburg hielt sich mit dem Herzog Rudolph von Sachsen in Berlin auf. Er hatte viele Herren seines Hofstaates mitgebracht, unter ihnen auch seinen Geheimschreiber Conrad Schütz, einen leichtfertigen jungen Lebemann. Conrad Schütz ging eines Tages nach dem Krögel**), um dort ein Bad zu nehmen, auf der Straße begegnete ihm eine Bürgersfrau, welche durch ihre Schönheit dem Wüstling auffiel. Er sprach sie an und machte ihr den unzüchtigen Vorschlag, ihn in das Bad zu begleiten. Ob die Bürgersfrau den Vorschlag mit Entrüstung zurückgewiesen und die schmachvolle Zumutung ihrem Gatten geklagt hat? Ob Vorübergehende die Einladung gehört haben? Wir wissen es nicht, aber die Chronik teilt uns mit, daß unter den Bürgern von Berlin und Cöln die Nachricht sich mit Blitzesschnelle verbreitete, der Geheimschreiber des Erzbischofs habe eine sittsame Bürgersfrau in schmählicher Weise beleidigt. Jene stolzen Bürger waren beseelt von einem regen Ehrgefühl; die Beleidigung, welche der Gattin eines von ihnen geworden, traf alle. Ein Wutgeschrei erhob sich, die Bürger rotteten sich zusammen und forderten den Tod des frechen Schreibers, der Rat mußte wohl oder übel der allgemeinen Stimmung nachgeben, er entsendete seine Diener, um den Verbrecher dem Gericht zu übergeben.

Conrad Schütz saß mit dem Herzog von Sachsen an der reichbesetzten Tafel. Er fühlte sich dort unter dem Schutze des fürstlichen Herrn sicher, auch glaubte er wohl kaum, ein so schweres Verbrechen begangen zu haben, daß ihm daraus eine besonders harte Strafe erwachsen könne. Da tönte plötzlich das wilde Schreien der Volksmassen, welche sich vor dem Hause gesammelt hatten, an sein Ohr, und zugleich erschienen die Diener des Rats, um den Verbrecher zu verhaften. Vergeblich berief sich der Herzog auf den Schutz, welchen der Schreiber unter seinem Dache genießen müsse, die Ratsdiener rissen den Unglücklichen von der Tafel fort, um ihn nach dem Stadtgefängnis zu führen; den Bürgern aber war solche Justiz zu langsam. Kaum war Conrad Schütz auf die Straße gelangt, als das Volk sich seiner bemächtigte. Unter wildem Wutgeschrei schleppte man ihn nach dem Neuen Markte. Dort wartete seiner schon der Henker. Wenige Minuten später rollte das Haupt des Schreibers in den weißen Sand. Eine schwere Strafe für einen frivolen Scherz! Dies findet auch der Chronist, der uns die Erzählung aufbewahrt hat, Albertus Krantzius, denn er sagt: „Ich meine ja, das sei eine schöne Ursache gewesen, einem das Leben darum zu nehmen.“

Der Erzbischof von Magdeburg erhob natürlich Klage über die vorschnelle und strenge Volksjustiz, aber diesmal ohne Erfolg, und schon wenige Jahre später (1376) sehen wir, daß die Berliner abermals einen Priester Nikolaus Hundewerper wegen des flüchtigen und vielleicht ganz unbegründeten

*) 16. Februar.

**) Auf dem Krögel stand das älteste Badehaus Berlins, in welchem sich zwei gewölbte Badestuben befanden.

Verdachts einer Brandstiftung mißhandeln. Hundewerper wurde mit Ketten belastet ins Gefängnis geworfen und dabei so geknebelt, daß er eine Lähmung des Armes davon trug. Der Rat übersendete zwar den Gefangenen an den Bischof von Brandenburg, dieser aber, entrüstet über die Mißhandlung eines Priesters, schleuderte abermals den Bann gegen Berlin, und wohl oder übel mußte der Rat sich dazu verstehen, den zu jeder Amtsthätigkeit untüchtigen Priester hinreichend zu entschädigen, um den Bann wieder zu lösen.

Daß nach solchen Vorgängen die Berliner für die Geistlichkeit keine besondere Vorliebe hatten, läßt sich wohl leicht erraten. Wie sie über dieselbe dachten, davon giebt uns das alte Berliner Stadtbuch ein recht klares Bild in einer einfachen Aeußerung, welche auch zugleich ein Schlaglicht auf das sittliche Leben der Geistlichkeit wirft, es sagt über die Verhältnisse von Geistlichen und Laien zu einander: „Pfaffen und Laien werden leider selten gute Freunde, das kommt von der Pfaffen Gierigkeit und Unkeuschheit; denn wenn die Unkeuschheit sie verläßt, so haben sie doch alle Gierigkeit in sich. Den Gierigen hasset man sehr." Wie sehr aber auch die alten Berliner die Pfaffen gehaßt haben mögen, reich gesegnet mit denselben waren sie dennoch! Auf kaum 6000 Einwohner kamen nicht weniger als etwa 200 Geistliche und Mönche, welche ihren bleibenden Wohnsitz in den Schwesterstädten hatten! Zwei Klöster, das der schwarzen Brüder, der Dominikaner in Cöln und der grauen Brüder, der Franziskaner in Berlin, zwei geistliche Hospitäler, das Heilige Geist- und das Georgen-Hospital, die geistlichen Orden der Kalandsbrüder und Beghinen versorgten die Berliner mit einem größeren Maße geistlichen Zuspruchs, als ihnen lieb war; zum Ueberflusse hatten sie auch noch einen geistlichen Ritterorden, den der Johanniter-Ritter, vor den Thoren in dem nahen Tempelhof und daher volle Gelegenheit, die in dem Stadtbuch geschilderten Eigenschaften der Geistlichkeit auf das genaueste kennen zu lernen.

Die Geistlichkeit Berlins war der Gerichtsbarkeit des Bischofs von Brandenburg unterworfen, diesem war auch der Propst von Berlin, die höchste geistliche Person in der Stadt, untergeben. Das Abhängigkeitsverhältnis, in welches hierdurch die Bürgerschaft vom Kirchenfürsten kam, widerstrebte dem stolzen Sinn derselben, und wir sehen daher den Rat von Berlin und Cöln fortwährend bestrebt, die ihm aufgebürdeten Fesseln abzuwerfen. Mit Gewalt war das freilich in jener Zeit unmöglich, der Rat wählte daher den Weg der Unterhandlungen, und auf diesem gelang es ihm durch wiederholte Gesuche bei dem Papst im Jahre 1393 wenigstens zu bewirken, daß künftig nicht mehr die ganze Stadt wegen der Vergehungen einzelner in den Bann gethan werden sollte, wie dies nach dem Morde des Propstes von Bernau geschehen war. Im Jahre 1401 erzielte der Rat noch einen größeren Vorteil für die Bürgerschaft, indem Papst Bonifacius IX. das Recht gewährte, daß ferner die Einwohner Berlins und Cölns nicht mehr wie bisher von geistlichen Richtern beliebig nach entfernten Orten citiert werden dürften, sondern daß sie künftig nur vor dem Richter der Stadt zu Rechte stehen sollten.

Wir haben unter den geistlichen Orden die der Beghinen und der Kalandsbrüder erwähnt, wir wollen über diese einige kurze Bemerkungen hinzufügen, um unsern Lesern ein Bild dieser beiden Orden zu geben. Die Beghinen bildeten eine Gesellschaft, welche der unserer heutigen evangelischen barm-

herzigen Schwestern ähnlich war. Frauen und Jungfrauen, welche sich frommen Uebungen und insbesondere der Krankenpflege widmen wollten, hatten sich in geschlossenen Gesellschaften vereint, ohne indessen klösterliche Gelübde abzulegen. Sie wohnten in eigenen Beghinenhäusern, teils von Almosen, teils auch von Stiftungen, die denselben vermacht worden waren. — In Berlin sprach man von den Beghinen nicht viel Gutes. Man erzählte sich, daß die frommen Jungfrauen unter dem Deckmantel geistlicher Heiligkeit häufig genug ein recht unheiliges Leben führten. Waren in jener Zeit aus den Nonnenklöstern Frömmigkeit und Sittsamkeit längst gewichen, so hatten sie auch in den Beghinenhäusern keinen Platz mehr gefunden; und vom Heiligen Geist-Hospital in Berlin, in welchem die Beghinen ihren Wohnsitz hatten, wurde gar manche abenteuerliche Liebesgeschichte erzählt. — Eine ähnliche Gesellschaft wie die weibliche der Beghinen war die männliche der Kalandsbrüder. Sowohl in Cöln als in Berlin bestand ein Kalandshof, der in Berlin aber hat eine größere Bedeutung erworben und wenigstens seinen Namen, wenn auch nicht seine Bestimmung, bis in unsere Zeit hinein erhalten. Die Kalandsgesellschaften oder Elendsgilden waren ursprünglich Vereinigungen von Geistlichen, deren Mitglieder die Pflicht übernahmen, in jeder Not einander beizustehen, besonders verpflichteten sie sich dafür zu sorgen, daß kein Mitglied in der Todesstunde des kirchlichen Trostes entbehren solle, und daß jedem nach dem Tode das Glück der Fürbitte bei Gott und den Heiligen zu schnellerer Befreiung aus dem Fegefeuer werde. Ein so schöner Zweck mußte unter den Gläubigen rege Unterstützung finden. Der Kalandsgesellschaft wurden reiche Geschenke gemacht, und als nun gar die Geistlichkeit klug genug war, dem Orden die Ausschließlichkeit zu nehmen, auch Laien und selbst Frauen des Glücks, in eine so fromme Gesellschaft aufgenommen zu werden, teilhaftig zu machen, da wuchsen die Einkünfte des Ordens außerordentlich und wurden für die Priester eine Quelle reicher Pfründen. Um den Wunsch, in die Kalandsbrüderschaft aufgenommen zu werden, noch mehr anzureizen, umgab man dieselbe mit dem Schleier des Geheimnisses. Von den neu eintretenden Brüdern wurde der Eid gefordert, die Geheimnisse des Ordens nicht zu verraten. Neben dem geistlichen Trost, den sie einander gewähren wollten, verschmähten auch die Kalandsbrüder den leiblichen nicht. Nach der Messe versammelten sie sich zu fröhlichen Festen, und diese sollen oft genug in wilde Orgien ausgeartet sein. Die bedeutenden Einkünfte, mit welchen der fromme Glaube die Kalandsbrüderschaften begabt hatte, wurden, so erzählte man, bei köstlichen Mahlen von den Brüdern verpraßt; da floß dann der edelste Wein in Strömen, da sollen selbst in dem düstern Kalandshofe Freudenfeste gefeiert worden sein, welche dem Keuschheitsgelübde der vielen geistlichen Mitglieder keineswegs entsprachen. Ein Glück wär's, so sagte man, daß die Mitglieder geschworen hätten zu schweigen, sonst würde die Welt seltsame Dinge erfahren!

Drittes Kapitel.

Während der unaufhörlichen Kriegsunruhe, welche nach dem Aussterben der Askanier die Mark Brandenburg heimsuchte, während jener traurigen Zeit, in welcher der Adel zum Raubrittertum ausartete, in der nirgends auf dem flachen Lande eine Sicherheit der Person und des Eigentums gefunden werden konnte, mußten die Städte eine große Anziehungskraft für alle diejenigen Männer haben, welche sich nicht selbst durch Anwerbung von Söldnern gegen räuberische Ueberfälle zu schützen vermochten. Wer ein Gewerbe betreiben und Nutzen davon ziehen wollte, vermochte dies nur innerhalb der Festungsmauer einer Stadt zu thun, und auch die, welche die Zinsen eines redlich erworbenen Vermögens, die Renten eines Landguts in Frieden verzehren wollten, mußten den Schutz einer Stadt suchen. Es konnte nicht fehlen, daß unter solchen Verhältnissen selbst manche Ritter, deren Burgen den Angriffen stärkerer Feinde ausgesetzt waren, das Bürgerrecht der Städte nachsuchten; auch in Berlin und Cöln hatte sich eine nicht unbeträchtliche Zahl adliger Familien niedergelassen; die Adligen waren dadurch Bürger geworden, denn jeder, der in den Schwesterstädten seinen festen Wohnsitz nehmen, den Schutz derselben genießen und teil an den städtischen Rechten und Freiheiten haben wollte, mußte zuerst das Bürgerrecht gewinnen; das aber war so schwer nicht, denn die Städte nahmen gern vermögende Männer in ihre Gemeinschaft auf.

Wer das Bürgerrecht in Berlin oder Cöln gewinnen wollte, mußte einen guten Ruf haben, er mußte sich verpflichten, ein Grundstück zu erwerben, und hatte eine kleine Abgabe, 10 Schillinge (nach unserem Gelde 10 Mark 85 Pf.) zu erlegen. War diese Förmlichkeit erfüllt, hatte der Anziehende in dem Bürgereid dem Rate Treue und Gehorsam geschworen, so wurde er aufgenommen in die städtische Gemeinschaft mit allen ihren Rechten und ihm der Schutz der Stadt zugesagt. Ausgeschlossen von der Gewinnung des Bürgerrechts waren nur diejenigen, welche sich früher mit Verbrechen befleckt oder ein unehrliches Handwerk betrieben hatten, wie Scharfrichter, Schinder, Büttel, Schäfer, Totengräber, Musikanten und Gaukler, oder solche, an deren Geburt ein Makel haftete. Das altbiblische Gesetz, die Sünden der Väter sollen heimgesucht werden an den Kindern, war im Mittelalter noch das allgemein gültige, so wurden auch uneheliche Kinder für die Leichtfertigkeit der Mutter dadurch bestraft, daß man sie ausschloß von der Gewinnung des Bürgerrechts; außerdem galt aber auch wendische Abstammung als ein Makel der Geburt.

Seit Albrecht der Bär die Mark den alten Wenden mit blutigem Schwerte abgerungen hatte, wurde der slavische Stamm von den siegreichen Deutschen in harter Knechtschaft gehalten. Kein Wende hatte Anspruch auf das Bürgerrecht, und es galt unter den stolzen Bürgern von Berlin schon als ein Makel, wenn jemand nicht vermochte, seine deutsche Abstammung durch mindestens drei Generationen nachzuweisen. Die Ureinwohner der Städte zu jener Zeit, als dieselben noch einfache Fischerdörfer gewesen, waren natürlich Wenden; seit jener Zeit war mehr als ein Jahrhundert

verflossen, trotzdem aber war der Standesunterschied zwischen den deutschen Eroberern und den ursprünglichen wendischen Bewohnern geblieben, wenn man auch nach und nach zum Teil ihre Abstammung vergessen hatte, die durch das hinzugekommene deutsche Blut veredelt worden war. Es hatten sich naturgemäß in den Städten drei Klassen der Bevölkerung herausgebildet, welche zusammen die Bürgerschaft von Berlin und Cöln ausmachten, in sich selbst aber streng gesondert waren.

Die Patricier, jene Adligen, welche Stadtrechte genommen hatten, ohne indessen je ihre adlige Abstammung zu vergessen, und welche auch in die ihnen gastfrei geöffneten Städte ihren Ehrgeiz, ihre Sucht nach Herrschaft hineintrugen, trieben meist weder Handel noch Gewerbe, sondern lebten von den Einkünften ihrer Güter; zu ihnen gesellten sich auch die reichen Kaufherren, und so bildete sich dann jener Stadtadel aus, der nicht weniger herrschsüchtig und eigennützig war als der Landadel, und der in den Städten Berlin und Cöln zahlreiche Repräsentanten hatte. Die Familien dieses Stadtadels wurden mit dem Namen der „ratsfähigen Geschlechter" bezeichnet. Neben den Geschlechtern standen die Gewerke mit diesen in stetem Kampfe um die Herrschaft in der Stadt. Wie sich die Adligen zusammenschlossen, so mußten auch die Handwerker sich verbünden, wenn sie nicht vollkommen unterdrückt werden wollten. In einer Zeit, wo die Gewalt die Mutter des Rechts war, ging der Alleinstehende stets zu Grunde, deshalb finden wir im Mittelalter in allen Ständen den natürlichen Drang der engen Bündnisse; daraus ist auch jene ständische Gliederung entstanden, welche bis in unsere Zeit hineinreicht. Die Handwerker fanden in den Zünften jenes schützende Band, welches sie zu einer großen und mächtigen Körperschaft machte. Wenn heute das Wort Zunft bei vielen freidenkenden Handwerkern einen bösen Klang hat, und wenn dieselben geneigt sind, das ganze Zunftwesen als einen unnatürlichen Zwang des einzelnen, dessen persönliche Freiheit dadurch vernichtet wird, zu verdammen, so war in jenen früheren Zeiten gerade die Zunft das naturgemäßeste Band zur Vereinigung der Handwerker zu einem großen Ganzen. Dieser Vereinigung verdankten sie ihre Kraft und die Erhaltung ihrer Freiheit. In Berlin hatten die Viergewerke — die Fleischer oder Knochenhauer, deren in Berlin allein außer den Wurstmachern nicht weniger als 46 waren, die Wollenweber, unter denen die Raschmacher eine besondere Abteilung bildeten, die Schuster und Bäcker — infolge ihrer festen Vereinigung dem Adel, wie wir sogleich sehen werden, einen nicht unwesentlichen Teil der Stadtverwaltung abgerungen. Jede Zunft bildete eine geschlossene Körperschaft mit eigenen Gesetzen, welche zum Teil freilich nach unsern heutigen Begriffen lächerlich, zum Teil widersinnig und sogar grausam erscheinen mögen, welche aber dem Geiste jener Zeit entsprungen und geeignet waren, die Zunft fest zusammenzuhalten. Heute mag es uns wohl seltsam und empörend vorkommen, daß die Aufnahme eines Lehrlings von seiner ehrlichen, nicht wendischen Geburt abhängig gemacht wurde, daß er vier Vorahnen deutschen Stammes nachweisen mußte, daß selbst die Abstammung von einem Schäfer oder Musikanten als eine unehrliche bezeichnet wurde; heute lachen wir, wenn wir hören, daß bei den Tuch- und Leinwebern Strafe darauf stand, wenn jemand an einem Tage mehr als drei Pfennige verjubelte, wenn er mit nackten Füßen über die Straße ging

oder mit Schauspielern und Gauklern Würfel spielte, damals aber hatten alle diese Ge- und Verbote einen guten Grund, sie dienten dazu, das Vereinigungsband fester zu knüpfen und ein Gefühl der Standesehre zu erzeugen, durch welches manchen Mißbräuchen vorgebeugt wurde.

An der Spitze der Zunft stand der Gildemeister, nach ihm hatten die Aelterleute die Leitung der Gewerksangelegenheiten. Die Gewerke hatten zu ihrer Morgensprache eigene Lokale, und in diesen feierten sie mit ihren Familien oft frohe, festliche Gelage, welche auch ein geselliges Band um die Zunftgenossen schlangen. Diese lebten im festen Einvernehmen, und wenn auch hier und da der nicht ausbleibende Brotneid etwa einzelne miteinander verfeindete, so durfte doch darunter nie das allgemeine Interesse leiden. Jeder Zunftgenosse stand unter dem Schutze der übrigen, der sich auch auf seine Familie, selbst auf seine Witwe erstreckte. Hatten die Zunftgenossen einen ihrer Brüder mit feierlichem Gepränge zur Gruft geleitet, dann unterstützten sie die Witwe, damit sie bis zur etwaigen Wiederverheiratung das Gewerbe des Verstorbenen fortsetzen könnte. Wie fest der Zunftbestand war, wie hoch die Zunftehre gehalten wurde, das zeigten die Genossen am besten, wenn die Sturmglocken sie zum Kampfe für die Freiheit der Stadt riefen. Dann wetteiferten die Viergewerke miteinander, welches von ihnen am kräftigsten zuschlagen könnte.

Außer den Geschlechtern und den Viergewerken finden wir in Berlin noch die meist aus Ackerbürgern und den nicht zünftigen Handwerkern bestehende gemeine Bürgerschaft. Aus diesen drei Klassen bestand die eigentliche Bürgerschaft Berlins, neben dieser aber gab es noch eine große Anzahl von Einwohnern, welche keinerlei Anteil an der Stadtverwaltung hatten, welche zum Teil als verzehrende Nichtsthuer in der gewerbsthätigen Stadt lebten, keinen Anteil an den Pflichten, deshalb aber auch keinen an den Rechten der Bürgerschaft genossen, zum andern Teil indessen die Parias der alten bürgerlichen Gesellschaft waren. Zu der ersten Klasse der Unberechtigten gehörten die zahlreichen Geistlichen, die Kirchenbedienten, die grauen und schwarzen Brüder vom Franziskaner- und Dominikaner-Orden, zur zweiten Klasse die sogenannten Incolen oder Hausleute, die Dienst-



Siegel der Stadt Berlin aus dem Jahre 1280.

boten und die Juden. Die Incolen waren nichtzünftige Handwerker oder Tagelöhner, welche keine bürgerlichen Rechte hatten. Sie besaßen kein Eigentum, sondern wohnten in dem Rate gehörigen sogenannten Zinsbuden, jämmerlichen Hütten in den entlegenen Winkeln der Stadt. Sie zahlten dafür, daß sie den Schutz der Stadt genossen, ein Schutzgeld, das sogenannte Incolenschoß. Noch schlimmer als diese waren die Dienstboten gestellt, welche in einem streng abhängigen Verhältnis zu ihrer Dienstherrschaft standen und an den bürgerlichen Rechten daher keinen Anteil nehmen konnten. Und nun die Juden! Diese Unglücklichen, die von der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßenen, Geächteten. Man duldete sie unter den Christen, weil man ihrer bedurfte. Den Christen verbot das seltsame Gesetz jener Zeit, Zinsen von ausgeliehenen Kapitalien zu nehmen, während dies den Juden erlaubt war; die Juden waren daher die natürlichen Vermittler aller größeren Geldgeschäfte, sie hatten wesentlichen Einfluß auf den Handel, und sie benutzten denselben, um sich die einzige Macht zu erringen, welche für sie zugänglich war, die Macht des Geldes. Die christlichen Edelleute und die meisten Kaufleute gebrauchten die Juden zur Vermittlung von Geldgeschäften, aber je mehr sie dieselben gebrauchten, je glühender haßten sie die hartherzigen Wucherer.

Die Geschichte der Judenschaft in Berlin bietet uns dasselbe Bild, wie die der Juden in andern Städten. Beladen mit dem Haß und der Verachtung aller Klassen der Bürgerschaft, lebten die Juden in strengster Absonderung von den Christen. Dort, wo die jetzige Klosterstraße, damals nach dem Kloster der grauen Brüder Brüderstraße genannt, an der Stadtmauer eine Sackgasse bildete, im sogenannten Geckholl, befand sich der Jüdenhof, der nachts durch schwere eiserne Thore abgeschlossen war. Nur dort durften die Juden wohnen, von dort aus machten sie ihre Geschäfte, dorthin schlichen sich in tiefer Vermummung die jungen Patriciersöhne, um auf Wucherzinsen ein Darlehn aufzunehmen, welches sie bei lustigen Gelagen verprassen wollten. Die Juden wurden nicht einmal als eigentliche Einwohner der Stadt betrachtet, sie waren fast nur eine Sache, das Eigentum des Landesherrn, deshalb hießen sie auch die Kammerknechte der Fürsten. Bei jedem Pöbeltumulte wendete sich der Haß des Volkes gegen die unglücklichen Juden, welche sich dann wohl hüten mußten, sich auf der Straße zu zeigen, denn wo hätten sie Recht gegen die Mißhandlungen suchen sollen, die ihnen von einem wütenden Pöbelhaufen zugefügt wurden. Oft fanden sie selbst in ihren eigenen Häusern keinen Schutz, besonders war in Pestzeiten das Volk durch das Gerücht, die Juden hätten die Brunnen vergiftet, zu wilder Wut aufgeregt. Dann stürmte der Pöbel die Judenhäuser, mordete und plünderte, und wenn selbst die Behörden gegen den Unfug strafend einschreiten wollten, sie vermochten es nicht, zu allgemein lastete des Volkes Haß auf dem unglücklichen Stamm. So führten die Juden in Berlin ein so trostloses Leben wie überall in Deutschland; ihren Reichtum vermochten sie nicht zu genießen, und dennoch strebten sie unablässig nach demselben, trotz der ihrem Leben und Eigentum täglich drohenden Gefahr.

Im Anfange des 14. Jahrhunderts schenkte die Markgräfin Agnes die in Berlin vorhandenen Juden dem Magistrat, der sich aber dieser Schenkung nicht lange erfreuen konnte, denn als im Jahre 1348 die Pest in der Mark wütete, beschuldigte das abergläubische Volk die Juden, sie hätten die Brunnen

vergiftet, und verfolgten sie mit fanatischer Wut. Sie wurden aus Berlin vertrieben. Im Jahre 1354 wurden sie wieder, zuerst nur sechs an der Zahl, aufgenommen, sie erhielten die wenigen Rechte zurück, deren sie sich als „des Markgrafen Kammerknechte“ zu erfreuen hatten. Diese Rechte bestanden darin, daß keinem Pfaffen gestattet sein sollte, sie vor ein geistliches Gericht zu ziehen, und daß sie nur vor dem Richter ihres Wohnortes verklagt werden sollten, auch keine höheren Thorgelder als die Christen zu zahlen hätten. Es war ihnen gestattet, Fleisch zu kaufen und die nicht koscheren Stücke wieder zu verkaufen. Vom Jahre 1354 an lebten die Juden in Berlin längere Zeit in einiger Sicherheit, wenn ihnen auch niemals die kleinlichen Verfolgungen erspart wurden, welche überall ihr unglückliches Volk von fanatischen Christen bedrohte. Noch im Jahre 1406 verordnete der Bischof von Brandenburg, daß alle Christen sich bei Strafe des Bannes des Umgangs mit Juden enthalten sollten.

Wir haben die verschiedenen Klassen der Einwohnerschaft Berlins und Cölns im 14. Jahrhundert kennen gelernt, werfen wir nun auch einen Blick auf die Stadtverwaltung, auf jene Institutionen, durch welche sich die kleine städtische Republik selbst regierte. An der Spitze der gesamten Verwaltung beider Städte stand seit dem Jahre 1307 ein aus 18 Mitgliedern bestehender Rat, von denen 12 den Rat für Berlin, 6 den für Cöln bildeten. Wir haben schon erwähnt, daß nach dem Statut des Markgrafen Herrmann die berlinischen Ratmannen von den Cölnern und umgekehrt die cölnischen von den Berliner Bürgern gewählt wurden. Der Rat hielt seine gemeinschaftlichen Sitzungen im Rathaus auf der langen Brücke, und dort kam es oft genug zu heftigen Streitigkeiten, welche durch die Eifersucht beider Städte gegen einander erzeugt wurden, und an denen das Volk von Berlin und Cöln lebhaft Anteil nahm. Wie heftig aber auch die Worte fielen, wie oft der Streit so lebendig wurde, daß es schien, als müßten die kaum vereinten Städte wieder auseinanderfallen, immer hielt sie doch das Bewußtsein zusammen, daß sie nur durch Einigkeit dem äußeren Feinde die Stirn zu bieten vermöchten. Die Verhandlungen wurden geleitet durch die Aeltermänner oder Bürgermeister, von denen zwei an der Spitze der Berliner Ratmannen standen und in der Verwaltung abwechselten, während einer an der Spitze der Cölner Ratmannen stand.

Die Gewalt der Bürgermeister war eine nicht unbedeutende, und häufig genug mißbrauchten sie dieselbe, um willkürlich zu regieren, ja um ihren eigenen Vorteil dem der Commune vorzuziehen. Da sie die höchste Behörde der städtischen Verwaltung bildeten, da selbst der Landesherr auf ihre Geschäftsführung gar keinen Einfluß ausüben durfte, so wurde ihnen ein solcher Amtsmißbrauch um so leichter, als sie mit den übrigen Ratmannen, die fast sämtlich dem Stadtadel angehörten, im engsten Freundes- oder Verwandtschaftsverhältnis standen. Der Stadtadel hatte die Regierung nach und nach an sich gerissen. Wenn früher die Ratsmannen aus freier Wahl hervorgegangen waren, und daher die eigentliche Bürgerschaft durch das Wahlrecht sich selbst regierte, so war es durch den überwiegenden Einfluß des reichen Stadtadels dahin gekommen, daß die Ratmannen ihre Nachfolger selbst wählten und daher streng im Kreise der Geschlechter blieben.

So waren die Städte zur aristokratischen Republik geworden, und durch die Herrschaft der wenigen Familien war dem Mißbrauch Thür und

Thor geöffnet. Ganz ohne Aufsicht war der aristokratische Rat aber trotzdem nicht. Die Zünfte ließen sich nicht ganz unterdrücken, sie hatten ein zu kräftiges Selbstgefühl, als daß sie eine absolute Willkürherrschaft geduldet hätten. Neben dem Rate stand ein Ausschuß der Viergewerke und der gemeinen Bürgerschaft, in Berlin aus 16 Mitgliedern (und deshalb die Sechzehnmänner genannt), in Cöln aus 4 Mitgliedern bestehend, der mit den ausgeschiedenen Ratsmitgliedern der vergangenen Jahre den großen oder äußern Rat bildete und etwa die Stellung unser heutigen Stadtverordneten gegenüber dem Magistrate hatte. Ohne den Beschluß dieser Behörde durfte der regierende Rat nichts zur Ausführung bringen, und dieselbe wachte getreulich darüber, daß die Rechte und Freiheiten der Bürger nicht durch den Stadtadel vollends unterdrückt würden.

Wehe dem Bürgermeister, der es wagte, sich mit diesem großen Rat zu verfeinden. Wenn die Sechzehnmänner ihn bei den Zünften verklagten, half ihm selbst der Schutz seiner ganzen adligen Freundschaft nichts. Mußte doch Tyle Wardenberg, obgleich er einer der reichsten und mächtigsten Familien angehörte, obgleich er ein treues Freundschaftsbündnis auch mit dem reichen Albert Rathenow geschlossen hatte, den Kopf auf den Richtblock legen wie ein gemeiner Verbrecher. Freilich, er hatte im stolzen Uebermut jede Vorsicht vergessen und durch denselben selbst seine adligen Freunde im Rate beleidigt. Er glaubte die Macht so unerschütterlich fest in den Händen zu haben, daß er sich jede Willkür erlauben könnte. Mit Albert Rathenow, dem Aeltermanne von Cöln, gemeinschaftlich hatte er dem Kämmerer die Schlüssel zu den Geldkisten der Stadt abgefordert und das Geld nach seinem eigenen Gutdünken verwendet. In den Ratssitzungen selbst hatte er mit empörendem Uebermut den Ratsmannen Schweigen geboten und ohne ihren Beistand regiert. Seine Freunde durften jeden Frevel ungestraft begehen. Als einst eine schöne Pilgerin von Rom durch Berlin reiste, da hatten ihr die Freunde Wardenbergs in der Heide, die noch heute die Jungfernheide*) heißt, und welche sich damals bis an die Stadt heranzog, aufgelauert. Die fromme Pilgerin zog furchtlos ihres Weges, ihr heiliger Reisezweck, so glaubte sie, werde ihr die Straße sicher machen, aber sie sah sich furchtbar getäuscht; dicht vor den Thoren Berlins wurde sie von der wüsten Rotte überfallen, beraubt und mißhandelt. Die frechen Missethäter zogen ohne Scheu in die Stadt, und gestützt auf die Macht ihres Freundes, des regierenden Bürgermeisters, verhehlten sie nicht einmal ihr Verbrechen. Der Rat wollte sie fangen und zur gerechten Strafe ziehen lassen, aber Tyle Wardenberg litt dies nicht! Noch viele andere Eigenmächtigkeiten erzählt das alte Stadtbuch von dem Wardenberg, sein Maß war endlich voll, er wurde aus dem Rate gestoßen, und die gerechte Strafe traf ihn.

Wenn unsere Vorfahren straften, so war die Strafe auch stets eine blutige, ihr Strafgesetzbuch war mit Blut geschrieben. Verbrechen und Vergehen, welche heute eine leichte Freiheitsstrafe trifft, hatten damals den Tod unter gräßlichen Martern zur Folge. Gemeiner Diebstahl wurde mit dem Strange, Kirchendiebstahl mit dem Rade bestraft, hatte eine Frau einen

*) Die Jungferheide hat nach anderen Nachrichten ihren Namen davon erhalten, daß sie Eigentum des Jungfrauenklosters in Spandau war.

Diebstahl begangen, so wurde sie lebendig begraben. Fast scheint es auch, daß Verbrecher eingemauert worden sind. Als der am frühern Spandauer Thore befindliche Gefängnisturm abgerissen wurde, fand man in den vermauerten Kellerräumen menschliche Gerippe. Mord, Brandstiftung, Friedensbruch und Ehebruch wurden mit dem Schwerte, Vergiftung, Fälschung, Zauberei mit dem Scheiterhaufen bestraft. — Kaum glaublich erscheint es uns, dennoch ist es erwiesen, daß ein Hirt, der wider das Gebot der Stadt die Saat zum vierten Male zur Unzeit mit Schafen behütete, ohne Gnade hingerichtet wurde.

Mit welcher fürchterlichen Strenge der Rat der Schwesterstädte die Verbrechen bestrafte, geht am besten daraus hervor, daß in dem kurzen Zeitraume von 1391—1448, also in 57 Jahren, bei einer Einwohnerzahl von 6000 bis 8000 nicht weniger als 114 Hinrichtungen stattfanden, und zwar wurden gehängt 46, enthauptet 22, lebendig verbrannt 20, gerädert 17 Personen und lebendig begraben 9 Frauen. Die Todesstrafe, an sich gräßlich genug, wurde häufig noch durch besondere Qualen verschärft. Man riß den Verurteilten die Augen aus, schnitt ihnen die Ohren oder hieb ihnen die rechte Hand vor der Hinrichtung ab. Man zwickte sie mit glühenden Zangen, stieß ihnen ein glühendes Eisen zwischen die Zähne, briet sie in einer eisernen Küpe oder ließ sie durch wilde Rosse zerreißen. Einzelne dieser Martern wurden auch wohl als besondere Strafen bei geringeren Vergehen angewendet. Unseren an stete blutige Kämpfe gewöhnten Vorfahren erschien der Verlust des Lebens als eine zu geringe Abschreckung, deshalb verbanden sie die Todesstrafe mit so ausgesuchten Martern.

Der Scharfrichter hatte bei einer so strengen Gesetzgebung unablässige Arbeit, denn Gnade kannte der gestrenge Rat von Berlin und Cöln nicht. Die Hinrichtungen der Verbrecher waren ein oft und gern gesehenes Schauspiel für die alten Berliner, und reicher Beifall lohnte den Scharfrichter, wenn er sein Amt, das fast zu einer Kunst geworden war, mit Geschicklichkeit zur Ausführung brachte. Er wurde für dasselbe nach den Geldsätzen jener Zeit auch reichlich belohnt. Eine Enthauptung wurde mit 5 Schillingen bezahlt, ebensoviel kostete das Aufhängen oder Lebendigbegraben, das Braten in der eisernen Küpe brachte sogar 10 Schillinge ein, und außerdem gehörten die Kleider der Gerichteten dem Scharfrichter. Das Scharfrichteramt war überhaupt ein einträgliches und fand daher, obgleich es unehrlich war, stets Bewerber genug. Außer den recht reichlichen Spesen, welche ihm die vielen Hinrichtungen eintrugen, hatte der Scharfrichter auch von jedem Hause und jeder Bude einen Pfennig jährlich zu erheben, und außerdem wurden ihm freie Kleidung, Holz und Wohnung in der Büttelei gewährt. Auch ein Nebenamt trug ihm oft Geld genug ein; er hatte nämlich die Oberaufsicht über die Dirnen, „die Frauen, welche an der Unehre sitzen“, wie man damals sagte; die Rosengasse, in der jene Dirnen wohnten, stand unter seiner alleinigen Polizei. Die Hauptthätigkeit des Scharfrichters bestand natürlich teils in den Hinrichtungen, teils in den anderen entehrenden Strafen, welche er zu vollziehen hatte.

Der Richtplatz war anfänglich dicht in der Nähe des Rathauses auf der langen Brücke, später wurde er mit dem wachsenden Anbau der Stadt verlegt. Cöln hatte eine eigene Richtstätte, welche der Gerichtsberg, auch

die Freistätte genannt wurde, an der Schöneberger Grenze. Das Hochgericht von Berlin stand vor dem Oderberger Thor, dort erhob sich der Rabenstein mit dem dreisäuligen Galgen, dort wurden die gräßlichsten Hinrichtungen, das Rädern, das Verbrennen u. s. w., vollzogen, während die mit dem Schwerte vor einem der Rathäuser, entweder dem in Berlin in der Spandauerstraße oder dem in Cöln am Ende der Breitenstraße vorgenommen wurden. In einzelnen Fällen diente auch der Neue Markt zur Richtstätte, und besonders gern wählte ihn die Volksjustiz dazu, wie uns die Beispiele des Propstes Nikolaus von Bernau und des Conrad Schütz gezeigt haben.

Alle Strafen wurden mit möglichster Oeffentlichkeit vollzogen; denn nur dadurch konnte der Abschreckungstheorie, welche das Grundprinzip der mittelalterlichen Strafrechtspflege bildet, Rechnung getragen werden; deshalb waren auch die gewöhnlichen Leibesstrafen öffentliche und dienten der Straßenjugend unseres alten Berlin zum hochwillkommenen Schauspiel. Ein wahres Fest war für Berlin und Cöln, wenn am Kaak, jenem Spottbilde am Berliner Rathause, irgend ein Unglücklicher, der bei Tage einen kleinen Diebstahl unter drei Schillingen an Wert begangen hatte, am Pranger stand oder gar dort ausgehauen wurde. Da versorgte sich die liebe Jugend mit faulen Eiern und Aepfeln und ließ ihrem Uebermut freie Zügel. Zog gar der Scharfrichter in der Stadt umher, um einem Verurteilten auf den öffentlichen Marktplätzen oder an bestimmten Straßenecken den Staupbesen zu geben, dann folgte ihm lärmend und jubelnd die lustige Schar der Straßenbuben, die im Mittelalter wie heute an jedem Unfuge teilnahm. Durch diese Oeffentlichkeit wurden auch die geringeren Strafen höchst empfindlich, und es mag mancher Berlinerin schwer angekommen sein, wenn sie verurteilt wurde, Kaaksteine zu tragen, weil sie — geschimpft hatte. Eine seltsame Strafe, würde sie heute angewendet, wir würden von unseren guten Fischweibern lange Züge, Steine tragend, durch die Straße ziehen sehen! Weiber, welche sich schlugen oder schimpften, mußten nämlich einen schweren Stein, den Kaakstein, gemeinschaftlich durch die Straße tragen und dabei die Schimpfworte wiederholen, durch welche sie ein öffentliches Aergernis gegeben hatten.

Eine nicht weniger strenge Strafe traf die Männer, welche eine ungerechte Beschuldigung gegen einen Ehrenmann erhoben, einen unbegründeten Scheltbrief gegen denselben erlassen hatten; sie mußten vor geöffnetem Gericht sich mit der Hand auf den Mund schlagen und dabei die Worte sprechen: „Mund, als du das sagtest, logest du!“ Sie wurden dadurch ehrlos. Eine schwere Strafe, aber doch eine gerechte, weil sie für die Unsitte der Scheltbriefe ein Gegengewicht bildete. Hatte irgend jemand einem andern sein Wort gebrochen oder das Recht verweigert, so durfte der Beleidigte einen Scheltbrief abfassen und diesen mit Genehmigung des Rats an den Pranger anheften, dort las er ihn der zahlreich versammelten Menge vor, um seiner Beschuldigung die möglichste Oeffentlichkeit zu geben. Meist trafen solche Schmähschriften hochgestellte Personen, besonders Ritter, gegen welche eine andere Rechtshülfe nicht zu erreichen war; sie wurden stets in den ausgesuchtesten Schimpfworten verfaßt und bildeten eine vollständige Sammlung derselben.

Wenn man im Mittelalter bestrebt war, der Strafe eine möglichst große Oeffentlichkeit zu geben, so hatte man auch das Bestreben, diese Oeffentlichkeit dem Gerichtsverfahren selbst zu erhalten, und ersah darin einen Schutz gegen jede etwaige ungerechte Verurteilung. Wöchentlich zweimal, Montags und Sonnabends, fanden über geringere Sachen und alle vierzehn Tage, Mittwochs, wegen wichtigerer Fälle öffentliche Gerichtssitzungen vor dem Rathause auf der langen Brücke statt. Vor der Vereinigung der Schwesterstädte waren für Berlin die Gerichtssitzungen (die Hegung des Notgedings) in der offenen Gerichtslaube vor dem Berliner Rathaus, an der Ecke der heutigen Königs- und Spandauerstraße, abgehalten worden.

An der Spitze des Gerichts stand der Richter oder Schulze, der früher vom Landesherrn ernannt worden war, aber, wie wir bereits erzählt haben, später sein Amt vom Rat empfing. Mit ihm bildeten die sieben Schöffen, als Urteilsfinder, den Gerichtshof. Zum vollbesetzten Hofe gehörten außerdem der Bote, der Kläger und Angeschuldigte aufzurufen hatte, der Büttel oder Scharfrichter, der Fürsprecher (Verteidiger), und der Umstand, d. h. das Volk, welches der öffentlichen Sitzung nicht nur beiwohnen durfte, sondern beiwohnen mußte. Kein Kriminalgericht konnte ohne Umstand gehalten werden, und deshalb war für alle Dienstpflichtigen eine Strafe darauf gesetzt, wenn sie nicht zum Umstande erschienen. Sollte Gericht gehalten, wie man sich damals ausdrückte, ein Geding gehegt werden, so stellte der Gerichtsbote die Bänke auf, auf denen die Schöffen Platz nehmen sollten. Um diese herum wurde ein Raum abgehegt, die Parteien standen außerhalb desselben, der Richter saß auf einem Stuhle innerhalb. Der Richter begann die Verhandlung mit der Frage: Ob es Zeit sei, ein Gericht zu halten? und wenn dies von den Schöffen bejaht wurde, so verbot er alles Unrecht und jede Störung und wirkte dem Gerichte den Frieden aus, an dem niemand freveln durfte. Dann fragte er die Schöffen noch einmal, ob er richten solle, und erst, nachdem dies bejaht war, gebot er dem Frohnboten, den Kläger zur Klage, den Verklagten zur Antwort zu berufen. Nachdem Klage und Antwort vorgebracht, die Zeugen und Fürsprecher vernommen worden waren, holte der Richter von den Schöffen das Urteil ein, verkündete es demnächst und fragte endlich das umstehende Volk, ob das Recht den Gesetzen, Gewohnheiten und dem Herkommen der Stadt angemessen gewahrt sei. Erst mit dieser Bestätigung war das Verfahren beendet.

Der Kriminalprozeß wurde oft mit einer außerordentlichen Schnelligkeit begonnen und beendet, wenn der Verbrecher auf frischer That ertappt wurde. Fand ein Mord, eine schwere Verwundung statt, dann ertönte plötzlich durch die Straßen der gellende Schrei: „to Jodute“, „zu Hülfe, ihr Leute“, ausgestoßen von dem schwer Verwundeten selbst oder einem zufälligen Zeugen des Mordes. Es war ein allen Bürgern wohlbekannter Ruf, der häufig genug die Stadt erfüllte, der sich von Mund zu Munde fortpflanzte und den notwendigen Anfang eines Notgedinges, d. h. eines außerordentlichen, schnellen Kriminalprozesses bildete; er wurde das Geschrei oder Gerüfte genannt. Sobald das Gerüfte ertönte, schlossen die Thorwächter die Thore, um das Entrinnen des Verbrechers zu verhindern, der regierende Bürgermeister entsendete die Stadtknechte zur Ergreifung desselben, und diese fanden eine kräftige Unterstützung durch Bürger, welche ihre Arbeit und ihre Häuser ver-

ließen, um dem Rufe nachzugehen und dem Rechte Geltung zu verschaffen. Gelang es, den Verbrecher sofort zu fangen, dann brachte man ihn mit dem Leichname des Gemordeten zur Gerichtsstätte, ein Notgeding wurde gehalten, der Kläger mit sechs Eideshelfern mußte den Angeklagten durch einen Eid überführen, dann sprachen die Schöffen das Todesurtheil, der Richter verkündete es, und, wenn kein Einspruch vom umstehenden Volke erhoben wurde, übergab er den Verurteilten dem Büttel.

Nicht weniger schnell war das Urteil, auch wenn es dem Verbrecher gelungen war, zu entfliehen, sobald der Leichnam mit noch fließendem Blute vor das Gericht gebracht wurde. Auch dann sprach nach dem Eide der Sieben der Richter das Schuldig aus, und das ganze anwesende Volk rief mit erhobenen Fingern laut das furchtbare Wort: „Ausgeächtet!“ Diese Aechtung galt aber nur für dies eine Gericht, nicht für das ganze Land, und dem Entflohenen blieb ein Rechtsmittel gegen dieselbe offen, wenn er sich gegen den Richter zu Recht erbot, sicheres Geleit forderte und Bürgen stellte. Dann mußte das Gerichtsverfahren von neuem eröffnet werden, und der Angeschuldigte konnte sich durch eigenen Eid und die Unterstützung von sieben Eideshelfern von der Klage reinigen.

Viertes Kapitel.

Wir haben in den vorhergehenden Kapiteln die alten Berliner in ihrem öffentlichen Leben verfolgt, werfen wir nun auch einen Blick in ihr Familienleben, auf die Erziehung der Jugend, auf die Feste und Vergnügungen, denen sich unsere Vorfahren hingaben, um das Sittengemälde jener Zeit einigermaßen zu vervollständigen.

Gerade in dem eigentlichen Privatleben der alten Bürger zeigt sich der grellste Gegensatz zur heutigen Zeit, und es wird uns deshalb nicht leicht, uns hineinzudenken in jene Tage. Wenn der Handwerker heutigestags seine schwere Arbeit vollendet hat, so nimmt er wohl im Kreise der Familie ein gutes Buch zur Hand, und schnell verfließt ihm die Zeit bis zur Nachtruhe. Die Zeitungen geben ihm Nachricht, wie es aussieht draußen in der Welt in fernen Ländern, sie erwecken in ihm das Interesse für die politische Entwicklung nicht nur im engen Raum der eigenen Stadt, sondern im ganzen Vaterlande und selbst weit über die Grenzen desselben hinaus. Theater und Konzerte bieten ihm billige Genüsse, und selbst eine kleine Erholungsreise, der Genuß der schönen Natur im Gebirge, liegt nicht außerhalb des Bereichs seiner Mittel, jedenfalls aber werden an schönen Sommersonntagen Landpartien in die Umgebung von Berlin gemacht. Alle diese Genüsse fehlten den alten Bürgern Berlins und Cölns. Von Reisen und Landpartien konnte bei ihnen nicht die Rede sein, denn die Unsicherheit der Straßen war so groß, daß niemand sich unbewaffnet auch nur in der nächsten Umgebung der Stadt sehen lassen durfte. Zeitungen gab es nicht, und Bücher waren ein teurer Luxusartikel, nur den

Reichsten überhaupt zugänglich, dem gewöhnlichen Bürger aber auch ganz überflüssig, denn er hätte sie ja doch nicht benutzen können. Lesen und Schreiben war damals eine Kunst, zu deren Höhe sich fast nur studierte Leute aufzuschwingen vermochten; die Bürger hatten anderes zu thun, als sich in der Schule herumzuplacken, und selbst die meisten Ritter und Herren und viele von den großen Kaufleuten machten ein Kreuz, wenn sie ihre Unterschrift geben sollten, ihr Insiegel bekräftigte dasselbe genügend.

Es gab allerdings in jener frühen Zeit schon Schulen, und der Rat hatte sie unter seine besondere Aufsicht genommen, so die Pfarrschulen an der Nikolai- und Marienkirche in Berlin und die an der Petrikirche in Cöln, aber gelernt wurde in ihnen eben nicht viel, denn die Mönche, sonst die alleinigen Vertreter der Wissenschaften in der Mark, wußten sehr wohl, daß gerade ihre wissenschaftliche Ausbildung die Grundlage ihrer Macht bildete, und hüteten sich deshalb, die eigentliche Volksbildung zu fördern. Nur die Knaben und Jünglinge, welche sich dem geistlichen oder dem eigentlichen Gelehrtenstande widmen wollten, erhielten einen regelmäßigen Unterricht, und auch dieser war infolge der eigentümlichen Schuleinrichtung mangelhaft genug. An der Spitze der Schule stand der Scholastikus, der eigentliche Vorsteher, meist ein angesehener Geistlicher, der in Berlin und Cöln vom Rate eine Besoldung erhielt und außerdem auch von seinen Schülern nicht unbedeutende Einkünfte bezog, für dieselben aber wenig that, sondern die eigentliche Arbeit einem Vikarius, den er kärglich besoldete, dem Rektor, überließ. Der Rektor nahm sich Schulgesellen an, welche etwa mit den heutigen Hülfslehrern zu vergleichen sind. Diese hatten den Unterricht zu erteilen, den der Rektor nur überwachte und in einigen besonders schwierigen Disziplinen selbst gab. Sie erhielten für ihre Mühe kein bestimmtes Gehalt, sondern waren angewiesen auf Freitische bei den Bürgern und auf die Einnahmen, welche sie aus verschiedenen Nebenämtern gewannen. Bei allen Hochzeiten und allen anderen Festen wurden die Schulgesellen als Vorschneider und Platzmeister gebraucht, sie leiteten auch den Gesang der Schüler auf den Straßen und in den Kirchen und bezogen davon mitunter nicht unbeträchtliche Einnahmen, diese suchten sie natürlich soviel wie möglich zu vergrößern, und das Schulehalten war ihnen daher meist Nebensache.

Die Schüler selbst wurden eingeteilt in Bacchanten und Schützen. Die Bacchanten, die älteren Schüler, hatten jeder zwei bis drei jüngere Schüler, Schützen, zu unterrichten, dafür aber lag den Schützen die Pflicht auf, ihre Bacchanten zu ernähren. Sie sangen, bettelten und stahlen auch wohl für sie. Die kleinen Schützen waren die gefürchtetsten Feinde aller Speisekammern, Rauchfänge und Hühnerställe. Das Gebettelte oder Gestohlene durften sie bei strenger Strafe nicht für sich verwenden, sondern mußten es an ihren Bacchanten abliefern, denn dieser hielt strenge Zucht, er war der absolute Herr seiner Schützen. Oft genug kam es vor, daß der Gestrenge dem Schützen, wenn er von einem Beutezuge nach Hause kam, befahl, sich mit reinem Wasser den Mund auszuspülen. Fanden sich bei dieser Probe Speisereste im Wasser, dann wehe dem kleinen Verbrecher, er erhielt unbarmherzige Prügel.

Es war Sitte, daß die Schüler von einer Schule zur anderen zogen; die fahrenden Schüler, so nannte man die jungen Wanderer, wurden bei

solchen Zügen der Schrecken der Bauern, denn mit unvergleichlicher List und Unverschämtheit verstanden sie es, sich auf der Reise durch Diebstahl von Nahrungsmitteln zu erhalten. Daß bei einem solchen Leben der Unterricht nicht mit besonderer Regelmäßigkeit erteilt wurde und auch nicht von großem Erfolge sein konnte, versteht sich von selbst. Es dauerte meist drei bis vier Jahre, ehe ein Schütze lesen und schreiben lernte, und manche lernten es niemals. Der übrige Unterricht bestand meist in einem sinnlosen Auswendiglernen der lateinischen Kirchengebete, der Messe u. s. w., dem sich erst später die Grammatik anschloß.

Die Bürger Berlins fanden an einem solchen Unterrichtsgange mit Recht wenig Geschmack. Wenn ihre Jungen tüchtige Handwerker wurden und kräftig mit dem Schwerte zuschlagen lernten, um sich ihrer Haut zu wehren, dann galt ihnen dies mehr, als wenn sie lateinisch verstanden und lesen und schreiben konnten. Nur diejenigen wurden in die Schule geschickt, die zu nichts anderem gut waren oder die Eltern verloren hatten, und für die niemand sorgen wollte; zu Schützen und später zu Pfaffen oder gelehrten Leuten waren sie ja immer noch gut genug.

Wenn nun auch die alten Bürger nicht lesen konnten, wenn ihnen die Unterhaltung durch Bücher fehlte, so hatte dadurch die mündliche Ueberlieferung eine um so größere Zugkraft gewonnen. Mit welchem andächtigen Grauen wurden abends die alten Sagen und Zaubermärchen erzählt und gehört! Je weniger die Wissenschaft die Köpfe erleuchtete, je mehr wucherte der selbst von der Kirche beschirmte finstere Aberglaube. Niemand, der nicht als Ketzer verschrieen werden wollte, durfte wagen, an der Existenz von Hexen und Zauberern zu zweifeln. Jedermann wußte ja, daß die Alte, welche am Wursthofe in der halbverfallenen Zinsbude wohnte, einen Pakt mit dem Bösen geschlossen hatte. Satan war ihr erschienen, und dafür, daß sie ihm ihre Seele zu eigen gegeben, hatte er ihr die Kraft verliehen, böses Wetter zu machen, Menschen und Vieh zu behexen. Sein kostbarstes Geschenk aber war die Hexensalbe! Wenn sich die Alte mit dieser Salbe bestrich, dann fuhr sie in dunkler Nacht zum Schlot hinaus auf dem Besenstiel nach dem Blocksberg, um dort mit den Hexen aus ganz Deutschland den Hexensabbath zu feiern, dem Satan in Gestalt eines schwarzen Bocks präsidierte. So erzählten sich die Männer und Frauen, jeder glaubte die Sage, und oft genug ging dieselbe über das Gebiet der Erzählung hinaus. Die unglückliche Alte, welche ihre roten Triefaugen als Hexe bezeichneten, wurde plötzlich beschuldigt, irgend einem der Nachbarn die Kuh behext zu haben, daß sie keine Milch mehr gab, oder sie hatte ein Hagelwetter herbeigezogen, das die Saaten verdarb, oder gar war sie schuld daran, daß der oder jener in unheilbares Siechtum verfallen mußte.

Da wurde kurzer Prozeß gemacht, die Klage wegen Hexerei wurde erhoben, die Henkersknechte ergriffen die Unglückliche, zogen sie aus und suchten an ihrem Körper nach dem Hexenmal; man wußte nämlich, daß Satan jeder seiner Anbeterinnen ein Zeichen, bald in der Gestalt einer Krötenkralle, einer Ratte oder auch eines gewöhnlichen schwarzen Fleckes, dem die Phantasie leicht eine abenteuerliche Gestalt andichten konnte, aufzudrücken pflegte. Fanden die Henkersknechte ein Hexenmal, und sie fanden es fast immer, dann war die Angeklagte der Zauberei überführt und wurde dem Feuertode geweiht. Ein solches

Resultat hatten wohl manches Mal die schaurigen Erzählungen am Herdfeuer, durch welche der erste Verdacht auf irgend eine unschuldige alte Frau geworfen wurde, und dennoch boten dieselben wieder und immer wieder ein Mittel der Unterhaltung im Familienkreise, denn gerade in dem Grauenhaften lag der geheime Kitzel jener Sagen und Märchen.

Ein weniger frivoles Mittel der Unterhaltung boten die Schaugepränge, an denen jene Zeit überaus reich war. Noch stand das Ritterwesen in seiner vollen Blüte, und wenn dasselbe auch unter dem rohen märkischen Adel nie den Glanz und die Feinheit erreicht hat, welche es in Süddeutschland auszeichneten, so gab es doch auch in Berlin und Cöln mannigfache Gelegenheit zu festlichen Schauspielen. Bald kam ein fahrender Ritter unter seltsamer Vermummung in die Stadt, und alle Welt sprach dann von ihm und erzählte sich, daß er ein reicher Graf aus fernem Lande sei, der geschworen habe, zu Ehren seiner Schönen mit jedem Ritter, der den Kampf wagen wolle, eine Lanze zu brechen. Ein anderes Mal wurde auch wohl ein lustiges Turnier gehalten, an dem die Schaulustigen sich ergötzen konnten.

Im Tiergarten, der sich damals als ein mächtiger, dicht verwachsener Wald bedeutend weiter ausbreitete als heute, und in dem auch noch Hochwild sich aufhielt, feierten die Markgrafen mitunter prächtige Jagdfeste, zu denen sie eine glänzende Ritterschaft um sich versammelten.

Auch die Kirche war bemüht, die Schaulust der Bürger zu befriedigen. An großen Festtagen veranstaltete sie kirchliche Schauspiele, am Palmsonntag wurde das Leiden Christi, am grünen Donnerstag das Fußwaschen in einer mimischen Vorstellung anschaulich gemacht. Am Pfingsttage zeigten die Priester gar den leibhaftigen Heiligen Geist in der Gestalt einer hölzernen Taube, welche auf und nieder gezogen wurde.

Außer bei solchen für das Auge berechneten Schaustellungen fanden die Berliner ihre Lust und Erholung in kräftigen sinnlichen Genüssen. Je weniger sie ihren Geist auszubilden vermochten, je mehr Wert legten sie auf das rein sinnliche Vergnügen, sie verstanden es, im Essen und im Trinken fast Unglaubliches zu leisten, und sahen dabei mehr auf tüchtige Fleischmassen als auf eine feine Zubereitung, ihr Geschmack war eben noch nicht besonders veredelt. Das Fleisch bildete den Mittelpunkt jeden guten Essens. Es kam in den verschiedensten Gattungen auf den Tisch, teils geschmort mit Gemüse, teils als Braten jeder Art. Man rechnete auf die Person nicht weniger als vier Pfund Fleisch, gewiß eine recht ansehnliche Menge, die auf einen guten Appetit schließen läßt, wenn man bedenkt, daß neben dem Fleisch und Gemüse gewöhnlich noch ein tüchtiger Hirsebrei und verschiedene Sorten Käse, denen ebenfalls gehörig zugesprochen wurde, auf den Tisch kamen. Backwerk von Schmalz, Gewürz und Honig sowie Backobst bildeten den Nachtisch.

Dem Hunger der alten Berliner entsprach auch ihr Durst. Bei jedem Gastmahl wurde das Bier tonnenweise aufgelegt. Ein Diener stand als Zapfer bei der Tonne und hatte genug zu thun, um die Kannen der rüstigen Zecher stets schnell genug wieder zu füllen. Das beliebteste Bier war das der Nachbarstadt Bernau, welches seinen Ruf jahrhundertelang bewahrt hat. Wein wurde nur von den Reichen getrunken, diese verstiegen sich selbst zu edeln Rheinweinen und zu noch selteneren Sorten aus dem fernen Welschlande, gewöhnlich aber nahmen sie mit dem berühmten Gubener Wein vorlieb, der

damals noch in gutem Ansehen stand. War man auch hier mit der Qualität nicht eben besonders wählerisch, so hielt man um so mehr auf die Quantität. „Ein Räuschchen in Ehren soll niemand wehren!", aber es wurde gar häufig ein respektabler Rausch.

Kein Fest wurde als vollkommen betrachtet, an welchem nicht die Mehrzahl der männlichen Gäste mit schwerem Kopfe und schwankenden Füßen den Gastgeber verließ. Und wie bei dem Gastmahl ging es auch in den Trinkstuben zu, welche von den Bürgern des alten Berlin so häufig besucht wurden, wie die Bierstuben heutzutage noch. Dort wurde politisiert und schwadroniert, damals wie heute, wenn auch in anderer Weise, denn die Trinkstuben versammelten nicht Bürger der verschiedenen Stände, sondern waren meist entweder von den Gewerken oder von den Geschlechtern allein besucht. Ein reisender Kaufmann, der etwa von der Messe in Frankfurt a. M. kam, bildete dann den Mittelpunkt der Gesellschaft, der erzählte wie es aussah im Reiche, wie fern in Italien die Kriegsfurie wüte. Einer, der eine so weite und gefährliche Reise gemacht hat, kann schon etwas erzählen! Da wurde denn gehört, gesprochen und getrunken, bis sich die Köpfe mehr und mehr erhitzten, und endlich mancher Zecher ein friedliches Quartier unter dem eichenen Tische fand.

Die Unmäßigkeit im Essen und Trinken nahm oft sehr überhand, daß der weise Rat suchen mußte, derselben Einhalt zu thun durch strenge Gesetze, und arg mußte es wohl gewesen sein, ehe zu solchen Mitteln gegriffen wurde, denn die Ratsherren waren doch auch keine Mäßigkeitsapostel. Schon 1331 drohte der Rat denjenigen Wollen- und Leinwebern Strafe an, welche ihre Schuhe, Hemden und Hosen vertrinken würden. 1335 wurde das Gesetz erlassen, daß sich im Winter nach 9, im Sommer nach 10 Uhr niemand mehr in den Bierstuben aufhalten dürfe, und im Jahre 1399 wurde derjenige, der in der Gewerksversammlung der Altflicker so viel aß, daß er es wieder von sich geben mußte, in Strafe genommen. Am fatalsten waren den fröhlichen Zechern die Narrenkisten, vergitterte Käfige vor dem bernauschen Bierkeller in Berlin und dem Gertraudenthor in Cöln, in welchem man die nachts auf der Straße aufgegriffenen Betrunkenen ihren Rausch ausschlafen ließ, bis sie morgens die liebe Straßenjugend durch Höhnen und Necken weckte.

Und die Frauen? — Nun die Frauen saßen zu Hause, spannen oder warteten die lieben Kleinen. Gemischte Gesellschaften waren nicht üblich, nur an großen Festen, bei besonderen Gelegenheiten, wie Hochzeiten, Taufen u. s. w., wo getanzt wurde, zog man die Frauen in Gesellschaft, aber auch dann saß man bei Tisch selten in bunter Reihe, sondern es waren für die Frauenzimmer meist besondere Tafeln aufgestellt, welche häufig sogar sich nicht einmal in demselben Zimmer befanden, in welchem die Männer aßen.

Taufen und Hochzeiten wurden stets mit großen Festlichkeiten begangen; jeder irgend wohlhabende Bürger benutzte eine solche Gelegenheit, um sich gastfrei zu zeigen und allen Luxus zu entfalten, den seine Kasse irgendwie gestattete. Früher war es Sitte gewesen, die Taufen so schnell wie möglich nach der Geburt abzuhalten; die Sitte war aber im 14ten Jahrhundert schon außer Uebung gekommen, weil sie die Tauffestlichkeiten beeinträchtigte und der Wöchnerin nicht gestattete, an denselben teilzunehmen. Man ließ deshalb gern sechs Wochen und längere Zeit verstreichen, bis die Wöchnerin

wieder vollkommen hergestellt war, ehe man das Tauffest feierte. Alle Verwandten und Freunde des Hauses erhielten eine feierliche Einladung, und es galt als eine große Beleidigung, einen der Bekannten bei solcher Gelegenheit auszuschließen. Das Fest dauerte bei wohlhabenden Familien gewöhnlich drei volle Tage. Am ersten Tage morgens erschienen die geladenen Gäste sämtlich im höchsten Staate mit Frauen und Kindern. Ein treffliches Frühstück empfing sie, bei welchem wie überhaupt bei allen Mahlzeiten, die Frauen an besonderen Tischen, von den Männern getrennt, aßen. Nach dem Frühstück machte die Wöchnerin ihren ersten Kirchgang. Umgeben von den



Die Klosterkirche und die Streit'sche Stiftung in der Klosterstraße im Jahre 1830.

befreundeten Frauen, ging sie im höchsten Putz nach der Kirche, Spielleute mit Schalmeien und Trompeten — auch zwei mächtige Baßgeigen durften nicht fehlen — schritten dem Zuge voran und spielten zum Jubel der zahlreich versammelten Gassenjugend lustig auf. Die jungen Mädchen und die Männer blieben im Hause zurück und erwarteten die Frauen zum Mittagsmahl, welches sofort nach beendetem Gottesdienst eingenommen wurde. Am folgenden Tage wurde das Mittelkindelbier wieder mit einem reichen Mittagsmahl gefeiert. Der dritte Tag, der des Kindelbiers oder der eigentlichen Taufe, war der Hauptfesttag. Die ganze Gesellschaft begleitete den Täufling in die Kirche und wohnte der heiligen Handlung bei, der wieder ein reiches Mahl folgte. Den Schluß des Festes machte ein Tanz, der selten in dem Taufhause selbst gemacht wurde, denn in den meisten Bürgerhäusern fehlte für ein solches Vergnügen der Raum. Man hatte den Rathaussaal gemietet, und dort ging es nun lustig zu, oft bis tief in die Nacht hinein.

Die Tänze jener Zeit unterschieden sich wesentlich, und zwar zu ihrem Vorteil von unsern heutigen, es war mit ihnen meist ein sinnreiches Spiel

verbunden. Da wurden der Totentanz, der polnische, der Capriolen- und der Drehtanz, der Zäuner, der Taubentanz und der Schmoller getanzt. Von manchen dieser Tänze sind uns nur noch die Namen bekannt, von anderen sind uns vollkommene Beschreibungen überliefert, so vom polnischen Tanz, der dem Menuett ähnlich war, und bei dem es darauf ankam, höchst zierliche Pas mit graziösen Verneigungen zu machen, und der Capriolentanz, der wildeste von allen, der nicht eben als anständig galt, denn Tänzer und Tänzerinnen machten dabei so wilde Sprünge, daß diese oft zu bedenklichen Situationen führten. Man tanzte ihn meist erst, wenn das starke Getränk die Köpfe erhitzt hatte sowohl der Herren als der Damen.

Am eigentümlichsten waren der Totentanz und der Schmoller. Beim Totentanz paarten sich die Gäste, alt und jung, und begannen lustig springend unter Jubel und Gelächter; plötzlich aber hörte die Musik mit einem schrillen Ton auf, und tiefe Stille trat ein; gleich darauf ertönte eine leise, melancholische Melodie, welche endlich in einen Trauermarsch, wie er bei Begräbnissen gespielt wurde, überging. Ein junger Mann mußte sich nun auf dem Boden ausstrecken und den Toten spielen, die Frauen und Mädchen umtanzten ihn mit zierlichen Sprüngen, indem sie sich bemühten, die Trauer um den Toten in möglichst komischer Weise zu karikieren; sie sangen dabei eine Trauermelodie, aber auch diese so lustig, daß ein allgemeines und anhaltendes Gelächter entstand. Nach der Vollendung des Gesanges traten die Frauen und Mädchen eine nach der andern an den Toten und küßten ihn, bis endlich eine Ronde der ganzen Gesellschaft den ersten Teil des Tanzes schloß. Der zweite Teil glich dem ersten, nur tanzten diesmal die Jünglinge und Männer um eine Tote. Wenn es dann ans Küssen ging, war der Jubel groß, denn die Tänzer bemühten sich, den Kuß zärtlich und doch so komisch wie möglich zu geben.

Den Schluß des Tanzfestes machte man gewöhnlich mit dem Schmoller, bei welchem die Tänzer und Tänzerinnen anfänglich einen großen Widerwillen gegen einander heuchelten, nach und nach sich aber versöhnten und in vollster Liebe schlossen. Den Uebergang dieser Gefühle durch zierliche Sprünge und durch das Mienenspiel auszudrücken, war die Aufgabe der Tänzer.

Nicht weniger feierlich als die Taufen wurden die Hochzeiten begangen, bei denen der Brautvater alles aufbot, um seinem Hause Ehre zu machen. Auch hier erstreckte sich die Feier auf mindestens drei, mitunter sogar auf acht Tage. Alle Verwandte und Freunde von Braut und Bräutigam von nah und fern wurden schon geraume Zeit vor der Hochzeit durch feierliche Briefe eingeladen; aber damit durfte sich der Brautvater nicht begnügen, die Höflichkeit erforderte noch besondere Einladungen, da man zum Scheine voraussetzen sollte, die Gäste seien mit wichtigeren Dingen als einem Hochzeitsfeste beschäftigt und könnten dasselbe leicht vergessen. Der Umbitter mit seinen Gesellen, wir wissen, daß die Schulgesellen dies einträgliche Amt bekleideten, mußten etwa acht Tage vor der Hochzeit bei allen Gästen umherziehen, um die Einladung dreimal mündlich in einer bestimmten Form zu wiederholen. Die Gesellen waren dabei festlich mit Bändern und großen Blumensträußen geschmückt. Am ersten Festtage morgens begab sich der Bräutigam mit seinen männlichen Verwandten in das Haus des Schwiegervaters. Er fand in den festlich geschmückten Räumen bereits die Hochzeits-

gesellschaft versammelt, die Frauen und Mädchen in einem Zimmer, die Männer in einem andern. Erst wenn sämtliche Geladene erschienen waren, wurde die Thür geöffnet, und die Männer durften sich dann ins Frauengemach begeben. Der Bräutigam beschenkte nun die Braut und deren weibliche Verwandte, jede mit einem Paar Schuhe und einem Paar Pantoffeln, die Braut machte ihm und seinen männlichen Verwandten ein Gegengeschenk mit einem Hemd. Ein seltsames Geschenk, besonders in jener Zeit, in der Hemden keineswegs zum eigentlichen Bedürfnis gehörten! Man trug sie gewöhnlich nur beim Baden und vielleicht bei besonders festlichen Gelegenheiten, dann aber zog man sie abends zum Schlafengehen fein säuberlich wieder aus. Im Hemd zu schlafen wäre ein besonderer Luxus gewesen, man legte sich stets nackt zu Bett, auch wenn, wie dies sehr häufig vorkam, zwei bis drei Personen in demselben Bett schliefen.

Nach dem Austausche dieser Geschenke ordnete sich die Gesellschaft zum Festzuge, um sich in das Bad zu begeben; man machte, wenn die Wohnung des Brautvaters dem Krögel zu nahe lag, oft einen Umweg durch die vornehmsten Straßen, um dem zahlreich versammelten Volke länger das Vergnügen des Zuschauens zu gewähren. Dem Zuge voran schritten die Musikanten, welche sich bestrebten, ihre lustige Hochzeitsweise so laut und geräuschvoll wie möglich zu machen. Ihnen folgten die Gäste, zuerst die Frauen mit ihren neuen Schuhen, dann die Männer mit den Badehemden über der Schulter. Bald vor, bald neben dem Zuge liefen die Lustigmacher, welche bei keiner großen Hochzeit fehlen durften, und welche die Aufgabe hatten, durch die tollsten Possen die Heiterkeit der Gäste und des zuschauenden Volkes zu erregen. — Je toller, je besser, niemand durfte dabei etwas übel nehmen, auch wenn die Scherze mitunter stark handgreiflich wurden. Prügelte der Narr irgend einen der Umstehenden mit seiner Pritsche, oder traf er gar beim Radschlagen diesen oder jenen mit dem Fuße an die Nase, so lohnte ein schallendes Gelächter den feinen Witz; häufig bedienten sich auch die Spaßmacher großer Düten voll Kienruß, um besonders den zuschauenden jungen Mädchen das Gesicht zu schwärzen. Jede solche Heldenthat wurde durch das allgemeine Gelächter belohnt.

Im Badehause teilte sich die Gesellschaft; meist war sie zu groß, als daß die beiden geräumigen, gewölbten Badezimmer die sämtlichen badenden Gäste auf einmal hätten fassen können; nur ein Teil konnte baden, der andere erlabte sich während dessen, bis an ihn die Reihe kam, mit einem guten Frühstück, zu welchem der Bader bei solchen Gelegenheiten eingerichtet war.

Aus dem Bade zog die Gesellschaft wieder im Festzuge nach dem Hochzeitshause zurück, um ein tüchtiges Mittagsmahl zu sich zu nehmen, welches nach dem Bade trefflich schmeckte, wenn demselben auch das Frühstück unmittelbar vorangegangen war, denn essen konnten die damaligen Berliner zu jeder Zeit. Die eigentlichen Festceremonien begannen nach Tische mit dem Schmücken der Braut und des Bräutigams. Die Verlobten wurden in zwei aneinander stoßenden Zimmern von ihren Freunden ausgekleidet; sobald dies geschehen war, fand der Wechsel der Hemden statt. Eine Matrone reichte durch die knapp geöffnete Thür dem Bräutigam das Hemd, welches die Braut getragen hatte, und empfing dafür das seinige. Nachdem der Brautanzug vollendet war, trat die Gesellschaft wieder zusammen, und der Bräu-

tigam schenkte nun der Braut einen schönen Kranz von Rosmarin, mit Goldschnur durchflochten, welchen ihr die Brautjungfern auf das Haupt hefteten; darauf befestigten sie ein Schlüsselbund an ihrem Gürtel, zum Zeichen, daß sie fortan die Herrscherin im Haushalte sein solle. Ein Becher mit Wein wurde der Braut gereicht; sie leerte ihn zur Hälfte und reichte ihn dem Bräutigam, der ihn austrank. Dann ordnete sich die Gesellschaft von neuem zum Festzuge; alle Männer waren mit Hochzeitskränzen, welche ihnen die Braut geschenkt hatte, geschmückt. Auch die Dienstboten und Umbitter hatten solche Kränze erhalten, während aber die der Gäste mit Goldfäden durchwirkt waren, trugen die ihrigen nur den Schmuck von Silberfäden oder bunten Federn. Man zog nach der Kirche, die Trauung wurde vollzogen, und zurück ging es nach dem Hochzeitshause zum Bettsprung, der wichtigsten Ceremonie der Hochzeit. In einem prächtig ausgeschmückten Zimmer stand das aufgeschlagene Brautbett. Die Neuvermählten mußten sich angekleidet niederlegen und die Bettdecke heraufziehen. Sämtliche Gäste zogen in Prozession an dem Brautbett vorüber und begrüßten die Liegenden mit zierlichen, auf den neuen Ehestand bezüglichen Scherzen, welche manches Mal der jungen Braut das Blut in die Wangen trieben, obgleich doch die Frauen und Mädchen jener Zeiten an starke Zweideutigkeiten gewöhnt waren. Erst nach dem Bettsprunge wurden die Neuvermählten als Eheleute betrachtet, die Trauung allein begründete noch nicht die Ehe. Starb der Bräutigam zwischen Trauung und Bettsprung, so galt die Braut nicht als Witwe, sie hatte weder ein Recht auf das Vermögen noch auf den Namen des Verstorbenen.

Ein Abendessen, dem ein Tanz auf dem Rathause folgte, schloß den ersten Festtag. Bei dem Abendessen wurde der höchste Luxus aufgeboten. Speisen und Getränke mußten in außerordentlicher Fülle vorhanden sein, um nicht nur die zahlreichen Gäste, die Dienerschaft, die Musikanten und Umbitter, sondern auch um die Armen zu sättigen, die bei jeder großen Hochzeit sich in zahlreichen Scharen einfanden. Der stets rühmlich bewährte Wohlthätigkeitssinn der Berliner verleugnete sich auch in jener frühen Zeit nicht. Während des Essens wurde die strengste Festordnung bewahrt. Die Männer und die verheirateten Frauen saßen, nach ihrem Range geordnet, an einer Tafel; man war in dieser Rangordnung sehr streng, und es wäre ein grober Verstoß gegen die Sitte gewesen, hätte der Hochzeitsvater nicht dem vornehmsten Gaste den Ehrenplatz gegeben. Die geladenen jungen Mädchen hatten ihren besonderen, den Jungferntisch, auch die Mägde des Hauses, die Dienstboten, die Musikanten speisten an gesonderten Tischen; der für die Musikanten hieß der Pfeifertisch; ein Ausdruck, der sich noch heute für einen abgesonderten Tisch erhalten hat. Den Schluß des Abendmahls machte das Herumtragen der Schauessen. Nachdem der Wein alle Gemüter erheitert hatte, erschienen die Bediensteten des Hauses mit Schüsseln, auf denen künstliche Gerichte standen; der Bratenmeister trug z. B. eine Schüssel mit einem großen ledernen Braten, und so hatte jedes Amt sein Symbol. Alle kamen nach der Reihe und gingen bei den Gästen umher, um ein Geschenk zu erhalten. Den Schluß bildete die Armenbüchse, der an großen Hochzeiten immer reichliche Gaben zuflossen.

Der zweite Tag wurde für den eigentlichen Hochzeitstag gehalten, und dieser mußte den ersten an Festjubel noch überbieten. Mit dem frühen

Morgen übergab der junge Ehemann seiner Gattin die Morgengabe, ein besonders kostbares Geschenk. Das Ehepaar kleidete sich darauf festlich, legte sich aber angekleidet wieder zu Bett, um den Besuch der Hochzeitsgäste zu empfangen. Jeder Besuchende brachte ein Geschenk mit und legte es mit einem Scherze auf die Bettdecke. Waren schon die Scherze des vergangenen Tages nicht besonders fein gewesen, so läßt sich wohl denken, daß die des Hochzeitsmorgens sich noch weniger durch Zartheit auszeichneten. Unter den Geschenken waren am zahlreichsten die Brauthähne vertreten, gebratene Hähne, welche auf einer kostbaren Schüssel serviert waren. Man glaubte, daß es für junge Eheleute sehr heilsam sei, möglichst viel Hahnenfleisch zu essen, und war bestrebt, auch ihren ausschweifendsten Appetit darauf zu befriedigen. Es kam vor, daß ein Brautpaar bei einer besonders großen und glänzenden Hochzeit bis zu 40 und 50 gebratene Hähne als Geschenk erhielt. Nachdem die Hochzeitsgäste alle erschienen waren, stand das junge Ehepaar auf, und die junge Frau wurde nun als Hausmutter eingekleidet. Man band ihr die bisher frei flatternden Locken auf und bedeckte sie mit einer Haube; daher mag wohl der Ausdruck „unter die Haube kommen" entstanden sein. Wieder ging es im fröhlichen Zuge nach der Kirche. Eine Messe, abermalige Einsegnung des Brautpaares, Besprengung desselben mit Weihwasser und dann Festzug zurück in das Brauthaus. Ein Hochzeitsmahl, womöglich noch glänzender als das des vergangenen Tages, und abends wieder Tanz auf dem Rathause; so verging der zweite Tag unter rauschendem Festjubel, und in ganz gleicher Weise wurden auch der dritte und die folgenden gefeiert, wenn die Hochzeit länger als drei Tage dauerte.

Wir haben ein Berliner Kind jener Zeit taufen sehen, haben den jungen Mann an seinem Ehrentage, dem Hochzeitstage, beobachtet, folgen wir nun auch dem Gestorbenen zum Grabe.

Vor der Thür des Totenhauses hängt das Schierlaken, ein weißes Tuch, welches anzeigt, daß eine Leiche im Hause ist. Alle Vorübergehenden bekreuzigen sich und sprechen wohl ein leises Gebet für die Seelenruhe des Dahingeschiedenen. Drinnen im Hause ist im besten Zimmer die Leiche im niedrigen, offenen Sarge ausgestellt. Man hat den Verstorbenen mit seinem Feiertagsanzuge bekleidet, rings um den Sarg sind zahlreiche brennende Kerzen aufgestellt, das ganze Zimmer ist mit Trauergehängen geschmückt. — Um den Sarg sitzen die Klageweiber, welche bittre Thränen vergießen, heulen und schreien. Sie sind dafür gemietet und haben Uebung in dem Geschäft; so schwer es ist, ohne inneren Schmerz zu weinen und Herzenstrauer zu zeigen, so vermögen sie es doch.*) Der Leichenbitter hat das Leichengefolge geladen, eine alte Frau in allen Häusern der Nachbarschaft die Stunde des Begräbnisses angezeigt, denn es gilt für eine große Schande, wenn der Verstorbene ohne gehöriges Gefolge unter die Erde gebracht wird. Die zum Leichengefolge geladenen Gäste haben sich im Sterbezimmer versammelt, der Sarg wird geschlossen, ein weißes Kreuz auf den Deckel gelegt, und nun setzt sich der Zug unter dem Läuten der Glocken in Bewegung. Voran ein

*) Die Sitte, Klageweiber zu mieten, verschwand schon im 15. Jahrhundert. Die heulenden Klageweiber mögen wohl die Trauer häufig genug übertrieben und dadurch lächerlich gemacht haben.

Priester mit dem Weihwasser, dann ein Chorknabe, der ein brennendes Licht trägt, und die übrigen Chorknaben; diesen folgen die Zunftgenossen des Verstorbenen. Es folgt der Sarg, der getragen wird, und zu dessen Seiten Chorknaben mit brennenden Kerzen einhergehen; hinter dem Sarge das Leichengefolge, zuerst die Männer, in lange Trauerkleider gehüllt, dann die Frauen, ebenfalls in Trauerkleidung; dann folgen alle diejenigen, welche, ohne zu den geladenen Gästen, dem Leichengefolge, zu gehören, doch sich gedrungen fühlen, dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erzeigen, und je größer die Zahl derselben, je höher und stolzer hebt sich das Herz der Hinterbliebenen in dem Bewußtsein von dem Werte des geliebten Geschiedenen. Während die Kirchenglocken läuten, geht langsam der Zug vorwärts. Die ganze Versammlung stimmt ein in den Gesang des Miserere und der Trauerpsalmen.

So kommt man zur Kirche. In der Nähe des Altars wird der Sarg niedergesetzt und mit brennenden Kerzen umstellt. Ein Geistlicher tritt an das Fußende und hält die Leichenpredigt, er rühmt die trefflichen Eigenschaften des zu früh Geschiedenen und tröstet die weinenden Hinterbliebenen. Dann wird die Totenmesse gehalten, der Sarg mit Weihwasser besprengt und das Paternoster gesprochen. Dreimal schwenkt der Priester das Rauchfaß über dem Sarg, bis der Weihrauch in lichten Wolken zum hohen Gewölbe der Kirche emporschwebt, dann spricht er ein lateinisches Gebet, in welchem er Gott bittet, den Seelen zu befehlen, daß sie sich der Seele des Verstorbenen annehmen. Der Sarg wird nun aufgehoben und nach dem Kirchhofe getragen, wieder schwenkt man über ihm dreimal das Rauchfaß und besprengt ihn mit Weihwasser. Noch ein Gebet, Gesang des de profundis, und der Sarg wird hinabgelassen in die Gruft. Die Verwandten und Freunde des Verstorbenen treten einer nach dem andern an die Grube, sie reichen einander den Weihwedel, und jeder sprengt als letzte Gabe der Liebe ein wenig Weihwasser hinab auf den Sarg, opfert ein Scherflein für den Geistlichen, betet ein stilles Gebet und entfernt sich schweigend. Die Begräbnisfeier ist vorüber, die Menge verläuft sich, nur die geladenen Gäste kehren in das Trauerhaus zurück, um sich dort bei einer tüchtigen Mahlzeit gegenseitig zu trösten.

Die Tauf-, Hochzeits- und Begräbnisfeierlichkeiten, welche wir kennen gelernt haben, lassen uns einen tiefen Blick in das Leben der alten Berliner thun; sie zeigen uns ihre Prunkliebe, ihr Wohlgefallen an äußerer Schaustellung, an üppigen Festen. Die Sucht, sich gegenseitig bei denselben zu überbieten, einen möglichst großen Luxus zu entfalten, führte das Unglück mancher Familie herbei. Die Frauen wetteiferten, sich bei derartigen Festen mit Spangen und Geschmeide aller Art zu behängen, besonders überboten sich dabei die Frauen und Fräulein aus den Geschlechtern, und die Männer mußten wohl nachgeben, wenn sie den lieben Hausfrieden bewahren wollten, das ist ja zu allen Zeiten so gewesen. — Nicht lange genug konnte ein Tauf- oder Hochzeitsfest dauern, nicht prächtig genug konnte es gefeiert werden.

Um dem eingerissenen übermäßigen Luxus zu steuern, sah sich der Rat veranlaßt, schon im Jahre 1334 ein Gesetz zu geben, aus welchem wir einige bezeichnende Stellen mitteilen wollen, bemerken aber müssen wir, daß es mit diesem Gesetze ging wie mit allen denen, die dem Geiste der Zeit

nicht entsprachen; es wurde im ganzen wenig befolgt. Gerade die Geschlechter, für welche das Luxusgesetz besonders gemacht war, wußten es entweder zu umgehen, oder sie kümmerten sich nicht darum, weil sie hoffen durften, von dem befreundeten Rate nicht bestraft zu werden. Das Gesetz vom Jahre 1334 besagt:

„Wir Ratsmänner alte und neue von Berlin und Cöln u. s. w. — Zum ersten Male wollen wir, daß keine Frau noch Jungfrau an Armspangen und Geschmeide mehr tragen soll, als eine halbe Mark wiegen mag, und von feinen Perlen sollen sie nicht mehr tragen, als eine halbe Mark wert sind. Auch soll keine Frau oder Jungfrau golddurchwirkte Tücher tragen, noch goldene Reifen und keine Jungfrau mehr tragen als ein Kreuz über eine Mark wert. Ferner wollen wir, daß ein jeder, es sei Frau oder Mann, seinem Eide gemäß bei ihren Hochzeiten nicht mehr als vierzig Schüsseln auf ihren Tisch setzen sollen und zehn Schüsseln für das Gesinde und drei Schüsseln für die Spielleute." Und weiter: „Ferner, wenn eine Frau von einem Kinde zur Kirche geht, so soll sie von Frauen nicht mehr bitten, als zu drei Schüsseln. Ferner wollen wir, daß niemand nach der letzten Glocke offenen Laden halten oder Bier schenken soll. Wenn man dies findet, dann soll man den Wirt mit den Gästen pfänden. Nach der letzten Glocke soll auch niemand auf der Straße tanzen, es sei Mann oder Frau. Auch soll niemand höher oder mehr kegeln oder würfeln, als auf 5 Schilling." — „Und die dies Statut brechen, sollen den Ratsmännern 10 Mark geben, und die für die Verbrecher Fürbitte thun, die sollen auch so viel geben."

Bezeichnend ist der Schlußsatz, durch welchen der Rat die Fürbitte einflußreicher Patrizier verhindern will. Wir wollen schließlich noch bemerken, daß das Verbot, es solle niemand nach der letzten Glocke, d. h. im Winter nach 9, im Sommer nach 10 Uhr, auf der Straße tanzen, seinen Ursprung einer allgemein eingerissenen Unsitte verdankte. Die alten Berliner hatten mit den heutigen darin eine große Verwandtschaft, daß sie jedes Vergnügen bis zur Hefe auskosten wollten. War der Tanz auf dem Rathaussaale beendet, dann zog die Gesellschaft noch jubelnd durch die Straßen und setzte den im Saale abgebrochenen Tanz im Freien beim flackernden Scheine der Kienspähne fort. Um die Nachtruhe der soliden Bürger künftig vor dergleichen Störungen zu sichern, erließ der Rat das erwähnte Gebot, welches übrigens von den Geschlechtern so wenig respektiert wurde wie die übrigen den Luxus beschränkenden Bestimmungen des Gesetzes.

Ein Tänzchen auf freier Straße oder auf den öffentlichen Plätzen vor der vom Rat festgesetzten Nachtstunde war nicht verboten. Besonders im Sommer tanzten die jungen Leute viel im Freien, und niemand fand dies unschicklich.



Zweite Abteilung.

Berlin im 15. Jahrhundert.



Erstes Kapitel.

Ein neues Jahrhundert, nicht aber eine neue Zeit! Die Mark Brandenburg war im ersten Jahrzehnt des 15., wie im vergangenen Jahrhundert, der Schauplatz ununterbrochener kleiner Kriege, teils der einzelnen Adligen untereinander, teils derselben mit den Städten oder mit den Fürsten benachbarter Länder.

Die schwachen Statthalter Jobsts von Mähren vermochten nirgends das Ansehen des Landesfürsten aufrecht zu erhalten, denn Jobst unterstützte sie nicht, er war zufrieden, wenn sie ihm möglichst große Geldsummen übersendeten; sonst aber kümmerte er sich um die Regierung nicht weiter, und überließ es seinen Statthaltern, mit dem aufsässigen märkischen Adel fertig zu werden, wie sie wollten und konnten. Kein Mittel war ihm zu schlecht, um aus der Mark beträchtliche Summen herauszupressen, selbst das des Betruges scheute er zu diesem Zwecke nicht.

Es war in jener Zeit sehr gebräuchlich, daß ein Fürst, der Geld brauchte, sich dasselbe durch Verpfändung eines Schlosses oder Gutes oder selbst einer Stadt verschaffte. Der Darleiher des Geldes erhielt dadurch das Recht, das Pfand in jeder Weise auszunutzen, die sämtlichen Steuern und Zölle zu erheben, als ob er wirklicher Eigentümer gewesen wäre, er hatte nur die Pflicht, wenn ihm zur rechten Zeit die Pfandsumme zurückgezahlt wurde, das Pfand zurückzugeben. Für die Städte hatte dies System große Nachteile, denn es diente dazu, den ohnehin schon übermächtigen Adel noch mehr zu kräftigen. Ein Schloß nach dem andern war in den Pfandbesitz reicher Adliger übergegangen und dadurch eine Räuberherberge geworden, von welcher aus die Landstraßen unsicher gemacht wurden. Wenn früher oft die Schlösser der Landesherren den von adligen Räubern verfolgten Kaufmannskarawanen als hochwillkommener Zufluchtsort gedient hatten, so mußten sie jetzt gemieden werden, da sie die Stütze der feindlichen Macht waren.

Als Jobst im Jahre 1409 in die Mark und auch nach Berlin kam und versuchte, eine bedeutende Geldsumme von dem Stadt- und Landadel

zu erhalten unter dem Versprechen, diese Summe zur Auslösung der vielen verpfändeten landesherrlichen Schlösser zu verwenden, da wurde ihm sein Verlangen zunächst abgeschlagen. Die Räte von Brandenburg, Brietzen und Beelitz zeigten sich besonders schwierig und erinnerten daran, daß der Markgraf bereits sechs Jahre vorher zu demselben Behufe einen Schatz in der Mark zusammengebracht hätte, dann aber mit dem Gelde nach Mähren geeilt sei, ohne an eine Auslösung der verpfändeten Schlösser zu denken. Jobst mußte viele gute Worte geben, er versprach, was man von ihm irgend verlangte; dadurch gelang es ihm denn in der That, nicht unbeträchtliche Summen zu erlangen; mit diesen reiste er nach Berlin, verkaufte dort dem ärgsten Feinde der Städte, Dietrich von Quitzow, das Schloß Friesack für 2000 Schock böhmische Groschen und kehrte dann mit vollem Beutel nach Mähren zurück, über die Dummheit der guten Märker, welche sich abermals hatten betrügen lassen, von Herzen lachend.

Unter solcher Regierung mußte das Faustrecht zur höchsten Blüte kommen. Der Chronist Angelus erzählt uns, „daß je näher jemand der Mark kam, je gefährlicher er gereiset oder gewandert hat. So hat sich auch ein jeder der Gewalt, so er gehabt, überhoben und nur, was ihn gelüstet, gethan.“ Wer die Gewalt hatte, der hatte das Recht! Das Auspochen der Dörfer und offenen Landstädtchen, das Raubmorden, Brennen, Schänden der Frauen und Jungfrauen, kurz jeglicher Frevel war in der Mark Brandenburg an der Tagesordnung. Jeder Besitzer eines festen Schlosses, der eine Handvoll Raubgesindel zu unterhalten vermochte, stellte sich über das Gesetz, wie viel mehr thaten es diejenigen, welchen eine wirkliche Macht zu Gebote stand, Männer, wie die Brüder Dietrich und Johann von Quitzow, die reichsten und mächtigsten vom märkischen Adel.

Dietrich und Johann von Quitzow waren die Söhne eines einfachen Ritters Cuno von Quitzow auf Quitzhöfel, eines mecklenburgischen Vasallen und Lehnsträgers der edlen Gänse von Putlitz. Beide Brüder waren kühne, thatkräftige, ehrgeizige Männer, welche für ihren Thatendurst in Mecklenburg kein günstiges Feld zu finden glaubten, denn dort stand ihnen die Macht eines Fürsten gegenüber, sie zogen deshalb nach der verwahrlosten Mark Brandenburg und gewannen hier durch ihre überlegenen Talente schnell einen außerordentlichen Einfluß. Durch Heiraten mit den reichsten und edelsten Familien der Mark verbunden — die Gattin Johanns war eine Tochter Lippolds von Bredow, die Dietrichs die Tochter des Edlen Albrecht, Herrn von Sydow zu Teupitz, — hatten die Quitzows eine Macht erlangt, welche sich durch glückliche Fehdezüge täglich ausbreitete; sie machten nach und nach den niedrigen Adel fast ganz von sich abhängig, und bald waren sie die eigentlichen Herrscher in der Mark, denn Jobst ließ sie um so mehr frei gewähren, als die Quitzows stets bereit waren, von ihm dieses oder jenes feste Schloß zur Vergrößerung ihrer Macht gegen bares Geld in Pfandbesitz zu nehmen. Die Quitzows hatten es verstanden, sich ihm furchtbar zu machen, indem sie offen ihre Verachtung gegen ihn darlegten.

Dietrich von Quitzow hatte sich durch siegreiche Fehden, welche er mit den benachbarten Fürsten, besonders mit den Herzögen von Pommern, bestanden hatte, durch seine Tapferkeit im Kampfe und seine wilde Grausamkeit gegen die Besiegten einen in der ganzen Mark gefürchteten Namen gemacht.

Nicht nur die kleinen Adligen, auch die Städte waren bestrebt, sich das Wohlwollen des mächtigen Mannes zu erkaufen, und selbst Berlin und Cöln sahen ihn weit lieber als Freund in die Stadt einziehen, als feindlich vor den Mauern liegen. Wenn sie auch, geschützt durch ihre starken Festungswerke, eine Belagerung durch die Quitzows nicht zu fürchten brauchten, so gab es doch für die Berliner Kaufleute kaum einen Schutz auf den Landstraßen während eines Krieges mit den Quitzows. Der gemeinschaftliche Rat von Berlin und Cöln war daher bestrebt gewesen, den gefürchteten Mann zum Freunde der Stadt zu machen; er hatte ihm Gefälligkeiten aller Art erwiesen, sogar ein Bündnis mit ihm abgeschlossen und ihm bei einer Fehde mit den Pommern den Oberbefehl anvertraut unter besonders vorteilhaften Bedingungen.

Es war ein großer Jubel in Berlin, wenn Dietrich von Quitzow in die Stadt kam. Die Herren von den Geschlechtern, jene reichen Mitglieder des Stadtadels, wetteiferten miteinander, dem berühmten Ritter glänzende Feste zu geben, bei denen Dietrich der Mittelpunkt von Aufmerksamkeiten aller Art war. Auf dem Rathause wurden Bankette veranstaltet, bei denen Dietrich den Ehrenplatz erhielt, die schönsten Frauen und Mädchen aus den Geschlechtern der Städte wurden ihm zum Tanz zugeführt, und wenn das Fest beendet war, begleitete die ganze Gesellschaft, gegen das Gesetz, den Gefeierten unter dem Klange der Schalmeien, singend nach Hause, auf den Straßen beim Fackelschein den auf dem Rathaus abgebrochenen Tanz fortsetzend. Aber die Freundschaft dauerte nicht gar zu lange.

Dietrich von Quitzow fand es vorteilhafter, der Feind als der Freund der Städte zu sein. Die Freundschaft konnte ihm wohl ein fröhliches Fest eintragen, aber er mußte während derselben die reichen Berliner Kaufleute ruhig auf den Landstraßen ziehen lassen, er hatte sogar eine Art Ehrenpflicht, sie gegen andere Feinde zu schützen, während er als Feind der Städte stets Gelegenheit fand zu vorteilhaften Raubzügen. Er suchte bald genug Gelegenheit, die ihm lästig gewordene Freundschaft von Berlin und Cöln abzuschütteln. Die Ländereien seines Schlosses Köpenik grenzten an das Weichbild von Berlin. Es gab hier und da Grenzstreitigkeiten, welche Dietrich benutzte. Bald sollte ein Berliner Fischer in seinen Gewässern die Netze ausgeworfen haben, bald waren Feldarbeiter über die Grenzgräben gegangen. Dietrich ließ durch die Umgegend von Köpenik neue Landstraßen ziehen und verbot das Betreten der alten Straßen, indem er in der Mitte derselben sogenannte Wiepen, Stangen mit Strohwischen, setzen ließ. Zog nun ein Berliner auf solchem alten Wege einher, so wurde er von den hinter den Büschen lauernden Knechten des Quitzow aufgefangen, nach Köpenik gebracht und dort in den Kerker geworfen. Vergeblich entschuldigte sich der Gefangene, er habe nicht gewußt, daß der Weg verboten sei, denn nirgends sei eine Wiepe zu sehen gewesen, Dietrich hörte auf solche Entschuldigungen nicht; man sagt sogar, seine Knechte hätten Befehl gehabt, die Wiepen auszureißen, sobald ein Berliner nahe, und sie wieder einzupflanzen, nachdem er gefangen.

Die ersten solcher Streitigkeiten suchte der Rat von Berlin und Cöln auf gütlichem Wege zu lösen, als sie sich aber täglich mehrten, als Dietrich immer rücksichtsloser verfuhr, als er sogar von der Zeit seiner Feld-

herrnschaft her eine unbegründete, bedeutende Geldforderung an die Stadt stellte, da riß den Berlinern die ohnehin nicht allzu große Geduld. Sie vergalten Gleiches mit Gleichem; die Berliner Stadtknechte griffen die Leute des Quitzow auf, welche sich auf städtisches Weichbild wagten, und es gab oft harte und blutige Händel, bei denen indes die Stadt immer mehr zu leiden hatte als Dietrich von Quitzow, denn dieser kümmerte sich im ganzen wenig darum, ob vielleicht einer seiner Knechte im Turm von Berlin gefangen saß, und selbst, wenn in einem der vielen kleinen Treffen einmal ein Quitzowscher verwundet oder getötet wurde, so fand sich dafür ebenso leicht Ersatz, es gab ja des Gesindels genug, während die Fehde mit dem mächtigen Ritter den Handel und Verkehr der Stadt ernsthaft störte und für diese daher höchst unbequem wurde.

Der Rat von Berlin wünschte des lästigen Streites ledig zu werden. Er wandte sich an den damaligen Statthalter der Mark Brandenburg, den Herzog Swantibor von Pommern, und bat ihn um seine Vermittlung. Es kam zu neuen Unterhandlungen, bei denen Dietrich von Quitzow eine Forderung von 1500 Schock böhmischer Groschen an die Stadt Berlin geltend machte, zu welcher er aus den pommerschen Kriegen für Lösegeld der Gefangenen berechtigt zu sein behauptete. Die Forderung war ganz haltlos, und Dietrich wurde daher abgewiesen; damit glaubten die Berliner die Sache erledigt und den Frieden hergestellt. In der That schien es auch, als ob Dietrich von Quitzow sich dem Ausspruch des Schiedsrichters fügen wolle, er ließ fortan die Berliner in Ruhe, seine Knechte durften nicht mehr arglose Reisende überfallen und mißhandeln, die Fischer auf der Spree konnten ungestört ihrem Gewerbe nachgehen. Der tiefste Frieden herrschte, niemand dachte in Berlin und Cöln mehr daran, daß ein Streit mit Dietrich von Quitzow schwebe; man trieb die Herden, unbesorgt vor einem feindlichen Ueberfalle, auf die Stadthütungen vor die Thore, und jeder Bürger überließ sich sorglos den Geschäften, da erschien am Mittwoch, den 3. September 1410 Dietrich von Quitzow plötzlich an der Spitze einer Schar von bewaffneten Knechten vor Berlin.

Dort, wo heute die Dorotheen- und Friedrich-Wilhelmstadt ihre prachtvollen Häuserreihen erheben, zogen sich damals die Stadtwiesen an den Ufern der Spree entlang, an diese grenzten die bereits abgeernteten Aecker, auf denen Schweine und Kühe der Bürger die Stoppelweide genossen.

Dietrich von Quitzow stürmte mit seinen Gewappneten aus der Heide hervor. Die Hirten suchten so schnell wie möglich das Vieh in Sicherheit zu bringen, aber zu spät; die Reiter des Quitzow holten sie bald ein, und, geübt in dergleichen Raubzügen, trieben sie die reichen Viehherden der Stadt fort nach Schloß Bötzow (dem jetzigen Oranienburg), wo Werner von Holtzendorf, des Quitzow treuster Freund saß. Die Hirten waren, als sie das Vieh nicht mehr retten konnten, in die Stadt geeilt, das Alarmsignal wurde gegeben, die Sturmglocken ertönten, die Bürger eilten bewaffnet zu den Sammelplätzen. Ein Schrei der Wut und Entrüstung ertönte, als man hörte, daß der Quitzow, ohne den Frieden abgesagt zu haben, feindlich gegen die Stadt gerückt sei. Das galt als eine Treulosigkeit, als ein Verrat ohnegleichen. Man war gewöhnt an einen schonungslosen Krieg, selbst an Raub und Mord, und die Ehre eines Ritters wurde dadurch nicht befleckt;

aber eine Fehde galt als ehrlos, wenn die Feindseligkeiten begannen, ehe der Frieden abgesagt war.

Mit Wutgeschrei forderten die Bürger, daß der Quitzow verfolgt werde, und nach kurzer Zeit schon zog ein kampflustiger Haufe zum Spandauer Thor hinaus dem Räuber nach, an seiner Spitze der allgemein geachtete Ratsherr Niclas Wynß. Die Quitzowschen Reiter waren längst unter den dunklen Kiefern der Jungfernheide verschwunden; sie hatten einen bedeutenden Vorsprung, vermochten aber nicht schnell vorwärts zu ziehen, weil das unbändige Vieh sich nicht gutwillig treiben lassen wollte. Da konnte es denn nicht fehlen, daß die Berliner Verfolger die Reiter bald genug einholten. Wild und kampflustig stürmten sie in ungeordneter Schar heran, aber zu ihrem Verderben. Dietrich von Quitzow sah nicht sobald die Unordnung in den Reihen der Gegner, als er sie auch mit Geschick benutzte.

Es gab einen heftigen, blutigen Kampf, in welchem der Quitzow Sieger blieb. Viele Bürger wurden verwundet, manche getötet und sechzehn, darunter der Ratsherr Niclas Wynß, gefangen. Wynß gehörte einer der vornehmsten Patricierfamilien Berlins an. Er hatte in früherer Zeit oft Freundschaftsversicherungen mit Dietrich von Quitzow ausgetauscht und sich bei den glänzenden Festen, welche dem ehemaligen Bundesgenossen gegeben wurden, besonders durch Freigebigkeit ausgezeichnet. Jetzt sollte er den Dank dafür ernten. Er wurde mit den übrigen gefangenen Bürgern unter dem jubelnden Hohn und den Mißhandlungen der rohen Quitzowschen Knechte nach Schloß Bötzow geführt, dort legte man ihm eiserne Ketten an Hände und Füße und warf ihn in ein dunkles Kerkerloch, welches sonst als Gefängnis für Diebe benutzt wurde.

Durch die traurige Niederlage war der Mut der Bürger von Berlin nicht gebrochen, nur ihr Zorn erhöht. Jetzt führten sie offen Krieg gegen Dietrich von Quitzow, und oft genug erkämpften sie Erfolge gegen ihn. Wenn es dem Quitzow durch einen treulosen Ueberfall gelungen war, den Berlinern eine tüchtige Schlappe beizubringen, so gelang es ihm doch nicht, die zur Stadt gehörigen Dorfschaften auszupochen; er traf die Berliner gerüstet und wurde mehrfach von ihnen zurückgeschlagen. Zwei Jahre dauerte der Krieg, bis endlich durch die Vermittlung der Stadt Frankfurt a. O. ein Vergleich zu stande kam. So lange mußte auch Niclas Wynß mit seinen Unglücksgenossen in der Gefangenschaft des Quitzow ausharren.

Die Schwesterstädte Berlin und Cöln zogen aus dem Kriege einen nicht unerheblichen Vorteil, ihr Ansehen in der Mark Brandenburg stieg durch ihn außerordentlich. Es galt für etwas Großes, daß Berlin und Cöln dem allmächtigen Quitzow widerstehen und ihn endlich zu einem Frieden veranlassen konnten. Der Mut und die Kraft der Bürger hatten sich abermals bewährt.

des Krieges, und die Herzöge Casimir und Otto von Pommern-Stettin gaben dem Drängen nach, sie fielen mordend und sengend in die Mark ein.

Friedrich konnte dem Feinde, der durch viele havelländische Edelleute unterstützt wurde, nur ein kleines Heer entgegenstellen; aus Franken war zwar der Graf Johann von Hohenlohe mit einer kleinen Reiterschar in Brandenburg eingetroffen, und auch die Städte hatten sich willfährig gezeigt, so war von Berlin und Cöln gut gerüstete Mannschaft gestellt worden; aber der Feind blieb dennoch überlegen, und als es am 24. Oktober 1412 beim Kremmer Damm zur Schlacht kam, kämpften zwar die Truppen Friedrichs mit glänzender Tapferkeit, die Bürgersöhne von Berlin und Cöln zeigten sich des Rufes ihrer Vaterstadt würdig, aber die Pommern siegten.

Friedrich hatte einen schweren Verlust erlitten. Die Führer seiner fränkischen Truppen, der Graf von Hohenlohe und der Ritter Kraft von Leitersheim, waren im Kampfe gefallen, der Ritter Philipp von Uttenhofen starb schwer verwundet einige Tage danach. Die Leiche Krafts von Leitersheim war nicht zu finden. Der Graf von Hohenlohe und Philipp von Uttenhofen wurden in der Kirche der grauen Brüder (der Klosterkirche) in Berlin begraben. Ueber ihren Gräbern erhoben sich zwei einfache Gedächtnistafeln, die Worte derselben lauteten auf der einen: „Nach Christi Geburt um 1400 und im 12. Jahre am St. Columbanus-Tage verschied der hochgeborene Graf Johann von Hohenlohe, dem Gott genade“; — und auf der anderen: „Nach Gottes Geburt vierzehnhundert Jahre und in dem zwölften Jahr an Simonis- und Judas-Tag*) verschied der feste Ritter Herr Philipp von Uttenhofen.“ Darunter ist sein Wappen, ein silberner Amboß, gemalt. Die Worte der ersten Tafel bilden die Umschrift eines Bildes, welches in längst verblichener Farbe einen jungen Ritter darstellt. In schwarzem Harnisch und Gewand kniet er mit gefalteten Händen vor dem Heiland.

Auf der Stelle des Kremmer Dammes, wo der Graf von Hohenlohe gefallen ist, wurde ein hölzernes Kreuz zum Andenken errichtet; nach Jahrhunderten hat das Volk die Bedeutung desselben vergessen, es erzählt, dort sei der Graf von Hollach durch seinen Diener ermordet worden.

Die Quitzows und ihr Anhang triumphierten über die gewonnene Schlacht, aber sie sollten sich derselben nicht lange freuen, denn ihre Bundesgenossen, die Pommern-Herzöge wurden plötzlich wankend. Der Sieg am Kremmer Damm hatte auch den Pommern schwere Opfer gekostet, und sie zogen sich deshalb mehr und mehr zurück und mit ihnen manche Adlige, welche nur mit Hülfe der Pommern auf einen Sieg über Friedrich hofften. Trotz seiner Niederlage vergrößerte sich die Macht des Burggrafen mit jedem Tage. Ueber den Häuptern der Quitzows hing, wenn sie noch länger die Huldigung verweigerten, die ihnen vom Kaiser angedrohte Oberacht des Reichs, durch welche sie rechtlos geworden wären, welche jedermann gestattete, sie zu töten. Einem solchen Schicksal sich auszusetzen, trugen die Quitzows und ihr Anhang Bedenken. In den geheimen Adelsversammlungen, welche in jenen Tagen so vielfach auf den Schlössern der Quitzows gehalten wurden, beschlossen die Adligen, sich zum Schein zu unterwerfen, sich aber zu rüsten zu neuem Kampf und diesen zu beginnen, sobald die Hoffnung zum Siege winke. Sie traten des-

*) 28. Oktober.

Im Hohen Hause zu Berlin kamen die Stände am 15. März 1411 zusammen; sie erklärten einstimmig, daß sie den König Sigismund als ihren rechten Herrn und Markgrafen anerkennen wollten; aber sie sprachen auch zu gleicher Zeit die Hoffnung aus, der König möge sich des verlassenen, unglücklichen Landes besser annehmen, als dies bisher geschehen sei.

Kurze Zeit darauf begaben sich Abgeordnete des Adels und der Städte, an deren Spitze der Edle Gans von Putlitz stand, nach Ofen, um dem Könige persönlich den Huldigungseid zu leisten und ihm die Wünsche der Märker vorzutragen. Als am 3. Juli 1411 Sigismund die Huldigung empfing und alle Rechte und Freiheiten der Stände bestätigte, da entledigten sich die Abgeordneten der Städte eines Auftrags, der ihnen von ihren Mitbürgern besonders an das Herz gelegt worden war. Sie beklagten sich bitter über die Gewaltthätigkeiten des Adels und gaben dem Kaiser ein erschreckendes, aber treues Bild von dem unglücklichen Zustande der Gesetzlosigkeit, in welchem sich die Mark befinde. Die meisten landesherrlichen Schlösser seien im Pfandbesitz oder im vollen Eigentum des Adels, von diesen aus würden die Städte fortwährend beschädigt und zu ewigen Kriegen gereizt. Die Anwesenheit des Landesherrn sei in der Mark dringend notwendig, damit endlich dem das Land verzehrenden Unwesen ein Ende gemacht werde.

Sigismund antwortete auf diese Klagen, daß es ihm zwar unmöglich sei, persönlich in die Mark zu kommen, weil er hoffe, in nächster Zeit zum Deutschen Kaiser gewählt zu werden, daß er aber einen Stellvertreter, den Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern schicken wolle, der werde schon mit gutem Rate helfen, die Mark wieder zu gutem Wesen zu bringen.

Das war eine Freudenbotschaft für die Abgeordneten der Städte, denn Burggraf Friedrich hatte sich den Ruf eines vortrefflichen Fürsten erworben, von seiner Energie durften die Städte wohl hoffen, daß er dem widerspenstigen Adel den Daumen auf das Auge drücken werde.

Sigismund hielt Wort. Am 8. Juli verkündete er den märkischen Abgeordneten, daß er den Burggrafen Friedrich „zum rechten Obersten, gemeinen Verweser und Hauptmann der Mark Brandenburg einsetze und ihm die ganze volle Macht und Gewalt gebe, die Mark mit allen ihren Herrschaften und Lehen, mit allen Ehren, Würden, Gerichten, Steuern u. s. w. zu haben und zu halten". Dem Burggrafen war damit die volle Souveränität übertragen, nur die Kurwürde hatte sich Sigismund vorbehalten. Sigismund hatte durch diese Uebertragung zugleich einen Akt der Dankbarkeit und der Staatsklugheit erfüllt; Burggraf Friedrich war ihm ein treuer und ergebener Freund gewesen, den er durch die Ueberlassung der Mark für manche geleistete Dienste belohnen, und für künftig noch zu leistende an sich fesseln wollte. Die Uebertragung der Mark erhielt die Form einer Verpfändung; hierdurch behielt sich Sigismund das Recht vor, das Land seiner Zeit zurückzufordern, wenn er dem Burggrafen eine Summe von 100,000 Goldgulden als Entschädigung zahlen würde.

Dieser Verpfändungsform gemäß lautete denn auch der Huldigungseid der Stände: „Wir huldigen und schwören Herrn Sigismund und seinen Erben, Markgrafen von Brandenburg, eine rechte Erbhuldigung und huldigen und schwören Herrn Friedrich und seinen Erben, Burggrafen zu Nürnberg, eine rechte Huldigung zu seinem Gelde nach Ausweisung seiner Briefe getreu,

gewärtig und gehorsam zu sein ohne Gefährde, als uns Gott helfe und die Heiligen!"

Der Propst von Berlin und Landschreiber der Mark, Johann von Waldow, leistete im Namen der Stände diesen Huldigungseid, dem auch die übrigen Abgeordneten ihre Zustimmung erteilten. Ein dreifaches, von Trompetengeschmetter begleitetes Lebehoch auf den König und den Burggrafen endete die bedeutungsreiche, feierliche Handlung, welche dem Hause Hohenzollern die Mark Brandenburg erschloß!

In Berlin und Cöln wurde die Kunde, daß Burggraf Friedrich zum Landeshauptmann ernannt worden sei, von den Bürgern mit großer Freude aufgenommen; die Herren aus den Geschlechtern aber schüttelten das Haupt und sprachen hie und da leise Befürchtungen aus, daß der neue Landesherr wohl schwerlich die Rechte und Privilegien der Stadt in vollem Umfange aufrecht erhalten werde. Die adligen Herren hatten ihres Ursprungs nicht vergessen, sie standen noch immer in naher Verbindung mit dem Landadel, und dieser war mit Recht von schweren Sorgen für die Zukunft erfüllt, denn Friedrichs Namen, der Ruf, den sich der Burggraf im Reiche erworben hatte, bürgten dafür, daß er sich nicht wie Jobst von Mähren durch Geld bestechen lassen werde. Der Adelsherrschaft drohte ein schnelles und gewaltsames Ende.

In den Trinkstuben der Stadt ging es in jenen Tagen lebendig zu, sie waren besuchter als je; hier erfuhr man ja stets am frühesten die neuen Nachrichten aus dem Reiche, hier wußte jeder etwas zu erzählen, und alle Tage tauchten neue Gerüchte auf. Da erzählte man sich, daß der Landeshauptmann sobald noch nicht in sein Land kommen könne, da ihn wichtige Geschäfte im Reiche zurückhielten; er habe einstweilen den Edlen Wend von Ilenburg zum Statthalter ernannt, der aber sei zu schwach, um irgend eine Aenderung in das zerrüttete Gemeinwesen zu bringen. Es bleibe eben alles beim alten! Mancher weise Politiker rümpfte die Nase und spottete wohl über den Nürnberger Herrn, der glaube, mit dem mächtigen Adel der Mark fertig zu werden; die Quitzows würden ihm schon die Wege weisen und ihn nicht höher achten als die früheren Statthalter Jobsts.

Der Adel rüstete sich, — das wußte jedermann. Auf allen adligen Schlössern wurden Knechte angeworben und bewaffnet, die reisenden Krämer konnten nicht genug erzählen von dem Eifer, mit welchem die Quitzows, die Herren von Rochow, von Alvensleben, von Bredow und alle die anderen, besonders aber die Ritter aus dem Havellande bestrebt seien, ihre Burgen noch mehr zu befestigen, die Mauern zu erhöhen, Proviant für etwaige Belagerungen herbeizuschaffen. In stiller Nacht, so erzählte man, kämen die Herren zusammen und ratschlagten, wie sie dem Burggrafen Friedrich widerstehen könnten. Der wilde Dietrich von Quitzow solle geäußert haben, mit solchem „Nürnberger Tand" wolle er schon fertig werden, der Adel werde seine Macht wahren, auch „wenn es alle Tage Burggrafen vom Himmel regne!"

Die anfänglich freudige Stimmung wurde mehr und mehr gedrückt, und als nun endlich der Burggraf im Juni 1412 wirklich ins Land kam, da verzweifelten selbst die, welche am meisten auf ihn gehofft hatten, daran, daß es ihm möglich sein werde, einen Erfolg zu erzielen.

An der Spitze eines kleinen Zuges fränkischer und sächsischer Ritter war Friedrich in Begleitung des Herzogs Rudolph von Sachsen in Brandenburg eingezogen, und dorthin hatte er die Stände entboten, um ihm den Huldigungseid zu leisten. Ein einzelner dem gesamten mächtigen Adel gegenüber! Wenn er noch mit einem Heere gekommen wäre! Aber er kam allein, vertrauend auf sein gutes Recht, und gleich beim ersten Beginn seiner Regierung zeigte es sich, daß der Adel nicht willens sei, sich ihm zu unterwerfen, denn die Herren aus dem Havellande weigerten sich, ihm den Huldigungseid zu schwören, ehe Sigismund dies nicht ausdrücklich befohlen habe; sie wollten eben Zeit gewinnen!

Auch die Herren aus den Geschlechtern, welche im Rate von Berlin und Cöln saßen, wollten sich dem neuen Landesherrn nicht ohne weiteres dienstwillig zeigen, sie zögerten, die Huldigung zu leisten, und thaten es nur, als sie durch die Bürgerschaft dazu gedrängt wurden; aber recht vom Herzen ging ihnen die Huldigung doch nicht; wenn sie dem Burggrafen auch nicht offenen Widerstand entgegenzusetzen wagten, so hielten sie sich doch auch von freudiger Unterstützung desselben fern, sie empfingen ihn wohl, als er nach Berlin kam und im Hohen Hause seine Residenz nahm, mit freundlich unterthäniger Miene, als er aber das Oeffnungsrecht forderte, d. h. das Recht, daß die Stadt ihm für seine Truppen geöffnet sei, daß er sich selbst der Befestigungswerke derselben bedienen könne, wenn die Notdurft des Landes es erfordere, da weigerte sich der Rat und berief sich auf seine alten Privilegien. Friedrich gab nach, er bestand nicht auf seiner Forderung, um nicht noch mehr böses Blut zu machen; sein Sohn, der eiserne Friedrich, hat später anders gehandelt.

Der Burggraf hatte eine schwere Aufgabe! Gehaßt vom Adel, ohne Vertrauen beim Volke, sollte er Ordnung schaffen in dem verwahrlosten Lande. Er befand sich mitten unter Feinden. Der Adel stand gerüstet, Dietrich von Quitzow hatte sogar ein Bündnis mit den jungen Herzögen Casimir und Otto von Pommern-Stettin geschlossen, und gegen alle diese Feinde stand Friedrich fast allein. Er verzweifelte nicht, sondern rüstete sich mit ernster Ruhe zu dem unvermeidlichen Kampfe.

Mit den der Mark benachbarten Fürsten schloß er Bündnisse, die Städte kettete er an sich durch freiwillige Bestätigung aller ihrer Privilegien und Freiheiten, so hatte er auch die von Berlin und Cöln schon am 6. Juli 1412 bestätigt. Von Stadt zu Stadt zog er persönlich, und überall erwarb er sich durch sein leutseliges, wahrhaft fürstliches Wesen neue Anhänger und erhielt die freudige Huldigung des Volkes. Während Friedrich auf diese Weise sich bemühte, festen Fuß im Lande zu fassen, bereitete er sich zum ernsten Kampfe gegen den Adel vor. Er schrieb Briefe über Briefe an seine in Nürnberg zurückgebliebene Gemahlin und forderte sie auf, ihm aus Franken Hülfstruppen zu senden, denn er erkannte sehr wohl, daß er ohne eine solche Unterstützung schwerlich imstande sein werde, dem mächtigen Adelsbunde zu widerstehen.

Es kam früher zum Kampfe, als Friedrich geglaubt und gewünscht hatte. Die Quitzows sahen mit Sorge, daß der Burggraf mit jedem Tage im Lande einen größeren Anhang gewann; ihre eigene Macht schwankte, denn die vom Kaiser wegen ihres Widerstandes gegen Friedrich über sie verhängte Acht machte doch manchen ihrer Bundesgenossen besorgt, sie drängten deshalb zum Beginn

des Krieges, und die Herzöge Casimir und Otto von Pommern-Stettin gaben dem Drängen nach, sie fielen mordend und sengend in die Mark ein.

Friedrich konnte dem Feinde, der durch viele havelländische Edelleute unterstützt wurde, nur ein kleines Heer entgegenstellen; aus Franken war zwar der Graf Johann von Hohenlohe mit einer kleinen Reiterschar in Brandenburg eingetroffen, und auch die Städte hatten sich willfährig gezeigt, so war von Berlin und Cöln gut gerüstete Mannschaft gestellt worden; aber der Feind blieb dennoch überlegen, und als es am 24. Oktober 1412 beim Kremmer Damm zur Schlacht kam, kämpften zwar die Truppen Friedrichs mit glänzender Tapferkeit, die Bürgersöhne von Berlin und Cöln zeigten sich des Rufes ihrer Vaterstadt würdig, aber die Pommern siegten.

Friedrich hatte einen schweren Verlust erlitten. Die Führer seiner fränkischen Truppen, der Graf von Hohenlohe und der Ritter Kraft von Leitersheim, waren im Kampfe gefallen, der Ritter Philipp von Uttenhofen starb schwer verwundet einige Tage danach. Die Leiche Krafts von Leitersheim war nicht zu finden. Der Graf von Hohenlohe und Philipp von Uttenhofen wurden in der Kirche der grauen Brüder (der Klosterkirche) in Berlin begraben. Ueber ihren Gräbern erhoben sich zwei einfache Gedächtnistafeln, die Worte derselben lauteten auf der einen: „Nach Christi Geburt um 1400 und im 12. Jahre am St. Columbanus-Tage verschied der hochgeborene Graf Johann von Hohenlohe, dem Gott genade"; — und auf der anderen: „Nach Gottes Geburt vierzehnhundert Jahre und in dem zwölften Jahr an Simonis- und Judas-Tag*) verschied der feste Ritter Herr Philipp von Uttenhofen." Darunter ist sein Wappen, ein silberner Amboß, gemalt. Die Worte der ersten Tafel bilden die Umschrift eines Bildes, welches in längst verblichener Farbe einen jungen Ritter darstellt. In schwarzem Harnisch und Gewand kniet er mit gefalteten Händen vor dem Heiland.

Auf der Stelle des Kremmer Dammes, wo der Graf von Hohenlohe gefallen ist, wurde ein hölzernes Kreuz zum Andenken errichtet; nach Jahrhunderten hat das Volk die Bedeutung desselben vergessen, es erzählt, dort sei der Graf von Hollach durch seinen Diener ermordet worden.

Die Quitzows und ihr Anhang triumphierten über die gewonnene Schlacht, aber sie sollten sich derselben nicht lange freuen, denn ihre Bundesgenossen, die Pommern-Herzöge wurden plötzlich wankend. Der Sieg am Kremmer Damm hatte auch den Pommern schwere Opfer gekostet, und sie zogen sich deshalb mehr und mehr zurück und mit ihnen manche Adlige, welche nur mit Hülfe der Pommern auf einen Sieg über Friedrich hofften. Trotz seiner Niederlage vergrößerte sich die Macht des Burggrafen mit jedem Tage. Ueber den Häuptern der Quitzows hing, wenn sie noch länger die Huldigung verweigerten, die ihnen vom Kaiser angedrohte Oberacht des Reichs, durch welche sie rechtlos geworden wären, welche jedermann gestattete, sie zu töten. Einem solchen Schicksal sich auszusetzen, trugen die Quitzows und ihr Anhang Bedenken. In den geheimen Adelsversammlungen, welche in jenen Tagen so vielfach auf den Schlössern der Quitzows gehalten wurden, beschlossen die Adligen, sich zum Schein zu unterwerfen, sich aber zu rüsten zu neuem Kampf und diesen zu beginnen, sobald die Hoffnung zum Siege winke. Sie traten des-

*) 28. Oktober.

halb in Unterhandlungen mit dem Burggrafen, und dieser, der gern bereit war zu verzeihen, ging auf diese ein.

Am 4. April des Jahres 1413 waren die Straßen Berlins dicht mit Menschen gefüllt. Die Quitzows, der edle Kaspar, Gans von Putlitz, Wichard von Rochow und viele andere vom Adel waren nach der Stadt gekommen, um persönlich mit Friedrich die bisher durch Bevollmächtigte geführten Friedensunterhandlungen abzuschließen. Im Hohen Hause sollte der Friedensschluß stattfinden; vor den Thoren desselben wartete das Volk und schaute mit Neugier auf die mit dem besten Festputz bekleideten Edelleute, welche sich endlich dem Landeshauptmann unterwerfen wollten. Friedrich empfing die Quitzows mit ernster Freundlichkeit, er stellte sie auch seiner Gemahlin vor, der „schönen Else“, so nannte der Volksmund die liebreizende Fürstin, welche aus Nürnberg nach Berlin gekommen war. Er war bereit, Opfer zu bringen, die Quitzows und die übrigen Adligen gelobten, sich dem Burggrafen zu unterwerfen und die bisher pfandweise inne gehabten Städte und Schlösser gegen Rückgewähr der Pfandsumme herauszugeben. So wurde denn der Frieden geschlossen, aber nur ein Scheinfrieden, denn die Quitzows waren entschlossen, ihn beim ersten Anlaß zu brechen.

Die Gelegenheit fand sich bald. Eine Fehde mit dem Verbündeten Friedrichs, dem Erzbischof von Magdeburg, war leicht vom Zaune gebrochen und wurde von den Quitzows in der gewohnten Weise durch Einäscherung und Beraubung schutzloser Dörfer geführt. Auch der Edle Gans von Putlitz führte einen erbitterten Krieg gegen den Bischof von Brandenburg, und die Mark wurde wieder der Schauplatz blutiger Kämpfe und empörender Mordbrennerei. Friedrich suchte vergebens, den Frieden zu vermitteln. Er hatte einen allgemeinen Landfrieden geboten, aber weder die Quitzows noch Putlitz kümmerten sich um denselben, sie verhöhnten nur den Landeshauptmann, indem sie behaupteten, er habe kein Recht, sich in ihre Privatfehden zu mischen, sie wiesen seine Vermittlung fast mit Verachtung ab.

Friedrich hatte alle Mittel der Unterhandlung erschöpft; er war nachsichtig und versöhnlich bis zum Uebermaß gewesen, jetzt endlich entschloß er sich, den trotzigen Widerstand der Quitzows und ihrer Freunde gewaltsam zu brechen, die Macht dieses übermütigen Adels zu vernichten. Er schloß neue Bündnisse mit den der Mark benachbarten Fürsten, und er fand diese gern bereit, ihm im Kampfe gegen die Quitzows und ihren Anhang beizustehen; besonders willfährig zeigte sich der Erzbischof von Magdeburg, dem Johann von Quitzow seit vielen Jahren ein gefährlicher und gehaßter Feind gewesen war. Auch die Städte sahen ein, daß jetzt endlich die Zeit gekommen sei, den Uebermut des Adels zu brechen; sie sendeten dem Burggrafen trefflich bewaffnete Hülfsscharen, welche vor Begier brannten, an dem Adel die mancherlei Unbilden zu rächen, welche sie seit Jahren erlitten hatten.

Kaiser Sigismund verhängte auf Friedrichs Verlangen die Oberacht über Dietrich und Johann von Quitzow, Kaspar Gans von Putlitz und Wichard von Rochow, weil dieselben, nachdem sie in die Reichsacht erklärt worden waren, keine Schritte gethan hatten, sich zu rechtfertigen, sondern sogar aufs neue des Landfriedensbruches schuldig geworden waren. Des Reiches Oberacht! Die furchtbarste Strafe, welche über einen Fürsten oder Ritter

jener Zeit verhängt werden konnte! Der Geächtete war recht- und schutzlos, die Oberacht erklärte ihn für vogelfrei, er durfte getötet werden, wo der Feind ihm begegnete, ohne daß diesem ein Vorwurf daraus gemacht werden durfte. Seine Besitzungen und Lehen verfielen dem Landesherrn, er war fortan eigentumslos, niemand durfte ihm dienen, niemand ihn unterstützen oder beherbergen bei schwerer Strafe! Jedermann war verpflichtet, ihn zu fliehen oder zu befeinden, bis der Kaiser den Bann wieder von ihm löste. Die stolzen Quitzows hatten geglaubt, sich bei dem niederen Adel der Mark in ein solches Ansehen gesetzt zu haben, daß er ihnen in einem Kampfe mit dem Burggrafen treu zur Seite stehen würde. Jetzt sahen sie sich plötzlich von allen den früheren Bundesgenossen verlassen, diese zogen sich scheu von den Geächteten zurück.

Während Friedrich täglich neue Verbündete gewann, während selbst ein Teil des Adels sich bereit erklärte, im Kampfe gegen die Quitzows für ihn in das Feld zu rücken, sahen sich diese plötzlich allein, lediglich auf den Beistand der mit ihnen Geächteten, des Edlen von Putlitz und Wichards von Rochow angewiesen. Ein neuer Schlag traf die Quitzows. Ihr treuester und mächtigster Freund, Kaspar von Putlitz, wurde in einer Fehde mit dem Bischof von Brandenburg gefangen!

Die Quitzows fühlten, daß ein Kampf in diesem Augenblicke ihr Untergang sein würde; sie versuchten deshalb noch einmal in Unterhandlungen mit dem Burggrafen einzutreten, aber es war zu spät! Friedrich hatte alles zum entscheidenden Kampfe vorbereitet, er ließ sich nicht zum zweiten Male durch trügerische Unterwürfigkeit täuschen. Alle Rüstungen waren vollendet, mit den Bundesgenossen hatte Friedrich einen festen Feldzugsplan verabredet. An einem und demselben Tage sollten die Quitzows und Wichard von Rochow in ihren festen Schlössern belagert werden. Friedrich selbst wollte mit einem Heere, dem sich ein großer Teil städtischer Zuzüge und die Reisigen des Fürsten Balthasar, Herrn zu Werle, des Grafen von Lindow und anderer Edler angeschlossen hatten, Dietrich von Quitzow im Schloß Friesack belagern. Zu gleicher Zeit sollte Hans von Torgau vor Schloß Beuthen rücken, wo der Quitzowsche Hauptmann Goswin von Vrederlow befehligte. Schloß Golzow, die Burg Wichards von Rochow, sollte durch den Herzog Rudolph von Sachsen, Schloß Plaue, die mächtige Festung Johanns von Quitzow, durch den Erzbischof von Magdeburg belagert werden.

Und so geschah es. An demselben Tage rückten die Bundesgenossen Friedrichs vor die vier Schlösser im Anfang Februar 1414; an demselben Tage begannen sie den Angriff. Zuerst fiel Schloß Golzow nach kaum dreitägiger Belagerung, Wichard von Rochow mußte sich ergeben. Im Büßergewande, den schmachvollen Strick um den entblößten Hals, erschien er Gnade flehend vor dem Herzoge Rudolph von Sachsen. Auf Golzow folgte Friesack, diesem Plaue und endlich Beuthen. Friesack und Plaue galten bisher als uneinnehmbar. Dietrich und Johann von Quitzow verlachten die Belagerer. Seit einem Jahre waren sie bestrebt gewesen, die Festungswerke zu verstärken, und sie glaubten jetzt hinter denselben eine monatelange Belagerung aushalten zu können, da sie sich mit Mundvorrat für lange Zeit versehen hatten. Sie sahen sich getäuscht. Gegen die schweren Geschütze, welche Friedrich gegen Friesack und Plaue führte, vermochten die Mauern nicht standzuhalten. Die mächtigen Schlösser verloren den Ruf der Un-

einnehmbarkeit*), sie mußten sich ergeben. Johann von Quitzow wurde ein Gefangener des Erzbischofs von Magdeburg, Dietrich von Quitzow entfloh zwar, aber seine Macht war gebrochen, er starb später im Elende der Verbannung.

Friedrich hatte mit überraschender Schnelligkeit die mächtigsten Adligen besiegt, die übrigen unterwarfen sich ihm ohne Kampf, und so war er Herr im Lande, nicht mehr ein „Nürnberger Tand".

Bisher war er nur Landeshauptmann gewesen; neue Dienste, welche er dem Kaiser Sigismund leistete, bestimmten diesen, ihm die Mark mit der Kurwürde erblich zu verleihen. Am 30. April 1415, auf dem Konzil zu Konstanz, hatte der Kaiser die Kurfürsten des Reichs in seine Wohnung geladen. Er teilte ihnen mit, daß er dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg die Markgrafschaft Brandenburg mit der Kurwürde und dem Oberstkämmereramte des Reichs verleihe, in Betracht der Redlichkeit dieses Fürsten, seiner Vernunft, Macht und Festigkeit und der sonstigen Tugenden, womit der allmächtige Gott seine Person reich geziert habe, in gleichem in Erwägung seiner willigen, nützlichen und getreuen Dienste, die er so lange fröhlich und unverdrossen gethan, täglich thue und fortan noch thun solle und könne.

An die Verleihung der Mark knüpfte der Kaiser nur die Bedingung, daß das Haus Luxemburg berechtigt sein solle, die Mark für 400000 Goldgulden von Friedrich zurückzukaufen.**)

Am 18. Oktober des Jahres 1415 strömte das Volk von Berlin und Cöln in zahllosen Scharen vor das Teltower Thor. Auf den Sitzbänken des Kirchhofes der St. Gertraudts-Kapelle, welche erst vor wenigen Jahren (1411) von einem frommen Bürger erbaut worden war, standen Frauen und Mädchen und schauten über die Köpfe der dicht gedrängten Volksmasse hinaus auf den Weg nach Teltow zu; selbst in den Zweigen der jungen Lindenbäume wiegte sich eine Zahl von Knaben, welche auf die schwanken Bäumchen geklettert waren, um besser sehen zu können.

Kurfürst Friedrich I., der vom Konzil aus Konstanz zurückkehrte, wurde heute erwartet, er wollte seinen feierlichen Einzug in Cöln halten, dem dann die Huldigung folgen sollte. Endlich kam der Zug. Schon von weit her sah man die glänzenden Harnische blinken. Ein donnernder Jubelruf empfing den Kurfürsten, der zwischen den Bischöfen von Lebus und Brandenburg einherritt. Eine Schar märkischer und fränkischer Ritter folgte ihm, alle in reich mit Gold verzierten Harnischen. Jubelnd folgte das Volk dem

*) Der Sage nach borgte sich Friedrich von dem Landgrafen in Thüringen eine gewaltige Kanone, welche den Namen „die faule Grete" führte, und deren Steinkugeln die Mauern und Türme unwiderstehlich zerschmetterten.

**) Aus dieser Bedingung ist die in viele Geschichtswerke übergegangene, von dem verdienten Forscher Riedel aber glänzend widerlegte Annahme, Friedrich habe die Mark von dem geldbedürftigen Kaiser gekauft, entstanden. Bei der feierlichen Belehnung Friedrichs, welche am 18. April 1417 in Konstanz stattfand, ließ Sigismund die Bedingung des Rückkaufsrechts fallen. Es dürfte von Interesse sein, zu erwähnen, daß bei dieser Belehnung Wichard von Rochow, der sich unterworfen hatte und deshalb zu Gnaden wieder aufgenommen worden war, den Kurfürsten begleitete.

Zuge, der langsam durch die Straßen zog, überall bewillkommneten ihn die Frauen mit Tüchern aus den Fenstern winkend.

Im Hohen Hause zu Berlin erwarteten die Stände den Kurfürsten. Von den Balkonen des Hauses herab ertönten die Fanfaren der Pfeifer und Posauner, und die Pauken wirbelten dazwischen, als sich der Zug nahte. Der Propst von Berlin, Johann von Waldow, begrüßte als Landschreiber der Mark den Kurfürsten im Namen der Stände, und die Worte der Freude und Hoffnung, welche er aussprach, fanden einen Widerhall im Herzen des Volkes, denn auch dieses hoffte jetzt auf eine neue Zeit. Friedrich war nicht mehr der Landeshauptmann, er war jetzt der Landesfürst, was er für das Land that, that er für sich und seine Söhne, von denen einer zu Tangermünde 1413 geboren worden war. Ein einheimischer Prinz stand dem Volke näher als die Fremden, welche es bisher beherrscht hatten.

Hatte Friedrich schon als Landeshauptmann den Willen und die Kraft gezeigt, den Uebermut des Adels zu brechen, Recht und Gesetz zu schirmen, so durfte das Volk dies von dem Markgrafen um so mehr hoffen, und deshalb bewillkommnete es ihn mit einer Freude wie niemals früher die fremden Fürsten, die keinen Verband mit dem Volke gehabt hatten.

Zwei Tage später, am Sonntag den 20. Oktober, zogen nach dem Gottesdienste die Stände, Prälaten, Ritter und Herren und die Abgeordneten der Städte im festlichen Zuge nach dem Hohen Hause, um die Huldigung zu leisten. Die Herren waren sämtlich im höchsten Schmucke erschienen, schon trugen viele der Edlen die eleganten, nach der neuesten Mode geschnittenen Kleider, welche die fränkischen Ritter in die Mark eingeführt hatten: eng an den Körper anliegende mit hunderten von Knöpfen besetzte kurze Röcke. Dazu rote Schnabelschuhe mit fußlang in die Höhe stehenden, steifen Spitzen. Nur die älteren Herren konnten sich an die neue Mode noch nicht gewöhnen, diese blieben der alten, weiten und bequemen Kleidung treu.

Im großen Saal des Hohen Hauses erwarteten die Stände, nach ihrem Range geordnet, den Kurfürsten. Endlich öffneten sich die Flügelthüren, und Friedrich erschien in kurfürstlicher Kleidung im purpurroten, hermelinverbrämten Samtrock, den Kurhut auf dem Haupte, das Schwert in der Hand tragend. Der Propst von Berlin, Johann von Waldow, eröffnete nach einem Gebete die Sitzung der Stände, indem er diese in einer Rede auf ihre Pflicht, dem Kurfürsten zu huldigen, hinwies. Die Briefe, in welchen Kaiser Sigismund und dessen Bruder Wenzel die Märker ihres Eides und der ihnen geleisteten Huldigung entbanden, wurden verlesen, und nun erklärten die Stände, daß sie bereit seien, Friedrich zu huldigen. Sie erhoben sämtlich den Eidesfinger und sprachen den Huldigungseid nach, welchen ihnen Johann von Waldow vorsagte. Diesmal lautete der Eid: „Wir huldigen und schwören Herrn Friedrich und seinen Erben, Markgrafen zu Brandenburg, eine rechte Erbhuldigung, als einem rechten Erbherrn getreu und gehorsam zu sein, als uns Gott helfe und seine Heiligen!"

Drittes Kapitel.

Der übermütige Adel war gedemütigt. Friedrich hatte in der Mark die Aufgabe erfüllt, welche er bei seinem Regierungsantritt übernommen, Ruhe und Sicherheit waren auf den Landstraßen wieder hergestellt, so weit dies in jener Zeit überhaupt möglich war. Hätte Friedrich seinem neuen Kurfürstentume auch ferner seine ganze Kraft widmen können, so würde er sicherlich der hergestellten Ordnung so feste Grundlagen verschafft haben, daß selbst eine spätere böse Zeit sie nicht hätte erschüttern können; leider aber riefen den Kurfürsten wichtige Geschäfte häufig ins Reich und machten es ihm unmöglich, der Mark diejenige Aufmerksamkeit zuzuwenden, welcher das Land nach so langer Mißregierung bedurfte, um sich von den Folgen der Adelsherrschaft zu erholen.

Schwere und blutige Kriege, die Hussitenkriege, auf welche wir hier nicht näher eingehen können, da ihre Schilderung der allgemeinen Landesgeschichte angehört, zerrütteten bald aufs neue den Wohlstand der Mark und erfüllten wieder die Wälder mit Räuberbanden, welche sich allen offenen Dörfern furchtbar machten. Berlin und Cöln wurden von den Kriegsunruhen weniger berührt als manche andere märkische Städte, denn die Hussiten kamen nicht bis Berlin, sie wurden vor Bernau zurückgeschlagen. Der Reichtum der Schwesterstädte erhöhte sich sogar während des Krieges wesentlich, weil sie mehr und mehr der Zufluchtsort des im offenen Lande unmöglichen Handels und Gewerbsverkehrs wurden. Von ihren adligen Feinden waren die Städte befreit, und so konnten sie sich denn zu einer bedeutenderen Macht entfalten.

Fast scheint es, als wären sie in ihrem stolzen Selbständigkeitstrieb bestrebt gewesen, sich vollständig zu Republiken auszubilden, darauf hin wenigstens deutet ein Bündnis, welches Berlin und Cöln im Jahre 1431 mit Brandenburg und Frankfurt a. O. schlossen, in welchem die verbündeten Städte sich verpflichteten, ihre Besitzungen, Rechte und Freiheiten gegenseitig zu beschützen. Gegen wen war dieser Bund gerichtet? Gegen den Adel? Dieser war durch Friedrich gedemütigt und konnte den Städten nicht mehr gefährlich werden. Offenbar befürchteten die Städte, Friedrich werde, nachdem er den Adel unterworfen, auch ihre Selbständigkeit angreifen. Berlin und Cöln hatten nicht vergessen, daß er einst von ihnen das Oeffnungsrecht verlangt hatte, und daß er von seiner Forderung vielleicht nur abgestanden war, um nicht in dem gefährlichen Kampfe gegen die Quitzows auch die Städte zu Feinden zu haben. Ob Friedrich in der That solche Pläne gehabt hat, darüber läßt sich heute ein Urteil nicht fällen, er war während seiner ganzen Regierung bis zu seinem Tode im Jahre 1440 zu sehr mit andern Sorgen beschwert, als daß er an einen Kampf mit den mächtigen Städten hätte denken können, dieser blieb seinem Sohne vorbehalten.

Während der Rat von Berlin und Cöln bestrebt war, die Unabhängigkeit der Städte vom Landesherrn zu wahren und ihre Rechte auszudehnen und zu erweitern, suchte er im Innern der Verwaltung seine eigene Herrschaft dauernd zu befestigen und sie in den Familien der

Geschlechter möglichst erblich zu machen. Der Stadtadel war schon seit langer Zeit bestrebt gewesen, seine Herrschaft über die Bürgerschaft zu erweitern, aber der Unabhängigkeitssinn der Zunftgenossen hatte ihm dies bisher sehr erschwert. Streitigkeiten, welche über die Verwaltung zwischen den Schwesterstädten entstanden waren, gaben Veranlassung zu einem Vergleiche, bei welchem Deputierte der Städte Brandenburg und Frankfurt als Vermittler auftraten; in demselben wurde 1432 bestimmt, daß Bürgermeister und Ratmannen den künftigen Rat wählen sollten, und zwar für Berlin zwei Bürgermeister, zehn Ratmannen und vier Schöffen, für Cöln einen Bürgermeister, fünf Ratmannen und drei Schöffen, welche auf dem Rathause auf der langen Brücke die gemeinschaftliche Verwaltung beider Städte führen sollten.

Der Rat war durch den Vertrag vom Jahre 1432 ein vollständig von der Bürgerschaft unabhängiges Kollegium geworden. Hatten die Viergewerke früher bei der Wahl einen bedeutenden Einfluß geübt, so wurden sie jetzt mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt, denn der Einfluß der Geschlechter war im Rat, der sich ja selbst ergänzte und dessen Mitglieder auf Lebenszeit gewählt wurden, stets der überwiegende.

Es konnte nicht fehlen, daß sich bald, sowohl in der gemeinen Bürgerschaft, als auch bei den Zunftgenossen ein großer Mißmut über die wachsende Macht und den wachsenden Uebermut der Geschlechter zeigte. So lange die Städte im fortwährenden Kampfe gegen den Landadel begriffen gewesen waren, hatte die gemeinschaftliche Gefahr zur Ausgleichung des inneren Zwistes gedient; auch nach der Besiegung der Quitzows und ihrer Genossen hatte der schnell wachsende Wohlstand der Städte, der es dem Rate erlaubte, den Gemeindebesitz bedeutend zu vermehren, dazu beigetragen, die Unzufriedenheit der Bürgerschaft zu beschwichtigen; für die Dauer aber war dies doch nicht möglich, denn zu grell trat das Mißverhältnis der verschiedenen Stände gegeneinander hervor. Alle Macht und aller Einfluß auf die städtische Verwaltung gingen offenbar nach und nach auf die Geschlechter über, die Viergewerke wurden wenig, die gemeinen Bürger gar nicht mehr beachtet, diese hatten fast keine größere Geltung als die Incolen.

Das war ein Zustand, kaum zu ertragen, denn die alten Berliner waren nicht gerade geduldig und phlegmatisch; sie griffen, wenn sie ihr gutes Recht gekränkt glaubten, leicht zur scharfen Waffe, um es zu verteidigen, und setzten der Gewalt die Gewalt entgegen. In den Trinkstuben der Viergewerke wurde allabendlich laut und lebhaft gestritten, da fielen manche böse Worte gegen den Rat und dessen Willkürherrschaft, gegen die Geschlechter, welche so stolz geworden seien, daß sie mit Verachtung auf die Zunftgenossen niederschauten. Wären die Viergewerke nur mit der gemeinen Bürgerschaft einig gewesen, dann hätten sie leicht das unbequeme Adelsregiment abschütteln können, dies aber war nicht der Fall, sie dünkten sich etwas Besseres zu sein als die nicht zünftigen Bürger, und wenn sie auch unzufrieden waren über die Anmaßungen der Geschlechter, wenn sie auch diesen gern das Regiment aus der Hand winden wollten, so dachten sie doch dabei nur auf ihren eigenen Vorteil, nicht an den des ganzen Volkes.

Dazu kam, daß die alte Eifersucht zwischen Berlin und Cöln aufs neue erwacht war. Die aus Cöln glaubten sich fortwährend zurückgesetzt

und betrachteten mit Neid den wachsenden Reichtum der Berliner. Im Rate selbst gab es oft harten Streit über die Gerechtsame der einen oder der anderen Stadt, der Vertrag vom Jahre 1432 hatte zwar äußerlich den Frieden zwischen beiden Städten hergestellt, innerlich aber war der Unfrieden geblieben, wie er war. Und wie im Rate, so im Volke! Die Bürgerschaft von Berlin hegte selbst gegen die Geschlechter kaum eine so große Abneigung wie gegen die Bürger von Cöln. Kamen beide in der Trinkstube zusammen, dann gab es spitze Worte, und oft genug folgten diesen harte Schläge. Der freie Platz vor der Dominikaner-Kirche an der langen Brücke war häufiger als je der Schauplatz tüchtiger Prügeleien. Die Uneinigkeit im Volke war damals, wie zu allen Zeiten, die festeste Stütze für die Willkürherrschaft der weniger Bevorrechtigten, der Herren vom Stadtadel.

Einige kühne Männer waren entschlossen, das verhaßte Joch nicht länger zu ertragen. In der Klosterkirche zu Berlin versammelte sich in mancher Nacht eine kleine Schar Unzufriedener. Wenn die andern Bürger von Berlin längst schliefen und auch der Rat von den Geschäften des Tages ruhte, schlichen die Verschworenen in tiefer Verhüllung nach den unterirdischen Gewölben des Klosters der grauen Brüder, dort beratschlagten sie, wie sie die Macht des Rates brechen könnten. An ihrer Spitze stand der kühne Cöpenick und ein Patricier, der wilde Andreas Strobandt, die hatten den Verschworenen an geheiligter Stätte den feierlichen Eid abgenommen, alles zu thun, was in ihren Kräften stehe, wider den Rat. So heimlich die Verschworenen auch ihre Zusammenkünfte betrieben, sie wurden dennoch entdeckt, und die Anführer mußten die Verwegenheit des Unternehmens büßen; der Frieden aber kehrte trotzdem nicht wieder in die Stadt, und bald genug brach die herrschende Unzufriedenheit in offene Zwietracht aus.

Kurfürst Friedrich I. starb im Jahre 1440, sein Sohn Friedrich II. folgte ihm in der Regierung. Friedrich II. war ein thatkräftiger Mann von festem Willen, der mit eiserner Energie die Pläne, welche er zur Aufrechterhaltung seiner Herrschaft in den Marken entworfen hatte, zur Ausführung brachte. Er ging nicht mit überstürmendem Feuereifer, sondern langsam Schritt für Schritt, aber unabläßig vorwärts. Wenn auch Jahre vergingen, ehe er das vorgesteckte Ziel erreichte, er ermattete nicht in der Verfolgung desselben, und dies Ziel war die Alleinherrschaft des Fürsten.

Die Gewalt des Landesherrn in der Mark Brandenburg war noch immer außerordentlich beschränkt. Wenn auch Friedrich I. die Macht des Adels gebrochen hatte, wenn auch dieser nicht mehr wagte, auf seinen festen Schlössern dem Kurfürsten Widerstand zu leisten, sondern lieber an den Hof desselben zog, um dort nach Aemtern, goldenen Ketten und anderen Auszeichnungen zu jagen und sich in der Gunst des Fürsten zu sonnen, so war doch gerade hierdurch die Macht der Städte um so höher gewachsen, und diese bildeten jetzt das Hindernis einer einheitlichen Landesregierung. Jede einzelne Stadt war stolz auf ihre Freiheiten und Privilegien, jede wahrte dieselben mit selbstsüchtigem Eifer, keine Stadt dachte daran, irgend ein Vorrecht zum Besten der Allgemeinheit zu opfern.

Der Begriff des Staats war dem Volke im Mittelalter fremd; man schaute nicht hinaus über den engen Kreis der Stadt, in dieser konzentrierten sich die Interessen der Bürger, für diese waren sie wohl imstande, ein Opfer

Die Arbeiter waren fleißig daran, weiter zu bauen, aber das war kein leichtes Stück, denn oft, wenn sie morgens kamen, fanden sie, daß mutwillige Hände in der Nacht eingerissen hatten, was am Tage vorher mühsam vollendet worden war. Die großen Quadern, die man auf Kähnen herbeigeschafft und in Haufen aufgetürmt hatte, waren auseinandergeworfen und zum Teil sogar in die Spree gewälzt worden, aus deren morastigem Grunde man sie nicht wieder herausholen konnte. Wo es irgend möglich war, den Bauleuten einen Schabernack zu spielen, da geschah es, und die Arbeit wollte nicht recht vorwärts. Mit jedem Jahre mehrte sich die Unzufriedenheit in Berlin und Cöln; immer deutlicher und unverhohlener zeigte sie sich, denn die Geschlechter hatten, da sie sich von den Bürgern unterstützt sahen, neuen Mut gewonnen, um so mehr, da Friedrich in Kriegen mit den Pommern genug zu thun hatte, so daß er nicht an eine weitere Demütigung Berlins denken konnte.

Als der Kurfürst im Jahre 1446 einen Landtag in Berlin abhielt, sah er nirgends ein freundliches Gesicht, kein Jubelruf empfing ihn auf den Straßen, kein Willkommen wurde ihm, und seine Hofbeamten konnten ihm nicht genug davon erzählen, mit welchem Haß sie von den Bürgern betrachtet würden. Die Freunde des Kurfürsten, welche seiner Zeit dazu beigetragen hatten, daß sich die Viergewerke zur Ausgleichung ihres Zwistes mit dem Rate nach Spandau an Friedrich gewandt hatten, erhielten täglich eine schwierigere Stellung, besonders lastete der allgemeine Haß auf Balzer Boytin, der sich vor allen eifrig für den Kurfürsten ausgesprochen hatte. Gegen ihn machte sich die allgemeine Aufregung Luft, und der Rat wurde ein Werkzeug derselben, er verwies den Verhaßten aus der Stadt. Obgleich Balzer Boytin sich sicheres Geleit vom Rat erbat, um ihm zu Recht zu stehen, obgleich der Kurfürst selbst sich seines Anhängers annahm, diesem freies Geleit zusagte und die Städte Berlin und Cöln aufforderte, sich danach zu richten, kümmerten dieselben sich doch nicht um den Befehl, und Boytin zog deshalb vor, die Stadt, in der er seines Lebens nicht sicher gewesen wäre, nicht wieder zu betreten.

Kurfürst Friedrich hatte nichts gethan, um die Störungen des Schloßbaues und die Austreibung seines Anhängers zu strafen, das gab den Berlinern Mut zu neuen Schritten. Willkürliche Aenderungen im Stadtregiment wurden vorgenommen, man verjagte die Bauleute vom Schloßbau und zog an der Stelle, wo die Festungsmauer von Cöln durchbrochen worden war, einen Blockzaun auf dem abgetretenen Bauplatz. Dem Markgrafen Johann, dem Bruder des Kurfürsten, wurde der Aufenthalt in Berlin versagt, mehrere Anhänger Friedrichs wurden schimpflich aus der Gilde ausgestoßen, jede Kränkung und Verhöhnung, welche man dem verhaßten Kurfürsten zufügen konnte, wurde hervorgesucht, und die Bürger gingen endlich so weit, daß sie die kurfürstlichen Schleusen auf dem Cölnischen Werder aufzogen, um einen Teil der Stadt, aber auch den Schloßbau unter Wasser zu setzen. Der Kurfürst befand sich damals nicht in der Lage, sofort Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Er verstand es meisterhaft, ebensowohl durch ruhige Unterhandlungen, als durch rasches Zugreifen zu siegen; hatte er letzteres bewiesen, als er mit seinen 600 Reitern vor Berlin rückte, so zeigte er ersteres jetzt. Er forderte die aufrührerischen Städte zu gütlicher Vergleichung auf und bediente sich dabei der früher mit Berlin und Cöln verbündeten Städte als

besetzen, dann hatte er die Macht, die Freiheiten der Städte zu vernichten; der Rat verweigerte daher die Forderung.

Friedrich war auf eine solche Weigerung vorbereitet; aber er nahm sie nicht so ruhig hin wie sein Vater, und die innern Verhältnisse der Schwesterstädte begünstigten ihn. Der Zwiespalt zwischen Rat und Bürgerschaft lag jetzt (im Jahre 1442) offen zu Tage. Die Viergewerke und die gemeine Bürgerschaft beschwerten sich über den Rat, ein tiefes Mißtrauen herrschte gegen denselben in der ganzen Stadt, welches um so mehr wuchs, als in letzter Zeit die Ratsmannen von Berlin und Cöln eine Einigkeit gezeigt hatten, von der sie früher weit entfernt gewesen waren. Gerade der Zwist zwischen den Geschlechtern beider Städte hatte dem Volk einige Hoffnung auf eine Besserung der Verhältnisse gegeben, die Einigkeit derselben zerstörte diese Hoffnung.

Die Anhänger des Kurfürsten schürten die Unzufriedenheit. Ein Lehnsmann des Kurfürsten, Balzer Boytin, der in Berlin das Bürgerrecht gewonnen hatte, machte sich zum Werkzeuge der Pläne Friedrichs, er führte in den Trinkstuben das große Wort. Da wurde darauf hingewiesen, wie nachteilig für die Bürgerschaft beider Städte die Vereinigung derselben unter einem gemeinschaftlichen Rat sei, wie notwendig die Trennung der Verwaltung. Solche Reden fanden bei der herrschenden Eifersucht einen fruchtbaren Boden, die Viergewerke ließen sich bewegen, eine Beschwerde gegen den Rat an den Kurfürsten abzusenden und diesen zu bitten, daß er eine Trennung des Rats beider Städte veranlassen möge. Friedrichs Absicht war erreicht. Wohl schwerlich wäre es ihm gelungen, so lange Rat und Bürgerschaft einig waren, das Oeffnungsrecht zu erzwingen; jetzt aber bot ihm der innere Zwist in der Stadt Gelegenheit, sich einzumischen und denselben zu seinem Vorteil auszubeuten.

An einem schönen Wintermorgen erschien der Kurfürst vor dem Spandauer Thore; 600 Reiter in glänzenden Harnischen begleiteten ihn. Die Trompeten schmetterten, ein Herold forderte Einlaß für den Kurfürsten, der gekommen sei, um die Ordnung in den Städten Berlin und Cöln wieder herzustellen, den Wünschen der Bürgerschaft gerecht zu werden.

Ein jäher Schreck bemächtigte sich der Berliner. Der Rat saß auf dem gemeinschaftlichen Rathaus, er beriet und konnte nicht einig werden. Das Volk wogte in den Straßen auf und nieder. Ein Teil der Bürger eilte bewaffnet auf die Wälle und nach den Thoren, um die Stadt zu verteidigen, ein anderer Teil forderte, man solle die Thore öffnen, denn der Kurfürst komme im Interesse der Bürgerschaft, um den verhaßten Rat abzusetzen. Es war ein wildes, wirres Durcheinander. Niemand wußte Rat, und ehe noch von den Behörden ein fester Entschluß gefaßt werden konnte, erdröhnte schon der Hufschlag der Reiterschar, klirrten schon deren Harnische in den Straßen Berlins.

Das Spandauer Thor war geöffnet worden. Auf Befehl eines verräterischen Bürgermeisters? Durch die Bürger selbst, welche in dem Kurfürsten den Befreier erhofften? Man weiß es nicht, die Chroniken geben über das ganze merkwürdige Ereignis nur abgerissene Andeutungen, welche die Phantasie ergänzen muß. Die Nachricht, daß der Kurfürst in die Stadt eingeritten sei, war nach dem Rathause gedrungen, während der Rat noch

beriet, ob die Thore zu öffnen seien. Da wurden plötzlich die Streitenden einig, und die vorher am lautesten geschrieen hatten, waren mit einem Male die stillsten. An Widerstand war nicht mehr zu denken, ein Kampf unmöglich, selbst wenn der Rat ihn hätte wagen wollen, denn ein großer Teil der Bürgerschaft würde für den Kurfürsten Partei genommen haben: also Unterwerfung! Die Schlüssel der Stadt wurden auf ein samtnes Kissen gelegt und dem Kurfürsten entgegen getragen, der Rat brachte sie selbst dem Sieger. Zu spät! Friedrich bedurfte der Schlüssel nicht mehr, da er mit seinen geharnischten Reitern schon in der Stadt war.

Friedrich hielt strenges Gericht; indem er scheinbar den Wünschen der Bürger folgte, die Stadtverwaltung von Berlin und Cöln trennte, wußte er den errungenen Vorteil für sich auszubeuten, die Selbständigkeit der stolzen Städte zu vernichten. Die ganze Verwaltung mußte ihr Amt niederlegen, und am 26. Februar 1442 erklärte der Kurfürst: Da zwischen den Bürgermeistern, Ratsleuten, Viergewerken und der gesamten Bürgerschaft zu Berlin und Cöln Zwietracht und Spaltungen entstanden seien, besonders darum, weil die Gewerke und Bürgerschaft die Ueberzeugung hegten, als würde durch das Fortbestehen eines vereinigten Stadtregiments beider Städte nur Schaden herbeigeführt, und da die Gewerke und die Gemeinden sich mit dem alten Rat nicht hätten verständigen können, sei der letztere zur Verantwortung gezogen worden, habe seinen Aemtern entsagt und die Schlüssel zu den Thoren beider Städte in des Kurfürsten Hände niedergelegt. Auf die Bitten der Gewerke und Gemeinden ernenne der Kurfürst einen neuen Rat, für Berlin aus 2 Bürgermeistern und 10 Ratsmannen, für Cöln aus 1 Bürgermeister und 5 Ratsmannen bestehend.

Der Patricier Johannes Rathenow und der Schuster August Völcker wurden Bürgermeister von Berlin, der Patricier Jacob Tydecke Bürgermeister von Cöln. Jede Stadt sollte fortan ihren besonderen Rat haben. Nach Ablauf eines Jahres sollte jeder Rat aus der Gemeinde, besonders aus den Viergewerken, nicht mehr aus den Geschlechtern, neue Bürgermeister und Ratsleute wählen, diese aber müßten vom Kurfürsten bestätigt werden. Der abtretende Rat mußte dem neuen Rat, sowie den deputierten Viergewerksmeistern gehörig Rechenschaft legen.

Zugleich wurden alle Bündnisse Berlins und Cölns mit anderen Städten aufgehoben und die Abschließung neuer Bündnisse verboten. Die Selbständigkeit der Städte war hierdurch vernichtet, und dies sahen jetzt, aber zu spät, die Bürger von Berlin und Cöln ein. Es war für sie keine Entschädigung, daß der Rat aus ihrer Mitte gewählt werden mußte, da die Bestätigung desselben dem Kurfürsten anheimgestellt blieb. Manche von denen, welche bisher am lautesten gegen die Tyrannei des Rates in den Trinkstuben geeifert hatten, sehnten jetzt die frühere Zeit wieder herbei und bereuten es, daß sie, statt mit starker Hand sich selbst gegen den Uebermut der Geschlechter zu helfen, den Fürsten zum Schiedsrichter herbeigerufen hatten. Es kam zu unruhigen Auftritten in Berlin und Cöln, aber diese, statt der Stadt zu nutzen, hatten nur neues Ungemach im Gefolge.

Friedrichs Arm lag schwer auf Berlin und Cöln. Der Kurfürst war entschlossen, das stolze Selbstbewußtsein der Städte zu brechen, und er hatte die Macht dazu, seit die Thore von seinen Reisigen besetzt waren. Durch

seine Räte und die zu Schiedsrichtern aufgerufenen Deputierten etlicher Städte wurde für die neuen Unruhen eine schwere Strafe über Berlin und Cöln verhängt, und die früher so mächtigen Schwesterstädte mußten sich fügen. Am 29. August 1442 erklärten Bürgermeister, Ratsleute, Viergewerke, Innungsmeister und die Gemeinheit aller Bürger von Berlin und Cöln, daß sie dem Kurfürsten einen Platz abtreten wollten, um auf demselben eine Burg zu bauen. Es war der Platz in Cöln, zwischen der Klostermauer der schwarzen Brüder und der Spree, von der Klosterpforte bis zur langen Brücke. Und damit nicht genug; sie mußten das Rathaus auf der langen Brücke dem Kurfürsten überlassen, mußten auf die Gerichtsbarkeit verzichten und aufs neue Unterthänigkeit und Gehorsam versprechen.

Viertes Kapitel.

Am 31. Juli 1443 war Kurfürst Friedrich II. mit glänzendem Gefolge nach Berlin gekommen. Der Grundstein zu seinem neuen Schlosse sollte gelegt werden, das der bittere Witz der Berliner, ehe es noch gebaut war, schon mit dem Namen Zwing Cöln belegt hatte. Baumaterialien aller Art waren auf der Spree herbeigefahren worden, um ein möglichst prächtiges Gebäude aufzurichten. Die Cölner Stadtmauer, dem Werder gegenüber, welche den Bau hinderte, war eingerissen worden.

Der Kurfürst legte unter den üblichen Feierlichkeiten persönlich den Grundstein; das Volk von Berlin und Cöln aber stand von fern und schaute dem glänzenden Schauspiele zu, nicht mit freudiger Neugier, wie sonst bei prächtigen Hoffesten, sondern mit finsteren Blicken..

Die Herren von den Geschlechtern waren plötzlich ausnehmend bürgerfreundlich geworden; ihr früherer Uebermut schien, seit sie des Stadtregiments beraubt waren, vollständig verschwunden. Waren sie sonst hoffärtig auf den Straßen gegangen, und hatten sie kaum gedankt, wenn einer aus den Zünften sie höflich grüßte, so waren sie jetzt eitel Freundlichkeit und Herablassung selbst gegen die gemeinen Bürger und lüfteten womöglich das Barett schon zuerst. Sie sprachen viel von der vergangenen guten Zeit, wo die Städte Berlin und Cöln die ersten gewesen seien in der Mark, und wie solche Zeit wohl wieder kommen könnte, wenn nur Geschlechter, Viergewerke und gemeine Bürgerschaft einig seien. Es sei schon recht, daß die Viergewerke und die Bürgerschaft im Rate säßen, und das solle auch so bleiben, aber unrecht sei es, daß die Städte ihre Bürgermeister und ihren Rat nicht frei wählen dürften, sondern ihn erst vom Kurfürsten bestätigen lassen müßten. Was gehe denn den Kurfürsten die Stadtverwaltung an? So redeten die adligen Herren auf der Straße und in den Trinkstuben, in denen sie sich fleißig genug einfanden, um ganz gegen ihre frühere Gewohnheit mit den Bürgern zu plaudern, und was die Herren aus den Geschlechtern sagten, das sprach das Volk nach; Kurfürst Friedrich wurde weidlich durchgehechelt, kein gutes Haar ließ man an ihm, besonders seit der Grundstein zum Schloß gelegt war.

Die Arbeiter waren fleißig daran, weiter zu bauen, aber das war kein leichtes Stück, denn oft, wenn sie morgens kamen, fanden sie, daß mutwillige Hände in der Nacht eingerissen hatten, was am Tage vorher mühsam vollendet worden war. Die großen Quadern, die man auf Kähnen herbeigeschafft und in Haufen aufgetürmt hatte, waren auseinandergeworfen und zum Teil sogar in die Spree gewälzt worden, aus deren morastigem Grunde man sie nicht wieder herausholen konnte. Wo es irgend möglich war, den Bauleuten einen Schabernack zu spielen, da geschah es, und die Arbeit wollte nicht recht vorwärts. Mit jedem Jahre mehrte sich die Unzufriedenheit in Berlin und Cöln; immer deutlicher und unverhohlener zeigte sie sich, denn die Geschlechter hatten, da sie sich von den Bürgern unterstützt sahen, neuen Mut gewonnen, um so mehr, da Friedrich in Kriegen mit den Pommern genug zu thun hatte, so daß er nicht an eine weitere Demütigung Berlins denken konnte.

Als der Kurfürst im Jahre 1446 einen Landtag in Berlin abhielt, sah er nirgends ein freundliches Gesicht, kein Jubelruf empfing ihn auf den Straßen, kein Willkommen wurde ihm, und seine Hofbeamten konnten ihm nicht genug davon erzählen, mit welchem Haß sie von den Bürgern betrachtet würden. Die Freunde des Kurfürsten, welche seiner Zeit dazu beigetragen hatten, daß sich die Viergewerke zur Ausgleichung ihres Zwistes mit dem Rate nach Spandau an Friedrich gewandt hatten, erhielten täglich eine schwierigere Stellung, besonders lastete der allgemeine Haß auf Balzer Boytin, der sich vor allen eifrig für den Kurfürsten ausgesprochen hatte. Gegen ihn machte sich die allgemeine Aufregung Luft, und der Rat wurde ein Werkzeug derselben, er verwies den Verhaßten aus der Stadt. Obgleich Balzer Boytin sich sicheres Geleit vom Rat erbat, um ihm zu Recht zu stehen, obgleich der Kurfürst selbst sich seines Anhängers annahm, diesem freies Geleit zusagte und die Städte Berlin und Cöln aufforderte, sich danach zu richten, kümmerten dieselben sich doch nicht um den Befehl, und Boytin zog deshalb vor, die Stadt, in der er seines Lebens nicht sicher gewesen wäre, nicht wieder zu betreten.

Kurfürst Friedrich hatte nichts gethan, um die Störungen des Schloßbaues und die Austreibung seines Anhängers zu strafen, das gab den Berlinern Mut zu neuen Schritten. Willkürliche Aenderungen im Stadtregiment wurden vorgenommen, man verjagte die Bauleute vom Schloßbau und zog an der Stelle, wo die Festungsmauer von Cöln durchbrochen worden war, einen Blockzaun auf dem abgetretenen Bauplatz. Dem Markgrafen Johann, dem Bruder des Kurfürsten, wurde der Aufenthalt in Berlin versagt, mehrere Anhänger Friedrichs wurden schimpflich aus der Gilde ausgestoßen, jede Kränkung und Verhöhnung, welche man dem verhaßten Kurfürsten zufügen konnte, wurde hervorgesucht, und die Bürger gingen endlich so weit, daß sie die kurfürstlichen Schleusen auf dem Cölnischen Werder aufzogen, um einen Teil der Stadt, aber auch den Schloßbau unter Wasser zu setzen. Der Kurfürst befand sich damals nicht in der Lage, sofort Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Er verstand es meisterhaft, ebensowohl durch ruhige Unterhandlungen, als durch rasches Zugreifen zu siegen; hatte er letzteres bewiesen, als er mit seinen 600 Reitern vor Berlin rückte, so zeigte er ersteres jetzt. Er forderte die aufrührerischen Städte zu gütlicher Vergleichung auf und bediente sich dabei der früher mit Berlin und Cöln verbündeten Städte als

Vermittler; dies war das beste Mittel, ein neues Städtebündnis, welches gefährlich hätte werden können, zu verhindern; der Erfolg zeigte sich auch sofort, denn als Berlin und Cöln sich an die übrigen Städte um Hülfe und Beistand wandten, war dieser Schritt ein vergeblicher.

Am 20. Dezember 1447 traten die Stände der Mark zusammen. Der Kurfürst beschwerte sich gegen Prälaten, Herren und Mannen und die Deputierten der Städte über die vielen Ungebührlichkeiten, welche von den Berlinern gegen ihn verübt worden seien; noch immer aber zeigte er sich milde und versöhnlich, er gab auf den Wunsch der Stände seine Genehmigung, daß diese nach Berlin reisen dürften, um dort gütlich zu verhandeln. Das war fast ein Uebermaß von Nachsicht; daß aber Friedrich willens war, endlich energisch vorzugehen, zeigte er, indem er sich unter dem 20. Februar 1448 von seinem Bruder Friedrich dem Jüngeren, welchem die Bürger ebenfalls Treue geschworen hatten, volle Gewalt erteilen ließ, die Ratsmannen und Bürger zu Berlin und Cöln im Gericht zu beklagen, mit Krieg zu strafen und zum Gehorsam zu bringen. Auf Fürbitte mehrerer märkischer Städte erklärte er sich indessen bereit, sich „nach Recht und Billigkeit“ genügen zu lassen, wenn ferner beide Städte sich nicht an ihm und den Seinigen vergreifen und keine Gewalt mehr üben wollten. Der Rat von Berlin und Cöln hielt die Nachsicht des Kurfürsten für Schwäche, er kannte den eisernen Sinn desselben noch nicht, und je milder sich Friedrich zeigte, je hartnäckiger pochte der Rat auf das Recht der Stadt. Nur mit Mühe gelang es in dreitägiger Unterhandlung den Ständen, den Rat dahin zu vermögen, daß die Städte ihren Streit mit dem Kurfürsten einer richterlichen Entscheidung unterwerfen wollten; der Kurfürst wünschte, die Stände möchten entscheiden, dies aber verweigerte der Rat von Berlin und Cöln, und nun gab es Unterhandlungen hin und her; ehe diese aber noch zum Abschluß kommen konnten, unterbrach sie eine neue Gewaltthat der Berliner.

Friedrich hatte befohlen, die kurfürstliche Schleuse wieder zu schützen, und seinen Hofrichter Balzer Hake mit der Ausführung dieses Befehls betraut. Balzer Hake hatte mehr als andere kurfürstliche Diener den Haß der Berliner auf sich geladen durch sein stolzes, schroffes Wesen; schon längst war es den Bürgern ein Dorn im Auge, daß der Hofrichter mit seinen Mannen im Hohen Hause ruhig saß; die Aufregung gegen ihn war außerordentlich groß und drohte bei der ersten Veranlassung zum Ausbruche zu kommen. Balzer Hake gab diese Veranlassung selbst. Er forderte mit harten Worten den Rat von Berlin auf, dem Befehl des Kurfürsten nachzukommen, und als dies nicht geschah, sendete er seine Leute nach den Schleusen, um diese selbst zu schützen.

Als die bewaffneten Söldner durch die Stadt zogen, sammelte sich das Volk und folgte ihnen; die Bürger bewaffneten sich, rotteten sich zusammen, und ehe die Söldner sich zu wehren vermochten, waren sie niedergeworfen, entwaffnet und ins Gefängnis geführt. Die wütende Volksmasse stürmte nach dem Hohen Hause, der Hofrichter vermochte der Menge nicht zu widerstehen, auch er wurde gefangen genommen und dem Rate zugeführt, der ihn in den Kerker werfen ließ. Mit lautem Jubelruf zog nun die aufgeregte Menge nach der kurfürstlichen Kanzlei. Die Thüren wurden erbrochen, die Fenster eingeschlagen und die Schränke ihres Inhalts an wertvollen Dokumenten beraubt. Auf der Straße vor dem Hause wurde ein Scheiterhaufen

errichtet, und auf ihm verbrannte das Volk die Papiere, indem es den Kurfürsten verwünschte und verhöhnte.

Auch dieser Frevel bewog Friedrich noch nicht, seine Zurückhaltung zu brechen; je ruhiger und nachsichtiger er sich zeigte, je sicherer war er, die Billigung der Stände der Mark zu erhalten. Er ließ durch seinen Hofrichter Peter von der Gröben die Aufrührer vor sein Hofgericht nach Spandau laden, es kam aber niemand; er schrieb persönlich zweimal an den Rat von Berlin und Cöln und bat, den Balzer Hake der ungerechten Haft zu entlassen, er that es in fast wehmütigen Ausdrücken. „Würdet ihr denn also nicht thun, so müssen wir ein solches mit andern Freveln und Mutwillen, die ihr gegen uns fürnahmet, dulden, als lange bis wir es bessern mögen." — Aber der Rat war taub gegen alle Vorstellungen.

Jetzt endlich hielt es Friedrich an der Zeit, mit ernsten und energischen Schritten vorzugehen. Balzer Boytin, der aus den Städten in die Verbannung getriebene Anhänger des Kurfürsten, brannte vor Begierde, sich an den Berlinern zu rächen. Er erließ am 28. März 1448, dem Dienstag nach Ostern, einen Fehdebrief an die Städte Berlin und Cöln, in welchem er dem Rate und allen Bürgern den offenen Krieg erklärte. Ein einfacher Bürger wagte es, den bisher so mächtigen Städten den Krieg zu erklären! Das war ein schlimmes Zeichen, und schlimmer war es, daß sich in Berlin und Cöln gar manche Stimme für Balzer Boytin erhob, daß vielen der lange Zwist mit dem Kurfürsten unliebsam wurde, denn er schadete der Gewerbsthätigkeit der Stadt.

Die Geschichte hat uns nähere Einzelheiten darüber, wie der Krieg zwischen Balzer Boytin und den Schwesterstädten geführt worden ist, nicht aufbewahrt; jedenfalls fand Boytin beim Kurfürsten eine geheime Hülfe, sonst hätte er es schwerlich wagen dürfen, so offen feindselig gegen seine Vaterstadt aufzutreten. Die Kämmereidörfer Tempelhof, Rixdorf, Marienfelde und Mariendorf wurden vom Feinde besetzt, und der Rat mußte sich dies gefallen lassen; seine Macht war gebrochen; wie sehr er sich auch bemühte, bei den übrigen Städten der Mark Beistand zu erhalten, wie sehr er auch klagte, der Kurfürst füge der Stadt Gewalt zu und versage ihr das Recht, alle seine Klagen und Bitten um Beistand waren vergeblich, nur einige kleine Städte von unbedeutender Macht, wie Mittenwalde, Perleberg und Ruppin zeigten sich zur Unterstützung bereit, die aber keinen Erfolg haben konnte.

Berlin und Cöln standen allein. Die Bürger fühlten sich vereinsamt, sie begannen einzusehen, daß sie sich nicht in den ungleichen Kampf mit dem Kurfürsten hätten einlassen dürfen. Nach vielen fruchtlosen Unterhandlungen und vergeblichen Vorladungen der Aufständischen in Berlin und Cöln berief Friedrich endlich nach Spandau ein Schiedsgericht, bestehend aus dem Bischof Stephan von Brandenburg, dem Fürsten Adolf zu Anhalt, dem Grafen Albrecht zu Lindow, dem Meister des St. Johanniter-Ritterordens Nickel Tirbach und den Bürgermeistern und Ratsleuten der Städte Brandenburg, Frankfurt und Prenzlau, um den Streit mit den Städten auszutragen.

Das Gericht trat zusammen, Friedrich übergab ihm seine wohlbegründete Klage gegen die Städte Berlin und Cöln. Er schilderte alle die einzelnen Gewaltthätigkeiten, welche die Bürger beider Städte begangen hätten, und wie langmütig und nachsichtig er sich dagegen gezeigt habe; der uns

war jetzt die gegen den Kurfürsten in den Vordergrund gestellt. Der Eid lautete:

„Ich gelobe und schwöre, meinem gnädigen Herrn getreu und gewähr zu sein, seinen Schaden zu wenden und Frommen zu werben, und in keiner Sache wider seine Gnaden und die Herrschaft zu sein, als mir Gott helfe und die Heiligen. Ich will auch dem Rate getreu und gewähr sein; wann mich der Rat vorfordert bei Tage oder Nacht, will ich gern zum Rate kommen und ein gehorsamer Bürger sein; bei meiner Treue und Ehre!"

Also dem Kurfürsten einen Eid, dem Rate nur ein Versprechen auf Treue und Ehre, und doch war auch der Rat fortan nichts anderes mehr als ein Organ des Landesherrn, der ihn nach Gutdünken bestätigte und absetzte, nicht mehr die freie Vertretung der Bürgerschaft. Seine Befugnisse waren nach allen Richtungen hin beschnitten, selbst die Polizei-Gerichtsbarkeit wurde zwar von ihm zur Ausführung gebracht, aber nur auf Grundlage der vom Kurfürsten erlassenen Polizei-Verordnungen.

Die Bürger fügten sich dem neuen Systeme schneller und williger, als wohl Friedrich selbst erwartet hatte, und gewiß trug dazu viel die demokratische Gleichstellung sämtlicher Bürger bei, welche Friedrich angebahnt hatte. Die Geschlechter, durch deren Stolz die Zünfte und die gemeine Bürgerschaft so häufig verletzt worden waren, durften sich fortan nicht mehr überheben, die Stadtadligen waren eben nur Bürger wie alle andern, und selbst Juden und Wenden wurde das Bürgerrecht, wenn auch mit Beschränkungen, gestattet. Die Macht des Landesherrn wuchs durch diese Demokratisierung des Stadtregiments außerordentlich, und bald zeigte es sich, daß die Zünfte sich mit der Veränderung des Systems versöhnt hatten. Sie wendeten sich fortan mit etwaigen Klagen nicht mehr an den Rat, sondern an den Kurfürsten direkt, und dieser suchte sich durch verschiedene Verordnungen zu Gunsten der Zunftverfassung bei den Handwerkern beliebt zu machen.

Nicht so glücklich wie in dem Kampfe gegen die widerspenstigen Städte war Friedrich II. in seinen Kämpfen gegen die auswärtigen Feinde, die Pommern; es mißglückten ihm seine liebsten Pläne; krank und lebensmüde zog er sich deshalb im Jahre 1470 von der Regierung zurück, um seine letzten Jahre in Frieden im Heimatlande seines Stammes, in Franken zu verleben. Sein einziger Sohn war vor ihm gestorben, er übergab deshalb das Regiment seinem jüngeren Bruder Albrecht. Er genoß aber die gewünschte Ruhe nicht lange, denn er starb schon am 10. Februar 1471.

Albrecht hat in der Geschichte den Beinamen Achilles erhalten, den er sich durch unzählige Beweise einer glänzenden, todesmutigen Tapferkeit verdient hat. Er war der Held seiner Zeit, sein Name wurde mit Bewunderung in ganz Europa genannt und in Liedern besungen, nur von den Bürgern und Bauern nicht, deren Gut er bei lustigen Ritterspielen verpraßte.

Albrecht Achilles ist einer der letzten Repräsentanten der verschwindenden Ritterzeit. Unter den Waffen grau geworden, hatte er nur Lust und Freude am Waffenhandwerk. Ein Zweikampf war ihm ein Vergnügen, eine Schlacht der Inbegriff der Freude. Wo es irgend Krieg gab, da nahm Albrecht Achilles, wenn es ihm möglich war, thätigen Anteil; es gab kaum einen Winkel in Deutschland, den er nicht mit dem Schwerte in der Hand, an der Spitze eines

erhielten schwerere Strafen, sie wurden des Landes verwiesen und ihrer sämtlichen Güter verlustig erklärt. Unter ihnen befand sich auch der Bürgermeister Ryke, der bei dem ganzen Aufstande eine hervorragende Rolle gespielt hatte. Bernhard Ryke war ein Mann von Mut und Kraft, der nicht nur in seiner Vaterstadt in hohem Ansehen stand; er mußte aus Berlin fliehen, fand aber freundliche Aufnahme bei dem Herzog Friedrich von Sachsen, der ihn sogar als Rat in seine Dienste nahm. So lange Bernhard Ryke, der erbitterte Feind des eisernen Friedrich, lebte, drohte die Gefahr, daß der Streit der Städte mit dem Kurfürsten von neuem beginnen könne. Sein Tod mußte Friedrich II. sehr erwünscht sein. Als daher noch im Jahre 1448 vermummte Reiter Ryke auf dem Hohen Flemming überfielen und tötlich verwundeten, war es nur natürlich, daß die finstere That fanatischen Anhängern des Kurfürsten zugeschrieben wurde.

Berlin und Cöln waren tief gedemütigt. Friedrich setzte sofort nach der Unterwerfung den alten Rat ab und einen neuen ein. Zu Bürgermeistern von Berlin wurden der Hofrichter Peter von der Gröben und der Schuster Claus Schulze ernannt. Mochte schon die Ernennung des Hofrichters und des Schusters den Bürgern und besonders den Geschlechtern nicht gar angenehm sein, so stand ihnen doch im nächsten Jahre eine noch tiefere Kränkung bevor. Am 27. April 1449 wurde Balzer Boytin zum Bürgermeister von Berlin erwählt und bestätigt, derselbe Boytin, der mit Schande aus der Stadt getrieben worden war und gegen diese in offener Fehde gelegen hatte. Wohl mögen manche der früher so stolzen Bürger über diese neue Demütigung mit den Zähnen geknirscht haben, aber zu thun vermochten sie nichts mehr, ihre Kraft war gebrochen; hatten sie doch andere Demütigungen in Fülle über sich ergehen lassen müssen, ohne an einen Widerstand denken zu dürfen.

Das Wappen der Stadt Berlin zeigte fortan den Bären in gebückter Stellung und den brandenburgischen Adler auf dem Rücken tragend; der steinerne Roland, das Sinnbild des Blutbannes, der mit dem Gerichtsschwerte in der Hand in der Nähe der Nikolaikirche gestanden hatte, ist wahrscheinlich damals umgestürzt und fortgeschleift worden. Alle die alten Rechte und Freiheiten, durch welche Berlin und Cöln sich schnell zu einer so großen Macht unter den märkischen Städten erhoben hatten, waren vernichtet, und die Schwesterstädte verloren daher ihr hervorragendes Ansehen; sie fanden wohl schwerlich einen Ersatz für diesen Verlust, in dem ihnen für später bewiesene Fügsamkeit im Jahre 1453 verliehenen Rechte, mit rotem Wachs siegeln zu dürfen.

Mit dem Jahre 1448 schließt ein wichtiger Abschnitt in der Geschichte von Berlin und Cöln ab. Vom Jahre 1307 bis 1448 waren beide Städte, wie unsere Leser sich erinnern, mit der durch das Jahr 1442 bedingten kurzen Unterbrechung zu einer gemeinsamen Stadtverwaltung vereinigt. Die Vereinigung war die Grundlage ihrer Macht, und daher die Trennung der Stadtverwaltung die erste Maßregel, welche Friedrich nach der Beseitigung des Aufstandes ergriff. Von jener Zeit an bis zum Jahre 1708 wurde die Verwaltung beider Städte gesondert geführt.

Vor dem Jahre 1448 waren Berlin und Cöln kleine Republiken, welche nur in einem höchst zweifelhaften Abhängigkeitsverhältnis zum Landesfürsten

standen, nach dem Jahre 1448 sind sie kurfürstliche Städte ohne Selbständigkeit. Sie wären wohl einfache Landstädtchen geworden und vielleicht geblieben, wenn nicht das Mittel, welches Friedrich II. gebrauchte, um sie ihrer Macht zu entkleiden und sie in steter Unterthänigkeit zu halten, zugleich wieder die Heilung der geschlagenen Wunden in sich selbst getragen hätte. Friedrich baute sein „Zwing Cöln" an die Ufer der Spree, um den aufrührerischen Berlinern und Cölnern den Daumen stets kräftig auf das Auge drücken zu können; diese Burg aber gab die Veranlassung, daß die hohenzollerschen Fürsten sich mehr und mehr daran gewöhnten, ihre Residenz in Berlin aufzuschlagen. Als Residenzstadt wurde Berlin der Mittelpunkt zuerst der Mark Brandenburg, dann Preußens, und aus der Residenzstadt entwickelte sich die gewaltige Fabrik- und Handelsstadt, welche jetzt in die Reihe der Weltstädte getreten ist.

Fünftes Kapitel.

Mit dem Schloßbau ging es rüstig vorwärts; Geld war genug vorhanden, die Einnahme aus dem den Berlinern abgenommenen Gericht wurde für den Bau verwendet; die Bürger mußten natürlich selbst die Kosten des Joches tragen, welches Kurfürst Friedrich der Eiserne ihnen auf den Nacken legte. — Im Jahre 1451 war das Schloß vollendet, ein stattlicher Bau, von dem heute freilich nach vielen Um- und Neubauten nur noch ein geringer Rest vorhanden ist, ein versteckter runder Turm an der Spree, den man seines mit Grünspan bedeckten kupfernen Daches wegen den grünen Hut genannt hat; gewiß nicht der schönste Teil des alten Schlosses, wenn auch ein interessanter, denn er soll zum Gefängnis gedient haben. Manche schauerliche Sage knüpft sich an den alten Schloßturm, in ihm soll die mörderische eiserne Jungfrau gestanden haben, so erzählt sich das Volk von Berlin noch heute. In einem engen Turmgemach stand die Bildsäule einer schönen Jungfrau, zu dieser wurden in alten Zeiten die Staatsverbrecher geführt, deren Leben verwirkt war, und denen doch nicht öffentlich der Prozeß gemacht werden sollte. Sie wurden gezwungen, die Jungfrau zu umarmen, kaum aber geschah dies, so erhielt die Bildsäule Leben, sie schlang die Arme um ihr Opfer und preßte es an die Brust, aus der zu gleicher Zeit eine Unzahl von scharfen Messern und Dolchen hervorsprangen. — Im nächsten Augenblicke öffnete sich der Fußboden, und eine zerfetzte Fleischmasse, welche kaum mehr einem menschlichen Leichnam ähnlich war, stürzte hinab in die Spree, um den Fischen zur Nahrung zu dienen. — So erzählt uns die Sage, die Geschichte aber weiß von solchen heimlichen Hinrichtungen durch die eiserne Jungfrau im Schlosse von Berlin nichts.

Wie das alte Schloß Friedrichs des Eisernen beschaffen gewesen sein mag, darüber geben uns die Chroniken keine Nachricht, wir wissen nur, daß es ganz nahe an der Spree, der heutigen Burgstraße gegenüber lag und fast bis an die lange Brücke ging. Im März 1451 bezog Friedrich sein neues Haus und nahm fortan in demselben seinen Lieblingswohnsitz. Von

dieser Zeit an hat Berlin sich nach und nach zur Residenzstadt der brandenburgischen Kurfürsten ausgebildet. Anfänglich behielten diese noch ihre frühere Gewohnheit bei, bald in der, bald in jener Stadt ihren Hofstaat aufzuschlagen, dann aber fanden sie es vorteilhafter, bequemer und weniger kostspielig, im Schlosse zu Cöln an der Spree bleibend zu residieren und nur zu Jagdausflügen, besonderen Festlichkeiten oder anderen Ausnahmsgelegenheiten zeitweise ihre Hofhaltung nach anderen Städten zu verlegen. Friedrich der Eiserne sorgte dafür, daß auch für solche Fälle seiner Abwesenheit das neugebaute Schloß nicht ohne Schutz sei. Er schenkte das Hohe Haus seinem Kammermeister, dem Ritter Jürgen von Waldenfels als Burglehn, mit der Bedingung, daß er jederzeit zum Schutze des Schlosses bereit sei. Es heißt in der darüber im Jahre 1451 ausgestellten Urkunde ausdrücklich:

„Der Kurfürst habe zur bessern Befestigung seines neuen Schlosses in Cöln beschlossen, dasselbe mit Burglehnen zu versehen, damit, wenn er oder seine Nachkommen nicht anwesend seien, das Schloß Beistand durch Burgsassen, welche sich lange Zeit hindurch der Herrschaft nützlich und treu bewiesen hätten, nicht entbehren möge. Diese sollten das Schloß nach Burglehnsrecht und Gewohnheit bewachen und im Falle der Not mit aller Macht verteidigen helfen."

Ein anderes im Besitz des Kurfürsten befindliches Haus in der Nähe der Klosterkirche übergab Friedrich seinem Küchenmeister Ulrich Zeuschel zu gleichem Zwecke als Burglehn; auch Balzer Boytin, der alte Anhänger Friedrichs und andere zuverlässige Freunde wurden mit Burglehen begabt; sie erhielten dadurch die große Vergünstigung, daß sie von allen Kommunallasten befreit waren und trotzdem das Recht hatten, allerlei bürgerliche Geschäfte zu treiben; außerdem durften sie Wein, Bier und Met für ihre Haushaltung steuerfrei einführen. Es entstanden nach und nach eine ganze Anzahl solcher Burglehen, und auch in späteren Jahrhunderten folgten die Fürsten dem ihnen von ihren Vorfahren gegebenen Beispiele und verliehen einzelnen Häusern Abgabenfreiheit unter bestimmten Bedingungen. Außer den Burglehen gab es noch eine Anzahl von Grundstücken, die sich meist im geistlichen Besitz befanden, und denen schon früher der Rat städtische Abgabenfreiheit bewilligt hatte. So entstanden die Freihäuser. Noch heute sehen wir an vielen dieser Häuser die Bezeichnung Freihaus.

Das Schloß in Cöln und die Burglehen trugen dem Kurfürsten gute Früchte. Nicht ohne Grund hatte der Witz der Berliner dem Schlosse den Namen Zwing Cöln gegeben; es war aber auch ein Zwing Berlin geworden, denn die früher so mutigen, ja übermütigen Bürger wagten es fortan nicht mehr, sich gegen den mächtigen Kurfürsten aufzulehnen, sie trugen geduldig die ihnen auferlegten Fesseln und machten keinen Versuch weiter, dieselben abzustreifen. Ihre frühere Selbständigkeit war verloren gegangen. Hatten die Städte früher, ehe sie dem Landesherrn huldigten, die Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten gefordert, so mußten sie jetzt die Huldigung bedingungslos leisten, dann erst bestätigte ihnen der Kurfürst diejenigen Rechte, die er ihnen zubilligen wollte, gewissermaßen als ein freies Gnadengeschenk. Schon in der Form des Bürgereides zeigte sich das veränderte Verhältnis deutlich; hatte der frühere Eid nur die Treue gegen den Rat gefordert, so

war jetzt die gegen den Kurfürsten in den Vordergrund gestellt. Der Eid lautete:

„Ich gelobe und schwöre, meinem gnädigen Herrn getreu und gewähr zu sein, seinen Schaden zu wenden und Frommen zu werben, und in keiner Sache wider seine Gnaden und die Herrschaft zu sein, als mir Gott helfe und die Heiligen. Ich will auch dem Rate getreu und gewähr sein: wann mich der Rat vorfordert bei Tage oder Nacht, will ich gern zum Rate kommen und ein gehorsamer Bürger sein; bei meiner Treue und Ehre!"

Also dem Kurfürsten einen Eid, dem Rate nur ein Versprechen auf Treue und Ehre, und doch war auch der Rat fortan nichts anderes mehr als ein Organ des Landesherrn, der ihn nach Gutdünken bestätigte und absetzte, nicht mehr die freie Vertretung der Bürgerschaft. Seine Befugnisse waren nach allen Richtungen hin beschnitten, selbst die Polizei-Gerichtsbarkeit wurde zwar von ihm zur Ausführung gebracht, aber nur auf Grundlage der vom Kurfürsten erlassenen Polizei-Verordnungen.

Die Bürger fügten sich dem neuen Systeme schneller und williger, als wohl Friedrich selbst erwartet hatte, und gewiß trug dazu viel die demokratische Gleichstellung sämtlicher Bürger bei, welche Friedrich angebahnt hatte. Die Geschlechter, durch deren Stolz die Zünfte und die gemeine Bürgerschaft so häufig verletzt worden waren, durften sich fortan nicht mehr überheben, die Stadtadligen waren eben nur Bürger wie alle andern, und selbst Juden und Wenden wurde das Bürgerrecht, wenn auch mit Beschränkungen, gestattet. Die Macht des Landesherrn wuchs durch diese Demokratisierung des Stadtregiments außerordentlich, und bald zeigte es sich, daß die Zünfte sich mit der Veränderung des Systems versöhnt hatten. Sie wendeten sich fortan mit etwaigen Klagen nicht mehr an den Rat, sondern an den Kurfürsten direkt, und dieser suchte sich durch verschiedene Verordnungen zu Gunsten der Zunftverfassung bei den Handwerkern beliebt zu machen.

Nicht so glücklich wie in dem Kampfe gegen die widerspenstigen Städte war Friedrich II. in seinen Kämpfen gegen die auswärtigen Feinde, die Pommern; es mißglückten ihm seine liebsten Pläne; krank und lebensmüde zog er sich deshalb im Jahre 1470 von der Regierung zurück, um seine letzten Jahre in Frieden im Heimatlande seines Stammes, in Franken zu verleben. Sein einziger Sohn war vor ihm gestorben, er übergab deshalb das Regiment seinem jüngeren Bruder Albrecht. Er genoß aber die gewünschte Ruhe nicht lange, denn er starb schon am 10. Februar 1471.

Albrecht hat in der Geschichte den Beinamen Achilles erhalten, den er sich durch unzählige Beweise einer glänzenden, todesmutigen Tapferkeit verdient hat. Er war der Held seiner Zeit, sein Name wurde mit Bewunderung in ganz Europa genannt und in Liedern besungen, nur von den Bürgern und Bauern nicht, deren Gut er bei lustigen Ritterspielen verpraßte.

Albrecht Achilles ist einer der letzten Repräsentanten der verschwindenden Ritterzeit. Unter den Waffen grau geworden, hatte er nur Lust und Freude am Waffenhandwerk. Ein Zweikampf war ihm ein Vergnügen, eine Schlacht der Inbegriff der Freude. Wo es irgend Krieg gab, da nahm Albrecht Achilles, wenn es ihm möglich war, thätigen Anteil; es gab kaum einen Winkel in Deutschland, den er nicht mit dem Schwerte in der Hand, an der Spitze eines

Heeres betreten hatte. Er suchte fast mit keckem Uebermut den Tod in der Schlacht, ohne ihn doch je finden zu können. Gab es keinen Krieg, dann fühlte sich Albrecht nur wohl in der Mitte seiner ritterlichen Genossen, bei prächtigen Waffenspielen. Sein Hof war der glänzendste in Deutschland, die von ihm veranstalteten Turniere zogen ritterliche Kämpfer aus allen Ländern Europas herbei, und er selbst war der tapferste Held bei denselben.

Wäre der Kampfesruhm eines Fürsten ein Glück für das Volk, das der Mark wäre das glücklichste der Welt gewesen!

Albrecht Achilles hatte wenig Lust, das glänzende, freudevolle Leben an seinem prächtigen Hofe in Franken mit dem langweiligen auf dem Schlosse in Cöln zu vertauschen. Er nahm wohl die Regierung der Mark an als eine neue Quelle der Macht und des Geldes, aber ohne die Absicht, sein Leben in der öden Sandwüste zuzubringen. Er kam daher auch nicht gleich selbst nach der Mark, sondern sandte seinen ältesten, damals 15 jährigen Sohn Johann als seinen Statthalter dorthin. Erst im Herbste 1471 folgte er seinem Sohne, um die Huldigung der Märker anzunehmen.

Gleich das erste Auftreten des Kurfürsten trug wesentlich dazu bei, ihm die Herzen des Volkes zu entfremden. Albrecht war an seine fränkische Sitten gewöhnt, die rohe märkische Art mißfiel ihm daher höchlich, und er zeigte offen seine Verachtung gegen die Märker. Es liegt uns ein ausführlicher Bericht über die Art und Weise vor, wie Albrecht die Bürger und den Adel in Salzwedel bei der Huldigung behandelt hat, ähnlich ist sein Auftreten auch in Berlin und Cöln gewesen; wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn



Das 1895 enthüllte Luther-Denkmal auf dem Neuen Markte,
nach Paul Ottos Modell von Toberentz vollendet.

wir sehen, daß das Volk sich dem fremden Fürsten abhold zeigte. Der Kurfürst war mit einem großen Schwarme von Hofschranzen gekommen, er nahm zwar die dargebotenen reichen Geschenke der Bürgerschaft an und verteilte sie unter sein Gefolge, welches darüber spottete und lachte, um die Geber selbst aber kümmerte er sich wenig. Die märkischen Edelleute, welche gekommen waren, um ihm ihre Ehrfurcht zu erweisen, ließ er unbeachtet stehen. Während er mit seinen Franken das ihm vom Rate überreichte Konfekt verzehrte, standen die Herren vom Adel aus der Mark verlegen am Kamin und schauten voll inneren Aergers zu, wie die Franken naschten und sich vergnügten. Sie selbst bekamen nichts von den leckeren Sachen, welche der Rat dem Kurfürsten aufgetischt hatte, und doch war genug vorhanden, zwei große Backtröge voll Apothekergewürz und Konfekt und zwei gewaltige Mulden voll Bohnenkuchen, der mit Mandeln und Ingwer wohl bestreut war. Hätte nicht der Rat ein wenig für die Herren vom märkischen Adel gesorgt, ihnen Krüge mit Klarettwein, Bier und auch etwas Kuchen vorgesetzt, so wären sie mit trockenem Munde und knurrendem Magen abgezogen. So wenig das erste gesellschaftliche Auftreten des Kurfürsten die Märker befriedigte, so wenig waren auch seine ersten politischen Schritte geeignet, ihm Sympathien beim Volke zu erwerben.

Im Jahre 1472 berief Albrecht einen Landtag nach Berlin. Er verlangte von den Ständen eine Summe von 100,000 Gulden zur Deckung der von seinem Vorgänger gemachten Landesschulden; die Forderung wurde bewilligt, dagegen weigerten sich die Stände einer Steuer auf Lebensmittel, welche ihnen der Kurfürst außerdem auferlegte. Die Abgeordneten der Städte, unter denen auch die von Berlin und Cöln waren, baten dringend, diese Abgabe, welche das lauteste Murren, eine tiefe Unzufriedenheit im ganzen Lande erregte, wieder abzuschaffen, sie erhielten aber nur eine kurze, trockene, abschlägige Antwort. „Die Bitte der Städte befremde ihn," so erwiderte Albrecht „er werde die Abgaben keineswegs abstellen, und sei dies den Ständen nicht eben oder recht, so wolle er es auf den Ausspruch des Kaisers oder der Kurfürsten oder selbst einer Kommission aus ihrer Mitte ankommen lassen."

Es war den Ständen nicht eben! Sie verlangten den Ausspruch einer Kommission, und Albrecht wählte eine solche, natürlich aber berief er in dieselbe nur seine entschiedensten Anhänger, seinen Kanzler, den Bischof von Lebus, Friedrich Sesselmann, einige befreundete Ritter und verschiedene Ratsherren aus Berlin, Brandenburg, Frankfurt und Prenzlow, auf deren Stimmen er mit Sicherheit rechnen konnte. Die Kommission entschied sich, wie vorauszusehen war, für das Recht des Kurfürsten, und Kaiser Friedrich III., bei welchem Albrecht hoch angesehen war, bestätigte den Urteilsspruch und bedrohte jeden, der sich der Abgaben weigern möchte, mit einer Geldstrafe von 100 Mark lötigen Goldes.

Eine allgemeine Unzufriedenheit in allen Städten des Landes war die Folge des Urteilsspruchs, und trotz der kaiserlichen Drohung machte sich dieselbe bald in gewaltsamen Auftritten Luft. Die Städte jagten hier und da die kurfürstlichen Zöllner fort, endlich aber mußten sie nachgeben; sie hatten keinen inneren Zusammenhang mehr, die Zeit des märkischen Städtebündnisses war vorüber, und die Kraft der Bürger gebrochen. Berlin und

Cöln hatten sich bei dem Aufstand überhaupt nicht beteiligt; die schlimmen Folgen, welche ihre Widerspenstigkeit gegen den eisernen Friedrich gehabt hatte, standen den Bürgern in Berlin und Cöln noch mit zu grellen Farben in der Erinnerung, als daß sie Lust gehabt hätten, noch einmal eine so traurige Erfahrung zu machen. Sie versuchten nur, die günstige Gelegenheit zu benutzen, um eine Aenderung in dem Bürgereide vorzunehmen, aber auch dies mißlang ihnen, und sie fügten sich willig dem höchsten Befehle.

Albrecht blieb nicht lange in der Mark, er reiste bald nach Franken zurück und machte auch später nur noch einige Male dort vorübergehende Besuche. Jeder solcher Besuch kostete dem Lande schweres Geld, er wurde mit prächtigen Festen gefeiert, mit Lanzenstechen und Buhurten aller Art, deren Schauplatz das Schloß in Cöln war. Die Märker freuten sich der Feste nicht besonders, selbst der Adel nicht, denn dieser stand gar zu sehr im Schatten gegen die turniergeübten fränkischen Ritter, welche stets die Siegeslorbeeren davontrugen.

Von Albrecht selbst sagt Haftitz, der märkische Geschichtsschreiber: „Im Rennen, Stechen, Turnieren, Fechten und anderen Ritterspielen, da man Spieße gebrochen, ist er allein gewesen, der niemals den Sattel geräumt und alle anderen ledig gerannt. Im Turnier hat er alle Wege gewonnen und 17 mal bloß, ohne Harnisch, nur mit einem Helme und Schilde, den Sieg behalten!"

Auch zu den glänzenden Ritterspielen, welche Albrecht in Franken hielt, mußte die Mark das Geld liefern. Der Kurprinz Johann, den Albrecht als Statthalter im Lande zurückgelassen hatte, wußte oft nicht, wie er dasselbe aufbringen sollte. Er selbst lebte sparsam genug, ja fast ärmlich, aber dennoch vermochte er den Anforderungen des Vaters nicht zu genügen. Johann hätte gern manches gebessert, aber er vermochte es nicht, denn ihm waren die Hände gebunden. Er mußte jede Kleinigkeit an den Vater berichten und erhielt von diesem dann Befehle, welche er auszuführen gezwungen war. Oft machte er dringende Vorstellungen, wenn die Anforderungen Albrechts an das verarmte Land zu stark wurden, so schrieb er wegen der Einziehung der Verzehrungssteuer einst an den Vater, er möge doch dieselbe erlassen, denn seine Unruhe über die Not und Widersetzlichkeit des Landes sei so groß, daß ihm sowie dem Kanzler, dem Bischof von Lebus, vor Aengsten der Schweiß ausbreche, — aber alle solche Vorstellungen waren vergeblich.

Johann verstieg sich nie weiter als zu höchst respektvollen Bitten, waren diese fruchtlos, dann führte er mit dem peinlichsten Gehorsam die Befehle des Vaters auch gegen seine bessere Ueberzeugung aus. Es ist höchst merkwürdig, wie er dabei stets eine fast abgöttische Verehrung gegen seinen Vater beibehielt. Albrecht Achilles war ihm das Ideal schöner Ritterlichkeit, alles, was der Vater that, hielt Johann für vortrefflich, und er ließ sich auch in seiner Liebe und Verehrung dadurch nicht irre machen, daß ihm Albrecht Achilles kaum die nötigen Mittel gab, eine einigermaßen anständige Hofhaltung zu führen, während der Hof in Franken die märkischen Gelder verjubelte und verpraßte.

Wie jammervoll das Hoflager des Kurprinzen im Schlosse zu Cöln bestellt war, darüber geben uns aufbewahrte Briefe Johanns an den Kurfürsten ein charakteristisches Zeichen. Johann war mit einer sächsischen Prin-

zessin verlobt, er wollte gern seine Vermählung feiern und schrieb darüber im Jahre 1473 an seinen Vater:

„Nachdem der Schwiegervater ihn gesehen habe, meinte er, daß er groß genug sei für ein Weib, und seine Tochter Margarethe wäre auch groß genug für einen Mann und in guter Gesundheit,“

so könne denn die Hochzeit bald sein; aber freilich zur Hochzeit gehöre Geld und eine einigermaßen anständige Ausstattung; über diese schrieb nun Johann weiter:

„Wie wir uns schmücken, und woher wir es nehmen wollen; dann was wir vom Gestickten haben sollen, wäre nun wohl Zeit, daß solches angefangen würde zu machen, — denn wir vermögens von dem unsrigen hier nicht Ew. Liebe wohl wissentlich. Item wir sind in unserer Haushaltung gar geringe versehen mit Bettgewand, Lacken, Polstern, Tischtüchern und allem andern, das dazu dient, dazu auch etweniges Geld gehört. Auch wie schwach wir an Silbergeschirr, ist Euch wissentlich. Denn wir haben nicht mehr von Silbergeschirr, als wie die Ew. Liebe zugeschickten Zettel innehalten, ausgenommen 12 silberne Löffel, die wir nach Euerm Abwesen haben machen lassen.“

Er führt nun an, wie viele Gäste zu der Hochzeit mit ihren Mannen und Pferden kommen würden, und fährt fort:

„Und allen diesen Leuten Ausrichtung zu thun mit aller Nothdurft und Zugehörung, nachdem der Hafer sehr theuer ist, das versteht Ew. Lieben besser, denn wir das schreiben können, wo das hinauslaufen will; zumal da wir keinen Pfennig dazu woher zu nehmen wissen.“

Dieser Brief läßt uns einen tiefen Blick in den ärmlichen, kümmerlichen Hof thun, welchen der Kurprinz auf dem Schlosse zu Cöln hielt. Die meisten reichen Adligen des Landes lebten besser als ihr Statthalter.

Am 24. August 1476 fand die Hochzeit endlich statt. Sie wurde im Schlosse zu Cöln gefeiert; besonders glänzend war sie nicht, wie nach dem Briefe Johanns sich wohl vermuten läßt.

Die ganze Regierung des Kurfürsten Albrecht Achilles war eine höchst traurige Zeit für die Mark Brandenburg. Kriege mit den Herzögen von Pommern und Sagan, selbst mit dem Adel des Landes füllten sie aus. Der Adel hatte wieder kühner das Haupt gehoben; er glaubte sich seinem alten Räuberhandwerk ungestraft hingeben zu können. Vor dem Kurprinzen hatten die adligen Herren nur wenig Achtung. Sie schauten fast mit Mitleid auf seinen ärmlichen Hof, sie wußten, daß er als Statthalter wenig zu thun vermöge, da er bei jeder Regierungshandlung erst den Willen seines gestrengen Vaters einholen mußte. Das Räuberhandwerk kam wieder mehr in Aufnahme als lange Zeit zuvor, die Herren von Quitzow, Schenk, Möllendorf, die Gänse von Putlitz, die Grävenitz und Wardenberg zogen schamlos auf die Landstraße, pochten schutzlose Dörfer aus und raubten den Städten die Viehherden. Sie brannten und mordeten ohne Scheu. Um die reisenden Kaufleute bequemer plündern zu können, verrammelten sie die Landstraßen durch große Horden, die über den Weg gezogen wurden, und hinter denen sie mit ihrem bewaffneten Gesindel lauernd lagen. In der Priegnitz und

in der Altmark trieb es der Adel besonders arg. Fast kein Tag verging ohne eine freche Raubthat.

Der Uebermut der adligen Räuber stieg von Jahr zu Jahr, bis ihn endlich der Kurprinz einigermaßen zügelte. Im Jahre 1482 machte er eine große Jagd auf die Räuber in der Priegnitz. Mit gnadenloser Strenge schritt er gegen das adlige Raubgesindel ein und strafte es ohne Rücksicht auf Rang und Zahl der Ahnen. In jenen Tagen wurden 15 Raubschlösser zerstört, und der Scharfrichter bekam harte Arbeit. Die Räuber wurden vor ihren eigenen Schlössern unbarmherzig aufgehängt. Das schaffte Ruhe für einige Jahre.

1486 starb Albrecht Achilles, ein Schlagfluß machte seinem Leben ein Ende. Er hinterließ die Mark Brandenburg seinem Sohne Johann, dem bisherigen Statthalter, nachdem er schon vor einigen Jahren die Unteilbarkeit der brandenburgischen Länder durch ein Hausgesetz anbefohlen hatte. Johann war ein Fürst anderen Schlages als sein Vater. Während dieser mit schlecht verhehlter Verachtung auf die Märker blickte und sich nur wohl daheim in Franken fühlte, war Johann am liebsten in der Mark und hing an derselben mit treuer Anhänglichkeit; während Albrecht Achilles den höchsten Ruhm und die höchste Lust im Kriege fand, war Johann ein Fürst des Friedens, der das Schwert nur zur Hand nahm, wenn eine dringende Notwendigkeit es gebot; dann aber verstand er dasselbe mit Kraft zu führen.

Johann war ein Mann von ausgezeichneten Kenntnissen, der beseelt war von einer hingebenden Liebe für Kunst und Wissenschaften; er war selbst ein tüchtiger Redner und hat in der Geschichte deshalb den Namen Johann Cicero erhalten. Dem Friedensfürsten flicht die Nachwelt selten Kränze; so ist denn auch der Name Johann Ciceros im Volke heute fast verschollen, während der des Albrecht Achilles, des kühnen, schlagfertigen Ritters, noch immer in weiten Kreisen genannt wird, und doch verdient Johann Cicero weit mehr als jener eine dankbare Erinnerung des Volkes, um so mehr, als er vom ersten Beginn seiner Regierung an mit fortwährenden Widerwärtigkeiten, selbst mit dem Haß des Volkes, zu kämpfen hatte und diesem dennoch seine volle Liebe bewahrte und nach Kräften bestrebt war, zum Besten desselben zu wirken, wie noch sein letztes Wort uns erweist.

Johanns Regierungsantritt wurde nicht mit Jubel begrüßt; das Volk machte den Kurprinzen für alle seine Regierungshandlungen, zu denen er durch die Befehle seines gestrengen Vaters gezwungen war, verantwortlich. Es wußte nichts von den vielen flehenden Briefen, welche Johann an Albrecht Achilles zum Besten der Märker gerichtet hatte, nichts von seinen unausgesetzten erfolglosen Bemühungen. Wie der Vater, so der Sohn! Das war der Glaube des Volks, und fast hatte es ein Recht dazu, denn Johann zeigte seine ungeheuchelte, fast bis zur Abgötterei gehende Verehrung gegen seinen Vater bei jeder Gelegenheit. Auch seine Handlungsweise in den ersten Jahren seiner Regierung schien zu beweisen, daß er im Sinne und Geiste des Vaters zu herrschen beabsichtige.

Durch die Verschwendung des Kurfürsten Albrecht Achilles, durch die vielen geführten Kriege desselben, waren die Geldmittel Johanns erschöpft; das Bedürfnis des Landes machte eine neue Steuer unumgänglich notwendig. Woher eine neue Steuer nehmen? Man hatte in jener Zeit schon die Erfahrung

Jetzo werde ich, liebster Sohn, versammlet zu meinen Vätern, lebt Ihr glückselig und regieret wohl, so werden Euch die Frommen lieben und die Bösen fürchten. Ihr werdet von den Gegenwärtigen geehret, von den Abwesenden aber gelobt, und wann Ihr diese meine Vatertreu zu Herzen nehmen und folgen werdet, mit unsterblichem Nachruhm gekrönt werden!"

Sechstes Kapitel.

Wir haben in den vorhergehenden Kapiteln unsern Lesern eine flüchtige Uebersicht der Geschichte der Mark Brandenburg, insofern Berlin und Cöln durch dieselbe berührt wurden, gegeben, von einer Geschichte unserer Stadt konnten wir umsomehr Abstand nehmen, als dieselbe im 15. Jahrhundert nach der Vernichtung der städtischen Selbständigkeit nur von sehr geringem Interesse ist. Wir haben höchstens zu erwähnen, daß Berlin im Jahre 1484 abermals von einer Feuersbrunst, welche einen großen Teil der Stadt in Asche legte, heimgesucht wurde. Auch das Berliner Rathaus brannte ab, und nur kleine Teile desselben, die zwei vorspringenden Fenster über der Ratswage mit ihren bunt geformten Kranzsteinen, blieben wahrscheinlich stehen und sind auch nach einem späteren Brande (1581) erhalten worden.

Es bleibt uns zum Schlusse dieses Abschnittes nur noch übrig, einen Blick zurückzuwerfen auf die geistige und sittliche Entwicklung unserer Stadt im verflossenen Jahrhundert, ein trauriger Rückblick, denn wir sehen kaum einen bemerkenswerten Fortschritt. Die Schulen waren noch immer ebenso ungenügend wie früher. Die Bürger hatten kein Bedürfnis zur Volksbildung, und wenn auch im Jahre 1451 eine Mädchenschule errichtet wurde, so war doch der Unterricht in derselben nicht weniger ungenügend als der in der Knabenschule. Tüchtige Lehrer gab es nicht und konnte es nicht geben, denn ihre Besoldung war zu gering: 12 Pfennige alle Quatember und 2 Pfennige zu Neujahr für jeden Knaben; da blieb denn die alte Unsitte bestehen, daß die Lehrer sich als Vorschneider bei bürgerlichen Festen, als Hochzeitsbitter u. s. w. ihren Unterhalt verdienen mußten. Die Schüler waren nach wie vor gezwungen, durch Gesang an hohen Festtagen und durch Teilnahme an den geistlichen Schauspielen für sich und für die Lehrer Geld zu verdienen.

Auch die Erfindung der Buchdruckerkunst fand in der Mark nur langsam Eingang. Der erste Buchdrucker*) in derselben war Joachim Westphal, der in Stendal etwa im Jahre 1488 eine Druckerei anlegte. Das erste Buch,

*) Auch die übrigen wissenschaftlichen Gewerbe fanden in der Mark keinen rechten Boden. Die Aerzte waren meistens Quacksalber, welche selten eine ordentliche wissenschaftliche Bildung erhalten hatten, die Apotheken Kramladen, in denen Geheimmittel aller Art feilgeboten wurden. Eine privilegierte Apotheke errichtete am Fischmarkt im

welches aus dieser Druckerei hervorging, war ein Werk in Folio: der Sachsenspiegel, eine Sammlung alter sächsischer Rechte und Gesetze; ein jetzt sehr seltenes Werk, welches nur noch in wenigen Sammlungen gefunden wird.

Kurfürst Johann Cicero war eifrig bemüht, für die Ausbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse in der Mark zu sorgen, aber er hatte mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, mit der groben Unwissenheit des Adels und der Bürgerschaft, mit dem Widerwillen derselben gegen jeden geistigen Fortschritt. Auch seinen Lieblingsplan, in der Mark eine Universität zu errichten, vermochte er, wie wir schon aus seinen letzten Worten ersehen haben, nicht zur Ausführung zu bringen. Der geringe geistige Fortschritt des Volks in der Mark Brandenburg während des 15. Jahrhunderts war eine Folge des fortdauernden, alle Verhältnisse zerrüttenden, innern politischen Entwicklungskampfes. Der Adel kämpfte für seine Freiheit, für die Herrschaft in der Mark, mit dem Fürsten und den Städten, und nachdem er besiegt war, begann der Kampf der Städte um ihre Unabhängigkeit mit dem eisernen Friedrich und später mit Johann Cicero. In den städtischen Republiken würden, wie uns das Beispiel der süddeutschen freien Reichsstädte erweist, Kunst und Wissenschaft nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, welche die Wissenschaft zum Gemeingut des Volkes machte, bald eine Stätte gefunden haben; dies aber war in Berlin nicht möglich, denn jedes höhere Streben der Bürger wurde mit ihrem Unabhängigkeitssinne geknickt. Aus den auf ihre Freiheit stolzen Bürgern, welche sich auf ihre eigene Kraft verließen, waren Unterthanen geworden, gute, geduldige Unterthanen, welche nach oben blickten und gehorchten. Die Zunftgenossen nahmen nicht mehr eine Abhülfe etwaiger Uebelstände kräftig selbst in die Hand, sie wendeten sich hülfebittend an den gnädigsten Landesherrn, sie gewöhnten sich daran, sich bevormunden zu lassen. Seit sie nicht mehr selbst regieren durften, sondern nach kurfürstlichem Belieben regiert wurden, hatten sie den Gemeingeist und das Interesse für öffentliche, städtische Angelegenheiten verloren, bei denen sie ja doch nicht mitsprechen durften. Jeder gab sich seinen Geschäften hin und sorgte für sein eignes Beste; den Schutz des Gemeinwesens überließ er dem Landesherrn, obgleich er immer noch wie früher verpflichtet war, Waffen zu tragen und, wenn es die Verteidigung der Stadt galt, auf die Mauern zu eilen.

In jedem Hause mußten bei Strafe eine Rüstung, Panzer und Eisenhut nebst Waffen in bester Ordnung gehalten werden. Die Rüstung war jeder Bürger verpflichtet sich selbst anzuschaffen, die Waffen und Munition besorgte der Rat auf Kosten der Stadt. Die Waffen des Fußvolks bestanden in Spieß oder Lanzen, Hellebarden, Armbrüsten und in späterer Zeit, nachdem der Gebrauch der Feuergewehre allgemeiner geworden war, in Hakenbüchsen, Musketen und Seitengewehren. Den Mannschaften von Berlin und Cöln stand ein gemeinschaftlicher, von den Bürgern gewählter Hauptmann

---

Jahre 1488 Johann Zehender, der von den Räten beider Städte das ausschließliche Recht zum Verkaufe von Apothekerwaren erhielt. Daß aber schon früher Apotheken in Berlin existierten, geht aus Urkunden vom Jahre 1354—1375 hervor.

vor, der aber vom Kurfürsten bestätigt werden mußte. Die Bürger waren verpflichtet, dem Kurfürsten im Kriege Waffendienste zu leisten, im Frieden seine Trabanten zu bezahlen. Wenn Berlin und Cöln unter Friedrich I. im Kampfe gegen die Quitzows freiwillig ihre Söhne in das Feld gesandt hatten, so waren sie unter den Nachfolgern Friedrichs dazu gezwungen.

Im Jahre 1450 forderte Friedrich II. von ihnen Reisige und Wagen und verordnete, daß jedes Haus einen gerüsteten Mann stellen müsse, und die Berliner waren gezwungen, dieser Verordnung ebensowohl zu gehorchen, wie sie in den Kriegen des Albrecht Achilles gegen die Pommern 1478 und 1479 eine bestimmte Anzahl Kriegsmannschaften stellen mußten; für Berlin und Cöln wurde die Aufbringung von 600 Mann nebst 100 Pferden und 2 Haubitzen angeordnet.

Die Bürger von Berlin und Cöln trugen allerdings noch immer die Waffen, aber nicht mehr wie früher zum Schutze ihrer Rechte und Freiheiten, sondern im Dienste ihrer kurfürstlichen Herren. Sie waren ganz von diesen abhängig, und sie gewöhnten sich endlich an diese Abhängigkeit, sie zeigten sich ebenso servil und selbst den Launen ihrer Kurfürsten unterthänig wie der Hofadel. Sie drängten sich zu den Festen, welche der gnädige Kurfürst gab, um die Schaulust des Volkes zu befriedigen, sie begafften und bewunderten die prächtigen Anzüge der Herren vom Hofe und fühlten sich beglückt, wenn sie hier oder da einmal durch einen freundlichen Blick oder ein herablassendes Wort beehrt wurden; sie äfften selbst die Gewohnheiten der hohen Herren nach, wie dies zu allen Zeiten von den guten Bürgern der Residenzstädte geschehen ist. In charakteristischer Weise zeigte sich dies in der prunkvollen Kundgebung einer gemachten Frömmigkeit, welche im 15. Jahrhundert in Berlin und Cöln Mode wurde.

Die Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern haben fast sämtlich einen großen Hang zu einer pietistisch-religiösen Richtung gezeigt. Friedrich II., der Eiserne, vereinte mit seiner strengen Energie eine religiöse Schwärmerei, welche sich sowohl in seinem privaten Leben wie in vielen seiner Regierungshandlungen kundgab. Er sprach gern und viel mit Geistlichen über religiöse Fragen und legte zu wiederholten Malen öffentlich sein Glaubensbekenntnis ab. Bei Tafel führte er stets ernste Gespräche mit den Tischgenossen über Tugend und Frömmigkeit, er liebte es, daß jedes Mittagsmahl mit der Absingung eines religiösen Liedes eingeleitet wurde. Die Entheiligung des Sonntags war für Friedrich II. eine besondere Kränkung, er befahl deshalb den Mannen und Städten in der Mark eine strenge Sonntagsfeier nach der Gewohnheit der heiligen römischen Kirche. Wer am Sonntag Holz oder Mist fahren, pflügen oder überhaupt eine andere Beschäftigung, die zur Wochentagsarbeit gehörte, vornehmen würde, sollte an Leib und Gut gestraft werden.

Auch die Stiftung des Schwanenordens und die Errichtung eines Domstiftes gab Zeugnis von der religös-schwärmerischen Richtung Friedrichs. Das Domstift errichtete Friedrich zu Cöln im Jahre 1469. Schon im Jahre 1450 hatte er in seinem Schlosse eine eigene Kapelle erbauen lassen, in welcher wöchentlich zwei Messen gehalten wurden. Er erhob diese Kapelle zum Domstift; in der Stiftungsurkunde sagte er: Gott habe seine Regierung gesegnet, Land und Mannschaft erweitert und vermehrt, und wolle er daher

aus Dankbarkeit zum Lobe des Allmächtigen, auch zu seinem und dem Seelenheile seiner Vorfahren und Nachkommen sowie zum Troste aller Christenseelen die im Schlosse zu Cöln gestiftete Pfarrkirche zu einem Stift und Kollegium, geweiht der Himmelskönigin Mutter Maria, dem heiligen Kreuze und den Heiligen Petrus, Erasmus und Nikolaus, erheben und umwandeln und dasselbe mit Domherren besetzen, welche den Gottesdienst darin verrichten sollen.

Das Domkollegium bestand aus einem Propste, Dechanten, Thesaurius und 6 Domherren, denen die Abhaltung regelmäßiger Gottesdienste oblag. Dechant, Domherren u. Chorschüler mußten täglich die Horas canonicas, drei Messen und außerdem noch Vigilien und Seelenmessen halten.

Bei Albrecht Achilles, dem stets schlagfertigen Helden, trat der religös-schwärmerische Zug weniger stark hervor als bei seinem Bruder, daß er aber auch ihm nicht fehlte, zeigt ein noch vorhandenes Bild des Kurfürsten, welches jedenfalls vor der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wahrscheinlich von einem märkischen Maler, verfertigt ist, und welches den Kurfürsten knieend, mit gefalteten Händen, betend darstellt. Er ist mit einem blaßroten, kurfürstlichen Mantel angethan, unter welchem die vergoldete, mit schwarzen Zierraten versehene, ritterliche Rüstung sichtbar ist. Auf dem Kopfe trägt er eine schwarzbraune Mütze.



Kurfürst Joachim II., geboren am 13. Januar 1505, regierte vom 11. Juli 1535 bis 3. Januar 1571.

Weit schärfer als in Albrecht Achilles prägte sich die religiöse Richtung wieder in Johann Cicero aus. Er hielt sehr viel auf einen streng christlichen Lebenswandel und ermahnte, wie wir gesehen haben, seinen Sohn in seinem Testamente besonders zur Gottesfurcht. Wenn ein Fürst fromm ist, so frömmeln die Hofschranzen, wenn er heilig ist, sind sie scheinheilig und mit ihnen alle diejenigen, die Vorteile vom Hofe erwarten. So geschah es auch im 15. Jahrhundert in Berlin und Cöln. Es zeigte sich unter der Bürgerschaft das besondere Streben, eine prunkvolle Frömmigkeit zur Schau zu tragen, von dem die Kirchen den größten Nutzen zogen. In keiner Zeit sind so viele Altäre gestiftet und reich begabt worden wie in jener. Auch eine Reihe frommer Brüderschaften verdankte jener Zeit ihre Entstehung.

Da entstand schon unter der Regierung Friedrichs des Eisernen eine Brüderschaft zur größern Feier des Frohnleichnamstages bei der St. Marienkirche, und eine Liebfrauenbrüderschaft bei derselben Kirche zur Vermehrung

des Gottesdienstes. Auch die Marienbrüderschaft bei der Nikolaikirche hatte einen gleichen Zweck, sie wurde im Jahre 1452 durch den kurfürstlichen Küchenmeister Ulrich Zeuschel gestiftet. Die Marienbrüderschaft erfreute sich der besonderen Neigung Friedrichs, der sie als eine Art Schwanenorden für die Bürger betrachtete. Die Mitglieder verpflichteten sich zu einem frommen Lebenswandel; verstießen sie durch Laster oder Verbrechen gegen denselben, so wurden sie aus der Ordensgemeinschaft ausgestoßen. Jedes Mitglied hatte ein zwei Lot schweres silbernes Bild, welches die Jungfrau Maria mit einem Kreuze in der Hand, auf dem Gebirge sitzend, darstellte. Dies Bild mußte an allen Festtagen getragen werden, die Mitglieder waren aber berechtigt, dasselbe auch sonst nach Gefallen zu tragen, und in dieser Berechtigung lag das Hauptzugmittel zum Eintritt in den Orden. Heute brüstet sich die Eitelkeit gar gern mit einem Bändchen im Knopfloch, damals trug sie ein silbernes Marienbild zur Schau, der Unterschied ist eben nicht groß. An der Spitze der Marienbrüderschaft stand ein Vorstand, der aus einem Priester, zweien vom Hofgesinde und zwei Bürgern bestand. Neuwahlen erfolgten zwar unter dem Rate der Ordensmitglieder, aber erst nach Befragung des Kurfürsten.

Eine andere Gesellschaft, welche sich der besonderen Gunst Johann Ciceros erfreute, und welcher er persönlich mit seiner Gemahlin als Mitglied beitrat, war die von zwei Bürgern Berlins im Jahre 1476 gestiftete Wolfgangsbrüderschaft. Die Brüderschaft hielt religiöse Uebungen, ließ am Wolfgangstage Seelenmessen zum Heile aller verstorbenen Mitglieder lesen, besorgte die feierliche Beerdigung der Brüder, bei welcher kein Mitglied fehlen durfte u. s. w.

Man sollte bei der regen Beteiligung, welche alle diese Brüderschaften unter den Berlinern fanden, fast glauben, die Abneigung, welche die Bürger von Berlin und Cöln früher gegen die Geistlichkeit gezeigt hatten, sei im Laufe der Zeit verschwunden; dies war aber keineswegs der Fall, die Bürgerschaft suchte sogar, wo es irgend möglich war, beim Gottesdienste die Geistlichkeit zu verdrängen und die kirchlichen Handlungen durch Laien verrichten zu lassen. Die Geistlichkeit war bei den Bürgern nicht weniger verhaßt, selbst verachtet als früher, und sie gab durch ihre Unwissenheit und ihren Lebenswandel dazu auch volle Veranlassung.

Die Mönche der Franziskaner und Dominikaner zeichneten sich durch Unwissenheit besonders aus, ihre Ordensvorschrift machte ihnen dieselbe gewissermaßen zum Gesetz, denn sie lautete: „Wer vor seiner Aufnahme nicht studiert hat, soll im Orden nicht erst anfangen, Lesen, Schreiben und Wissenschaften erlernen zu wollen;“ die Ordensregel besagte: „Beten, Betteln und Predigen bedarf keiner Wissenschaft“ oder in Reime gebracht, als der sogenannte Franziskaner-Vers:

„Der Minorit soll nit studier,
Der Bettelsack ist seine Zier,
Und kann er's, mag er pred'gen schier.“

Einer so bequemen Regel gaben sich die Mönche nur zu gern hin, sie faulenzten nach Herzenslust in den Tag hinein. Die Weltgeistlichen waren nicht viel besser als die Mönche; daß ihr Leben oft genug zu recht großen

Bedenken Veranlassung gegeben hat, geht daraus hervor, daß eine im Jahre 1465 in Berlin abgehaltene Synode für nötig befand, den Geistlichen den Besuch der Wirtshäuser, das Trinken um die Wette und den Besuch der Kindtaufsschmausereien zu untersagen. Das Leben der Geistlichkeit in Berlin und Cöln muß ein ziemlich anstößiges gewesen sein, sonst würde sich die Synode schwerlich zu derartigen Verboten veranlaßt gefunden haben; man war ja in jener Zeit keineswegs streng im Punkte der Sittlichkeit und verzieh auch einem Priester kleine Sünden gern, wenn er es nur nicht gar zu arg trieb.

Es standen noch immer strenge Strafen auf Ehebruch, und hie und da kam es auch vor, daß dieselben vollstreckt wurden. Die Sittenlosigkeit war allgemein, sie vertrug sich sehr wohl mit der Scheinfrömmigkeit, welche zur Modesache geworden war, und führte gegen Ende des 15. Jahrhunderts zur reißend schnellen Ausbreitung einer fürchterlichen Krankheit, welche nach einem heißen Sommer 1493 zuerst in der Mark Brandenburg auftrat, nachdem sie in Frankreich und ganz Südeuropa bemerkt worden war. Aus allen Ständen erforderte diese lediglich der Ausschweifung entsprossene Krankheit ihre Opfer. Kaiser und Fürsten, die höchsten Kirchenfürsten nicht ausgeschlossen, wurden von ihr befallen und gingen durch ihr fressendes Gift zum Teil jammervoll zu Grunde.

Daß auch unter der Bürgerschaft von Berlin und Cöln die Sittenlosigkeit tief eingewurzelt war, geht indirekt aus einem Polizeigesetz hervor, welches der Rat von Berlin, durch den Kurfürsten Johann Cicero veranlaßt, im Jahre 1486 erließ. Es wurde in diesem Gesetze verordnet: „daß die, welche an der Unehre sitzen, oder sonst in unzimblichen, sündigen Wesen und gemein sein, sollen zu einem Zeichen, damit man Unterschied zwischen frommen und bösen Frawen habe, die Mäntel auf den Köpfen oder kurze Mäntelchen tragen.“ Auch die unehelich bei einander wohnenden Personen sollten zur kirchlichen Einsegnung angehalten, und wenn sie sich weigerten, dem erhaltenen Befehl zu folgen, aus der Stadt verwiesen werden.

Dieselbe „Stadtordnung“ beschäftigte sich auch mit andern Polizeimaßregeln. Sie ordnete an, daß die Bäcker und Fleischer verpflichtet würden, für hinreichende und gute Lebensmittel Sorge zu tragen, und trug Sorge, dem Unwesen der Bettelei entgegenzutreten.

Der rege Wohlthätigkeitssinn der Berliner Bürger, der sich bei allen Familienfesten stets aufs neue bewährte, hatte zur Folge, daß sich viel arbeitsscheues Gesindel lediglich auf die Bettelei legte. Bei jeder Hochzeit und Kindtaufe wurden die Thüren der Bürger durch Bettler jedes Alters belagert. Vor den Kirchthüren saßen wirkliche und scheinbare Krüppel und sprachen die Kirchgänger um Almosen an. Dem Betteln selbst vermochte der Rat nicht zu steuern, denn dasselbe entsprach ganz den Sitten der Zeit. Man hatte noch keine Armen- und Arbeitshäuser. Für Kranke gab es allerdings Siechenanstalten und milde Stiftungen, nicht aber für diejenigen, welche arbeitsunfähig und daher außer stande waren, sich aus eigener Kraft zu ernähren; diese mußten betteln, das fand man in der Ordnung und berechtigte sie dazu, indem man ihnen ein besonderes Abzeichen, das Bettelzeichen gab. Die privilegierten Bettler erhielten eine Marke von Blech oder Zinn, welche neben dem Stadtwappen den Spruch: „Gebet den Armen!“ trug, mit der

gemacht, daß die indirekten Steuern am einträglichsten seien und besonders diejenigen, welche auf allgemeine Lebensbedürfnisse gelegt würden. Johann beschloß daher eine Bierziese einzuführen. Eine solche Steuer schien besonders geraten, da in der Mark Brandenburg — dank dem unerschöpflichen Durste der alten Märker — unglaubliche Massen Bier verzehrt wurden. Der Arme, so meinte der Kurfürst, werde durch eine Biersteuer nicht besonders hart betroffen, der Reiche, der Schwelger und Prasser aber könne schon zahlen. Er übersah, daß das Bier ein wirkliches Volksbedürfnis war, und daß daher eine Verteuerung desselben gerade den Aermeren am schwersten drückte.

Die Bierziese wurde nach einer Beratung des Kurfürsten mit seinen Räten und den Ständen wirklich auf sieben Jahre eingeführt. Von jeder Tonne wurden 12 Pfennige (nach unserem Gelde etwa 1 Mark) Steuer erhoben. Berlin und Cöln wurden durch die Bierziese besonders hart betroffen. Schon seit Jahren, seit die beiden Städte ihr Selbständigkeit verloren hatten, war auch ihr Handelsverkehr gesunken, seitdem aber war gerade die Bierbrauerei ein Haupterwerbszweig geworden. Die Unzufriedenheit über die neue Steuer war groß. In allen Trinkstuben wurde weidlich darüber geschimpft; aber vom Wort zur That ist es weit. Nicht mehr wie früher waren die Berliner bereit, für ihr Recht, selbst ihr vermeintliches, mit den Waffen in der Hand einzustehen. Der eiserne Friedrich hatte den Bären zahm gemacht.

Andere Städte, besonders die in der Altmark, hatten die traurige Erfahrung der Berliner noch nicht gemacht; sie hatten sich ihre republikanische Selbständigkeit und damit auch die Thatkraft der Bürger noch bewahrt. Sie widersetzten sich der Einführung der Bierziese, und an mehreren Orten kam es, als der Kurfürst gewaltsam mit derselben vorging, zu offenem Aufruhr. In Stendal besetzten die Zünfte das Rathaus und zwangen den Magistrat, die Bierziese wieder aufzuheben. Salzwedel, Seehausen und Gardelegen folgten dem gegebenen Beispiele.

Johann sah plötzlich eine gefährliche Empörung ausbrechen, welche er im Beginn unterdrücken mußte, wenn er die Macht des Landesherrn nicht wieder zu einem Schatten verschwinden lassen wollte. Er zeigte bei dieser Gelegenheit, daß er sehr wohl verstand, schnell und energisch zu handeln, wie er dies auch schon als Kurprinz gegen den Adel in der Priegnitz bewiesen hatte. Er sandte Kommissarien nach Stendal zur Untersuchung der Unordnung, diese aber fanden eine schlechte Aufnahme. Sie wurden mit Beschimpfungen empfangen, und als sie trotzdem sich nicht abschrecken ließen, ermordete sie das wütende Volk. Die Zünfte und die ganze Bürgerschaft griffen zu den Waffen, und ermutigt durch den ersten Erfolg, die ungestrafte Ermordung der kurfürstlichen Boten, zogen Rotten bewaffneter Bürger im Lande umher, stürmten die Schlösser solcher benachbarten Adligen, die im Verdacht der Raubritterschaft standen, und brachten reiche Beute aus den geplünderten Burgen mit nach Haus. Die Bürger von Stendal hofften auf thätige Hülfe von anderen Städten; aber sie sahen sich in ihren Hoffnungen getäuscht. Wie Berlin und Cöln allein geblieben waren im Kampfe gegen den eisernen Friedrich, so erhielten auch Stendal und die übrigen altmärkischen Städte keine weitere Unterstützung, und als nun Johann seine Truppen ohne Säumen zusammenzog, gelang es ihm bald, den Aufruhr zu besiegen.

Eine harte Strafe traf die Empörer. Die Rädelsführer wurden hingerichtet. Die Bierziese wurde aufs neue und zwar zum verdoppelten Satze auf 14 Jahre eingeführt. Die Städte, welche am Aufruhr teilgenommen hatten, verloren alle ihre Rechte und Freiheiten, sie wurden behandelt, wie früher Berlin und Cöln vom eisernen Friedrich behandelt worden waren. Der Kurfürst brach ihre Kraft für alle Zukunft, indem er ihnen die Selbständigkeit nahm, die Magistrate von seiner Bestätigung abhängig machte. Zur Zeit der Städtebündnisse hätte er es nicht vermocht! Wohl mochten in jenen Tagen die Bürger bereuen, daß sie in früherer Zeit die beiden mächtigsten Städte der Mark, Berlin und Cöln, im Kampfe um ihre Selbständigkeit im Stiche gelassen hatten.

Johann hatte gesiegt, aber der Sieg war erkämpft auf Kosten der Liebe, welche er sich so gern bei den Bürgern erworben hätte. Wenn auch die Bürger von Berlin und Cöln sich bei dem Aufstande nicht beteiligten, so ballten sie doch die Faust in der Tasche und zeigten bei jeder Gelegenheit, daß sie von einer Anhänglichkeit an den Kurfürsten sehr weit entfernt seien. Beim Adel war Johann Cicero nicht weniger unbeliebt. Die adligen Herren konnten nicht vergessen, was der Kurprinz gethan hatte, sie dachten mit Grauen an seine Strenge gegen die Raubritter in der Priegnitz. Freilich wagten sie ebensowenig wie die Bürger von Berlin und Cöln, sich offen gegen den Kurfürsten aufzulehnen, aber sie gehorchten nur, weil sie mußten.

Johann stand allein da. Bei allen seinen Bestrebungen, zum Besten des Volks zu wirken, die er besonders in der Förderung der Wissenschaften darthat, war er nur auf sich selbst und den Beistand seiner Räte angewiesen, im Volke, sowohl dem Adel als der Bürgerschaft, fand er keine Unterstützung, höchstens widerwilligen Gehorsam. In solchem Kampfe ermattet auch der Stärkste endlich. Johann fühlte sich bald genug abgespannt, und dazu trug ein unglückliches körperliches Leiden viel bei, welches den Kurfürsten von seinem vierzigsten Jahre an zu jeder körperlichen und geistigen Anstrengung unfähig machte. Es bildete sich eine Wassersucht bei ihm aus. Die Krankheit nahm auf einer Reise, welche der Kurfürst in das Reich gemacht hatte, so reißend zu, daß er seinen Tod nahe fühlte. Er reiste daher nach der Mark zurück, konnte aber nicht bis zu seinem Schlosse in Cöln kommen. In Arneburg in der Altmark wurde er bettlägerig, und schon am 9. Januar 1499 starb er daselbst in seinem 44. Jahre.

Johann Cicero ist der erste Fürst aus dem Hause Hohenzollern, der in der Mark Brandenburg beerdigt worden ist. Die Beisetzung der Leiche geschah zuerst in der Fürstengruft des Klosters Lehnin, in der auch mehrere Markgrafen aus dem Stamme der Askanier ruhten, später wurde der Sarg nach Berlin in das kurfürstliche Erbbegräbnis gebracht, welches in der Domkirche angelegt worden war. Ein Grabmal von gegossenem Messing, welches den Kurfürsten in Lebensgröße, liegend, in der Kurtracht, darstellt, ist ein Werk des berühmten Künstlers Peter Vischer zu Nürnberg.

Johann Cicero war während seiner ganzen Regierungszeit beseelt gewesen von einem reinen Streben, das Beste für das Volk zu wirken, und auch in seinen letzten Tagen war es sein sehnlicher Wunsch, daß sein junger Sohn Joachim, dem er das Kurfürstentum hinterließ, ein gleiches Streben verfolgen möge; er hinterließ ihm eine Ermahnung, eine Sammlung köstlicher

Lebensregeln für einen jungen Fürsten, welche wie damals, so auch in vielen Stücken noch heute den Inbegriff wahrer Regierungsweisheit bilden.

Johann Ciceros letztes Wort*) an seinen Sohn lautet folgendermaßen:

„Herzlich geliebter Sohn!

Ich habe niemals gezweifelt, daß Ihr in Eures Vaters Fußtapfen treten und sowohl Euch selbsten, als die Euch nach meinem Tod gebührende Lande wohl regieren würdet, weil Ihr bereits hierzu einen glück- und geschicklichen Grund geleget. Doch habe ich nötig erachtet, aus brunstiger Liebe zu Euch und meinen Unterthanen eine treue, väterliche Ermahnung zu hinterlassen, damit Ihr desto weniger fehlen oder von bösen und untreuen Räten Euch verleiten lassen möget. Zwar die Erinnerungen sein jedermann leicht, die Vollziehung aber schwer, doch hoffe ich, liebster Prinz, es werde Euch eine Lehre, weil sie von einem liebreichen Vater rühret und die letzte ist, die Ihr von mir hören werdet, auch angenehm sein. Kluge Fürsten sehen alle Zeit auf ihrer werten Kinder und Länder Wohlfahrt, doch sein sie alsdann am sorgfältigsten, wann sie aus diesem Leben wandern und das, so ihnen lieb gewesen, andern übergeben sollen. Ich will nichts vor Euch geheimhalten, sondern alles in Euren Schoß ausschütten, Ihr aber werdet es gebührend aufnehmen und mein letztes Abschiedswort in festem Gedächtnis behalten.

Vor allem stellet Euch mein geführtes Leben zu einem Exempel der Nachfolge, als der ich mich auch bemühet, mein ganzes Leben lang meinem Vater, dem glorwürdigen Kurfürsten Alberto, zu folgen. Ich habe alle meine Ratschläge zu Nutz meiner Unterthanen gerichtet und darf das ganze Land, auch alle meine Diener zu Zeugen rufen, daß ich mich nicht als ein Regent, sondern als ein Vater gegen sie erwiesen. Ihr selbst, mein Prinz, werdet Euch erinnern, wohin meine Handlungen und Consilia gezielet, darum tretet in Eures Vaters und Groß-Herrn-Vaters löbliche Fußtapfen. Es stehen viele im Wahn, man erweise sich alsdann erst recht fürstlich, wenn man die Unterthanen beschweret und durch gewaltsame Zwangsmittel ihr Vermögen erschöpfet, hernach prasset man lustig und beflecket die angeerbte Hoheit mit schändlichen Lüsten. — Man führet wohl königliche Pracht und wickelt sich in verderbliche Kriege, hierdurch aber werden die väterlichen Reichtümer verschwendet, man verlieret die Liebe und das Vertrauen derer Unterthanen, man führet nicht mehr das süße Amt eines lieben Vaters, sondern eines furchtsamen Tyrannen. Ich kann nicht begreifen, was ein solcher Fürst vor Ehre habe, und kann mich niemand bereden, daß er in Sicherheit sitze. Es ist schlechte

*) Wir entnehmen die letzten Worte Johann Ciceros dem im Jahre 1682 erschienenen Buche „Brandenburgischer Cedernhain“ von Rentsch. Dieser Schriftsteller spricht von einer Ermahnungsrede Johanns an seinen Sohn, welche er auf dem Sterbebette gehalten habe, andere Schriftsteller erzählen von einem Testamente. Lassen wir dahingestellt, wo die Wahrheit ist, und erfreuen wir uns an den Worten selbst, welche wohl wert sind, daß das Volk sich ihrer dauernd erinnere.

Ehre, über arme Bettler zu herrschen, und viel ruhmwürdiger, wenn man Reichen und Wohlmögenden befehlen kann. Darum wollte der belobte Fabricius lieber der Reichen Herr als selbsten reich sein.

Vom Kriegführen halte ich nichts, sie bringen nichts Gutes. Wenn man nicht zur Beschützung des Vaterlandes und eine große Unbilligkeit abzuwenden den Degen ziehen muß, ist's besser, davon zu bleiben. Lasset Euch, mein Herzens-Sohn, die Gottesfurcht befohlen sein; aus selbiger wird viel und alles Gute auf Euch fließen. Ein Gottesfürchtiger denket alle Zeit, daß er von seinem Thun Gott in kurzer Frist werde Rechnung erstatten müssen. Wer Gott fürchtet, wird niemals mit Vorsatz etwas begehen, dessen ihn gereuen könnte.

Die Armen nehmt in Euren Schutz. Ihr werdet Euren Fürstenthron nicht besser befestigen können, als wenn Ihr den Unterdrückten helfet, wann ihr den Reichen nicht nachsehet, daß sie die Geringern überwältigen, und wann Ihr Recht und Gleich einem jeden widerfahren lasset.

Vergesset nicht, den Adel im Zaum zu halten, denn dessen Uebermut verübet viel Böses. Strafet sie, wenn sie die Gesetze und Landesordnungen übertreten. Lasset ihnen nicht zu, daß sie jemand wider Gebühr beschweren können.

Hätte Euch jemand bishero beleidiget, so bitte ich, daß Ihr es vergessen wollet. Es stehet keinem Fürsten wohl an, wenn er eine im Privatstand empfangene Unbilligkeit rechnen will, hingegen strafet die Schmeichler, die alles Euch zu Liebe und nichts zu des Landes Wohlfahrt reden wollen. Werdet Ihr ihnen folgen, so werdet Ihr Eure klugen Räte verlieren und Euch in große Gefahr vieler schädlicher Neuerungen stürzen. Des Schmeichlers Rede gleichet dem Schlangengift, welches im süßen Schlaf zum Herzen dringet und den Tod wirkt, ehe man es gewahr wird.

Liebster Prinz, ich verlasse Euch ein großes Land, allein es ist kein deutsches Fürstentum, in dem mehr Zank, Mord und Grausamkeit im Schwange als in unserer Mark. Wehret doch solchem Unwesen und schaffet, daß Eure Unterthanen liebreich und sanftmütig bei einander wohnen mögen. Zu diesem Ende bitte ich Euch, Ihr wollet an einem wohlgelegenen Ort eine Universität aufrichten, in welcher die Jugend wohl unterwiesen und zu guten Sitten und Künsten angeführet werde. Mein seliger Herr Vater hatte mir gleichen Befehl hinterlassen, allein die Kriegsunruhe, die überhäuften Geschäfte, die kränkliche Leibesbeschaffenheit und der frühzeitige Tod haben mich an Erfüllung gehindert; jetzo habe ich meiner lieben Mark den Frieden zu Wege gebracht, und Ihr werdet Gelegenheit haben, diesen meinen letzten Willen mit Allernächstem zu vollstrecken. Ihr werdet hierdurch Gottes und Eure eigene Ehre befördern und Euren Landen großen Nutzen schaffen. Vergesset dieses ja nicht, mein Prinz. Es ist ein kaiserlicher Befehl und im jüngsten Reichsschluß versehen worden, daß die Kurfürsten in ihren Landen sollen hohe Schulen aufrichten. Die hierzu nötigen Geldmittel habe ich bereits zusammengebracht und übergebe Euch solche in einem Testament, bitte Euch aber herzlich, daß Ihr solche zu keinem andern Anschlag verwenden oder diesen meinen letzten Willen ändern wollet.

Jetzo werde ich, liebster Sohn, versammlet zu meinen Vätern, lebt Ihr glückselig und regieret wohl, so werden Euch die Frommen lieben und die Bösen fürchten. Ihr werdet von den Gegenwärtigen geehret, von den Abwesenden aber gelobt, und wann Ihr diese meine Vatertreu zu Herzen nehmen und folgen werdet, mit unsterblichem Nachruhm gekrönt werden!"

Sechstes Kapitel.

Wir haben in den vorhergehenden Kapiteln unsern Lesern eine flüchtige Uebersicht der Geschichte der Mark Brandenburg, insofern Berlin und Cöln durch dieselbe berührt wurden, gegeben, von einer Geschichte unserer Stadt konnten wir umsomehr Abstand nehmen, als dieselbe im 15. Jahrhundert nach der Vernichtung der städtischen Selbständigkeit nur von sehr geringem Interesse ist. Wir haben höchstens zu erwähnen, daß Berlin im Jahre 1484 abermals von einer Feuersbrunst, welche einen großen Teil der Stadt in Asche legte, heimgesucht wurde. Auch das Berliner Rathaus brannte ab, und nur kleine Teile desselben, die zwei vorspringenden Fenster über der Ratswage mit ihren bunt geformten Kranzsteinen, blieben wahrscheinlich stehen und sind auch nach einem späteren Brande (1581) erhalten worden.

Es bleibt uns zum Schlusse dieses Abschnittes nur noch übrig, einen Blick zurückzuwerfen auf die geistige und sittliche Entwicklung unserer Stadt im verflossenen Jahrhundert, ein trauriger Rückblick, denn wir sehen kaum einen bemerkenswerten Fortschritt. Die Schulen waren noch immer ebenso ungenügend wie früher. Die Bürger hatten kein Bedürfnis zur Volksbildung, und wenn auch im Jahre 1451 eine Mädchenschule errichtet wurde, so war doch der Unterricht in derselben nicht weniger ungenügend als der in der Knabenschule. Tüchtige Lehrer gab es nicht und konnte es nicht geben, denn ihre Besoldung war zu gering: 12 Pfennige alle Quatember und 2 Pfennige zu Neujahr für jeden Knaben; da blieb denn die alte Unsitte bestehen, daß die Lehrer sich als Vorschneider bei bürgerlichen Festen, als Hochzeitsbitter u. s. w. ihren Unterhalt verdienen mußten. Die Schüler waren nach wie vor gezwungen, durch Gesang an hohen Festtagen und durch Teilnahme an den geistlichen Schauspielen für sich und für die Lehrer Geld zu verdienen.

Auch die Erfindung der Buchdruckerkunst fand in der Mark nur langsam Eingang. Der erste Buchdrucker*) in derselben war Joachim Westphal, der in Stendal etwa im Jahre 1488 eine Druckerei anlegte. Das erste Buch,

*) Auch die übrigen wissenschaftlichen Gewerbe fanden in der Mark keinen rechten Boden. Die Aerzte waren meistens Quacksalber, welche selten eine ordentliche wissenschaftliche Bildung erhalten hatten, die Apotheken Kramladen, in denen Geheimmittel aller Art feilgeboten wurden. Eine privilegierte Apotheke errichtete am Fischmarkt im

welches aus dieser Druckerei hervorging, war ein Werk in Folio: der Sachsenspiegel, eine Sammlung alter sächsischer Rechte und Gesetze; ein jetzt sehr seltenes Werk, welches nur noch in wenigen Sammlungen gefunden wird.

Kurfürst Johann Cicero war eifrig bemüht, für die Ausbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse in der Mark zu sorgen, aber er hatte mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, mit der groben Unwissenheit des Adels und der Bürgerschaft, mit dem Widerwillen derselben gegen jeden geistigen Fortschritt. Auch seinen Lieblingsplan, in der Mark eine Universität zu errichten, vermochte er, wie wir schon aus seinen letzten Worten ersehen haben, nicht zur Ausführung zu bringen. Der geringe geistige Fortschritt des Volks in der Mark Brandenburg während des 15. Jahrhunderts war eine Folge des fortdauernden, alle Verhältnisse zerrüttenden, innern politischen Entwicklungskampfes. Der Adel kämpfte für seine Freiheit, für die Herrschaft in der Mark, mit dem Fürsten und den Städten, und nachdem er besiegt war, begann der Kampf der Städte um ihre Unabhängigkeit mit dem eisernen Friedrich und später mit Johann Cicero. In den städtischen Republiken würden, wie uns das Beispiel der süddeutschen freien Reichsstädte erweist, Kunst und Wissenschaft nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, welche die Wissenschaft zum Gemeingut des Volkes machte, bald eine Stätte gefunden haben; dies aber war in Berlin nicht möglich, denn jedes höhere Streben der Bürger wurde mit ihrem Unabhängigkeitssinne geknickt. Aus den auf ihre Freiheit stolzen Bürgern, welche sich auf ihre eigene Kraft verließen, waren Unterthanen geworden, gute, geduldige Unterthanen, welche nach oben blickten und gehorchten. Die Zunftgenossen nahmen nicht mehr eine Abhülfe etwaiger Uebelstände kräftig selbst in die Hand, sie wendeten sich hülfebittend an den gnädigsten Landesherrn, sie gewöhnten sich daran, sich bevormunden zu lassen. Seit sie nicht mehr selbst regieren durften, sondern nach kurfürstlichem Belieben regiert wurden, hatten sie den Gemeingeist und das Interesse für öffentliche, städtische Angelegenheiten verloren, bei denen sie ja doch nicht mitsprechen durften. Jeder gab sich seinen Geschäften hin und sorgte für sein eignes Beste; den Schutz des Gemeinwesens überließ er dem Landesherrn, obgleich er immer noch wie früher verpflichtet war, Waffen zu tragen und, wenn es die Verteidigung der Stadt galt, auf die Mauern zu eilen.

In jedem Hause mußten bei Strafe eine Rüstung, Panzer und Eisenhut nebst Waffen in bester Ordnung gehalten werden. Die Rüstung war jeder Bürger verpflichtet sich selbst anzuschaffen, die Waffen und Munition besorgte der Rat auf Kosten der Stadt. Die Waffen des Fußvolks bestanden in Spieß oder Lanzen, Hellebarden, Armbrüsten und in späterer Zeit, nachdem der Gebrauch der Feuergewehre allgemeiner geworden war, in Hakenbüchsen, Musketen und Seitengewehren. Den Mannschaften von Berlin und Cöln stand ein gemeinschaftlicher, von den Bürgern gewählter Hauptmann

---

Jahre 1488 Johann Zehender, der von den Räten beider Städte das ausschließliche Recht zum Verkaufe von Apothekerwaren erhielt. Daß aber schon früher Apotheken in Berlin existierten, geht aus Urkunden vom Jahre 1354—1375 hervor.

vor, der aber vom Kurfürsten bestätigt werden mußte. Die Bürger waren verpflichtet, dem Kurfürsten im Kriege Waffendienste zu leisten, im Frieden seine Trabanten zu bezahlen. Wenn Berlin und Cöln unter Friedrich I. im Kampfe gegen die Quitzows freiwillig ihre Söhne in das Feld gesandt hatten, so waren sie unter den Nachfolgern Friedrichs dazu gezwungen.

Im Jahre 1450 forderte Friedrich II. von ihnen Reisige und Wagen und verordnete, daß jedes Haus einen gerüsteten Mann stellen müsse, und die Berliner waren gezwungen, dieser Verordnung ebensowohl zu gehorchen, wie sie in den Kriegen des Albrecht Achilles gegen die Pommern 1478 und 1479 eine bestimmte Anzahl Kriegsmannschaften stellen mußten; für Berlin und Cöln wurde die Aufbringung von 600 Mann nebst 100 Pferden und 2 Haubitzen angeordnet.

Die Bürger von Berlin und Cöln trugen allerdings noch immer die Waffen, aber nicht mehr wie früher zum Schutze ihrer Rechte und Freiheiten, sondern im Dienste ihrer kurfürstlichen Herren. Sie waren ganz von diesen abhängig, und sie gewöhnten sich endlich an diese Abhängigkeit, sie zeigten sich ebenso servil und selbst den Launen ihrer Kurfürsten unterthänig wie der Hofadel. Sie drängten sich zu den Festen, welche der gnädige Kurfürst gab, um die Schaulust des Volkes zu befriedigen, sie begafften und bewunderten die prächtigen Anzüge der Herren vom Hofe und fühlten sich beglückt, wenn sie hier oder da einmal durch einen freundlichen Blick oder ein herablassendes Wort beehrt wurden; sie äfften selbst die Gewohnheiten der hohen Herren nach, wie dies zu allen Zeiten von den guten Bürgern der Residenzstädte geschehen ist. In charakteristischer Weise zeigte sich dies in der prunkvollen Kundgebung einer gemachten Frömmigkeit, welche im 15. Jahrhundert in Berlin und Cöln Mode wurde.

Die Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern haben fast sämtlich einen großen Hang zu einer pietistisch-religiösen Richtung gezeigt. Friedrich II., der Eiserne, vereinte mit seiner strengen Energie eine religiöse Schwärmerei, welche sich sowohl in seinem privaten Leben wie in vielen seiner Regierungshandlungen kundgab. Er sprach gern und viel mit Geistlichen über religiöse Fragen und legte zu wiederholten Malen öffentlich sein Glaubensbekenntnis ab. Bei Tafel führte er stets ernste Gespräche mit den Tischgenossen über Tugend und Frömmigkeit, er liebte es, daß jedes Mittagsmahl mit der Absingung eines religiösen Liedes eingeleitet wurde. Die Entheiligung des Sonntags war für Friedrich II. eine besondere Kränkung, er befahl deshalb den Mannen und Städten in der Mark eine strenge Sonntagsfeier nach der Gewohnheit der heiligen römischen Kirche. Wer am Sonntag Holz oder Mist fahren, pflügen oder überhaupt eine andere Beschäftigung, die zur Wochentagsarbeit gehörte, vornehmen würde, sollte an Leib und Gut gestraft werden.

Auch die Stiftung des Schwanenordens und die Errichtung eines Domstiftes gab Zeugnis von der religös-schwärmerischen Richtung Friedrichs. Das Domstift errichtete Friedrich zu Cöln im Jahre 1469. Schon im Jahre 1450 hatte er in seinem Schlosse eine eigene Kapelle erbauen lassen, in welcher wöchentlich zwei Messen gehalten wurden. Er erhob diese Kapelle zum Domstift; in der Stiftungsurkunde sagte er: Gott habe seine Regierung gesegnet, Land und Mannschaft erweitert und vermehrt, und wolle er daher

aus Dankbarkeit zum Lobe des Allmächtigen, auch zu seinem und dem Seelenheile seiner Vorfahren und Nachkommen sowie zum Troste aller Christenseelen die im Schlosse zu Cöln gestiftete Pfarrkirche zu einem Stift und Kollegium, geweiht der Himmelskönigin Mutter Maria, dem heiligen Kreuze und den Heiligen Petrus, Erasmus und Nikolaus, erheben und umwandeln und dasselbe mit Domherren besetzen, welche den Gottesdienst darin verrichten sollen.

Das Domkollegium bestand aus einem Propste, Dechanten, Thesaurius und 6 Domherren, denen die Abhaltung regelmäßiger Gottesdienste oblag. Dechant, Domherren u. Chorschüler mußten täglich die Horas canonicas, drei Messen und außerdem noch Vigilien und Seelenmessen halten.



Kurfürst Joachim II., geboren am 13. Januar 1505, regierte vom 11. Juli 1535 bis 3. Januar 1571.

Bei Albrecht Achilles, dem stets schlagfertigen Helden, trat der religiös-schwärmerische Zug weniger stark hervor als bei seinem Bruder, daß er aber auch ihm nicht fehlte, zeigt ein noch vorhandenes Bild des Kurfürsten, welches jedenfalls vor der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wahrscheinlich von einem märkischen Maler, verfertigt ist, und welches den Kurfürsten knieend, mit gefalteten Händen, betend darstellt. Er ist mit einem blaßroten, kurfürstlichen Mantel angethan, unter welchem die vergoldete, mit schwarzen Zierraten versehene, ritterliche Rüstung sichtbar ist. Auf dem Kopfe trägt er eine schwarzbraune Mütze.

Weit schärfer als in Albrecht Achilles prägte sich die religiöse Richtung wieder in Johann Cicero aus. Er hielt sehr viel auf einen streng christlichen Lebenswandel und ermahnte, wie wir gesehen haben, seinen Sohn in seinem Testamente besonders zur Gottesfurcht. Wenn ein Fürst fromm ist, so frömmeln die Hofschranzen, wenn er heilig ist, sind sie scheinheilig und mit ihnen alle diejenigen, die Vorteile vom Hofe erwarten. So geschah es auch im 15. Jahrhundert in Berlin und Cöln. Es zeigte sich unter der Bürgerschaft das besondere Streben, eine prunkvolle Frömmigkeit zur Schau zu tragen, von dem die Kirchen den größten Nutzen zogen. Zu keiner Zeit sind so viele Altäre gestiftet und reich begabt worden wie in jener. Auch eine Reihe frommer Brüderschaften verdankte jener Zeit ihre Entstehung.

Da entstand schon unter der Regierung Friedrichs des Eisernen eine Brüderschaft zur größern Feier des Frohnleichnamstages bei der St. Marienkirche, und eine Liebfrauenbrüderschaft bei derselben Kirche zur Vermehrung

des Gottesdienstes. Auch die Marienbrüderschaft bei der Nikolaikirche hatte einen gleichen Zweck, sie wurde im Jahre 1452 durch den kurfürstlichen Küchenmeister Ulrich Zeuschel gestiftet. Die Marienbrüderschaft erfreute sich der besonderen Neigung Friedrichs, der sie als eine Art Schwanenorden für die Bürger betrachtete. Die Mitglieder verpflichteten sich zu einem frommen Lebenswandel; verstießen sie durch Laster oder Verbrechen gegen denselben, so wurden sie aus der Ordensgemeinschaft ausgestoßen. Jedes Mitglied hatte ein zwei Lot schweres silbernes Bild, welches die Jungfrau Maria mit einem Kreuze in der Hand, auf dem Gebirge sitzend, darstellte. Dies Bild mußte an allen Festtagen getragen werden, die Mitglieder waren aber berechtigt, dasselbe auch sonst nach Gefallen zu tragen, und in dieser Berechtigung lag das Hauptzugmittel zum Eintritt in den Orden. Heute brüstet sich die Eitelkeit gar gern mit einem Bändchen im Knopfloch, damals trug sie ein silbernes Marienbild zur Schau, der Unterschied ist eben nicht groß. An der Spitze der Marienbrüderschaft stand ein Vorstand, der aus einem Priester, zweien vom Hofgesinde und zwei Bürgern bestand. Neuwahlen erfolgten zwar unter dem Rate der Ordensmitglieder, aber erst nach Befragung des Kurfürsten.

Eine andere Gesellschaft, welche sich der besonderen Gunst Johann Ciceros erfreute, und welcher er persönlich mit seiner Gemahlin als Mitglied beitrat, war die von zwei Bürgern Berlins im Jahre 1476 gestiftete Wolfgangsbrüderschaft. Die Brüderschaft hielt religiöse Uebungen, ließ am Wolfgangstage Seelenmessen zum Heile aller verstorbenen Mitglieder lesen, besorgte die feierliche Beerdigung der Brüder, bei welcher kein Mitglied fehlen durfte u. s. w.

Man sollte bei der regen Beteiligung, welche alle diese Brüderschaften unter den Berlinern fanden, fast glauben, die Abneigung, welche die Bürger von Berlin und Cöln früher gegen die Geistlichkeit gezeigt hatten, sei im Laufe der Zeit verschwunden; dies war aber keineswegs der Fall, die Bürgerschaft suchte sogar, wo es irgend möglich war, beim Gottesdienste die Geistlichkeit zu verdrängen und die kirchlichen Handlungen durch Laien verrichten zu lassen. Die Geistlichkeit war bei den Bürgern nicht weniger verhaßt, selbst verachtet als früher, und sie gab durch ihre Unwissenheit und ihren Lebenswandel dazu auch volle Veranlassung.

Die Mönche der Franziskaner und Dominikaner zeichneten sich durch Unwissenheit besonders aus, ihre Ordensvorschrift machte ihnen dieselbe gewissermaßen zum Gesetz, denn sie lautete: „Wer vor seiner Aufnahme nicht studiert hat, soll im Orden nicht erst anfangen, Lesen, Schreiben und Wissenschaften erlernen zu wollen;" die Ordensregel besagte: „Beten, Betteln und Predigen bedarf keiner Wissenschaft" oder in Reime gebracht, als der sogenannte Franziskaner-Vers:

„Der Minorit soll nit studier,
Der Bettelsack ist seine Zier,
Und kann er's, mag er pred'gen schier."

Einer so bequemen Regel gaben sich die Mönche nur zu gern hin, sie faulenzten nach Herzenslust in den Tag hinein. Die Weltgeistlichen waren nicht viel besser als die Mönche; daß ihr Leben oft genug zu recht großen

Bedenken Veranlassung gegeben hat, geht daraus hervor, daß eine im Jahre 1465 in Berlin abgehaltene Synode für nötig befand, den Geistlichen den Besuch der Wirtshäuser, das Trinken um die Wette und den Besuch der Kindtaufsschmausereien zu untersagen. Das Leben der Geistlichkeit in Berlin und Cöln muß ein ziemlich anstößiges gewesen sein, sonst würde sich die Synode schwerlich zu derartigen Verboten veranlaßt gefunden haben; man war ja in jener Zeit keineswegs streng im Punkte der Sittlichkeit und verzieh auch einem Priester kleine Sünden gern, wenn er es nur nicht gar zu arg trieb.

Es standen noch immer strenge Strafen auf Ehebruch, und hie und da kam es auch vor, daß dieselben vollstreckt wurden. Die Sittenlosigkeit war allgemein, sie vertrug sich sehr wohl mit der Scheinfrömmigkeit, welche zur Modesache geworden war, und führte gegen Ende des 15. Jahrhunderts zur reißend schnellen Ausbreitung einer fürchterlichen Krankheit, welche nach einem heißen Sommer 1493 zuerst in der Mark Brandenburg auftrat, nachdem sie in Frankreich und ganz Südeuropa bemerkt worden war. Aus allen Ständen erforderte diese lediglich der Ausschweifung entsprossene Krankheit ihre Opfer. Kaiser und Fürsten, die höchsten Kirchenfürsten nicht ausgeschlossen, wurden von ihr befallen und gingen durch ihr fressendes Gift zum Teil jammervoll zu Grunde.

Daß auch unter der Bürgerschaft von Berlin und Cöln die Sittenlosigkeit tief eingewurzelt war, geht indirekt aus einem Polizeigesetz hervor, welches der Rat von Berlin, durch den Kurfürsten Johann Cicero veranlaßt, im Jahre 1486 erließ. Es wurde in diesem Gesetze verordnet: „daß die, welche an der Unehre sitzen, oder sonst in unzimblichen, sündigen Wesen und gemein sein, sollen zu einem Zeichen, damit man Unterschied zwischen frommen und bösen Frawen habe, die Mäntel auf den Köpfen oder kurze Mäntelchen tragen.“ Auch die unehelich bei einander wohnenden Personen sollten zur kirchlichen Einsegnung angehalten, und wenn sie sich weigerten, dem erhaltenen Befehl zu folgen, aus der Stadt verwiesen werden.

Dieselbe „Stadtordnung“ beschäftigte sich auch mit andern Polizeimaßregeln. Sie ordnete an, daß die Bäcker und Fleischer verpflichtet würden, für hinreichende und gute Lebensmittel Sorge zu tragen, und trug Sorge, dem Unwesen der Bettelei entgegenzutreten.

Der rege Wohlthätigkeitssinn der Berliner Bürger, der sich bei allen Familienfesten stets aufs neue bewährte, hatte zur Folge, daß sich viel arbeitsscheues Gesindel lediglich auf die Bettelei legte. Bei jeder Hochzeit und Kindtaufe wurden die Thüren der Bürger durch Bettler jedes Alters belagert. Vor den Kirchthüren saßen wirkliche und scheinbare Krüppel und sprachen die Kirchgänger um Almosen an. Dem Betteln selbst vermochte der Rat nicht zu steuern, denn dasselbe entsprach ganz den Sitten der Zeit. Man hatte noch keine Armen- und Arbeitshäuser. Für Kranke gab es allerdings Siechenanstalten und milde Stiftungen, nicht aber für diejenigen, welche arbeitsunfähig und daher außer stande waren, sich aus eigener Kraft zu ernähren; diese mußten betteln, das fand man in der Ordnung und berechtigte sie dazu, indem man ihnen ein besonderes Abzeichen, das Bettelzeichen gab. Die privilegierten Bettler erhielten eine Marke von Blech oder Zinn, welche neben dem Stadtwappen den Spruch: „Gebet den Armen!“ trug, mit der

Verpflichtung, sie am Hute zu tragen. Nur an Krüppel, Greise und andere gänzlich Hülflose wurden diese Marken verteilt; das fremde Gesindel aber und die Arbeitsscheuen wurden aus der Stadt verwiesen mit der Androhung, daß sie, wenn sie sich wieder in Berlin betreffen ließen, vom Büttel mit dem Staupbesen bedacht werden würden. Ob die „Stadtordnung“ in Bezug auf die ungebührliche Bettelei in den Städten eine Besserung herbeiführte, darüber weiß die Geschichte nichts zu berichten. Jedenfalls liefert sie uns den Beweis dafür, daß der rege Wohlthätigkeitssinn, der die Berliner der Jetztzeit in so hohem Grade ziert, ein von den Vätern überkommenes, nicht zu verachtendes Erbteil ist.



Dritte Abteilung.

Berlin in der Reformationszeit.



Erstes Kapitel.

Ein 15jähriger Knabe auf dem Throne!

Joachim I., der später den Beinamen Nestor erhalten hat, war am 21. Februar 1484 geboren und daher noch nicht volle 15 Jahre alt, als er am 9. Januar 1499 seinem Vater in der Regierung folgte. Ein 15jähriger Knabe der Fürst eines Landes, von dem Johann Cicero selbst gesagt hatte, es gebe kein deutsches Fürstentum, in dem mehr Zank, Grausamkeit und Mord im Schwange gehe als in der Mark Brandenburg!

Das Volk schaute mit schwerer Sorge der Zukunft entgegen; es hatte kein Vertrauen, daß eine so jugendliche Hand die Zügel des Regiments kräftig halten könnte in einem Lande, dessen Fürst der vollsten Manneskraft bedurfte, wenn er die vielen widerstrebenden Elemente in Ordnung halten wollte. Der Adel war nur halb unterworfen und sehnte sich zurück nach der ungebundenen Freiheit, deren seine Vorfahren noch im Anfange des Jahrhunderts genossen hatten, die Städte gedachten ebenfalls der vergangenen besseren Zeit und waren bereit, für ihre alten Rechte einzutreten. Noch war in den andern märkischen Städten der kräftige Bürgersinn nicht so ganz erloschen wie in den zur Residenz gewordenen Schwesterstädten Berlin und Cöln, in denen ihn Frömmelei und Eigennutz überwuchert hatten.

Schwere Zeiten standen der Mark Brandenburg bevor, das wußte jedermann, geschahen doch vom Himmel selbst Zeichen und Wunder, um die bevorstehende Not zu verkünden. Allnächtlich stieg am Firmament ein feuriger Komet auf, der, dem Glauben der Zeit gemäß, von Gott gesandt war, um die Menschheit zu warnen vor kommender Gefahr. Blutige Kreuze fielen vom Himmel und legten sich den Menschen auf die Kleider. Der Chronist Angelus erzählt es uns, indem er sagt:

„Zudem fielen den Leuten Kreuze auf die Kleider, von mancherlei Farben, weiß, rot, blutfarb und eiterfarb: sonderlich aber auf den Hemden, Schleiern, Brusttüchern &c., auch auf die, so in den Kasten und Truhen verschlossen waren.“

Das war das Vorzeichen*) der kommenden Pest, kein vernünftiger Mensch konnte darüber in Zweifel sein; und in der That sie kam und wütete in der Mark Brandenburg so fürchterlich, wie seit langer Zeit nicht.

In jenen Zeiten, in denen die Arzneikunde auf der allertiefsten und untergeordnetsten Stufe stand, in denen man tüchtige, studierte Aerzte kaum kannte, sich meistens nur Quacksalbern und Barbieren zur Kur anvertraute, gaben oft gewöhnliche Faul- und Zehrfieber, wenn sie epidemisch wurden, Veranlassung zum Ausbruch der grauenhaften Seuche, welche von Stadt zu Stadt, von Land zu Land sich verbreitete und in manchen Jahren so entsetzlich wütete, daß nach Mitteilungen der Geschichtsschreiber der dritte Teil der Bevölkerung Europas ihr unterlag. Man nannte deshalb die Pest auch wohl den großen oder nach den schwarzen Flecken, welche bei dieser Krankheit auf Armen und Schenkeln sich zeigten, den schwarzen Tod. Ganze Dörfer und kleine Städte starben aus, das Hausvieh konnte nicht mehr gefüttert und gepflegt werden. Die Schafe und Rinder liefen wild in den Wäldern und Feldern umher und starben dort, wenn sie kein Futter mehr fanden.

Wenn an irgend einer Stelle Deutschlands durch Mißernte eine Hungersnot entstand, und dies war ja bei den schlechten Transportmitteln und den ungenügenden Handelsverbindungen häufig genug der Fall, oder wenn nach einem blutigen Kriege die Leichen der Erschlagenen giftige Dünste aushauchten, so erzeugte sich leicht die Krankheit und zog nun von einer Stadt zur andern, bald ganz Deutschland, mitunter sogar ganz Europa durchwütend. Eine tüchtige Gesundheitspolizei gab es nicht. Schutzmaßregeln waren unbekannt. Menschen und Vieh wohnten in Dörfern und häufig genug auch in Städten in engen und niedrigen Stuben zusammen. Die Städte waren eng gebaut, luftlos, schmutzig, so fand denn die Krankheit überall, wohin sie auch kam, kräftige Nahrung. Die Geistlichkeit, welche das abergläubische Volk in den meisten Ländern Europas beherrschte, predigte von der Kanzel herab, daß die Pest eine Strafe Gottes sei, eine Züchtigung, welche sich die Menschen durch ihre Sünden zugezogen hätten. Die Bischöfe veröffentlichten Hirtenbriefe und ermahnten das Volk, nicht zu leiblichen Schutzmitteln, sondern zu geistlichen seine Zuflucht zu nehmen, denn nach den Worten Davids sei es besser, in die Hand des Herrn zu fallen als in die der Menschen. Sie schrieben Gebete vor und nannten die Heiligen, an die das Volk sich wenden

---

*) Alte Chroniken jener Zeit erzählen von den blutigen Kreuzen so ausführlich und so übereinstimmend, daß man an der Wahrheit nicht zweifeln kann. Eine Erklärung hatte man für die seltsame Erscheinung nicht, der Aberglaube beutete dieselbe daher aus. Das Volk war allgemein überzeugt, daß die von den Kreuzen Befallenen die künftigen Opfer einer zu erwartenden Pest seien. Der tüchtige Forscher Moehsen hat in seiner Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg zuerst die Erscheinung der blutigen Kreuze natürlich erklärt. In jenen Jahren gab es eine Unzahl jener häßlichen Schmetterlinge (Ocneria dispar), deren Raupen alle Gärten verwüsteten. An allen Häusern, Zäunen, Bäumen saßen die Schmetterlinge, welche die Eigentümlichkeit haben, einen rötlichen Saft von sich zu geben, sobald sie berührt werden. Die Menschen lebten damals mehr im Freien als heutzutage, und es kam deshalb häufig vor, daß ihre Kleidungsstücke durch die Schmetterlinge beschmutzt wurden. Die durch den Aberglauben erregte Phantasie lieh jedem solchen Fleck leicht die Form eines Kreuzes.

sollte, um Erlaß seiner Sünden und dadurch Hülfe und Befreiung von der Pest zu erhalten; ja, sie verboten sogar als eine Sünde, eine Auflehnung gegen Gottes Strafgericht, daß Arzneimittel gebraucht würden. Willenlos sollte sich der sündige Mensch der grauenhaften Krankheit unterwerfen!

Das Volk befolgte diese Lehren, und um so furchtbarer und schneller mußte natürlich die Seuche sich ausbreiten. Der Aberglaube wurde von der Kanzel herab genährt, die Priester machten das Volk aufmerksam darauf, daß keine Pest je ausgebrochen sei, ohne daß Gott vorher durch wunderbare Zeichen seinen Zorn verkündet habe. Kometen, Nordlichter, häufige Sternschnuppen, blutige Kreuze und andere dergleichen Naturerscheinungen wurden als Vorboten der Pest betrachtet und als solche von den Kanzeln herab verkündet. Engel mit feurigen Schwertern oder auch blutigen Ruten sollten am Himmel vorher erschienen sein. Brach dann die Pest aus, dann lief das Volk in die Kirchen, Gesunde und Kranke durcheinander warfen sich nieder vor den Altären und beteten. Oft wurden die Kranken tot aus den Kapellen getragen und die Gesunden durch die ansteckende Berührung von der Krankheit ergriffen.

Das Volk zog in Prozessionen durch die Gassen, halbtote Pestkranke rafften ihre letzten Kräfte auf, um mitzuziehen und fielen endlich tot zu Boden. Die Erfahrung belehrte das Volk indessen bald, daß die Seuche außerordentlich ansteckend sei. Hatten anfangs sich die Kranken in die Gesellschaft der Gesunden gemischt, und war dadurch die Ansteckung weiter verbreitet worden, so wurde jetzt zu einem furchtbar grausamen Gegenmittel gegriffen. Sobald in einem Hause die Pest ausgebrochen war, vernagelte man Thüren und Fenster. Nicht einmal Lebensmittel wurden den im Hause befindlichen Unglücklichen gelassen. Gesunde und Kranke wurden gemeinschaftlich vermauert und mußten sterben. Wenn nach Jahren dergleichen Häuser wieder geöffnet wurden, so drang aus ihnen ein entsetzlicher Geruch hervor, und oft genug wurde dadurch eine neue Seuche erzeugt. Eine tierische Gleichgültigkeit gegen das Leben anderer war in der gesamten Bevölkerung die Folge der Furcht vor Ansteckung. Wie man Gesunde und Kranke zugleich in demselben Hause vermauert sterben ließ, so warf man auch die Leichen zusammen mit den Kranken in eine große Grube und verscharrte die Lebenden mit den Toten. Eine allgemeine Teilnahmlosigkeit verbreitete sich während des Herrschens der furchtbaren Krankheit. Da man kein Mittel gegen die Pest kannte, da kein Mensch seines Lebens auch nur für wenige Tage sicher war, so stellte man die Arbeit ein und überließ sich dem Wohlleben in seiner wildesten Form.

Die an der Pest Gestorbenen ließ man in Städten und Dörfern, wenn die Krankheit und mit ihr die Verzweiflung des Volkes den höchsten Grad erreicht hatte, oft unbegraben liegen, oder man warf sie auch wohl in die Flüsse und verbreitete dadurch die Krankheit weiter, nicht nur unter den Menschen, sondern selbst unter den Fischen und andern Tieren. So kam es, daß oft die Seuche drei bis vier Jahre hindurch dauerte, daß sie sogar, wenn sie dem Anscheine nach schon erloschen war, plötzlich mit erneuter wilder Wut wieder ausbrach.

Die Pest war eine Strafe Gottes — so wurde von den Kanzeln gepredigt —, aber man konnte nicht begreifen, daß Gott so lange und so

entsetzlich zu strafen vermöge; man verfiel deshalb darauf, daß böse Menschen die Schuld an der Weiterverbreitung der Krankheit trügen. Der Verdacht fiel auf die unglücklichen Juden, welche in ganz Deutschland an jedem Unheil stets schuld sein mußten. Die Geistlichen reizten von der Kanzel herab das Volk zur Rache gegen die Juden auf, die, wie sie damals Christus an das Kreuz genagelt hätten, jetzt wieder das Christengeschlecht zu vernichten wünschten. Bald sollten die Juden die Brunnen vergiftet haben, bald sagte man ihnen nach, daß sie durch Zauberkünste die Luft verpestet hätten. Das Volk zog vor die Judenhäuser, stürmte sie, zog Männer, Weiber, Kinder auf die Straßen und ermordete sie kaltblütig. Die Obrigkeit sah solchen Freveln meist ruhig zu und zog selbst die Güter der vom Pöbel erschlagenen Juden als verfallen ein. Die Leichen der Gemordeten ließ man liegen und verwesen oder steckte sie in große Säcke und warf sie in die Flüsse.

Noch toller fast war ein Gerücht, welches sich verbreitete, daß die Totengräber, um einen reichlichen Erwerb zu haben, Giftpulver ausgestreut hätten. Das Volk bedachte in seinem Wahnsinn nicht, daß meistens die Totengräber die ersten Opfer der Seuche würden. In wilder Wut überfiel es diese Beamten, welche damals für ehrlos gehalten wurden, und ermordete sie. Es kam selbst vor, daß Gerichtsbehörden, angesteckt von dem Aberglauben der Zeit, die Totengräber verhaften und auf die Folter spannen ließen: unter den Qualen der Folterinstrumente gestanden die Gepeinigten alles, was man von ihnen hören wollte: sie hätten Giftpulver ausgestreut, um die Pest zu erzeugen, und nach Urteil und Recht wurden sie öffentlich verbrannt. Natürlich fand sich nun niemand mehr, der das ohnehin schauerliche, gefährliche und dazu ehrlose Amt übernehmen wollte.

Eine Pestepidemie, wie wir sie hier zu schildern versucht haben, brach im Jahre 1500 in der Mark Brandenburg aus und verheerte sie während mehrerer Jahre. In Berlin und Cöln trat die Krankheit mit besonderer Wut auf. Die engen Straßen und die Schmutzwinkel zwischen den Häusern machten die Schwesterstädte zu einem besonders günstigen Krankheitsherde.

Gerade in jene traurige Zeit fiel ein Ereignis, welches unter andern Umständen gewiß in der Mark Brandenburg als ein Landesfest gefeiert worden wäre, die Verheiratung des jungen Kurfürsten mit der schönen dänischen Königstochter Elisabeth; damals aber war jedermann nur mit sich selbst beschäftigt. Das Volk nahm keinen frohen Anteil an der Hochzeitsfeier seines Fürsten, ja man raunte sich wohl zu, eine Hochzeit, zu solcher Zeit gefeiert, könne keine glückliche Ehe zur Folge haben. Das Fest konnte der herrschenden Krankheit wegen nicht in Berlin gefeiert werden, die kirchliche Einsegnung des fürstlichen Brautpaares mußte deshalb an einem andern Orte geschehen. Joachim wählte die Stadt Stendal.

Dort fand am 10. April 1502 eine Doppelhochzeit statt, indem Joachim sich mit Elisabeth, der Tochter des Königs von Dänemark, vermählte, während Herzog Friedrich von Holstein, der Bruder des Königs, die Schwester Joachims, Anna, heiratete.

Joachim war der Gatte einer jungen, schönen und liebenswürdigen Prinzessin, aber glücklich war er dennoch nicht, denn schwere Regierungssorgen drückten ihn. Ueber der von schwerer Krankheit heimgesuchten Mark Brandenburg waltete

noch eine andere Pest, schlimmer fast als der schwarze Tod, die Pest der Recht- und Gesetzlosigkeit! Kurfürst Johann Cicero hatte wohl Recht gehabt, als er in seinen letzten Worten dem Sohne warnend zurief: „Vergesset nicht, den Adel im Zaume zu halten, denn dessen Uebermut verübet viel Böses!" Der Adel hatte aufs neue das Haupt erhoben. Vor einem Knaben hatten die ritterlichen Herren keine Furcht, mit diesem konnten sie spielen, unter seiner schwachen Regierung waren sie imstande, ihr altes Räuberleben aufs neue zu beginnen. Auf den adligen Schlössern wurden die verrosteten Harnische und Blechhauben wieder hervorgesucht, die unbenutzt in der Rüstkammer gelegen hatten, seit Kurfürst Johann Cicero den Herren in der Priegnitz das Stehlen verleidet hatte. Die Ritter führten freilich nicht mehr, wie vor hundert Jahren, Krieg miteinander oder mit benachbarten Städten und Fürsten, dazu waren ihnen die Flügel noch nicht lang genug gewachsen, ihre Fehdezüge galten nur friedlichen Kaufleuten, denen sie auf den Landstraßen auflauerten, um sie zu berauben und zu morden. Es war kein ritterlicher Kampf, sondern ein gemeines Diebeshandwerk, für welches die edeln Herren einen besonderen Kunstausdruck erfunden hatten; sie nannten es, „auf den Stegreif reiten". Die vornehmsten Adligen, selbst die Hofbeamten des jungen Kurfürsten scheuten sich nicht, sich durch gemeinen Straßenraub zu bereichern. Von der kurfürstlichen Tafel schlichen sie sich abends fort, bestiegen ein schnelles Roß und ritten, durch einen Mantel dicht verhüllt, mit rußgeschwärztem Gesicht auf die Landstraße. Nach vollbrachter That kehrten sie ins Schloß zu Cöln zurück, um am andern Morgen ihren Dienst zu versehen.

Morden und stehlen ist keine Schande,
Es thun es ja die Besten im Lande!

So sangen die Gassenbuben in Berlin auf den Straßen, wenn sie die reichgeputzten Jagdjunker, von denen sie wußten, daß der prunkvolle Schmuck durch Straßenraub gewonnen sei, hinter dem fürstlichen Herrn herreiten sahen. Jedermann kannte die Räuber, nur der junge Kurfürst kannte sie nicht. Die Kaufleute, welche Berlin verlassen wollten, um eine Handelsreise anzutreten, bekreuzten und segneten sich vorher; sie beteten mit voller Inbrunst das Kaufmannsgebet:

Vor Köckeritz und Lüderitz
Vor Krachten und vor Itzenplitz
Behüt' uns lieber Herre Gott!

Joachim war tief entrüstet über die Frechheit der Adligen, die es wagten, das Gesetz mit Füßen zu treten. Obgleich fast ein Knabe noch den Jahren nach, war der junge Kurfürst doch ein vollkräftiger Mann an festem Willen und ernster Entschlossenheit. Er war durchdrungen von einem lebendigen Rechtsgefühl, von dem Wunsche, dem letzten Worte seines Vaters gemäß den Bürger gegen die Uebermacht des Adels zu schützen; aber er konnte nicht strafen ohne Beweise. Er verpfändete sein Wort, jedem Räuber ohne Rücksicht auf Rang und Stand Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und bald genug fand er Gelegenheit, dies Wort zur That zu machen. Ein Berliner Kaufmann war in einer mondhellen Nacht von zwei adligen Herren beim

Dorfe Elsholz überfallen und beraubt worden. Die Räuber hatten den Unglücklichen nach schweren Mißhandlungen gebunden in einen tiefen Sumpf geworfen, in der sicheren Erwartung, er werde darin ertrinken. Mit Beute beladen verließen sie lachend den Schauplatz ihres Verbrechens, ohne Furcht vor einer Strafe, denn der einzige Zeuge der That, der Beraubte selbst, war ja stumm gemacht. Der Kaufmann blieb durch einen besonders glücklichen Zufall am Leben; es gelang ihm, sich der fesselnden Stricke zu entledigen, er wartete nur, bis die Räuber weit genug entfernt waren, dann kroch er vorsichtig aus dem Sumpf, und als er sich nun in Sicherheit sah, eilte er nach Berlin, um Klage zu führen bei dem Kurfürsten, diesmal kein schwankendes allgemeines Schmerzenslied, sondern eine wirkliche Anklage gegen eine leicht zu ermittelnde Person; der Kaufmann hatte den einen Räuber als einen Hofherrn erkannt, den er häufig im nächsten Gefolge Joachims durch die Straßen von Berlin und Cöln hatte reiten sehen.

In jenen Zeiten waren die Fürsten noch nicht durch die eherne Mauer der Etikette abgeschlossen vom Volke. Jeder Bürger, der sich persönlich klagend an den Kurfürsten wenden wollte, erhielt leicht den gewünschten Zutritt, so auch unser Kaufmann. Joachim hörte ihn ernst und gütig an, er ließ sich alle einzelnen Umstände des Verbrechens erzählen, dann versprach er ihm Gerechtigkeit, strenge Strafe gegen den Raubmörder, auch wenn dieser sein liebster Genosse sein sollte. Das Hofgesinde wurde gerufen, um im Zimmer des Kurfürsten zu erscheinen, der Kaufmann hielt sich versteckt hinter einem Teppich, doch so, daß er jeden Eintretenden mustern konnte. Einer der adligen Herren nach dem andern erschien, keiner war der Rechte. Endlich kam auch der Herr von Lindenberg, ein Mann von hohem Talente, den Joachim seines ritterlichen Wesens willen vor allen anderen Hofherren liebte und ehrte. Kaum war der Lindenberg in das Zimmer getreten, da sprang der Kaufmann aus seinem Verstecke hervor und rief: „Dieser ist es, der mich beraubt hat!“

Ein jäher Schreck durchzuckte den Lindenberg. Der, den er glaubte gemordet zu haben, stand plötzlich lebend, sein Ankläger, vor ihm. Eine fahle Leichenblässe überflog sein sonst so blühendes Gesicht; er ließ die Arme sinken und stierte wortlos den Totgeglaubten an. Auch Joachim war tief entsetzt. Daß gerade dieser, dem er so ganz vertraut, der Mörder sein mußte! Und doch war er es; sein Schrecken, seine Fassungslosigkeit sprachen so überzeugend gegen ihn, daß selbst die einfache, klare, ungeschmückte Erzählung des beraubten Kaufmanns nicht überzeugender sein konnte.

Es war ein schwerer Kampf für den jungen Kurfürsten, den Liebling der Strafe des Gesetzes zu übergeben; aber sein reges Gerechtigkeitsgefühl ließ ihn leicht jeden Zweifel besiegen. Der Lindenberg wurde aus dem kurfürstlichen Schlosse fort ins Gefängnis geführt. Er leugnete nicht, denn er zweifelte nicht daran, daß Joachim durch alle den Gerichten jener Zeit zustehenden Mittel die Wahrheit erforschen würde. Die Folter hätte dem Verbrecher sicher das Geständnis seiner That abgepreßt, das wußte der Lindenberg, er gestand daher sein Verbrechen in der Hoffnung, daß ihn, den Liebling des Kurfürsten, der verwandt war mit den höchsten Adelsfamilien des Landes, eine zu schwere Strafe nicht treffen werde. Mit einer reichen Entschädigung des Beraubten war sicherlich ein so leichtes Vergehen, wie ein lustiger Stegreifritt in stiller

Nacht und die versuchte Ermordung eines lumpigen Krämers, genügend gesühnt. Er sah sich getäuscht. Joachim war entschlossen, dem Raubunwesen ein gewaltsames Ende zu machen; ein warnendes Beispiel mußte dem übrigen Adel gegeben werden, er mußte zeigen, daß seine Gerechtigkeit den Adel wie den Bürger treffe. Der Lindenberg wurde zum Tode verurteilt, und Joachim bestätigte das Todesurteil.

Der gesamte Adel der Mark Brandenburg war von starrem Entsetzen ergriffen. Wenn der Lindenberg vom Schwerte des Henkers getroffen wurde, wer war dann noch seines Lebens sicher? Die adligen Herren hatten fast ohne Ausnahme ähnliche Verbrechen begangen, deren Entdeckung sie täglich befürchten durften. Der Lindenberg mußte gerettet werden! Die vornehmsten Adligen des Landes bestürmten den Kurfürsten mit Bitten um Gnade. Vergebliches Bemühen! Joachim schaute die Bittsteller mit ernstem, kaltem Blicke an und versicherte ihnen, daß er wohl das Wort Gerechtigkeit, nicht aber das Wort Gnade kenne. Der Knabe zeigte sich als Mann. Unbeugsam ging er den Weg, den sein Gewissen ihm vorzeichnete. Das Todesurteil wurde vollstreckt, der Kopf des Lindenberg fiel unter dem Schwerte des Henkers. Es war geschehen; das Blut des Lindenberg war geflossen! Der Adel der Mark Brandenburg hatte nicht vermocht, die Hinrichtung zu vereiteln, denn die Bürger von Berlin und Cöln, welche gehört hatten, die Genossen des Verbrechers wollten diesen noch auf dem Wege zur Richtstätte befreien, waren dem Verurteilten als Schutzwache in solcher Anzahl gefolgt, daß jeder Befreiungsversuch ein Wahnsinn gewesen wäre. Die Rettung des Freundes war unmöglich gewesen, nur die Rache für sein vergossenes Blut blieb dem Adel noch.

Auf den Schlössern im Lande herrschte wieder ein reges, geheimnisvolles Treiben. Die adligen Herren kamen hier und dort in dunkler Nacht zusammen; was sie trieben, was sie berieten, das wußte niemand; kein Diener wurde bei den Adelsversammlungen zugelassen, kein Wort verlautete über die Zwecke derselben; jedermann aber wußte, daß der Adel einen Schlag führen werde gegen den Kurfürsten. Die Herren vom Hofe waren zum Teil in das Geheimnis der Verschwörung eingeweiht, einer von ihnen, ein Herr von Otterstedt war sogar das Haupt derselben. Joachim sah wohl an den finstern Mienen seiner früher so unterthänigen Hofherren, daß diese über irgend einem finstern Racheplan brüteten; aber er ließ sich dadurch nicht schrecken, er fuhr fort, Gerechtigkeit zu üben, und wo ein Adliger eines Raubes überführt wurde, da traf ihn ohne Gnade das Henkerschwert.

Endlich war die Verschwörung gereift, alles war zu ihrer Ausführung vorbereitet. Joachim war ein großer Freund der Jagd. Er begab sich oft mit nur wenigen Begleitern in die rings um Berlin sich ausbreitenden Wälder, um sich seinem liebsten Vergnügen hinzugeben. Die Verschworenen waren entschlossen, auf einem solchen Jagdausfluge, über dessen Ziel sie stets durch ihre am Hofe lebenden Genossen vorher unterrichtet wurden, den Kurfürsten zu überfallen und durch seinen Tod den des Lindenberg zu rächen. Starb Joachim, so folgte ihm sein im Jahre 1490 geborener Bruder Albrecht, für den Markgraf Friedrich in Ansbach die Regierung führen mußte. Unter einem vormundschaftlichen Regiment war es dem Adel wahrscheinlich leicht, seine frühere Macht in der Mark Brandenburg wieder zu erlangen.

Die Verschwörer glaubten der Ausführung ihrer Pläne so gewiß zu sein, daß der Ritter von Otterstedt im frechen Uebermut es wagte, den Kurfürsten durch eine Drohung zu verhöhnen. Er schrieb mit Kreide an die Thür der Schlafkammer Joachims die Worte:

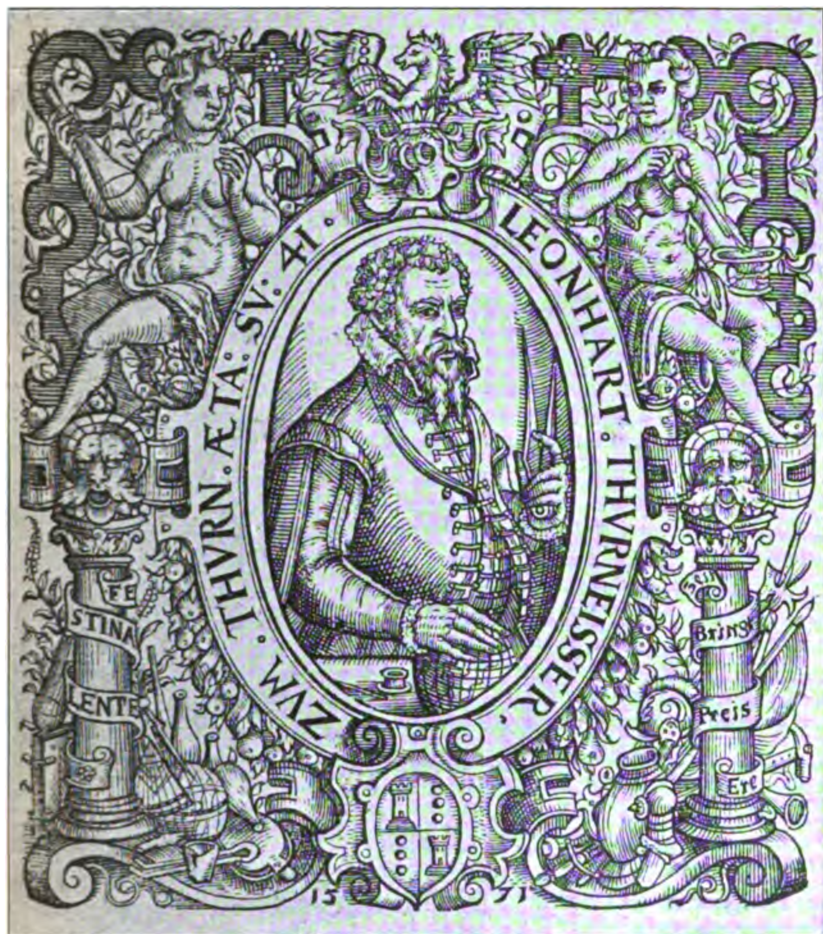
Jochimken, Jochimken, hüte dy!
Wo wy dy kriegen, da henken wy dy!

Dann setzte er sich auf sein schnellstes Roß und eilte zu seinen adligen Freunden. Die Verschworenen hatten in Erfahrung gebracht, daß Joachim in den nächsten Tagen eine Jagd in dem sumpfigen Walde abhalten werde, der sich an den Ufern der Spree zwischen Berlin und Köpenik erstreckte. Tag und Stunde der anberaumten Jagd waren ihnen verraten worden.

Mit dem frühesten Morgen versammelte der Ritter von Otterstedt seine Genossen und ritt nach der Köpeniker Heide, dort versteckten sich die Verschwörer im Gebüsch, nicht fern von dem Wege, auf dem der Kurfürst nahen mußte. Es war ein nebliger Morgen; kaum vermochte einer der Verschworenen den andern zu erkennen, und so sahen sie denn auch nicht, daß sich zwischen ihnen ein Bauersmann befand, den ein Zufall des Weges führte. Sie unterhielten sich, in der Ueberzeugung, in so früher Stunde ganz allein in dem öden Walde zu sein, ohne Scheu über ihre Pläne. Der Bauer hörte mit Grausen von der Gefahr, welche dem Kurfürsten drohte. Die strenge Gerechtigkeit, durch welche Joachim die Rache des Adels herausforderte, hatte ihm die Liebe des Volkes gewonnen, sie rettete ihm jetzt das Leben. So gefährlich es für den Bauer war, sich durch die Verschworenen zu schleichen, er unternahm das Wagestück, und es gelang; er erreichte glücklich, durch den schützenden Nebel verborgen, den Weg nach Cöln und eilte nun vorwärts, so schnell er laufen konnte, um den Kurfürsten vor der drohenden Gefahr zu warnen.

Joachim hatte eben durch das Köpeniker Thor die Stadt verlassen, als er auf den fast atemlosen Bauer traf; dieser erzählte, was er gehört und gesehen. Jetzt gab es eine andere Jagd als die auf ein unschuldiges Wild. Der Kurfürst ließ sofort seine Trabanten zusammenziehen, und diese eilten von dem Bauer geführt in die Heide; hier umzingelten sie die Verschworenen, und es gelang ihnen, die meisten derselben, unter ihnen auch den Otterstedt gefangen zu nehmen. Joachim übte fürchterliche Gerechtigkeit. Der Otterstedt wurde hingerichtet, gevierteilt! Sein blutendes Haupt wurde an einer eisernen Stange auf dem Köpeniker Thor aufgesteckt, und noch lange Jahre grinste der fleischlose Schädel von der Eisenstange herab. Auch die übrigen Verschworenen entgingen der gerechten Strafe nicht. Sie hatten auf der Folter manche ihrer Raubthaten eingestanden und ihre Verbrechensgenossen verraten; gegen diese wurde nun die Untersuchung ausgedehnt. Joachim sendete auf alle Straßen Reiterhaufen aus, um die flüchtigen Verbrecher einzufangen. Man machte mit diesen kurzen Prozeß. Ein Scharfrichter begleitete jeden Reiterhaufen, er vollzog ohne weiteres das Todesurteil an allen gefangenen Räubern, gleichviel ob sie adligen oder bürgerlichen Herkommens waren. In kurzer Zeit fielen mehr denn 70 Köpfe!

Joachim hatte glänzend gesiegt. — Der Adel wagte für lange Zeit nicht mehr, auf die Landstraße zu reiten; er ließ fortan die reisenden Kauf-



Leonhardt Thurneißer zum Thurn,
Alchymist und Arzt unter dem Kurfürsten Johann Georg;
geboren 1530 zu Basel, gestorben 1595 in Italien;
von 1570—1584 in der Mark Brandenburg.

leute ruhig ihres Weges ziehen, und auch das übrige Raubgesindel, welches aus den Nachbarländern, besonders aus Pommern, nach der Mark Brandenburg gekommen war, um, oft genug in Gemeinschaft mit herabgekommenen Edelleuten, die Wege unsicher zu machen, zog sich aus der Mark zurück, da es den Aufenthalt darin für zu gefährlich hielt.

Joachims Bestreben während seiner ganzen Regierungszeit war es, Recht und Gerechtigkeit in der Mark Brandenburg zur Ausübung zu bringen. Er durchreiste zu diesem Zwecke das Land, um sich überall persönlich von dem Zustand der Rechtspflege zu überzeugen, überall empfahl er den Richtern strenge Unparteilichkeit und Gewissenhaftigkeit; er verlangte von

ihnen, daß sie niemals einen Unterschied zwischen Vornehmen und Geringen, Armen und Reichen machen sollten, er verbot ihnen, Geschenke anzunehmen, und erklärte, daß er sich selbst dem Rechte beugen werde, wenn irgend jemand glaube, Ansprüche an ihn zu haben. Um der Rechtspflege einen schnelleren Vollzug zu geben, verlieh er dem Rate von Berlin und Cöln im Jahre 1508 wieder das obere und das niedere Gericht, welches beide Städte unter Friedrich II. verloren hatten. In der Ueberlassungsurkunde erklärte er, er thue dies, um Gehorsam und Furcht der Bürger gegen den Rat zu erhalten. Den Rat verpflichtete er, ein gutes Regiment, rechte Polizei, rechtes Gewicht, Elle und Maß zu halten. Jeder Rat sollte das Gericht innerhalb seiner Stadt und deren Feldmarken ausüben. — Nur die fürstliche Obrigkeit behielt sich Joachim vor: das Ein- und Absetzen der Richter, das Halsgericht und die Bestrafung des Hofgesindes und der Münzer. Der Rat mußte für die erworbene Gerichtsbarkeit 90 Gulden jährlich an den Kurfürsten zahlen und die Rückgabe nach erfolgter Aufkündigung zusagen.

Eine andere wesentliche Verbesserung des Gerichtsverfahrens führte Joachim 1515 durch die Errichtung des Kammergerichts ein, eines obersten Gerichtshofes, dem alle anderen Gerichte in der Mark Brandenburg untergeordnet waren, bei dem Berufung eingelegt werden konnte, wenn jemand sich durch den Ausspruch eines Land- oder Stadtgerichts beschwert glaubte. Vor das Kammergericht sollten auch alle Prozesse gegen solche Personen, welche bisher vor keinem Gerichtshof belangt werden konnten, gegen Grafen und Herren sowie gegen die kurfürstlichen Räte und Kanzler, gebracht werden; Joachim selbst erklärte, sich vor dem Kammergericht zu Recht stellen zu wollen. Das Kammergericht sollte jährlich viermal zusammentreten, einmal in Tangermünde, dreimal im kurfürstlichen Schlosse zu Cöln. Arme, d. h. alle solche, welche durch einen Eid bei den Heiligen darthun konnten, daß sie nicht über fünfzig Gulden Eigentum besaßen, hatten keine Gerichtskosten zu zahlen. Auch den Sprechern und Advokaten war anempfohlen, sich der Armen, Gott zu Ehren und um der Gerechtigkeit willen, umsonst anzunehmen. Ein Richter oder Sprecher, der sich weigerte, den Armen zu dienen, durfte nie wieder im Kammergerichte erscheinen.

Zweites Kapitel.

Der junge Kurfürst hatte sich die letzten Worte seines verstorbenen Vaters tief in das Gedächtnis eingeprägt, er war entschlossen, nach den Lebensregeln, die ihm Johann Cicero hinterlassen, zu handeln. Den Adel hatte er gezüchtigt, er hatte gezeigt, daß er die Uebergriffe desselben nicht dulde, aber er zeigte auch, daß er ebensowenig den Städten einen Eingriff in die Rechtspflege gestatten wollte, daß eine unparteiische Gerechtigkeit der Zielpunkt seines Strebens sei.

Während Joachim in seinem Streben, das Recht zu befestigen, für alle Zukunft segensreich wirkte, beging er doch eine furchtbare Ungerechtigkeit,

welche gegen sein sonst so reges Gerechtigkeitsgefühl im schneidendsten Widerspruche zu stehen scheint. Er genehmigte nicht nur, er beförderte sogar einen grauenhaften Prozeß gegen die Juden in der Mark Brandenburg, der mit der Verbrennung von 38 unschuldigen Menschen und der Vertreibung der Juden aus dem Lande endete; der Widerspruch ist aber nur ein scheinbarer. Joachim war ein echter Sohn seiner Zeit. Von einem frommen Priester, dem Bischof von Lebus, Dietrich von Bülow, erzogen, hatte er sich die Lehren der katholischen Kirche ganz zu eigen gemacht. Er haßte die Ungläubigen und Ketzer, und besonders gegen die Juden fühlte er eine tiefe Verachtung; er hielt sie jedes Verbrechens fähig. Joachim wurde in seinem Judenhasse wesentlich bestärkt durch einen seiner geheimen Räte, auf den er sein besonderes Vertrauen setzte, durch den Bischof von Brandenburg, Hieronymus Scultetus. Hieronymus Schulz, der dem Gebrauche seiner Zeit gemäß den schlichten deutschen Namen in den hochklingenden lateinischen Scultetus umgewandelt hatte, war eines Bauern Sohn aus Gramschütz in Schlesien. Er hatte die Aufmerksamkeit des Kurfürsten Joachim durch seine tüchtigen Kenntnisse in den Wissenschaften auf sich gezogen und durch ein geschmeidiges Wesen sich das Vertrauen desselben erworben. So war es ihm denn geglückt, sich vom einfachen Priester bis zum Bischof von Brandenburg und kurfürstlichen Geheimen Rat empor zu schwingen.

Hieronymus übte einen großen Einfluß auf den Kurfürsten aus. Er verstand es trefflich, schöne Worte zu machen und Joachim zum Munde zu reden. Der Chronist Angelus sagt über ihn: „Etliche schreiben, daß er der Landart ein Schwab gewesen; aber ich halte es dafür, daß er daher ein Schwab genannt, daß er ein trefflicher Orator oder Redner gewesen, weil man sonst die Schwaben pfleget Schwätzer zu nennen, nach dem Sprichwort: Ein Schwab ein Schwätzer, ein Böhm ein Ketzer ꝛc. Denn dieser Bischof nicht allein, wenn er nüchtern gewesen, sondern auch wenn er einen guten Rausch gehabt, die herrlichsten Orationes (Reden), bisweilen drei Stunden lang, hat halten können.“ Der hochwürdige Bischof war ein erklärter Judenfeind, er bestärkte den Judenhaß Joachims, und es ist daher leicht erklärlich, daß der junge Kurfürst nicht zögerte, einen Prozeß, der gegen die märkischen Juden in aller Form Rechtens geführt wurde, seinen Gang gehen zu lassen. Gerade sein reges Gerechtigkeitsgefühl bestärkte Joachim um so mehr, sich nicht eigenmächtig in den Prozeß zu mischen. Er ließ die Justiz gewähren. Freilich wäre er berechtigt gewesen, endlich Gnade für Recht zu gewähren, aber da er sich nicht veranlaßt gefunden hatte, seinen Liebling, den Lindenberg, durch ein fürstliches Gnadenwort dem Henkerschwerte zu entziehen, so fand er noch weit weniger Veranlassung, ein solches Wort für die verhaßten und verachteten Juden zu sprechen.

Der große Judenprozeß vom Jahre 1510 giebt uns ein so charakteristisches Bild der Zeit, daß wir nicht umhin können, ihn unsern Lesern ausführlicher zu erzählen. In dem havelländischen Dorfe Knobloch war ein Kirchendiebstahl verübt worden. Der Dieb hatte das Sakramentshäuschen erbrochen und eine kupferne vergoldete Monstranz nebst zwei geweihten Hostien in einem Messingbüchschen gestohlen. Der Diebstahl hatte an und für sich nichts Auffälliges. Der Dieb hatte wahrscheinlich geglaubt, die Monstranz und das Messingbüchschen beständen aus echtem Golde, und da-

durch war seine Habgier angereizt worden. Die Priesterschaft aber schob dem Diebstahl andere Motive unter, sie behauptete, die geweihten Hostien seien das Ziel des Raubes gewesen; da lag denn der Verdacht sehr nahe, daß die verruchten Juden den Dieb angestiftet hätten, sein Verbrechen zu begehen. Es herrschte damals allgemein der Aberglaube, daß die Juden geweihte Hostien um jeden Preis zu erwerben suchten, um an denselben ihrem Haß gegen den Erlöser Genüge zu leisten; auch hier wurde der gleiche Verdacht ausgesprochen und dem Kurfürsten mitgeteilt. Joachim gab sofort Befehl, ein wachsames Auge auf alle Juden in der Mark Brandenburg zu haben und ihm sofort Anzeige zu machen, sobald die Monstranz oder die Hostien irgendwo aufgefunden würden. Nach einigen Tagen schon gelang es, eine Spur des Verbrechens zu entdecken. Im Stadtgraben von Bernau wurden einige Stücke der vergoldeten Monstranz gefunden, andere lagen zerstreut auf dem Felde in der Nähe der Stadt und innerhalb derselben dicht an der Stadtmauer. Jedenfalls hatte sich der Dieb von der Wertlosigkeit seines Raubes überzeugt und deshalb die Monstranz, die ihn verraten konnte, zerstört. Der Verdacht der Thäterschaft lenkte sich bald auf eine bestimmte Person. In einem Gäßchen von Bernau, der Hagen genannt, welches an die Stelle der Stadtmauer stieß, in deren Nähe im Stadtgraben die meisten Stücke der Monstranz gefunden worden waren, wohnte ein wüster Kerl, ein Kesselflicker, Namens Paul Fromm, dem man jedes Verbrechen zutrauen konnte. Man erzählte sich, Paul Fromm habe die Monstranz verkaufen wollen, mehrere Personen wollten sie in seiner Hand gesehen haben. Fromm hörte von dem gegen ihn erhobenen Verdacht; er wußte sehr wohl, daß eine Einleitung der Untersuchung gegen ihn, mochte er schuldig oder unschuldig sein, gleichbedeutend mit einem Todesurteil war. Kein Leugnen konnte ihm helfen, dafür gab es eine Folter, die auch dem hartnäckigsten Verbrecher ein Geständnis abpreßte. Er zog es vor, die Untersuchung nicht abzuwarten; er entfloh und vergrößerte dadurch noch den ohnehin auf ihm ruhenden Verdacht. Die Flucht des Kesselflickers war so eilig gewesen, daß er wohl manche häusliche Angelegenheit hatte vernachlässigen müssen, er wagte es deshalb, noch einmal heimlich nach Bernau zurückzukehren, hier aber wurde er entdeckt, verhaftet und ins Stadtgefängnis gebracht. Er sah sich verloren! Um der Folter zu entgehen, gestand er freiwillig, was man von ihm wissen wollte, er habe den Diebstahl begangen. War Paul Fromm wirklich der Dieb? Vielleicht, wahrscheinlich sogar! Sein freiwilliges Geständnis aber giebt keinen Beweis dafür, denn häufig genug gestanden unschuldig Angeklagte jedes Verbrechen, um den fürchterlichen Qualen der Folter zu entgehen, die ihnen ein gleiches Geständnis doch entrissen haben würde.

Der Rat von Bernau beeilte sich, dem geistlichen Oberherrn des Dorfes Knobloch, dem Bischof Hieronymus Scultetus, Anzeige von den Aussagen des Kesselflickers zu machen. Dies war eine wichtige Entdeckung, jetzt ließ sich erforschen, ob die ungläubigen Juden Mitschuldige des Verbrechens gewesen seien. Der Bischof wählte zur Fortführung der Untersuchung einen Mann, auf dessen regen Eifer er sich verlassen konnte, den Stiftshauptmann Heinrich von Betschütz, einen argen Judenfeind, diesen sandte er nach Bernau mit dem Auftrage, zu erforschen, wo der Dieb die geweihten Hostien gelassen habe. Paul Fromm wurde abermals verhört. Wenn er auch anfangs auf die ihm

vorgelegten Fragen keine Antwort wußte, so gab ihm doch die Folter bald Redefluß, er erzählte eine wunderbare Geschichte. Die eine Hostie, so sagte er aus, habe er auf freiem Felde in der Nähe des Dorfes Stacken, eine halbe Meile Wegs von Spandau, selbst genossen. Da habe sich plötzlich um ihn das Firmament verfinstert, seine Glieder seien starr geworden, so daß er sich nicht von der Stelle habe bewegen können. Erst nach mehr als einer Stunde sei die Erstarrung von ihm gewichen, da habe er sich dann nach Spandau zu dem Juden Salomon geflüchtet und diesem die zweite Hostie für neun märkische Groschen, die ihm in neuen Berliner Pfennigen ausgezahlt worden seien, verkauft.

Ein Jude also hatte die Hostie gekauft! Diese Aussage gab den gewünschten Anhaltepunkt zu einer weiteren Untersuchung. Der Bischof berichtete an den Kurfürsten, und dieser befahl, Salomon solle verhaftet, nach Berlin gebracht und hier dem Paul Fromm persönlich gegenüber gestellt werden. Die Untersuchung ging nun ihren regelmäßigen Gang. Salomon wurde mit Paul Fromm konfrontiert, letzterer wiederholte seine Aussagen, und auch Salomon gestand, nachdem er gehörig gefoltert worden war, er habe die Hostie gekauft, sie auf ein Tischtuch gelegt, dann mit einem Messer in dieselbe gehauen und gestochen; endlich sei sie in Stücken gesprungen, da habe er ein Stück in einem mit Leder überzogenen, blechernen Büchschen an den Juden Jakob und seinen Sohn Schmoll nach Brandenburg, ein zweites durch einen Juden Salomon Heller an seinen Freund Marx in Stendal geschickt. Neue Teilnehmer des Verbrechens waren aufgefunden, und es ergab sich nun der Verdacht, es möchten wohl auch viele andere Juden in der Mark Brandenburg mitschuldig sein; Kurfürst Joachim hielt sich verpflichtet, die Verbrecher sämtlich zur gerechten Strafe zu ziehen, er gab daher den Befehl, daß alle Juden in der Mark verhaftet würden.

Salomon hatte viel, aber nicht genug bekannt. Neue Folterqualen hatten neue Geständnisse zur Folge. Einen dritten Teil der Hostie, den er für sich behalten, habe Salomon nicht zu verwahren gewußt, er habe ihn endlich in einen reinen Weizenteig, der mit klarem Wasser angemacht worden sei, gedrückt, um ihn in einen Kuchen zu backen, zu seinem Entsetzen habe sich der Teig sofort blutig rot gefärbt. Salomon wußte von der Hostie noch weitere Wunder zu erzählen. Kaum sei der Kuchen in den Ofen gekommen, so habe aus diesem ein heller, schöner Glanz hervorgestrahlt, und ein liebliches Knäblein sei ihm, vom Strahlenglanze umflossen über dem Kuchen schwebend, erschienen. Auch andere verhaftete Juden wußten Wunderdinge zu erzählen, sie hofften sich dadurch von dem drohenden Feuertode loszukaufen. Der Jude Jakob, der in Brandenburg ins Gefängnis gesetzt worden war, ließ am folgenden Morgen den Bürgermeister Martin Bellin um Gottes und der Jungfrau Maria willen bitten, daß er doch zu ihm kommen möge. Martin Bellin erfüllte den Wunsch des Juden, und dieser erzählte ihm nun eine neue Wunderhistorie. Als Jakob über sein trauriges Schicksal nachdenkend in dunkler Nacht auf seinem Lager gesessen habe, sei plötzlich ihm ein so strahlender Lichtschein, der das ganze Gefängnis verklärt habe, ins Auge gefallen, daß er ihn nicht zu ertragen vermocht und den Mantel um das Haupt geschlagen habe. Als er nach einer Weile den Mantel habe sinken lassen, da seien ihm neun schöne Jungfrauen erschienen, die eine, die schönste

von allen, die in der Mitte im Fenster gestanden, müsse die heilige Jungfrau Maria gewesen sein. Jakob bat, ihn, den von der Jungfrau so hoch Begnadigten, taufen zu wollen; schon seit drei Jahren sei es sein sehnlichster Wunsch, sich taufen zu lassen, er habe nur die übrigen Juden gefürchtet. Martin Bellin befand sich in peinlicher Verlegenheit. Er wußte nicht, ob er dem Juden Glauben schenken solle oder nicht. Daß die Jungfrau Maria einem Juden erscheinen könnte, um ihn zum christlichen Glauben zu bekehren, das war etwas so gar Wunderbares nicht. Wäre nur der Begnadigte nicht gerade der Jude Jakob gewesen, der, wie man allgemein erzählte, schon einmal sich in fernen Landen vor einer Judenverfolgung dadurch gerettet haben sollte, daß er Christ geworden, sobald er aber in Sicherheit gekommen, wieder zum Judentume übergetreten war. — Um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, ließ Martin Bellin den Juden tüchtig foltern, und als dieser trotzdem bei seiner Aussage blieb, schickte er ihn unter großer Bewachung nach Berlin, dort mochte nun der Kurfürst selbst entscheiden, was mit dem Neubekehrten anzufangen sei. Jakob hatte sich zur Rettung aus der drohenden Gefahr einen klugen Plan ausgedacht, den er mit großer Geschicklichkeit zur Ausführung brachte. — Er saß mit Ketten belastet auf einem Leiterwagen. Seine Arme und Füße waren an einen eisernen Ring gefesselt, den er um den Hals trug, seine Hände durch einen fest zusammengeschraubten Daumenstock. Die Reise ging in dem tiefen Sande langsam vorwärts, die Ratsknechte ritten neben dem Wagen, sie kümmerten sich wenig um ihren mit Ketten belasteten Gefangenen, der ihnen sicher genug war, denn seine gefolterten Glieder machten ihn unfähig zur Flucht. Sie plauderten miteinander und mit dem Pfarrherrn von Roßau, der in einem anderen Wagen dicht hinter dem Juden fuhr; er hatte die Gelegenheit benutzt, um unter dem Schutze der Stadtknechte die Reise zu machen.

Plötzlich wurde die Aufmerksamkeit der Wächter durch einen lauten Schrei des Juden erregt. Jakob stand aufrecht im Wagen. „Die heilige Jungfrau Maria ist mir abermals erschienen," rief er aus, „sie hat mich gnädig von meinen Ketten befreit! Dort steht sie, dort! Seht Ihr sie denn nicht?" Er war ledig und los, die Fesseln lagen zu seinen Füßen im Wagen. Die Stadtknechte waren nicht weniger erstaunt als der Pfarrherr. So sehr sie auch ihre Augen anstrengten, sie konnten die heilige Jungfrau Maria nicht sehen, obgleich ihnen der Jude versicherte, sie spaziere soeben über die Wasserfurt vor ihm. Daß der Jude die Wahrheit gesprochen, erschien unzweifelhaft. Wie sollte er wohl der festgeschlossenen Ketten sich anders als durch Hülfe der gebenedeiten Jungfrau Maria entledigt haben? Die Stadtknechte legten dem Juden von neuem die Ketten an, sie überzeugten sich, daß die Schlösser wohl verschlossen seien, und ritten schweigend neben dem Wagen her, über das Wunder, dessen Zeugen sie gewesen, nachdenkend. Nur eine kurze Strecke hatte der Wagen zurückgelegt, als Jakob abermals aufsprang, und wieder lagen die Ketten zu seinen Füßen. Es war vor dem Dorfe Tremmen, dort, wo die wüste Kapelle auf dem Berge lag. Mit verzücktem Blicke zeigte der Jude hin nach dem Berge und rief: „Seht, dort wandelt sie im Strahlenglanze, die gebenedeite Jungfrau Maria, sie geht den Berg hinauf in die Kapelle!" Die Stadtdiener aber haben sie nicht gesehen. Jakob glaubte sich durch die Wundererscheinung und dadurch, daß er sich be-

reitwillig taufen ließ, vor ferneren Folterqualen geschützt zu haben, bald genug sollte er jedoch erfahren, daß er sich getäuscht habe.

Der Bischof Hieronymus Scultetus glaubte nur an diejenigen Wunder, an welche zu glauben die heilige Kirche vorschrieb. Er sah keinen Grund, der die Jungfrau Maria bewegen könnte, gerade dem Juden Jakob aus Brandenburg zu erscheinen. Wenn übrigens, wider alles Erwarten, Jakob doch die Wahrheit gesprochen hatte, so konnte ja die Mutter Gottes ihn ebenso gut von den Folterqualen befreien, wie sie ihn der Ketten entledigt hatte. Es blieb also bei der Folter, und diese wurde vom Scharfrichter in Berlin mit solchem Nachdruck angewendet, daß Jakob alle ihm vorgelegten Fragen genau so beantwortete, wie man von ihm verlangte, nur bei seinem Märchen von der himmlischen Erscheinung blieb er, um sich wenigstens das Leben zu retten. Die Folterung Jakobs und die einiger anderen Juden, welche er unter der Marter als Mitschuldige angegeben hatte, brachten die wunderbarsten Erzählungen zu Tage; nach einer derselben hatten die Juden die Hostie auf einen kleinen, fichtenen Tisch gelegt und mit einem Weidmesser hineingehauen, bis Blut daraus geflossen war, obgleich die Hostie unversehrt blieb, und dies war nicht einmal sondern viele Male geschehen. Außer dem Hostiendiebstahl und der Marterung des Heilands bekannten die gefolterten Juden noch eine Reihe anderer Verbrechen. Sie hatten unschuldige Christenkinder gekauft und diese eines qualvollen Todes sterben lassen. Die Kinder waren in einem Teller auf einen Tisch gelegt worden, dann hatten ihnen die Juden die Adern aufgestochen, in denen das meiste Blut zu sein pflegt, und ihnen schließlich die Gurgel abgeschnitten; so war es ihnen gelungen, von jedem Kinde etwa ein Nößel Blut zu bekommen.

Unsere Leser fragen sich, wenn sie die Erzählung dieses Prozesses lesen, wohl selbst: „Wie war ein solcher Wahnsinn möglich? Wie konnten mit gesunder Vernunft begabte Menschen, selbst in jener dem Aberglauben ergebenen Zeit, an derartige Märchen glauben? Zu welchem Zwecke sollten die Juden alle jene Verbrechen verübt haben, deren sie angeschuldigt waren, und welche sie im gräßlichen Schmerz gestanden, während ihre Glieder von der Folter zerrissen wurden?" Die Chronik giebt uns hierüber einen Aufschluß. Angelus erzählt:

> „Es haben auch etliche Juden angezeigt, warumb sie also die konsekrierten Hostien an sich zu bringen pflegen, nämlich, daß sie die Christen hierdurch verachten, Christum schmähen und Wunderwerke darin sehen wollen. Aber der unschuldigen Christenkinder Blut mußten sie haben zu ihren Krankheiten, denn sie machten's mit Parißäpfeln, Honig und Ingffer ein, damit sie es also erhalten und alle Zeit haben kunnten, weil sie es gar nicht entraten möchten. Auch würden sie dadurch in ihrem Gemüte etwas grimmiger und hitziger wider die Christen."

Alle diese Beschuldigungen, so widersinnig sie waren, wurden geglaubt, nicht nur von der großen, abergläubischen Masse des Volkes, sondern auch von denen, die vermöge einer wissenschaftlichen Bildung sich ein freieres Urteil hätten bewahren sollen.

Kurfürst Joachim war fest von der Wahrheit aller gegen die unglücklichen Juden gerichteten Anklagen überzeugt, das eigene Geständnis der Ge-

folterten bestätigte diese ja. Er ließ dem Rechte seinen Lauf und befahl, daß die angeklagten Juden aus allen Städten der Mark Brandenburg nach Berlin gebracht würden, um hier gemeinschaftlich gerichtet zu werden. Die vornehmsten, rechtsgelehrten Räte wurden aus der ganzen Mark zusammengerufen, um auf dem Berliner Rathause mit den Bürgermeistern, Ratsmannen und Schöppen der Städte Berlin und Cöln gemeinschaftlich zu tagen und ein gerechtes Urteil gegen die Verbrecher zu finden. Noch einmal wurden Paul Fromm und die sämtlichen angeschuldigten Juden einzeln verhört. Sie blieben bei den früher gemachten Aussagen, um sich neue Folterqualen zu ersparen. Hans Gradow, der Richter zu Berlin, erhielt jetzt vom Kurfürsten den Auftrag, einen ordentlichen Gerichtshof zu bilden. Er besetzte sein Gericht mit Schöppen, Beisitzern, Advokaten, Gerichtsschreibern und Zeugen, wie es Rechtens war, und ließ die Angeklagten vorrufen. Die Juden erschienen frei und ledig, ohne Fesseln, der Sitte ihres Stammes nach mit den großen Judenhüten auf dem Kopfe. Jedem wurde die Anklage noch einmal verlesen und seine Antwort gehört, alle Angeklagten wiederholten ihre früheren Geständnisse. Der feierliche, große Gerichtstag, der den Schlußakt des furchtbaren Trauerspiels bildete, fand am Freitag nach Margareten im Jahre 1510 statt.

Auf dem Neuen Markte in Berlin waren unter freiem Himmel drei Schaubühnen, eine höher als die andere, errichtet worden. Auf der obersten standen rechtsgelehrte Herren von bedeutendem, wissenschaftlichem Ruf, welche zu dem feierlichen Gerichtstage eigens eingeladen waren, damit Richter und Schöppen, wenn es not thäte, sich bei ihnen Rat erholen könnten. Auf der mittleren Bühne saßen der Richter, Hans Gradow, mit seinen Schöppen, die Gerichtsschreiber, Zeugen und Freisprecher. Auf die unterste Bühne wurden Paul Fromm und die angeklagten Juden, 38 an der Zahl, geführt. Jakob und zwei andere Juden, welche die Taufe empfangen hatten, fehlten. Die Angeklagten trugen gelbe und weiße, spitzige Hüte, sie waren aus dem Gefängnis unter dem Gesange religiöser Lieder nach der Gerichtsstätte gezogen.

Eine ungeheure Menschenmasse hatte sich als Umstand des Gerichts versammelt. Von nahe und ferne waren Geistliche und Weltliche herbeigekommen, um Zeugen des merkwürdigen Prozesses zu sein. Der Neue Markt war von der Kopf an Kopf dicht gedrängten Volksmasse, welche in lautloser Stille dem Gerichtsverfahren lauschte, angefüllt. Noch einmal wurden die sämtlichen Prozeßakten, die Aussagen der Zeugen und Angeklagten, öffentlich mit lauter Stimme Wort für Wort verlesen, keiner der Angeklagten widerrief seine früheren Geständnisse. Der Richter befragte nun die Schöppen um Recht, einer derselben nach dem andern gab seinen Urteilsspruch ab, und dieser lautete einstimmig folgendermaßen:

„Dieweil der böse Christ, Paul Fromm, sich an dem heiligen Sakrament vergriffen, dasselbe gestohlen und verkauft hat ꝛc., darum soll man ihn auf einen Wagen binden, die Gassen auf und nieder führen, mit Zangen reißen und darnach in ein Feuer legen. Und dieweil die boshaftigen, schnöden und verstockten Juden ihre böse Mißhandlung auch zu mehreren Malen vor und außerhalb Gerichts bekannt, darum soll man sie zu Pulver ver-

brennen, damit alle andern ein Beispiel und Exempel von ihnen nehmen möchten, daß sie solche und dergleichen Uebelthat auch nicht begehen möchten."

Dem Urteil folgte die Vollstreckung auf dem Fuße. Der Scharfrichter ergriff Paul Fromm, riß ihm die Kleider vom Leibe und schmiedete ihn auf einen Karren mit Ketten an. Von einer jubelnden, schreienden Volksmenge begleitet, fuhr der Karren durch die Straßen von Berlin und Cöln. Neben dem Verbrecher stand eine Pfanne mit glühenden Kohlen, welche der Bube des Scharfrichters mit einem Blasebalg in stetem Brand erhielt. An jeder Straßenecke wurde Halt gemacht. Mit atemloser Erwartung schauten die Tausende nach dem Henkerskarren. Der Scharfrichter erhob sich, er riß eine glühende, eiserne Zange aus dem Kohlenbecken und kniff mit dieser den Verurteilten in das Fleisch der Brust. Ein dicker, übelriechender Dampf stieg unmittelbar nach der Berührung aus dem verbrannten Fleische auf; der wilde Schmerzensschrei des Gemarterten verhallte unter dem rohen Jubelruf, unter dem Jauchzen der entmenschten Zuschauer, die mit schauerlichem Behagen das gräßliche Schauspiel betrachteten. Und weiter ging es. An jeder Ecke dieselbe Marter, bis alle fleischigen Teile des Oberkörpers eine einzige grauenhafte Brandwunde bildeten. Während Paul Fromm in den Schwesterstädten umhergekarrt und gemartert wurde, bereiteten sich die Juden zum Tode vor. Sie hatten, ergeben in ihr Schicksal, mit dem Leben abgeschlossen. Der Rabbi Sloman, der mit ihnen verurteilt war, ermahnte sie, fromm und ihrem Glauben getreu zu sterben. Unter Gebeten und frommen Gesängen zogen sie zur Stätte des peinlichen Gerichts.

Hinter dem Rabenstein war ein wunderlicher Bau errichtet worden. Der Scharfrichter von Berlin hatte sich in teuflischer Erfindungsgabe selbst übertroffen, um den Feuertod der verhaßten Juden so qualvoll wie möglich zu machen; es war ihm dies aber auch leichter geworden als bei anderen Hinrichtungen, denn er hatte eine ungehoffte Hülfe erhalten. Aus den benachbarten Städten waren die Scharfrichter aus freien Stücken herbeigeeilt, um ihren Kollegen zu unterstützen. Die Verbrennung von 38 verhaßten Juden war ein so herrliches Vergnügen, daß keiner dabei fehlen mochte. Ein eigentümliches Gerüst war drei Stock hoch aufgebaut. Jedes Stockwerk bildete einen mit Holz, Stroh und Pech belegten Rost, über jeden Rost waren starke Bäume gezogen, und an diese wurden die Juden gekettet, indem man sie mit Halseisen anschmiedete. Die auf dem obersten Rost mußten hinab-, die auf dem untersten hinaufschauen, damit die eigene Qual durch den Anblick der Schmerzen der Freunde erhöht werde.

Für Paul Fromm war eine einzelne Säule errichtet und mit Holz und Pech getränktem Reisig umlegt worden. Zu dieser Säule wurde der Verurteilte gekarrt, der durch die lange Marter schon dem Tode nahe war, er wurde mit einem Halseisen an die Säule gekettet. Ein Geistlicher trat im vollen Ornat zu dem Sterbenden, er hielt ihm in einer langen, salbungsvollen Rede das Leiden des Herrn Jesu Christi vor und ermahnte ihn, sich daran zu trösten. Paul habe, so erzählt uns die Chronik, durch Zeichen, denn zu sprechen vermochte er nicht mehr, seine Reue und seinen Glauben ausgedrückt, die Juden aber spieen nach dem Kruzifix und dem Priester, sie

stießen wilde Verwünschungen gegen die Christen aus. Eine brennende Fackel wurde in das pechgetränkte Reisig geworfen; da erhob sich züngelnd die Flamme und loderte schnell in gewaltiger Glut gen Himmel. Ein wilder, anhaltender, fürchterlicher Schmerzensschrei, der nach und nach leiser wurde und endlich in einem dumpfen Aechzen verhallte, — ein nicht weniger grauenhafter Jubelruf der zu vielen Tausenden versammelten Volksmasse, und die Feierlichkeit war beendet, der entsetzlichen Justiz jener Tage Genüge geleistet!

Von den drei Juden, welche in der Hoffnung, ihr Leben zu retten, sich hatten taufen lassen, wurde nur einer begnadigt und zwar wegen seiner Kenntnisse in der Arzneikunde; die anderen beiden wurden am Tage nach der Verbrennung ihrer Glaubensgenossen mit dem Schwerte hingerichtet.

Die übrigen Juden der Mark Brandenburg, gegen welche eine bestimmte Anklage nicht vorlag, erschienen dem Kurfürsten doch so verdächtig, daß er den Befehl gab, sie sämtlich für ewige Zeiten aus dem Lande zu verbannen. Vor ihrem Abzuge mußten sie einen Eid schwören, daß sie sich niemals für diese Verbannung rächen wollten.

Drittes Kapitel.

Obgleich Joachim den Adel der Mark Brandenburg so tief gedemütigt hatte, daß dieser nicht gewagt haben würde, seinem absoluten Willen irgend einen Widerstand entgegenzusetzen, obgleich auch die Städte ihre Macht, dem Kurfürsten zu widerstehen, längst verloren hatten, hielt dieser doch das Recht der Stände bei Bewilligung von neuen Abgaben aufrecht. Auf einem Landtage, den er im Jahre 1524 in Berlin abhielt, erklärte er ausdrücklich, daß er sich verpflichte, außerordentliche Landbeden nur in besonderen Fällen auszuschreiben, wenn er, „welches Gott vermeiden möge, eine treffliche Niederlage erlitte“ oder mit Bewilligung der Stände in einen Krieg verwickelt würde oder endlich eine Prinzessin ausstatten müsse.

Diesem Rechtsgefühl, welches Joachim so sehr auszeichnete, stand seine Willkür, mit welcher er die sämtlichen Juden aus der Mark Brandenburg vertrieb, und die Grausamkeit, welche er in der Bestrafung des Adels sowie in der Verbrennung der Juden bewies, schroff gegenüber. Er kannte das Wort Gnade nicht. Wo das Gericht ein Todesurteil aussprach, da bestätigte er es und ließ es nachsichtslos vollstrecken. Oftmals wendete sich seine junge und schöne Gemahlin Elisabeth flehend an ihn, um das Leben eines zum Tode Verurteilten zu erhalten, aber sie wurde stets mit scharfen Worten zurückgewiesen.

Seine Liebe zum Volke, besonders zu den Bürgern in den Städten hat Joachim niemals verleugnet. Wir haben schon gesehen, wie er Berlin und Cöln die Gerichtsbarkeit zurückgab, wie er bestrebt war, Handel und Wandel durch die Verfolgung der Straßenräuber zu heben; ebenso zeigte er aber auch bei mancher Gelegenheit ernste Strenge, so gegen die Stadt Frankfurt und auch gegen das Volk von Berlin, als es sich im Jahre 1515 gegen den

Rat empörte. Er ließ die Führer des Aufstandes durch seine Trabanten ergreifen und ins Gefängnis werfen. Erst gegen eine Summe von 900 Gulden, zu deren Aufbringung den Bürgern ein neuer Schoß auferlegt wurde, erhielten sie ihre Freiheit wieder.

Joachim hielt viel auf eine strenge Ordnung in den Städten, er erließ zu diesem Zwecke eine Polizeiordnung vom Jahre 1515, welche auch für Berlin und Cöln in Wirksamkeit trat. Es wurde darin unter anderem bestimmt:

„Im ganzen Lande sollte gleiches Maß und Gewicht gehalten werden. — Rat, Richter und Schöffen sollten mit Ernst der Gotteslästerung, den öffentlichen Sünden, der Zauberei ꝛc. entgegenwirken und die Thäter streng bestrafen, damit andere ein Beispiel daran nehmen. — Gastmähler und Hochzeiten sollten künftig nicht länger als drei Tage dauern, auch sollte der übermäßige Luxus dabei vermieden werden; deshalb wurde dem Reichen untersagt, zu mehr als fünf, dem gemeinen Manne, zu mehr als drei Tischen Gäste zu bitten. — Die Bäcker und Fleischer wurden verpflichtet, stets gutes Brot und gesundes Fleisch in hinreichender Masse vorrätig zu halten und feilzubieten. — Die Stadtkeller mußten stets mit gutem Weine und Bier versorgt sein, ‚damit der Wandersmann gutes und billiges Getränke haben könnte.‘ — Die Ratleute wurden verpflichtet, jede Feuersgefahr abzuwenden und darauf zu halten, daß in jedem Hause ein lederner Eimer und eine Feuerspritze vorhanden seien. Am Rathause und auf den Kirchhöfen mußten Feuerhaken und Leitern stehen, die Brunnen und Wasserkufen sollten stets in guter Ordnung erhalten werden u. s. w.“

Von besonderem Interesse in dieser Verordnung sind die gegen den überhand nehmenden Luxus der Bürger gerichteten Bestimmungen. Die große Billigkeit der Lebensmittel, der infolge des mehr gesicherten Straßenverkehrs vermehrte Handel und Verkehr hatten den Wohlstand der Städte sehr gehoben, damit aber war auch das Streben der Bürger gestiegen, ihre Reichtümer durch prächtige Feste und Aufwand in der Kleidung zur Schau zu stellen. Die Anwesenheit des Hofes im Schlosse zu Cöln, der häufige Besuch fremder fürstlicher Gäste daselbst, die prunkenden Feste, welche bei solchen Gelegenheiten gegeben wurden, weckten in den Bürgern das Bestreben, es dem reichsten Adel gleich zu thun. Joachim erklärte sich mit vieler Entschiedenheit gegen jeden übermäßigen Prunk. „Man sollte nicht,“ so sagte er, „an einem Tage so viel verzehren, wovon man ein ganzes Jahr haushalten könnte.“ Er setzte deshalb Strafen gegen den ausschweifenden Luxus fest und befahl auch, daß der Rat den Bürgern mit gutem Beispiele vorangehe. Die Schmausereien der Ratsherren auf öffentliche Unkosten bei der jährlichen Versetzung verbot er strenge; wollten sie ja zechen, so sollten sie auf ihre eigenen Kosten mit ihren Frauen zusammen essen und trinken; aber auch nicht länger als einen Tag.

Auch der Unsitte der Zunftschmausereien trat Joachim entgegen. Ein Geselle, der das Meisterrecht suchte, sollte dem Gewerke durchaus keinen großen Schmaus und kein Trinkgelage geben, wie dies bisher üblich gewesen war, sondern nur 33 Groschen und ein Pfund Wachs. Nur einmal im Jahre sollte eine festliche Zusammenkunft der Handwerksgenossen stattfinden und dadurch dem alten Herkommen genügt werden.

Wenn Joachim auf diese Weise bestrebt war, dem Luxus der Bürger zu steuern, war er demselben für seine eigene Person doch keineswegs Feind. Er gab sich, so viel er sich mit ernsten Studien beschäftigte, doch auch mit voller Seele dem Vergnügen hin. Er war ein eifriger Jäger, der gern nach der Jagd in froher Gesellschaft weilte. Ein kräftiger Scherz machte ihm besonderes Vergnügen. Der Chronist Haftitz erzählt uns hiervon eine niedliche Anekdote, er sagt: „Um diese Zeit (1529) haben sich viel Bettler gefunden und gestellet, als ob sie lahm oder mit einem schweren Gebrechen behaftet wären. Sonderlich hat der Scharfrichter zu Berlin, als er am grünen Donnerstag im schwarzen Kloster in Cöln zur Kommunion gehen wollte, wahrgenommen, daß drei solcher Buben in Mulden vor der Kirche gesessen, als wenn sie lahm wären und Seife in den Mund genommen, als hätten sie das schwere Gebrechen, da ihnen doch nichts mangelte. Derowegen hat er den Herrn Kurfürsten gebeten, ihm zu vergönnen, daß er ein Werk der Barmherzigkeit thun und sie gehend machen möchte. Als er solches erhalten, hat er am folgenden stillen Freitage drei Knechte zu sich genommen, welche unter dem Rücken gute Knotenpeitschen von Stricken gehabt, und als ihn die Bettler um eine Gabe angeschrieen, tapfer auf sie losgehauen haben. Ob sie nun zwar anfangs um Verschonung gebeten, haben sie doch endlich, als sie kein Verschonen gemerkt, die Messer genommen, die Stricke zerschnitten und Reißaus gegeben. Meister Hans aber hat sie über die lange Brücke bis ans St. Gürgenthor convoyret und ihnen den leinen Küttel dermaßen angestoßen, daß sie es wohl gefühlet haben." Hierüber hat der Kurfürst sehr gelacht und zum Henker gesagt: „Kannst du die Krüppel und Lahmen gehend machen, so muß ich dich besser zu Rate halten!"

Trotz Joachims Liebhaberei für drastische, kräftige Scherze, für lustige Jagdgelage und für prächtige Feste widmete er doch den größten Teil seiner Zeit ernsten Studien und zwar mit besonderer Vorliebe mathematischen und theologischen. Die seinem Stamme eigene, streng religiöse Richtung hatte auch Joachim geerbt. Er unterhielt sich gar gern mit kirchlichen Autoritäten und wählte seine Geheimräte häufig aus der Priesterschaft. Der Bischof Hieronymus Scultetus war gerade deshalb sein besonderer Liebling geworden, weil er es trefflich verstand, mit dem Kurfürsten theologische Streitfragen zu verhandeln und sich von diesem beim Wettkampfe geschickt schlagen zu lassen.

Den seltsamsten Widerspruch im Leben Joachims bilden seine Gelehrsamkeit, sein Forschen nach höherer Erkenntnis und sein Aberglaube.

Kurfürst Johann Cicero hatte dafür gesorgt, daß sein Sohn schon vom Knabenalter an durch tüchtige Lehrer unterrichtet wurde. Der Bischof von Lebus, Dietrich von Bülow, hatte seinem jungen Schüler den Wissensdrang in die Seele gesenkt, der Joachim sein ganzes Leben lang erfüllen sollte. Sofort nach der Uebernahme der Regierung war es das eifrigste Bestreben des jungen Kurfürsten, nicht nur sich selbst wissenschaftlich fortzubilden, sondern auch für die Förderung der Wissenschaft in der Mark Brandenburg Sorge zu tragen. Er zog tüchtige Gelehrte an seinen Hof, so auch den berühmten Abt Johann Tritheim, den er im Jahre 1505 bewog, ihn in Berlin zu besuchen und neun Monate bei ihm zu bleiben. Tritheim mußte ihm täglich vier Unterrichtsstunden in der griechischen Sprache, im Lateinischen, in der Mathematik und in der Geschichte geben. Auch nachdem Tritheim Berlin

wieder verlassen hatte, blieb Joachim mit ihm im steten schriftlichen Verkehr und machte ihm häufig kostbare Geschenke.

Er sah mit Betrübnis, daß die Wissenschaft in der Mark aufs äußerste vernachlässigt wurde, und sagte darüber einst: „Alle Künste sind bei uns zu finden, aber ein gelehrter Mann ist seltener als ein weißer Rabe!“ Um so traurige Zustände zu verbessern, brachte Joachim den Lieblingsplan seines Vaters zur Ausführung, indem er in der Stadt Frankfurt im Jahre 1506 eine Universität begründete. Er berief den berühmten Professor Wimpinna (sein eigentlicher deutscher Name war Konrad Koch) und eine Reihe anderer



Ueberfahrt von Stralau zum Stralauer Fischzuge;
nach einem Stiche aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts.

gelehrter Männer und bewog sie durch die Zahlung ansehnlicher Gehalte, ihre Kräfte der neuen Universität zu widmen.

Die Sorge für das Wohl seiner neubegründeten Universität erfüllte Joachim während seiner ganzen ferneren Regierung. Er wünschte, daß Frankfurt schnell zu einem berühmten Vorort der Gelehrsamkeit emporblühen, die übrigen norddeutschen Universitäten überflügeln möge, und er vermochte bei diesem Wunsche nicht, sich von einer gewissen Eifersucht besonders gegen die Universität Wittenberg frei zu halten. Kleine Ursachen haben oft in der Geschichte große Wirkungen, so trug die Eifersucht Joachims gegen Wittenberg wesentlich dazu bei, ihn der Reformation abgeneigt zu machen. Durch den steten Verkehr, welchen Joachim mit Gelehrten hielt, wurde er selbst zu einem regen, wissenschaftlichen Studium angefeuert. Er warf sich mit besonderer Vorliebe auf Mathematik, Astronomie und die damit in jenen Zeiten eng zusammenhängende Astrologie.

Man hatte im Mittelalter den Aberglauben in ein wissenschaftliches System gebracht. Von dem Grundsatze ausgehend, daß das ganze Weltall nur zum Nutzen und Frommen der Menschen geschaffen sei, behaupteten die Gelehrten, die Himmelskörper hätten eine bestimmte Einwirkung auf die Geschicke der einzelnen. Der Stand der verschiedenen Gestirne zu einander in der Stunde der Geburt eines Menschen sollte, dem allgemeinen Glauben nach, entscheidend für das Geschick desselben während seines ganzen Lebens sein. Die Astrologie beschäftigte sich ebensowohl damit, den Lauf der Gestirne, als damit, ihre vermeintliche besondere Einwirkung auf das Schicksal hochgestellter Personen zu berechnen. Der eigentümliche Drang, eine geheimnisvolle Zukunft zu erforschen, der zu allen Zeiten in dem Menschen gelegen hat, wurde damals durch die Wissenschaft selbst befördert. Die gelehrtesten Astronomen waren zugleich Sterndeuter und glaubten selbst an ihre oft höchst seltsamen Prophezeiungen; wenn die Berechnungen der Astrologen durch Zufall hier und da sich bewahrheiteten, so gab dies einen unumstößlichen Beweis für die Richtigkeit der astrologischen Lehren, während das Nichteintreffen der Vorhersagung nur Irrtümern und Fehlern in der Berechnung des Sternenlaufes zugeschrieben wurde.

Auf dem Schlosse zu Cöln bestand eine Art Sternwarte, von welcher aus der Kurfürst die Sterne beobachtete. Er verwendete gewaltige Summen auf Anschaffung der besten Bücher, der trefflichsten Instrumente und hielt stets einen gelehrten Astrologen an seinem Hofe, der ihn bei seinen Forschungen unterstützte. Er hat selbst ein Buch über die Grundsätze der Astrologie geschrieben und es seinem Sohne gewidmet. In mancher stillen Nacht brannte im Arbeitsgemach des Kurfürsten bis zum Morgen hin noch Licht. Das Volk von Berlin und Cöln schaute mit einem gewissen Grauen nach jenem einsamen Lichtschein, es erzählte sich, der Kurfürst sei ein halber Zauberer. Er treibe dort oben im fest verschlossenen Gemache die schwarze Magie, und wäre es nicht zu sehr gegen den Respekt gewesen, man hätte wohl gar geglaubt, der gnädigste Herr habe sich dem Teufel verschrieben; von seinem Lieblingssterndeuter, dem Johann Carion, glaubte das jedermann. Carion war ein hochgelehrter Mann, der seine trefflichen astronomischen Kenntnisse durch die Astrologie auszubeuten verstand. Er las in den Sternen wie in einem aufgeschlagenen Buche, und Joachim glaubte allen seinen Prophezeiungen.

Als dem Kurfürsten ein zweiter Sohn geboren wurde, da konnte Carion nicht nur die Geschicke desselben aus den Sternen deuten (die Nativität desselben stellen), er war so hoch studiert, daß er sogar den Schutzengel des Prinzen auffand und den Namen desselben: „Bathsitihadel“ ausforschte; es hat auch später niemand beweisen können, daß der Schutzengel diesen Namen nicht geführt habe. Carion gab prophetische Kalender heraus, in denen er alle Glücks- und Unglücksfälle, welche das deutsche Reich betreffen würden, vorher verkündete. Er verstand es, seine Vorhersagungen sehr geschickt in so allgemeine Ausdrücke zu kleiden, daß sie fast immer eintrafen; nur wenn er sich einmal hinreißen ließ, eine ganz bestimmte Thatsache zu prophezeien, dann hatte er wohl das Unglück, damit durchzufallen; aber ein Fehler in der Berechnung entschuldigte auch dann den Irrtum und ließ den Glauben an die Zuverlässigkeit des gelehrten Sterndeuters unerschüttert. So hatte Carion in einem

er Kalender prophezeit, Dr. Martin Luther werde an einem bestimmten ge öffentlich verbrannt werden; der Tag erschien, Luther blieb am Leben, rion hatte also falsch gerechnet; er ließ sich hierdurch nicht irre machen, dern prophezeite ruhig weiter, und Joachim glaubte ihm wie zuvor.

Dem Glauben an Sterndeuterei verband sich naturgemäß der an Zauberkte, an Hexerei, Goldmachen u. s. w., in dem Joachim tief befangen war, der es auch möglich machte, daß der Kurfürst trotz seines sonst so klaren rstandes in dem großen Judenprozeß sich selbst so fürchterlich betrügen nte. Joachim wurde durch seinen Aberglauben oft zu Handlungen geführt, lche ans Lächerliche streiften und wohl geeignet waren, die Liebe und tung des Volks gegen ihn zu erschüttern. Ein Beispiel hierfür giebt seine rcht vor einer prophezeiten Sündflut. Ein berühmter Astrologe, Namens öffler, hatte im Jahre 1518 geweissagt, daß im Februar 1524 eine allgeine Sündflut die ganze Erde zerstören werde. Ein Zweifel hierüber könne ht sein, denn es trete eine Konjunktion des Saturn, Jupiter und Mars Zeichen der Fische ein, was zuverlässig eine große Wasserflut bedeute. dere Astrologen bestätigten die Prophezeiung.

Ganz Europa war viele Jahre lang in Angst und Schrecken. In den enen Dörfern und Städten, welche der Wasserflut am meisten ausgesetzt ienen, herrschte tiefe Verzweiflung. Die Wohlhabenden verkauften ihre cker und Häuser, um in die Gebirge zu ziehen. Man baute große Archen, ch dem Beispiele des Vater Noah, um in ihnen sich vor den Fluten zu ten; andere vergeudeten ihr Hab und Gut, um die wenigen Jahre des bens zu genießen. Der Februar 1524 kam und verging, das Wetter war ön, der Himmel blieb heiter, die Prophezeiung erwies sich als trügerisch. m Volke sank ein schwerer Alp von der Brust; nur nicht dem Kurfürsten achim, denn dieser hatte vorher gewußt, daß die Gefahr nicht im Februar 24, sondern erst später am 15. Juli 1525 zu besorgen sei. Der gelehrte rion hatte genau berechnet, daß Stöffler sich im Datum geirrt habe, er tte dies dann dem Kurfürsten heimlich mitgeteilt. Joachim war von einer ängenden Angst und Unruhe erfüllt. Wie oft schaute er, als sich am orgen des 15. Juli 1525 die Sonne erhob, von seiner Warte aus nach n Wetterwolken, welche die Sündflut mit sich bringen sollten, nicht eine gemeine Sündflut, sondern ein grausames Wetter, welches die Städte erlin und Cöln zerstören würde! So hatte Carion prophezeit.

Der Tag brach klar und heiter an. Nirgends eine Wolke an dem hten, tiefblauen Himmelsgewölbe, kein Vorzeichen, daß die Vorhersagung ntreffen würde. Der Mittag nahte, eine glühende Hitze herrschte, und wenn ch noch immer keine Wolke sich zeigte, kein Lüftchen wehte, so war doch r Himmel nicht mehr so blau wie am Morgen, er hatte eine fahle, gelblich aue Farbe angenommen, und jetzt endlich stieg am fernsten Horizont ein warzer Wolkensaum auf. Im kurfürstlichen Schlosse zu Cöln begann die ienerschaft sich zu regen. Die Hofequipagen wurden in höchster Eile angeirrt, auf den Treppen und Gängen liefen Trabanten, Hofherrn und Dienerhaft eilig durcheinander. Auf allen Gesichtern prägte sich die Angst vor inem nahenden Unheil aus, Joachim selbst ging mit verstörter Miene schwanenden Schrittes in seinen Gemächern auf und nieder. Er hatte noch einmal inen Carion befragt, noch einmal die Bestätigung des kommenden Unglücks

gehört, die Sterne konnten ja nicht trügen. Eine dumpfe Gewitterschwüle lag über den Städten Berlin und Cöln. Höher und höher hob sich die Wolkenwand, langsam stieg sie empor, aber schon bedeckte sie einen Teil des Himmels, und durch die dicht zusammengeballte, schwarze Wolkenmasse zuckten ferne Blitze.

Da öffneten sich die Schloßthore, der Kurfürst, seine Gemahlin und die fürstlichen Kinder fuhren im vierspännigen Wagen über den Schloßplatz, neben dem Wagen ritten die vornehmsten Räte und Offiziere. Im scharfen Trabe, so schnell die Pferde laufen konnten, flüchteten die Geängstigten aus dem gefährdeten Cöln. Die Hofdiener folgten zu Pferde oder zu Fuß. Jeder beladen mit so viel von seinem kostbarsten Eigentume, als er in der Eile retten konnte. Südlich von den Schwesterstädten erhoben sich die cölnischen Weinberge, auch die Tempelhofer Berge genannt; nach dem höchsten von diesen, dem heutigen Kreuzberg, ging der Zug der Wagen, Reiter und Fußgänger, auf dem Gipfel der Anhöhe suchte Joachim Schutz gegen die drohende Sündflut. Stunden vergingen und wieder Stunden. Der Kurfürst saß mit seinen Getreuen oben auf dem Berge und schaute bald nieder auf die mauer- und wallumgürteten Städte zu seinen Füßen, bald hinauf nach den schwarzen Wetterwolken, die immer drohender am Himmel heraufzogen; ein anderes Wetter, welches nicht minder drohend sich unter ihm zusammenzog, sah er nicht.

Den Bürgern von Berlin und Cöln war die Prophezeiung Carions nicht mitgeteilt worden, und dennoch kannten sie dieselbe. Einer der Hofdiener mochte wohl geplaudert haben. Einige verlachten die Gefahr und erinnerten an Stöfflers verunglückte Weissagung, andere standen mit bleichen Gesichtern vor den Thüren und schmähten tief entrüstet den Kurfürsten, der den Weg zum Tempelhofschen Berg durch seine Trabanten hatte absperren lassen, der sich selbst retten wollte vor der Gefahr, welche das Volk von Berlin und Cöln bedrohte.

Schon war der ganze Himmel mit Wolken dicht bedeckt, in jedem Augenblicke drohte sich das Unwetter zu entladen, da brach plötzlich die Sonne mit lichtem Strahle wieder hervor, die Wolken zerteilten sich. War die Gefahr vorüber? Joachim glaubte es nicht, er war zu sehr von der Untrüglichkeit seines Carion überzeugt, aber während er oben vom Berge auf die dem Untergange geweihten Städte herabschaute, begann er sich seiner Furcht zu schämen. Die Stunde der Gefahr hatte ihn wieder zusammengeführt mit seiner Gemahlin Elisabeth, der er schon seit langen Jahren fremd geworden war; er bewunderte die ruhige Fassung der furchtlosen Frau, und als diese sich jetzt mutig an ihn wandte und ihn dringend bat, nach dem Schlosse in Cöln zurückzukehren, dort mit seinen Unterthanen auszuharren und mit ihnen das Geschick zu teilen, welches Gott senden möge, ermannte er sich und gab den Befehl, die Wagen wieder anzuspannen. Er kehrte nach Cöln zurück. Nicht mit freudigem Gruße, sondern mit finstern Blicken wurde er empfangen, als er schnell durch die Straßen fuhr. Schon war er auf dem Platze vor dem Schlosse angelangt, schon wollten die vier schnaubenden Rosse ins Burgthor einbiegen, da öffneten sich plötzlich die Wolken, die sich wieder zusammengezogen hatten, ein Feuerstrahl schoß hernieder, der Donner krachte, als bräche das mächtige Schloß in sich zusammen. Joachim war betäubt, ge-

blendet. Als er durch den rauschenden, in Strömen herabfallenden Regen wieder ins Bewußtsein gerufen wurde, stand der Wagen still. Er sprang heraus; vor ihm lag die vom Blitz herabgeschleuderte Leiche des Wagenknechtes; auch die vier Pferde waren erschlagen.

„Sunsten," — sagt Haftitz, der uns dies Ereignis erzählt, — „hat das Wetter keinen Schaden mehr gethan."

Viertes Kapitel.

An einem herrlichen Frühlingstage, in der ersten Hälfte des April 1517, waren die Straßen von Berlin und Cöln dicht gedrängt von der schaulustigen Menge. Die Bürger hatten die Festkleider angelegt, Frauen und Mädchen den schönsten Schmuck hervorgesucht. Ein besonderes Fest stand den guten Berlinern bevor, der berühmte Ablaßverkäufer Johann Tetzel wurde erwartet, er wollte seinen feierlichen Einzug in Berlin halten, um auch den Bürgern dieser Stadt Sündenerlaß für wenige Groschen zu verkaufen. Die heilige Kirche war gar gnädig gegen ihre Kinder; sie hatte Erbarmen mit den Qualen, welche den armen Sündern im Jenseits bevorstanden, und da sie die Macht der Sündenvergebung, der Errettung aus den Flammen des Fegefeuers besaß, machte sie die Gläubigen dieser Wohlthat teilhaftig, natürlich aber nur, wenn diese sich auch des Erbarmens würdig zeigten, wenn sie bereit waren, von ihrem schnöden Mammon ein weniges für den Säckel der Kirche, zur Erbauung der Peterskirche in Rom, zu opfern.

In jener Zeit, im Anfange des 16. Jahrhunderts, hatten sich die in der katholischen Kirche eingerissenen Mißbräuche übergipfelt; vergeblich waren einsichtsvolle Geistliche seit länger als einem Jahrhundert bemüht gewesen, eine Kirchenreformation herbeizuführen, vergebens hatten sie auf den Kirchenversammlungen die herrschenden Mißbräuche offen klargelegt, alle ihre Bemühungen waren an der Selbstsucht der höchsten kirchlichen Würdenträger gescheitert, und statt zum Bessern zu führen, hatten alle reformatorischen Versuche das alte Unwesen nur neu befestigt. Die Geistlichkeit war von ihrer Spitze bis zu ihren untersten Gliedern ihrem eigentlichen Berufe, Gottes Wort zu lehren und dem Volke ein Vorbild der Frömmigkeit und wahrhaft religiösen Wandels zu sein, längst untreu geworden. Die Päpste verdankten ihre Wahl meist der niedrigsten Bestechung. Derjenige Kardinal bestieg den päpstlichen Stuhl, der seinen Kollegen die höchste Summe bieten konnte. Und wie das Haupt, so die Glieder. Die Bischöfe betrachteten sich als weltliche Fürsten, die lieber in den Krieg als in die Kirche gingen, die vom Aberglauben des Volkes möglichst hohe Einkünfte zu ziehen bestrebt waren. Die Bischöfe in der Mark, die von Brandenburg, Havelberg und Lebus, waren nicht die schlechtesten ihres Standes, dennoch aber lebten auch sie ganz wie weltliche Fürsten; sie hielten sich einen glänzenden Hofstaat und zogen als Feldherren in den Krieg; sie plünderten und verbrannten dabei die

feindlichen Dörfer, und der Bischof von Havelberg, Wedigo Hans, ein Edler von Putlitz (1460—1487) hatte sich in solchen Fehdezügen nicht gescheut, bei seinen Einfällen in das mecklenburgische Gebiet auch die Kirchen und Klöster zu stürmen und auszurauben.

Daß die niedere Geistlichkeit unter solchen Kirchenfürsten weit davon entfernt war, ihren priesterlichen Beruf zu erfüllen, ist natürlich. Das ganze Heer derselben, und es gab in der Mark etwa 10 000 Weltgeistliche und Mönche, überließ sich einem höchst ausschweifenden Leben. Solche Priester, welche sich überdies durch Aberglauben und Unwissenheit auszeichneten, konnten unmöglich zur Förderung wahrer Religiosität beitragen, sie waren eben nur Werkzeuge, welche es sich zur Aufgabe machten, die Formen des Gottesdienstes aufrecht zu erhalten, und indem sie auf den religiösen Aberglauben*) der Menge wirkten, die Geldmittel herbeizuschaffen, welche den Fürsten der Kirche und ihnen selbst nötig waren, um ihr ausschweifendes Leben fortzuführen. Die Kirche besaß zwar große Schätze, sie wurde fortwährend durch Schenkungen aus milder Hand reich bedacht, aber wie gewaltig auch die Summen waren, welche ihr zuflossen, sie genügten dennoch nicht, um den verschwenderischen, prachtvollen päpstlichen Hof zu erhalten und die Bedürfnisse der zahllosen Kirchenfürsten und Geistlichen zu befriedigen; der erfinderische Geist der Priesterschaft hatte daher schon seit langer Zeit ein anderes Mittel ersonnen, um dem gläubigen Volke das Geld aus der Tasche zu locken, — den Ablaßkram.

Der Ablaßhandel hatte eine ziemlich vernünftige Entstehung. Die Kirche war berechtigt, für Vergehen gegen die Kirchenordnung mancherlei Strafen aufzulegen, welche in oft peinlichen Büßungen bestanden; es erschien vorteilhaft, an die Stelle derselben Geldstrafen treten zu lassen, um den Schatz der Kirchen zu füllen. Der Papst erließ die kirchlichen Strafen, wenn eine bestimmte Summe gezahlt wurde, ja er ging noch weiter, auch auf die himmlischen Strafen im Jenseits dehnte er den Straferlaß aus.

Papst Leo X. war des Geldes besonders bedürftig. Sein prachtvoller Hof kostete enorme Summen, und auch der Bau der Peterskirche in Rom, welchen der kunstsinnige Papst nach Kräften förderte, war ohne eine großartige Beisteuer der Christenheit nicht weiter zu führen. Der Papst entschloß sich daher zu einem neuen Ablaßverkauf, für den er besonders Deutschland im Auge hatte. Er konnte den Handel nur mit Vorteil betreiben, wenn er ihn einem geschickten Unterhändler übertrug; ein solcher war der Erzbischof Albrecht von Mainz, welcher den Auftrag erhielt, den Ablaßhandel in Deutschland

*) Der kirchliche Aberglaube zeigte sich sehr auffällig auch in der Reliquienverehrung, welche mehr und mehr überhand nahm. Wie sehr dieselbe auch in Berlin emporgewuchert war, zeigt uns ein Register der Reliquien, welche in der Marienkirche zu Berlin in reich verzierten Monstranzen aufbewahrt wurden. Das Register stammt aus dem Jahre 1405. Im Laufe des Jahrhunderts ist der Reliquienschatz noch vielfach vermehrt worden. Damals waren in der Marienkirche vorhanden: Ein Stück der Säule, an welcher Christus gegeißelt worden. Eine Partikel des heiligen Kreuzes. Knochenüberreste von vielen Heiligen und den zehntausend Jungfrauen. Ueberreste des Grabes Christi, der allerheiligsten Jungfrau Maria und vieler Heiligen. Ein wenig von der Erde, wo der Körper unseres Herrn Jesu niedergesunken. Ein Stück von der Rippe des heiligen Bekenners und Kaisers Heinrich. Einige Ueberreste von dem Hirn des heiligen Eucharius, Quiriaci des Bischofs, von den zehntausend Kriegern und von der Milch der heiligen Jungfrau Maria

in Gang zu bringen, dafür wurde ihm die Hälfte des gesamten Ertrages gewährt. Erzbischof Albrecht von Mainz, der jüngere Bruder des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, war ein geistreicher, kunstsinniger Fürst, der selbst sehr wohl das Schmähliche des Ablaßhandels erkannte, der aber dennoch sich nicht scheute, Gebrauch von dem verwerflichen Mittel zu machen, um seine Schulden zu bezahlen und seine geschwächte Kasse zu füllen. Albrecht übernahm den Ablaßhandel für Deutschland und übertrug den Verkauf der Ablaßbriefe einem Manne, der sich für das schmutzige Geschäft eignete wie kein anderer, dem früheren Dominikanermönche Johann Tetzel.

Johann Tetzel war nach einer stürmischen Jugend Dominikanermönch geworden und hatte als solcher so gelebt wie die meisten seiner Ordensgenossen. In Innsbruck war er bei einem Ehebruch ertappt und infolgedessen zum Tode verurteilt worden. Kaiser Maximilian hatte ihn in den Inn werfen und ersäufen lassen wollen, auf Fürbitte des Kurfürsten von Sachsen war die Strafe in lebenslängliche Haft verwandelt worden; aber auch von dieser hatte sich Tetzel zu befreien und die Begnadigung des Papstes zu erreichen gewußt. Tetzel war ein geübter Ablaßkrämer. Er verstand das Geschäft trefflich. Begabt mit einer großen, besonders auf die niedere Volksmasse wirkenden Rednergabe, mit dem Talent des Charlatans, der seine Waren anzupreisen und jedem Käufer mundrecht zu machen versteht, mit vollkommener Gewissenlosigkeit und unerschütterlicher Unverschämtheit, wußte Tetzel einen Absatz für die Ablaßbriefe zu erzielen, der wahrhaft erstaunenswert war. Er brachte gewaltige Summen zusammen, obgleich das Gebiet, in dem er wirken konnte, nur ein kleines war, denn viele deutsche Fürsten versagten ihm in ihren Ländern, welche schon zu sehr durch einen frühern Ablaßhandel ausgesaugt waren, die Erlaubnis zum Verkauf der Ablaßbriefe. So blieben ihm denn nur die Länder von Kurmainz und der Mark Brandenburg, welche Joachim dem Agenten seines Bruders geöffnet hatte.

Albrecht war ausdrücklich nach Berlin gereist, um mit dem Kurfürsten Rücksprache zu nehmen, und er hatte es dahin gebracht, daß Joachim durch eine Urkunde seine Einwilligung zum Ablaßhandel in der Mark Brandenburg gab, gewiß ungern, denn Joachims gesunder Sinn ließ ihn das Unheilvolle jenes Handels wohl erkennen, und er bewies dies später dadurch, daß er seinen sämtlichen Hofdienern verbot, Ablaßbriefe zu kaufen; aber er gab die Erlaubnis doch, um dem Bruder gefällig zu sein, er genehmigte, daß Tetzel nach der Mark Brandenburg kommen könnte, und ohne es zu wissen und zu wollen, trug er dadurch zu jener Reformation bei, deren eifrigster Gegner er bald werden sollte.

Tetzel wurde in Berlin erwartet; ihn zu empfangen, hatte sich das Volk in den höchsten Festesschmuck geworfen. Man erzählte Wunderdinge in Berlin und Cöln von den kräftigen, Seele und Mark durchdringenden Predigten des Dominikaners. Der verstand das Herz zu rühren! Er wußte den Sünder niederzuschmettern, aber auch wieder zu erheben, indem er ihm die Ablaßbriefe, die ihn zur ewigen Seligkeit führten, verkaufte. Das Volk von Berlin war schon durch Bußpredigten, die in allen Kirchen gehalten worden waren, darauf vorbereitet, den berühmten Ablaßkrämer mit Freuden zu empfangen. Im Jahre 1516 hatte abermals eine böse Pest das Land durchzogen und in den Schwesterstädten so mörderisch wie im Jahre 1502

gehaust. Nur wenige Familien waren verschont geblieben, die meisten betrauerten einen oder den anderen ihrer Lieben. Das war die Strafe Gottes für die vielen Sünden der Berliner, — so predigten die Pfaffen, — und ein Segen sei es, daß jetzt der Papst in seiner Barmherzigkeit den Tetzel nach der Mark Brandenburg schicke, um dort das Volk des Sündenerlasses für wenige Groschen teilhaftig zu machen. Da war denn große Freude unter den Bürgern von Berlin und Cöln, und selbst diejenigen, welche ein wenig ungläubig waren und einige bescheidene Zweifel in die Kraft der Ablaßbriefe setzten, waren doch entschlossen, den Ablaß zu versuchen, wenn er nicht zu teuer wäre; „denn, nützt er nichts, so schadet er doch gewiß nicht."

Alle Kirchen waren gefüllt. Das Volk sang unter Orgelbegleitung das Miserere. Von den Türmen herab läuteten die Glocken wie zum höchsten Feste. Da erschienen die Boten des Tetzel und verkündeten, der Segenbringer nahe, die Gnade des Papstes und Gottes sei vor den Thoren. Es ordneten sich Geistlichkeit und Volk zum feierlichen Zuge, um dem heiligen Manne die gebührende Ehre zu erweisen, ihn festlich in die Stadt einzuholen. Der Rat von Berlin und Cöln eröffnete mit den höchsten Würdenträgern den Zug, ihm folgten die Geistlichkeit, die Mönche des schwarzen und grauen Brüderklosters; die geistlichen Orden mit Fahnen und Kerzen, die Zünfte folgten mit Gewerkszeichen, und eine gewaltige Volksmasse schloß sich an, Männer, Frauen, Greise und Kinder. Und als sie nun den heiligen Mann einholten in die Stadt und ihn zur Nikolaikirche führten, da war der Jubel groß, denn der Tetzel verstand es, die Herzen zu gewinnen und doch Respekt einzuflößen. Er winkte gar freundlich dem gaffenden Volke zu und segnete jeden, der ihm nahe kam. Vor ihm her wurde auf einem samtenen, reich mit Gold gestickten Kissen die päpstliche Ablaßbulle getragen, von der das Volk sein Heil erwartete. Dicht hinter ihm schritt sein Gehülfe im Ablaßverkauf, der dickwanstige Dominikanermönch Bartholomäus, der hielt die Hände über den Bauch gefaltet und schaute gar fromm und bescheiden zu Boden.

Nachdem der Festzug unter dem Läuten der Glocken und dem Jubelrufe des Volkes in der Nikolaikirche eingetroffen war, richtete Tetzel vor dem Altare ein rotes Kreuz mit dem päpstlichen Wappen auf, zum Zeichen der Gegenwart des Ablaßpredigers, und stellte ein Becken daneben, in welches das Volk seine Gaben legen konnte. Dann begann er zu predigen, und atemlos lauschte die Menge. Er wies hin auf das große Unglück des vergangenen Jahres, auf die reiche Todesernte, welche die Pest wieder in Berlin und Cöln gehalten habe, und die so furchtbar gewesen sei, daß sie selbst die Totengräber fortgerafft habe, so daß jede Familie für die Bestattung ihrer Lieben selbst habe Sorge tragen müssen, daß selbst am Fronleichnamstage die feierliche Prozession unmöglich gewesen sei. Mit donnerndem Worte rief er dem Volke zu: „Hört Ihr nicht Eurer Eltern und anderer Verstorbenen Stimme, die mit Klagen und Jammergeschrei Euch zurufen: Erbarmt Euch mein! Erbarmt Euch mein! denn des Herrn Hand ruht schwer auf uns, wir sind mit den härtesten Strafen und Martern geplagt, von denen Ihr mit geringer Almosengabe uns erlösen könnt! Und Ihr wollt es nicht? O, öffnet Eure Ohren, vernehmet des Vaters und der Mutter Stimme, die den Söhnen und Töchtern zurufen: Wir haben Euch erzeugt, ernährt, er-

zogen, haben unser Gut Euch zurückgelassen, und Ihr seid so hart und grausam, daß Ihr uns nicht erretten wollt, da Ihr es doch mit großer Leichtigkeit vermöget, und daß Ihr es zugebt, daß wir in den Flammen liegen und verhindert werden, zu der verheißenen Herrlichkeit zu gelangen. Kommt herbei, hier könnt Ihr den vollständigsten Ablaß erhalten! Jetzt steht noch der Himmel offen! Sehet doch, wie viel Seelen Ihr erretten könnt! Aber, o Ihr harten und nachlässigen Seelen! Du dort kannst Deinen Vater für 12 Groschen aus dem Fegefeuer herausziehen, und Du bist so undankbar und willst Deinem Vater in so großer Pein, die er leiden muß, nicht zu Hülfe kommen? Ich will am jüngsten Gericht entschuldigt sein, Ihr aber mögt zusehen, wie Ihr auskommt! Legt ein, legt ein, legt ein!"

Und sie legten ein, in das Becken nämlich neben dem roten Kreuze, denn wer hätte da nicht gern wenige Groschen geopfert, um die verstorbenen Lieben aus dem greulichen Fegefeuer zu befreien! Tetzel schwieg atemlos, an seine Stelle trat sein Gehülfe, der Dominikaner Bartholomäus, der vermochte zwar nicht so rührend zu sprechen, wie der große Tetzel, aber er verstand es doch auch, auf die Volksmasse zu wirken, und wenn er seinem Meister an Redefertigkeit nachstand, übertraf er ihn an Unverschämtheit. „Schaut unser geheiligtes Kreuz an!" rief er im Laufe der Rede auf das rote Ablaßkreuz weisend, „mit diesen meinen leiblichen Augen sehe ich das Blut Christi von dem Kreuze herabtröpfeln! Das ist ein Wunder, ein Gnadenbeweis, der seit der Zeit des Leidens Christi noch nicht stattgefunden hat!" Das Volk sah nun zwar nichts von dem tröpfelnden Blute, aber es glaubte und legte ein.

So war denn das Ablaßkreuz in Berlin errichtet, und der Handel mit Ablaßbriefen wurde mit aller Kraft begonnen. Tetzel nahm seine Wohnung im Dominikanerkloster zu Cöln, hier schlug er den eigentlichen Ablaßmarkt auf, zu dem von nah und fern die Käufer herbeieilten. Er verkündete unter dem 11. April 1517, daß er die Macht habe, für alle Sünden Absolution zu erteilen, nur nicht für heimliche Empörung gegen den Papst, Entleibung hoher Prälaten, Verfälschung apostolischer Briefe und Zuführung an Wehr und Waffen an die Ungläubigen. Solche Sünden wären freilich zu schwer, als daß sie überhaupt Vergebung finden könnten.

Sechs Monate blieb Tetzel in Berlin, und es ist unglaublich, welche Sündenlast er den Bürgern von Berlin und Cöln sowie den Fremden, welche während dieser Zeit nach den glücklichen Städten kamen, um Ablaß zu kaufen, abgenommen hat. Hatte er anfangs noch einige Würde in seinen Predigten bewahrt, so steigerte sich seine Marktschreierei in dem Maße, in welchem die Kauflust des Volkes abnahm. Er zeigte den Umstehenden bunte Bilder, auf denen der Teufel abgemalt war, wie er eine arme Seele im Fegefeuer briet, und lud sie ein, sich von so gräßlicher Qual loszukaufen, denn für jede Sünde habe er ja Vergebung, wenn nur der Sünder so viel Geld, als nötig sei, um den Ablaßbrief zu kaufen, in den Gotteskasten werfe.

„Wo das Geld im Kasten klingt,
Die Seele aus dem Fegefeuer springt."

So sang Tetzel, und das Volk ließ sich bethören, es kaufte Ablaßbriefe, die für jede mögliche Sünde von dem kleinsten kirchlichen Vergehen an bis

zum Morde erteilt wurden, ja selbst für Sünden, welche noch gar nicht begangen waren, sondern erst begangen werden sollten. Tetzel war ein gewiegter Kaufmann. Er stellte nicht bestimmte Preise für die Sünden, sondern er forderte und ließ sich handeln. Von dem einen nahm er viel, von dem andern wenig, wie eben jeder geben konnte und wollte. So schlau aber Tetzel war, einmal wurde er doch und zwar recht empfindlich betrogen. Von Berlin hatte er endlich, nachdem das Geschäft nicht mehr recht gehen wollte, seinen Markt nach Jüterbogk verlegt, von dort aus besuchte er die benachbarten Städte, um auch diese mit der päpstlichen Gnade zu beglücken. Eines Tages pries er in seiner gewöhnlichen Weise den Nutzen der Ablaßbriefe an, da trat zu ihm ein junger, kecker Rittersmann, die einen erzählen, es sei ein Herr von Hake, die andern, es sei der Herr von Hagen gewesen, der Name aber thut nichts zu Sache. Der Ritter hörte gar ehrerbietig der Predigt des heiligen Mannes zu und bekannte diesem endlich, er sei ein arger Sünder, und das Schlimmste sei, er könne nicht von der Sünde lassen, wenn es ihm auch Leben und ewige Seligkeit kosten solle. Er bereue wohl, aber doch sündige er wieder; jetzt eben habe er einen Straßenraub vor und müsse ihn begehen, auch wenn ihn Satan bei lebendigem Leibe holen würde. Könne ihm Tetzel für diese zukünftige Sünde Ablaß gewähren, dann wolle er gern, um seine Seele rein zu machen, zehn Thaler in den Ablaßkasten springen lassen. Der würdige Diener Gottes machte ein sehr ernstes, feierliches Gesicht; er beruhigte den jungen Mann mit milden Worten und versprach ihm Vergebung seiner vergangenen und zukünftigen Sünden, aber freilich für solch ein Spottgeld könne er ihm keinen Ablaß verkaufen, denn der Raub werde ja jedenfalls mehr als 10 Thaler einbringen! Unter 30 Thalern könne er es nun und nimmermehr thun. Das war ein teurer Preis für einen Straßenraub. Vorschlagen und bieten macht Kaufleute, so dachte auch der Ritter, er versuchte zu handeln, aber vergeblich; Tetzel blieb bei seiner Forderung, und wohl oder übel mußte der Käufer die geforderte hohe Summe für den Ablaßbrief erlegen, wenn er sein beabsichtigtes Verbrechen begehen und doch der ewigen Seligkeit teilhaftig, von den Qualen des Fegefeuers erlöst werden wollte. Der Handel wurde abgeschlossen, und 30 schöne Thaler rollten klingend zu Tetzels Freude in den Ablaßkasten. Einige Tage später befand sich Tetzel auf dem Wege von Trebbin nach Jüterbogk. Er hatte treffliche Geschäfte gemacht. Der schwere, silbergefüllte Ablaßkasten ruhte wohl verschlossen hinter ihm im Wagen, kaum vermochten ihn die keuchenden Pferde durch den tiefen Sand zu ziehen. Der Weg führte durch öde Heiden hindurch, weit und breit war kein Dorf zu sehen. Tetzel hatte sich einer süßen Ruhe hingegeben, da wurde er plötzlich durch das Geschrei seines Fuhrknechtes aus dem Schlummer erweckt. Der Wagen hielt, er war umringt durch ein halbes Dutzend wohlbewaffneter Reiter. Tetzel wurde aus dem Wagen gezogen, er schrie und fluchte, aber alles vergeblich. „Ach Du böser Bube," rief er, wie uns Angelus erzählt, dem einen Reiter, den er für den Führer der Räuber erkannte, wütend zu, „wie willst Du jemals die Sünde büßen, daß Du Dich an päpstlicher Heiligkeit und an mir, seinem Legaten, vergreifst?" Der Ritter lachte laut auf. „Ei," antwortete er, „das will ich wohl verantworten! Habe ich doch Deinen eigenen Brief mit dem Insiegel, in dem Du mich aus päpstlicher Macht und Gewalt, nicht allein

von meinen bereits begangenen, sondern auch von allen meinen zukünftigen Sünden und insbesondere von der, die ich jetzt an Dir begehe, absolviert hast. Dessen wirst Du Dich wohl zu erinnern wissen, ich habe Dir ja Deine gute Gebühr dafür gegeben!" Tetzel versuchte vergeblich zu beweisen, daß so sein Ablaßbrief nicht gemeint sei, der Ritter lachte nur und sagte, wenn auch Tetzel den Ablaßbrief nicht so verstanden habe, er habe ihn so gemeint. Die Pferde wurden nun in die öde Heide hineingelenkt, Tetzel mußte auf dem Wagen zurückbleiben, der Ritter bewachte ihn und machte sich noch ein Vergnügen daraus, den trostlosen Mönch zu verhöhnen. Auf alles Schimpfen und Fluchen Tetzels erwiderte er nur in höchster Seelenruhe: „Da ich einen Ablaßbrief von Dir selbst empfangen habe, nehme ich das Geld und mache mir kein Gewissen daraus. Ich bedanke mich noch bei Dir wegen der Absolution und nun ade, zu guter Nacht!" Mit diesen Worten sprengte er lachend von dannen.

Der Chronist Angelus fügt seiner Erzählung die Moral hinzu:

„Also hatte Tetzel wohl über sich selbst Ablaß gegeben und ist mit barer Münz bezahlet worden, sintemal er selbst in die Grube gefallen, die er einem andern mit seinem Ablaßbrief gegraben hatte, und ist an ihm das Sprichwort wahr geworden: Uebel gewunnen, übel zerrunnen!"

Fünftes Kapitel.

Auch in Sachsen suchte Tetzel seine Ablaßbriefe zu verkaufen. Mit jedem Tage betrieb er seinen Handel marktschreierischer und unverschämter. Das Unwesen nahm so überhand, daß es selbst viele Geistliche empörte, und daß sich besonders ein Augustinermönch in Wittenberg, der zugleich Lehrer an der dortigen Universität war, der Dr. Martin Luther, in seinen Predigten tadelnd darüber äußerte. Er sprach offen aus, es sei besser, den Armen ein Almosen zu reichen, als das Geld für so ungewisse Ablaßgnade nach Rom zu schicken, er warnte daher seine Beichtkinder vor dem Kaufe der Ablaßbriefe. Anfangs trat Luther noch ziemlich milde auf, als aber der Verkauf der Ablaßbriefe nicht aufhörte, die Bürger von Wittenberg sogar immer häufiger nach Jüterbogk wanderten, um sich dort betrügen zu lassen, da entschloß er sich zu einem kühnen, energischen Schritte.

Am Vorabend des Allerheiligentages, am 31. Oktober 1517, schlug Luther an die Thüren der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Theses (Lehrsätze) gegen den Ablaß an. Er forderte dadurch, nach der Sitte der Zeit, alle Gelehrten auf, diese Sätze in einem öffentlichen Streite zu widerlegen.

Ein unbedeutender Mönch, dessen Name bis dahin kaum genannt war, wagte es, die Autorität der höchsten kirchlichen Macht anzugreifen, den vom Papste selbst anbefohlenen Ablaßhandel zu verdammen! Er hatte selbst keine Ahnung von der furchtbaren Tragweite seines Schrittes, keine Ahnung davon, daß durch diese 95 Theses die katholische Kirche in ihrem innersten Wesen

erschüttert werden würde. Die 95 Theses wurden gedruckt und flogen in unzähligen Exemplaren durch Deutschland. Da war zum ersten Male offen und unverhüllt ausgesprochen, was schon viele über den Ablaßhandel gedacht hatten. Luther hatte dem allgemeinen Gefühle Worte geliehen, er sagte nichts Neues, aber er sagte die Wahrheit im rechten Augenblick, und deshalb zündete sein Wort, deshalb fand es einen Wiederhall bei Tausenden. Es flog auch in die Mark hinein. Gerade diejenigen, welche bisher am eifrigsten die Ablaßbriefe gekauft hatten, wurden jetzt am frühesten zweifelhaft, und sobald sie einmal zu zweifeln begonnen hatten, verloren sie den Glauben an die Kraft des Ablasses schnell genug, sie sahen sich betrogen um ihr schönes Geld und fühlten sich erschüttert in dem Kirchenglauben überhaupt. Tetzel spürte die Wirkung der mächtigen Worte des Augustiners bald an dem Verfall seines bisher so blühenden Handels. Er war wütend und suchte die neue Lehre mit allen Mitteln geistlicher Gewalt zu bekämpfen; aber vergeblich, die Wahrheit siegte. Wenn ihm auch der gelehrte Wimpinna in Frankfurt, — der, eifersüchtig auf den Ruf der Universität Wittenberg, Luther schon darum bekämpfte, weil dieser Lehrer an der nebenbuhlerischen Hochschule war, — Gegentheses verfaßte und Luther einlud, diese in Frankfurt zu widerlegen, wenn Tetzel auch in dieser Stadt vor den aus der ganzen Mark Brandenburg zusammen berufenen Dominikanern, wohl 300 an der Zahl, promovierte und die höchste gelehrte Würde, die eines Doktors der Theologie, unter großen Ehren empfing, — das Volk glaubte ihm nicht mehr.

Mit wunderbarer Schnelligkeit verbreitete sich die Lehre Luthers, der, ohne es zu wollen, vom reformatorischen Drange weiter getrieben wurde, über Norddeutschland; seine Schriften, die nicht, wie sonst unter den Gelehrten üblich, in Latein, sondern in gutem Deutsch geschrieben und daher dem Volke verständlich waren, wurden überall gelesen, und sie fanden auch in die Mark Brandenburg Eingang. In Berlin zeigte sich die Wirkung der lutherischen Lehren sehr bald; die Kirchen blieben leer, die bisher so frommen Bürger kamen nicht mehr in die Beichtstühle, und in den Buden, die an der Dominikanerkirche standen, und in denen bisher Rosenkränze und Heiligenbilder verkauft worden waren, wurden jetzt Schriften gegen den Ablaßkram feil gehalten und mehr noch gekauft als sogar früher die Ablaßbriefe selbst. Die Würdenträger der Kirche erkannten sehr wohl die Gefahr, welche sie bedrohte. Sie bemühten sich nach bester Kraft, das Volk beim alten Glauben zu erhalten. Hatte man früher den Ablaß verkauft jetzt gab man ihn gern umsonst, wenn nur die Gläubigen ihn nehmen wollten.

Als der Bischof von Reval, Johannes von Blankenfeld, ein Berliner von Geburt, im Jahre 1518 als päpstlicher Nuntius in Berlin war, erteilte er allen Wohlthätern der Petrikirche einen Gratisablaß von 100 Tagen, unter der einzigen Bedingung, daß sie für das Heil der katholischen Kirche, für die Erhaltung des Papstes und für die Erhaltuug aller derjenigen, welche den Ablaß predigen, befördern und erteilen, beten sollten. Aber auch umsonst war jetzt der Ablaß zu teuer, man wollte nichts mehr von dem verrotteten Unwesen wissen. Das Volk hatte angefangen denken zu lernen; es horchte nicht mehr gläubig den Worten der Pfaffen, sondern begann in dem religiösen Streite, der sich über ganz Deutschland ausbreitete und nach und nach über alle die wichtigsten Institutionen der katholischen Kirche geführt

wurde, selbständig zu denken und zu urteilen. Jedermann nahm damals Partei für oder gegen Luther, es war eine Zeit des allgemeinen geistigen Kampfes, in der eben niemand neutral bleiben konnte, und von großer Wichtigkeit war es für die Ausbreitung der reformatorischen Ideen, auf welche Seite der Kurfürst treten würde.

Die Bürger von Berlin und Cöln hatten zwar schon vielfach gezeigt, daß sie sich in ihren Herzen zu Luthers Lehre neigten; die Reformation fand in den Schwesterstädten, welche ihren alten Haß gegen die Pfaffen noch keineswegs überwunden hatten, einen fruchtbaren Boden, aber offen sich für Luther zu bekennen, wagten doch nur wenige, so lange der Kurfürst dies



Das Joachimsthalsche Gymnasium in der Burgstraße.
1607 in Joachimsthal als Fürstenschule von Joachim Friedrich begründet,
1655 nach Berlin verlegt.

nicht ebenfalls that. Joachim war ein zu geistreicher, zu tief wissenschaftlich durchgebildeter Mann, als daß er nicht die Notwendigkeit einer kirchlichen Reformation erkannt hätte, aber er wollte nur eine Reformation, nicht eine Revolution, und als eine solche erschien ihm die von unten herauf, durch einen einfachen Augustinermönch angeregte Verbesserung des Kirchensystems. Hätte sich ein geistreicher Papst bestrebt, die Uebelstände der Kirche zu verbessern, oder wäre der Kampf gegen diese auch nur ausgegangen von einem der Kirchenfürsten, einem der Kardinäle oder Erzbischöfe, dann würde Joachim höchst wahrscheinlich für die reformatorische Bewegung Partei genommen haben, jetzt aber zogen ihn alle seine Lebensanschauungen und Neigungen in den Kampf gegen dieselbe.

Sein Bruder Albrecht, der Erzbischof von Mainz, war durch die Verdammung des Ablaßkrams am schwersten betroffen, und schon die persönlichen Rücksichten für den Bruder nahmen Joachim gegen Luther ein, ebenso auch die große Hochachtung, welche er für den kunstsinnigen Papst Leo X. hegte. Seine Lieblingsschöpfung, die Universität Frankfurt, wurde durch den infolge der Thätigkeit Luthers mächtig wachsenden Ruf der Universität Wittenberg in ihrem Gedeihen gefährdet, denn viele Märker zogen es vor, nach Witten-

berg, wo die freie Religionslehre gepredigt wurde, zu ziehen und dort zu studieren, statt in Frankfurt sich den Verteidigern des Ablaßkrams zuzugesellen. Die Gelehrten aus Frankfurt, Wimpinna, der eifrige Freund Tetzels und andere Gleichgesinnte, waren die wissenschaftlichen Ratgeber Joachims, und sie eiferten natürlich gegen Luther, ebenso auch sein liebster Geheimerat, der Bischof Hieronymus Scultetus von Brandenburg.

Luther, dem es im Anfang der Bewegung, als er seine 95 Theses anschlug, gar nicht in den Sinn gekommen war, einen Kampf beginnen zu wollen gegen die katholische Kirche, deren gläubiger Jünger er war, der nur einem einzigen Mißbrauche entgegentrat, hatte gehofft, in diesem seinem Bestreben Unterstützung bei den intelligenten Geistlichen zu finden; er war daher bemüht gewesen, den seiner Gelehrsamkeit wegen berühmten Bischof Hieronymus Scultetus für sich zu gewinnen; er hatte diesem seine Theses übersandt. Scultetus erkannte zwar das Nachteilige des Ablaßkrams an, und er hatte dies gezeigt, indem er den Kurfürsten während Tetzels Anwesenheit in Berlin zu dem Verbot des Ablaßkaufs an die Hofdiener bewogen hatte, aber er war ein zu guter Hofmann, um nicht gegen den Bruder seines Kurfürsten nachsichtig zu sein; er schickte deshalb den Abt von Lehnin nach Wittenberg, um mit Luther Rücksprache zu nehmen und diesen von weiteren Schritten abzumahnen. Als, durch die Gewalt der Umstände und insbesondere durch die unverschämten Angriffe Tetzels gedrängt, Luther doch vorwärts und zwar weiter ging, als er vorher gewollt hatte, reiste sogar der Bischof selbst nach Wittenberg und hatte eine lange Unterredung mit dem Reformator; aber er kehrte unverrichteter Sache wieder nach Brandenburg zurück, und von dieser Zeit an hegte er einen so tiefen Haß gegen den kühnen Augustinermönch, der es gewagt hatte, seiner Autorität zu trotzen, daß er einst, als er am Kaminfeuer saß, in einer Unterredung mit Freunden äußerte, er wolle sein Haupt nicht eher ruhig niederlegen, bis er Luther dem Flammentode überantwortet habe! „Er soll verbrennen wie dieser Stab!“ rief er aus, indem er einen hölzernen Stab, den er zufällig in der Hand hielt, wütend in das Kaminfeuer warf.

Scultetus wendete natürlich alle seine Redekraft auf, und diese war, wie wir gehört haben, bedeutend, um Joachim gegen Luther einzunehmen; er wurde unterstützt durch Wimpinna und auch durch einen anderen sehr einflußreichen Mann, den Sterndeuter Carion, der ebenfalls Partei gegen Luther nahm. Alle diese Einflüsse sowie seine eigenen Neigungen wirkten so mächtig auf Joachim, daß dieser sich bald als ein eifriger Gegner der Reformation zeigte, sein Eifer führte ihn so weit, daß er, als Luther mit freiem Geleit auf dem Reichstage zu Worms erschien (1521), dem Kaiser Karl V. riet, das freie Geleit zu brechen, den Ketzer verhaften und verbrennen zu lassen, denn einem Ketzer brauche man nicht Wort zu halten. Kaiser Karl erwiderte darauf das schöne Wort: „Wenn Treue und Glauben aus der ganzen Welt entweichen, bei mir sollen sie eine Zufluchtsstätte finden!“

Joachim trat allerdings der sich mehr und mehr in der Mark Brandenburg ausbreitenden Reformation entgegen, aber nur mit den Mitteln des Gesetzes und ohne Grausamkeit. Als in Berlin und Cöln die früher in der Befolgung der kirchlichen Gebote so überaus eifrigen Bürger sich von den Kirchen mehr und mehr zurückzogen und sogar die berühmte Fronleichnams-

Prozession vernachlässigten, indem sie ihren Töchtern nicht gestatteten, bei derselben mitzuziehen, erließ Joachim im Jahre 1522 ein Mandat an die Magistrate beider Städte, in welchem er sagte:

„Wir werden berichtet, wie sich etliche Eurer Mitbürger und sonderlich von den namhaftigsten, unterstehen, weniger ihre Töchter in die Prozession des achten Tages Corporis Christi, wie vor alters geschehen, gehen zu lassen. Demnach begehren wir an Euch gütlich, Ihr wollet von unseretwegen daran sein und verschaffen, daß in dem kein Abgang geschehe, sondern alter, löblicher Gewohnheit nach die Jungfrauen die Prozession Gott zu Lob halten und darin gehen lassen, und daß auch sonst dieselbe Prozession mit Figuren und anderm ordentlich und andächtig bestellt werde."

Ob der Befehl Joachims eine besondere Wirkung hatte, darüber berichten uns die Chroniken nichts, fast möchten wir aber glauben, es sei nicht der Fall gewesen, und sein Gebot habe ebenso wenig gefruchtet wie die später von ihm ausgegangenen Verbote gegen Luthers deutsche Bibelübersetzung, der Joachim vorwarf, daß darin über hundert Irrtümer enthalten seien, und gegen die deutschen Lieder Luthers (1526). Bibel und Lieder wurden trotz des Verbots in Massen nach der Mark Brandenburg gebracht und vielleicht mit um so mehr Begierde gelesen, weil sie verboten waren.

Der Strom der Reformation war schon so mächtig gewachsen, daß sich ihm durch ein einfaches Gesetz kein Damm mehr entgegenstellen ließ. Nahmen auch die Bürger von Berlin und Cöln, als gut geschulte Residenzler, auf ihren gnädigsten Kurfürst soviel Rücksicht, daß sie sich nicht offen für die Reformation erklärten, so wurde doch um so eifriger im geheimen Luthers Bibelübersetzung gelesen und vorgelesen und selbst das Abendmahl unter beiderlei Gestalt verteilt. Das Volk behauptete sogar, anknüpfend an den alten katholischen Aberglauben, Zeichen und Wunder seien geschehen, um die Wahrheit der neuen Lehre Luthers zu bekunden. Am zweiten Weihnachtstage des Jahres 1525 befand sich Joachim mit seiner Gemahlin in der Kirche des Klosters der schwarzen Brüder. Einer der Mönche predigte, er donnerte mit wilder Wut gegen die Ketzereien Luthers, und um diesen recht zu verdammen, griff er sogar die Briefe des Apostel Paulus, auf welche Luther sich vorzüglich berief, mit harten Worten an. Diesem Apostel, so sagte er, dürfe man eben nicht gar zu viel trauen, denn er habe offenbar gelogen! Eine Lüge sei es, wenn Paulus (Galat. 4. 4) sage: „Da aber die Zeit erfüllet ward, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe u. s. w." denn die heilige Mutter Maria sei nie ein Weib geworden, da sie auch nach der Geburt Christi noch eine Jungfrau geblieben sei. Einem solchen Lügenapostel, der etwas derartiges behaupte, dürfe man nicht glauben, wie die lutherischen Ketzer es thäten. Der Mönch predigte mit wildem Eifer, sein Gesicht war, während er seine verdammenden Worte von der Kanzel herabschrie, von einer dunkeln Röte überzogen. Er donnerte, als er den letzten Satz sprach, mit den Fäusten auf die Kanzel, dann aber brach er plötzlich zusammen. Der Schlag hatte ihn gerührt, er wurde tot aus der Kirche getragen, und die von Grauen erfüllten Zuhörer verließen eiligst das Gotteshaus, um die schauerliche Erzählung in der Stadt zu verbreiten. Das war ein Gottesgericht! Gott selbst erkannte die Richtigkeit der reformatorischen

Lehre an und bestrafte den Frevler gegen diese; die Bürger von Berlin und Cöln überließen sich daher um so mehr der herrschenden Strömung. Manche hatten wohl auch noch andere Gründe dafür, sie schauten nach der aufgehenden Sonne, und im Volke war es ein öffentliches Geheimnis, daß, wenn auch Joachim sich der Reformation feindlich erweise, doch die Kurfürstin Elisabeth und ihre Kinder sich derselben um so mehr geneigt zeigten.

Die Ehe der beiden fürstlichen Gatten war seit langer Zeit eine tief zerrüttete, sie hatten sich ganz voneinander abgewendet; es ist nicht unmöglich, daß die religiöse Meinungsverschiedenheit dazu beigetragen hat. Der größte Wunsch der Kurfürstin war es, offen zur reformierten Kirche übertreten, das Abendmahl in beiderlei Gestalt genießen zu können; das aber durfte sie nicht wagen, denn wie wenig sich Joachim auch um seine Gattin bekümmerte, wie offen er sie vernachlässigte, sie blieb doch immer die Kurfürstin, und er würde nie geduldet haben, daß sie durch ihr Beispiel zur Ausbreitung der Reformation in der Mark Brandenburg beigetragen hätte. Wenn die Kurfürstin von Brandenburg sich öffentlich als Anhängerin Luthers erklären durfte, dann zerfielen alle die gegen die neue Lehre gerichteten Verbote des Kurfürsten in nichts. Die Unterthanen konnten nicht wegen eines Vergehens bestraft werden, welches am kurfürstlichen Hofe selbst ungestraft blieb. Elisabeth mußte sich die Erfüllung ihres liebsten Wunsches versagen; was sie aber nicht öffentlich thun durfte, das beschloß sie, heimlich zu thun.

Die Kurfürstin Elisabeth stand mit ihrem Bruder und mit Dr. Martin Luther in einem ununterbrochenen Briefwechsel, der durch geheime Boten besorgt wurde. Sie entschloß sich, einen Prediger der neuen Lehre in einer Verkleidung zu sich kommen zu lassen und aus dessen Hand das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu nehmen. Elisabeth glaubte, in tiefster Verborgenheit gehandelt zu haben, aber doch wurde sie verraten, und zwar durch ihre eigene Tochter, die fünfzehnjährige Prinzessin Elisabeth.

Joachim war außer sich vor Wut. Er stieß wilde Drohworte gegen die Kurfürstin aus, ja er sprach davon, daß ein solches Verbrechen nur mit dem Tode gebüßt werden könne; eine Fürstin könne er freilich nicht öffentlich hinrichten, aber er werde sie einmauern lassen. Er wollte die unwürdige Gattin nicht wieder sehen, sie erhielt den strengen Befehl, ihre Gemächer nicht zu verlassen. Elisabeth glaubte ihr Leben bedroht. Sie erinnerte sich der fürchterlichen, gnadenlosen Strenge, welche Joachim so oft bewiesen hatte; längst war sie von dem Gatten geschieden, kein Band der Liebe knüpfte sie mehr an ihn, sie entschloß sich, jetzt auch das äußerliche Band der Ehe zu lösen, um ihr Leben zu retten. Eilende Boten ritten nach Sachsen zu ihrem Verwandten, dem Kurfürsten Johann; diesen flehte sie um Schutz gegen den Zorn Joachims an. Kurfürst Johann konnte der Bitte seiner Nichte nicht widerstehen, er gewährte ihr eine Freistatt und versprach ihr, sie an der sächsischen Grenze zu erwarten, wenn es ihr gelingen sollte, ihre Flucht ins Werk zu setzen.

Alles wurde in tiefer Stille vorbereitet. Zwei Edelleute, der Thürknecht Joachim von Götzen und Achim von Bredow, besorgten einen Bauernwagen, den sie vor einem Thore warten ließen; eine Kammerfrau und ein Diener erhielten den Auftrag, die Kurfürstin durch die Straßen von Cöln zu geleiten und sie zum Thore hinauszuführen. In der Nacht des 25. März 1528 schlich sich Elisabeth, nachdem sie noch einmal ihre schlafenden Kinder zärtlich

zum Abschiede geküßt hatte, mit ihrer treuen Kammerfrau durch die langen Gänge des Schlosses in Cöln nach dem Schloßthor. Es öffnete sich vor ihr, sie trat ins Freie, niemand hatte sie bemerkt. Die Kurfürstin erreichte glücklich den ihrer harrenden Wagen, einen einfachen offenen Bauernwagen mit einigen Bündeln Stroh zum Sitzen. Sie sollte in der Verkleidung einer märkischen Bäuerin fliehen, und eine solche konnte, ohne auf dem Wege Verdacht zu erregen, nicht in einer Staatskarosse fahren. Der Wagen flog über den schlechten Weg, aber plötzlich hielt er, man konnte nicht vorwärts; es war eine Kleinigkeit am Wagen gebrochen, und die Stricke fehlten, um den Schaden auszubessern. Da riß Elisabeth ihr Kopftuch ab und legte selbst Hand an, um die Arbeit zu fördern. In kurzer Zeit war das Holzwerk gebunden, man konnte weiter fahren und gelangte glücklich nach der sächsischen Grenze, wo Christian von Dänemark mit einigen Reitern seine Schwester erwartete.

Elisabeth fand in Sachsen eine freundliche Aufnahme. Der Kurfürst wies ihr das Schloß Lichtenburg in der Nähe von Wittenberg zum Aufenthaltsort an, hier lebte sie in stiller Abgeschiedenheit. Sie blieb im fortwährenden, lebendigen Verkehr mit Dr. Martin Luther, dessen Predigten sie fleißig besuchte. Sie unterhielt sich mit ihm besonders gern über theologische Streitfragen und brachte einmal sogar drei Monate in seinem Hause zu.

Joachim tobte zwar anfangs, als er die Flucht seiner Gemahlin erfuhr, aber er sah bald ein, daß dadurch das unglückliche Eheband am besten gelöst worden sei; er ließ deshalb Elisabeth ungestört in ihrem Asyl und erlaubte sogar später seinen Kindern, die Mutter auf Schloß Lichtenburg zu besuchen und monatelang bei ihr zu verweilen. Diese Besuche wurden für die Pläne Joachims verhängnisvoll, denn seine Söhne Joachim und Johann fühlten sich so sehr zur Mutter hingezogen, daß sie unwillkürlich auch ihre religiösen Ansichten in sich aufnahmen.

Joachim der Jüngere zeigte auf dem Reichstage zu Speyer durch eine treffende Frage deutlich genug, daß er nicht mehr ein streng gläubiger Katholik sei. Als nämlich die katholischen Theologen, um gegen Luther die Entziehung des Kelches beim Abendmahl zu verteidigen, die Behauptung aufstellten, daß in dem Gebote: „Trinket alle daraus!" das Wort alle sich nur auf die Geistlichen beziehe, fragte der junge Joachim sehr scharf „ob denn das Wort alle in dem Spruche: „Ihr seid rein, aber nicht alle!" auch nur für die Geistlichen gelte?" Der junge Fürst war schon Protestant, ohne es zu wissen, und wenn er auch mit seinem Bruder dem Vater das heilige Versprechen gab, der katholischen Kirche bis an sein Ende treu zu bleiben, so war doch schon damals vorauszusehen, daß er durch den Drang der Verhältnisse einst gezwungen werden würde, seinem Worte untreu zu werden. Der Kurprinz hatte sich in einem Feldzuge gegen die Türken, in welchem er dem Kaiser brandenburgische Hülfstruppen zugeführt hatte, durch Tapferkeit ausgezeichnet und daher den schmeichelhaften Zunamen „Hektor" erhalten.

Es war ein freudiger Tag für den glücklichen Vater, als der Kurprinz Joachim im Jahre 1533 nach dem glücklich beendeten Feldzuge heimkehrte und nun Berlin nahte. Der Kurfürst hatte glänzende Empfangsfeierlichkeiten angeordnet. Sobald sich der Prinz der Stadt näherte, eilten ihm der gesamte Hofstaat und der größte Teil der Bürgerschaft von Berlin und Cöln im festlichen Zuge entgegen. Die Prälaten, Grafen und Herren eröffneten mit den vornehmsten Adligen den Zug. Die Prälaten trugen die Festtalare,

die Herren vom Adel waren mit den kostbarsten seidenen Stoffen, teils von purpurroter, teils von grasgrüner Farbe, bekleidet. Hinter dem Adel ritt an der Spitze seiner Leibwache der Kurfürst selbst mit seinem jüngeren Sohne Johann, dann folgten die gesamte Geistlichkeit von Berlin und Cöln in der prächtigen Kirchenkleidung, der Rat beider Städte, die Zünfte und die Bürgerschaft. Eine unzählbare Masse des Volkes schloß sich jubelnd dem Festzuge an. Als der Kurprinz seinen Vater erblickte, stieg er vom Pferde, um demselben seine Ehrfurcht zu bezeigen; Joachim umarmte seinen Sohn, er vergoß dabei Freudenthränen und dankte Gott, daß er den Geliebten mit Sieg und Ehren glücklich heimgeführt habe. Ein Vornehmer vom Adel bewillkommnete nun den Prinzen im Namen des Landes mit zierlich gesetzter Rede, der Kurprinz antwortete darauf in nicht weniger wohlgesetzten Worten. Nun ging's im Triumphzug nach der Stadt. Voran die Beute und die gefangenen Türken; da konnten sich die guten Berliner kaum satt sehen an den braunen und schwarzen Ungläubigen mit den wilden, benarbten Gesichtern unter den mächtigen Turbanen. Einen Türken bekam man in jener Zeit in Berlin nicht leicht zu Gesichte. Den Gefangenen folgte ein Haufen Musikanten, die machten auf fremdländischen Instrumenten großen Lärm; aber schön war's doch. Dann kamen die Sieger, in der Mitte der Kurfürst zwischen seinen beiden Söhnen, endlich Adel, Geistlichkeit und Volk. So ging's unter dem Jubelrufe der Menge nach Cöln. Dort auf dem Schloßplatze wurde Halt gemacht, dann begab sich der Zug in die Dominikanerkirche, das heißt, soviel darin Platz fanden. Nach Beendigung des Gottesdienstes donnerten vom Schlosse herab die Geschütze, von den Kirchtürmen läuteten die Glocken und posaunten die Musikanten, während der Kurprinz ins Schloß zog, um nun endlich seine Gemahlin und seine Kinder zu begrüßen. Den ganzen Tag und die folgende Nacht ging es hoch her in Berlin und Cöln, und wenn die Chroniken recht erzählen, soll bei solcher Gelegenheit mancher mehr getrunken haben, als er vertragen konnte.

Der feierliche Einzug des Kurprinzen in Cöln bildete einen der letzten Freudentage Joachims. Der Kurfürst lebte wohl noch einige Jahre, aber sein Leben war kein freudenvolles, denn er war zu scharfsichtig, um sich zu verhehlen, daß die von ihm so sehr gehaßte Reformation mit gewaltiger und unwiderstehlicher Schnelligkeit um sich greife. Er fühlte, wie sie um ihn her emporwuchs, ohne daß er die Macht hatte, sie zu unterdrücken. Wo, wie in Stendal, die Protestanten einen offenen Aufstand versuchten, wo das Volk die Häuser der katholischen Geistlichkeit stürmte und diese aus der Stadt vertrieb, da konnte Joachim wohl mit gewaltiger Hand dazwischen fahren und in gewohnter Weise die alte Ordnung herstellen, aber er war nicht im stande, jene unsichtbare Macht zu überwinden, welche nirgends greifbar und doch überall fühlbar sich rings um ihn erhob.

Joachim starb am 11. Juli 1535 in seinem 52. Jahre. Er hatte die Bestimmung getroffen, daß seine Söhne, dem von Albrecht Achilles gegebenen Hausgesetze entgegen, die Mark Brandenburg teilen sollten. Seinem ältesten Sohne Joachim hinterließ er die Kurmark mit der Kurwürde, seinem zweiten Sohne Johann die Neumark mit den dazu gehörigen Herrschaften.

Sechstes Kapitel.

Der Tod des Kurfürsten Joachim I. und der Regierungsantritt seines Sohnes Joachim II. hatten eine wesentliche Umgestaltung aller Verhältnisse der Mark Brandenburg zur Folge; diese machte sich besonders in den Städten Berlin und Cöln recht eigentümlich geltend. Vater und Sohn waren zwei ganz verschiedene Menschen, welche sich kaum in irgend einer ihrer Neigungen begegneten, wenn wir die Vorliebe beider für schöne Frauen ausnehmen. Während Joachim I. ernst, fast bis zur Grausamkeit strenge war, während er nie das Bestreben, seinem Lande zu nützen, aus dem Auge verlor und dabei eine unablässige eigene Thätigkeit entfaltete, während er sich in seinen Mußestunden den schwersten wissenschaftlichen Studien hingab, — war Joachim II. tändelnd, leichtsinnig, schwach und schwankend, gutmütig und nachgebend. Er kümmerte sich nur wenig um die Regierungsgeschäfte, welche er gern seinen geheimen Räten und seinen Günstlingen überließ; auch für wissenschaftliche Arbeiten hatte er wenig Sinn, er lebte der heiteren Kunst, die er nach allen Richtungen hin förderte. Das Vergnügen war sein eigentliches Lebenselement, nur bei prächtigen Festgelagen fühlte er sich wohl und glücklich.

Joachim II. war 30 Jahre alt (er war am 13. Januar 1505 geboren), als er die Regierung antrat. Er hatte eine vortreffliche Erziehung empfangen, die bedeutendsten Gelehrten waren seine Lehrer gewesen, strenge Theologen, welche sich bemüht hatten, den Kurprinzen in der alten, streng katholischen Richtung zu befestigen, aber die Macht der Verhältnisse hatte Joachim auf eine andere Bahn geführt. Die Vorliebe der Kurfürstin Elisabeth für die Lehre Luthers hatte einen bedeutsamen Einfluß auf ihre Söhne gehabt. Joachim fühlte sich mehr zur Mutter als zu dem strengen Vater hingezogen. Als ein 14jähriger Knabe hatte er den Dr. Martin Luther persönlich kennen gelernt, er hatte ihn später noch öfter gesehen und war hingerissen worden durch die feurige Beredsamkeit des mächtigen Mannes, der ihm durch die Kraft seines Charakters imponierte. Wenn er auch nicht überall mit Luther harmonierte, so fühlte er doch für die Lehre des Reformators eine größere Neigung als für die des starren Katholizismus. Oft wurde er verletzt durch die Heftigkeit, mit welcher Luther sein donnerndes Wort gegen weltliche und geistliche Fürsten schleuderte, als er sich aber darüber beklagte, antwortete ihm Luther: „Weidene Ruten kann man mit einem Messer zerschneiden, aber zur Umstürzung harter Eichen sind scharfe Aexte, grobe Keile, zerreißende Sägen nötig."

Das Volk von Berlin kannte die Neigung des Kurprinzen für die reformatorische Lehre, es erwartete daher, daß Joachim II. sofort, nachdem er den Thron bestiegen, entscheidende Schritte thun werde, um die alten katholischen Mißbräuche in der Mark Brandenburg abzuschaffen; aber es sah sich in diesen Erwartungen getäuscht. Joachim war überhaupt nicht der Mann des kühnen Fortschritts, ihm fehlte der Mut der Initiative, nur wenn ihn die Verhältnisse drängten, vermochte er sich zu entscheidenden Schritten zu entschließen. Wenn er auch der neuen Lehre im Herzen zugethan war,

so hing er doch auch an dem Pomp der katholischen Kirche, welcher seiner sinnlichen Anschauung schmeichelte. Noch im Jahre 1536, als er sich in zweiter Ehe mit Hedwig, der Tochter des Königs Sigismund von Polen, vermählte, stand er nicht an, sich in dem Heiratsvergleich zu verpflichten, daß er keine Aenderung in Glaubenssachen vornehmen wolle. Er hatte damals gewiß die Absicht, diese Verpflichtung zu erfüllen, obwohl er zu gleicher Zeit zeigte, daß er kein besonderer Freund der Mönche und Pfaffen sei, denn er hob das Kloster der schwarzen Brüder in Cöln auf, schickte die Mönche nach Brandenburg und stiftete in der prächtigen Kirche ein Domstift sowie für seine Familie ein Erbbegräbnis, in welchem er die aus der Gruft des Klosters Lehnin herbeigeholten Ueberreste seines Vaters und Großvaters beisetzen ließ. Daß indessen Joachim mit der Einrichtung des Domstiftes nicht eine reformatorische Einrichtung treffen wollte, geht aus der Ernennung des ersten Dompropstes, Wolfgang Redorfers, eines eifrigen Gegners der Reformation, hervor.

Ein Mann von so schwankendem Charakter, wie Joachim II., war äußeren Einflüssen nach allen Richtungen hin zugänglich; wurde er durch dieselbe einerseits getrieben, den eigenen Neigungen entgegen, der alten Kirche treu zu bleiben, so mußten sie auf der anderen Seite um so mächtiger auf ihn wirken, wenn sie seinen Neigungen entsprachen, und von großer Bedeutung war es daher, daß sich in der Mark Brandenburg und besonders auch in Berlin und Cöln mit jedem Tage die Anhänglichkeit an die lutherischen Lehren offener zeigte. Der Rat von Cöln hatte 1537 den Geistlichen Johann Baderesch an die Petrikirche als Prediger berufen. Er wollte nichts mehr von Seelenmessen wissen, das Volk verlangte, den altkatholischen Gebräuchen entgegen, inhaltreiche Predigten. Luthers Bibelübersetzung, seine Schriften und Lieder wurden in Berlin und Cöln offen verkauft und fanden reichen Absatz, obgleich das von Joachim I. erlassene Verbot noch in voller Kraft bestand; die Heiligenbilder und Rosenkränze dagegen, welche früher in den Buden auf dem Schloßplatze ein so gangbarer Handelsartikel gewesen waren, blieben jetzt unverkauft, und mit geweihten Kerzen war gar kein Geschäft mehr zu machen.

Joachim beobachtete mit aufmerksamen Blicken das Wachsen der reformatorischen Strömung, er trat ihr nicht entgegen, aber er beförderte sie auch nicht, sondern ließ sich von ihr treiben. Als im Jahre 1538 auf dem in Berlin abgehaltenen Landtage die Stände darauf antrugen, daß die in der Kirche eingerissenen Mißbräuche doch bald abgeschafft werden möchten, antwortete er ausweichend in dem Landtagsabschiede, „daß er in der Religion sich so verhalten und solche Anordnungen treffen wolle, wie es vor Gott und dem Kaiser zu verantworten sei!“ Eine so vorsichtige Handlungsweise war nicht nach dem Sinne der Bürger von Berlin und Cöln; diese wollten schneller vorwärts, sie waren in ihrer großen Mehrheit der neuen Lehre zugethan und verlangten nun auch, daß diese nicht nur geduldet, sondern auch rechtlich anerkannt werde. Noch war es nicht gestattet, das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu nehmen, und wenn dies auch in vielen Bürgerhäusern heimlich geschah, so durfte man doch nicht wagen, diese religiöse Feier öffentlich in den Kirchen vorzunehmen. Die Bürger waren entschlossen, energisch vorzugehen. In der Mitte Februar 1539 versammelten sie sich in den Rathäusern von Berlin und Cöln und forderten vom Rate, daß dieser beim Kurfürsten um die Genehmigung einer öffentlichen Abendmahlsfeier nach der

lutherischen Form nachsuche. Der Rat entsprach dem Wunsche der Bürger, und von allen Seiten des Landes erfolgten ähnliche Erklärungen, auch von vielen Adligen, welche am 15. April 1539 dem Bischof von Brandenburg Matthias von Jagow erklärten, daß sie „eines Sinnes seien, die reine göttliche Lehre anzunehmen und zu bekennen". Diesen offenen Kundgebungen des Volkswillens konnte Joachim nicht länger widerstreben, er gestattete, daß ein Schüler Luthers, der berühmte Georg Buchholzer, in der Domkirche zu Cöln öffentlich die lutherischen Lehren predigen durfte, und entschloß sich endlich, sich selbst zu denselben zu bekennen.

Am 1. November 1539 nahm Joachim II. in der Nikolaikirche zu Spandau in Gegenwart vieler adligen Herren das Abendmahl in beiderlei Gestalt aus der Hand des Bischofs von Brandenburg, Matthias von Jagow, die verwitwete Kurfürstin Elisabeth war bei der Feier gegenwärtig und sah durch diese einen der größten Wünsche ihres Herzens erfüllt.

Am Sonntag den 2. November strömte das Volk von Berlin und Cöln in dichten Scharen festlich geschmückt zur Domkirche; so besucht war die Kirche seit langer Zeit nicht gewesen wie an jenem Tage; sie vermochte bei weitem nicht die Zahl der Gläubigen zu fassen, alle Sitze und Gänge waren gefüllt, und doch standen noch Tausende draußen auf dem Schloßplatze, denn auch aus den Dörfern und Städten weit in der Runde waren Bauern und Bürger, Männer und Frauen herbeigeeilt, um Zeugen der heiligen Handlung zu sein, welche im Dome zu Cöln gefeiert werden sollte.

Als die Glocken zur Zeit, in der sonst das Hochamt eingeläutet wurde, ertönten, begab sich der Rat von Berlin und Cöln in feierlicher Prozession nach dem Schloßplatze, voran schritten die Bürgermeister Johann Tempelhoff und Georg Freyberg von Berlin und Levin Brasche und Johann Bieritz für Cöln. Die Domkirche war festlich geschmückt, sie strahlte im Glanze unzähliger Kerzen, der ganze Hofstaat war versammelt; als der Kurfürst, begleitet von seinen Söhnen, erschien, begann die Feierlichkeit. Georg Buchholzer hielt die Festpredigt, dann reichte der Bischof von Brandenburg, Matthias von Jagow, dem Rat und der Bürgerschaft das Abendmahl in beiderlei Gestalt, zum Zeugnis, daß die lutherische Lehre in Berlin fortan anerkannt sei.

So war denn die Reformation in Berlin und Cöln vollendet; nicht mehr heimlich wurden die lutherischen Bibeln gelesen, die Kernlieder Luthers gesungen, der Hof war ja lutherisch geworden, der Volkswille hatte den des Kurfürsten bezwungen. Joachim gab sich der neuen Strömung hin; er ließ seine Kinder evangelisch erziehen, und wenn er auch von seiner Umgebung nicht forderte, daß sie seinem Beispiele folgte, so war doch sein Uebertritt zum Luthertum naturgemäß das Signal für die meisten Hofherren und Hofbedienten, zu der neuen Lehre überzugehen. Es wurde Mode in Berlin und Cöln, recht eifrig protestantisch zu sein, und diejenigen wurden die eifrigsten, welche unter Joachim I. die besten Katholiken gewesen waren. Die Hofbedienten und die mit dem Hofe in Verbindung stehenden Bürger legten eine besondere Rührigkeit für die Ausbreitung der Reformation an den Tag, so errichtete die Ehefrau des Hofschneiders Barthold Schleezer mit Bewilligung ihres Mannes ein Legat von 100 Gulden zur Erkaufung des Weins für Kommunikanten.

Joachim hatte nun zwar die Grundzüge der lutherischen Lehre anerkannt, aber er war doch nicht willens, alle die ihm lieb gewordenen Ce-

remonien der katholischen Kirche aufzugeben. Die feierlichen Prozessionen, die kostbaren Meßgewänder und andere ähnliche Aeußerlichkeiten der Kirche waren ihm ans Herz gewachsen, diese wollte er bei dem neuen Gottesdienste bewahrt wissen. Er beauftragte deshalb den zum Propst in Berlin ernannten Georg Buchholzer, den General-Superintendenten Jacob Strattner, einen bewährten Theologen, der sich um die Reformation große Verdienste erworben hatte, und den Bischof Matthias von Jagow, eine neue Kirchen- und Schulordnung für die Mark Brandenburg auszuarbeiten, damit die kirchlichen Zustände nicht in eine vollständige Anarchie kämen. Diese Kirchenordnung, welche viele der alten katholischen Gebräuche in den protestantischen Gottesdienst aufgenommen hatte, wurde 1540 zum großen Mißvergnügen eines Teils der evangelischen Geistlichkeit publiziert. Viele der neuangestellten Prediger wollten sich nicht fügen und legten deshalb ihre Stellen nieder.

Nachdem der Kurfürst die Kirchenordnung hatte einsetzen lassen, befahl er eine große Schul- und Kirchenvisitation im ganzen Lande. Er beauftragte den Kanzler Johann Weinleben, den Bischof Matthias von Jagow und den Superintendenten Strattner im Jahre 1541, die Mark zu durchreisen und den Zustand der Kirchen, Schulen und Klöster zu untersuchen. Die Visitation gab ein Resultat, wie es wohl Joachim kaum geahnt hatte; es kam zu Tage, daß fast nirgends im ganzen Lande ein auch nur erträglicher Zustand der Kirchen und Schulen herrschte. Die neu eingerichteten lutherischen Kirchen befanden sich in der traurigsten Verfassung. Bei dem Mangel an studierten Predigern hatten die Gemeinden nicht gezögert, zur Leitung des Gottesdienstes sich unstudierte Leute zu suchen, deren fand man genug, denn in jener Zeit der religiösen Aufregung hatten viele Handwerker ihr Gewerk verlassen, um sich ganz dem göttlichen Berufe als Ausbreiter der reformatorischen Lehren zu überlassen; besonders zahlreich waren die Mitglieder der Schneiderzunft unter den neuen Seelsorgern. Wer den Katechismus auswendig wußte, einige Bibelstellen im Kopfe hatte und eine Predigt halten konnte, war zum geistlichen Hirten geeignet. Da gab es denn freilich eine große Anzahl von Predigern, welche auch den mäßigsten Ansprüchen nicht genügten, die untüchtigsten aber waren die früheren Mönche, welche zum Protestantismus übergegangen und nun ohne weiteres lutherische Prediger geworden waren.

Nicht minder traurig als der der Kirchen war der Zustand der Schulen. Seit einem Jahrhundert war fast keine Verbesserung in denselben vorgenommen. Die Schulgesellen, Bacchanten und Schützen lebten noch ganz in früherer Weise, die Lehrer musizierten und suchten als Platzmeister bei Hochzeiten u. s. w. ihr Brot zu verdienen, die Schützen bettelten und stahlen, ohne etwas zu lernen. Ein Geschichtsschreiber sagt sehr wahr: „Verstieg sich ein Schüler so weit, daß er die griechischen Buchstaben erlernte, so war er ein Genie, konnte er lesen, ein Wundersmann, und gar das Gelesene verstehen, ein übermenschliches Wesen." Die Schüler mußten, um sich das Leben zu erhalten, auf alle möglichen Nebenverdienste denken, als ein solcher diente ihnen auch die Aufführung meist geistlicher Komödien. Man war in der Auswahl des Stoffes nicht eben strenge, sondern suchte ihn dem oft frivolen Geschmack der Zuschauer anzupassen. So war die Geschichte von der schönen Susanna im Bade ein sehr beliebtes Thema für diese Komödien.

Bei der Darstellung ging es oft sonderbar genug zu. So wurde einst ein schönes Stück, „das jüngste Gericht" betitelt, aufgeführt. Der Dichter hatte das Stück recht glänzend machen wollen, er hatte deshalb Himmel und Hölle auf der Bühne dargestellt. Die Hölle nahm sich besonders schön aus, man sah die Flammen brennen, in denen die armen Seelen gebraten werden sollten. Vorn auf der Bühne standen die Engel und die Teufel in bunter Schar, um Gott den Vater zu erwarten, der vom Himmel hernieder steigen sollte, um das jüngste Gericht zu halten. Endlich kam er, schneller als er selbst erwartet hatte, denn einige Stricke der Maschine, durch die er sich langsam herablassen wollte, waren gerissen; im Sturz warf er ein paar Bretter mit vom Himmel herunter, diese fielen in den Höllenpfuhl und fachten die dort herrschende Glut zu so wilden Flammen an, daß Gott Vater, der sich an einem Vorsprunge festgehalten hatte, in der dringendsten Gefahr schwebte, entweder von den höllischen Flammen verbrannt zu werden oder das Genick zu brechen, wenn er herabfiel. Vergeblich flehte Gott Vater Engel und Teufel an, ihm zu helfen, diese fürchteten den Höllenpfuhl nicht weniger als er und flohen von der Bühne; der arme Schelm wäre sicher verbrannt, hätten nicht einige mutige Zuschauer sich in die Flammen gestürzt und das Feuer gelöscht. — Solche Komödien trugen nicht wenig dazu bei, den Geist der Schüler noch mehr zu verderben, und die Visitatoren fanden daher sowohl in Berlin wie in allen anderen Städten des Landes reichlich Gelegenheit, Verbesserungsvorschläge zu machen.

Für Berlin wurde bestimmt, daß fortan nur eine Schule, und zwar die bei der Nikolaikirche bestehen solle;*) alle Winkelschulen, welche nach und nach entstanden waren und der Hauptschule im Gesang, Betteln und Stehlen Konkurrenz machten, sollten aufgehoben werden. Der Schulmeister erhielt ein reichliches Gehalt, 60 Gulden jährlich, und war er beweibt, noch einen Wispel Roggen dazu; er mußte dafür aber auch die Verpflichtung übernehmen, der Schule mit Fleiß vorzustehen; er soll, so heißt es in der Verordnung, die Jugend

> „zum Studiren und Zuchten halten, ine fleißig vorlesen, und sunderlich das jeder Knabe Catechismus und elementa pietatis wol lerne. Auch sollen in der Schuelen etliche sunderliche Theil oder Classes scolasticorum widerumb geordnet werden; also, daß die so lesen lernen an einem sonderlichen Orte sitzen, darnach die in Grammatica studiren auch allein; und ferner auch die in Grammatica etwas studirt."

Die Schulmeister wurden verpflichtet, die Schüler zum Kirchengesang anzulernen und darauf zu achten, daß sie nicht nur Sonntags, sondern auch Wochentags in die Kirche gingen. Das Schulgeld wurde der Willkür der Schulmeister entzogen und bestimmt festgestellt, um den Unterricht auch den Aermeren zugänglich zu machen.

Durch die Schulverordnung wurde im Unterricht zwar manches gebessert; aber hell wurde es darum in den Köpfen unserer Berliner doch nicht, der finstere Aberglaube steckte so fest in denselben, daß er fortwucherte noch Jahrhunderte lang und durch keine Fortschritte der Wissenschaft auszutreiben war. Auch die Reformation, welche einige Lichtstrahlen in das Dunkel ge-

*) Im Jahre 1552 wurde noch eine Schule, die bei der Marienkirche, eingerichtet.

worfen hatte, vermochte nicht gegen den Aberglauben anzukämpfen, da ihr Hauptstreiter Dr. Martin Luther selbst tief darin befangen war.

Luther glaubte fest an den leibhaftigen Teufel, an Zauberei und Hexerei, an Wechselbälge und anderen Teufelsspuk. Als ihm einst gemeldet wurde, daß in Dessau ein zwölfjähriges Kind lebe, welches nicht reden könne, fortwährend schreie und nur immer essen wolle, gab er allen Ernstes den Rat, das Kind zu ersäufen, denn es sei nur ein Stück Fleisch ohne Seele, eine Frucht des Teufels. Wenn Luther so dachte, war es da wohl ein Wunder, daß die Bürger von Berlin allen Teufelsspuk glaubten, daß sie jeden für wahnsinnig oder verbrecherisch hielten, der an der Existenz von Hexen und Zauberern zu zweifeln wagte, daß uns die Chroniken jener Zeit die seltsamsten Spukgeschichten als bare Münze auftischen? So erzählt uns Angelus folgende seltsame Geschichte aus dem Jahre 1559, mit der vollen Ueberzeugung von ihrer Wahrheit: „In der Ernte, als man den Hafer schneiden wollte, erschienen auf dem Felde in der Nähe von Berlin plötzlich 15 Männer, zu denen später noch 12 andere kamen, die waren gar greulich anzusehen, besonders die letzten zwölf, denn diese trugen ihre Köpfe nicht wie andere Menschen auf dem Halse, sondern unter den Armen. Alle 27 hatten Sensen in den Händen und hieben damit in den Hafer ein, daß es rauschte, trotzdem aber blieben die Halme unter den Sensenstreichen stehen. Die Leute auf dem Felde, welche die gespenstischen Mäher sahen, liefen nach der Stadt und holten Hülfe herbei; natürlich lockte die Kunde von dem Wunder viele Neugierige nach dem Haferfelde, und alle überzeugten sich von der Wahrheit der Erzählung. Man fragte die Mäher, wer sie wären, woher sie kämen, aber diese antworteten nichts, sondern hieben weiter in den Hafer, und als man sich ihrer bemächtigen wollte, entwischten sie, indem sie während des Laufens immer weiter mähten." — Angelus fügt der Erzählung die Nachricht hinzu, der Kurfürst Joachim habe nach dem Bericht von dem seltsamen Ereignis die vornehmsten Prediger aus der Mark versammeln lassen, um von ihnen zu erfahren, was ein solches Gesicht wohl bedeute? Die geistlichen Herren hielten dafür, daß dadurch die göttliche Strafe einer baldigen Pestilenz angezeigt werde, und in der That, ihre Prophezeiung traf ein, denn nach kurzer Zeit brach eine Pest aus, welche viele Hunderte in' ein frühes Grab riß. — Konnte man jetzt wohl noch an der Wahrheit des Gesichtes und an der Richtigkeit der Prophezeiung zweifeln? Gewiß nicht! Man dachte nicht daran, daß in jenen Zeiten die Pest ein gar häufiger Gast in den deutschen Ländern war, der nur selten ein paar Jahre vergehen ließ, ohne sich zu zeigen.

Die Verbesserung der Schul- und Kirchenverfassung war eine Lieblingsbeschäftigung des Kurfürsten. Nachdem er einmal den ersten Schritt gethan hatte, zögerte er nicht, auch die ferneren zu thun. Während seiner ganzen Regierung zeigte er an dem Fortgange des Reformationswerkes den lebhaftesten Anteil. Bei allen theologischen Streitigkeiten, welche sich in der evangelischen Kirche erhoben hatten, und welche mit großer Erbitterung von den Anhängern der Reformation durchgekämpft wurden, beteiligte er sich mit regem Interesse.

Von Bedeutung war besonders die Streitfrage, ob zur Erlangung der ewigen Seligkeit gute Werke notwendig seien, oder ob der Glaube zu der-



Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst,
geb. 16. Febr. 1620 zu Cöln a. d. Spr., regierte vom 21. Nov. 1640 bis 29. April 1688.

selben hinreiche; die Streitfrage wurde von den theologischen Gelehrten mit großer Heftigkeit erörtert, und besonders zeichneten sich dabei zwei Frankfurter Theologen, Gottschalk Prätorius und Musculus, aus, ersterer als Verteidiger, letzterer als Gegner der guten Werke; auch Georg Buchholzer nahm Partei in dem Kampfe, indem er sich für die guten Werke entschied, während

Joachim es mit der Ansicht des Musculus hielt. Der Kurfürst wollte die gewichtige Frage durch eine Versammlung von Geistlichen entschieden wissen. Er berief im Jahre 1563 Abgeordnete der gesamten brandenburgischen Geistlichkeit nach Berlin; die heilige Gesellschaft erklärte sich dem Wunsche des Kurfürsten gemäß gegen die guten Werke.

Joachim hatte die geistlichen Herren vor sich kommen lassen, um ihnen sein Testament vorzulesen. „Ich habe Euch oft predigen gehört, nun will ich Euch auch einmal predigen!“ Mit diesen Worten empfing er die Theologen, las ihnen das Testament vor und bekannte sich zu der Lehre des Musculus. Buchholzer schüttelte über diese Ansicht den Kopf und erregte dadurch das Mißfallen des Kurfürsten in so hohem Grade, daß dieser den Stock gegen den früheren Günstling erhob und ihm sagte: „Luther würde, wenn er diese Lehre hörte, aus seinem Grabe aufstehen und Gottschalk Prätorius mit seinem Anhange mit Keulen totschlagen.“ „Herr George,“ so schloß er seine kräftige Standrede, „ich will bei der Lehre des Musculus bleiben, befehle meine Seele nach dem Tode unserm Herrn Gott, Eure aber mit Eurer Gottschalkischen Lehre dem Teufel!“

Wir sehen, daß die Anhänger der Reformation, welche doch für die Freiheit des Glaubens kämpfen sollten, schon ganz in die Spuren ihrer Feinde eingetreten waren und Andersgläubige fast noch schärfer verketzerten als jene. Wie in anderen deutschen Ländern, die sich der Reformation zugewandt hatten, wurden auch in der Mark Brandenburg die Kirchengüter eingezogen und die Klöster und Stifte aufgehoben. Joachim verfuhr bei der Aufhebung der Klöster ziemlich schonend. Er ließ die Mönche im grauen Kloster zu Berlin ruhig aussterben, der letzte Franziskaner starb daselbst am 4. Januar 1571; zu bemerken ist dabei freilich, daß das Kloster nicht reich war. Die Mönche hatten so schlecht gewirtschaftet, daß sie kaum Geld genug besaßen, um die geräumigen Gebäude in gutem Zustande zu erhalten. Auch die Kalandsbrüderschaft und die übrigen geistlichen Brüderschaften in Berlin und Cöln wurden aufgelöst.



Siebentes Kapitel.



So eingehend sich Joachim mit der Ordnung des Kirchenwesens beschäftigte, so wenig kümmerte er sich im allgemeinen um die übrigen Regierungsgeschäfte. Diese überließ er seinen Geheimen Räten, unter denen der Kanzler Weinleben, der berühmte Kanzler Distelmeyer, Eustachius v. Schlieben und der Rentmeister Matthias besonders zu nennen sind. Der Thätigkeit dieser Männer hatte die Mark Brandenburg einige Verbesserungen in der Gesetzgebung unter der Regierung Joachims II. zu verdanken, von denen wir eine bessere Organisation des Kammergerichts hervorheben.

Das Gericht in den Städten Berlin und Cöln hatte Joachim im Jahre 1536 den Räten wieder abgenommen und es seinem Küchenmeister Hans Tempelhof, der zugleich Bürgermeister von Berlin war, zu Lehen ge-

geben; von diesem erwarben es die Städte im Jahre 1544 für 2250 Gulden. Der Kurfürst bestätigte die Erwerbung, behielt sich aber den Wiederkauf vor. Bei jedem Regierungswechsel mußte der Rat von dem neuen Landesherrn die Bestätigung der früheren Verleihung nachsuchen und durch den regierenden Bürgermeister gewissenhafte Gerichtspflege und Gehorsam gegen die landesherrlichen Anordnungen schwören.

Von Bedeutung für die Entwicklung des gewerblichen Verkehrs in Berlin war auch eine Beschränkung der Zünfte, welche sich, durch ihr Privilegium geschützt, viele Uebergriffe erlaubt hatten. Die Zeit, in welcher die Zünfte für die Erhaltung eines echten Bürgerlebens notwendig gewesen waren, in der sie durch die innige Vereinigung der Handwerksgenossen zu einem einzigen großen Ganzen den wirksamsten Schutz der Bürger gegen die Eigenmächtigkeit des Adels gewährt hatten, war vorüber: aus den Zünften war daher auch der Geist eines kräftigen Bürgersinnes gewichen und hatte dem eines eifersüchtigen Brotneides Platz gemacht. Die Zunftgenossen wachten über ihre Privilegien, aber nicht mehr, um durch diese einer Macht, die etwa ihre Freiheit bedrohen könnte, kräftigen Widerstand zu leisten, sondern um jeden Nichtzünftigen, der ihnen im Handwerke Konkurrenz machen wollte, zur Strafe zu ziehen, und gerade in dieser Beziehung gab es oft heiße und hartnäckige Streitigkeiten, teils zwischen den Zünften in derselben Stadt, teils zwischen den verschiedenen Städten.

So war ein Sattler aus Stettin, Namens Hase, mit dem Sattlergewerke in Berlin in Streit geraten. Das Gewerk ließ ihn vor die Innungslade zur Verantwortung fordern und als Hase sich nicht stellte, verbot es jedem Gesellen, bei ihm zu arbeiten. Es war dies ein Mittel, welches die Gewerke damals vielfach gegen widerspenstige Mitglieder anwendeten, um sie durch die Furcht vor dem Ruin ihres Geschäfts zum Gehorsam zu zwingen. Hase ließ sich die Verfehmung durch das Sattlergewerk in Berlin nicht ruhig gefallen, er rief die Hülfe des Rats von Stettin an, und durch diesen kam die Klage bis vor den Kurfürsten. Joachim bestimmte im Jahre 1541, daß fortan kein Meister oder Geselle berechtigt sein solle, einen anderen vor die Innungslade zu fordern und ihn, wenn er sich nicht stelle, für ehrlos zu erklären. Jede Beschwerde dürfe nur vor die Obrigkeit gebracht werden. Der Rat habe in allen Gewerksstreitigkeiten zu richten, und gegen dessen Entscheidung sei nur eine Appellation beim Kurfürsten selbst zulässig.

Die Regierungsthätigkeit Joachims bietet uns außer der erwähnten Verbesserung der Kirchenordnung, der Gerichtsverfassung und des Zunftwesens, außer einem Gesetze gegen den Wucher, den überhand nehmenden Luxus, gegen das hohe Spiel und gegen die Räubereien, welche besonders von Schäfern und Landleuten vielfach verübt wurden, wenig interessante Momente.

Das Wuchergesetz hatte auf den Handel der Kaufleute in Berlin einigen Einfluß. Es verbot einen höheren Zins als 6 Prozent. Jeder, der mehr Zinsen mit Gewalt erpressen oder mit List erschleichen würde, sollte den vierten Teil von der ausgeliehenen Summe verlieren, für unehrlich erklärt, vom heiligen Abendmahl ausgeschlossen und eines christlichen Begräbnisses beraubt werden.

Joachim war ein Freund aller Künste, mit besonderer Liebhaberei aber pflegte er die Baukunst. Er ließ während seiner Regierung eine Reihe schöner

Gebäude erbauen, meist mit Hülfe fremder Meister, denn die Mark Brandenburg erzeugte noch keine Künstler. Den Beginn seiner Bauten macht die Stechbahn. Er ließ sie im Jahre 1537 für ein Turnier, welches zur Feier der Taufe einer Tochter gehalten werden sollte, errichten. Diese Stechbahn, nicht mit der erst im Jahre 1702 erbauten Stechbahn, an deren Stelle heute das rote Schloß steht, zu verwechseln, war ein mit Schranken umschlossener 300 Fuß langer und 64 Fuß breiter zum Turnier eingerichteter Platz, der dem Schlosse gegenüber lag, da wo heute die Häuser von der Breiten Straße bis zur Kurfürstenbrücke stehen. Außer der Stechbahn ließ Joachim ein Zeughaus, ein Gebäude für das Kammergericht, welches bisher seine Sitzung im kurfürstlichen Schlosse gehabt hatte, ein schönes Jagdschloß im Grunewald und viele Lustschlösser auf verschiedenen Gütern bauen; sein größtes Bauwerk aber war das Schloß in Cöln.

Die alte Burg des eisernen Friedrich erschien dem prachtliebenden Joachim zu eng und armselig; sie war nicht eingerichtet für einen glänzenden Hofstaat, für prächtige Feste. Eines Zwing-Cöln mit mächtigen Türmen und Mauern bedurfte Joachim nicht mehr, denn die Bürger von Berlin und Cöln hatten längst vergessen, daß sie dereinst freie Männer gewesen waren, sie fühlten sich ganz wohl unter dem Schutze ihrer Kurfürsten und dachten gar nicht daran, gegen diese zu rebellieren. Joachim ließ deshalb schon im Jahre 1538 die alte Burg niederreißen und durch den Baumeister Kaspar Theiß, der auch der Erbauer des Jagdschlosses im Grunewald war, ein ganz neues Schloß aufbauen. Das war ein anderes Gebäude als das frühere! Drei Stock hoch, mit prächtigen Zimmern und Sälen! Nach dem Schloßplatze zu ging ein von drei Säulen getragenes Doppel-Portal, über dem sich gemauerte Balkone befanden. An den Ecken des Schlosses waren runde Erker, von denen noch einer heute an der Spreeseite steht. Von dem anderen Erker aus ging ein hölzerner, bedeckter Gang, der auf steinernen Pfeilern ruhte, nach dem Dom (der früheren Dominikanerkirche). Auch erzählt man sich, daß ein geheimer, unterirdischer Gang nach dieser Kirche geführt haben soll. — Ein Seitenflügel zog sich an der Spree entlang.

Das neue Schloß mit seinen hohen Giebeln und seinem goldglänzenden Kupferdache war gar herrlich anzuschauen, und auch im Innern entsprach die Einrichtung dem Prachtbau; besonders zeichnete sich der große Saal aus, der im dritten Geschoß die ganze Länge des Gebäudes nach dem Schloßplatz einnahm; der war mit Bildern von dem berühmten Meister Lukas Kranach verziert, und auf der steinernen Galerie, welche sich vor dem Saale innerhalb des Schloßhofes befand, waren die aus Sandstein gehauenen Brustbilder der damals noch lebenden deutschen Kurfürsten aufgestellt, die gar künstlich mit bunten Farben angemalt waren, so daß sie fast aussahen, als wären sie lebendig. In diesem neuen Schlosse hielt Joachim II. seinen prächtigen Hof, hier wurden seine glanzvollen Feste gefeiert, hier jagten sich die Lustbarkeiten, welche der vergnügungssüchtige Fürst veranstaltete, ohne je danach zu fragen, ob durch die ungeheuren Kosten Schulden auf Schulden gehäuft wurden.

Das Schloß in Cöln war während seiner ganzen Regierung der Schauplatz einer ununterbrochenen Reihe von glänzenden Festen. Von dem ersten Turnier an, welches er im Jahre 1537 zur Tauffeier seiner Tochter veranstaltete, und für welches er die Stechbahn hatte bauen lassen, mußte jedes

Familienereignis Veranlassung zu irgend einer mit dem Aufgebot des höchsten Luxus veranstalteten Feierlichkeit, der sich meist ein prächtiges Turnier anschloß, geben. Berühmt geworden ist das Fest, welches Joachim zur Fastnacht 1545 zur Feier der Doppelheirat des Kurprinzen Johann Georg mit Sophie, der Tochter des Herzogs Friedrich II. von Liegnitz, und des Prinzen Georg von Liegnitz mit der Tochter des Kurfürsten, der Markgräfin Barbara, veranstaltete, weil dies Fest zugleich einen für die spätere Zukunft bedeutungsvollen Erbvertrag besiegelte, nach welchem beim Aussterben der herzoglichen Linie die drei Herzogtümer Liegnitz, Brieg und Wohlau an Brandenburg fallen sollten. Bei dem Turnier, welches nach dem feierlichen Beilager in Berlin gehalten wurde, beteiligten sich die Fürsten und Herren, und es ging bei demselben ziemlich gefährlich zu. Der Chronist Haftitz giebt uns davon folgende interessante Beschreibung:

„Den Montag hernach haben Markgraf Hans von Cüstrin (der Bruder des Kurfürsten) und Herzog Wilhelm von Brandenburg miteinander scharf gerannt und ein solches hartes Treffen gethan, daß die Pferde auf dem Hintern sitzend gangen und dennoch beide Herren sitzen blieben. Es hat aber Herzog Wilhelm dem Herrn Markgrafen Johannsen den Schild entzwei gerannt bis auf den Hals, und wäre um ein weniges gethan gewesen, wenn es Gott nicht sonderlich verhütet, daß er ihm den Hals abgerannt. Derowegen alle Fürsten und Herren, so damals auf der Bahne gewesen, sehr erschracken, eilends von den Pferden gefallen und zugelaufen sind. Es haben auch mehr Herren vom Adel gerannt und gestochen, aber am Mittwoch haben sechzig Paar zu Rosse in ganzen Kyrissen auf der Bahn turnieret, und indem daß man dem Ritterspiel zugesehen, ist einer vom Fenster vom Dumturm gedrungen und herabgefallen. Der hat einen anderen, so darunter gestanden, todt gefallen und ihme hat es nichts geschadet. Auch ist damals ein Kerl ohne Arme und Hände da gewesen, der hat mit den Füßen und Löffeln essen, eine Nadel fädeln und andere Dinge thun können, die fast unglaublich zu sein scheinen; hat mit dem Halse Holz hauen und einen Teller an der Wand mit der Spitzbarten auf etliche Schritte treffen können. Es haben auch der Roßbuben einen auf der Bahn todtgerauft."

Die Naivität, mit welcher Haftitz die bei den Turnieren vorgekommenen Unglücksfälle als etwas ganz Natürliches erzählt, läßt uns einen tiefen Blick in die Roheit der Zeit thun. Auf ein Menschenleben kam es damals gar nicht an, die Lustbarkeit wurde durch einen Totgerauften oder Totgeschlagenen nicht im geringsten gestört, die Herren turnierten ruhig fort, und das Volk schaute ihnen jubelnd zu; es ließ sich durch solche Kleinigkeiten nicht einen Augenblick seine Fröhlichkeit trüben.

Ein anderes Fest, welches Joachim im September 1569 feierte, hatte ebenfalls eine geschichtliche Bedeutung: Die Mitbelehnung über das Herzogtum Preußen. Das Herzogtum Preußen war ein Besitztum des deutschen Ritterorden gewesen, aber durch den Uebertritt des Hochmeisters Albrecht aus dem Hause Hohenzollern zur lutherischen Lehre ein erbliches Herzogtum geworden. Den Bemühungen des tüchtigen Kanzlers Lambertus Distelmeyer war es gelungen, die Mitbelehnung und Erbfolge in Preußen für die brandenburgisch-hohenzollernsche Linie vom Könige von Polen, unter dessen Lehnshoheit

Preußen stand, am 19. Juli 1569 zu gewinnen. Dies glückliche Ereignis feierte Joachim im September durch ein glänzendes kirchliches Fest. Eine große Prozession eröffnete die Feierlichkeit, ein endlos langer Zug, an welchem alle Mädchen aus Berlin und Cöln, die mehr als 12 Jahre alt waren, teilnehmen mußten. In weißen Kleidern mit fliegenden Haaren schritten sie im Zuge einher, ihnen folgten die Dorfprediger aus der Umgegend von Berlin und Cöln, zwei Meilen in der Runde. Diese gingen paarweise, sie trugen Kelche und Patenen in den Händen. Der Kurfürst selbst nahm ebenfalls an der Prozession teil, er ritt, angethan mit einem Mantel von Goldtuch, der mit Zobelpelz verbrämt war, hinter dem Dompropst auf einem goldfarbenen Rosse. Der Oberst Heinrich von Steupitz trug ihm eine weiße Tafel, auf der der schwarze preußische Adler abgemalt war, der Erbmarschall Georg Gans von Putlitz das Kurschwert und Joachim Röhbel eine weiße Fahne mit dem preußischen Wappen vor. Der Prozession folgte ein feierliches Hochamt und diesem eine stundenlange, wohleinstudierte Rede des Kanzlers Lambertus Distelmeyer, welcher Joachim höchst andächtig zuhörte; er hatte auf einem mit Goldtuch ausgeschlagenen Lehnstuhl, der auf dem Altar an der Chorthür stand, Platz genommen und hielt während der ganzen Rede das entblößte Kurschwert in der Hand. Nach der Rede schlug Joachim eigenhändig die polnischen Gesandten sowie mehrere seiner Räte zu Rittern, und dann ging's zu einem fröhlichen Festmahl im großen Saale des Schlosses, bei welchem die neuen Ritter mit Ehrengewändern und goldenen Ketten fürstlich beschenkt wurden.

Derartige Festlichkeiten, welche einen religiösen Hintergrund hatten, bei denen aber nebenbei recht brav gegessen und getrunken wurde und eine ungebundene Fröhlichkeit herrschte, waren ganz nach dem Geschmack des Kurfürsten; er ordnete deshalb auch im Jahre 1563 an, daß fortan jährlich die Einführung der Reformation in der Mark Brandenburg durch ein großes Fest gefeiert werde, und dies geschah im Oktober jeden Jahres, so lange Joachim lebte. Auch bei diesen Dankfesten wurde stets der höchste Pomp aufgeboten. Im Dom zu Cöln wurde der Festgottesdienst mit dem sogenannten Vesperumgang gehalten, wozu alle Geistlichen und Lehrer der Stadt mitwirken mußten. Die Feier begann unter dem Donner der Kanonen und endete mit demselben. Um die Freude am Feste zu einer allgemeineren zu machen, erhielt jeder Kirchen- und Schuldiener aus der kurfürstlichen Kasse einen Thaler, jeder Schüler einen Schilling, damit konnten sie sich schon einen lustigen Tag machen.

Neben diesen Festen bildeten große Jagden eine besondere Liebhaberei des Kurfürsten. Die Wälder waren damals noch reich an Wild, und die Bauern zeigten sich daher sehr zufrieden, wenn Joachim die Hirsche und Füchse, ja selbst die Wölfe, welche noch zahlreich in den dichten Waldungen lebten, fortschoß.

Auch der Tiergarten lud zur Jagd durch einen zahlreichen Wildstand ein; er hatte damals eine andere Ausdehnung als heute, denn er bedeckte mit dichtem Walde noch den größten Teil der heutigen Friedrichs- und Dorotheenstadt und erstreckte sich bis nahe an das kurfürstliche Schloß. Im Tiergarten hielt sich Joachim zu seinem Vergnügen Löwen, Bären und andere ausländische Tiere, welche er mitunter zu Tierkämpfen benutzte. Wenn ein solcher Tierkampf stattfand, so gab dies immer ein großes Fest für die Berliner, die sich in dichten Scharen herbeidrängten und dem Schauspiel zujubelten. Diese

Tiergefechte waren nicht immer ohne Gefahr; bei einem derselben, welches im Jahre 1543 in der Nähe von Cöpenick abgehalten wurde, und bei dem ein Bär und ein Wolf mit einem Auerochsen kämpfen sollten, wäre der Kurfürst fast selbst um das Leben gekommen. Der von dem Auerochsen verfolgte Bär durchbrach die Schranken gerade da, wo Joachim saß, und wurde nur mit Mühe von den Wachen aufgehalten und getötet.

Alle diese Hofbelustigungen waren zu gleicher Zeit auch Volksfeste, besonders erfreuten sich die Berliner an den Wettrennen, welche alljährlich am Fronleichnamsfeste stattfanden, und an denen Adlige und Bürger, Einheimische und Fremde teilnehmen durften. Für die besten Pferde waren Preise ausgesetzt, der erste Sieger gewann einen mit bunten Bändern und Blumen festlich geschmückten Stier, der zweite ein Schwert, der dritte einen Bogen, der vierte ein Schwein.

Das seltsamste Volksfest, welches unter der Regierung Joachims stattfand, war jedenfalls der berühmte Knüppelkrieg, der in der märkischen Sittengeschichte einzig dasteht. Die Berliner Bürger hatten, seit ihnen ihre Unabhängigkeit verloren gegangen war, die Waffen beiseite gelegt. Ihr früher so kriegerischer Sinn war erloschen, sie lebten nur ihren Geschäften und dem Vergnügen, jenen heiteren Schauspielen, die ihnen unter der Regierung des prachtliebenden Joachims so häufig geboten wurden. Der Kurfürst wollte den kriegerischen Sinn der Bürger, der gar nicht mehr gefährlich werden konnte, aufs neue erwecken, und er befahl zu diesem Zwecke ein großartiges Waffenspiel, über welches uns der Historiograph Nikolaus Leuthinger, der es selbst mit durchlebte, eine genaue Beschreibung hinterlassen hat. Der Knüppelkrieg fand im Jahre 1567 statt. Ein Wassergefecht auf der Havel, bei welchem die Berliner gegen die Spandauer kämpften, eröffnete das Waffenspiel, dem der Kurfürst mit seinem ganzen Hof auf einem großen Schiffe zuschaute. Die Geschütze von Spandau donnerten mit blinden Schüssen, während unter Pauken und Trompetengeschmetter die beiden Flotten von Berlin und Spandau gegeneinander kämpften. Es gab dabei harte Püffe; viele der Streitenden wurden durch die langen Stangen, mit denen man kämpfte, aus den Kähnen gerissen und fielen ins Wasser; aber der Kampf ging doch ohne Unglücksfälle ab, denn eine Menge von Fischerbooten stand bereit, um alle ins Wasser Fallenden vor dem Ertrinken zu retten. Der Kurfürst war höchst vergnügt über das gelungene Wasserspiel, welches drei Tage dauerte; er schaute demselben mit der höchsten Lust zu und lachte, daß ihm die Thränen über die Backen rollten, als die Weiber und Kinder der kämpfenden Männer ihn flehentlich baten, den Kampf, den sie für einen ernsthaften hielten, zu beendigen. Dem Wasserkampfe folgte der Landkrieg, der auf der Ebene zwischen Spandau und Lietzow ausgefochten wurde. Der Plan des Gefechtes war, daß sich die Spandauer nach tapferem Kampfe besiegen lassen und in ihre Stadt flüchten sollten. Die Schlacht begann. Die Streiter waren in voller Rüstung, aber sie hatten keine anderen Waffen als kurze Knüppel, Fechtstöcke. Anfangs ging alles gut, nach und nach aber, als die Hiebe immer kräftiger ausgeteilt wurden, erhitzte sich das Blut der Streiter. Es gefiel den Spandauern nicht, daß sie besiegt werden sollten, und obgleich ihre Zahl, sie waren kaum 800 Mann, weit geringer war als die der Bürger von Berlin und Cöln, so entschlossen sie sich doch, das Kampfspiel zu ändern und wo-

möglich Sieger zu bleiben. Eine Kriegslist sollte sie zum Ziele führen. Durch eine verstellte Flucht lockten sie den Feind aus seiner Stellung und fielen ihm dann in den Rücken, indem sie mit ihren Knüppeln unbarmherzig darauf los schlugen. Das aber ließen sich die Berliner nicht ruhig gefallen, sie wehrten sich kräftig, und aus dem Scheingefecht wurde nun ein wirklicher, echter Knüppelkrieg, bei dem es harte Schläge und blutige Köpfe in Massen gab. Der Kurfürst sah plötzlich seinen schönen Plan zerstört, er ritt eiligst zwischen die Kämpfenden, um sie durch ein Machtwort auseinander zu bringen, aber vergeblich, niemand hörte auf ihn. Die Kampflust hatte alle Kämpfer erhitzt, Spandauer und Berliner stritten um die Ehre des Tages, sie schlugen aufeinander los, ohne sich um den Kurfürsten zu kümmern, und in der Hitze des Gefechts fielen selbst Knüppelschläge auf das Pferd des Friedensstifters. Das verletzte Tier bäumte hoch auf, warf seinen Reiter ab, und dieser war in der höchsten Gefahr in dem Gewühle der wütenden Streiter zertreten und getötet zu werden. Er wurde nur mit Mühe gerettet. Erst die einbrechende Nacht machte der Schlacht ein Ende. Wo der Sieg? — Beide Teile schrieben ihn sich zu, die Spandauer triumphierten, und ebenso auch die Bürger von Berlin und Cöln; der geistreiche Feldherr aber, der die kluge Kriegslist ausgesonnen, mußte diese schwer büßen.

Joachim war wutentbrannt, daß ihm sein Vergnügen verdorben, er sogar in Lebensgefahr gekommen war. Er schickte seine Trabanten nach Spandau, mitten in der Nacht holten sie den Bürgermeister Bartholomäus Bier, der so wacker für die Ehre seiner Stadt gestritten hatte, aus dem Bette und warfen ihn ins Gefängnis. Erst nach mehreren Monaten wurde er wieder in Freiheit gesetzt. Die Spandauer Bürger, welche nur die Befehle ihres Bürgermeisters vollzogen hatten, kamen mit der Furcht vor der Strafe davon. Sie wurden alle auf die Festung gerufen, dort wurden sie von den Gerichtsdienern empfangen, aber nachdem sie in Furcht und Zittern vor der Strafe, die ihnen bevorstehen möchte, einige Stunden gewartet hatten, wieder entlassen. Die Streiter von Berlin und Cöln waren glücklicher daran, sie wurden nicht weiter behelligt, sondern konnten in Ruhe sich die Beulen heilen lassen, die ihnen von den Spandauer Knüppeln geschlagen worden waren.

Achtes Kapitel.

Wie sein Vater Joachim I., so hatte auch Joachim II. eine große Liebhaberei für schöne Frauen, während aber bei jenem die Geliebten keinen Einfluß auf die Geschicke des Landes gewannen, beherrschten diesen und damit auch die Mark Brandenburg seine Maitressen vollständig. Der Name der schönen Gießerin, der Geliebten Joachims, ist in die Volkssage übergegangen. Anna Sydow, die liebreizende Witwe des Artilleriehauptmanns und Stückgießers Michael Dietrich, hatte Joachim bezaubert. Er war nicht glücklich, wenn er nicht bei ihr sein konnte; auf fast allen seinen Reisen, auch wenn er nur auf die Jagd zog, mußte sie ihn begleiten. Für das schöne Weib

verschwendete er gewaltige Summen, ihrem Willen beugte er sich fast sklavisch, sie herrschte als wahre Kurfürstin in der Mark Brandenburg. Trotz ihrer Schönheit war die Gießerin im ganzen Lande verhaßt, weil sie ihren Einfluß auf den schwachen Kurfürsten in unverantwortlicher Weise mißbrauchte. Sie besetzte die hervorragendsten Aemter, sie gebot über die Einnahmequellen des Landes, ihre Kreaturen stolzierten in den Straßen von Berlin und Cöln umher und thaten sich etwas zu gute darauf, daß sie die Herrscher des Landes waren. Joachim vermochte nicht, der Sydow oder einem ihres Anhangs eine Bitte abzuschlagen; die adligen Herren, welche sich zu Höflingen der Buhlerin entwürdigt hatten, wußten die Schwäche des Kurfürsten trefflich auszubeuten. Wenn irgend ein Lehn frei wurde, baten drei oder vier, einer nach dem andern, um Verleihung desselben. Joachim versprach es jedem, da er es aber nur einem geben konnte, mußte er die anderen durch Gewährung bedeutender Geldgeschenke entschädigen. So kostete ihm das zum Fall gekommene Lehn derer von Zigesar durch derartige Entschädigungen nicht weniger als 50000 Thaler, eine für damalige Verhältnisse ungeheure Summe.

Die Liebe Joachims zur schönen Gießerin war so offenkundig und skandalös, daß sie selbst die tiefgewurzelte Liebe und Verehrung der märkischen Bauern gegen ihren Kurfürsten erschütterte. Gegen den ernsten und strengen Joachim I. hätten die Bauern wahrlich nicht gewagt, ein mißbilligendes, ja höhnendes Wort über sein Privatleben zu äußern, gegen Joachim II. wagten sie es. Der Kurfürst war einst auf die Jagd bei Beelitz geritten, wie gewöhnlich befand sich die schöne Gießerin an seiner Seite, und auch deren Kinder begleiteten ihn. Die Bauern auf dem Felde schauten mürrisch von ihrer Arbeit auf, als der Kurfürst bei ihnen vorüberritt. Sie grüßten ihn nicht freundlich, wie dies früher geschehen, sondern höhnten ihm nach, indem sie sich gegenseitig laut, so daß er es hören mußte, zuriefen: „Ist die des gnädigsten Herrn unechte Frau? Sind das seine unechten Kinder? Wie darf er thun, was uns verboten ist?“ Und diese Fragen wiederholten sie in der Heide, als der Kurfürst Rast machte, indem sie sich dicht um ihn herumstellten. Der Hohn der Bauern traf Joachim so tief, daß er sich schämte und für einen Augenblick das Bewußtsein seiner Schmach erhielt. Er wendete sich unwirsch zur Gießerin und sagte: „Kannst Du nicht beiseite gehen, daß man Dich nicht sieht?“ Das augenblickliche Gefühl verschwand aber bald wieder unter den Liebkosungen der reizenden Frau, — diese behielt ihre Herrschaft über ihn.

Joachim liebte die Gießerin so innig, daß er entschlossen war, ihre Zukunft auch nach seinem Tode zu sichern. Er schenkte ihr reiche Güter, eine mit ihr erzeugte Tochter Magdalena erhob er zur Gräfin von Arneburg und verlobte sie mit einem Grafen Eberstein. Um ganz sicher zu sein, daß die Geliebte auch nach seinem Tode nicht in Not und Sorge kommen könne, ließ er sich von seinem Sohne, dem Kurprinzen Johann Georg, das heilige Versprechen geben, daß er sie im Besitz ihrer Güter lassen und außerdem auch für sie sorgen wolle. Wir werden später erzählen, wie dies Versprechen gehalten wurde.

Das Freudenleben Joachims, die sich in bunter Reihe abwechselnden Turniere und anderen glanzvollen Feste, die Bauliebhaberei des Kurfürsten, die Habsucht der Gießerin und ihrer Kreaturen verzehrten ungeheure, die Einkünfte weit übersteigende Summen; es war daher kein Wunder, daß das

Finanzwesen der Mark Brandenburg in die tiefste Zerrüttung kam. Eine unerschwingliche Schuldenlast häufte sich auf, oft kam Joachim in die bitterste Geldverlegenheit, aber er ließ sich trotzdem nicht von neuer Verschwendung abhalten. Sein Rentmeister und Kammerrat Thomas Matthias, der zugleich Bürgermeister von Berlin war, hatte einen schweren Posten; fortwährend sollte er Geld schaffen, und doch waren die Kassen leer. Der Kurfürst wies die drängenden Gläubiger stets an ihn, sein Haus war fortwährend von Leuten belagert, welche gerechtfertigte Forderungen an die kurfürstliche Kasse machten, und denen er doch nicht gerecht werden konnte, weil eben kein Geld da war. Oft genug mußte er sein eigenes Vermögen angreifen, um nur die nötigsten Zahlungen zu leisten; er mußte sich für die Schuldverschreibungen verbürgen, welche Joachim ausstellte, und dadurch verlor er nach und nach sein ganzes bedeutendes Vermögen.

Joachim bedurfte stets neuer Geldsummen, um seinen üppigen Hofhalt aufrecht zu erhalten; er war in den Mitteln, sich die nötigen Gelder zu verschaffen, durchaus nicht peinlich. Die natürlichste Hülfe war, da die Steuerkraft der Unterthanen nicht weiter ausgebeutet werden konnte, nach den Anschauungen jener Zeit die Goldmacherei. Man glaubte damals ganz allgemein daran, daß es möglich sei, unedle Metalle durch chemische Prozesse in Gold zu verwandeln. Auch Kurfürst Joachim II. teilte den allgemeinen Glauben. Es gab für ihn gewiß keine leichtere Art, seine Schulden zu bezahlen, als wenn er sich das Geld dazu selbst machte. Er berief zu diesem Zwecke Alchimisten von Ruf, die in Berlin ihre Laboratorien einrichteten. Mancher Thaler ging in Rauch auf und flog durch die Esse der Schornsteine; schlaue Betrüger, welche sich das Ansehen gaben, als seien sie auf dem sicheren Wege, die Goldmacherkunst zu erfinden, wurden am Hofe zu Cöln mit offenen Armen empfangen, aber einen Nutzen brachten natürlich alle diese Versuche nicht.

Ein anderes Mittel, die kurfürstliche Kasse zu bereichern, hatte größeren Erfolg; Joachim gestattete den Juden, welche sein Vater aus der Mark Brandenburg vertrieben hatte, wieder in dieselbe zurückzukehren, natürlich nur gegen Zahlung eines Schutzgeldes, und zwar eines recht beträchtlichen, es belief sich auf 42 000 Thaler jährlich. Unter den eingewanderten Juden befand sich auch ein gewisser Hluchim aus Prag, der mit seinem Sohne Lippold nach Berlin kam. Lippold war ein schlauer, gewissenloser Mann, der es trefflich verstand, sich zu bücken und zu schmeicheln. Er wußte sich bald durch die niedrigsten Dienste bei Joachim so in Gunst zu setzen, daß er dessen vertrauter Kammerdiener und erklärter Liebling wurde. Der Kurfürst machte ihn zum obersten Münzmeister und übertrug ihm die Aufsicht über die ganze Judenschaft in der Mark.

Lippold wurde bald fast allmächtig. Er war eingeweiht in alle Liebesgeheimnisse seines Herrn, er führte die Privatkasse desselben, durch seine Hand gingen die meisten Geschenke und Beförderungen. Hatte er früher, als er arm und verachtet war, den Rücken gebeugt, allen Mächtigen geschmeichelt, so wußte er jetzt sich vor Hochmut nicht zu lassen. Christen und Juden mußten gleichmäßig unter seiner Anmaßung leiden, er wurde deshalb auch von beiden gleichmäßig gehaßt. In wenigen Jahren erwarb er sich ein gewaltiges Vermögen, indem er einen schamlosen Wucher trieb. Zwar war der Wucher durch die Gesetze streng verboten, was aber kümmerte sich der Günstling des Kurfürsten um

das Gesetz? Er kannte seinen Herrn genau genug, um zu wissen, daß dieser seinen Liebling nicht vor die Schranken des Gerichts fordern lassen würde. Die Zeiten, in denen selbst ein Lindenberg den Kopf auf den Richtblock legen mußte, weil er das Gesetz verletzt hatte, waren längst vergangen.

Lippold lieh ungescheut auf Pfänder mit einem Zinssatz von 54 Prozent, und er hatte zu diesen Zinsen Absatz genug für sein Geld und dennoch vollkommene Sicherheit, denn seine Kunden waren vorzüglich die kurfürstlichen Hofdiener, welche, so reich sie auch besoldet waren, doch an dem üppigen Hofe Joachims niemals mit ihrem Gehalte auskamen; sie trugen ihr Gold- und Silbergeschirr zu dem Münzmeister und verpfändeten es bei diesem gegen bares Geld; auch Joachim selbst nahm oft, wenn er sich in drückender Geldverlegenheit befand, zu Lippold seine Zuflucht, und dieser wußte meist Rat, da ihm nie ein Mittel zu schlecht war, um sich oder seinem Kurfürsten Geld zu verschaffen. So ließ er im Jahre 1567 mit der Einwilligung Joachims bei achtzehn Bürgern von Berlin das gesamte vorhandene Gold und Silber fortnehmen und in die Münze schleppen. Es war ein einfacher Raub, denn die Bezahlung, welche Lippold für das Gold und Silber leistete, stand in gar keinem Verhältnisse zum Werte desselben, aber es war ein Raub mit kurfürstlicher Genehmigung zum Besten der landesherrlichen Kasse, und er blieb deshalb ungestraft.

Alle diese gesetzlichen und ungesetzlichen Mittel sowie die reichen Einkünfte der eingezogenen Klöster und geistlichen Stifte genügten doch bei weitem nicht, um die ungeheuren Ausgaben zu decken, welche der verschwenderische Hof Joachims erforderte. Immer neue Steuern mußten dem Lande auferlegt werden, und trotzdem wuchs die Schuldenlast des Kurfürsten täglich. Wohl murrten Adel und Bürgerschaft über die drückenden Abgaben, aber einen Vorteil hatten dieselben doch. Joachim, der für Geld zu jedem Opfer bereit war, brachte auch das seiner fürstlichen Machtvollkommenheit, und zu keiner Zeit haben daher die Landstände einen größeren Einfluß ausgeübt als unter der Regierung Joachims. Wenn dieser die Stände im Jahre 1549 anflehte, ihm zur Bezahlung seiner Schuldenlast eine neue Steuer zu bewilligen, weil ihm sonst augenscheinlich der vollständige Verderb seiner Herrschaften, Länder und Bauten bevorstehe, so gingen zwar die Stände darauf ein; sie bewilligten seitens der Städte eine Bierziese von 8 Groschen für jede Tonne und später seitens des Adels und der Prälaten eine Steuer von 20 Gulden für jedes Ritterpferd, welches sie in Kriegszeiten zu stellen verbunden waren, aber sie knüpften diese Bewilligungen an feierliche Versprechungen des Kurfürsten, daß sie in Zukunft für ewige Zeiten mit ähnlichen Steuern verschont bleiben sollten, und an die Gewährung neuer Freiheiten und Rechte.

Joachim versprach, von der Not gezwungen, gern alles, was man von ihm haben wollte, ohne freilich die Absicht zu haben, sein Versprechen zu halten. So versprach er den Bürgern zu Berlin, die verhaßten Juden wieder aus dem Lande zu jagen, natürlich aber dachte er nicht daran, dies zu thun, und ebensowenig hatten die ewigen Zeiten, für welche das Land von weiteren Abgaben verschont bleiben sollte, eine lange Dauer; wohl aber gestattete er, daß die Stände manch freies Wort über die inneren Landesangelegenheiten sprachen, um sie bei guter Laune zu erhalten.

Auf den Charakter und die Sitten des Volkes mußte eine Regierung, wie die Joachims II., einen höchst nachteiligen Einfluß ausüben. Was der Fürst

that, das ahmten die Hofschranzen nach, und diese wurden wieder nachgeäfft von dem gesinnungslosen, zahlreichen Gesindel, welches die Augen nach oben richtete und alles für nachahmenswert hielt, was am Hofe geschah. Auch in den Bürgerhäusern Berlins nahm man es mit einem Liebeshandel während der lustigen Regierung Joachims nicht gar zu genau. Wenn auch bei den Bürgern die sittliche Verderbtheit des Hofes noch nicht überall Eingang gefunden hatte, konnte sie doch nicht ohne Einwirkung bleiben, besonders hatte die Prachtliebe des Kurfürsten, seine Verschwendungssucht nachteilig auf alle Volksklassen gewirkt. Die Bürger, welche die kurfürstlichen Beamten und die Hofherren im reichsten Staat durch die Straßen von Berlin und Cöln ziehen sahen, fühlten den Trieb nach einer Ueberbietung der stolzen Herren in der Kleiderpracht. So wurde die Tracht sowohl der Männer wie der Frauen äußerst prachtvoll, und man suchte ihren Glanz durch Geschmeide aller Art noch zu erhöhen. Ringe, kostbare Gürtel, mit Edelsteinen und Perlen besetzte Degenscheiden wurden von den Männern bei allen Festen getragen. Die Frauen schmückten sich mit Armbändern, mit goldenen Hauben, mit Gürteln, welche mit Edelsteinen besetzt waren und anderem Geschmeide aller Art. Das teuerste und seltsamste Kleidungsstück, durch welches viele Modeherren jener Tage sich ruinierten, waren für die Männer die Pluderhosen, eine unsinnige und häßliche Tracht. Die Mode der Pluderhosen war aus den Niederlanden gekommen, woher damals fast ganz Europa die feinen wollenen Zeuge und die besten Tuche bezog. Die Niederländer wußten wohl, zu welchem Zwecke sie die Mode, welche sich schnell über das civilisierte Europa verbreitete, erfunden hatten, sie konnten kaum ein besseres Mittel erdenken, um ihren Tuchfabriken Absatz zu verschaffen, denn die Pluderhosen erforderten eine unglaubliche Menge Zeug. Die Pluderhosen gingen vom Gürtel bis an die Schuhe, man trug sie so weit wie irgend möglich, und ihre Schönheit bestand darin, daß der Schneider eine möglichst große Menge feiner und kostbarer Stoffe verwendete. Der Länge und der Quere nach waren die Hosen aufgeschnitten und diese Aufschnitte mit einem Futter vom feinsten Zeug, welches in unzählige Falten zusammengelegt war, durchzogen. Man brauchte zu einer solchen Hose, wenn sie dem Geschmacke der Modeherren entsprechen sollte, bis zu 130 Ellen Zeug. Anfangs, als die Tracht noch neu war, wurden die Hosen selbst von Tuch gemacht, und nur zu dem Futter in den Aufschnitten wurde Seide genommen, je weiter man aber in der Mode fortschritt, je größer mußte der Umfang der Hosen werden, man machte sie endlich, da Tuch zu schwer war, aus reinem Seidenzeuge. Bei den außerordentlich hohen Preisen, welche damals noch für Seidenstoffe gezahlt wurden, kosteten oft ein Paar Pluderhosen gerade so viel wie ein schönes Gut, und mancher Hofherr hat sein nicht ganz unbedeutendes Vermögen dadurch verschwendet, daß er durch die Pracht seiner Pluderhosen alle seine Genossen überbieten wollte. Die Pluderhosen erregten den Aerger aller vernünftig denkenden Männer, man sprach und schimpfte darüber, trotzdem aber trug sie alle Welt. Auch das sonst so mächtige Wort der Geistlichkeit war wirkungslos gegen die allgewaltige Mode; dem Oberpfarrer zu Frankfurt a. O., der eine recht erbauliche Predigt über den Unfug der Pluderhosen gehalten hatte, spielten sogar einige mutwillige Studenten den Schabernack, daß sie am nächsten Sonntag ein mächtiges Paar der Kanzel gegenüber in der Kirche

aufhingen. Das war ein Haupt- und Staatsverbrechen, eine Kirchenschändung, und nun nahm sich der hochehrwürdige General-Superintendent Dr. Musculus, der zwar die guten Werke zur Erlangung der ewigen Seligkeit für entbehrlich, die Pluderhosen aber für ein Teufelswerk hielt, der Sache an. Er verfaßte eine ernsthafte Strafpredigt über den Unfug, welche er unter dem Titel „Hosenteufel“ drucken ließ, und in der er den Stutzern Gottes allerhöchsten Zorn prophezeite, wenn sie nicht nachließen von der sündlichen Tracht. Es war eine gar herrliche Predigt, deren ernste Worte in Herz und Nieren drangen; so sagte der würdige Herr unter anderem: „Es wäre kein Wunder, wenn die Sonne nicht mehr schiene, die Erde nicht mehr trüge und Gott mit dem nächsten Tage gar darein schlüge, wegen dieser greulichen und unmenschlichen Kleidung. Solche Bosheit werde ohne Zweifel bald den jüngsten Tag herbeiziehen! Er (Musculus) wolle sich jetzt als ein Streiter Gottes an den Hosenteufel machen, der sich in diesen Tagen und Jahren allererst aus der Hölle begeben habe und den jungen Gesellen in die Hosen gefahren sei! Er wundere sich, daß nicht die Erde sich aufthue und solche Menschen verschlinge, welche bis 130 Ellen Zeug für ein paar Hosen verbrauchen, Gott aber werde ihnen solches sicher bis zum jüngsten Tage auf das Kerbholz schreiben.“ — So schön diese Predigt war, und so viel sie gekauft wurde, sie trug dennoch keine Frucht, die Pluderhosen blieben! Eine zweite Auflage erschien unter dem gewiß das Gemüt anregenden Titel: „Vom zuluderten, zucht und ehrerwegenen, pludrichten Hosenteufel Vermahnung und Warnung.“ Das Titelblatt war wie das der ersten Auflage mit einem schönen Holzschnitt geschmückt, der einen Mann in Pluderhosen mit zwei quälenden, gräßlichen Teufeln darstellte; auch diese zweite Auflage wurde viel gelesen, viel gekauft und endlich vergriffen, aber die Pluderhosen blieben, sie blieben, obgleich die Prediger von den Kanzeln herab erklärten, selbst der Teufel schäme sich einer so unanständigen Tracht.



Georg v. Derfflinger,
Generalfeldmarschall unter dem großen Kurfürsten,
geboren am 10. März 1606 in Oberösterreich,
gestorben am 4. Febr. 1695 in Gusow in der Mark.
In brandenburgischen Diensten von 1654 an.

Musculus erzählte davon folgende wahrheitsgetreue Geschichte. „Ein frommer Mann kam zu einem Maler und bestellte bei ihm eine recht ernste und schreckliche Darstellung des jüngsten Gerichts. Der Maler machte sich mit Fleiß ans Werk, und um die Teufel recht abscheulich darzustellen, zog er ihnen auf dem Bilde pluderichte Hosen an; das sei denn aber für den

Teufel doch eine gar zu arge Beleidigung gewesen, er sei aus der Hölle emporgefahren und habe dem Maler einen gewaltigen Backenstreich gegeben, weil er ihn mit Unwahrheit gemalt habe, denn so scheußlich und greulich wie sein Bild in den Luderhosen sei er doch nicht! —" Wenn selbst der große Musculus nichts gegen die Pluderhosen vermochte, so war es wohl natürlich, daß auch der Kampf, welchen die weltliche Gesetzgebung gegen dieselben erhob, lange Zeit erfolglos bleiben mußte, ein Kampf, dem sich auch Joachim II. anschloß. Joachim, wie sehr er auch sonst die Pracht liebte, verabscheute doch die geschmacklosen Pluderhosen, er verbot dieselben, und als sie dem Verbote zum Trotz doch vom Adel und den reichen bürgerlichen Stutzern weiter getragen wurden, griff er zu drastischen Mitteln, um seinem Verbote Geltung zu verschaffen. Drei Bürgersöhne von reichen Eltern hatten sich Pluderhosen von besonderer Pracht und Schönheit machen lassen; sie stolzierten mit denselben in den Straßen von Berlin und Cöln, und um die Bewunderung des Volkes noch mehr zu erregen, ließen sie zwei Fiedler vor sich hergehen. Ihr Wunsch wurde erfüllt, aus allen Häusern schauten die Bürger und die schönen Bürgersfrauen und Töchter hervor und blickten den Gecken nach, die heiter hinter ihren Fiedlern hermarschierten; als sie nun endlich auf den Schloßplatz kamen, da hatten sie die süße Genugthuung, daß auch im kurfürstlichen Schlosse die Fenster sich öffneten, daß die jungen Hofherren mit Bewunderung und Neid die schönen Pluderhosen anschauten. Stolz und triumphierend marschierten die glücklichen Besitzer der prachtvollsten Hosen weiter, aber bald sahen sie ihre Rundreise gehemmt, die kurfürstlichen Trabanten umringten sie und führten sie nach dem Bernauischen Bierkeller; dort wurde ihnen das Narrenhäuslein, in welchem die Betrunkenen ihren Rausch auszuschlafen pflegten, geöffnet, und sie erhielten die Einladung, sich in dasselbe zu begeben. Das war eine wenig angenehme Unterbrechung des Triumphzugs. Vergeblich versicherten die drei Bürgersöhne, daß sie durchaus nüchtern seien, vergeblich baten und flehten sie, die Trabanten möchten sie mit dem schimpflichen Narrenhäuschen verschonen, sie erhielten auf alle Bitten nur die eine Antwort: „Kurfürstlicher Befehl!" Die Gitterthür des Narrenhäusleins schloß sich hinter ihnen; jetzt saßen sie in dem Gitterkäfig und mußten sich wie seltene wilde Tiere, von dem herbeiströmenden Volke begaffen lassen. Die Fiedler saßen vor dem Gitter, sie hatten von dem Kurfürsten den Befehl erhalten, einen Tag und eine Nacht unaufhörlich zu spielen, damit das Volk in desto größeren Massen herbeiströme. Und es kam in zahllosen Scharen! Die Straßenbuben tummelten sich um die Narrenkiste, sie bewunderten die schönen Pluderhosen der Gefangenen, sie jubelten und höhnten, man sagt, sie sollen auch mit faulen Aepfeln durch die Gitterstäbe geworfen und in das köstliche Seidenzeug der Pluderhosen manchen bösen Fleck gemacht haben. Volle vierundzwanzig Stunden blieben die drei Modenarren dem Hohne des Volkes ausgesetzt, dann erst wurden sie entlassen. Ob sie im Narrenhäuslein den Geschmack an den Pluderhosen verloren haben, darüber berichtet uns die Chronik nicht.

Einem jungen Adligen, der sich mit einem paar mächtigen Pluderhosen auf dem Schloßplatze vor dem Dome brüstete, und welchen Joachim dort erschaute, erging es fast noch schlimmer. Der Kurfürst schickte ihm die Domwärter nach, die mußten ihm den Gurt der Hosen an verschiedenen Stellen

durchschneiden, so daß die mächtige Zeugmasse rauschend zur Erde fiel und der junge Geck nun im bloßen Hemde unter den lachenden Zuschauern auf offener Straße stand. Wohl versuchte er es, die Hosen mit den Händen wieder herauf zu ziehen, das gelang ihm aber nur teilweise, und da er sich beim Gehen oft mit den Füßen in das herunterhängende Seidenzeug verwickelte, konnte er, umtanzt von den jubelnden Gassenbuben, nur sehr langsam nach Hause gehen.

Solche, allerdings sehr willkürliche Strafen des Kurfürsten, erschreckten die Modeherren mehr als alle gesetzlichen Verbote und alle Schriften und Predigten des frommen Dr. Musculus, trotzdem aber dauerte es doch manches Jahr, ehe sich die Unsitte der Pluderhosen ganz verlor.

Die Prachtliebe und Neigung zur Verschwendung, welche die Bürger von Berlin und Cöln zur Aufbietung des höchsten Luxus in der Kleidung veranlaßte, zeigte sich auch in allen übrigen Lebensbeziehungen, überall waren die Bürger bestrebt, die Gewohnheiten, welche an dem verschwenderischen Hofe ihres Kurfürsten herrschten, nachzuahmen. Die reichen Kaufherren hielten stets offenes Haus. Gastmahle und andere Festlichkeiten, bei denen die größte Pracht aufgeboten wurde, jagten einander. Jeder Gast wurde mit ausgesuchten Speisen und Getränken bewirtet, nachdem er durch ein Bad erquickt worden war; in allen Häusern der irgend wohlhabenden Bürger waren zu diesem Zwecke elegante Badestuben eingerichtet worden. Bei Hochzeiten, Kindtaufen und anderen Familienfesten kannte die Verschwendung gar keine Grenzen mehr; so erzählt uns Haftitz von der Hochzeit des Bürgermeisters von Berlin Thomas Matthias mit Ursula Meienburgeß im Jahre 1561, welche so prachtvoll gefeiert wurde, daß alle die zur Vermählung der jüngsten Tochter des Kurfürsten nach Berlin gekommenen fremden Fürsten und Herren als Gäste bei der Bürgerhochzeit anwesend sein konnten. Das Brautpaar wurde in Erwiderung der üppigen Gastfreundschaft so reichlich beschenkt, daß es, wie die Chronik besagt, „einen ganzen Backtrog voll Becher von Herren, fremden Städten und Hochzeitgästen auf die Hochzeit verehrt bekam!“

Wie hoch die Verschwendung bei derartigen Familienfesten von den Bürgern Berlins getrieben worden sein muß, geht aus einer im Jahre 1551 erlassenen Verordnung gegen den übermäßigen Luxus hervor. Durch diese Verordnung wurden für alle Unterthanen, sowohl Vornehme als Geringe, Reiche als weniger Wohlhabende die Grenzen festgestellt, welche bei Hochzeiten, Kindtaufen und anderen Festen nicht überschritten werden durften. Erlaubt waren bei Hochzeiten nicht mehr als 10 Tische für Gäste, jeder zu 12 Personen gerechnet, für Kinder und für Anverwandte aus fremden Städten konnten noch drei Tische aufgestellt werden, es durften also 156 ordentliche Gäste gebeten werden. Rechnet man hierzu noch den Schwarm der Tafeldecker, der Hochzeitsbitter, der Aufwärter, der Knechte, Mägde und Musikanten, so kommt eine Zahl von weit über 200 Personen zusammen, welche das gegen übermäßigen Luxus erlassene Gesetz zur Feier einer Hochzeit gestattete. Die Zahl der Gerichte, welche den Gästen vorgesetzt werden durften, war auf vier beschränkt, auswärtigen Gästen durfte man wohl ein fünftes geben und außerdem allen Gästen Butter und Käse. Zum Getränk ist bernauisch Bier oder weißer und roter Landwein vorgeschrieben, habe aber das Brautpaar fremde Weine und Biere zum Geschenk erhalten, so dürfe es diese wohl auf-

tragen lassen. Die Hochzeit solle für die einheimischen Gäste nicht länger als drei Tage dauern, nur die Fremden durften länger bewirtet werden.

Aus dem Gesetz selbst ersehen unsere Leser, wie übermäßig die Verschwendung in den Bürgerhäusern sein mußte, wenn ein solches Gesetz ihr Grenzen stecken konnte; dafür spricht auch ein Edikt, welches Joachim im Jahre 1565 gegen das hohe Spiel erließ. Der Chronist Lökel erzählt uns, daß am kurfürstlichen Hofe sowohl wie in den Bürgerhäusern von Berlin das Hazardspiel in einem erschreckenden Grade betrieben worden sei. Adlige, Stadtjunker und Kaufleute scheuten sich nicht, tausend Thaler und mehr in einem Satze zu verspielen. Joachim sah sich durch die mehr und mehr überhandnehmende Unsitte, durch die Verarmung mancher wohlhabenden Familie, welche die Folge des hohen Spiels war, veranlaßt, ein Verbot dagegen zu erlassen, er erlaubte indessen ein Spielchen um Geld zum Zeitvertreib und zog die Grenzen desselben nicht gar zu eng, denn das Edikt besagte, es solle niemand über 300 Gulden (eine für jene Zeit des hohen Geldwertes sehr ansehnliche Summe) in barem Gelde oder auf Kreide verspielen, thäte dies aber dennoch jemand, so sollte der Ueberschuß des verspielten Geldes über 300 Gulden und noch einmal so viel als Strafe des Gewinners an den Landesherrn fallen. — Joachim verstand es, wie wir sehen, für sich selbst aus den Lastern seiner Unterthanen Nutzen zu ziehen.

Zum Schluß der Schilderung der Sitten in Berlin in der Zeit Joachims II. mögen hier noch einige heitere Schwänke ihren Platz finden; sie legen uns Zeugnis ab von dem derben Humor der alten Berliner. Wir entnehmen sie der handschriftlichen Möller'schen Chronik:

„Zu den Zeiten Kurfürst Joachims II. hielt sich zu Berlin ein possierlicher, kurzweiliger Mensch auf, Namens Johann Clavert, welcher zu Hofe und sonst in der Stadt manche Kurzweil angerichtet, davon ich einige Historien hersetzen will. In seiner Jugend ward dieser Johann Clavert zu einem Schlosser gethan, das Handwerk bei ihm zu erlernen. Die erste Probe seiner Schalkheit war diese: Es kam ein Bauer ins Haus, der wollte ein Schloß kaufen; zu diesem sagte Hans Clavert, er wolle seinen Meister herausrufen (welcher in der Stube war und gute Freunde bei sich hatte), daß er mit ihm selbst handeln möchte. „Ihr müsset aber," sagte er, „laut rufen, wenn Ihr mit meinem Meister reden wollet, denn er kann nicht wohl hören." Hierauf ging er in die Stube und sagte zum Meister: „Es ist ein Bauer draußen, der begehrt ein Schloß zu kaufen; er ist aber fast taub, und kann man ohne groß Geschrei nicht mit ihm reden." Der Meister glaubte solches und ging hinaus; indem er aber zur Stubenthür hinaustrat, schrie ihm der Bauer entgegen: „Guten Tag, Meister, guten Tag." Indessen fing Hans Clavert in der Stube an zu lachen und sprach zu den Gästen: Ich habe sie zusammen gebracht, sie mögen zusehen, wie sie wieder voneinander kommen." Dies verstanden zwar die Gäste nicht, verwunderten sich vielmehr des großen Geschreis, das die beiden untereinander trieben, und vermeinten, sie würden unsinnig, denn der Meister, viel heftiger als der Bauer, rief, und trieben sie das Geschrei so lange, daß jener zu sich selbst halb sachte sagte: „Hat mich der Henker mit dem tauben Narren beschmissen!" und dann der andere mit eben diesen Worten sich vernehmen ließ, bis sie endlich über den Narren scheltend zu Schlägen kamen und einander häßlich zugerichtet hätten.

wenn die Nachbarn von der Gasse und die Gäste aus der Stube nicht gekommen wären und Frieden gemacht hätten. Darüber haben hernach die Nachbarn und Gäste, als sie die Gründe erfahren, gelacht und Hans Clavertens wunderlichen Kopf daraus erkennen gelernt.

Dieser Hans Clavert gedachte auch ein Kaufmann zu werden, zog hin ins Land Mecklenburg, kaufte daselbst zweihundert Ziegen und Böcke, trieb dieselben auf Laurentii nach Jüterbogk auf den Markt, verkaufte sie dort, daß er die Winterzehrung wohl hätte davon haben können, dachte aber mit solchem Gelde noch mehr zu erwerben, sintemalen er in der Spitzbüberei wohl erfahren war, und setzte sich mit etlichen Spitzbuben vor dem Stadtkeller daselbst nieder zu spielen, bis die anderen seine Meister wurden und ihm sein Geld, das er erworben hatte, ganz und gar abnahmen. Da wußte Hans Clavert nicht, was er machen sollte, nahm die Karten, damit sie gespielt hatten, steckte sie in seinen Kober und ging heim gen Trebbin. Er hängete den Kober, in dem die Karten waren, in seinem Hause an die Wand, ging in die Stube, setzte sich zu dem Tische, sah gar traurig aus und stützte die Hand an den Kopf. Sein Weib Margarethe war solcher Traurigkeit an ihm nicht gewohnt, deshalb sie ihn fragte: „Lieber Hans, warum seid Ihr doch so traurig? Sonst pflegt Ihr ja solches nicht zu thun. Was gilt's? Ihr habt das Vieh nicht gut verkauft oder gar verborget." „Geh nur hinaus, in dem Kober an der Wand wirst Du die Handschrift wohl finden." Margarethe vermeinte die Handschrift wohl aufzufinden, fand aber in dem Kober nichts als Kartenblätter, dessen sie erschrak und rief: „O Hans, ich dürfte wetten, Ihr habt das Geld verspielt!" Clavert sagte: „Aus der Versicherung kannst Du wohl erachten, wer meine Schuldleute sind." Darüber fing sie an, Zeter, Ach und Weh zu schreien, daß sie einen solchen Mann bekommen hätte, der ihr alles durchbringen thäte; läuft mit solchem Geschrei zu dem Rathause, da die Herren des Rats eben versammelt waren, und klagt über ihren Mann, daß er alles durchzubringen bedacht wäre und ihr in keiner Weise folgen wolle; erzählte auch daneben, was er damals begangen. Der Rat ließ Clavert auf das Rathaus fordern, gab ihm einen guten Filz und gebot ihm, daß er seinem Weibe auch bisweilen, wenn sie ihm etwas Gutes raten würde, folgen solle. Clavert verhieß es zu thun und erwischte einen starken Prügel, mit welchem er dem Weibe zu folgen gedachte, welches solches ersah und seiner nicht erwartete, sondern zu dem Hause herauslief. Clavert ging wieder zu dem Rat und bat: „Wenn er seinem Weibe folgen sollte, so sollten sie ihr doch auferlegen, seiner auch zu harren, denn sie sei schnell zu Fuße und er von der weiten Reise gar müde worden, daß ihm zu laufen nicht möglich wäre; weshalb er ihr nicht folgen könne." Dessen sie auch wohl lachten und Clavert bei seiner alten Weise bleiben ließen. Hans Claverts Weib predigte ihm täglich so viel von dem verspielten Gelde, daß er oftmals mit einem Prügel zu folgen verursacht ward, welches sie besser zu machen vermeinte und verklagte ihren Mann bei ihrem Herrn, dem Kurfürsten zu Brandenburg, der schon viel von Clavert gehört hatte. Es war ihm deshalb die Klage angenehm. Er ließ Clavert auf einen gewissen Tag bescheiden. Gehorsam erschien Clavert auf den bestimmten Tag; nach verhörter Sache bekam er vom Kurfürsten an Eustachium von Schlieben, der dazumal Hauptmann auf Trebbin und Zossen war, einen Befehl, daß der

von Schlieben wegen des verspielten Geldes bis auf des Kurfürsten Ankunft sollte Claverten gefänglich verwahren lassen. Denn der Kurfürst war willens, in wenigen Tagen ein Nachtlager zu Trebbin zu halten. Daneben befahl der Kurfürst, daß Clavert den Brief ja eilend an den von Schlieben bringen sollte. Clavert merkte aus etlichen Umständen wohl, daß der Befehl ihm nicht zuträglich sein würde, darum brach er den Brief auf und gab einem Knaben drei Pfennige, der ihm denselben las, und als er den Inhalt vernommen, warf er den Brief in die Spree und ließ ihn schwimmen, ging in den bernauischen Keller und verharrte drei Tage daselbst. Den fünften Tag hernach kam der Kurfürst gen Trebbin und fragte Eustachium von Schlieben, wie es um Clavert stände, ob er ihn noch gefangen hielte oder ihn losgelassen hätte. Der von Schlieben gab dem Kurfürsten zur Antwort, daß ihm Claverts Gefängnis nicht bewußt wäre. Der Kurfürst fragte wieder, ob ihm Clavert nicht einen Befehl gebracht hätte, wovon der von Schlieben noch viel weniger etwas wußte. Der Kurfürst schickte nach Clavert, stellte sich sehr zornig und fragte: „Wo hast Du den Brief gelassen, den Wir Dir gegeben haben?" Clavert antwortete: „Ho, ho, gnädigster Herr! Ist der Brief noch nicht hier?" Der Kurfürst sagte: „Wie sollte er hier sein, wenn Du ihn nicht gebracht hast?" und fragte noch einmal, wo er denselben gelassen hätte. Clavert sagte: „Gnädigster Herr und Kurfürst! Ew. fürstlichen Gnaden haben mir befohlen, daß ich den Brief ja eilend her gen Trebbin sollte bringen. Nun hatte ich in Berlin noch viel auszurichten, daß ich in zwei Tagen noch von dannen nicht kommen konnte. Da nun warf ich denselben auf die Spree, daß er vorher schwimmen und desto zeitiger ankommen möchte und wundere mich nicht wenig, daß er über Zuversicht so lange ausgeblieben ist." Der hochlöbliche Kurfürst, obgleich er willens war, Ernst wider Clavert zu gebrauchen, vermochte doch vor Lachen nichts vorzunehmen, sondern ließ Clavert mit seinen Sachen herfahren, und von dem Tage an wurde Clavert bei dem Kurfürsten also bekannt, daß er zu ihm kommen konnte, wann er wollte.

Markgraf Joachim, der Andere dieses Namens, hochlöblichen und seligen Gedächtnisses, Kurfürst zu Brandenburg 2c., pflegte wohl mit den Bürgern zu Berlin und Cöln nach dem Vogel zu schießen, und so oft Clavert dies erfuhr, machte er sich auch hin zum Vogelschießen, spannte dem Kurfürsten seinen Bogen und trieb mancherlei Kurzweil unter der Vogelstange, wie ihn der Kurfürst nach der Zeit, als er den Uriasbrief weggeworfen, gern bei sich hatte. Da sie nun einmal zu Berlin nach dem Vogel schossen, und Clavert etwas langsam ankam, daß der Vogel fast zum Abschuß stand, und der Kurfürst recht wohl wußte, daß Clavert eine sonderliche Kunst im Schießen besaß, gab er Clavert seinen Bogen und befahl ihm, an seiner Statt zu schießen. Ob nun wohl Clavert so einfältig nicht war, als er sich stellte, nahm er doch den Bogen und zielte auf den Riegel, der unten durch die Stange geht. Der Kurfürst und andere Schützen sahen ihm eine Weile zu und lachten seines närrischen Vornehmens, bis ihn der Kurfürst endlich fragte: „Clavert, was machst Du? Auf diese Weise wirst Du den Vogel nicht herabschießen!" Clavert sagte: „Ach ja, gnädigster Herr, mich dünkt, wenn ich den Riegel, der die Stange hält, entzwei schießen werde, so sollte der Vogel wohl herabkommen!" Dies mußte ihm ein jeder wahr sein lassen; die Schützen aber vermeinten

doch nicht anders, als daß er ein Narr wäre; da Clavert das erste Mal weit unter dem Vogel hinschoß, und da er vom Kurfürsten darum gestraft ward, fragte er: „Ach, gnädigster Herr und Kurfürst, wie sollte doch ein Narr gut schießen können?" Der Kurfürst gedachte wohl, es wäre ihm kein Ernst gewesen, deshalb befahl er Clavert zum andern Male, als die Ordnung an ihn kam zu schießen, da aber stellte sich Clavert noch viel einfältiger als zuvor, er wackelte mit dem Bogen hin und wieder und fragte stets den Kurfürsten, ob er schier losdrücken sollte, bis ihm der Narrheit genug zu sein dünkte, dann schoß er den Vogel herunter und fragte dennoch, ob er ihn auch schier getroffen hätte. Wie fröhlich nun der Kurfürst darüber war, so traurig und unwillig waren die andern Schützen, allein sie durften es sich nicht merken lassen, daß also ein Narr der Klugen Meister ward.

In der Mark Brandenburg freite einer eines Bürgermeisters Tochter von einem andern Orte. Nun mußte die Braut, wie des Landes Gewohnheit da ist, dem Bräutigam an den Ort geliefert werden, wo er wohnte. Hans Clavert war unter anderen Gästen mit eingeladen und gab einen Reiter auf dieser Reise. Er hängte ein großes Jägerhorn auf den Rücken, um damit die Gesellschaft zum Lachen zu bringen, welches ihm auf der Fahrt aber nütze ward. Denn als der Bräutigam mit seinen Gefährten der Braut entgegen geritten kam und einen gelehrten Mann bei sich hatte, der die Braut annehmen sollte und sich auf eine stattliche Oration geschickt hatte, war ihm doch der Mut gegen das fremde Volk so sehr entfallen, daß er nichts Ordentliches vorbringen konnte. Deshalb sagte Clavert zu ihm: „Mein guter Freund, haltet ein wenig still mit Reden. Ich muß nun blasen und meine Hofleute zählen, ob ich davon keinen verloren habe!" Fing damit an, sein Horn zu blasen und rennet zu drei oder vier Malen um die Wagen stets blasend herum, bis er vermeinte, der Orator würde sich erholet und seine Oration aufs neue gefaßt haben, da hörte er auf zu blasen und sagte: „Lieber Freund, meine Reiter sind noch alle da! Habt Ihr nun etwas zu reden, so möget Ihr es fürbringen!" Unterdessen hatte der Orator sich besonnen und that darnach eine schöne Oration, empfing die Braut samt ihrer Freundschaft und zogen miteinander heim, da die Hochzeit in Freude angefangen und Claverts Hornblasen von allen Gästen genugsam belobet ward."

So weit die Chronik über die lustigen Streiche des Berliner Eulenspiegels!

Neuntes Kapitel.

Joachim hatte fast 36 Jahre lang die Mark Brandenburg regiert. Er hatte sich bis in sein Alter hinein, er war 66 Jahre alt, die Lebensfrische und Lebenslust, ja selbst den Leichtsinn und die Leichtfertigkeit bewahrt. Noch im November 1570 veranstaltete er in Berlin eine prächtige Hofschlittenfahrt, und als er dabei umgeworfen wurde und in den Schnee fiel, rief er scherzend aus: „Hier liegt das Haus zu Brandenburg und thut einen großen Fall."

In den letzten Tagen des Dezember 1570 befand sich Joachim auf einer Jagd in Cöpenick, hier erhielt er die Nachricht von einer gefährlichen

Erkrankung seines Bruders, des Markgrafen Johann von Küstrin. Dies stimmte den Kurfürsten, der seinen Bruder innig liebte, ernst und trübe. Er bekam ein Vorgefühl, daß ihm der Tod nahe sei, und fortan sprach er nur vom Sterben und vom Uebergange in das ewige Leben, trotzdem aber begab er sich noch völlig gesund am 2. Januar 1571 auf die Wolfsjagd. Nach Cöpenick zurückgekehrt, unterhielt er sich bis gegen Mitternacht mit seinen Räten, dann begab er sich zur Ruhe. Er hatte nur kurze Zeit geschlafen, als ihn ein heftiger Husten weckte. Zwei Stunden später, nach zwei Uhr morgens, hauchte er den letzten Atemzug aus.

Sein Tod war ein Glück für die Mark Brandenburg, welche er mit immer neuen Schulden überbürdete, ohne jemals Geld genug für seine bodenlose Verschwendungssucht bekommen zu können. In den letzten Jahren seiner Regierung war er oft so sehr von Geld entblößt, daß er den Entschluß gefaßt haben soll, zu Gunsten seines Sohnes abzudanken. Seine Leichtfertigkeit, Schwäche und Verschwendung und die durch diese hervorgerufenen Uebelstände waren so groß, daß selbst die Geschichtsschreiber jener Zeit nicht vermochten, Joachims Laster zu verschleiern, so giebt uns z. B. Sebaldus in seinem Breviarium von ihm folgendes Bild:

„Ob nun zwar wohl seine Kurfürstliche Durchlaucht ein sehr gottseliger und hochberühmter Potentat gewesen, so haben Sie, sowohl als König David, der ein Mann nach dem Herzen des Herrn genannt wird, ihre menschlichen Fehler gehabt, sonderlich auch in dem, daß Sie sehr milde gewesen, den Beamten zu viel Willen gelassen und selten Rechnung gefordert; daher denn dem Lande (sonderlich auch wegen der Gebäude) ziemliche Schulden aufgebürdet wurden. Dabei denn eingerissen allerhand Lasten, welche sonders Zweifel die Unterthanen mit ihren Sünden verdient haben, weil sie bei der wahren wieder hervorgesuchten christlichen Lehre nicht gebührlich christlich, sondern oft sehr ärgerlich gelebt, wie treue Lehrer darüber hin und her schwere Klagen geführet haben."

Im Zustande der Städte Berlin und Cöln waren während der Regierung Joachims II. und seines Vaters im ganzen wenig Veränderungen vorgegangen. Nehmen wir den Bau des Schlosses, der Stechbahn und einiger anderer Gebäude aus, so befanden sich Berlin und Cöln fast noch in demselben Zustande, wie wir die beiden Städte unsern Lesern bereits beschrieben haben. Vom Tempelhofschen Berge herab beschaut, mochten wohl die Schwesterstädte durch die Türme der Kirchen von St. Marien, St. Nikolaus, des Hospitals zum heiligen Geist, des grauen Klosters, des Doms sowie durch die St. Petrikirche, das stattliche Schloß und die hohen und festen Mauern einen recht bedeutenden Eindruck machen, trat man aber in die noch immer ungepflasterten Straßen, sah man die Misthaufen vor den Thüren, so glaubte man gewiß nicht, sich in einer Residenzstadt zu befinden, deren Bewohner sich einem zügellosen Luxus ergeben hatten.

Die Bebauung der Städte beschränkte sich noch immer fast ganz und gar auf den durch die Stadtmauern vorgeschriebenen engen Kreis, nur die Kirchen von St. Georg und St. Gertraudt sowie einige wenige in ihrer Nähe belegene Häuser hatten den Anfang einer Bebauung des äußeren Umkreises der Städte gemacht. Auch der Raum innerhalb der Stadt war

noch keineswegs vollständig durch Baulichkeiten ausgefüllt. Der jetzige Lustgarten zeigte sich noch immer als ein stehender Sumpf, die Schloßfreiheit war nur ein leerer Raum längs des Mühlengrabens, die Burgstraße war ein schmaler, schmutziger Gang am Wasser, an dem nur einige Gärten und schlecht gebaute Häuser lagen. Auch in den belebteren und besser gebauten Straßen fand man noch immer offene Gänge zwischen den Häusern, aus denen bösartige Gerüche hervorströmten. Nur wenige Häuser, die der reichen Kaufleute, zeichneten sich durch einigermaßen ansprechende Bauart aus, und doch waren die Schwesterstädte in dem letzten halben Jahrhundert an Wohlstand durch einen kräftig emporgeblühten Handel bedeutend gewachsen, sie waren der Mittelpunkt des Verkehrs für die ganze Mark Brandenburg und durch den sehr beträchtlichen Heringshandel auch für einen weiteren Kreis geworden.

Ebensowenig wie im Innern der Städte waren bedeutende Aenderungen in ihrer nächsten Umgebung vorgenommen worden. Noch immer breiteten sich rings umher wilde, öde Heiden und Sümpfe aus, zwischen denen sich die Stadtfelder und Wiesen hinzogen, der Anbau dieser Felder aber hatte sich wesentlich verbessert, seit die Bürger nicht mehr zu fürchten hatten, daß ihre Saaten durch die Rosse einer feindlichen Reiterschar verwüstet, ihre Vorwerke durch irgend einen benachbarten Adligen ausgeraubt und verbrannt werden würden. Besonders war der Weinbau in Aufnahme gekommen. Die Cölnischen und Berliner Weinberge gaben einen in der Mark weit und breit berühmten Wein, der einen ganz vorzüglichen Geschmack gehabt haben soll.

Wir berichten hier nach den Erzählungen der Geschichtsschreiber; eine Bürgschaft möchten wir freilich nicht dafür übernehmen, daß unsere heutigen Weinkenner ein besonderes Wohlbehagen an den damaligen Erzeugnissen der Weinberge von Berlin und Cöln haben möchten, wenn ihnen diese unversüßt vorgesetzt würden. Auch dem an eine derbe Kost gewöhnten Geschmacke der alten Bürger von Berlin und Cöln sagte der Berliner Wein besser zu, wenn man versucht hatte, ihn durch künstliche Mittel trinkbar zu machen. Er wurde mit Wurzeln und Kräutern, Honig, Kirschen und Himbeeren, auch wohl mit feinen, ausländischen Gewürzen versetzt und dann durchgegossen und abgeklärt. Dieser köstliche Wein, der besonders mittags zum Essen, auch wohl morgens zum Frühstück genossen wurde, hieß Klaret. Hatte man den Wein mit Honig versetzt, dann nannte man ihn Weinmet, der nur mit Kräutern versetzte Wein, den man häufig als Arznei gebrauchte, wurde Hippokras genannt.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier in die Einzelheiten des Handels und der Industrie der alten Berliner noch weiter eingehen; es ist auch in der That etwas Besonderes nicht hervorzuheben, da sich Handel und Gewerbe in Berlin und Cöln ganz ähnlich wie in allen andern Städten Norddeutschlands entwickelten. Wir schließen daher diese Abteilung mit der Erzählung der Lebensschicksale eines Mannes, dessen Namen eine traurige Berühmtheit erlangt hat, eines einfachen Bürgers von Cöln, der es wagte, gegen einen mächtigen Fürsten Krieg zu führen, und der dies Wagnis endlich mit dem Leben bezahlen mußte, — mit der Geschichte des Hans Kohlhase.

Zu Cöln an der Spree lebte zur Zeit des Kurfürsten Joachim I. ein Roßhändler, Namens Hans Kohlhase, ein allgemein geachteter, sehr vermögender Mann, den das Glück bei allem, was er begann, ausnehmend zu begünstigen schien. Sein Pferdehandel hatte einen glänzenden Erfolg, er verstand das

Geschäft wie wenige, und war dabei allgemein als ein redlicher Mann bekannt. Der Kohlhase reiste alljährlich mehrere Male nach Sachsen, wo er sein Hauptgeschäft machte. Jede Reise brachte ihm schönen Gewinn, und wenn er nach derselben nach Cöln zurückkehrte, so fand er in der Heimat ein liebendes, treffliches Weib, wohlerzogene Kinder, welche zu seiner Freude heranwuchsen, ein Familienleben so schön und innig, daß er sich ein größeres Glück kaum zu wünschen vermochte. Eines Tages ritt der Kohlhase wieder an der Spitze eines Zuges stattlicher Rosse über die Grenze nach Sachsen hinein. Er wollte nach Leipzig, der günstigsten Stadt für seinen Handel. Seit Jahren war er oft dieselbe Straße gereist, stets hatte er ungestört weiter reiten können, jetzt sah er sich aber plötzlich auf dem sächsischen Gebiete nicht fern von der märkischen Grenze durch einen Schlagbaum aufgehalten; der Vogt des Edlen Günther von Zaschwitz auf Melaun und Schnatiz forderte von ihm ein Wegegeld, welches früher niemals erhoben worden war. Der Kohlhase zahlte das Geld ohne Weigerung, da es ihm darauf ankam, schnell seine Reise fortzusetzen, trotzdem aber wurde der Schlagbaum nicht geöffnet. Der Vogt beschaute die schönen Pferde mit begierigen Blicken, er sprach leise mit dem Knechte, der den Schlagbaum bewachte, dieser ritt nach dem nahen Schloß und kehrte bald darauf mit dem Herrn Günther von Zaschwitz zurück. Kohlhase war schon ungeduldig geworden über die ungerechtfertigte Störung seiner Reise, jetzt hoffte er entlassen zu werden. Er wendete sich klagend an den Edelmann, dieser aber befahl ihm grob, zu schweigen, beschaute aufmerksam die Pferdekoppel und behauptete endlich, die besten Rosse, zwei herrliche Rappen, seien gestohlene Tiere. Ein solcher Vorwurf war eine schwere Beleidigung für einen redlichen Kaufmann. Dem Kohlhase schoß das Blut in die Wangen, aber er mäßigte seinen Zorn, und um den ärgerlichen Handel schnell zu beendigen, erbot er sich, die beiden Rappen im Schlosse des Junkers stehen zu lassen, bis er ihren redlichen Erwerb erwiesen habe; zur Pflege der beiden edlen Tiere ließ er seinen treuen Knecht Herse zurück und gab ihm das nötige Geld, damit er dem Junker nicht zur Last falle, dann setzte er endlich seine Reise fort.

Es dauerte einige Wochen, ehe Kohlhase seine Geschäfte in Sachsen vollenden und den Beweis beschaffen konnte, daß die Pferde sein rechtmäßiges Eigentum seien, er erfuhr zugleich, daß das ganze Verfahren des Junkers Zaschwitz ein vollkommen ungerechtfertigtes gewesen sei, daher ließ er sich von der sächsischen Behörde einen Befehl für den Junker ausstellen, daß dieser ihm sein Eigentum sofort zurückstelle; mit dem Befehle in der Tasche kehrte er ins Schloß zurück und verlangte seine Rappen. Der Junker lachte, als er den Befehl las, er ließ dem Kohlhase die Rappen vorführen und drehte ihm dann den Rücken. Zwei Rappen wurden nun allerdings aus dem Stalle in den Hof gezogen, aber kaum erkannte Kohlhase seine schönen Tiere, welche noch vor wenigen Wochen sein Stolz gewesen waren; er hatte dem Junker zwei herrliche, mutige Rosse überliefert, zurück erhielt er ein Paar in harter Arbeit bei schlechtem Futter ruinierte Mähren, bei denen man jeden Knochen durch die Haut sehen konnte. „Das sind nicht meine Pferde!“ rief der Roßkamm beim ersten Anblick derselben, bald aber erkannte er sie doch, und sein Zorn traf nun den ungetreuen Knecht, dem er die Pflege der edlen Tiere anvertraut hatte. „Wo ist der Herse?“ fragte er wütend. „Zum Schlosse hinausgejagt, weil er sich ungebührlich betragen hat!“ war die höhnische

Antwort, und etwas Weiteres vermochte Kohlhase nicht zu erfahren. Er erkannte jetzt, daß der Junker ein schmähliches Spiel mit ihm getrieben habe, und weigerte sich, die abgearbeiteten Kracken zurückzunehmen, er verlangte Entschädigung für die Entwertung seiner herrlichen Pferde, aber seine Ansprüche wurden mit schneidendem Hohne zurückgewiesen. Das war zu viel! Der Kohlhase war stets ein heißblütiger Mann gewesen, er hatte bei diesem ganzen Handel mit aller Kraft seines Willens sich zur Mäßigung gezwungen, jetzt aber brach sein Zorn in helle Flammen aus. Mit blitzenden Augen drohte er dem Junker, er werde sich sein Recht schaffen, und solle er es vom Himmel herunter holen, dann warf er sich auf sein Roß und jagte aus dem Schloßhofe.

In Berlin eingetroffen, fand er alles, was er geahnt, bestätigt. Sein Knecht Herse lag auf dem Krankenbett; er erzählte, daß der Junker von Zaschwitz die Pferde zu den schlechtesten Arbeiten benutzt und ihn selbst mit den gröbsten Mißhandlungen vom Hofe getrieben habe, weil er gegen eine solche Beschädigung seines Herrn aufgetreten sei. Kohlhase brannte vor Begierde, sich an dem übermütigen Junker zu rächen, aber er mäßigte noch einmal seinen Zorn; auf die Bitte seiner Gattin sendete er eine Beschwerde gegen den Junker von Zaschwitz an den Kurfürsten und bat bei diesem um sein gutes Recht. Vergebliches Bemühen! Der Junker von Zaschwitz hatte vornehme und einflußreiche Verwandte am Hofe des Kurfürsten von Sachsen, und der Kohlhase war eben nur ein Roßkamm, ein einfacher Bürger von Cöln. In jener Zeit und noch viele Jahre später war es für den Bürger schwer, fast unmöglich, gegen einen Adligen Recht am Hofe der Fürsten zu erhalten.

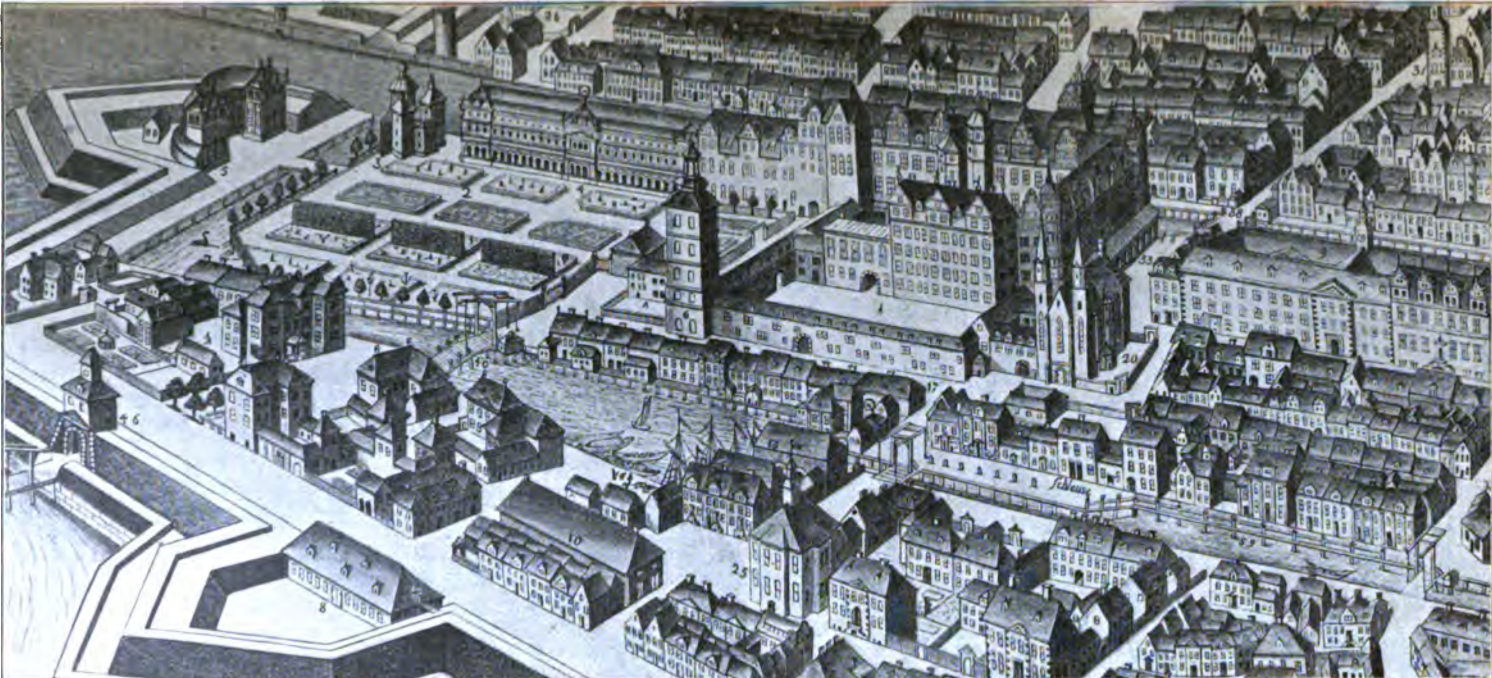
Kohlhase hatte geschworen, sein Recht zu erlangen. Er war ein Mann von eisernen Entschlüssen. Vermochte er diese nicht auf dem Wege des Gesetzes, der Beschwerde durchzuführen, dann sollte es auf dem Wege der Gewalt geschehen. Der einfache Bürger von Cöln, der unbedeutende Roßkamm, wagte es, dem Kurfürsten von Sachsen einen Fehdebrief zu schreiben und einen Krieg gegen einen der mächtigsten Fürsten Deutschlands zu beginnen. Er brachte zuerst seine Familie in Sicherheit, dann warb er in Gemeinschaft mit einem Vetter, einem früheren Landsknecht, Georg Nagelschmidt, einen Haufen verwegener Gesellen an, diese machte er trefflich beritten und zog mit ihnen über die sächsische Grenze. Sein erstes Unternehmen war gegen das Schloß des Junkers von Zaschwitz gerichtet. Er war mit seiner kleinen, aus kaum mehr als 20 Reitern bestehenden Schar bei Anbruch der Nacht vor das Schloß gerückt. Der Junker hatte keine Ahnung von dem Unglück, welches ihn bedrohte, er hatte daher auch an keine Verteidigungsmaßregeln gedacht; erst durch den wüsten Lärm, welcher sich erhob, als des Kohlhase wilde Gesellen plötzlich ins Schloß einbrachen, wurde er aus seiner Sicherheit geweckt. Er sah den Kohlhase über die heruntergelassene Zugbrücke sprengen, und jetzt erkannte er, daß sein Leben verloren sei, wenn er nicht flüchte. Die Flucht gelang ihm, er erreichte durch ein Hinterpförtchen das Freie, und fort eilte er, so schnell seine Füße ihn tragen wollten. Nach langer Zeit erst, als der Atem ihm anfing auszugehen, schaute er zurück, da lag hinter ihm sein schönes Schloß, aus dem eben die lichten Flammen aufloderten! Schaudernd setzte er seine Flucht fort.

Der Kohlhase hatte den ersten Sieg erkämpft. Das Schloß des Feindes war ohne Kampf erobert, aber er freute sich des Sieges nicht, denn der

Feind, dem seine Rache vorzüglich galt, war ihm entronnen. Er überließ seinen Gesellen die Plünderung des Schlosses, er gestattete, daß sie Stroh und Reisig zusammentrugen und dann die Brandfackel hineinwarfen, er wehrte ihnen auch nicht, als sie den gefangenen Vogt herbeiführten und ihn kopfüber in die Flammen stürzten. Der Kohlhase war ein anderer Mensch geworden, der friedliche, redliche, menschenfreundliche Bürger hatte sich umgewandelt in einen wilden, rachsüchtigen, grausamen Räuber. Er verfolgte seitdem die Räuberlaufbahn mit eiserner Energie und zeigte als Führer seiner kleinen Schar ein wahrhaft bewundernswürdiges Feldherrntalent; heute war er hier, morgen schon wieder weit entfernt, stets zeigte sich die Bande des Kohlhase dort, wo man sie am wenigsten erwartete.

Der Kurfürst von Sachsen lernte bald genug erkennen, daß der Feind, dessen Fehdebrief er anfangs verlacht hatte, ihm gefährlich genug wurde. Für den sächsischen Handel gab es keine Sicherheit mehr, seit der Kohlhase mit seinen Gesellen auf den Landstraßen umherstreifte. War ein Raub glücklich vollendet, dann trabte die Schar nach dem Brandenburgischen und fand dort Aufnahme, da sie sich wohl hütete, jemals einen Raub auf heimischem Grund und Boden zu begehen. Kohlhase hatte nicht fern von Cöln auf einem Werder an der sogenannten krummen Spree einen vortrefflichen Zufluchtsort, dorthin führte er nicht nur die geraubten Schätze, sondern auch die gefangenen Kaufleute, von denen er sich Lösegeld zahlen ließ. Mit jedem Tage vergrößerte sich der Ruf der kühnen Thaten, durch welche der Kohlhase sich auszeichnete. Das Volk in der Mark Brandenburg schaute mit Stolz auf den mutigen Roßkamm, der es wagte, gegen einen mächtigen Kurfürsten Krieg zu führen; unter dem Kohlhase zu dienen, galt als eine Ehre, und seine Schar vermehrte sich deshalb bald auf über hundert Mann, so daß er es wagen konnte, die Stadt Wittenberg, wohin der Junker von Zaschwitz sich geflüchtet hatte, zu überfallen und eine Vorstadt zu verbrennen. Die Bürger von Wittenberg gerieten dadurch so in Angst, daß sie den Junker zwangen, ihre Stadt zu verlassen. Der Schaden, welchen der Kohlhase mit seinen Reitern dem sächsischen Lande zufügte, war so empfindlich, daß sich der Kurfürst von Sachsen endlich entschloß, einen Vergleich mit dem Räuber abzuschließen. In Jüterbogk fand ein förmlicher Friedensschluß statt, dorthin hatte Kohlhase freies Geleit erhalten, er erschien in Begleitung von 40 Bewaffneten und unterhandelte mit den Räten des Kurfürsten von Sachsen. Auch Kurfürst Joachim von Brandenburg hatte einige Räte nach Jüterbogk geschickt, um als Friedenstifter zu dienen. Kohlhase verlangte nun sein Recht und die Versicherung, daß keiner seiner Leute wegen der in seinem Dienste begangenen Raubthaten zur Verantwortung gezogen werden solle. Beides wurde ihm gewährt, dagegen versprach er, fortan Frieden zu halten.

Kohlhase hielt sein Wort. Er entließ seine Gesellen, welche er reich beschenkte, und zog sich wieder in sein Familienleben zurück, nicht wenig stolz darauf, daß er einen mächtigen Fürsten gezwungen hatte, mit ihm, als mit einem ebenbürtigen Gegner, zu unterhandeln. Er wäre sicher dem Vertrage treu geblieben, wenn der Kurfürst von Sachsen ihn erfüllt hätte, dies aber war nicht der Fall; wo sich einer der früheren Gesellen der Bande in Sachsen sehen ließ, wurde er ergriffen und ohne weiteres hingerichtet. Bei diesem Treubruche glaubte sich Kohlhase durch seine Ehre verpflichtet, die Waffen



Stadtplan des Joh. Bernh. Schultz aus dem Jahre 1688.

1. Das kurfürstliche Schloß. 2. Der kurfürstliche Lustgarten. A. Das Ballhaus. 3. Grotte im Lustgarten. 4. (Meinhardts „Neues Lusthaus“.) 5. Das Orangenhaus. 6. Die kurfürstliche Münze. 8. Zeughäuser. 9. Kurfürstlicher Stall in Cöln. 10. desgl. 12. Das Posthaus. 13. Die „Niederlage“. 17. Die Mühle beim Schloß. 20. Die Domkirche auf dem Schloßplatze. 25. Die Friedrich-Werdersche Kirche; rechts daneben das „Fürstenhaus“. 29. Das Joachimsthalsche Gymnasium. 31. Das Berliner Rathaus. 33. Die Stechbahn. 38. Die Lange Brücke. 40. Die Hundebrücke (Schloßbrücke). 46. Das Neue Thor.

aufs neue zu ergreifen. Er verbreitete Briefe in Sachsen, in denen er die Treulosigkeit des Kurfürsten schilderte und seine alten Gesellen aufforderte, sich um ihn zu scharen; bald sah er sich wieder umgeben von mehr als 200 treuen und tapfern Gefährten. Von neuem begann der Kohlhase sein Räuberleben mit einem nicht weniger glücklichen Erfolge als früher. Meist teilte er seine Schar in viele kleine Abteilungen, welche ganz Sachsen raubend durchzogen, dann vereinigte er sie wieder, wenn er irgend eine größere Unternehmung beginnen wollte. Bald fing er auf der Landstraße die reisenden Kaufleute auf, dann wieder überfiel er mit seiner ganzen Mannschaft Dörfer und Städte, plünderte sie aus und warf im Abziehen die Brandfackel in die Strohdächer; so erging es dem Städtchen Zahna, welches bis auf wenige Häuser niedergebrannt wurde. Der Unfug wurde endlich so arg, daß Kurfürst Joachim von Brandenburg nicht umhin konnte, dem Kurfürsten von Sachsen zu gestatten, daß er Reiterhaufen über die brandenburgische Grenze entsenden dürfe, um den Kohlhase aufzufangen. Dies geschah, aber mit schlechtem Erfolge. Der Kohlhase war im Brandenburgischen bei Bauern und Bürgern so beliebt, daß er stets sofort gewarnt wurde, wenn die sächsischen Reiter mit ihren langen Lanzen sich zeigten. Er verhöhnte sogar oft die ihm nachgehenden Häscher, indem er sich verkleidet unter sie schlich, mit ihnen in den Schenken zechte und so ihre Pläne auskundschaftete. Einige Male gelang es ihm sogar, die Zehrungsgelder für dieselben in Empfang zu nehmen. Die Häscher, welche unaufhörlich in Brandenburg und Sachsen umherstreiften, wurden durch das Erfolglose ihrer Bemühungen so aufgebracht, daß sie jeden, den sie irgendwie in Verdacht hatten, er möge es mit dem Kohlhase halten, ohne weiteres aufgriffen und dem Gerichte übergaben. Da wurde denn kurzer Prozeß gemacht, eine schnelle Hinrichtung ohne weitere Förmlichkeit eines Verhörs war das gewöhnliche Schicksal der Verdächtigen, natürlich wurden bei so schneller Justiz auch viele Unschuldige hingerichtet.

So erzählt uns Haftitz, dem wir viele Nachrichten über den Kohlhase verdanken, daß am Freitag vor Pfingsten 1536 zwei Schneidergesellen vor dem Kloster Zinna gerädert wurden aus keinem anderen Grunde als dem, daß sie in der Scheune eines Bauern zu Jenickendorf genächtigt hatten. Man nahm es eben damals mit der peinlichen Justiz nicht allzu genau, und auf eine Hinrichtung mehr oder weniger, wenn sie nur einen Schneidergesellen betraf, kam es nicht an, besonders im Kloster Zinna nicht; Haftitz fügt seiner Erzählung die einfache Bemerkung bei: „Es war damals der gottlose Gebrauch im Kloster, daß bei einer Hinrichtung in allen zum Kloster gehörigen Dörfern jeder Hüfner ein Ei und ein Kosset, 6 Pfennige, geben mußten, welches eine große Summe betrug. Das Geld bekam der Vogt, und um solches Geldes willen habe ich manchen daselbst sehen richten, dem zu viel geschah.“

So war auch den beiden Schneidergesellen zu viel geschehen, und Kohlhase nahm sich ihrer Unschuld an. In dunkler Nacht löste er mit seinen Gesellen die Körper der Gemordeten vom Rade, packte sie in eine Kiste und legte dazu ein Schreiben an den Kurfürsten von Sachsen, in welchem er diesem derb seine Ungerechtigkeit vorwarf. An den Galgen aber nagelte er selbst einen Zettel, auf welchen er in lateinischer Sprache die Worte schrieb: „O ihr Menschenkinder! Wenn ihr richten wollt, so richtet recht, damit ihr nicht selbst gerichtet werdet!“ Die Kiste mit den Leichnamen schickte Kohl-

hase nach Wittenberg und ließ sie dort im Hause eines angesehenen Bürgers im Namen eines bekannten Kaufmanns zur Aufbewahrung abgeben. Der bösartige Geruch, welcher sich nach wenigen Tagen aus der Kiste heraus verbreitete, verriet ihren Inhalt, sie wurde geöffnet, und der Rat ließ die Körper begraben, das Schreiben aber dem Kurfürsten von Sachsen zuschicken.

Alle Versuche, des Kohlhase habhaft zu werden oder seinen Raubzügen Einhalt zu thun, waren vergeblich; der Kurfürst von Sachsen mochte jetzt, als er sah, daß der Handel seines Landes durch den kühnen Räuber abermals ernsthaft gestört wurde, wohl bereuen, daß er dem Kohlhase nicht besser Wort gehalten habe, er zeigte sich zu neuen Unterhandlungen bereit und wandte sich an einen Vermittler, von dessen Fürsprache er sicheren Erfolg hoffen durfte, an Dr. Martin Luther. Luther zeigte sich sofort bereit, den Wünschen des Kurfürsten nachzukommen; er schrieb an Kohlhase und stellte ihm in eindringlichen Worten das Schändliche seines Räuberlebens vor. Der Brief hatte den besten Erfolg. Kohlhase wurde durch das ernste Wort des von ihm hochverehrten Mannes tief ergriffen; er faßte einen schnellen Entschluß, und obgleich er wußte, daß ihm der sichere Tod drohe, wenn er im Sächsischen gefangen genommen werde, zögerte er doch nicht, sich der schweren Gefahr auszusetzen. In Begleitung eines treuen Gefährten machte er sich zu Roß nach Wittenberg auf. Es war schon dunkle Nacht, als er in der feindlichen Stadt eintraf. Eine treffliche Verkleidung schützte ihn, er ritt unerkannt durch die Straßen, ließ bei einem befreundeten Manne sein Roß und seinen Begleiter und ging zu Fuß nach der Wohnung des Dr. Martin Luther. Auf sein Klopfen öffnete ihm eine Dienerin, von dieser forderte er, daß sie ihn zum Dr. Luther führen sollte; als er sich aber weigerte, seinen Namen zu nennen, glaubte die Magd den verdächtigen, tief in einen Mantel verhüllten Fremden nicht zu ihrem so vielen Gefahren ausgesetzten Herrn führen zu dürfen, sie verschloß die Thüre wieder und eilte zu Luther, um diesem Mitteilung über den seltsamen, nächtlichen Besucher, der ihn durchaus sprechen, sich aber nicht zu erkennen geben wollte, zu machen. Luther erriet den Namen des Besuchers, er eilte selbst zur Hausthür und fragte in lateinischer Sprache: „Bist Du Hans Kohlhase.“ — „Ich bin es, Herr Doktor!“ antwortete Kohlhase, der, weit über seinen Stand gebildet, das Lateinische geläufig sprach. Jetzt öffnete Luther schnell die Thür; ohne Furcht vor dem durch so viele Raubthaten bekannten Mann führte er diesen in sein Familiengemach und hieß ihn willkommen. Melanchthon und andere geistliche Freunde wurden herbeigerufen, diesen erzählte Kohlhase sein Schicksal, das schwere Unrecht, welches ihn betroffen, und er hatte die Genugthuung, daß die geistlichen Herren ihm versprachen, ihm Recht zu verschaffen. Luther sagte ihm bereitwilligst seine Vermittlung zu, dagegen versprach der Kohlhase, daß er von seinem Räuberleben abstehen wolle, wenn der Kurfürst von Sachsen seine Gesellen nicht ferner verfolgen werde. Schon graute der Morgen, als Kohlhase, nachdem er aus Luthers Hand das Abendmahl genommen hatte, das Haus des Reformators verließ. Er eilte zu seinem Gastfreunde und verließ mit seinem Begleiter Wittenberg so unerkannt, wie er gekommen war.

Nach Cöln zurückgekehrt, wandte er sich mit einem Schreiben an Kurfürst Joachim, indem er diesen ebenfalls um seine Vermittlung bat; er erhielt die Zusage derselben und entschloß sich abermals, seine Knechte bis auf zehn

zu entlassen, das Räuberleben aufzugeben und seinen Pferdehandel wieder zu betreiben. Nun erging aber an alle sächsischen Behörden ein Befehl, daß dem Kohlhase der Handel mit Pferden in den sächsischen Ländern nicht gestattet werden dürfe, alles ihm gehörige Vieh sollte mit Beschlag belegt und der dasselbe begleitende Knecht durch den Büttel über die Grenze nach der Mark Brandenburg zurückgebracht werden. Kohlhase wußte nichts von diesem Befehl. Er glaubte, daß er jetzt im Frieden mit dem Kurfürsten von Sachsen lebe, und daß er daher seinen Handel ganz wie früher betreiben könne. Er schickte daher seinen Knecht Herse mit einer schönen Koppel Pferde nach Leipzig, kaum aber hatte dieser die sächsische Grenze überschritten, als er von den sächsischen Häschern angegriffen wurde. Herse wollte sich die Beschlagnahme der Pferde nicht gefallen lassen; er verteidigte das Eigentum seines Herrn, aber der Uebermacht vermochte er nicht zu widerstehen, wie tapfer er auch um sich schlug, er wurde endlich im Kampfe getötet.

Der Kohlhase schäumte vor Wut, als er die Nachricht von der neuen gegen ihn verübten Ungerechtigkeit erhielt; er glaubte sich jetzt ebenfalls seines Wortes entbunden; aufs neue sammelte er seine Gesellen, und wieder fiel er mit Mord und Brand in Sachsen ein. Er trieb jetzt sein Unwesen so arg, daß auch der Kurfürst von Brandenburg demselben nicht mehr unthätig zuschauen konnte, sondern einen Achtsbefehl gegen ihn erließ. Kohlhase fühlte sich hierdurch schwer gekränkt. Seine Anschauungen wurzelten noch in der mittelalterlichen Zeit. Er glaubte sich gegen seinen Landesherrn in nichts vergangen zu haben, denn die Raubzüge nach Sachsen gingen diesen ja nichts an, sie waren außerdem nach gehörig angesagter Fehde erfolgt.

Böse Ratgeber, denen es schon längst höchst unbequem gewesen war, daß sie sich in der Mark Brandenburg jeder Raubthat enthalten mußten, umgaben den Kohlhase, der böseste war sein Vetter Nagelschmidt, der verhöhnte ihn mit seinem gläubigen Vertrauen auf den Kurfürsten Joachim. „Mach' Dich nur auch diesem furchtbar!“ so riet er, „dann wird sich Kurfürst Joachim endlich Deiner annehmen und Dir zu Deinem Recht verhelfen, während er jetzt dem Sachsen beisteht.“ Der Rat schien gut, Kohlhase beschloß, ihn zu befolgen. Er hatte Nachricht davon bekommen, daß Konrad Dratziger, der Faktor der kurfürstlichen Münze, einen Transport von Silberkuchen, welche er im Mansfeldischen aufgekauft hatte, nach Berlin zu bringen habe. Diesem Transport lauerte Kohlhase auf, er überfiel mit seinen Gesellen den Dratziger, beraubte ihn der Silberkuchen und versenkte diese nicht fern von Potsdam in das Flüßchen Telte unter einer Brücke, welche noch heute Kohlhasenbrücke heißt. Dort sollte der Schatz verborgen liegen bleiben, bis Kurfürst Joachim dem Kohlhase zu seinem Recht verhelfen würde, denn berauben wollte Kohlhase seinen Landesherrn nicht.

Kurfürst Joachim geriet in heftigen Zorn, als er hörte, daß der Kohlhase gewagt habe, seinen eigenen Faktor zu berauben. „Wenn das am grünen Holze geschieht,“ rief er aus, „was soll am dürren geschehen!“ Er fürchtete, Kohlhase werde fortan in der Mark Brandenburg hausen wie in Sachsen, und es erschien ihm daher dringend notwendig, den gefährlichen Räuber unschädlich zu machen. Wie aber konnte dies geschehen? Der Kohlhase hatte bewiesen, daß ihm durch die gewöhnlichen Mittel der Gerichtspflege nicht beizukommen sei, alle Künste der sächsischen Häscher hatten nichts gegen

seine Schlauheit vermocht, es war daher auch nicht zu hoffen, daß die Bemühungen der Gerichtsbehörden in der Mark Brandenburg ein günstigeres Resultat liefern würden, wenn sie nicht durch außergewöhnliche Anstrengungen unterstützt würden. Kurfürst Joachim wendete sich daher an Meister Hans, den Scharfrichter von Berlin, denselben, der es so trefflich verstanden hatte, die lahmen Bettler vor dem schwarzen Kloster in Cöln von ihrer Krankheit zu heilen. Meister Hans war, so berichtet uns Haftitz, ein ausbündiger Schwarzkünstler, der mit seinen Zauberkünsten möglich machte, was vorher unmöglich erschien; er brachte es auch wirklich dahin, daß der Kohlhase in Begleitung des Nagelschmidt und eines anderen Gesellen Hans Graßmuß nach Berlin ritt, um hier Geschäfte zu besorgen. Welche Zauberkunst Meister Hans angewendet hat, um die Räuber in die Falle zu locken, darüber berichtet uns Haftitz nichts, man erzählt aber, er habe den Pferden des Kohlhase ein Pulver aufs Futter streuen lassen, wonach diese sämtlich erkrankt seien. Meister Hans sei ein berühmter Roßarzt gewesen, von ihm allein habe der Kohlhase Hülfe für sein krankes Vieh holen können, und deshalb sei er nach Berlin gekommen.

Den Kohlhase kannte in Berlin und Cöln jedes Kind. Kaum hatte er sich in seiner Heimatstadt sehen lassen, als die Kunde durch alle Bierstuben lief; von diesen kam sie auch an den kurfürstlichen Hof. Kurfürst Joachim ließ sofort an allen Straßenecken ausrufen: „Wer den Kohlhase oder seine Gesellen hausen oder hegen würde, oder bei wem sie befunden würden, der solle am Leben gestraft werden!“ Die Wachen an den Thoren von Berlin und Cöln erhielten den Befehl, streng aufzupassen, damit sie den Räuber nicht entwischen ließen, und nun wurden Haussuchungen gehalten bei allen denen, die irgend im Verdacht standen, mit dem Kohlhase verwandt oder befreundet zu sein. Kohlhase war in der Falle, er konnte nicht mehr entweichen. Er hatte sich bei einem alten Freunde, seinem Gevatter, dem Küster Thomas Meißner, der in dem Gäßchen bei der St. Nikolai-Schule wohnte, verborgen, aber dem scharfen Auge des Meister Hans war der Versteck nicht entgangen. Die kurfürstlichen Häscher umringten das Haus des Thomas Meißner, sie forderten Einlaß, und dieser mußte ihnen gewährt werden. Die Häscher hatten bestimmte Nachricht erhalten, daß Kohlhase sich in dem Hause befinde, sie durchsuchten daher jeden Winkel, aber vergeblich, nirgends fand sich eine Spur des Gesuchten. Schon hatten sie mehrfach alle Räume durchforscht, da fiel ihr Blick zufällig auf eine alte Kiste, die auf dem Boden in einem Winkel stand und welche, da sie mit Gerümpel aller Art bedeckt war, ihre Aufmerksamkeit bisher nicht angezogen hatte. Mehr um ihrer Pflicht vollkommen zu genügen, als mit der Hoffnung eines Erfolgs öffneten sie die Kiste, da sprang ihnen der Kohlhase flink entgegen, schlug den Deckel schnell hinter sich wieder zu und rief: „Hier bin ich, ich bin Euer Gefangener!“ Die hocherfreuten Häscher ergriffen ihr Opfer und führten es nach dem Gefängnis; sie dachten nicht daran, in der Kiste noch weiter nachzuforschen, hätten sie es gethan, so würden sie darin noch das treue Weib des Kohlhase gefunden haben. Die unglückliche Frau blieb bis zur Nacht in der Kiste, dann verließ sie das Haus, welches ihr keinen weiteren Schutz gewähren konnte, da sie bei einer zweiten Haussuchung sicher entdeckt werden mußte. Sie irrte in den Straßen von Berlin und Cöln umher, bei allen alten Freunden suchte sie Schutz,

aber überall wurde sie zurückgewiesen, so verkroch sie sich endlich unter den Feuerleitern beim cölnischen Rathause, und dort kam sie mit zwei toten Kindern nieder.

Auch der Georg Nagelschmidt entging den Nachforschungen der kurfürstlichen Häscher nicht. Er hatte sich im Hause eines alten Bürgers, Namens Puttlitz, ohne dessen Wissen verborgen. Nagelschmidt hatte als Knabe oft in dem Hause gespielt, er kannte jeden Winkel desselben und glaubte einen sichern Versteck gefunden zu haben, aber eine Magd, welche ihn ausgekundschaftet hatte, verriet ihn. Die Häscher fanden ihn in einem dunkeln Winkel dicht hinter der Feuermauer stehend. Puttlitz und seine Frau wurden ebenfalls verhaftet. Man hielt schnelles Gericht über sie. Nach dem kurfürstlichen Befehle sollte jeder, in dessen Hause einer der Gesellen des Kohlhase gefunden wurde, am Leben gestraft werden; dieser Befehl wurde an dem alten Puttlitz zur Ausführung gebracht, obgleich dieser mit heiligem Eide versicherte, daß er keine Ahnung von dem Verstecke des Nagelschmidt gehabt habe. Auf dem Neuen Markte wurde schnell ein Gerüst aufgebaut, zu diesem führte man die beiden alten Leute, Meister Hans empfing sie; er hatte schon alles zur Hinrichtung vorbereitet, da kam ein Bote des Kurfürsten, der sprach das Gnadenwort für die Frau des Puttlitz, diese aber schüttelte mit einem traurigen Lächeln das greise Haupt. „Ich will keine Gnade!“ sagte sie. „Wie wir freudig zusammen gelebt haben, so wollen wir freudig zusammen sterben!“ Noch einmal umarmte sie zärtlich ihren Gatten, küßte ihn segnend, dann setzte sie sich getrost in den Richtstuhl, und wenige Augenblicke später rollten die Köpfe beider Gatten blutend in den Sand.

Hans Graßmuß, der zweite Gesell des Kohlhase, der diesen nach Berlin begleitet hatte, war glücklicher als seine beiden Gefährten. Haftitz erzählt von ihm, er sei auch ein ausbündiger Schwarzkünstler gewesen, und daher sei es ihm gelungen zu entkommen; wenn die Häscher seinen Aufenthaltsort ausgewittert hatten, dann verwandelte er sich schnell in eine schwarze Katze und lief ihnen auf den Dächern davon, bis er endlich Gelegenheit fand, ganz aus Berlin zu entwischen.

Die Gefangenen wurden vor Gericht gestellt. Kurfürst Joachim gestattete dem sächsischen Anwalt, einen peinlichen Prozeß gegen Kohlhase und seine Gesellen wegen Verletzung des kaiserlichen Landfriedens zu erheben. Am Montag nach Palmarum im Jahre 1540 fand die feierliche Gerichtssitzung statt. Kohlhase verteidigte sich mit beredten Worten, er zeigte dabei wieder, daß er ein hochgebildeter Mann war; aber obwohl seine Verteidigung einen tiefen Eindruck auf die Richter und Schöppen machte, konnten sie doch das schon vorher festgestellte Urteil nicht ändern, denn, so sagt Haftitz, die Verbitterung war zu groß. So wurden denn die drei Angeklagten Kohlhase, Georg Nagelschmidt und der Küster Thomas Meißner zum Tode durch das Rad verurteilt. Kohlhase erhielt aus besonderer Rücksicht die Gnade, daß er durch das Schwert gerichtet werden solle, als ihm dies aber verkündet wurde, rief Nagelschmidt: „Gleiche Brüder, gleiche Kappen!“ und Kohlhase verschmähte infolge dieser Ermahnung die angebotene Gnade. Noch an demselben Tage wurden die drei Verurteilten, obgleich es schon ziemlich spät geworden war, nach dem Richtplatze geführt. Sie starben mit demselben Mute, welchen sie während des Lebens stets bewiesen hatten.

Dem Kurfürsten Joachim soll noch im letzten Augenblicke das Urteil leid geworden sein. Er hätte den Kohlhase gern begnadigt, aber es war zu spät, denn er erhielt die Nachricht von der vollendeten Hinrichtung, da soll er ausgerufen haben: „Armer Kohlhase, lebtest Du jetzt noch, so solltest Du nicht sterben!"

Die Geschichte des Kohlhase läßt uns einen tiefen Blick in die Sitten und Anschauungen jener Zeit thun. Die seltsamen Widersprüche, an denen die Reformationszeit so reich ist, treten gerade in dem Leben des Cölner Roßkamms klar zu Tage. Ein redlicher Bürger wird von einem übertriebenen Gerechtigkeitsgefühl, welches ihn kein Unrecht dulden läßt, gedrängt, ein Räuber und Mordbrenner zu werden. Er erklärt einem mächtigen Fürsten den Krieg, führt ihn mit Glück und wird als ebenbürtiger Gegner, mit dem man unterhandelt und Frieden schließt, betrachtet. Erst in dem Augenblicke, wo er im eigenen Lande raubt, wird er zum Hochverräter und Friedensbrecher und muß sein Verbrechen mit dem Leben büßen. Das Verhältnis des Kohlhase zu Dr. Martin Luther, die Berufung des ausbündigen Schwarzkünstlers, des Meister Hans, und die Flucht des Hans Graßmuß geben uns lichte Blicke in die Anschauungsweise jener Zeiten, und ebenso ist die Hinrichtung der beiden Schneidergesellen vor dem Kloster Zinna und des alten Bürgers Puttlitz mit seiner Frau charakteristisch für die Rechtspflege des 16. Jahrhunderts.



Vierte Abteilung.

Berlin unter der Regierung der Kurfürsten Johann Georg, Joachim Friedrich, Johann Sigismund und Georg Wilhelm.



Erstes Kapitel.

Johann Georg war im Jahre 1571 ein vollkräftiger Mann von 46 Jahren, er war am 11. September 1525 geboren. In der letzten Regierungszeit seines Vaters wohnte er auf dem Schlosse Zechlin in der Priegnitz. Er hatte sich von dem glänzenden Hof zurückgezogen nach dem einsamen Schloß, weil er seit langer Zeit mit seinem Vater zerfallen war. Er verabscheute die schöne Gießerin und ihren Anhang, den Münzjuden Lippold und alle Günstlinge des regierenden Kurfürsten, ja er übertrug seinen Haß selbst auf diejenigen Räte des Vaters, welche ohne Eigennutz bestrebt gewesen waren, dem Lande nach bester Kraft zu dienen.

Auf die Nachricht von dem Tode seines Vaters reiste er schleunigst nach Berlin, und schon seine ersten Regierungsmaßregeln zeigten, das er gesonnen sei, mit dem ganzen bisher herrschenden System zu brechen. Gleich nach seiner Ankunft in Berlin ließ er die Thore der Stadt schließen, die kurfürstlichen Trabanten besetzten die Häuser der vornehmsten Räte, belegten deren Papiere mit Beschlag, und Johann Georg ließ nun gegen die Lieblinge seines Vaters eine strenge und rücksichtslose Untersuchung einleiten. Der Rentmeister Joachims, Thomas Matthias, der, wie Johann Georg glaubte, die Verschwendung seines Vaters mehr als alle anderen Diener desselben begünstigt hatte, und gegen den er den Verdacht hegte, daß er gewaltige Summen unterschlagen habe, wurde aufs strengste, aber durchaus erfolglos inquiriert. Trotz aller Nachsuchungen fand man in seinem Hause nicht mehr als zehn Gulden bares Geld, keine Wertpapiere, keine Kostbarkeiten. Matthias hatte während seiner Dienstzeit teils durch eigene Verschwendung, teils durch Bürgschaft für seinen Kurfürsten, sein früheres, bedeutendes Vermögen vergeudet, dasselbe bestand nur noch in Schuldbriefen Joachims. Die schärfste Untersuchung stellte heraus,

daß die Rechtschaffenheit des Rentmeisters über jeden Zweifel erhaben sei, trotzdem entsetzte ihn Johann Georg aller seiner Aemter; er ließ ihm nur die Stelle als Bürgermeister von Berlin. An Rückzahlung der Vorschüsse, welche Matthias dem verstorbenen Kurfürsten geleistet hatte, dachte Johann Georg nicht, und als der Bürgermeister wenige Jahre später in tiefster Armut starb, ohne nur so viel zu hinterlassen, daß er aus eigenen Mitteln hätte begraben werden können, ließ der Erbe Joachims die Familie des Verarmten unbarmherzig im Elende schmachten.

Ebenso ungerecht zeigte sich Johann Georg gegen den Rat Albrecht von Thümen. Auch gegen diesen wurde eine Untersuchung eingeleitet; es fand sich bei derselben, daß Thümen sein Amt mit einer seltenen Pflichttreue geführt habe; trotzdem wurde er ohne weiteres seiner Stelle entsetzt. Johann Georg war hart und strenge, und das Gefühl für Gerechtigkeit fehlte ihm. Selbst gegen den verdienstvollen Kanzler Distelmeyer, der sich stets nach Kräften bemüht hatte, der Verschwendungssucht Joachims zu steuern, wurde eine Untersuchung eingeleitet; auch er würde wohl schwerlich einer Absetzung entgangen sein, obwohl sich seine vollständige Pflichttreue herausstellte, wenn er sich nicht durch seine Dienstkenntnis und Tüchtigkeit unentbehrlich gemacht hätte.

Von allen Günstlingen Joachims waren die schöne Gießerin und der Münzjude Lippold dem Kurfürsten am meisten verhaßt, diese traf daher seine Rache auch am schwersten. Johann Georg kümmerte sich nicht darum, daß er einst dem Vater sein Wort gegeben und sogar durch eine Urkunde verbrieft hatte, er wolle die Geliebte desselben in seinen Schutz nehmen. Kaum hatte Joachim die Augen geschlossen, als sich der Glückstern der Anna Sydow neigte. Sie wurde verhaftet, aller ihrer Güter und Kleinodien beraubt und nach der Festung Spandau ins Gefängnis gebracht; dort lebte sie noch einige Jahre und starb dann verachtet, ja vergessen von denen, welche sich in der Zeit des Glückes um sie gedrängt hatten. Ihre Tochter Magdalena, die Gräfin von Arneburg, war mit einem Grafen von Eberstein verlobt; aber sie durfte eine so vornehme Verbindung nicht schließen. — Johann Georg fragte einen seiner Schreiber Andreas Kohl mit herbem Spotte: „Willst Du mein Schwager werden?“ und als dieser die Frage, wie er wohl auch nicht anders konnte, bejahte, wurde ihm Magdalena angetraut. Sie lebte fortan als eine einfache Bürgersfrau in allgemeiner Achtung. Als ihr Gatte wenige Jahre später starb, blieb sie Witwe.

Das Volk von Berlin und Cöln hatte wohl die Gießerin gehaßt, aber es billigte trotzdem die Wortbrüchigkeit und Grausamkeit des Kurfürsten nicht, es war überzeugt, daß jede Sünde die gerechte Strafe Gottes nach sich ziehen müsse, und aus diesem Glauben heraus entwickelte sich wahrscheinlich jene Volkssage, welche noch heute von den Berlinern vielfach erzählt wird, die Sage von der weißen Frau. Im Schlosse zu Cöln, — so erzählt die Volkssage, — zeigt sich seit Jahrhunderten vor jedem Todesfall in der königlichen Familie ein Gespenst, die weiße Frau. In nächtlicher Stunde wandelt sie durch die Gänge des Schlosses, lautlos schwebt sie dahin, wem sie begegnet, den grüßt sie durch eine kaum merkliche Neigung des Hauptes, aber sie spricht nichts, auf keine Frage giebt sie Antwort. Ihre Kleidung ist ein langes weißes Gewand, sie trägt eine weiße Haube mit einem langen, zurückgeschlagenen, weißen Witwenschleier. Gar oft ist sie gesehen worden, von den Mit-

gliedern der königlichen Familie selbst, von den Hofbedienten und den Schildwachen, welche mit tiefem Grauen das Gespenst durch die langen, dunklen Gänge schweben sahen, jeder Erscheinung aber folgt unfehlbar ein Todesfall in der Herrscherfamilie, seit das Gespenst kurz vor dem Tode des Kurfürsten Johann Georg zum ersten Male erschienen ist. Die weiße Frau ist kein fürchterliches Gespenst, sie erfüllt in stiller Trauer die ihr vom Schicksal gewordene Aufgabe, die Todesbotin der Hohenzollern zu sein; nur wenn sie durch frechen Uebermut gereizt wird, kann sie zornig werden. — Ueber den Ursprung der Erscheinung erzählte sich das Volk von Berlin verschiedene Sagen; am verbreitetsten ist die, daß die schöne Gießerin nach ihrem Tode im Gefängnis zu Spandau keine Ruhe im Grabe finden könne, sondern umherwandeln müsse, um die Nachkommen ihres geliebten Joachims vor ihrer Todesstunde zu warnen. Nach einer anderen Sage soll die weiße Frau eine Gräfin Agnes von Orlamünde gewesen sein, welche nach dem Tode ihres Gatten in heißer Liebe zu dem Hohenzollern Albrecht dem Schönen, Burggrafen von Nürnberg, entbrannt war. Die Gräfin war ein wunderschönes Weib, trotzdem aber blieb ihr der Burggraf fern, und einst äußerte er im Gespräch: „Gern wollt' ich dem schönen Weibe mich zuwenden, wenn nicht vier Augen wären!“ Diese Aeußerung wurde der Gräfin von Orlamünde wieder erzählt, sie glaubte ihre beiden Kinder seien das Hindernis, welches Albrecht gemeint habe, und in wahnsinniger Leidenschaft beschloß sie, diese zu opfern. Sie nahm die Kinder auf den Schoß und tötete sie, indem sie ihnen eine goldene Nadel ins Hirn stieß. Der Doppelmord war vollbracht, aber er trug keine Frucht, denn Albrecht hatte nicht die Augen der Kinder, sondern die seiner Eltern, welche die Heirat nicht wünschten, gemeint. Die Gräfin bereute zu spät ihr Verbrechen, sie that schwere Buße, trotzdem aber kann sie doch die Ruhe im Grabe und die ewige Seligkeit nicht finden, sondern sie muß als weiße Frau umgehen, bis ihre Zeit erfüllt ist.

Berlin ist nicht reich an Sagen und Märchen, wir haben deshalb geglaubt, unseren Lesern die weit verbreitete Sage von der weißen Frau in einiger Ausführlichkeit mitteilen zu müssen, fahren nun aber in unserer Erzählung fort.

Schwerer noch als die schöne Gießerin traf der Haß des Kurfürsten den Münzjuden Lippold; Johann Georg war kaum nach Berlin gekommen, als er eine Wache in das Haus Lippolds, der in der Stralauerstraße wohnte, legen ließ, damit der Münzjude sich nicht der Untersuchung durch die Flucht entziehen könnte. Vom Gipfel der Macht und des Einflusses stürzte Lippold plötzlich ins tiefste Elend herab. Alle seine früheren Freunde und Schmeichler fielen von ihm ab in demselben Augenblicke, in welchem das Glück sich von ihm wandte; der durch die Furcht vor seiner Macht zum Schweigen gebrachte Haß gegen ihn machte sich plötzlich Luft; Christen und Juden bestürmten den Kurfürsten mit Bittschriften, daß eine strenge Untersuchung gegen Lippold eingeleitet werde; — die Juden konnten es nicht verzeihen, daß einer der ihrigen das Schutzgeld unbarmherzig einkassierte, und daß er mit Stolz und Verachtung auf seine Glaubensgenossen herabschaute. Die Bittschriften, welche die Juden an den Kurfürsten richteten, fanden Gewährung, zu gleicher Zeit aber traf die Schreiber eine furchtbare Strafe für den Haß, mit dem sie ihren Genossen verfolgten. Kaum war Lippold gefangen, kaum erkannte das

Volk von Berlin und Cöln, daß der Kurfürst nicht wie sein Vater die Juden in seinen besonderen Schutz nahm, da machte sich die Feindseligkeit, die das Volk gegen den verachteten Stamm im Herzen trug, Luft. In der Klosterstraße vor der Synagoge versammelte sich eine gewaltige Volksmasse. „Nieder mit den Juden!" so ertönte der wilde Ruf. Einige vorübergehende Juden wurden ergriffen und schwer gemißhandelt, der Pöbel drang in die Synagoge ein und zerstörte sie, dann zog er tobend und schreiend durch die Straßen. Die Häuser der reichsten Juden wurden erstürmt und beraubt, und schon war viel Unfug geschehen, als endlich die kurfürstlichen Trabanten einschritten und die wütende Volksmasse zerstreuten.

Die Untersuchung gegen Lippold wurde mit höchster Strenge geführt. Alle seine Papiere und Gelder waren mit Beschlag belegt worden, und dabei hatte sich gezeigt, welchen ausgedehnten Wucherhandel Lippold trieb. Für über 11,000 Thaler Gold- und Silberpfänder, welche zum Teil den vornehmsten Räten und den im größten Luxus schwelgenden Bürgern von Berlin und Cöln gehörten, wurden gefunden, aber keine Anzeichen, daß sich Lippold irgend eine Unterschlagung in seinem Amte oder einer Betrügerei gegen den verstorbenen Kurfürsten schuldig gemacht habe.

Die kurfürstlichen Kommissarien, der Oberhofmeister von Arnim, der Rat Christoph Meienburg, die Hausvogte Sigmund Rosenecker und Konrad Schreck prüften alle Rechnungen auf das genaueste; sie kannten den Wunsch des Kurfürsten Johann Georg, sie wußten, daß sie den verhaßten Münzjuden unter jeder Bedingung schuldig finden sollten, und doch bot sich ihnen nirgends ein Anhaltepunkt, denn Lippold hatte sein Amt mit Treue und Umsicht verwaltet. Die Untersuchung war ohne Ergebnis geblieben; man mußte, um Lippold zu verderben, zu anderen Beschuldigungen als zu denen der Untreue und Unterschlagung greifen, und man zögerte nicht, dies zu thun. Es wurde dem Kurfürsten hinterbracht, Lippolds bildschönes Weib habe ihren Gatten im Gewahrsam besucht; sie habe sich lange mit ihm in leisen Worten unterhalten, nach und nach aber sei das Gespräch lauter geworden und endlich in einen Zank ausgeartet, bei dem die Frau unwillig ausgerufen habe: „Wüßte nur der Kurfürst, was Du für ein böser Schelm bist, und welche Bubenstücke Du mit Deinem Zauberbuche kannst, so würdest Du schon längst kalt sein!" Diese Aeußerung, welche die Wache Lippolds gehört haben wollte, wurde dem Kurfürsten mitgeteilt, sie gab die willkommene Veranlassung zu einer neuen, weit strengeren Untersuchung.

Der Münzjude war der Zauberei verdächtig, jetzt konnte man peinlich gegen ihn verfahren. Er wurde in den für schwere Verbrecher bestimmten Kerker geworfen und dem Kriminalrichter zur Untersuchung übergeben, diesem standen andere Mittel, seine Schuld zu erforschen, zu Gebote als den kurfürstlichen Kommissarien. Mit der Beschuldigung der Zauberei wurde zugleich auch eine andere, nicht weniger unsinnige erhoben, er sollte den verstorbenen Kurfürsten Joachim II. durch einen Gifttrunk ermordet haben. Schon der gewöhnlichste Menschenverstand mußte jedem Unbefangenen klar machen, wie wahnsinnig eine solche Anschuldigung sei. Lippold war der erklärte Günstling Joachims, er konnte durch den Tod Joachims nur Nachteile, niemals Vorteile haben, trotzdem fand die Beschuldigung Glauben und wurde zum Gegenstand des Prozesses gemacht. Am Abend vor dem Tode Joachims hatte ihm

Lippold, als sein vertrauter Kammerdiener, wie dies häufig geschah, einen Becher mit spanischem Wein gereicht; mit diesem sollte er den Kurfürsten vergiftet haben. Zwei solche Anschuldigungen waren mehr als genügend, um den Angeklagten der Folter zu unterwerfen, und dies geschah mit dem besten Erfolge.*) Der Scharfrichter Meister Balzer zeigte sich als ein wahrer Folterkünstler, er erfand die ausgesuchtesten Qualen, mit welchen er sein Opfer peinigte, dafür erhielt er eine besondere Belobigung von dem Gerichtshofe. Nach jeder Folterung wurde Lippold mehr tot als lebend von der Bank fortgetragen, man unterwarf ihn dann einem neuen Verhör, damit er die auf der Folter erpreßten Geständnisse ohne Pein wiederhole; halb bewußtlos that er es mit gebrochener Stimme, nachdem man ihn mit starkem Wein und kräftigenden Essenzen so weit angeregt hatte, daß er überhaupt wieder sprechen konnte. Er legte umfassende Geständnisse ab. Dank der teuflischen Kunst des Meister Balzer gab er eine Darstellung seiner Verbrechen, welche ihn zum Tode reif machte. Er sagte aus, daß er in Prag wegen des Goldbeschneidens flüchtig geworden und dann nach Berlin gekommen sei, hier habe er sich den Schlüssel zum kurfürstlichen Gemach verschafft und dann durch seine Zaubermittel bewirkt, daß ihn Kurfürst Joachim höher als seine geheimen Räte und vornehmsten Offiziere habe halten müssen. Seine Stellung habe er zum Betruge und zur Unterschlagung mißbraucht und dem Kurfürsten auch eine schwere goldene Kette gestohlen, endlich habe er seinen Herrn und Wohlthäter durch einen Gifttrunk, in welchem Muskaten, langer Pfeffer, Oel, Hüttenrauch und Mercurius sublimatus enthalten gewesen sei, ums Leben gebracht.

Die wichtigsten Zeugenaussagen widersprachen dem Geständnisse Lippolds. Die goldene Kette, welche er gestohlen haben wollte, hatte ihm der Kurfürst zur Ausprägung von Portugalesen (einer Goldmünze) in Gegenwart von Zeugen gegeben. Der scheußliche Gifttrank hätte sich durch Geruch und Geschmack sofort verraten, und außerdem wäre die Spur desselben in der Leiche, welche von den Aerzten einbalsamiert worden war, leicht zu erkennen gewesen; das Geständnis trug den Stempel seines Ursprungs, der Folter; darum aber kümmerte sich der Richter nicht, er nahm dasselbe trotz der zahlreichen, inneren Widersprüche für wahr an. Auch das in hebräischer Sprache geschriebene Zauberbuch, welches den ersten Grund zur Anklage gelegt hatte, wurde nun genau durchsucht, nach diesem mußte der Lippold ein ganz besonderer Hexenmeister sein. Im Zauberbuch wurde gelehrt, wie man einen und auch mehrere Teufel in ein Glas bannen könne. Hatte man sie erst drinnen, dann versiegelte man schnell das Glas, damit sie nicht wieder entwischen könnten, und nun mußten sie auf alle ihnen vorgelegten Fragen Antwort erteilen. Schade, daß sie Lippold nicht um sein eigenes Schicksal befragt hatte, sonst würde er sich wohl zur rechten Zeit aus dem Staube gemacht haben! — Um den Kurfürsten Joachim II. zu bezaubern und seine Gunst zu gewinnen, hatte Lippold etwas von dessen Haaren, Rock und Hosen genommen und vor dem kleinen Wendelstein unter der Schwelle des Schlosses zu Grimnitz eingegraben. Aller

*) Anmerkung. Nach den gerichtlichen Protokollen soll Lippold alle seine Aussagen freiwillig, ohne Androhung der Folter nur unter der Bedingung gemacht haben, daß er mit Folterqualen verschont werde. Die Folter soll erst gegen ihn angewendet worden sein, nachdem er seine freiwillige Aussage „vor gehegter Bank“ widerrufen hatte.



Friedrich III., geboren 11. Juli 1657,
regierte als Kurfürst vom 29. April 1688 bis 18. Januar 1701,
als König von Preußen bis 25. Februar 1713.

dieser Unsinn wurde von dem Richter geglaubt und aktenmäßig festgestellt; er reichte hin, um Lippold zum Tode zu verurteilen.

Am Mittwoch vor Fastnacht im Jahre 1573 wurde der Münzjude am Gerichtstage vor gehegter Bank vorgeführt. Schwankenden Schrittes nahte er, seine von der Folter zerrissenen Gliedmaßen vermochten ihn kaum zu tragen. Er hatte sein furchtbares Zauberbuch um den Hals festgebunden. Er sollte noch einmal frei und öffentlich seine Bekenntnisse wiederholen, um dann sein Urteil zu empfangen. Lippold wußte, daß kein Todesurteil über ihn gesprochen werden könne, wenn er seine Geständnisse widerrief, aber er wußte auch, daß ihn dann neue Folterqualen erwarteten. Die Liebe zum Leben besiegte die Furcht vor den Schmerzen, er widerrief alle seine früheren Geständnisse. Sofort wurde er aufs neue dem Meister Balzer übergeben und von diesem auf dem berlinischen Rathause gefoltert. Obgleich Lippold mit einer seltenen Zähigkeit und Standhaftigkeit die entsetzlichsten Schmerzen aushielt, endlich brach doch seine Willenskraft. Er gestand von neuem, und nun konnte er verurteilt und gerichtet werden. Der Scharfrichter ergriff ihn und führte ihn auf seinem Karren durch die vornehmsten Straßen von Berlin und Cöln. Auf zehn verschiedenen Stellen wurde er mit glühenden Zangen gezwickt und dann nach dem Neuen Markte in Berlin gebracht. Hier war ein Gerüst kunstfertig aufgebaut, so daß die zahlreich versammelte Volksmenge das Schauspiel der Hinrichtung mit rechter Muße betrachten konnte. Auf dem Gerüste wurde Lippold an Armen und Beinen mit vier Stößen gerädert. Bei jedem Schlage des Rades, dem ein Krachen der Knochen und ein wilder Schmerzensschrei des Gemarterten folgte, jubelte die Zuschauerschar laut auf. Zum Schluß der Hinrichtung wurde der Körper des Juden in vier Stücke zerhauen, welche an vier besonderen Galgen vor den Thoren Berlins auf den Landstraßen aufgehängt wurden, den Kopf steckte man auf eine eiserne Stange auf das Georgenthor. Die Eingeweide und das Zauberbuch wurden auf dem Neuen Markte verbrannt. Als die Flammen lodernd emporschlugen, lief unter dem Gerüst eine große Maus hervor, da rief das Volk: „Das ist der Zauberteufel des Münzjuden!“ und wich furchtsam zurück, bis das geängstigte Tier ein Loch fand, in welches es sich verkroch.

Mit der Hinrichtung Lippolds war dem Haß des Kurfürsten gegen den früheren Günstling seines Vaters noch nicht vollständig Genüge geleistet, er traf auch die Familie und die Glaubensgenossen des Gerichteten. Johann Georg zog das gesamte Vermögen Lippolds ein und bezahlte damit die Schulden des Juden und die Gerichtskosten; den geringen Ueberschuß, etwa 1000 Thaler, überließ er der Witwe mit ihren neun Kindern und jagte dann die Familie aus dem Lande. Die Ungerechtigkeit des ganzen Prozesses war so schreiend, daß sie selbst in jener finsteren Zeit den Unwillen und Abscheu anderer Fürsten erregte. Die Witwe Lippolds wandte sich klagend an den Kaiser Maximilian und erreichte, daß dieser für sie bei Johann Georg Fürsprache einlegte, aber der Kurfürst kehrte sich daran nicht, er ging sogar in seinem Hasse gegen die Juden so weit, daß er abermals die gesamte Judenschaft aus der Mark Brandenburg verjagte.

Neben der Befriedigung seines persönlichen Hasses betrieb der Kurfürst gleichzeitig eine vollständige Umformung des Hofwesens. Die zahllosen Hofdiener wurden ihrer Stellen entlassen, die prächtigen Feste hörten plötzlich

auf, an die Stelle der sorglosen Verschwendung trat eine oft an Geiz grenzende, peinliche Sparsamkeit. Die Verschwendung Joachims II. hatte, wie wir bereits früher erwähnt haben, einen maßlosen Luxus auch unter den Bürgern von Berlin und Cöln erzeugt, als nun Johann Georg seinen Hofstaat nach allen Richtungen hin einschränkte, erfolgte vermöge des Nachahmungstriebs der Residenzler ein ebenso natürlicher Rückschlag in der Bürgerschaft. Bürgermeister und Räte der Schwesterstädte erkannten mit einem Male, daß es dringend geboten sei, um der Verarmung vieler wohlhabenden Familien durch eine übermäßige Verschwendung vorzubeugen, die prachtvollen Feste einzuschränken, die selbst von den weniger Bemittelten bei allen feierlichen Gelegenheiten gegeben wurden, und der überhand genommenen Kleiderpracht entgegenzuwirken. Zu diesem Zwecke erließen sie am 13. Juli 1580 unter Genehmigung des Kurfürsten und unter dem Insiegel beider Städte eine Polizeiverordnung, welche von dem Grundsatze ausging, es solle zwar dem übermäßigen Luxus vorgebeugt, nicht aber ein erlaubtes und im Verhältnis zu den Einkünften und dem Vermögen der Bürger stehendes Vergnügen unnütz beschränkt werden. Die Räte glaubten daher eine besondere Einteilung der Bürger in Stände vornehmen zu müssen, denn was für den Armen noch übermäßige Verschwendung war, konnte für die Reichen schon als Einschränkung gelten.

Alle Einwohner der Städte Berlin und Cöln, ausgenommen die kurfürstlichen Beamten, wurden daher in vier Stände geteilt. Zum ersten Stande gehörten: die Doktoren, Pröpste, Bürgermeister, die vornehmen Kammergerichts-Advokaten, die Ratspersonen, die Stadtschreiber, die Richter, die Schöppen und die Mitglieder des alten Stadtadels, die Herren von den Geschlechtern; zum zweiten Stande: die vier Gewerke, die Kapläne, die wohlhabenden Bürger, Handwerker und Krämer u. s. w.; zum dritten: die gemeinen Bürger und Handwerker; zum vierten endlich: die Hausleute, Tagelöhner, Knechte und Mägde. Für jeden der vier Stände hatte die Polizeiverordnung bestimmte Vorschriften in Beziehung auf die Dauer von Familienfesten und anderen Feierlichkeiten, auf die Zahl der Gäste, welche einzuladen erlaubt war, auf die Geschenke, welche gemacht, und die Speisen, welche den Gästen vorgesetzt werden durften. Einige dieser Vorschriften sind sehr charakteristisch für das bürgerliche Leben jener Zeit.

So bestimmte z. B. die Verordnung, daß künftig die sogenannte Brautsuppe, zu der oft ein halber Ochse verkocht worden war, nur den Kantoren, dem Küster sowie Kranken gegeben werden dürfe.

„Das Fackeltragen vor der Braut hat keine Bedeutung und ist nicht mehr denn Geldspildung. Deshalben soll es in langen Sommertagen ganz abgeschafft sein, und sollen nur allein zu Winterszeiten, wenn die Hochzeiten des Abends angehen, zwei Fackeln der Braut fürgetragen werden."

Die Zahl der Brauthähne und Brautgeschenke wird festgestellt. Nur von den Eltern des Bräutigams und der Braut, oder wenn diese nicht mehr leben, von der nächsten Verwandtschaft dürfen je ein Brauthahn auf das Brautbett gelegt werden. Die Braut soll nur dem Vater und Bruder des Bräutigams ein Hemde verehren, sonst niemandem, der Bräutigam darf nur der Braut ein paar Schuhe und Pantoffeln, ihrer Mutter und ihren Schwestern

ein Paar gemeine Pantoffeln schenken. Zu den Hochzeiten des ersten Standes sollen die Gäste durch drei Männer und drei Gesellen als Platzmeister eingeladen werden, ein jeder Platzmeister soll einen ehrlichen Kranz ohne Goldschnur erhalten, durchaus aber keine Federn. Den anderen Ständen werden nur zwei Männer und zwei Gesellen gestattet. Alles Betteln bei den Hochzeitsmahlen, das Umhertragen von Schaueſſen wird streng untersagt, und nur die Aufstellung einer Büchse für die Armen wird gestattet. Keinem Bettler wird erlaubt, vor den Thüren zu faulenzen, dieselben sollen von den Bettelvögten „mit Peitschen ernstlich" fortgetrieben werden.

Einen zweiten Abschnitt der Verordnung bilden die Bestimmungen zur Verhütung der übermäßigen Pracht in der Kleidung, welche dadurch notwendig geworden waren, daß

> „mancher Bürger über sein Vermögen und Einkommen sich oftmals herfür breche und mehr auf sich lade und an Kleider wende, denn seine Nahrung leiden und ertragen könne,"

weshalb denn auch meist bald nach den Hochzeiten die neuen Kleider auf dem Trödelmarkte feilgeboten würden. Die Verordnung erlaubt deshalb zwar, die schon vorhandenen, prachtvollen Kleidungsstücke auch ferner zu benutzen, giebt aber für die Anfertigung neuer ganz bestimmte Vorschriften. Der Gebrauch des kostbaren Zobelpelzes wird einzig zur Verbrämung der Mützen vornehmer Männer gestattet, sonst aber bei 50 Thaler Strafe verboten. Zu Kleidern sollen genommen werden: Tobin, Zindeldortt, Schamlatt, auch ein ehrlich Tuch, die Elle höchstens zwei und drei Thaler, Damast und seiden Atlas ist nur den Doktoren erlaubt, allen anderen streng verboten! Ebenso Sammet, der nur zur Verbrämung der Wämser und Beinkleider gestattet wird, auch werden sammetene Koller mit einem Goldbortlein, weil es der alte Gebrauch bishero gewesen, erlaubt. Perlengewinde um die Röcke sollen abgeschafft sein, nur diejenigen, welche sie von ihren Eltern geerbt haben, dürfen sie tragen u. s. w.

Für alle Uebertretungen des Gesetzes wurden hohe Geldstrafen festgesetzt; damit aber begnügte sich der Rat nicht; um der Verordnung den pünktlichsten Gehorsam zu verschaffen, befahl er auch dem Schneidergewerke beider Städte unter Androhung ernster Strafen, falls sie gegen die Polizeiverordnung handeln würden, niemandem, wer es auch sei, Kleider anzufertigen, welche den Bestimmungen des Gesetzes nicht entsprächen; die Schneider wurden sogar verpflichtet, jede ihnen bekannt gewordene Ueberschreitung des Gesetzes dem Rate anzuzeigen.

Die Luxusverordnung vom Jahre 1580 wurde eine Zeitlang besser befolgt als die frühere, und sie trug wesentlich dazu bei, wieder eine größere Einfachheit im bürgerlichen Leben zu erzeugen, sie hat dadurch nicht unbedeutend Nutzen gestiftet. Unseren heutigen Anschauungen widerspricht zwar eine solche die Freiheit des Einzelnen beschränkende Gesetzgebung, wir dürfen aber den Maßstab unserer Zeit nicht an die Gesetze des 16. Jahrhunderts legen. Die Bevormundung durch staatliche und besonders durch städtische Behörden, welche sich in den Luxusgesetzen ausdrückt, entsprach ganz dem Geiste der Zeit, wir finden sie daher auch nicht allein in Berlin und Cöln, sondern in ganz ähnlicher Weise in fast allen größeren Städten Europas.

Noch immer bildeten die Städte einen so festen und innigen Verband, daß es im Gesamtinteresse notwendig erschien, die Freiheit des Einzelnen überall da zu beschränken, wo ihm diese Freiheit nachteilig werden konnte. Machte der Einzelne Ausgaben über sein Vermögen hinaus, verarmte er dadurch, so ging ein Teil des Vermögens der Gesamtheit verloren, und dies sollte verhindert werden. Der Einzelne galt nur etwas als ein Glied der städtischen Gemeinschaft, diese wachte deshalb über ihn ihres eigenen Interesses wegen und bevormundete ihn überall da, wo er durch einen Mißbrauch der Freiheit sich selbst und dadurch der Allgemeinheit schaden konnte.

Je loser der Zusammenhang der einzelnen Städte und Landesteile miteinander war, je schärfer prägte sich innerhalb derselben die Centralisation der Interessen aus. Für ein allgemeines Landesinteresse hatten die Bürger im 16. Jahrhundert noch kein Verständnis, wohl aber für ein Interesse der Stadt, und diesem wurde die persönliche Freiheit bereitwillig geopfert.

Zweites Kapitel.

Kurfürst Johann Georg hatte durch eine mehrjährige an Geiz grenzende Sparsamkeit die Finanzen einigermaßen geordnet; er hatte die Räte der Schwesterstädte Berlin und Cöln veranlaßt, durch das Luxusgesetz dem Aufwande der Bürger entgegenzutreten. So waren alle die Zwecke erreicht, um derentwillen Johann Georg sich mannigfache Entbehrungen auferlegt hatte. Er sah nun keine Veranlassung mehr, auch ferner jenen prachtvollen Vergnügungen zu entsagen, welche das Lebenselement am Hofe seines verstorbenen Vaters gewesen waren.

Ein plötzlicher Umschwung im Leben des kurfürstlichen Hofes trat ein. Während die Bürgerschaft durch das Gesetz zu einer größeren Einfachheit gezwungen wurde, kehrte der Hof zu einer Pracht und Verschwendung zurück, welche nicht nur der zur Zeit Joachims II. herrschenden an die Seite gestellt werden konnte, sondern sie sogar noch übertraf. Johann Georg hatte sich nur mit Widerwillen der Notwendigkeit der Einschränkung gefügt, er schämte sich, wenn er das glanzvolle Hofleben in den benachbarten Ländern betrachtete, und kaum hatte er wieder über bedeutendere Mittel zu gebieten, als er diese auch ganz im Sinne seines Vaters vergeudete. Fast alle Familienfeste gaben fortan unter seiner Regierung Veranlassung zu den prachtvollsten Feierlichkeiten, jeder Besuch eines fremden Fürsten wurde durch ein schwelgerisches Fest verherrlicht; diese Feste aber trugen einen wesentlich anderen Charakter als früher. Joachim II. war bestrebt gewesen, auch das Volk an der allgegemeinen Lustbarkeit teilnehmen zu lassen; er wußte nichts von einem hochfürstlichen Stolze, und dies war eine der wenigen guten Eigenschaften gewesen, welche ihm trotz seiner Verschwendung eine gewisse Liebe beim Volke erhalten hatten. Bei seinen Wettrennen konnten sich alle Stände beteiligen; gab er ein Fest selbst im Innern des Schlosses, dann freute er sich, wenn die Bürger sich zahlreich als Zuschauer herbeidrängten und Vergnügen an der

Lustbarkeit des Hofes fanden. Ein Adelsbrief hatte für ihn keinen Wert, seine liebsten und angesehensten Diener waren Bürgerliche, er dachte daher auch nie daran, die Bürger von seinen Festen auszuschließen.

Johann Georg dagegen schaute mit vornehmer Verachtung auf den Bürgerstand herab. Er nahm bei Besetzung der Staatsstellen und bei Beförderungen nicht mehr allein auf das Verdienst des Mannes, sondern vor allem auf dessen Ahnenzahl Rücksicht. Er vereinigte um seine Person einen Kreis des vornehmen Adels, in diesem lebte er vom Volke abgeschlossen. Seine Feste waren nicht mehr Volksfeste. Nur bei feierlichen Aufzügen, Schlittenfahrten und Turnieren war es dem Volke gestattet, von ferne zuzuschauen, niemand aber durfte es wagen, sich in die Schloßhöfe zu drängen und gar sich in die Säle zu verirren, in denen die glänzenden Feste des Kurfürsten gefeiert wurden. Jene Hofetikette, welche sich fortan mehr und mehr ausbildete und eine unübersteigliche Scheidewand zwischen Hof und Volk stellte, zeigte sich zuerst unter der Regierung Johann Georgs.

Schon hierdurch waren die Hoffeste andere geworden als früher, aber auch in ihrem inneren Wesen zeigten sie sich sehr verschieden von denen der Vergangenheit. Bei glänzenden Festen wurden auch jetzt wohl noch Turniere gefeiert, aber bei diesen kam es nicht mehr auf Tapferkeit, auf Kampfesmut und Körperstärke, sondern auf Gewandtheit an. Man ahmte wohl noch die ritterlichen Sitten der Vorfahren nach, ihrem Wesen aber war man fremd geworden. Waffenübungen, mit denen eine Lebensgefahr verbunden war, wurden bei den Turnieren nicht mehr beliebt. Die Ritter trugen in den Schranken wohl noch Harnische und Helme, oft genug aber waren diese nicht mehr von Metall, sondern von Pappe und nur mit einem täuschenden, metallisch glänzenden Ueberzuge versehen. Statt der wilden Lanzenrennen, welche so manchem Ritter das Leben gekostet hatten, wurden friedliche Ringelstechen, statt der Schwertkämpfe mit scharfen Waffen, Scheingefechte veranstaltet.

Ein derartiges Ritterspiel wurde am Sonntage vor Oculi im Jahre 1581 in Berlin veranstaltet, wodurch Johann Georg die Taufe eines von seiner dritten Gemahlin Elisabeth von Anhalt ihm geborenen Sohnes glänzend feierte. Der Kurfürst August von Sachsen, der Fürst Joachim Ernst von Anhalt und andere hohe Herren waren mit zahlreichem Gefolge bei diesem Feste zugegen, das eine ganze Woche dauerte und mit einem glänzenden Feuerwerke schloß. Die Feuerwerke wurden mit besonderer Kunst angefertigt; Johann Georg interessierte sich für diese vorzugsweise, er stand gern im Erker des Schlosses und gab durch Rufen oder Pfeifen das Signal zum Anzünden. Die Chroniken können nicht genug von der Pracht der flammenden Feuersäulen und ihrer kunstvollen Ausführung erzählen. Beim Besuche des Königs Christian IV. von Dänemark in Berlin wurde ein Feuerwerk auf dem Werder vor dem Schlosse abgebrannt. Ein vom Schlosse herabfliegender, künstlicher Schwan entzündete die prächtig ausgeführten Figuren, den Neptun, der von drei Seepferden gezogen wurde, die auf einer Schnecke stehende Fortuna und die Bilder der Stärke und der Gerechtigkeit.

Nächst den Feuerwerken dienten Schauspiele zur besonderen Belustigung des Hofes und zugleich zur religiösen Erbauung desselben, denn die Stücke hatten stets einen religiösen Inhalt. Bisher war das Aufführen von Schauspielen fast lediglich eine Sache der Geistlichkeit und der Schulen gewesen,

unter Johann Georg drang es in die Hofkreise ein. Es ist uns ein Theaterstück überliefert worden, welches zur Feier des Neujahrstages 1589 am Hofe zu Cöln durch die Prinzen, Prinzessinnen und ihre Gespielen, Kinder aus dem höchsten märkischen Adel, zur Lust und Erbauung des Kurfürsten und des Hofes aufgeführt worden ist, es trägt den Titel: „Eine kurze Komödie von der Geburt des Herrn Christi." Das Stück giebt eine einfache Darstellung der Besuche des Hirten und der heiligen drei Könige bei der Jungfrau Maria. Auch das Christuskindlein fehlte bei der Aufführung nicht, der junge Markgraf Friedrich (geb. 1588) wurde als solches bei der Komödie benutzt. Das Stück war in teils plattdeutschen, teils hochdeutschen Versen geschrieben, der Dialog wurde häufig durch Musik und Gesang unterbrochen. Das Stück war von Georg Pondo verfaßt, der als Stiftsverwandter in Cöln an der Spree lebte. Pondo hat sich auch durch andere Dichtungen um die Entwicklung der Schauspielkunst in Berlin verdient gemacht. Im Jahre 1579 führte er im Cölnischen Rathause vor dem Rate die Komödie von dem verlorenen Sohn, 1580 die Comödia de vera amicitia Damonis et Pythiae und 1584 die Komödie „von den drei Männern im feurigen Ofen" auf. Die Ratsherren sowie die vornehmsten Bürger von Cöln, welche zuschauten, waren wohl zufrieden mit dem Dichter; der Rat ließ ihm und den Schülern, welche bei der Aufführung halfen, Geldgeschenke auszahlen und bewirtete Dichter und Schauspieler außerdem reichlich mit gutem Biere.

Neben Pondo zeichnete sich auch ein Berliner, Paul Rebhuhn, durch Eifer für das Schauspiel aus; er hat ebenfalls manches Stück geschrieben. Der Rat von Berlin ließ bei jeder größeren Festlichkeit auf dem Rathause von den Schulgesellen ein Schauspiel aufführen, so im Jahre 1589 das Stück: „Apoll mit den Musen."

Zu den großen Festen, welche Kurfürst Johann Georg gab, und zu denen oft fürstliche Gäste mit zahlreichem Gefolge kamen, genügte ihm das von seinem Vater erweiterte Schloß um so weniger, als er für seine große Familie (er war reich mit Kindern gesegnet) ohnehin bedeutendere Räumlichkeiten bedurfte. In den ersten Jahren seiner Regierung, als noch das Sparsystem am Hofe herrschte, begnügte sich Johann Georg damit, die von seinem Vater nicht vollendeten Baulichkeiten fertig machen und den häßlichen Sumpf, der an der Stelle des heutigen Lustgartens lag, in einen Küchengarten verwandeln zu lassen. Schon im Jahre 1578 aber nahm er den berühmten Grafen Rochus von Lynar, einen trefflichen Baumeister für bürgerliche und Kriegsbauten, in seine Dienste, und nun begann bald ein weiterer Ausbau des Schlosses, welcher während der ganzen Regierungszeit Johann Georgs fortgesetzt wurde.

Der Graf von Lynar zeigte sich seines Rufes würdig; außer dem Schloßbau in Cöln machte er sich verdient durch den Bau eines Schlosses in Bötzow, durch Verbesserung der Festungswerke von Spandau, Küstrin und Peitz, durch die Anlegung von Pulvermühlen, Salpetersiedereien, Salz- und Eisenwerken, durch die Heranziehung vieler tüchtigen Künstler nach Berlin, welche wesentlich zur Erhöhung der gewerblichen Geschicklichkeit unter den Handwerkern unserer Stadt beitrugen. Für seine unbestreitbaren Verdienste erhielt der Graf von Lynar eine Besoldung, welche selbst nach heutigen Begriffen außerordentlich hoch erscheinen würde, wenn wir die ihm gelieferten Naturalien zu Gelde

berechnen. Er empfing sofort nach seiner Bestallung (1578) 1000 Thaler Geld, außerdem Hofkleidung für 8 Personen, auf 8 Pferde Futter und an Deputat 2 Wispel Weizen, 12 Wispel Roggen, 250 Tonnen Bier, 2 Fuder rheinischen Wein, 3 Fuder weißen Landwein, 1 Fuder roten Landwein, 6 fette Ochsen, 50 fette Hammel, 25 Schnittschafe, 20 Säuger, 30 Kälber, 30 fette Schweine, 2 Tonnen Heringe, 2 Tonnen Rotscheer, 2 Schock Schollen, 8 Centner Hechte, 8 Centner Karpfen, 100 Thaler zu frischen Fischen, Gewürz und Zucker, 4 Tonnen Butter, 6 Tonnen Käse, 4 Scheffel Hafergrütze, 2 Scheffel Hirse, 8 Scheffel Buchweizen, 8 Scheffel Erbsen, 6 Tonnen Salz, 1½ Schock Gänse, 8 Schock Hühner, 8 Stein Talg, 50 Wispel Hafer, Heu, Stroh und Holz nach Bedarf. — Mit diesem Deputat ließ sich wohl eine ziemlich anständige Wirtschaft führen.

Vom Jahre 1580 an bekam Lynar eine Gehaltsvermehrung von 1200 Thaler und außerdem ein Ehrengeschenk von 30000 Thalern, welches innerhalb 10 Jahren mit jährlich 3000 Thaler ausgezahlt werden mußte. „Hierzu kommen," so sagt der Ordensrat König, dem wir diese Zahlen verdanken, in seiner historischen Schilderung von Berlin, „die unbekannten Verdienste des Grafen bei seinen vielen Geschäften, die ihm aufgetragen wurden, und die er von dem Verkehre, welchen er mit so vielen Künstlern und ihren Arbeiten hatte, unberechnet machen konnte; insgleichen, daß er sich 1581 zu Spandau einen Palast erbaute, der ihm gewiß nicht viel aus eigenen Mitteln gekostet haben wird."

Drittes Kapitel.

Der glänzende Hof Johann Georgs, die Bauten und hohen Besoldungen der Baumeister erforderten Geld, viel Geld. Der Kurfürst mußte daher zu Steuererhöhungen seine Zuflucht nehmen, und außerdem hatte er, wie sein Vater, schon längst Hülfe in der Goldmacherkunst gesucht. Einer der berühmtesten Schwindler seiner Zeit, Leonhard Thurneißer, war am brandenburgischen Hofe mit offenen Armen aufgenommen worden; hier machte er allerdings kein Gold, wohl aber trug er wesentlich dazu bei, daß das Land Schätze gewann, indem er ein mächtiges Triebrad zur Belebung von Kunst, Wissenschaft und Industrie in Berlin wurde.

Leonhard Thurneißer war im Jahre 1530 zu Basel geboren. Sein Vater war ein tüchtiger Goldschmied, welcher den Sohn zu seiner Kunst erzog. Der alte Thurneißer war kein reicher Mann, Leonhard mußte daher als Knabe schon versuchen, seinen Lebensunterhalt zu erwerben, er that es, indem er die freien Stunden seiner Lehrzeit benutzte, um einem praktischen Arzt, Dr. Johann Huber, einem bedeutenden Naturforscher, Dienste zu leisten. Hierbei entwickelte sich in dem geistreichen und strebsamen Knaben eine große Vorliebe für alle Naturwissenschaften, besonders zur Botanik und Chemie, welche ihm auch bei den Schmelzarbeiten seiner Kunst sehr zu statten kam. Er muß wohl schnell ein geschickter Arbeiter geworden sein, denn schon im

17. Lebensjahr begründete er ein Hauswesen, indem er sich mit einer Witwe verheiratete. Es war eine unglückliche Ehe! Vergeblich suchte der junge Thurneißer die ältere Frau zu einem ehrbaren Leben zu bewegen, er wurde verlacht, und da er im eigenen Hause keine Freude fand, suchte er diese nun außerhalb in lustiger Gesellschaft, bei Freunden, mit denen er zechte und manche Nacht durchschwärmte. Einer dieser Genossen, ein Bürger von Basel, Johann Calderin, brauchte für das lustige Leben Geld, er wollte sich dasselbe durch Versetzung einiger Wertstücke verschaffen, aber er scheute sich, persönlich zu den Juden zu gehen, welche Geld auf Pfänder liehen, da ein solcher Schritt seinen Geschäftskredit vernichtet haben würde; Thurneißer war weniger für seinen guten Ruf besorgt, er übernahm es, für den Freund die Versetzung einiger Pfänder bei den Juden zu Wiel zu besorgen. Wer in jener Zeit den jüdischen Wucherern in die Hände fiel, war meist rettungslos verloren. Er vermochte sich nur selten von ihnen wieder frei zu machen; auch Calderin konnte die einmal versetzten Pfänder nicht wieder einlösen, er veränderte dieselben von Woche zu Woche, damit seine Hausbewohner das Fehlen einzelner Wertstücke nicht merken sollten, und immer war Thurneißer der Vermittler; erst nach Jahr und Tag gelang es ihm, so viel Geld zusammenzubringen, um seine Schuld abzulösen. Thurneißer hatte als ein junger, unerfahrener Mensch den Juden in Wiel die Zinsen gezahlt, ohne sich Quittungen geben zu lassen; als er jetzt die Schulden tilgen wollte, wurden ihm die Zinsen für das ganze Jahr noch einmal abgefordert. Er war in Verzweiflung. Bares Geld besaß er nicht, ebensowenig Kredit, und doch mußte er zahlen, wenn er sich nicht dem Verdacht aussetzen wollte, das ihm von seinem Freunde zur Deckung der Zinsen anvertraute Geld unterschlagen zu haben; er mußte nun selbst Wertstücke versetzen, da er solche aber nicht besaß, nahm er Seidenzeuge auf Borg und brachte diese den Juden. Das war eine traurige Aushülfe! Die Zeit der Einlösung kam schnell heran, die Kaufleute wollten ihre Waren zurück haben oder bezahlt sein, und neue Wertstücke waren nicht zu beschaffen. In dieser seiner höchsten Not griff Thurneißer zu einem weiteren Betruge. Er überzog ein Stück Blei mit Gold, gab es den Juden zu Wiel für reines Gold und ließ sich dafür die übrigen Pfandstücke zurückgeben. Der Betrug konnte nicht lange unentdeckt bleiben, die Juden schrieen gewaltig, als sie ihn bemerkten, und drohten mit gerichtlicher Klage, der Entehrung und schwere Strafe auf dem Fuße folgen mußte. Vergeblich opferte der bekümmerte Vater Thurneißers sein ganzes Vermögen und machte noch Schulden, um die Ehre seines Sohnes zu retten; die Juden nahmen zwar das Geld, aber sie drohten noch ärger als zuvor. Thurneißer mußte befürchten, vor den Richter und zur Strafe gezogen zu werden; sein böses Weib peinigte ihn mit schweren Vorwürfen, sein älterer Bruder Alexander, ein verwahrloster Mensch, der stets mit Neid gegen den jüngeren Leonhard erfüllt gewesen war, verbreitete geflissentlich die Nachricht von seines Bruders Betrügerei unter allen Bekannten. Unter diesen Verhältnissen verließ Thurneißer 1548, kaum 18 Jahre alt, Basel heimlich, um aller Sorgen für die Familie ledig ein lustiges Abenteurerleben zu beginnen.

Er ging nach England und Frankreich, kam nach Deutschland zurück, wurde Soldat und zog als Schütze unter des Markgrafen Albrecht Alcibiades wildem Heere plündernd und sengend durch das Land. Er verließ den Kriegs-

dienst wieder und zog abenteuernd weiter. Bald arbeitete er als Goldschmied, dann wieder als Bergmann, bald beschäftigte er sich mit Arzeneiwissenschaften, mit Chemie und Alchimie, bald mit seiner Kunst. Ueberall aber, wohin er auch kam, schaute er mit scharfen Augen um sich und vermehrte seine Kenntnisse, denn in ihm lag ein gewaltiger Wissenstrieb, der ihn niemals ruhen ließ. Das Glück lächelte ihm endlich. Seine große Kenntnis in Bergwerkssachen brachte ihm eine Anstellung als Direktor eines bedeutenden Bergwerks in Tirol. Aus der Heimat erhielt er schlechte Nachrichten. Der Rat von Basel hatte ihm das Bürgerrecht genommen; seine Frau war gegen ihn klagbar geworden, weil er sie böswillig verlassen habe, sie hatte die Scheidungsklage durchgesetzt und sich anderweit verheiratet.

Thurneißer ertrug sein Mißgeschick mit leichtem Sinn. Er begründete sich ein neues Hauswesen, heiratete zum zweiten Mal und begann nun Bergwerke auf eigene Rechnung anzulegen; sie hatten einen günstigen Fortgang. Zugleich beaufsichtigte er auch Werke für fremde Rechnung; nebenbei beschäftigte er sich eingehend mit der Arzeneiwissenschaft, und er muß schon damals einen nicht unbeträchtlichen Ruf erlangt haben, denn er erhielt 1559 die höchst ungewöhnliche und nur selten erteilte Erlaubnis, einen menschlichen Körper zu anatomieren. Der Wissensdrang ließ dem an ein bewegtes Leben gewöhnten Abenteurer nicht lange Ruhe in dem behaglichen Stillleben der Familie und des Geschäfts. Er nahm daher gern einen ihm vom Erzherzog Ferdinand gegebenen Auftrag an, zur Erforschung anderer Bergwerke weite Reisen zu machen. Im Jahre 1560 reiste er nach Schottland und den Orkadischen Inseln, 1561 nach Spanien und Portugal, von da nach Afrika, an der Nordküste entlang, nach Egypten, von dort ging er nach Arabien und Syrien, hielt sich im gelobten Lande längere Zeit auf und reiste dann über Griechenland nach Italien, von wo er, nachdem er noch einen Abstecher nach Ungarn gemacht hatte, in die Heimat zurückkehrte.

Im Jahre 1565 kam er in die Heimat zurück. Er fand sein Hauswesen zerrüttet, seine Bergwerke zerfallen. Vor seiner Abreise hatte er sich mit seinem Bruder Alexander versöhnt und diesem die Oberaufsicht über sein Eigentum gegeben; Alexander aber hatte schlecht haus gehalten, und es kostete Thurneißer schwere Kämpfe, die Bergwerke wieder in Flor zu bringen. Dies gelang ihm, trotzdem aber fand er zu Haus keine Ruhe, sein Ehrgeiz trieb ihn wieder aus dem behaglichen Leben heraus. Er hatte auf seinen Seereisen ein Werk in Versen geschrieben, welches er Archidoxa nannte, und in welchem er seine Forschungen über den Lauf der Planeten und den Einfluß des ganzen Firmaments auf den menschlichen Körper und die Schicksale des Menschen niedergelegt hatte. Mit diesem Werke hoffte er, unvergänglichen Ruhm zu erringen, er wollte es drucken lassen und mit erläuternden Figuren nach seiner eigenen Zeichnung versehen, dazu bedurfte er geschickterer Drucker und Kupferstecher, als es in Oesterreich gab. Er verließ deshalb den Dienst des Erzherzogs und ging nach Münster, aber auch hier hielt er nicht gar lange aus; gegen Ende des Jahres 1570 wendete er sich nach Frankfurt a. d. O., weil sich dort eine berühmte Buchdruckerei befand. Der dortige Buchdrucker Eichhorn war selbst ein vortrefflicher Holzschneider, der außerdem auch tüchtige Zeichner und Formschneider in seinem Dienste hatte. Als Thurneißer nach Frankfurt a. d. O. kam, war sein Vermögen wieder fast zu

nichts zusammengeschmolzen; er hatte sogar die weite Reise zu Fuß mit dem Ranzen auf dem Rücken machen müssen; das aber entmutigte den an die Wechselfälle des Lebens gewöhnten Abenteurer nicht. Der jetzt vierzigjährige Mann besaß einen jugendlichen Leichtmut, der ihn in allen Widerwärtigkeiten aufrecht erhielt, er trug den Kopf voll hochfliegender Pläne. Mehrere neue Werke waren druckfertig, darunter eins, welches seiner Ueberzeugung nach bedeutendes Aufsehen machen mußte, sein Pison, eine Beschreibung der Flüsse und Bäche in Deutschland. Thurneißer hatte in diesem Werke die ganze Unverschämtheit eines tüchtigen Charlatans niedergelegt. Er beschrieb die chemischen und anderen Eigenschaften der deutschen Flüsse und Bäche so genau, als habe er jedes einzelne Gewässer mit dem Schmelztiegel und der Wage in der Hand chemisch untersucht, ja er legte den Gewässern sogar moralische Einwirkung auf die Bewohner des Landes bei, so sagte er über unsere gute Spree: „Dies Wasser Spree ist etwas grünfarbig und lauter. Es führet in seinem Schlich Gold und eine schöne Glasur. Das Gold enthält 23 Grat 1/2 gren." Ueber die Havel urteilt er: „Die Havel hält in ihr nichts Besonderes, ein Fischreich schwer und ungesund; faul Wasser, davon etliche Weiber, die es trinken, gar böse, scharfe und lügenhafte Zungen überkommen, den Leuten Arges nachzureden."

Außer den Wassern beschreibt Thurneißer in seinem Pison auch die Beschaffenheit des Erdreichs und erzählt davon gar wunderbare Dinge. Er will nicht nur in Wassern „Gold und Rubinen gewaschen", sondern diese und anderes Edelgestein auch im Sande unserer guten Mark Brandenburg gefunden haben. So sollte man bei Neustadt Gold, in der Nähe von Bernau Saphir im Boden finden; auch giebt er Salzquellen an, wo nie welche existiert haben, und zeigt die Stellen, wo man Bergwerke anlegen könnte.

Das Werk Pison kam gerade in die Hände, in denen es Thurneißer zu sehen gewünscht hatte, in die des Kurfürsten Johann Georg. Der Druck des Pison hatte begonnen, 16 Bogen waren bereits erschienen, als Johann Georg im Frühjahr 1571 nach Frankfurt kam, um sich huldigen zu lassen. Er wurde auf Thurneißer, von dessen Gelehrsamkeit und wichtigen Entdeckungen alle Welt sprach, aufmerksam gemacht, dadurch fand er sich veranlaßt, sich die vorrätigen Bogen des Pison aus der Druckerei holen und vorlesen zu lassen. Herrliche Aussichten blühten vor dem Kurfürsten auf. Welche Schätze barg die Mark Brandenburg, die bisher immer spottweise des heiligen römischen Reiches Sandstreubüchse genannt worden war, in ihren unfruchtbaren Feldern, in dem Wasser ihrer Flüsse und Bäche! Thurneißer war der Mann, diese Schätze zu heben, ihn also mußte der Kurfürst an seinen Dienst fesseln. Die Bekanntschaft war leicht gemacht. Da die Kurfürstin sich gerade unwohl befand, berief man Thurneißer als berühmten Arzt, um sie zu kurieren, und eröffnete damit dem kühnen und schlauen Abenteurer eine glänzende Laufbahn am Hofe.

Thurneißer folgte sofort dem erhaltenen Rufe. Sein Aeußeres sowie sein ganzes Wesen entsprachen dem günstigen Eindruck, welchen er durch seinen Pison auf Johann Georg gemacht hatte. Er zeigte sich als ein schöner Mann von gefälligen Sitten, der es trefflich verstand, durch eine lebhafte, geistreiche Unterhaltung für sich einzunehmen. Er beurteilte den Krankheitszustand der Kurfürstin so scharf und so richtig, er zeigte sich so geschickt in

der Behandlung der hohen Kranken, daß Johann Georg dringend wünschte, einen Mann, der ihm nach so vielen Richtungen hin dienen konnte, in seine Dienste zu nehmen; der Kurfürst, der damals noch ziemlich geizig war, sparte trotzdem nicht, wenn er einen seiner Ansicht nach tüchtigen Diener gewinnen wollte. Er machte Thurneißer glänzende Vorschläge, auf welche dieser, wenn auch scheinbar widerstrebend, einging. Thurneißer erhielt ein Gehalt von jährlich 1352 Thalern, für jene Zeiten eine sehr hohe Summe, und außerdem Futter für vier Pferde und die üblichen Hofdeputate. Zur Wohnung und zur Einrichtung seiner Laboratorien wurde ihm zuerst ein Teil des Schlosses, dann das Kloster der grauen Brüder in Berlin überlassen.



Eberhard von Danckelmann, Staatsminister Friedrichs III., geboren 23. Nov. 1643 zu Lingen, gestorben 31. März 1722 in Berlin.

So hatte denn Thurneißer in unserer Stadt eine neue Heimat gefunden. Er ließ Weib und Kind nachkommen und begann in Berlin eine Geschäftsthätigkeit, deren Ziel war, Geld und Ehre zu erringen; kein Mittel der Charlatanerie wurde von ihm außer Acht gelassen; er entfaltete dabei eine Vielseitigkeit, welche wahrhaft bewundernswert genannt werden kann, und welche den glücklichen Erfolg hatte, daß sein Ruf sich mit außerordentlicher Schnelligkeit verbreitete; er wurde in gleichem Maße berühmt als Arzt, als Schriftsteller, als großer Industrieller durch seine Druckerei, als Alchimist, als Astrolog und selbst als Zauberer. In jenen Zeiten wurde ein Arzt selten berühmt, wenn er nicht ein neues Heilverfahren entdeckt hatte; ob dasselbe besonders wirksam, ob es vielleicht ganz widersinnig war, darauf kam es weniger an, wenn es der Arzt nur verstand, für seine Wunderkuren ein gläubiges Publikum zu schaffen, und das verstand Thurneißer, der auch eine neue, höchst seltsame Kurmethode erfunden hatte, wahrhaft meisterlich.

Thurneißer hatte die kühne Behauptung aufgestellt, daß er alle Krankheiten nach dem Harn beurteilen könne. Wer von ihm kuriert werden wollte, der mußte ihm eine Probe einsenden. Um die Krankheit zu erforschen, wandte Thurneißer ein eigentümliches Verfahren an. Er teilte den Körper des Menschen von oben nach unten in 24 Grade, in ebenso viele Grade wurde ein langes, dünnes Glas geteilt, in welchem er den Harn destillierte. Wenn nun bei dieser Destillation sich an irgend einer Stelle des Glases

chemische Bestandteile absetzten, so war dies ein Zeichen, daß dieselben Bestandteile an der durch die Zahl des Grades bezeichneten Körperstelle des Kranken im Uebermaß vorhanden seien und durch Medikamente fortgeschafft werden müßten. Es war für die Kranken eine große Beruhigung, daß ihnen Thurneißer die bei der Destillation erhaltenen chemischen Produkte in verschiedenen Papierchen mit Bezeichnung der Grade zuschickte, so daß sie ganz genau selbst beurteilen konnten, wo ihnen eigentlich etwas fehle. Gewöhnliche Medizin konnte natürlich bei den oft tief versteckten Krankheiten, welche Thurneißer durch seine neue Methode entdeckte, nichts helfen, nur die von ihm selbst verfertigten Tinkturen waren wirksam, Tinkturen, welche schon durch prächtige Namen die gläubigen Kranken bestechen mußten. Da gab es Goldwasser und Perlenpulver, Korallenwasser und Amethystentinktur, Smaragden-, Rubinen- und Saphirentinktur neben Bernsteinessenz. Solche Mittel mußten wohl helfen, sie waren ja auch teuer genug. Ein Lot des Goldwassers wurde mit 16 Thalern, ein Lot Smaragdentinktur mit 11 Thalern bezahlt, und selbst der gewöhnliche Rhabarberextrakt kostete das Lot 2 Thaler.

Thurneißer ließ sich sowohl für seine Tinkturen, als auch für seine medizinischen Ratschläge gründlich bezahlen. Wer von ihm kuriert werden wollte, mußte ihm das Prophetenwasser, diesen hochtönenden Namen hatte er der Harnprobe gegeben, einsenden, aber auch zugleich dem Boten*) eine genügende Geldsumme für des Arztes Bemühungen und für die nötigen Arzneien mitgeben, sonst hätte er wohl vergeblich auf Antwort warten können. Der Graf Burkhard von Barbi, der von Leipzig aus Thurneißer seine Krankheitsgeschichte schrieb, wartete vergeblich auf den guten Rat des Arztes. Er war klug genug, die Ursache dieses Schweigens einzusehen, schrieb noch einen Brief und legte 100 Goldgulden bei, da war sofort die Antwort da. Man machte Thurneißer oft Vorwürfe, daß er so teuer mit seinem guten Rate und seiner Medizin sei, darauf aber verteidigte er sich geschickt, indem er sagte: „Er wünsche jedem, daß er seiner Arznei nicht bedürfe, er biete sie niemandem an; wem sie zu teuer wäre, brauche sie ja nicht zu kaufen!“

Die reichen Narren kauften sich von ihm ganze Hausapotheken von 120 Medikamenten, deren Preis sich auf 386 Thlr. 5 Gr. belief. Thurneißer hatte nicht nötig, seine künstlichen Wasser zu verschleudern, er wurde sie reißend los. In seinem Laboratorium waren fortwährend eine Menge von Laboranten beschäftigt, welche Rubinen- und Smaragdentinktur aus den unschädlichsten Stoffen verfertigten. Sein Destillierofen war ununterbrochen mit Gläsern gefüllt, in welchen das köstliche Prophetenwasser abgedämpft wurde. Der hohe Adel, die reichsten Bürger und die Fürsten in ganz Deutschland wetteiferten, den Geldbeutel des Charlatans zu füllen. Außer für seine gewöhnliche Medizin hatte Thurneißer auch einen sehr bedeutenden Absatz für Tinkturen, welche dazu dienen sollten, die Schönheit der Damen zu erhalten und zu erhöhen. Unter seinen Papieren fanden sich verschiedene Schreiben von Hofdamen, in denen sie ihn teils um Schminke, teils um Waschwasser

*) Man ließ damals Briefe und kleine Packete selbst auf weite Entfernungen stets durch eigene Boten besorgen. Der Botenlohn war billig. Nach einer Berechnung vom Jahre 1574 wurden einem Boten von Berlin nach Schwerin und Güstrow 1 Thlr. 16 Gr. bezahlt. Man rechnete von Berlin nach Schwerin 24, von Schwerin nach Güstrow 8 Meilen. Das Wartegeld für 10 Tage wurde mit 20 Gr. bezahlt.

und Schönheitsöl ersuchten. Diese Schreiben schlossen immer mit der charakteristischen Bitte, es niemand wissen zu lassen, auch keiner anderen Dame das gleiche Schönheitsmittel zu gewähren.

Neben seiner medizinischen Praxis arbeitete Thurneißer in jener Zeit auch außerordentlich fleißig als Schriftsteller. Er hat eine große Anzahl von Büchern naturwissenschaftlichen, medizinischen und alchimistischen Inhalts geschrieben und herausgegeben. Er widmete manche Stunde der Nacht mit unermüdlichem Fleiße diesen schriftstellerischen Arbeiten, aber sein Zweck war auch hier, sich neben der Ehre Geld zu erwerben, und dies gelang ihm im ausgedehntesten Maße. Er widmete gewöhnlich seine Bücher irgend einem Fürsten und erhielt dafür reiche Ehrengeschenke; mitunter verkaufte er sogar die Manuskripte für bedeutende Summen, so zahlte ihm der Kurfürst Johann Georg für ein einziges alchimistisches Buch im Manuskript die Summe von 9000 Thlr. Das Manuskript war sauber auf Pergament geschrieben und mit künstlich gemalten Figuren verziert.

Thurneißers Bücher wurden außerordentlich gekauft, obgleich sie ohne allen innern Wert waren, weil er es verstand, in denselben dem Aberglauben der Menschen zu schmeicheln. Er schrieb hin, was ihm in den Sinn kam, gab geheimnisvolle Andeutungen, wie man unedle Metalle in edle verwandeln könne, beschrieb chemische Prozesse, die ihm niemand nachmachen konnte, und würzte das Ganze durch Einstreuung historischer Citate ohne Sinn und Verstand, um seine Belesenheit und Gelehrsamkeit zu zeigen; dabei war er rücksichtslos und grob im höchsten Grade und scheute sich nicht, noch lebende Personen in seinen Citaten zu beleidigen. So sagte er z. B. in einer seiner Schriften:

„große und starke Personen sind kalter Natur, haben eine böse, unreine Komplexion, stinken und schwitzen viel, solcher Art ist auch Herr Christoph Sparr, der Kurfürstliche Oberhofmeister in Berlin."

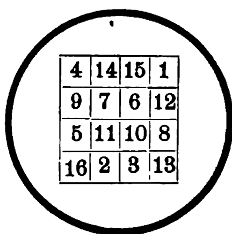
Herr Christoph Sparr, der sich damals in großem Ansehen am Hofe in Berlin befand, mag sich über die Schilderung nicht besonders gefreut haben. — Von Thurneißers bodenloser Grobheit in gelehrten Streitigkeiten giebt der Titel eines Buches Zeugnis, welches er gegen den Licentiaten Joel in Greifswald, der ihn angegriffen hatte, schrieb; derselbe lautet:

„Kurze Verantwortung und notwendige Ehrenrettung des hoch und weit berühmten Herrn Leonhard Thurneißer zum Thurn, kurfürstlich brandenburgisch bestallten Leib-Medici und Bürgers zu Basel, auf die unbesonnenen, übelgegründeten, mit Neid und falscher Anklage, wie eine Sackpfeife mit Wind ausgefüllten, aber mit unchristlichen, gleißnerischen Tücken und giftgallischer Bitterkeit, wie ein Igel mit Stacheln überzogenen, verlogenen ehrendiebischen Theses, disputationes und Schmähschriften Franz Joels, des Licentiaten zu Greifswald in Pommern."*)

Das beste Büchergeschäft machte Thurneißer mit seinen Kalendern, welche er, wie dies andere Gelehrte vor ihm gethan hatten, jährlich herausgab und

*) Gar zu streng darf man mit Thurneißers Grobheit nicht zu Gericht gehen, denn die übrigen Gelehrten seiner Zeit waren bei ähnlichen Gelegenheiten nicht weniger ausfallend.

an jedem Tage mit einer Prophezeiung versah. Er war klug genug, diese Schicksalsvorhersagungen stets in so mystischen Worten zu geben, daß sie nach allen Richtungen hin verstanden werden konnten, oft setzte er gar nur einzelne Buchstaben zum Datum eines Tages, in denen die Vorhersagung liegen sollte. Am Schluß des Jahres gab er dann eine Erklärung heraus, welche den Beweis lieferte, daß er mit untrüglicher Sicherheit die Zukunft vorausgesagt habe. Wie leicht ihm dies wurde, möge ein Beispiel beweisen. In seinem Kalender vom Jahre 1579 hatte er bei dem 12. Oktober die Prophezeiung: „B. L. hart angegriffen," beim 28. Oktober die Buchstaben: F. N. R. Er erklärte das Rätsel im Jahre 1580 dahin: „Das ist des Bayernfürsten Leben hart angegriffen. Darauf Herzog Albrecht, der vorhin krank gewesen, in die Wassersucht gefallen und gar schwach geworden, also daß er hernach den 28. Oktober gestorben, welches mit F. N. R. angedeutet worden. F. das fatum, die Ordnung oder Schickung Gottes, N. necat, das ist: es bringt um, R. Ratisbonensem, den Regensburger, weil Herzog Albrecht zu Regensburg geboren worden." — Seine Kalender und anderen Bücher wurden so stark gekauft,



daß Thurneißer, als gewiegter Geschäftsmann, der alle Vorteile mitnahm, bald genug einsah, er könne nicht besser thun, als wenn er selbst in Berlin eine Druckerei anlege. Dies that er mit vielem Glück. Er zog die tüchtigsten Setzer und Drucker an sich, legte auch eine Schriftgießerei und Formschneiderei an und rief dadurch in diesem Geschäftszweige ein vorher nicht gekanntes gewerbliches Leben nach Berlin. Mehr als 200 Arbeiter und Künstler wurden von ihm dauernd beschäftigt, teils in der Druckerei, Gießerei und Formschneiderei, teils im Laboratorium, und stets wußte er für seine Zwecke tüchtige Persönlichkeiten heranzuziehen.

Thurneißer beutete die Wissenschaft nach allen Richtungen hin für seinen Gelderwerb aus, so stellte er als Astrologe Nativitäten und verkaufte Talismane an alle Welt. Jedermann glaubte damals, daß dem üblen Einfluß der Gestirne auf den Körper und das Geschick der Menschen nur durch Talismane (münzenähnliche Platten von Metall mit besonderen Prägungen), welche kunstgerecht von gelehrten Astrologen gearbeitet sein mußten, vorgebeugt werden könne. Solche Talismane, welche gegen alle möglichen Krankheiten schützen, selbst in der Schlacht hieb- und kugelfest machen sollten, verkaufte Thurneißer in großen Massen für schweres Geld. Einer dieser Talismane liegt uns in der Abbildung vor. Es ist eine aus Zinn gegossene runde Münze, welche auf der einen Seite das Bild eines bärtigen Mannes trägt, der mit weitem Pelzrock bekleidet ist. In der Hand trägt er ein Buch. Ueber seinem Kopf schwebt ein Stern und das Wort „Jupiter". — Auf der andern Seite der

Münze befindet sich ein Abakus, eine Rechentafel, deren Zahlen (von 1 bis 16) man nach allen Richtungen hin, auch in der Diagonale, addieren kann, ohne eine andere Summe als 34 zu erhalten. Gerade in diesem Abakus sollte eine Hauptwirkung der Talismane liegen.

Durch alle diese gelehrten Schwindeleien und auch durch einen rein gewerblichen Verkehr, denn er verschmähte nicht, auf Pfänder gegen Wucherzins Geld zu verleihen, erwarb sich Thurneißer im Verlaufe sehr weniger Jahre ein wahrhaft fürstliches Vermögen, obgleich er keineswegs sparsam lebte, sondern das Geld mit vollen Händen ausstreute. Er führte einen glänzenden Hofstaat, alle seine Untergebenen wurden mit Freigebigkeit beköstigt und erhielten reichen Lohn. Für seine persönlichen Ausgaben verschwendete er bedeutende Summen, er ging stets in samtenen und seidenen Kleidern und trug sogar seidene Strümpfe, zwei Edelknaben bedienten ihn. Wenn er in seiner vierspännigen, durch eine Herde von Bedienten begleiteten Karosse ausfuhr, hing er sich schwere, goldene Ketten um den Hals. In seinem Hause versammelten sich die ersten Größen der Kunst und Wissenschaft, die höchsten Staatsbeamten zu festlichen Mahlen, selbst der Kurfürst Johann Georg war oftmals sein Gast. Da wurde reichlich geschmaust und weidlich getrunken, auch die Geschichtsschreiber Nicolaus Leuthinger und Paulus Haftitz, welche später, als der Glücksstern Thurneißers gesunken war, den Abenteurer mit Schmutz beworfen haben, zechten gern in der vornehmen Gesellschaft. Sein Haushalt war prachtvoll eingerichtet. Es war damals in Berlin Mode, daß man große, von Holz geschnitzte, mit natürlichen Geweihen verzierte Hirsche, welche mit Messingleuchtern versehen waren, als Kronleuchter an die Decken von Sälen oder auch wohl der Hausflure, in denen hier und da ein Familientänzchen gemacht wurde, aufhing. Thurneißer ließ sich im Jahre 1576 einen solchen Hirsch aus reinem Silber machen. Ein Goldschmied arbeitete mit drei Gesellen mehrere Monate an diesem Kunstwerk. Das Speisegeschirr in Thurneißers Haus war ebenfalls von Silber, es soll nicht weniger als neun Centner gewogen haben.

Thurneißer war ein Charlatan, aber er hatte trotzdem eine wirkliche Liebe zur Wissenschaft, besonders zu den Naturwissenschaften, und er verwandte daher jährlich gewaltige Summen, um sich eine treffliche Bibliothek und kostbare, naturhistorische Sammlungen anzuschaffen; er hat hierdurch zuerst das Interesse für derartige Sammlungen in Berlin angeregt; es ist wenigstens nicht bekannt, daß vor seiner Zeit ein Naturalienkabinett in der Mark Brandenburg existiert habe. Er besaß eine reiche Sammlung von Samen der Pflanzen aus allen Teilen der Welt, ein gut getrocknetes Herbarium, welches er mit außerordentlichem Eifer vervollständigte, eine Muschel- und Schneckensammlung, ausgestopfte und getrocknete Tiere aller Art. Pflanzen und Tiere sowie Präparate des menschlichen Körpers, welche sich nicht aufbewahren ließen, wurden mit großen Kosten abgebildet und so seiner Sammlung einverleibt. Sein Hof war mit seltenen, lebenden Tieren bevölkert, sein Garten voll herrlicher Blumen und fremder Arzneipflanzen. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß Thurneißer trotz seiner vielen Fehler, seiner betrügerischen Marktschreiereien und seines Geldgeizes ein außerordentlicher Mann war, der sich um die Hebung von Kunst und Wissenschaft in Berlin und Cöln außerordentlich verdient gemacht hat. Er zog aus allen Ländern Deutschlands junge,

tüchtige Künstler und Gelehrte nach Berlin. Seine Druckerei wurde durch Reichhaltigkeit der Schriften und saubere Ausführung der Druckarbeiten eine Musteranstalt. Auch um die Medizin erwarb er sich Verdienste, indem er andere Aerzte zuerst auf die Einführung chemischer Medikamente aufmerksam machte. Er war außerdem rastlos thätig, tüchtige gewerbliche Anstalten im Lande durch seinen Rat und seine Kenntnisse zu fördern und zu verbessern, so die Alaun- und Salpetersiedereien. Um für seine vielen chemischen Arbeiten gute Retorten und Glasflaschen zu erhalten, übernahm er die Aufsicht einer Glashütte und verbesserte das Verfahren in derselben wesentlich, so daß fortan in der Mark Brandenburg ein feines, weißes Glas gefertigt wurde.

Thurneißers Verdienste wurden allgemein anerkannt. Wenn auch manche Aerzte und Gelehrte hier oder da sich gegen seine unverschämte Charlatanerie auflehnten, so verhallten ihre Worte doch meistens ungehört, sie machten besonders nicht den geringsten Eindruck auf den Kurfürsten Johann Georg, der mit gläubigem Vertrauen an seinem Leibarzte hing. Thurneißer war ein hoch geachteter, berühmter Mann, der im Genuß eines fürstlichen Reichtums schwelgte, dessen Glück unwandelbar schien, und dennoch war er nicht glücklich. Jene seltsame Unruhe, welche ihn schon in früheren Jahren gepeinigt, ihn getrieben hatte, eine gesicherte und reichliche Existenz aufzugeben, um ein neues Abenteurerleben zu beginnen, ergriff ihn auch in Berlin. Er fühlte sich nicht heimisch in den Prachtgemächern des grauen Klosters. Das Heimweh, jene den Schweizern so eigentümliche Krankheit, ergriff auch ihn; die alten Jugenderinnerungen stiegen in ihm auf, er fühlte eine namenlose Sehnsucht nach seiner Vaterstadt Basel, aus welcher er verbannt war. Seine zweite Frau hatte in Berlin nicht lange an seiner Seite gelebt, er stand als Witwer wieder allein, denn seine Kinder schafften ihm keine Häuslichkeit. Zu seinem Unglück kam sein böser Engel wieder zu ihm. Thurneißers Bruder, Alexander, hatte in Basel sein ganzes Vermögen vergeudet und eine bedeutende Schuldenlast angehäuft; um seinen Gläubigern zu entgehen, mußte er Frau und Kinder im Stiche lassen und bei Nacht und Nebel flüchten. Als ein armseliger Bettler kam er nach Berlin und flehte die Mildthätigkeit des Bruders an, den er seit den Tagen der Kindheit unaufhörlich gehaßt, gekränkt und betrogen hatte.

Thurneißer nahm sich von neuem des Bruders an. Er riß ihn aus seiner drückenden Schuld und überhäufte ihn mit Wohlthaten. Alexander bestärkte ihn in der Sehnsucht nach seiner Vaterstadt und regte in ihm den Plan an, seine erworbenen Schätze dort zu verzehren. Nichts sei leichter, als das verlorene Bürgerrecht in Basel wieder zu gewinnen, wenn er nur die Juden zu Biel mit ihren Forderungen befriedigte und die noch schwebenden, seinetwegen gemachten Schulden des Vaters bezahlte. Thurneißer fand sich hierzu gern bereit, er schickte Alexander nach Basel zurück und ließ durch diesen alle die noch schwebenden Schuldverhältnisse ordnen. Er erhielt in der That die Erlaubnis, nach Basel zurückzukehren, und forderte nun seinen Abschied aus den kurfürstlichen Diensten.

Johann Georg hielt so viel auf seinen Liebling, daß er ihn nicht ziehen lassen wollte, nur mit Mühe war er zu bewegen, Thurneißer die Genehmigung zu einem Besuche in der Vaterstadt zu geben. Dieser Besuch entschied über Thurneißers Schicksal. Er ließ sich von neuem in das Bürger-

buch der Stadt eintragen, kaufte sich in der Heimat mit Grundbesitz an, und kaum nach Berlin zurückgekehrt, begann er seine kostbarsten Geräte einzupacken und Wagenladung auf Wagenladung nach Basel zu schicken; dort wollte er sich ein neues Hauswesen gründen. Er hatte vor seiner Abreise aus Basel gegen seine Bekannten geäußert, daß er wohl Lust habe, sich wieder zu verheiraten, wenn er in der Heimat eine Braut aus vornehmer Familie, welche ihm gefalle, finden könne; die Freunde schlugen ihm ein Fräulein aus adliger Familie, Marina, die Tochter des Junkers Matthäus Herbrott, vor und schickten ihm das Bild der Dame nach Berlin.

Das Bild gefiel ihm, die vornehme Abstammung des Fräuleins schmeichelte seiner Eitelkeit, er hielt daher um die Hand der jungen Dame an und erhielt das Jawort. Die Hochzeit wurde am 7. November 1580 in Basel gefeiert. Schon unmittelbar nach der Hochzeit zeigte es sich, daß seine junge Frau ihn nur um des Geldes willen geheiratet habe. Sie hatte vor der Hochzeit einen unzüchtigen Lebenswandel geführt und setzte diesen ohne Scheu und Scham auch als Frau fort. Es gab harte Auftritte zwischen den beiden Ehegatten, und Thurneißer mag wohl mit schwerem Herzen Basel verlassen haben, als er im Januar 1581 nach Berlin reiste, wohin ihn seine noch ungelösten Verhältnisse riefen.

In Berlin empfing Thurneißer fortwährend ungünstige Nachrichten von der Aufführung seiner Frau in Basel, trotzdem war er thöricht genug, sein ganzes Vermögen zu Gelde zu machen, und dies sowohl wie den Rest seines Haushalts nach Haus zu schicken. Er kam nun noch einmal um seinen Abschied ein, aber wieder wurde ihm derselbe verweigert, und Johann Georg forderte von ihm, er solle sein Weib nach Berlin kommen lassen. Der Kurfürst und die Kurfürstin versprachen, sich so gnädig gegen Thurneißers Frau zu bezeigen, daß diese gern in Berlin bleiben solle, gefalle es ihr aber trotzdem nicht, dann wollten sie die Uebersiedelung nach Basel gestatten. Auf einen so freundlichen Vorschlag mußte Thurneißer wohl eingehen. Er ließ seine Frau nach Berlin kommen, hier aber führte sie einen so unanständigen Lebenswandel, daß sie nur drei Wochen bleiben konnte, dann mußte sie Thurneißer ihren Eltern zurückschicken.

Von diesem Tage an traf das Unglück Schlag auf Schlag den vorher vom Glück so sehr begünstigten Abenteurer. Kaum war seine Frau in Basel angekommen, als ihr Vater beim Rat klagte, daß Thurneißer sie verstoßen habe. Ein langwieriger Ehescheidungsprozeß begann, bei welchem zuletzt die Frau recht behielt und in das gesamte Vermögen des Mannes eingesetzt wurde. So war Thurneißer plötzlich wieder arm, fast ein Bettler geworden, denn sein ganzes Vermögen befand sich in Basel. Jetzt regten sich auch die Feinde, welche früher nicht gewagt hatten, den einflußreichen Mann anzugreifen, alle möglichen Verdächtigungen und besonders die, daß er ein Hexenmeister sei, der mit dem Satan im Bunde stehe, wurden gegen ihn ausgesprengt und vom Volke geglaubt, denn dieses wußte ja längst, daß es im grauen Kloster nicht mit rechten Dingen zugehe. Da wurde erzählt, ein Page sei einst plötzlich in sein Zimmer gekommen, der habe den Thurneißer mit drei schwarzen Mönchen an einem Tische sitzen und essen sehen, die Mönche seien aber böse Hexenmeister gewesen, welche den Pagen schwer mißhandelt hätten. Thurneißer sollte fürchterliche, schwarze Zauberteufel besitzen, welche

er in einem Glase eingeschlossen halte, außerdem habe er einen Zaubervogel, der mitten im Wasser lebe und zwischen Fischen lustig umherspringe. Und die Wahrheit solcher Gerüchte konnten Hunderte bezeugen, welche sowohl den Teufel als den Vogel gesehen hatten, denn der Teufel war ein in Baumöl in einem Kristallglas aufbewahrter Skorpion, der der Naturaliensammlung Thurneißers angehörte, und auch mit dem Vogel im Wasser bei den Fischen hatte es seine Richtigkeit. Thurneißer hatte einen der gläsernen Bauer anfertigen lassen, in dessen äußeren, mit Wasser gefülltem Rande die Fische schwammen, während im Innern der Vogel lustig umher sprang und sang. Solche Kleinigkeiten genügten damals, einen Mann in den hochgefährlichen Verdacht der Zauberei zu bringen, und es konnte Thurneißer keineswegs gleichgültig sein, daß derartige Märchen von ihm in allen Bierstuben erzählt wurden.

Noch schützten ihn die Liebe und das Vertrauen des Kurfürsten; aber auch diese fürchtete er zu verlieren. Der Amtshauptmann vom Mühlenhof hatte ihm ein Gewölbe öffnen müssen, in welchem Thurneißer einen besonders gestalteten Ofen erbaut hatte, um Gold zu machen. Er hatte den Kurfürsten schon früher den Beweis gegeben, daß er nicht nur ein theoretischer, sondern ein praktischer Alchimist sei, indem er einen großen, eisernen Nagel zur Hälfte in Gold verwandelte. Es war ein geschicktes Taschenspieler-Kunststück gewesen, welches er später, als er flüchtig war, in Italien noch einmal wiederholte. So lange Thurneißer im Reichtum schwelgte, fand er keine Veranlassung, mit Goldmacherei seine Zeit zu verschwenden und den Kurfürsten zu betrügen, als aber plötzlich wie durch einen Zauberschlag alle seine Reichtümer zerstoben waren, als er keine Käufer für seine Bücher und Arzeneien mehr fand, als ihm kein Prophetenwasser und kein Geld mehr eingesandt wurde, da mußte er schon zu den betrügerischen Mitteln aller anderen Alchimisten greifen, und er sah nun die Zeit nahen, in welcher seine Betrügereien aufgedeckt werden würden. Er fühlte, daß seine Zeit vorüber sei, er wagte es nicht mehr, seinen zahlreichen Feinden zu widerstehen, nur eine Rettung gab es für ihn, die Flucht aus der Mark Brandenburg, und zu dieser entschloß er sich in der Mitte des Jahres 1584.

Die Flucht gelang ihm; aber sein Glück war von ihm gewichen und kehrte nicht wieder zu ihm zurück. Als ein unsteter Abenteurer irrte Thurneißer noch manches Jahr teils in Italien, teils in Deutschland umher. Im Jahre 1595 soll er im Elende gestorben sein.

Viertes Kapitel.

Kurfürst Johann Georg teilte in hohem Maße die Neigung der meisten Fürsten seines Hauses, sich eingehend mit theologischen Streitfragen zu beschäftigen. Hatte schon sein Vater Joachim, der sich sonst um die Regierung wenig kümmerte, auf diesem Felde vielfach selbstthätig gewirkt, so mußte Johann Georg, der überall persönlich in die Regierung eingriff, sich um so

mehr veranlaßt sehen, die Kirchenordnung zu überwachen und die Gesetzgebung in Kirchensachen zu erweitern. Er bemühte sich eifrig, die trostlosen, kirchlichen Verhältnisse zu ordnen und auch durch eine Verbesserung der Schulen für eine gediegenere Vorbildung der Geistlichen zu sorgen. Er vereinigte die Nikolai- und Marienschule zu einer größeren Lehranstalt, welche er in das graue Kloster zu Berlin verlegte, und begründete hierdurch das noch heute blühende Berliner Gymnasium zum grauen Kloster.

Im Jahre 1573 erließ er eine Visitations- und Konsistorialordnung, in welcher er regelmäßige Kirchenvisitationen anbefahl, es wurde darin unter anderem auch den Geistlichen verboten, ferner ärgerliche Reden auszuschütten und lästerliche Flüche von heiliger Stätte erschallen zu lassen, wodurch die Zuhörer, besonders die jüngeren, nicht erbaut, sondern verführt und wild gemacht würden. Diese Visitationsordnung Johann Georgs enthält neben manchen recht tüchtigen Bestimmungen auch eine, welche Zeugnis dafür ablegt, wie tief der Kurfürst in den Vorurteilen seiner Zeit befangen war. Er gebot, daß gottlose, faule, unachtsame Leute, Verächter des Abendmahls, das heißt solche, die einige Jahre das Sakrament des Altars nicht gebraucht hätten, ferner Spieler, Zauberer, „Fullsaufer" und dergleichen Sünder von den christlichen Versammlungen, von Gevatterschaften und vom Kirchhofe ausgeschlossen würden; man sollte sie als „unvernünftige Tiere" ohne Sang und Klang verscharren.

Die Bestrebungen Johann Georgs, eine bessere Kirchenordnung zu erzielen, verdienen Anerkennung, ebenso seine Bemühungen, die höchst verwickelten Privatrechtsverhältnisse in der Mark Brandenburg zu klären. Es bestand eine große Verworrenheit in der Rechtspflege. Neben den alten Gewohnheitsrechten hatte sich das römische Recht in der Mark Brandenburg eingebürgert, und dadurch war eine Unsicherheit in der Rechtspflege entstanden, welche auf die bürgerlichen Verhältnisse vielfach nachteilig wirkte. Aus dem Streben, eine Verbesserung der Rechtsverhältnisse in der Mark Brandenburg anzubahnen, hat man vielfach auf ein besonderes Rechtsgefühl des Kurfürsten geschlossen, aber mit Unrecht. Johann Georg hatte schon in seinem Verfahren gegen den Münzjuden Lippold, gegen die schöne Gießerin, den Rentmeister Matthias und die übrigen Günstlinge seines Vaters hinlänglich bewiesen, daß ihm der Sinn für Gerechtigkeit abgehe. Er war grausam strenge; selten nur begnadigte er einen zum Tode verurteilten Verbrecher, aber diese Strenge war nicht ein Ausfluß des Gerechtigkeitsgefühls, sondern eines kalten, mitleidslosen Herzens. Gerade die Regierung Johann Georgs zeichnete sich daher durch eine Fülle grauenhafter Hinrichtungen aus, das Volk von Berlin und Cöln konnte seine Neigung, derartigen furchtbaren Schauspielen beizuwohnen, nach Herzenslust befriedigen. Da wurden Diebe gehängt, Zauberer und Hexen verbrannt, Ehebrecher geköpft und untreue Ehefrauen ersäuft. Der Scharfrichter von Berlin verdiente sein Brod mit Ehren, aber gerade seine gar zu reichliche Beschäftigung flößte ein Grauen vor ihm ein, und die Bestallung, welche der Scharfrichter von Berlin im Jahre 1587 erhielt, zeigt uns, daß sein Amt nicht als Ehrenamt betrachtet wurde. Er wurde in dieser Bestallung verpflichtet, jederzeit auf Erfordern vor dem Rate zu erscheinen und sich so zu kleiden, daß sein Anzug ihn von den Bürgern unterscheide. Er mußte einen hellgrauen Hut mit roter Binde tragen und auch das Schwert stets bei sich führen. Zu

seinen Amtsgeschäften gehörte es, die Straßen der Stadt mit Hülfe seiner Leute rein zu halten, den Bürgern das gefallene Vieh fortzuholen und die Leichen der Selbstmörder zu verscharren. Kein Scharfrichter durfte es wagen, in den Trinkstuben zu erscheinen und in die Gesellschaft ehrlicher Bürger zu gehen.

Durch die Verpflichtung des Scharfrichters, die Straßen von Berlin rein zu halten, war für eine bessere Luft in der Stadt wenigstens einigermaßen gesorgt, den gleichen Zweck hatte auch ein kurfürstlicher Befehl vom Jahre 1583, welcher den an der Spree wohnenden Bürgern gebot, ihre Höfe sauber zu halten; bisher hatten die aus den Höfen in die langsam fließende Spree absickernden Schmutzbäche die Luft in der Umgegend des Flusses und des Schlosses verpestet.

Man begann in dieser Zeit überhaupt einige Einrichtungen zu treffen, welche nicht nur auf die Sicherheit, sondern auch auf die Bequemlichkeit und Annehmlichkeit zielten, so die Einrichtung, in welcher der erste Anfang eines Postverkehrs lag, daß regelmäßige Boten nach den Nachbarstädten mit Briefen geschickt wurden.

Bisher hatten sich die Bürger unserer Stadt Berlin wenig darum gekümmert, wie sie sich das Leben bequem und angenehm machen könnten, überhaupt lag ein solches Streben nicht im Geiste der Zeit. Ein Zeugnis hierfür gab die höchst mangelhafte Einrichtung der Gasthäuser; diese waren in Berlin gewiß nicht viel wert, denn in dem Freihausprivilegium vom Jahre 1581 für das ehemals dem Abte von Lehnin zugehörige Haus in der Heiligengeiststraße erklärte Kurfürst Johann Georg, daß die Prälaten und Stände des Kurfürstentums, um nicht gezwungen zu sein, in „gemeinen Herbergen“ zu liegen, sich eigene Häuser in Berlin angeschafft hätten. Neben den Gasthäusern bestanden in Berlin und Cöln noch Garbuden oder Garküchen, welche für Fremde und Einheimische Speise und Trank lieferten. Der Rat begünstigte diese für eine Stadt, welche ihres Handels wegen einen großen Fremdenverkehr hatte, sehr notwendige Einrichtung, indem er die Garküchen privilegierte und ihnen außer der Wohnung noch wöchentlich Steuerfreiheit für einen Ochsen gewährte. In Berlin befand sich eine Garküche im Hofe des Rathauses beim Eingange von der Spandauerstraße aus. In Cöln stand die Garbude rechts vom Mühlendamm an der Spree, von Cöln nach Berlin zu gerechnet. Der Fluß war damals an dieser Stelle, welche häufig als Viehtränke und Pferdeschwemme benutzt wurde, weit breiter als heutzutage.

Am Mühlendamm befand sich auch die Wasserkunst, durch welche das Flußwasser in die Häuser der gewerbetreibenden Bürger geleitet wurde. Eine andere Wasserkunst, welche das Wasser aus der nahen Spree in das Schloß leitete, bestand aus einem ziemlich hohen Turm nach der Seite der Schloßbrücke hin gelegen, in welchem das Wasser in die Höhe getrieben wurde.

Wenn die Bürger von Berlin und Cöln unter der Regierung des Kurfürsten Johann Georg von den Hoffestlichkeiten mehr ausgeschlossen waren als in früherer Zeit, so mußten sie schon suchen, sich auf ihre eigene Hand zu vergnügen, und dies thaten sie auch im reichlichsten Maße. Die Gewerks- und Schützenfeste nahmen gerade in jener Zeit einen bedeutenden Aufschwung. Die Hauptquartale der Gilden wurden gewöhnlich im Sommer abgehalten, denn die alten Berliner liebten es, ihre Feste im Freien zu feiern. Die Tuchmacher oder Wollenweber gingen nach dem Privilegium vom Jahre 1579

am 25. Juli, dem Jakobitage, nach dem Tuchmachergarten. Dort wurden Altmeister und Siegelherren gewählt, dann that man einen guten Trunk, indem man das sogenannte Gildebier anzapfte. Das heute noch alljährlich in Lichtenberg gefeierte Mottenfest stammt von dieser Sitte ab. Bäcker und Maurer feierten das Pfingstfest mit besonderer Lust, vorzüglich die Maurer. Diese zogen zu Pfingsten mit Weib und Kind ins Freie und bauten sich Laubhütten. Da gab es eine reichliche Mahlzeit, und auch das Bier wurde nicht gespart, so daß die meisten spät abends erst mit einem Rausche nach Hause zurückkehrten. Den ganzen Tag über ertönten in den Laubhütten die Fiedeln, nach deren schrillem Tone das junge Volk fleißig tanzte. Bei allen Gewerksfesten, denn sämtliche Gewerke feierten ihre Hauptquartale mit besonderen Festen, gab es außer den Schmausereien noch feierliche Aufzüge in den Straßen von Berlin und Cöln, bei denen die Fahnen und Gewerksladen umhergeführt wurden.

Besondere Freudenfeste für die ganze Stadt waren die Feste der Schützengilden. Die Schützengilden bestanden schon seit langen Jahren in Berlin und Cöln. Sie verdankten ihren Ursprung dem Triebe der mannhaften Bürger, sich in den Waffen zu üben, um den Kampf mit dem Adel bestehen zu können. Wie der Adel sich im Rittertum ein Band geschaffen hatte, welches ihn zusammenhielt, so schufen sich die Bürger in den Schützengilden eine gleiche Vereinigung, in welche jeder unbescholtene Bürger, der sich zu Waffenübungen und der Befolgung der Statuten verpflichtete, aufgenommen werden konnte. Die Neueintretenden waren zuerst Gesellen, sie wurden aber, wenn sie sich gut führten, bald zu Gildemeistern und damit zu vollgültigen Mitgliedern der Gilde gewählt. Eine Hauptverpflichtung der Schützen war: fleißige Uebung im Schießen mit der Armbrust, und nachdem das Feuergewehr die Armbrust verdrängt hatte, mit jenem. Um das vereinigende Band fester zu schließen, hatten die Schützengilden auch viele dem Rittertume nachgeahmte Formen in sich aufgenommen, ihr Hauptband aber bildeten die Schützenfeste, welche alljährlich unter dem Zulaufe des Volkes von Berlin und Cöln auf den Schützenplätzen vor den Thoren der beiden Städte abgehalten wurden; der von Berlin befand sich in der Gegend der alten Schützenstraße; der von Cöln auf der Stelle, wo die Schützenstraße in die Lindenstraße mündet. Wann die Schützenfeste in Berlin und Cöln zuerst gefeiert worden sind, weiß man nicht, die erste Nachricht stammt vom Jahre 1504, genauere Einzelheiten über die Feier giebt uns das Privilegium der Schützengilde von Cöln vom Jahre 1572.

Am Pfingstmontage begann das Schützenfest, das mehrere Tage dauerte, während deren das Königsschießen stattfand, dann folgte das Gesellenschießen der neu aufgenommenen, noch nicht zu Gildemeistern beförderten Mitglieder, schließlich das Schießen nach dem Königsvogel oder Adler. Im Herbste fand ein allgemeines Fest statt, das Freischießen, an welchem jeder waffenfähige Einwohner teilnehmen durfte. Den Beginn der Festlichkeiten machte am Pfingstmontage ein gemeinschaftlicher Gottesdienst, an welchem auch die Gildeschwestern teilnahmen. Nach dem Gottesdienste wurden reiche Almosen an die Armen und an die Hospitäler verteilt. Dann ging es im lustigen Festzuge nach dem Schützenplatze. Voran die Fahnenträger, die Pfeifer und Trommler und eine jubelnde Knabenschar, dann die Schützen mit ihren Armbrüsten und später mit ihren Büchsen. Am dritten Pfingstfeiertage war fast die gesamte

Einwohnerschaft von Berlin und Cöln auf den Beinen, da mußte jedermann sein Glück in den Würfelbuden auf dem Schützenplatze versuchen. Auf der Mecklingswiese, die nicht fern vom Schützenplatze (in der heutigen Lindenstraße) lag, standen Reihen von Buden und Zelten, in denen Kuchen und Zinnsachen teils feilgeboten, teils ausgewürfelt wurden. In anderen Buden wurden Sehenswürdigkeiten aller Art zur Schau gestellt. Hier zeigte sich ein Gaukler, dort rief ein Hanswurst die gläubige Menge an, damit sie von einem Charlatan eine Universalmedizin kaufe. Es war im großen und ganzen der Schützenplatz, wie er sich durch die Jahrhunderte hindurch erhalten hat, wenn auch die Volksvergnügungen, die Verkaufs- und Verlosungsgegenstände, die Schaustellungen mit den wechselnden Sitten der Zeiten andere geworden sind.

Ein anderes Volksfest, welches noch heute von den Berlinern gefeiert wird, verdankt wahrscheinlich seinen Ursprung ebenfalls jener Zeit, — der Stralauer Fischzug. Im Jahre 1574 setzte eine kurfürstliche Verordnung fest, daß die Gewässer bis zum Bartholomäustage (24. August) mit dem großen Garne verschont werden sollten, damit der Fortpflanzung der Fische nicht durch übermäßige Ausdehnung des Fischfangs geschadet werde. Der erste Tag der wieder eröffneten Fischerei war natürlich ein Festtag für die Fischer, und daher schreibt sich wahrscheinlich der Ursprung des Volksfestes, zu dem die stets schaulustigen und vergnügungssüchtigen Berliner aus der Stadt nach dem nahen Fischerdorfe Stralau wanderten. Ob das Fest schon damals und überhaupt in früheren Zeiten in gleicher oder auch nur ähnlicher Weise wie gegenwärtig gefeiert worden ist, darüber liegen bestimmte Nachrichten nicht vor. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts scheint der Stralauer Fischzug zum allgemeinen Volksfest geworden zu sein.

Wenn die Berliner zur Zeit Johann Georgs sich mit wahrer Lust dem Vergnügen hingaben, so versäumten sie doch darüber ihre Geschäfte nicht. Gerade in jener Zeit machte unsere Stadt mächtige Fortschritte in der Entwickelung der Gewerbe. Die durch Thurneißer nach Berlin gerufenen, fremden Künstler und Handwerker gaben der Gewerbsthätigkeit einen neuen Anstoß, da auch die alten Handwerker der Stadt durch die notwendige Konkurrenz zu einem kräftigen Aufschwunge gezwungen wurden. Viel trug hierzu auch die Einwanderung der Niederländer in die Mark Brandenburg bei. Das Schreckensregiment, welches Herzog Alba in den Niederlanden führte, die Einführung der Inquisition daselbst, hatte viele fleißige Handwerker und tüchtige Künstler aus ihrem Vaterlande vertrieben. Sie fanden in der Mark Brandenburg gastliche Aufnahme und eine neue Heimat. Die meisten, besonders die Tuchweber und Färber, ließen sich in der Priegnitz nieder, viele kamen aber auch nach der Alt- und Mittelmark und ein Teil nach Berlin, wo sie eine Reihe neuer Handwerkszweige einführten.

Außer diesen Neuerungen im Handwerk breitete sich damals auch ein anderer Industriezweig in unseren Städten sehr bedeutend aus und wurde für sie eine Quelle bedeutender Einnahmen — die Branntweinbrennerei. Der Branntwein war schon lange in der Mark Brandenburg bekannt, er wurde aber noch nicht als Handelsartikel gebrannt, sondern nur in den Apotheken als Medikament verkauft und hier und da etwa zur Erwärmung in ganz kleinen Mengen getrunken. Man schrieb noch am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts dem „gebrannten Wein“ ganz wunderbare, medizinische Wirkungen

zu; so sagt ein im Jahre 1483 erschienenes Verzeichnis des ausgebrannten Wassers darüber:

„Der Banntwein ist gut für die Gicht, damit bestrichen. Wer heiser ist, der bestreiche sich mit gebrannten Wein um den Hals und trinke ihn drei Morgen nüchtern. Auch wer alle Morgen trinkt einen halben Löffel voll gebrannten Weins, der wird nimmer krank. Item, wenn Eins sterben soll, so gieße man ihm ein wenig gebrannten Wein in den Mund, so wird er reden vor seinem Tod. Welcher Mensch den Stein in der Blase hat, der trinke sein alle Morgen ein wenig, das zerbricht den Stein und kommt von ihm und wird auch gesund. Auch wer gebrannten Wein trinkt alle Monat, so stirbt der Wurm, so da wächst dem Menschen an dem Herzen, an der



Das Schloßportal von Eosander v. Goethe.

Lunge oder Leber. Der gebrannte Wein ist auch gut dem Menschen, dem das Haupt wehe thut. Wer auch sein Haupt damit zwahet, der ist alle Wege schön und lang jung und macht gut Gedächtnis, denn gebrannter Wein stärkt dem Menschen Sinn und Witz. Wer sein Antlitz damit zwahet, dem tötet er die Milben und Nüsse, und wem der Atem stinket, der bestreiche sich damit und trinke ein wenig mit anderm Wein, so wird ihm ein süßer Atem."

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts legten sich die Berliner mit Eifer auf die Fabrikation des vorzüglichen Getränks; man benutzte damals aber noch nicht allgemein das Korn zur Branntweinbrennerei, sondern nahm dazu meist verdorbenen Wein. Die Brennerei wurde so bedeutend, daß man eine Abgabe auf dieselbe legen konnte, und so finden wir denn im Jahre 1595 schon den Blasenzins unter den Einkünften des Berliner Magistrats. Die Branntweinbrennerei hatte für Berlin dadurch eine besondere Bedeutung, daß sie wesentlich dazu beitrug, den Weinbau zu beeinträchtigen. Je mehr das

Branntweintrinken Eingang fand, desto mehr verlor sich der Geschmack für die sauren, märkischen Weine; deren Absatz wurde nicht nur in Berlin, sondern auch in Polen, Rußland und Schweden, wohin viele Weine ausgeführt worden waren, geringer, und die Weinberge gingen nach und nach ein.

Fünftes Kapitel.

Gegen Ende des Jahres 1597 fühlte der 72jährige Kurfürst Johann Georg sich so krank und schwach, daß er seinen nahen Tod ahnte. Er berief seine sämtlichen, zahlreichen Kinder zu sich, um Abschied von ihnen zu nehmen. Sie kamen alle, auch der Kurprinz Joachim Friedrich, der sich als Verweser des Erzstiftes Magdeburg dort aufhielt. Der Kurfürst Johann Georg starb am 8. Januar 1598.

Joachim Friedrich war am 27. Januar 1546 geboren, also 52 Jahre alt, als er zur Regierung kam. Von Kindheit an war er so kränklich gewesen, daß die Aerzte schon die Hoffnung, ihn am Leben zu erhalten, aufgegeben hatten. Wenn auch der Körper des Kurprinzen sich im Mannesalter kräftigte, so stellten sich doch später wieder neue Krankheitserscheinungen ein, welche ihn wenig geneigt machten, sich an rauschenden Festen zu beteiligen. Er liebte ein einfaches, bürgerliches Leben, und wenn er auch den Hofstaat seines Vaters beibehielt, so blieb er doch den Turnieren, kostbaren Feuerwerken, Ringelstechen u. s. w., welche bisher ungeheure Geldsummen gekostet hatten, fern. So war das Begräbnis des Kurfürsten Johann Georg für eine Reihe von Jahren die letzte prunkvolle Feierlichkeit am kurfürstlichen Hofe. Wenn ein Familienfest oder der Besuch eines fremden Fürsten eine Feierlichkeit erforderten, wurde eine solche veranstaltet, aber stets in weit geringerem Umfange als zur Zeit Johann Georgs. So wurde zur Feier der Vermählung des Landgrafen Ludwig von Hessen mit der Schwester des Kurfürsten, Magdalena, wie Haftitz berichtet, am Sonntage Trinitatis 1598 am Abend ein Schiffsstreit auf der Spree abgehalten. Viele große Schiffe, welche mit Stücken und Feuerwerk beladen waren, und auf denen viele Schützen standen, kamen von Spandau her die Spree heraufgefahren und griffen zum Schein die von anderen Schützen besetzte Lange Brücke an. Zwei Stunden lang schossen die Kämpfer auf einander und ließen ihre Feuerkugeln fliegen, dann war das Schauspiel, fast die einzige größere Lustbarkeit bei der Vermählungsfeier, zu Ende.

Das einzige Vergnügen, welches der Kurfürst sich selbst, seinen Prinzen und der lebenslustigen Jugend am Hofe gönnte, waren einige Schlittenfahrten, Mummereien und Jagden. So zogen z. B. zu Fastnacht des Jahres 1600 die kurfürstlichen Prinzen mit einigen befreundeten, jungen Adligen auf 30 Pferden durch die Straßen von Berlin und Cöln. Sie hatten sich lustig vermummt und ritten, mit Windlichtern in den Händen, lachend und scherzend vor die Wohnungen der vornehmsten Hofjunker, um diesen eine fröhliche Fastnacht zu wünschen.

Des Kurfürsten Neigung zu einem einfach bürgerlichen Leben fand Unterstützung durch seine erste Gemahlin, die Kurfürstin Katharina,*) eine Tochter des Markgrafen Johann von Küstrin. Katharina war eine streng religiöse Frau, welche nur mit Widerwillen prunkvollen Festen beiwohnte, sie suchte und fand ihre Erheiterung im Wohlthun und in einer regen Teilnahme an dem Geschick ihrer Diener sowohl als auch der Bürgerfamilien von Berlin und Cöln. Sie besuchte gern Kranke und Kindbetterinnen**), und um diesen besser mit Arzeneien beistehen zu können, begründete sie die Schloßapotheke, aus welcher sie den Armen unentgeltlich Arznei verabreichen ließ.

Eine besondere Liebhaberei der Kurfürstin war die Landwirtschaft. In der cölnischen Vorstadt vor dem Teltower Thor hatte sie eine Meierei einrichten lassen, welche sie selbst beaufsichtigte, und deren gewonnene Milch sie nach Berlin zu Markte bringen ließ. Der Marktplatz erhielt davon etwa im Jahre 1600 den Namen „der Molkenmarkt", den er noch heute führt.

Joachim Friedrich ließ seine Gemahlin gern gewähren. Er freute sich ihrer regen Teilnahme für die Armen, denn dieselbe war gerade damals recht sehr an ihrer Stelle, da die Schwesterstädte Berlin und Cöln von einem großen Unglück heimgesucht worden waren. Die Pest hatte im Jahre 1598 so gräßlich in Berlin und Cöln gewütet, daß nahe an 2000 Menschen der entsetzlichen Krankheit erlegen waren. Viele Witwen und Waisen beklagten in Jammer und Not den Tod ihrer Ernährer, und die Armut wurde um so schmerzlicher fühlbar, als zu gleicher Zeit eine große Teuerung herrschte.

Auch die strenge Religiösität der Kurfürstin, welche diese veranlaßte, für den Druck und die Verteilung vieler erbaulichen Bücher zu sorgen und sogar ein Gebetbuch zu verfassen, harmonierte ganz mit den Neigungen Joachim Friedrichs, der selbst, der Liebhaberei seines Stammes treu, eine besondere Vorliebe für die kirchlichen Angelegenheiten besaß. Bei der von ihm eingesetzten Kirchenvisitation mußten die Visitatoren besonders darauf achten, daß die Geistlichen die reine lutherische Lehre predigten und sich keine calvinischen Irrtümer zu Schulden kommen ließen. Der große Eifer, welchen

*) Die Kurfürstin Katharina starb, von den Bürgern Berlins schmerzlich betrauert, schon im Jahre 1602. Im Jahre 1603 vermählte sich der Kurfürst zum zweiten Male mit Eleonore, der Tochter des Herzogs Albrecht Friedrich des Blöden von Preußen, welche die jüngere Schwester seiner Schwiegertochter, der Gemahlin des Kurprinzen Johann Sigismund, war. Ein gewiß seltener Fall, daß Vater und Sohn zwei Schwestern, und zwar der Vater die jüngere, heirateten.

**) Der Ordensrat König bemerkt in seiner Schilderung der Sitten Berlins, daß in jener Zeit die Hebeammenkunst in unserer Stadt sehr schlecht betrieben worden sei, als Beweis führt er folgenden, dem Taufregister der St. Nikolaikirche vom Jahre 1598 entnommenen, komischen Fall an: „Den 23. März Hans Welen und Anna Forsten Kind getauft. Dieses Kind, weil weder die Wehmutter Margareth, noch die Mutter, noch der Vater, der selbst die Gevattern gebeten, und also auch der Prediger nicht anders gewußt haben, denn daß es ein Töchterlein wäre, ist in der Taufe nach dem übergebenen Zettel Maria genannt worden. Als aber am folgenden Tage die Wehmutter das Kind gebadet und gefunden, daß es ein Knäblein wäre, sind die Eltern darüber erschrocken und haben solches angezeigt, da ist vom Ministerio ihnen die Antwort worden, die Taufe wäre darum nicht unrecht. Aber das Kind sollte hinfort Georg genannt werden.".

der Kurfürst in Aufrechterhaltung des Luthertums erwies, trug in der Mark Brandenburg und besonders in den Residenzstädten Berlin und Cöln seine natürlichen Früchte. Der Haß zwischen Lutheranern und Reformierten wuchs mit jedem Tage; in den Trinkstuben machte er sich nach wie vor Luft durch oft blutige Raufereien, die auch auf den Straßen fortgesetzt wurden, die Prediger schimpften sich auf den Kanzeln in den gemeinsten Redensarten aus, und die Litteratur jener Zeit bietet uns eine Sammlung theologischer Streitschriften, welche sich in Redewendungen, die des Fischmarkts nicht unwürdig wären, bewegen. Die Unduldsamkeit und Schimpferei der Geistlichkeit nahmen so sehr überhand und wurden so unwürdig, daß sich Joachim Friedrich endlich veranlaßt sah, Verbote gegen die geistlichen Zänkereien ergehen zu lassen, aber das Uebel war zu tief eingewurzelt, als daß es durch ein einfaches Machtgebot des Kurfürsten hätte beseitigt werden können.

Wie eifrig sich Joachim Friedrich auch bei religiösen Streitigkeiten beteiligte, so vernachlässigte er doch darüber die anderen Regierungsgeschäfte nicht. Er war kein besonders geistig begabter Fürst, nach keiner Richtung hin ausgezeichnet, aber er besaß einen redlichen Willen und ein Herz für das Land, und dadurch hat er in seiner kurzen Regierung viel Löbliches geleistet.

Für den Unterricht der Jugend war er eifrig besorgt. Um der Gelehrsamkeit eine bessere Stätte in der Mark Brandenburg zu bereiten, stiftete er in dem von ihm erbauten Schlosse Joachimsthal eine Fürstenschule, welche er mit den eingezogenen Einkünften des Domkapitels zu Cöln ausstattete und auch außerdem noch reich beschenkte. 120 junge Leute adligen und bürgerlichen Standes sollten auf dem neu eingerichteten Gymnasium eine gelehrte Erziehung erhalten. Das Gymnasium wurde später nach Berlin verlegt und besteht noch heute unter dem Namen des Joachimsthalschen Gymnasiums.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir näher eingehen auf die Einzelheiten der Thätigkeit Joachim Friedrichs, sowohl in Beziehung auf sein Bestreben, den Besitzstand der Mark Brandenburg nach außen zu vergrößern, als auch auf seinen Eifer, Handel und Verkehr in derselben durch Beförderung des Straßenbaues, durch Einführung der Schutzzölle zu Gunsten neu eingeführter Fabrikationen, durch Feststellung bestimmter Grundsätze für die Arbeitszeit der Handwerker u. s. w. zu heben; wir müssen uns beschränken auf diejenigen seiner Regierungsmaßregeln, welche eine direkte Einwirkung auf das Leben unserer Stadt hatten.

Die unter der Regierung Johann Georgs erlassene Luxusverordnung hatte nur für wenige Jahre dem übermäßigen Aufwand der Bürger vorgebeugt. Es war ein vergebliches Bestreben, der allgemeinen Sitte durch die Gesetzgebung Fesseln auflegen zu wollen, diese brach sich Bahn trotz aller Strafverbote, und in Berlin und Cöln war dies um so mehr der Fall, als das Beispiel eines prachtliebenden Hofes die Bürger naturgemäß zur Nachahmung aufforderte. Auch Joachim Friedrich glaubte durch eine Luxusverordnung der herrschenden Sitte entgegentreten zu müssen; er giebt uns in dieser eine Schilderung des Aufwandes, den Frauen und Mädchen aller Stände, selbst Dienstmädchen in der Kleidung machten. Im großen und ganzen ist seine Luxusverordnung eine Wiederholung der unter Johann Georg erlassenen. Sie teilt ebenfalls die Bevölkerung in Standesklassen ein, aber nur in drei, und enthält für jeden Stand bestimmte, in die größten Einzel-

heiten eingehende Vorschriften für die Feierlichkeiten bei Hochzeiten und anderen Familienfesten, sie schreibt die Dauer dieser Feste, die höchste Zahl der Gäste, die erlaubten Gerichte u. s. w. vor. Eine dauernde Wirkung hatte aber diese Verordnung ebenso wenig wie die früher erlassenen, denn der Hang des ganzen Volkes vom vornehmsten Adligen bis zum ärmsten Dienstboten herab, nach prachtvollen Schaustellungen war zu groß, als daß er durch eine Luxusverordnung hätte unterdrückt werden können. Diese Sucht nach äußerem Glanze, welche alle Stände teilten, war ein um so traurigeres Zeichen der Zeit, als sie sich verband mit einer mehr und mehr überhandnehmenden Sittenlosigkeit und Roheit. Fast allnächtlich ertönte in den Straßen von Berlin und Cöln wildes Geschrei verspäteter Zecher; die adligen Herren vom Lande kamen nach der Stadt und schwärmten hier mit den Hofherren in den Trinkstuben umher. Häufig genug trieben sie ihren Uebermut so weit, daß sie in der Nacht die Bürgerhäuser erstürmten und die Bürger verlachten und verjagten. Sie forderten einander auf offener Straße zum Zweikampfe heraus, und die Bürger machten es nicht viel besser; sie bestanden oft förmliche Kämpfe mit dem kurfürstlichen Hofgesinde. Der Ruf: „Bürger heraus" erschallte oft genug zu nächtlicher Weile in den Straßen von Berlin, und dabei gab es stets heftige Prügeleien, welche nicht selten blutig endeten.

Vor den Thoren der Stadt war es ebenfalls nicht geheuer. Da trieb sich viel böses Gesindel umher, welches besonders in den Gräben und Elsengebüschen der Landwehr von Cöln nächtigte. Oft genug mußten, besonders bei größeren Festlichkeiten, zu Pfingsten und an den Markttagen, zu denen das Raubgesindel gern in die Stadt kam, die Thore mit doppelten Wachen besetzt werden; von Zeit zu Zeit zogen sogar bewaffnete Bürgerscharen aus den Thoren und hielten förmliche Treibjagden auf Mörder und Räuber ab, indem sie diese aus ihren Schlupfwinkeln in der Cölner Landwehr aufstöberten; aber alle diese Mittel waren nicht durchgreifend und vermochten das Uebel nicht zu beseitigen. Auch eine Verordnung, welche Kurfürst Joachim Friedrich am 20. Dezember 1603 gegen die nächtlichen Ruhestörer erließ, und in welcher er sie mit Strafe bedrohte, änderte nichts in dem wüsten Leben.

Joachim Friedrich war über die Roheit des Volks, von der er täglich Beweise erhielt, oft schwer bekümmert. Noch in seinen letzten Lebensstunden berührte sie ihn schmerzlich. Er hatte im Juli 1608 eine Reise nach Storkow gemacht, um einige neue Wassergebäude zu besichtigen. Während er von Storkow nach Berlin zurückreiste, wurde ihm eine Bittschrift übergeben, in welcher ein berlinischer Zimmermann sich darüber beklagte, daß sein Schwager in Fürstenwalde ermordet worden sei. Joachim Friedrich schlug, als er die Schrift gelesen hatte, die Hände zusammen und rief, indem er sie gen Himmel erhob, schmerzvoll: „Ach, lieber Gott, wie wird das Totschlagen und die Wollust so allgemein! Gott muß das Land strafen!"

Kaum eine Stunde darauf rührte ihn der Schlag. Er starb im Reisewagen in der Nähe von Cöpenik am 18. Juli 1608.

Sechstes Kapitel.

Der Kurfürst Johann Sigismund war 36 Jahre alt (er war am 8. November 1572 geboren), als er seinem Vater in der Regierung folgte. Er hatte eine sorgfältige, tüchtige wissenschaftliche Erziehung genossen. Es fehlte ihm nicht an guten Eigenschaften, sie wurden aber durch größere Fehler unwirksam gemacht und nützten seinen Unterthanen um so weniger, als ihm das Herz für diese fehlte. Er kümmerte sich um die Mark Brandenburg im ganzen wenig, die Regierung derselben überließ er vielmehr den von ihm eingesetzten Statthaltern, während er sich selbst in den Ländern aufhielt, durch die er seine Macht vergrößern wollte.

Die Bürger von Berlin kümmerten sich aber wenig darum, ob der Kurfürst durch eine neue Ländererwerbung eine größere Macht erhielt oder nicht, sie hätten es lieber gesehen, wenn er wie seine Vorfahren die Residenz in Berlin nicht verlassen, wenn er seine Regierungsthätigkeit der Mark Brandenburg allein gewidmet hätte. Das Streben Johann Sigismunds, sich und seinen Nachkommen eine größere Macht zu schaffen, trug daher keineswegs dazu bei, ihn in Berlin beliebt zu machen. Am meisten aber entfremdete er sich seine Unterthanen durch seinen Uebertritt zu der calvinischen Lehre, die in den jülich-clevischen Ländern, deren Besitz er anstrebte, die Volksreligion war.

Acht Tage vor Weihnachten des Jahres 1613 ließ er die sämtlichen Berliner Prediger zu sich auf das Schloß entbieten. Die hochwürdigen Herren wußten schon, welchen Zweck ihre Berufung habe, denn der Kurfürst hatte seine Vorliebe für die reformierte Kirche bei Anstellung von vornehmen Hofbedienten so augenscheinlich gezeigt, daß das Volk von Berlin und Cöln täglich seinen förmlichen Uebertritt erwartete; sie hatten sich daher auch gerüstet, den geistlichen Kampf zu beginnen. Johann Sigismund teilte den Predigern mit trockenen Worten mit, daß er beabsichtige, seiner Ueberzeugung zu folgen und das Abendmahl nach dem Gebote der reformierten Kirche zu nehmen; dann überließ er dem reformierten Kanzler Pruckmann die weitere Unterhandlung. Die Geistlichen hatten stumm, mit finsterer Miene die Eröffnung des Kurfürsten mit angehört, nur der Respekt vor dem regierenden Herrn hielt sie ab, ihre Mißbilligung laut und offen auszusprechen. Vor dem Kanzler aber hatten sie nicht nötig, sich zurückzuhalten, und obgleich Pruckmann in versöhnlicher Weise ihnen vorstellte, der Kurfürst maße sich keine Herrschaft über die Gewissen seiner Unterthanen an, er verlange aber auch ebenso, daß man ihm gestatte, frei seiner Ueberzeugung zu folgen, und daß die Geistlichen nicht ferner mehr von den Kanzeln herab ihre Verdammungsurteile gegen die Calvinisten schleudern möchten, so waren die streng lutherisch gesinnten Prediger doch damit keineswegs einverstanden. Sie zogen sich zur Beratung in ein anderes Zimmer zurück, und als sie nach kurzer Zeit wiederkamen, protestierte der frühere Lehrer Johann Sigismunds, der Prediger Gedicke, gegen jede Glaubensänderung des Kurfürsten, da dieser sich ja ausdrücklich durch den seinem verstorbenen Vater ausgestellten Revers verpflichtet habe, lutherisch zu bleiben.

Der Protest war fruchtlos, der Kanzler Pruckmann antwortete spöttisch, wenn auch der Kurfürst früher ein derartiges Versprechen gegeben habe, so

sei er jetzt eines andern überzeugt. In Religionssachen müsse jeder seiner Ueberzeugung folgen, und ein Versprechen, welches dies verhindern könne, sei an und für sich schon ungültig. Der Kurfürst sei ebensowenig verpflichtet lutherisch zu bleiben, weil er einen derartigen Revers unterschrieben habe, wie seiner Zeit Kurfürst Joachim II. verpflichtet gewesen sei, sein dem Vater gegebenes Versprechen, katholisch zu bleiben, zu halten. Mit diesem Bescheide wurden die Prediger entlassen. Sie gingen murrend nach Haus; von den Kanzeln herab aber schimpften sie in ihren nächsten Predigten noch toller als je auf die gottverfluchten Calvinisten.

Johann Sigismund kümmerte sich weder um die Schimpfreden der lutherischen Prediger, noch um die Mißbilligung des grollenden Volkes von Berlin und Cöln. Er nahm am 25. Dezember 1613 in der Domkirche zum ersten Male öffentlich das Abendmahl nach reformiertem Brauche aus den Händen der beiden Hofprediger Füssel und Fink. Die vornehmsten Hofleute folgten seinem Beispiel. Fünfundfünfzig Personen traten mit dem Kurfürsten zur reformierten Kirche über, unter ihnen der Bruder Johann Sigismunds, der Markgraf Johann Georg; die Kurfürstin aber blieb dem lutherischen Bekenntnis treu, sie äußerte sich sogar höchst mißbilligend über den Glaubensabfall ihres Gatten.

Das Volk von Berlin und Cöln nahm den Uebertritt des Kurfürsten nicht ruhig hin, es zeigte sein Mißfallen in der unzweideutigsten Weise. Wo sich einer der reformierten Hofherren in den Straßen sehen ließ, wurde er mit Spott empfangen und oft genug von den Gassenjungen verfolgt; in die Trinkstuben durften sich die Calvinisten schon gar nicht wagen, denn dort wurde ihnen das lutherische Glaubensbekenntnis mit den Fäusten demonstriert. Gerade die niedere Volksmasse war am eifrigsten lutherisch, dies hatte ein ärgerlicher Auftritt, der sich schon am 13. Oktober 1613 in der Domkirche ereignete, bewiesen. Während der kurfürstliche Hofprediger Salomon Fink, von dem jedermann wußte, daß er im Herzen Calvinist sei, und der deshalb in besonderem Ansehen beim Kurfürsten stand, predigte, versammelte sich auf dem Schloßplatze eine große Volksmasse. Mehrere Handwerksgesellen waren die Führer der Menge, sie lärmten und schrieen vor der Kirchthür. „Komm heraus, du calvinischer Pfaffe! Steinigt den Calvinisten, wenn er von der Kanzel steigt!“ So ertönte das wüste Geschrei, welches mit jeder Minute ärger wurde. Schon hatten einige der Wütendsten große Steine aufgenommen, welche sie drohend gegeneinander schlugen, schon waren sie in die Kirche eingedrungen, und die Gefahr für den Prediger, wirklich gesteinigt zu werden, lag nahe, als zu seinem Glücke einige kurfürstliche Trabanten vom Schloß herbeikamen; diese nahmen den gefährdeten Prediger in ihren Schutz und entführten ihn glücklich der aufgeregten Menge.

Aehnliche Auftritte wiederholten sich mehrfach. Die Wut des Volkes vergrößerte sich mit jedem Tage, sie wurde angeschürt, teils durch die Unvorsichtigkeit und Leichtfertigkeit des Kurfürsten, der jeden hergelaufenen Calvinisten, welcher unter dem Vorgeben, seines Glaubens wegen verfolgt zu werden, nach Berlin kam, in seinen Schutz nahm, und der außerdem alle reformierten Hofbeamten sichtlich bevorzugte, teils durch die aufreizenden Predigten der lutherischen Geistlichen, teils durch eine Reihe von theologischen Streitschriften,

welche in jener Zeit wahrhaft massenweise erschienen und in ungezügelten Worten über den Kurfürsten und die Anhänger Calvins herfielen.

Der Professor Hutter in Wittenberg nannte in einer Schrift die Gründe des Kurfürsten unverschämte Erzlügen und redete ihn dabei an: leug, Teufel, leug! — Andere lutherische Schriftsteller warnten vor den grimmen calvinischen Wölfen und Himmelsräubern und bewiesen, daß die calvinische Lehre viel ärger als die des Teufels sei. — So unflätig diese theologische Litteratur war und so wenig sie sich eignete, das Volk zu bilden, ihr Gutes hatte sie doch, sie gewöhnte die Menge daran, überhaupt zu lesen. Die theologischen Streitschriften, welche in ungeheuren Auflagen erschienen, wurden mit Begierde verschlungen.

Vergeblich bemühte sich der Kurfürst durch ein Edikt, in welchem er den Geistlichen verbot, sich der gottlosen Schimpfreden zu bedienen, der allgemeinen Aufregung zu steuern, vergeblich erließen auch einige reformierte Prediger Schriften, in denen sie eine richtigere Auffassung der calvinischen Lehre predigten, die Flut der lutherischen Schmähschriften und mit ihr die allgemeine Aufregung wuchs nur mehr und mehr.

Eine der merkwürdigsten damals erschienenen Volksschriften führte den Titel: „Neue Zeitung von Berlin in zwei christlichen Gesprächen zweier Wandersleute, Hans Knorren und Benedict Haberecht von dem jetzigen Zustand von Berlin. Allen und jeden wahrhaftigen Lutheranern in der Mark Brandenburg zum Unterricht gestellt durch einen vertriebenen Pfarrer Paulum Kihnstock.“ Hans Knorr, ein eifriger Lutheraner, berichtet in dieser Schrift dem Benedict Haberecht, wie greulich es in Berlin zugehe, er erzählt unter Flüchen und Schimpfen, daß der Kurfürst, sein Bruder und seine Räte in Berlin calvinisch geworden seien; aber auf die Frage, was das denn eigentlich zu bedeuten habe, weiß er nichts zu antworten, als daß die Calvinisten nach der Predigt aus der Kirche gegangen seien, ohne vor dem Pfarrer niederzuknien und zu beichten. Benedict Haberecht findet dies ganz natürlich, da ja schon Dr. Martin Luther bewiesen habe, daß die Ohrenbeichte nicht Gottes, sondern des Papstes Werk, und daher unnötig sei, darüber aber wird Hans Knorr sehr wütend, er schreit „ich hätte schier eine Lust und wollte Dir die Kanne uff den Kopf schlagen, daß Dich potz hunderttausend Schappermen!“ er droht mit Ohrfeigen und flucht ganz gotteslästerlich, endlich aber sieht er ein, daß doch eigentlich die Reformierten recht hätten; er droht und schimpft zwar noch eine Weile: „Ich will Dich so jämmerlich zuschmeißen, Du sollst so breit werden, wie ein Platteis“, wird zuletzt aber gänzlich besiegt. Die Prügelandrohungen, die Flüche und Schimpfworte bilden die Würze der Schrift, um sie dem Geschmacke des Volks mundgerecht zu machen. Auf dem Papier ließ sich Hans Knorr ziemlich leicht überzeugen, in der Wirklichkeit aber machte dies mehr Schwierigkeiten.

Die Mittel der Strenge wie der Milde waren gleich wirkungslos. Obgleich zwei Prediger, welche besonders wütend von den Kanzeln herab donnerten, der Hofprediger Gedicke und der Archidiakonus an der Petrikirche Martin Willich, um einer strengen Untersuchung zu entgehen, auf den Rat der ihnen gewogenen Kurfürstin Berlin verlassen mußten und ihrer Stellen entsetzt wurden, fuhren doch die übrigen Prediger fort, sich in den heftigsten Schmähreden gegen die Calvinisten zu ergehen, ohne durch das Beispiel der Vertriebenen sich warnen zu lassen.

Johann Sigismund fühlte sich der allgemeinen Mißstimmung gegenüber offenbar in einer höchst unbehaglichen Lage. Er wagte es nicht, zu strengen Mitteln zu greifen, denn er wußte wohl, daß er nicht mit einzelnen Schreiern, sondern mit dem ganzen Volke zu thun habe, hatten doch auch die Landstände sich ganz offen und zwar in den stärksten Ausdrücken gegen den Glaubensabfall des Kurfürsten ausgesprochen. Er suchte daher zu besänftigen, wo er irgend konnte. Als ein geeignetes Mittel, den Glaubenshaß zu verwischen, erschien ihm eine Besprechung seiner reformierten Hofprediger mit den lutherischen Geistlichen, zu welcher er diese im Jahre 1614 einlud.

Am 3. Oktober 1614 hatte sich auf dem Schloßplatze eine zahlreiche Volksmenge versammelt. Männer aller Stände, die reichen Herren von den Geschlechtern wie die Handwerker und Tagelöhner, waren zusammen gekommen und empfingen mit jubelndem Zurufe die Prediger, welche in feierlicher Prozession nach dem Schlosse zogen. Die geistlichen Herren hatten an den vergangenen Tagen private Zusammenkünfte gehabt und beschlossen, den Kurfürsten in einer Bittschrift zu ersuchen, daß er sie von der Unterredung, welche der lutherischen Lehre nur schaden könne, entbinden solle. Diese Bittschrift wollten sie Johann Sigismund überreichen, sich im weiteren aber auf einen gelehrten Glaubensstreit mit den calvinistischen Hofpredigern Füssel und Fink nicht einlassen. Der Kanzler eröffnete im Auftrage des Kurfürsten die Unterredung. In milden, versöhnlichen Worten ermahnte er die lutherischen Geistlichen zum Frieden und zur Einigkeit. Er bat sie, sich des Tobens, Schimpfens und Verdammens zu enthalten; glaubten sie, der Kurfürst sei in Irrtümer verfallen, und könnten sie dies aus der Bibel erweisen, dann würde der Kurfürst nicht anstehen, ihrer besseren Ueberzeugung zu folgen und seine Irrtümer abzustellen.

Es lag weder im Wollen noch im Können der fanatischen Altlutheraner, einen gelehrten Beweis zu führen, sie erklärten daher, daß sie sich auf keinen geistlichen Streit einlassen könnten, und so wurde denn nichts aus dieser Unterredung, auf welche Johann Sigismund so große Hoffnungen gesetzt hatte. Die Versammlung löste sich auf, ohne ein Resultat gehabt zu haben.

Die milde Nachgiebigkeit, welche der Kurfürst im großen und ganzen gegen die maßlosen Ueberschreitungen der lutherischen Geistlichen zeigte, führte nicht zu dem gewünschten Ziel einer Beruhigung der Gemüter; die Volksmasse wurde im Gegenteil mehr und mehr aufgeregt durch die fanatischen Predigten, welche an jedem Sonntage von den Kanzeln ertönten, und endlich kam der allgemeine Unwille zu einem gewaltsamen Ausbruche.

In der Charwoche des Jahres 1615 hatte Markgraf Johann Georg, welcher für den abwesenden Kurfürsten die Mark Brandenburg regierte, den Befehl gegeben, aus der Domkirche alle noch an den Katholizismus erinnernden geistlichen Schmucksachen zu entfernen; die Bilder und Kruzifixe, die verschiedenen Altäre und der Taufstein wurden fortgeräumt. Ein einfacher Tisch, der an den Chor gestellt wurde, ersetzte den Stein. Die Nachricht von den Befehlen des Statthalters verbreitete sich schnell durch Berlin und Cöln, sie wurde von den Bürgern, welche in der Beseitigung des Kirchenschmucks eine neue Bevorzugung der reformierten Lehre sahen, mit Unwillen aufgenommen. Auch die lutherischen Geistlichen waren wütend und äußerten sich höchst mißfällig über den Markgrafen Johann Georg, vor allen anderen aber

zeichnete sich der Kaplan an der St. Petrikirche, Peter Stuler, ein fanatischer Lutheraner, aus; dieser hielt über die Fortschaffung der Bilder eine Predigt, in welcher er sich in den gehässigsten Angriffen gegen den Kurfürsten und den Markgrafen Johann Georg erging und fast mit direkten Worten seine Zuhörer zum Widerstande gegen die Anordnungen des Markgrafen aufforderte. Die Predigt war mit so derben Schimpfreden gegen Johann Sigismund gespickt, daß selbst die Kurfürstin, welche sonst gern die Partei der lutherischen Prediger nahm, unwillig wurde, besonders nahm sie es übel, daß Stuler gesagt hatte, wenn der Kurfürst reformieren wolle, möge er nach Jülich gehen, da habe er zu reformieren genug. Als ihr diese Stelle mitgeteilt wurde, rief sie nicht ganz zart: „Welcher Henker hat ihn heißen von Jülich predigen? Er bringt allezeit solche Sachen auf die Kanzel, die sich zum Text nicht reimen, und hat seine Ungeberde, daß er sich immer mit dem Kragen rückt! Ich habe es ihm aber sagen lassen, er solle sich doch vorsehen, daß er nicht solche Sachen vorbrächte, dadurch er zu Unglück kommen möchte!"

Die Warnung der Kurfürstin machte den würdigen Prediger plötzlich sehr besorgt. Er fing an, sich vor den Folgen seiner Predigt zu fürchten, vor der Rache des Kurfürsten und des Markgrafen Johann Georg. Vergeblich wandte er sich bittend an die Kurfürstin. Diese verweigerte ihm ihren Schutz, auch der Bürgermeister von Cöln, Georg Jahn, den er um eine Schutzwache bat, fand zu einer solchen Ausnahmsregel keine Veranlassung. Peter Stuler glaubte sich jetzt verloren, wenn er in Berlin bliebe, er entschloß sich zu fliehen, freilich nicht gar weit, nur etwa nach Schöneberg, wo er in einiger Sicherheit zu sein hoffte; ehe er aber diese Flucht ausführte, lief er bei allen seinen Bekannten umher und klagte ihnen, daß er sich von seiner geistlichen Herde entfernen müsse, da ihm die Kurfürstin selbst dazu, als dem einzigen Mittel, sich zu retten, geraten habe. Die Nachricht von der Flucht des Kaplans vergrößerte die schon in der Stadt herrschende Aufregung. Das Haus Stulers wurde der Sammelpunkt der Mißvergnügten, und es eignete sich dazu besonders gut, denn die Frau des würdigen Geistlichen hielt einen Ausschank von Bernauer Bier, welches sie nicht sparte, um ihrem geflohenen Gatten Freunde zu erwerben. Sie erzählte jedem, der es hören wollte, der Markgraf Johann Georg habe den Plan gehabt, den treuen Vorkämpfer für das Luthertum Peter Stuler in der Nacht aufzuheben und ihn in die unterirdischen Gefängnisse des grünen Huts werfen zu lassen; nur durch die eiligste Flucht sei ihr Mann einem solchen Schicksal entgangen. Das gute, in großen Mengen verschenkte Bernauische Bier trug nicht wenig dazu bei, die Köpfe noch mehr zu erhitzen, und als Frau Stuler die Besorgnis aussprach, der Markgraf möge vielleicht die Nacht benutzen, um ihr Haus zu überfallen, fanden sich gleich einige Bürger, welche sich bereit erklärten, dasselbe zu schützen; sie holten Musketen und verschanzten die Hausthür; andere liefen durch die Straßen und forderten ihre Freunde auf, sich zu bewaffnen.

In der Brüderstraße sammelte sich schnell ein Haufen von 500 Mann. Jeder hatte sich bewaffnet wie er eben konnte; der eine trug eine Muskete, der andere ein verrostetes Schwert, dieser eine Hellebarde, jener einen Spieß, und wer keine andere Waffe hatte, der steckte sich die Taschen voll Steine. Mit wildem, wüstem Geschrei zog die Masse nach dem Hause Stulers und stärkte ihren Mut durch einen reichlichen Trunk, dann zog sie zurück nach der

Brüderstraße, welche der Haufen zweimal durchzog, und nach der Wohnung des Hofpredigers Füssel; hier wurde Halt gemacht.

Die wütende Menge beriet, was sie thun sollte. Ein Teil wollte das Haus stürmen, dem verhaßten Prediger und seinem Weibe die Hälse brechen, ein anderer Teil war weniger blutdürstig. Man begnügte sich endlich, durch einen Steinhagel sämtliche Fenster im Hause zu zerschmettern, und zog dann nach der Wohnung des Hofpredigers Fink an der langen Brücke, wo ebenfalls die Fenster eingeworfen wurden. Ein gleiches Schicksal hatte das dem Cölnischen Rathause gegenüber liegende Haus des Hofmedikus Sasse, der als eifriger Calvinist beim Volke bekannt und verhaßt war.

Der Lärm und das wüste Geschrei der halbbetrunkenen Masse drang bis in das kurfürstliche Schloß. Markgraf Johann Georg war eben im Begriffe, sich zur Ruhe zu legen, als ihm die Meldung von dem Aufruhr gemacht wurde. Er hielt die Sache nicht für besonders gefährlich und glaubte durch sein Erscheinen die Bürger beruhigen zu können. Ohne sich weiter zu bewaffnen — seine einzige Wehr war ein Rappier —, bestieg er sein Pferd und ritt, nur von acht Reitern und einigen Trabanten zu Fuß begleitet, nach dem Petrikirchhofe, in der Hoffnung, daß die Menge vom Respekt vor seiner Person durchdrungen, sich sofort zerstreuen würde. Aber der Markgraf fand einen keineswegs freundlichen Empfang; er wurde durch Toben und Schimpfen begrüßt, und die Tumultuanten dachten um so weniger daran auseinander zu gehen, als gerade die Anwesenheit des Statthalters in der Nähe des Stulerschen Hauses die Erzählung der Frau Stuler, ihr Haus solle in der Nacht vom Statthalter überfallen werden, zu bewahrheiten schien. Das Volk bereitete sich zum Kampfe vor; einige mit Musketen bewaffnete Männer legten sich auf dem Kirchhofe hinter der nach der neuen Grünstraße führenden Mauer in einen Hinterhalt, um, wenn es zum ernsten Treffen käme, von dort aus den Statthalter mit seinen Begleitern zu beschießen.

Markgraf Johann Georg sah sich mit seinem kleinen Häuflein von einer wütenden Volksmasse umringt; er mußte jetzt wohl gute Worte geben, aber diese verhallten ungehört. Vergeblich bat, vergeblich ermahnte er, vergeblich versprach er, niemand solle um des Tumultes willen gestraft werden, ein wildes, wüstes Geschrei war die einzige Antwort des Volkes, und als nun gar einer der Begleiter des Markgrafen ein Pistol zog und dasselbe, um das Volk zu schrecken, losschoß, wurde der Tumult nur noch größer. Die Thüren der St. Petrikirche wurden erbrochen, einige Burschen erstiegen den Glockenturm, die Sturmglocken tönten und riefen nun auch die Bürger von Berlin nach dem Schauplatze des Aufruhrs. Ueber die lange Brücke und den Mühlendamm stürmten eiligen Schritts die Berliner nach Cöln, um teilzunehmen an dem Tumult, von dessen Veranlassung sie eigentlich nichts wußten.

Der Markgraf sah ein, daß die Sache anfing, gefährlich zu werden, er zog sich deshalb, verfolgt von der Volksmenge, mit seinen Begleitern langsam nach der Brüderstraße zurück, um die Hülfe des dort wohnenden Bürgermeisters von Cöln, Georg Jahn, in Anspruch zu nehmen. Es gelang ihm, das Haus des Bürgermeisters zu erreichen; aber der Tumult wurde nur noch größer, denn der Ruf: „Unser Bürgermeister soll verhaftet und in den grünen Hut geführt werden!“ wurde erst von einer Stimme ausgestoßen, dann von tausenden wiederholt.

Der Markgraf hörte aus diesem Rufe wohl, daß er im Hause des Bürgermeisters schwerlich Sicherheit finden und daß es auch gefährlich für ihn werden würde, das Haus zu verlassen, er bat deshalb den Bürgermeister, der nach dem Rufe des Volks zu urteilen, bei diesem offenbar sehr beliebt war, ihn zu begleiten, indem er hoffte, die Gegenwart des geachteten Mannes werde dazu beitragen, die Aufregung der Menge zu beschwichtigen. Der nächtliche Spaziergang war nicht ganz nach dem Geschmacke des guten Bürgermeisters; er suchte sich zu entschuldigen, indem er auf seinen Schafpelz zeigte und geltend machte, daß er doch in solchem Aufzuge nicht vor allem Volk erscheinen könne; aber der Markgraf nahm keine Entschuldigung an, und wohl oder übel mußte der würdige Vater der Stadt zum Schutze des hohen Herrn diesen begleiten.

Die tobende Menge schwieg einen Augenblick, als sich die Thore des Bürgermeisterhauses öffneten, als sie aber ihren Bürgermeister im Schafpelz unter den bewaffneten Begleitern des Markgrafen sah, da erhob sich der Lärm von neuem mit erhöhter Kraft. „Er ist ein Gefangner! Man will den Bürgermeister nach dem grünen Hut bringen! Schlagt den Markgrafen tod! Plündert das Schloß!“ So schrie die Masse wild durcheinander, und besonders der letzte Ruf schien großen Anklang unter der Menge zu finden.

Der Bürgermeister befand sich in Todesangst, er wandte sich bittend und flehend an das Volk, er versicherte, er sei gar kein Gefangener, sondern ein freiwilliger Begleiter des Markgrafen, damit aber hatte er mit einem Male seine Beliebtheit eingebüßt. „Er verrät uns! Nieder mit ihm! Er jagt nach Hofgunst!“ solch Geschrei war die Antwort auf seine Bemühungen, Frieden zu stiften. Der Unfug wurde immer toller und wilder. Die zur Ruhe mahnenden Worte des Markgrafen wurden durch höhnendes Schreien und Pfeifen, durch Gelächter und Flüche, durch wilde Drohungen übertönt; der Bürgermeister, der noch immer versuchte zu begütigen, wurde zurückgedrängt und endlich mit einem blitzenden Schwerte bedroht. Die blanke Waffe versetzte den sehr friedliebenden Herrn in eine solche Angst, daß er den kurfürstlichen Sekretär Fehrer, der gemütlich dem sonderbaren Schauspiel aus dem Fenster zuschaute, bat, ihn in sein schützendes Haus aufzunehmen. Erst als er hinter Thor und Riegel vor der drohenden Waffe gesichert war, vermochte er wieder, sich zu beruhigen.

Der Markgraf hatte lange vergeblich versucht, mit milden Worten und Versprechungen, daß niemand in seiner Religion beirrt werden sollte, die Leute zum Auseinandergehen aufzufordern; endlich riß ihm die Geduld. Er gab seinen Begleitern den Befehl, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, und diese schossen ihre Pistolen unter die dichtgedrängte Menge ab.

Ein wilder Wutschrei des Volkes war die Antwort. Einige Bürger stürmten nach der Domkirche, erbrachen die Thüren und ließen auch vom Turme des Doms die Sturmglocken erschallen, welche neue Volksscharen aus Berlin und Cöln herbeilockten, andere rissen das Pflaster auf und überschütteten den Markgrafen und seine kleine Schar mit einem Steinhagel. Es gab jetzt einen wirklichen Kampf, der von den Begleitern des Markgrafen, um den sich inzwischen doch eine größere Zahl angesammelt hatte, tapfer ausgefochten wurde; wie brav sie aber kämpften, sie hätten doch endlich der ungeheuren Ueberzahl erliegen müssen. Schon waren von ihnen zehn, von

den Bürgern drei schwer verwundet*), schon war auch der Markgraf durch einen Stein am Schenkel getroffen, und eine Kugel war ihm nur haarsbreit am Kopfe vorüber gegangen, als endlich Johann Georg sich bewegen ließ, den ungleichen Kampf aufzugeben und sich in ein festes kurfürstliches Haus in der Brüderstraße zurückzuziehen.

Der Kampf hatte das Blut der meisten Bürger etwas abgekühlt. Da sie eigentlich nicht recht wußten, zu welchem Zwecke sie kämpften, zogen sie es vor, sich aus dem Gewühl zu entfernen, nachdem der Markgraf in dem



Die nach Schlüters Plan 1692 gebaute Lange Brücke über die Spree;
links das Schloß, rechts die jetzige Burgstraße.

kurfürstlichen Hause Sicherheit gefunden hatte. So verlief sich denn die Menge, und Johann Georg konnte nach dem Schloß zurückkehren. Ein Teil des Volkshaufens aber, und zwar nicht der beste Teil, hatte noch keineswegs Lust, die Straße zu verlassen. Viel wüstes Gesindel zog noch lärmend und tobend durch die Straßen und sammelte sich endlich wieder vor dem Hause des Hofpredigers Füssel. Die besseren Elemente des Volkes, jene Männer, welche durch die allgemeine Aufregung getrieben worden waren, an dem Tumult teilzunehmen, hatten sich zurückgezogen, diejenigen, welche jetzt vor Füssels Hause lärmten und tobten, bestanden aus jenen dunklen Existenzen, welche zu allen Zeiten erscheinen, wenn es gilt, Unfug zu treiben und Verbrechen zu verüben, und welche nachher ebenso spurlos verschwinden, wie sie plötzlich erschienen sind. Diese sauberen Gesellen begnügten sich nicht damit, abermals einen Steinhagel gegen die Fenster der Predigerwohnung zu schleudern, sie stürmten die Thore und drangen in das Haus ein. Mit

*) Nach einer anderen von Küster in seinem „Alten und Neuen Berlin“ mitgeteilten Nachricht soll außer der Quetschung, welche der Markgraf am Schenkel erlitt, keine Verwundung vorgekommen sein. Dies ist aber kaum wahrscheinlich.

wüstem Geschrei zerstreuten sie sich in die Zimmer. „Wo ist der Pfaffe? Schlagt den calvinischen Hund tot!“ Aber sie fanden ihn nicht; er hatte sich mit seiner Frau und seinen Kindern aus einem Bodenfenster hinaus über das Dach in ein Nebenhaus gerettet.

Da dem wüsten Gesindel der verhaßte reformierte Prediger entgangen war, ließ es seiner Zerstörungssucht und seinen Diebesgelüsten freien Lauf. Was nicht fortgetragen werden konnte, wurde vernichtet, und nur mit Mühe gelang es einigen Bürgern, welche endlich durch den Lärm herbeigezogen wurden, wenigstens einen Teil von Füssels kostbarer Bibliothek zu retten. Die ganze Nacht hindurch tobte das Gesindel in den Straßen umher, erst gegen 4 Uhr morgens wurde es wieder ruhig in Berlin und Cöln.

Am folgenden Tage kam der Kurfürst von seiner Reise zurück. Als der Rat von Cöln vor ihm erschien, um sich wegen der Vorgänge der vergangenen Nacht zu entschuldigen, empfing er ihn mit milden Worten und beschränkte sich darauf, den Ratsherren Vorwürfe darüber zu machen, daß nicht nach dem Tumulte und der Ausplünderung von Füssels Haus die Thore geschlossen worden seien, wie es doch sonst bei jedem Diebstahl zu geschehen pflege. Er tadelte, daß man zwölf Handwerksburschen, welche ihr Bündel verborgen unter dem Mantel getragen hätten, aus der Stadt gelassen habe. Eine weitere Untersuchung aber verlangte er nicht, nur forderte er, daß es dem Kaplan Stuler untersagt würde, fernerhin eine Bierstube zu halten, was sich ohnehin für einen Prediger nicht schickte.

Stuler wurde durch diese unerwartete Milde so übermütig gemacht, daß er aus seinem Asyl in Schöneberg sofort nach Berlin zurückkehrte und am grünen Donnerstag und ersten Osterfeiertage so aufgeregt wie je zuvor predigte. Er wies darauf hin, daß der Kurfürst, der sofort, um ähnlichen Auftritten vorzubeugen, die Errichtung einer Bürgerwache angeordnet hatte und einige bewaffnete Reiter im Schloß hielt, dies nur thue, um plötzlich, wenn niemand mehr an den Tumult denke, Rache für denselben an den Bürgern von Cöln zu nehmen; die Reiter sollten in der Nacht die Bürger überfallen und ein schreckliches Blutbad anrichten. Er predigte offenen Aufruhr, aber ohne Erfolg und nur zum Schaden für sich selbst; denn Johann Georg erließ sofort an den Rat von Cöln ein Schreiben, in welchem er erklärte, daß er nicht daran denke, blutige Rache zu nehmen.

Stuler, der auf eine neue Volkserhebung gehofft hatte, sah sich in seinen Erwartungen betrogen, denn der Unwille des Volkes hatte sich in der einen Nacht ausgetobt, und mancher Bürger schämte sich der Rolle, welche er bei dem Unfug gespielt hatte. Niemand dachte daran, wegen des fanatischen Pfaffen noch einmal die Waffen zu ergreifen. Stuler fühlte sich bald nicht mehr heimisch in Berlin, und als nun gleich nach dem Osterfeste die Landstände zusammentraten und den Kurfürsten dringend aufforderten, er möge die Urheber des Tumults dem Gesetze gemäß bestrafen, da hielt er es für sicherer, sich vor dem Prozeß zu entfernen. Er floh mit Weib und Kind nach Wittenberg. Nach seiner Flucht wurde die Untersuchung gegen ihn eingeleitet. Der Schöppenstuhl in Leipzig, dem die Akten eingesendet wurden, erkannte auf Landesverweisung gegen ihn.

Von einer Untersuchung gegen die übrigen Teilnehmer des Aufruhrs weiß man nichts. Vielleicht hielt es Johann Sigismund nicht für wünschens-

wert, dieser unangenehmen Sache eine größere Oeffentlichkeit zu geben, weil die Kurfürstin tiefer in dieselbe verwickelt war, als ihm lieb sein konnte. Sie hatte, als ihr Mitteilung von dem Aufruhr gemacht wurde, ausgerufen: „Sie haben recht, daß sie sich ihren Prediger nicht wollen nehmen lassen!"

Am schlimmsten fuhr bei der ganzen Sache der Prediger Füssel, dessen gesamtes Mobiliar bei dem Aufruhr zertrümmert worden war. Das Diebesgesindel hatte ihn so vollständig ausgeraubt, daß ihm nichts geblieben war als das Kleid, welches er auf dem Leibe trug. Es wäre ihm, da er viel vornehme Freunde bei Hofe hatte, gewiß ein Leichtes gewesen, sich sofort neue Kleider zu beschaffen, aber er war stolz auf sein Märtyrertum, und so bestieg er denn am Charfreitag die Kanzel in dem Anzuge, der ihm geblieben war, in einem Unterkleide und einem grünen Kamisol, wozu er sich einen Mantel geborgt hatte.

Der Zwiespalt in den religiösen Ansichten des Kurfürsten und denen der Prediger des Landes wurde durch die Milde, mit der Johann Sigismund bei dieser und anderen Gelegenheiten verfuhr, nicht ausgeglichen; die lutherischen Prediger zeigten im Gegenteil, daß sie sich um kein kurfürstliches Gebot oder Verbot kümmerten.

Johann Sigismund war so häufig von Berlin abwesend, daß unsere Stadt kaum als seine eigentliche Residenz gelten konnte. Wenn er sich für kurze Zeit hier aufhielt, fühlte er sich wenig veranlaßt, große und glänzende Feste zu geben, denn er hatte sich daran in seiner Kindheit übersättigt und den Geschmack für solche prunkvolle Feierlichkeiten verloren. Sein Hof zeichnete sich daher durch eine große Einfachheit aus. Johann Sigismund verschwendete wohl das Gold der Mark Brandenburg für seine ehrgeizigen Pläne, nicht aber in schwelgerischen Festen. Nur für Musik und Schauspiel verwendete er nicht unansehnliche Summen, welche dem Lande durch Erweckung des Kunstsinnes wieder zu Gute kamen. Johann Sigismund war ein leidenschaftlicher Musikfreund. Er hielt sich eine Kapelle von 22 Mann und außerdem 12 Kapellknaben; für diese verwendete er jährlich 5716 Gulden. Außerdem zog er auch fremde, besonders italienische Sänger an seinen Hof, welche er ansehnlich bezahlte. Die Kapelle wurde meist zum Gottesdienst gebraucht, außerdem ließ sie sich bei der kurfürstlichen Tafel hören; sie begleitete die Volkslieder, welche gemeinschaftlich gesungen wurden, hier und da spielte sie wohl auch zum Tanze auf.

Nicht weniger Interesse als für die Musik hatte Johann Sigismund auch für die Schauspielkunst. Das Schauspiel hatte sich in den letzten Jahren sehr entwickelt, es war aus dem Bereiche der Schulkomödien herausgetreten und hatte sich mehr und mehr zur Volksbelustigung herausgebildet. Es zogen im Lande schon Schauspielergesellschaften umher, welche sich besonders in den größeren Städten für einige Tage niederließen, um das Publikum durch ihre Schaustellungen zu belustigen. Die Darstellungen dieser Schauspielertruppen trugen keineswegs dazu bei, den Geschmack des Volkes besonders zu veredeln. Die von ihnen gewählten Stücke waren eine Sammlung von Zoten und platten Gemeinheiten, es wurde in ihnen oft ganz lästerlich geflucht. Die Schauspieler strebten entweder durch gewöhnliche Späße und zweideutige Witze das Gelächter oder durch große Mordscenen die Furcht der Zuhörer anzuregen.

Einen besonderen Beifall bei dem Publikum von Berlin und Cöln fand ein Stück „Das anmuthige Spiel von der blinden Liebe“, dessen Titel vollständig lautete:

„Amantes amentes. Das ist: Ein sehr anmuthiges Spiel von der blinden Liebe, oder, wie man's deutsch nennt, von der Löffelei. Alles nach Art und Weise der jetzigen getroffenen Venus-Soldaten, auf gut sächsisch gereimt, vorher schon viermal durchgesehen und augirt. Mit einer ausbündigen schönen Tageweiß vom Pyramo und Thisbe und dem Poeten Ovidio. Durch Angelium Lohrbere Liga. Zuerst zu haben Magdeburg 1614, jetzt aber neu durchgesehen und mit Reimen zum Singen vermehrt, aufgeleget. Cöln an der Spree 1618.“

Der Prolog verkündet uns folgenden Inhalt des Stücks:

Günstige Herrn und gute Freund',
Die ihr uns zu hören erscheint,
Ich muß euch sagen und berichten,
Was wir wollen spielen und tichten.
Ein Kaufmann wohnt in diesem Haus.
Ein wunderlicher alter Graus.
Der hat ein Tochter jung und schön.
Darnach viel junge Buhler gehn.
Sie will sich aber an keinen kehren,
Ob sie gleich ihr in Ehrn begehren.
Ein Doctor juris hochgelahrt
Ist gegen sie verliebet hart.
Aber wie ich wohl hab vernommen,
Hat er vorlängst den Korb bekommen.
Desgleichen hat ein Bauerkompan
Sich viel zu spät gegeben an.
Damit daß ihr was habt zu lachen,
Wird derselbe sich auch an sie machen.
Seid still und habt fein fleißig Acht,
Es wird gehn, wie ich hab gesagt.

Die Handlung des Stückes geht so vor sich, wie sie der Prolog uns vorher angezeigt; sie wird interessant gemacht durch die plumpsten Späße, durch gemeine Schimpfreden, in denen sich alle Personen des Stückes, auch die schöne Lucretia und ihr stutzerhafter Liebhaber ergehen. Hans, der Bauer und Aleke, die Magd, sprechen zum großen Vergnügen des Publikums plattdeutsch und bewegen sich dabei nicht gerade in den zierlichsten Redensarten, küssen sich aber um so derber, und Hans ruft dazu schmatzend aus:

Ha, ha, dat schmeckt so recht soite,
Also Klümpe und Schwinesvoite!

Kurfürst Johann Sigismund begünstigte die Entwicklung des Schauspiels in Berlin mit großer Vorliebe. Er beauftragte den Junker Hans Stockfisch, der auch der englische Junker genannt wurde, eine Gesellschaft von Komödianten besonders aus den Niederlanden und aus England anzuwerben, und bewilligte ihm dafür ein jährliches Gehalt von 220 Thalern nebst freier Station. Hans Stockfisch kam seinem Auftrage nach, und die englischen

Komödianten, welche zum Teil wohl auch Seiltänzer und Gaukler gewesen sein mögen, dienten einige Zeit dem Kurfürsten und dem Publikum in Berlin zur Belustigung.

Außer dem Junker Stockfisch bezahlte Johann Sigismund auch noch andere Komödianten, Gaukler und Lustigmacher. So stellte er im Jahre 1611 Johann Stenzel, den Edlen Herrn v. Pflichten als Rittmeister, Violisten und Geiger an und verpflichtete ihn in seiner Bestallung, sich zum Schimpf und Ernst brauchen und nach Begehren des Kurfürsten aufs lieblichste hören zu lassen. Der Ordensrat König meint, dieser Johann Stenzel sei nichts anderes als ein Stocknarr gewesen, und dies ist wahrscheinlich genug, denn die meisten Fürsten hielten sich Hofnarren und Zwerge. Auch Johann Sigismund teilte diese Liebhaberei. Möller berichtete in seiner handschriftlichen Chronik von Berlin über einen dieser Zwerge:

„Kurz vor seinem Hintritt starb der kurfürstliche Zwerg Justus Bertram, den der Kurfürst sehr liebte, und dessen Bildnis noch bei Hofe zu sehen ist. Er war eines braunschweigischen Bauern Sohn und nicht größer als zwei geometrische Schuhe, wohlgestaltet, außer daß er etliche Runzeln im Gesicht hatte, sonst von geschickten Gliedmaßen und verschmitztem Verstande, geschickt und höflich. Der Kurfürst hielt ihm etliche kleine Pferdchen; er ward aber zu Danzig von einem seiner Pferde abgeworfen, ohnerachtet er gut reiten konnte, und mußte darüber seinen Geist aufgeben. Er ward nach Cöln an der Spree geführt und auf des Kurfürsten Anordnung in der Schloßkirche gar solenniter begraben."

So gern sich Johann Sigismund der Musik, dem Schauspiel, dem Scherze seiner Narren hingab, so vermochten doch diese Zerstreuungen nicht die schweren Sorgen zu verscheuchen, welche ihm während seiner Regierung manche trübe Stunde machten. Er fühlte wohl oft selbst, daß er den Anforderungen nicht gewachsen sei, welche seine Zeit an ihn stellte, und dann suchte er die Sorge vor der Zukunft im Weine zu ertränken, den er im Uebermaße zu sich nahm.

Ueber ganz Deutschland lagerte damals eine Gewitterschwüle; der erbitterte Kampf der politischen und Religionsparteien, der bald in dem dreißig Jahre wütenden Kriege seinen Ausbruch finden sollte, bereitete sich vor. Jedermann ahnte, daß schwere Tage hereinbrechen würden, Pesten und Teuerungen hatten darauf vorbereitet; die Regierung schrieb Buß- und Bettage aus, um dem Unglück, welches man befürchtete, zuvorzukommen.

Die Mark Brandenburg seufzte unter einer drückenden Schuldenlast, welche durch die Ländervergrößerung in Preußen und Cleve unverhältnismäßig vermehrt worden war, dazu kam noch, daß durch eine großartig betriebene Falschmünzerei der Handel stockte. Im Auslande wurden falsche Groschen in Massen ausgeprägt und ins Land gebracht, dadurch wurde plötzlich das Vertrauen auf das zum Güteraustausch notwendige Geld erschüttert und eine gefährliche Handelsstockung herbeigeführt. Dabei herrschte trotz der zur Schau getragenen, oft in Fanatismus ausartenden Religiosität in allen Ständen und besonders unter dem Adel eine rohe Sittenlosigkeit.

Kurfürst Johann Sigismund hatte wohl recht, wenn er mit schweren Sorgen dem bevorstehenden Kriege entgegensah, in welchem ein sittlich verwahrlostes, mit Schulden überbürdetes und dennoch an Prunk und Wohlleben

gewöhntes Volk seinem kurfürstlichen Throne nur eine schwache Stütze geben konnte.

In Böhmen brach endlich jener fürchterliche Krieg aus, der dreißig Jahre lang ganz Deutschland verwüsten sollte; noch war er freilich der Mark Brandenburg fern, aber Johann Sigismund sah voraus, daß auch sein Land bald genug unter der Kriegsfurie werde leiden müssen. Er beschloß sich für diesen Fall zu rüsten.

Schon im Jahre 1617 hatte er den Rat von Berlin gebeten, vor dem Rathause eine Vogelstange aufzurichten, damit die Bürger sich fleißig im Gebrauch der Schießgewehre üben könnten; jetzt traf er ernstere Vorbereitungen für den nahen Kampf. Er verbot den märkischen Unterthanen, in fremde Kriegsdienste zu treten, er ordnete energische Rüstungen an, aber seine Befehle fanden bei der gleichgültigen und wenig kriegerischen Bevölkerung nur zögernden Gehorsam. Man mißtraute dem Kurfürsten. Die Bürger glaubten, er verlange die Rüstung nur in seinem eigenen Interesse und wolle dieselbe ausnutzen zu ehrgeizigen Plänen. Auch eine zweite von Johann Sigismund am 28. Oktober 1618 erlassene Aufforderung an das Volk, die Waffen zu ergreifen, hatte nur wenig Erfolg, obgleich der Kurfürst den Bürgern ins Gewissen rief, daß sie sich zur Verteidigung ihrer selbst, ihrer Frauen und Kinder, ihrer Gewissensfreiheit rüsten müßten, obgleich er ihnen mit grellen Farben, aber doch der Wahrheit getreu, schilderte, wie grauenhaft der Krieg wüte, wo er einmal ausgebrochen sei.

Immer näher rückte das Verhängnis der Mark Brandenburg, und dennoch blieb das Volk teilnahmlos. Johann Sigismund fühlte wohl, daß er nicht die Kraft habe, in der schweren, bevorstehenden Zeit die Regierung gedeihlich zu führen; er entschloß sich daher, dieselbe niederzulegen. Er war durch Krankheit gebeugt — der Schlag hatte ihn gerührt und gelähmt —, sein Geist hatte durch den übermäßigen Genuß des Weines gelitten, sein Wille war gebrochen.

Am 12. November 1619 führte er seinen Entschluß aus und übergab die Regierung seinem Sohne, dem Kurprinzen Georg Wilhelm. Er lebte fortan als Privatmann in Berlin; aber er genoß die gewünschte Ruhe nur wenige Wochen. Im Hause seines Kämmerers Anton Freytag, wo er nach der Thronentsagung seine Wohnung genommen hatte, starb er schon am 23. Dezember 1619. Der Tod kam ihm nicht unerwartet, er war seit einigen Wochen darauf vorbereitet, denn — die weiße Frau hatte sich im Schlosse sehen lassen. Johann Sigismund glaubte an die Wahrheit der Volkssage; er war daher nicht wenig erschreckt, als ihm eines Tages gemeldet wurde, man habe eine weiß gekleidete Frau durch die Gänge des Schlosses wandeln sehen.

„Die weiße Frau ist erschienen," so erzählten sich die Hofdiener, so erzählte sich auch das Volk von Berlin und Cöln. Wer in den folgenden Wochen in dunkler Nacht durch die Gänge des Schlosses gehen mußte, der that es furchtsam, eilenden Schrittes, mit bebenden Nerven. Die Furcht vor dem Gespenst erzeugte naturgemäß die Erscheinung desselben. Viele vornehme und niedere Hofdiener sahen die Geistererscheinung und berichteten mit bleichem Munde über dieselbe.

In jene Zeit fallen die meisten uns von der Chronik gemeldeten Erscheinungen der weißen Frau. Das Gespenst war damals und auch in den nach dem Tode Johann Sigismunds folgenden Jahren nach der allgemein geglaubten Sage ein überaus häufiger Gast im kurfürstlichen Schlosse, da mehrere Todesfälle in der kurfürstlichen Familie sein Erscheinen erforderten. Es benahm sich im ganzen sehr ruhig und anständig, so daß sich niemand über sein gespenstisches Walten beschweren konnte; nur einmal wurde es wütend. Der Chronist Möller erzählt uns diesen Vorfall folgendermaßen:

„Ein hoher Cavalier erzählte vor einigen Jahren, daß er bei Ihrer kurfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg einstmals wegen wichtiger Affairen ziemlich spät im Gemach gewesen, da kam dies sogenannte weiße Weib, oder ein Gespenst, so in Gestalt einer Beschließerin auf dem kurfürstlichen Schlosse zu Berlin sich zuweilen sehen lassen, über den Saal gegangen, dem sein Page, aller andern Anwesenden Warnung ungeachtet, nachgelaufen und es angefasset, mit diesen Worten: ‚Mutter, wo wollt Ihr hin?‘ Auf solche Frage bekam er mit den Schlüsseln einen solchen Schlag an die Ohren, daß er am dritten Tage den Geist aufgab. Man muß den Satan in solchen Fällen nicht reizen, denn er ist ein tückischer und mörderischer Geist, welcher nichts als des Menschen Verderben sucht!“

Diese goldene Regel des Chronisten beherzigten die Hofleute. Sobald sie in den Gängen des Schlosses von ferne eine weiße Gestalt sahen, flüchteten sie eiligst. Johann Sigismund hörte von allen Seiten das Gespenstermärchen, er war daher überzeugt, daß er bald sterben müsse, und vielleicht hat diese Ueberzeugung seinen Tod beschleunigt.



Siebentes Kapitel.



Dem schwachen Vater folgte der schwächere Sohn, ein Fürst, der selbst in den Zeiten einer friedlichen Entwicklung kaum imstande gewesen wäre, die Regierung eines kleinen Landes mit Erfolg zu führen, den aber ein unglückliches Geschick gerade in jener furchtbaren Zeit des dreißigjährigen Krieges auf den Thron berief.

Georg Wilhelm war am 3. November 1595 geboren und daher 24 Jahre alt, als er die Regierung übernahm. Schon der erste Regierungsbeginn Georg Wilhelms war ein trostloser. Er fand ein tief verschuldetes Land. Sein Vater hatte die Kräfte der Märker bis aufs äußerste ausgebeutet, um den Schein der Macht durch die Erwerbung neuer Ländergebiete zu erhalten; — er fand aber auch außerdem ein widerwilliges, ihm nur gezwungen gehorchendes Volk, dem der calvinistische Fürst tief verhaßt war.

Der religiöse Zwiespalt, welcher dem Kurfürsten Johann Sigismund so schwere Stunden bereitet hatte, blieb auch unter Georg Wilhelm fortbestehen und führte schon in der ersten Zeit wieder zu unruhigen Auftritten in Berlin. Georg Wilhelm stand mit seiner Mutter, der verwitweten Kurfürstin, in einem sehr wenig erfreulichen Verhältnis. Die Kurfürstin war eine stolze, harte

Frau, welche sich der Anforderung ihres Gemahls, zur reformierten Kirche überzugehen, nie gefügt hatte, — sie war durch ihr zähes Festhalten am Luthertum beim Volke in Berlin beliebt geworden, und hierdurch glaubte sie die Macht erlangt zu haben, nach ihrem Gefallen schalten und walten zu können, ohne sich um ihren Sohn, gegen welchen sie eine unverhohlene Abneigung fühlte, zu kümmern.

Der Kurfürst war genötigt, einige Zeit in Preußen zu weilen, seine Abwesenheit benutzte die verwitwete Kurfürstin, um für die lutherische Lehre von neuem in Berlin Propaganda zu machen. Sie berief einen fanatischen lutherischen Prediger, den Dr. Balthasar Meißner aus Wittenberg an ihren Hof und ließ ihn in ihrem eigenen Gemach im kurfürstlichen Schlosse seine Predigten, zu denen sie auch die Berliner Bürger einlud, abhalten.

Meißner predigte ganz im Sinne seiner hohen Gönnerin; er schleuderte wütende Flüche gegen die Calvinisten und forderte die Bürger auf, standhaft beim Luthertum zu bleiben und ihre Religion, wenn es nötig sei, auch mit Gewalt zu verteidigen, denn man müsse Gott eher dienen als den Menschen. Die Bürger von Berlin waren nur zu sehr geneigt, sich gegen den verhaßten calvinistischen Herrn aufzulehnen, die Worte des durch das Ansehen der verwitweten Kurfürstin geschützten fanatischen Predigers fanden daher fruchtbaren Boden.

Es ging in jenen Tagen wieder lebhaft in den Trinkstuben von Berlin und Cöln zu. Manche drohende Worte fielen und wurden dem Statthalter hinterbracht, der sich nicht wenig beunruhigt fühlte und endlich zu einem Gewaltmittel schritt, um eine mögliche Empörung des Volkes im Keime zu unterdrücken. Er verwies den Prediger aus der Stadt, als derselbe die Erlaubnis, in der St. Petrikirche öffentlich sprechen zu können, forderte. Dr. Meißner mußte zwar Berlin verlassen, aber er kehrte schon nach kurzer Zeit zurück, denn er glaubte, gestützt auf die Gunst seiner hohen Gönnerin, dem Zorn des Statthalters trotzen zu können, und er predigte nach seiner Rückkehr wo möglich noch wilder und aufregender als zuvor.

Der Statthalter Adam Gans von Putlitz war ein energischer Mann; er blieb seinem einmal gegebenen Befehle treu. Der Prediger wurde gefangen genommen und unschädlich gemacht, obgleich die verwitwete Kurfürstin dem Herrn von Putlitz in ihrer nicht ganz weiblichen Art drohte, sie würde ihm den Kopf abreißen, wenn er ihren Liebling nicht sofort freilasse! Als sie sah, daß alle ihre Drohungen vergeblich seien, daß auch ihr Sohn das Verfahren des Statthalters billigte, und daß das Volk von Berlin nicht, wie sie gehofft hatte, mit gewaffneter Hand für den Prediger eintrat, sondern teilnahmslos blieb, fühlte sie wohl, daß ihre Rolle in der Mark Brandenburg ausgespielt sei. Sie verließ Berlin und ging nach Schweden, wohin sie, wie man sagt, manche kostbare Kleinodien aus der kurfürstlichen Kunstkammer mitgenommen haben soll.

Unterdessen hatten sich im Reiche die Kriegswolken immer drohender zusammengezogen, und bald sollte auch Berlin von den Schrecken der Kriegsfurie berührt werden.

Von England aus waren im Anfange des Jahres 1620 etwa 3000 Mann Soldaten nach Böhmen durch die Mark Brandenburg dem Winterkönige Friedrich V. von der Pfalz zu Hülfe gezogen, ein liiderliches, zusammengelaufenes Volk, welches sich, wie der Chronist Sebald berichtet, „zwar im

Anfange ziemlich schäfern, aber am Ende der Mark wölfisch genug" erwies. Diese nackten, hungrigen, habsüchtigen und rohen Soldaten zeigten sich während ihres Marsches durch freche Raubthaten als eine wahre Plage der Mark. Sie kamen auch in die Nähe von Berlin und lagerten sich nicht weit von den Thoren der Stadt. Als sie in Spandau eintrafen, verbreitete sich unter dem Volke von Berlin eine allgemeine Aufregung. „Die Engländer kommen" — so erzählte man sich auf den Straßen — „um den Calvinisten gegen die Lutheraner zu helfen. Der Markgraf Johann Georg hat sie gerufen. Er will sich rächen für die Beleidigungen, welche er im Jahre 1615 von den Berlinern empfangen hat." So widersinnig ein solches Gerücht war, es wurde dennoch geglaubt, denn das streng lutherische Volk witterte überall eine Verschwörung der Calvinisten gegen die Lutheraner. Die Bürger rotteten sich zusammen, sie holten die verrosteten Pickelhauben aus den Rüstkammern hervor, und als am Morgen des 30. Juni 1620 die Engländer von Spandau aufbrachen und in Tempelhof und den umliegenden Dörfern ihr Quartier bezogen, da rasselten die Lärmtrommeln durch alle Straßen, da riefen die Sturmglocken das gesamte Volk zu den Waffen.

Die Bürger hatten sich einen Ausschuß gewählt, der die Verteidigung der Stadt bei der gefürchteten Belagerung leiten sollte; da aber dieser Ausschuß aus Männern bestand, welche vom Kriegführen nicht das geringste Verständnis hatten, so konnte er sich bei der aufgeregten Bürgerschaft nicht in Respekt setzen; er vermochte um so weniger Ordnung zu halten, als die Verteidiger der Stadt ihren Mut häufig durch einen tüchtigen Trunk starken Bieres zu erhöhen suchten und dadurch die ohnehin heißen Köpfe noch mehr erhitzten.

Es ging am Abend des 30. Juni 1620 und in der folgenden Nacht in Berlin toll und wild genug zu. Der Kanzler Pruckmann, dem die Bewegung so über den Kopf gewachsen war, daß er keine Macht mehr besaß, die aufgeregte Volksmenge zu zügeln, giebt in einem Briefe an den Kurfürsten Georg Wilhelm ein anschauliches Bild des Berliner Lebens in jener Nacht. Er schreibt:

„Die Wache war in Cöln von ihrer zween angeführt, die ihr Lebtage wohl keinen toten Menschen im Felde gesehen, da war ein Trommelschlagen, Platzen und Schießen, auch Schreien in beiden Städten die ganze Nacht hindurch, daß ihrer wohl Wenige, die selbe Nacht werden geschlafen haben, denn es war Alles besoffen, was da war. Da hätte man wohlbeschossene Musketiere sehen sollen, der eine schoß die Lunte mit hinweg,*) dem andern entfiel der Ladestecken, dem dritten die Furchette, dem vierten versagte die Muskete zwei- bis dreimal, der fünfte steckte die Nase gar in die Aermel, wenn er schießen wollte. Die dann losgeschossen hatten, konnten zu keiner Ladung wieder kommen, also voll waren sie. Die Pikeniere trugen die Pike auch gar musterlich, zu geschweigen, daß sie solche sonsten zu gebrauchen sollten gewußt haben. Summa, man hat nur lauter Schimpf gehabt. Das Beste daran war, daß sie uns, die wir von der Relegion waren

*) Gewehrschlösser waren damals noch nicht gebräuchlich, daher gebrauchte man Lunten zum Abfeuern der Flinten oder Musketen; diese waren so schwer, daß man aus freier Hand nicht sicher mit ihnen zielen konnte, man legte sie auf eine Gabel (Fourchette), welche jeder Schütze mit sich trug.

(Pruckmann meint dabei natürlich seine eigene, die calvinistische), wenn sie unserer ansichtig wurden, einen dermaßen freundlichen Anblick gaben, gleich als wollten sie uns fressen. Wie es des Morgens drei schlug, liefen sie von den Wachen ganz ungebährdig und die wiederum an die Wache treten sollten, waren nicht vorhanden. Da rannte der Kerl über eine Stunde herum und machte auf dem Kalbsfell ein Gerassel, ehe er Andere wieder zu Haufen bringen konnte. Eine andere Rotte dagegen, siebenzig Personen stark, so gar nicht aus Bürgern gewesen, hat sich dahinten auf dem Werder (welcher damals noch nicht Stadtrecht besaß) zu Haufen rottiert und haben die ganze Nacht auf dem Dudlei (Dudelsack) spielen lassen, auch eine Wagenburg von Tücherwagen um sich geschlagen,*) und ein übergroßes Platzen und Schießen getrieben, dadurch auch Ew. Durchlaucht junges ungetauftes Herrlein**) in der Wiegen ziemlich erschreckt worden, daß leicht ein anderer Unrath (größerer Unfall) davon hätte entstehen können."

So ging es die Nacht und auch die folgenden Tage hindurch, bis die Engländer, welche ruhig ihren Marsch fortsetzten, ohne zu ahnen, zu welcher Aufregung sie in Berlin Veranlassung gegeben hatten, verschwunden waren. Nach und nach wurde es in den beiden Städten wieder stiller, hier und da fiel wohl noch ein Schuß aus einem oder dem anderen Hause, aber der Feuereifer kühlte sich bald ab, und die Bürger kehrten zu ihrer Arbeit zurück, als sie einsahen, daß ihre Sorge eine thörichte gewesen sei.

Nur beim Abziehen von den Wachen ließen sie ihrem Mutwillen noch einmal die Zügel schießen. Pruckmann schreibt darüber:

„Damit sie nichts von allem Mutwillen unversucht ließen, so wollten die dreißig Mann, die in den beiden Thoren von Cöln gewacht hatten, — worunter ich den Bereiter Lorenz gekannt, der auch am mutwilligsten, wie er pflegt, gewesen sein soll, — ohne Spiel nicht abziehen, sondern mit Spiel, so wie sie aufgezogen, auch abgeführet werden. Diese machten ein neues Getrommel, brannten auch die Röhre gegen ernstliches Verbot vor dem Rathause immer los und gingen also nach Hause."

Seit Berlin zur Residenzstadt geworden war, hatten sich die Bürger vom Waffendienste entwöhnt; sie hielten wohl noch wie früher die Rüstung zu Hause im Schranke und zogen sie allenfalls auch hervor, wenn es eine Musterung galt, oder wenn durch irgend eine zufällige Veranlassung das leicht erregbare Völkchen plötzlich in Wut gebracht wurde; von einem regelrechten Waffendienst aber wollten sie nichts mehr wissen. Als im Jahre 1623 Musterung über die waffenfähige Mannschaft von Berlin und Cöln gehalten wurde, fanden sich 1163 Mann in Reihe und Glied, von denen 498 mit Feuergewehren, 269 mit Piken und 355 mit Hellebarden bewaffnet waren. Eine solche Zahl wäre bei etwa 12000 Einwohnern recht bedeutend gewesen, wenn nur die in Reihe und Glied stehenden nun auch wirklich Lust gehabt

*) Der Werder lag ganz offen, ohne irgend welche Verteidigungswerke, und konnte daher leicht von den Engländern angefallen werden. Die guten Bürger hatten deshalb die Wagenburg wie ein Festungswerk hergerichtet.

**) Das junge ungetaufte Herrlein war der spätere Kurfürst Friedrich Wilhelm, der am 6. Februar 1620 geboren, aber noch nicht getauft worden war.

hätten, die Waffen zu gebrauchen und sich zu einer thätigen Schutzwache der Stadt herzugeben.

Als im Jahre 1627 die Kriegsgefahr der Stadt nahe rückte, und daher der Kurfürst Georg Wilhelm anordnete, die Bürger sollten die Bewachung des Schlosses und der Thore übernehmen und sich zu diesem Behufe ordnungsmäßig in Quartiere und Rotten teilen, Quartier- und Rottenmeister erwählen, da hatte niemand rechte Lust, seine Zeit und sein Leben dem Wohle der Stadt zu opfern. Da war der eine krank, der andere alt und schwächlich, dieser hatte einen Schaden, jener wußte sich zu verstecken, kurz, es zeigte sich, daß die waffenfähige Mannschaft in Berlin und Cöln nicht einmal hinreichte, die Thore zu besetzen. Das Spandauer und Stralauer Thor mußten aus Mangel an Mannschaft gesperrt werden, und der Kurfürst war gezwungen, seinem sonst vom Wachtdienst befreiten Hofgesinde sowie den Advokaten und Kanzlisten anzuempfehlen, daß sie an der Bewachung der Stadt teilnehmen sollten.

Hatten die Bürger nicht einmal Lust, ihre eigene Stadt zu verteidigen, so waren sie natürlich noch viel weniger geneigt, außerhalb derselben zu dienen. Es erregte daher eine außerordentliche Entrüstung, als im Jahre 1627, während sich Georg Wilhelm in Preußen aufhielt, 150 Berliner Bürger plötzlich den Befehl erhielten, nach Brandenburg abzumarschieren, um dort die Besatzung wegen der herannahenden kaiserlichen Heere zu verstärken. Das Volk rottete sich am 31. März 1627 auf den Straßen zusammen. „Wir sind verraten und verkauft!“ riefen diejenigen, welche die Stadt verlassen sollten, und ihre Worte fanden einen tausendfältigen Wiederhall. Jetzt wußten die Bürger ihre Waffen wohl zu finden, und wer keine Waffen hatte, raffte in den Straßen große Feldsteine auf.

Die kleine kurfürstliche Garnison und die Stadtdiener, welche die Ordnung aufrecht erhalten sollten, fanden sich plötzlich umringt von einer wild aufgeregten Volksmenge, welche stürmisch auf sie eindrang und einen Steinhagel auf sie schleuderte. Die wenigen waren viel zu schwach gegen die Tausende, sie mußten sich nach dem Schlosse zurückziehen; nur mit Mühe gelang ihnen dies, und wären nicht noch gerade zur rechten Zeit die Schloßthüren geschlossen worden, so hätte wohl das Volk auch das Schloß gestürmt.

Berlin hatte bis zum Jahre 1627 zwar durch das Stocken des Verkehrs schon gewaltig unter dem Deutschland zerrüttenden Kriege gelitten, aber es war bisher doch noch nicht direkt durch das Ungemach desselben betroffen worden. Noch war keine Einquartierung raublustiger Landsknechte den Bürgern ins Quartier gelegt worden, noch hatte kein kaiserlicher General hohe Kontributionen eingefordert, nur die eigenen märkischen Truppen hatten auf dem Geldbeutel der Berliner gelegen, sonst waren diese von den Lasten des Krieges ziemlich verschont geblieben.

Das wurde nun anders, die kaiserlichen Heere quartierten sich in der Mark ein, und obgleich der Kurfürst, der wieder nach Preußen gereist war, sein Land dem besonderen Schutze des Kaisers empfohlen hatte, hausten sie gerade wie in Feindesland. Vergebens bat der Markgraf Sigismund den gewaltigen Wallenstein, der von seinem Hauptquartier in Bernau am 15. November 1627 Berlin besuchte und im Schlosse abstieg, um Schonung. Der Feldherr erwiderte nur achselzuckend: der Krieg sei kein Kinderspiel, und seine Soldaten müßten leben.

Die kaiserlichen Generale und Obersten erpreßten überall im Lande die gewaltigsten Kontributionen, sie lebten in Saus und Braus auf Kosten der Bauern und Bürger, während diese fast verhungerten; so forderte der Oberst Graf Montecuculi für seine Tafel täglich dreißig bis sechzig Essen, und auch die übrigen Offiziere lebten in ähnlicher Weise.

Auch die Residenz lernte jetzt die kaiserliche Einquartierung kennen. Das Torquato Contische Regiment marschierte in Berlin ein und wurde den Bürgern in die Häuser gelegt als bestes Mittel, ihnen die etwa noch übrige Sympathie für den Kaiser zu nehmen. Hatten früher die Berliner gegen den Winterkönig geschimpft, hatten sie erklärt, ein Papist sei ihnen noch lieber als ein Calvinist, so kamen sie jetzt zur Ueberzeugung, daß mit den Papisten auch gerade nicht zu scherzen sei. Die kaiserlichen Soldaten trieben es in Berlin wie überall. Die Offiziere forderten mit Unverschämtheit oft genug mehr, als die Kräfte des Wirts zu geben gestatteten. Sie betrugen sich mit unvergleichlichster Roheit gegen das „Bürgerpack“, schimpften und mißhandelten es, ohne daß einer der Bürger wagen durfte, sich auch nur zu beklagen, wenn er sich nicht noch größeren Unannehmlichkeiten aussetzen wollte. Die Väter und Gatten mußten ruhig zuschauen, während ihre ungebetenen Gäste mit den schönen Töchtern und Frauen schäkerten, und diese ließen sich zitternd die Zärtlichkeiten gefallen, um nur die gefürchtete Einquartierung bei guter Laune zu erhalten.

Die gemeinen Soldaten trieben es natürlich noch ärger. Vor denen war kein Keller und kein Rauchfang sicher, und ein Glück wäre es gewesen, wenn sie sich auf den Diebstahl von Lebensmitteln beschränkt und nicht auch die Geldkästen ihrer Wirte trefflich auszuplündern verstanden hätten. Wohl hatte mancher vorsichtige Hausvater, in der Voraussicht solches Unwesens, seine Thaler beiseite geschafft und im Garten oder in dem schmutzigen Gange zwischen seinem und dem Nachbarhause, wo niemand gern etwas sucht, vergraben und glaubte nun ruhig dem diebischen Treiben der Einquartierung zuschauen zu können. Vergebliche Vorsicht! Die Kaiserlichen waren gute Schatzgräber, in allen Kunststücken des Soldatenhandwerks wohl geübt. Sie spürten bald die geheimsten Winkel aus, und wie verborgen, ja wie schmutzig auch der Ort sein mochte, an welchem der Hausherr seinen Sparpfennig versteckt hatte, für die feinen Spürnasen der Kaiserlichen war er niemals zu verborgen und niemals zu schmutzig. In den Trinkstuben lagen die bärtigen Krieger und vertrieben die Bürger durch Spott und oft genug auch durch derbe, handgreifliche Späße von ihren altgewohnten Sitzen; auf den Straßen zogen sie nachts einher mit wüstem Gebrüll, und wehe denen, die der betrunkenen Rotte begegneten; sie mußten froh sein, wenn sie sich durch das Opfer des Geldes und jeder Kostbarkeit, welche sie etwa bei sich trugen, vor schweren Mißhandlungen schützen konnten.

Es war die erste kaiserliche Einquartierung in Berlin und Cöln. Sie benahm sich im Verhältnis zu ihrem Treiben in anderen Städten noch glimpflich genug, und dennoch kostete sie in der Zeit von 16 Monaten den Bürgern nicht weniger als bare 300 000 Thaler, ohne dasjenige zu rechnen, was durch Diebstahl verloren ging. Endlich zogen die Kaiserlichen wieder ab. Die Berliner atmeten auf — sie sollten aber bald genug in noch schlimmere Drangsale kommen.

Kurfürst Georg Wilhelm hatte bisher nur mit großer Mühe seine Neutralität aufrecht erhalten können, jetzt nahte die Zeit, wo ihm die fernere Durchführung derselben unmöglich wurde, wo er Partei ergreifen mußte gegen seinen Willen. König Gustav Adolph von Schweden hatte sein Schwert zu Gunsten der deutschen Protestanten in die Wagschale des Krieges geworfen. An der Spitze eines kleinen Heeres von nur 15000 Mann war er an der deutschen Küste gelandet und hatte im stolzen Siegeszuge die kaiserlichen Feinde durch Pommern vor sich hergetrieben. Magdeburg, die treue protestantische Stadt, war von den kaiserlichen Truppen unter Tilly umlagert. So tapfer sich auch die Bürger verteidigten, nicht lange mehr vermochten sie zu widerstehen, und es war daher eine Ehrenpflicht für Gustav Adolph, der bedrängten Stadt zu Hülfe zu eilen. Sein Weg ging durch die Mark Brandenburg; er bedurfte der Erlaubnis, durch dies Land zu marschieren, aber auch diese genügte ihm nicht, um sein Heer nach Magdeburg zu führen, denn er mußte erwarten, daß Georg Wilhelm den kaiserlichen Truppen gestatten werde, sich hinter seinem Rücken in der Mark zu sammeln und die brandenburgischen Festungen zu besetzen. Einer solchen Gefahr durfte sich Gustav Adolph nicht aussetzen. Lieber wollte er einen offenen Feind vor sich als einen unzuverlässigen Neutralen, der in jedem Augenblicke Partei für den



Das Zeughaus,
1695 bis 1706 von Nehring, Schlüter, de Bodt und Grünberg erbaut.

Kaiser ergreifen konnte, im Rücken haben. — Gustav Adolph rückte mit 10 Regimentern Fußvolk und seiner gesamten Reiterei in die Mark Brandenburg ein und richtete seinen Marsch auf Berlin. Am 1. Mai 1631 erreichte er Köpenick, wo er sein Standquartier nahm. Von hier aus sandte er den Grafen von Ortenburg an seinen Schwager, den Kurfürsten Georg Wilhelm, mit der Forderung, daß dieser ihm die Festungen Spandau und Küstrin einräume, damit er im Falle eines Unglückes vor Magdeburg den Rücken gedeckt habe.

In Berlin war große Aufregung unter dem Volke, als man hörte, daß der Schwedenkönig mit seiner ganzen Armee nur zwei Meilen von den Thoren stehe. Gustav Adolph war durch die Manneszucht, in welcher er bisher seine Soldaten erhalten hatte, ein Liebling des Volkes geworden. „Der Goldkönig," so nannten ihn Bauern und Bürger seines schönen, goldlockigen Haares wegen, erschien dem Volke als ein Retter aus der Not, als der Rächer aller der Unbilden, welche die Bürger von der kaiserlichen Einquartierung hatten leiden müssen. Er kam, um den deutschen Protestanten beizustehen gegen die Unterdrückung ihrer Religion durch den Kaiser und seine katholischen Bundesgenossen. Das war den Bürgern genug! Was fragten sie danach, ob Gustav Adolph, wie Georg Wilhelm vermutete, etwa Gelüste auf Pommern habe? Mochte er doch Pommern nehmen, wenn er wollte, darum kümmerten sich die Berliner Bürger nicht, denn sie hatten gar kein Interesse für die Machtvergrößerung des kurfürstlichen Hauses, welche ihnen bisher in Kleve und in Preußen nur Geld gekostet und Unannehmlichkeiten aller Art gebracht hatte. Mochte der Kurfürst dem Könige seiner ehrgeizigen Nebenabsichten wegen mißtrauen, die Bürger von Berlin hatten dazu keine Veranlassung, und wer an jenem Tage, an welchem der Graf von Ortenburg als schwedischer Botschafter ins Schloß zu Cöln gekommen war und mit dem Kurfürsten unterhandelte, sich unter das Volk, welches in dichten Haufen vor dem Schlosse versammelt war, gemischt hätte, der würde seltsame Reden aus dem Munde der Bürger vernommen haben. Da hörte man nichts als Lobpreisungen für den prächtigen Goldkönig, für dessen mildes, herablassendes Wesen, seine liebenswürdige Leutseligkeit, seine wahre Frömmigkeit, seine Gerechtigkeit gegen die Bürger, seine Strenge gegen die Soldaten! Die Weiber besonders konnten nicht genug erzählen, wie edel der Goldkönig die deutschen Frauen in seinen Schutz nehme, wie er ohne Gnade jeden Soldaten zum Tode verurteile, der es wage, einer sittsamen Frau Gewalt anzuthun, während doch die Kaiserlichen gerade in der letzten Zeit wie die Wütenden in der Mark gehaust hätten.

Wenn aber das Volk unten für den König schwärmte, oben im Schlosse war die Stimmung für ihn nicht so günstig. Der Kurfürst befand sich ganz in den Händen seines vertrautesten Rates und Ministers, des Grafen Adam von Schwarzenberg.

Der Name Schwarzenberg hat eine traurige Berühmtheit in der märkischen Geschichte erlangt, er ist von den meisten Geschichtsschreibern gebrandmarkt worden als der eines schwarzen Verräters, eines Ministers, der zu gleicher Zeit Sold vom Kaiser und vom Kurfürsten bezog, und der seinen Einfluß auf den schwachen Fürsten, in dessen höchster Gunst er stand, nur gebrauchte, um den Wohlthäter ins Verderben zu stürzen.

Ein Verräter war Schwarzenberg nicht, denn er trug offen seine Vorliebe für Oesterreich und den Katholizismus, dem er selbst angehörte, zur Schau; er blieb mit Wissen des Kurfürsten Georg Wilhelm im österreichischen Dienst, während er zugleich brandenburgischer Minister war, und für alle die Anschuldigungen, welche vielfach verbreitet worden sind, daß er gesucht habe, die Herrschaft in der Mark Brandenburg für sich selbst zu erringen, seinen Wohlthäter und Freund, den Kurfürsten, heimtückisch vom Throne zu stoßen und den Kurprinzen Friedrich Wilhelm durch Gift aus dem Wege zu räumen, liegt auch nicht der Schatten eines Beweises vor. Wohl aber trifft Schwarzenberg der gerechte Vorwurf, daß er der böse Genius des schwachen Kurfürsten Georg Wilhelm gewesen, daß er in einer Zeit, wo ein freiwilliges und rückhaltloses Anschließen an Gustav Adolph der Mark Brandenburg eine bedeutende Machtstellung im Reiche gegeben haben würde, mit Erfolg seinen Einfluß auf Georg Wilhelm aufgeboten habe, um diesen in einer schwächlichen Neutralität zu halten, daß er die Gunst, in der er beim Kurfürsten stand, gemißbraucht habe, um sich auf Kosten des verarmten Landes ungeheure Reichtümer anzusammeln, und diese Anklagen wiegen schwer genug.

Am 3. Mai zog Gustav Adolph mit 5 Kompagnien Reiter und 1000 Musketieren bis dicht vor die Thore Berlins. Nur eine Viertelstunde von der Stadt machte er in dem Walde Halt, und hier erwartete er seinen Schwager. Georg Wilhelm fand sich zu der Unterredung in Begleitung seines ganzen pomphaften Hofstaates ein; er hatte auch die Kurfürstin und den Kurprinzen mitgebracht. Wieder folgten lange, fruchtlose Unterhandlungen. Georg Wilhelm gab die bündigsten Versicherungen der Liebe und Verehrung, welche er gegen seinen königlichen Schwager hege, dieser aber hörte ruhig alle Komplimente an, ohne sich durch sie fangen zu lassen; er blieb ernst und fest bei den Forderungen stehen, welche er gestellt hatte, und deren Erfüllung er für durchaus notwendig hielt.

Georg Wilhelm krümmte sich vergeblich; er bat endlich, seinen geliebten Schwarzenberg rufen zu lassen, und obgleich ihm Gustav Adolph noch einmal auf das entschiedenste erklärte, er wolle nichts mit einem Menschen zu thun haben, der im Solde des Feindes stehe, gab der König doch endlich nach, Schwarzenberg wurde gerufen. Der Minister erschien. Gustav Adolph kümmerte sich nicht um ihn; während Georg Wilhelm mit Schwarzenberg beriet, plauderte er mit der Kurfürstin und dem Kurprinzen. Nach einer halben Stunde forderte Gustav Adolph bestimmten Bescheid, aber wiederum konnte er ihn nicht bekommen. Der Staatsrat sei nicht zugegen, und deshalb — so sagte Georg Wilhelm — könne er zu keinem festen Entschlusse kommen. Er sei nicht abgeneigt, die Wünsche seines Schwagers zu erfüllen, aber er müsse den Staatsrat erst hören. In wenigen Tagen solle alles entschieden werden. In wenigen Tagen aber konnte auch Magdeburgs Schicksal entschieden sein.

Gustav Adolph hielt es nicht der Mühe wert, diese Unterhandlungen länger fortzusetzen; er brach, entschlossen, den gordischen Knoten zu zerhauen, das Gespräch ab, verabschiedete sich von seinem Schwager, und dieser kehrte, mit dem Bewußtsein, einen diplomatischen Sieg errungen zu haben, nach Berlin zurück. Er hatte sich bitter getäuscht! Gustav Adolph folgte ihm fast auf dem Fuße. Die Schweden besetzten die Stadtthore, und an der Spitze

von zweihundert Mann zog Gustav Adolph in Berlin ein, um seine Wohnung im kurfürstlichen Schlosse zu nehmen.

Georg Wilhelm sah sich zu seinem höchsten Entsetzen plötzlich von Feinden umringt; er war in der Macht der Schweden und mußte jetzt auf jede Bedingung eingehen, welche sein Schwager zu stellen geneigt war. Gustav Adolph aber blieb so mäßig in seinen Forderungen, wie er es vorher gewesen war. „Mein Weg geht nach Magdeburg," sagte er, „nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. Will mir niemand helfen, so vergleiche ich mich mit dem Kaiser, der mir gewiß zu einem ehrenvollen Frieden die Hand bieten wird, und dann ziehe ich mich in mein Land zurück. Aber ist Magdeburg erobert und der Kaiser mein los, so sehet zu, wie es Euch deutschen Fürsten ergehen wird!" Die schwedischen Truppen machten vielleicht noch größeren Eindruck auf Georg Wilhelm als diese Rede: er willigte ein, daß Spandau von den Schweden besetzt werde, wogegen ihm Gustav Adolph versprach, diese Festung sofort zurückzugeben, sobald Magdeburg befreit sein, und er seine Truppen in Sicherheit gebracht haben würde.

Als die Nachricht von dem abgeschlossenen Vertrage in Berlin bekannt wurde, war der Jubel groß unter der Bürgerschaft, welche schon das Aergste, einen Angriff auf die Stadt, befürchtet hatte. Schon hatte sich die schwedische Armee rings um die Festungswerke gelagert. Die Kanonen waren aufgepflanzt, und einige der schwedischen Stücke waren wie im Spiel, aber doch als eine ernste Drohung gegen die Stadtmauern losgebrannt worden.

Ehe Gustav Adolph aber zum Entsatze Magdeburgs weiter vorrücken konnte, kam die Nachricht von der Einnahme und Verwüstung dieser Stadt durch Tilly am 10. Mai 1631, und nun bestürmte Schwarzenberg seinen Herrn, den Kurfürsten Georg Wilhelm, mit Vorstellungen, daß er die wichtige Festung Spandau von seinem Schwager zurückfordern möge, und der Kurfürst war schwach genug, den Ratschlägen seines Ministers auch diesmal wieder zu seinem und der Mark Brandenburg Schaden zu folgen. Gustav Adolph war über diese Forderung im höchsten Grade aufgebracht. Er säumte zwar nicht, sein Versprechen zu erfüllen, indem er am 8. Juni mit seinen Truppen Spandau räumte, zugleich aber erklärte er, daß er von dieser Stunde an seinen Schwager nicht mehr als Bundesgenossen, nicht als Neutralen, sondern als Feind behandeln werde.

Die Truppen, welche von Spandau abzogen, lagerten sich vor den Thoren Berlins, und noch am Räumungstage ritt ein schwedischer Trompeter in die Stadt ein und verkündete auf den Straßen, daß am folgenden Tage die Schweden die Feindseligkeiten beginnen würden. Und so geschah es. Am 9. Juni lagerte das schwedische Heer rings um die Stadt, die Geschütze waren aufgefahren und begannen gegen die Mauern zu spielen, daß von dem Donner derselben, wie uns Lokel erzählt, „die Häuser und die Leute bebten."

In den Straßen beider Städte wogte das Volk auf und nieder. In wilden Fluchworten wurde der Verräter Schwarzenberg verwünscht, dessen Rat die Stadt den Schrecknissen einer Belagerung und nach der unvermeidlichen Einnahme durch die stets siegreichen Schweden den Greueln einer Plünderung ausgesetzt habe. Auch der Kurfürst begann ängstlich zu werden und einzusehen, daß er zu sehr auf die Langmut seines königlichen Schwagers gerechnet habe; er hätte jetzt recht gern die Forderung von Spandau zurück-

genommen und diese Festung den Schweden überlassen, aber mit einem so geringfügigen Zugeständnis war Gustav Adolph nicht mehr zu befriedigen. Der sächsische Feldmarschall von Arnim, ein geborener Uckermärker, der sich gerade in Berlin befand, erhielt von dem Kurfürsten den Auftrag, in das schwedische Lager zu reiten, um als Friedensvermittler zu dienen.

Es waren bange Stunden, welche die Bürger von Berlin verlebten, während Arnim sich im schwedischen Lager befand. Endlich kam er zurück, aber er brachte noch immer den Frieden nicht mit.

Gustav Adolph hatte den Feldmarschall freundlich empfangen, aber sich mit großer Erbitterung über Georg Wilhelm ausgesprochen. „Mein Schwager," so hatte er gesagt, „hat die kaiserlichen Truppen in seine Länder aufgenommen, hat sie mit allen Bedürfnissen unterstützt, hat ihnen alle Festungen und Plätze, welche sie begehrten, geöffnet und durch alle diese Dienstleistungen doch nicht so viel erreicht, daß er und sein Volk nur menschlich behandelt worden wären. Alles, was ich von ihm verlange, ist: Sicherheit beim Glückswechsel, eine mäßige Summe Geldes und Brot für meine Truppen; dagegen verspreche ich ihm Schutz gegen jeden Feind und Entfernung des Kriegsschauplatzes von der Mark. Auf diesen Forderungen aber bestehe ich durchaus. Der Kurfürst entschließe sich daher, ob ihm meine Freundschaft nützen oder meine Feindschaft seine Hauptstadt die Schrecken der Plünderung erfahren lassen soll."

Georg Wilhelm zögerte noch immer mit der Entschließung: er suchte zu unterhandeln, von den Forderungen Gustav Adolphs abzudingen, vergeblich! — Die drohende Haltung des Volks von Berlin, welches laut Frieden und Bündnis mit den Schweden forderte, die noch drohendere der Armee vor den Thoren, welche ihre Feuerschlünde gegen die Hauptstadt spielen ließ, gab den Ausschlag. Georg Wilhelm entschloß sich endlich, auf alle ihm gestellten Bedingungen einzugehen. Er begab sich selbst auf Begleitung des Kurprinzen in das schwedische Lager, und hier wurde am 11. Juni ein Vertrag abgeschlossen, nach welchem sich der Kurfürst verpflichtete, den Schweden eine monatliche Unterstützung von 30,000 Thalern zu gewähren, ihnen Spandau von neuem einzuräumen und auch Küstrin, wenn es nötig sein würde, zu öffnen.

Nach Abschluß dieses Vertrages zog Georg Wilhelm nach Berlin zurück. Gustav Adolph ließ ihm eine gewaltige Ehrensalve geben. Die 90 Geschütze, welche aufgestellt waren, um, sobald der wirkliche Kampf beginnen sollte, die Stadt zu beschießen, wurden gelöst. War es Zufall oder war es vielleicht eine versteckte Absicht, daß von den 90 Geschützen 40 eine volle Kugelladung trugen? Man sagt, es sei vergessen worden, die Kugeln aus den Röhren herauszuziehen. Gewiß ist, daß die Ehrensalve den Bürgern von Berlin einen furchtbaren Schrecken einjagte; denn die Kugeln schlugen in die Dächer der Stadt und zertrümmerten die Ziegel. Einen weiteren Schaden richteten sie nicht an; aber sie zeigten, welches Schicksal Berlin bedroht hätte, wenn es wirklich zum Kampf gekommen wäre.

So lange Gustav Adolph lebte, hielt er unter seinen Soldaten eine Disziplin, welche Bürger und Bauern vor allzu großen Drangsalen schützte. Er duldete nicht, daß seine Truppen in der Mark Brandenburg besonderer Erpressungen sich schuldig machten, und so war denn der Zustand des Landes trotz der Kriegsnot noch einigermaßen erträglich, wenn auch natürlich Gewerbe

und Verkehr fast vollständig stockten, wenn auch die hohen Steuern kaum zu zahlen waren, und daher das Land mehr und mehr verarmte.

Den Höhepunkt des Schreckens sollte der dreißigjährige Krieg für die Mark Brandenburg und auch für Berlin erst nach dem Heldentode Gustav Adolphs auf dem Schlachtfelde von Lützen gewinnen. Jetzt überschwemmten wieder die Kaiserlichen das Land, und auch vor Berlin erschien ein Teil des Wallensteinschen Heeres unter dem Obersten Winß. Der brandenburgische Oberst Volkmann, welcher die Besatzung kommandierte, steckte, wie uns Lokel erzählt, die Trommeln feige in den Sack und flüchtete mit seinen Mannschaften nach Spandau, indem er den Bürgern von Berlin überließ, sich selbst zu helfen, wenn sie könnten.

Die Zeiten, in welchen die trotzigen Bürger vor einem herannahenden Feinde die Thore schlossen, in denen sie selbst die Wälle besetzten, um den Kampf aufzunehmen, waren längst vorüber. Der Kampfmut hatte die Berliner verlassen, die Gräben waren zum Teil verschüttet, die Wälle zu schwach und die Mauern nicht fest genug, um einer regelmäßigen Belagerung zu widerstehen. — Statt zu den Waffen zu greifen, liefen die Bürger in die Kirche und flehten Gott um den Schutz an, den sie sich selbst zu gewähren nicht mehr wagten. Der Propst von Berlin, George Lilien, hielt am 20. November 1633, während die Kaiserlichen draußen vor den Thoren lagerten, eine überaus rührende Predigt vor einer zahlreichen Zuhörerschaft, in der er den schluchzenden Andächtigen zurief: „Herr, komm herab, ehe denn unsere Stadt und Land stirbt!“ Und nach der Predigt eilten Gesandte des Rates hinaus zu dem Obersten Winß, um mit ihm zu unterhandeln, seine Nachsicht anzuflehen, während schon die kaiserlichen Reiter die Häuser in der Schäfergasse vor dem Köpenicker Thore erbrochen hatten und aus den Ställen bei denselben die Schafherden forttrieben.

Winß verlangte von der Stadt 20,000 Thaler, wenn er sie mit Einquartierung verschonen solle, die Berliner versicherten, nicht mehr als 2000 Thaler geben zu können. Während noch die Unterhandlungen schwebten, nahte der sächsische Feldmarschall von Arnim mit einem Heere, und jetzt gaben die Kaiserlichen auf das eiligste Fersengeld. Die Berliner Geistlichen schrieben die Flucht der Feinde dem trefflichen Gebete des Propstes zu, und der geistliche Chronist schreibt darüber:

> „Nach beendigter Betstunde traktiereten einige von den Ratsdeputierten mit den Kaiserlichen zu Hönow und waren bemühet, sie mit einer bewilligten Brandschatzung abzuweisen. Welche aber in der That ihr Gebet erhöret gefunden, indem der Feind sich mit großer Flucht davon gemacht und Gott sie dergestalt mit Blindheit geschlagen, daß sie die Bäume für eine Menge schwedischer Reiter angesehen und sich vor ihnen fürchtend, Alles verlassen und davon gegangen, welches Alles einzig und allein zur Ehre Gottes und dieser Wunderthat, welche sich bei diesem Gebet damals zugetragen, angeführet.“

So glücklich wie bei diesem Ueberfall durch die Kaiserlichen unter dem Obersten Winß erging es fortan den Berlinern nicht mehr, sie sollten bald auf das schwerste durch den Krieg leiden und fast unerschwingliche Kontributionen an den Feind zahlen; die Schweden, welche bisher die märkischen

Städte mit Kontributionen verschont hatten, wurden wahre Blutsauger für die Mark Brandenburg; denn Georg Wilhelm ließ sich durch Schwarzenbergs unglückliche Ratschläge verleiten, zur kaiserlichen Partei überzutreten und zwar gerade in einer Zeit, in welcher die Schweden fast die ganze Mark Brandenburg besetzt hatten. Vom Jahre 1635 an war die Mark Brandenburg der Tummelplatz der feindlichen Heere; bald kamen die Kaiserlichen, bald die Schweden, und beide überboten sich in Raublust und Grausamkeit.

Georg Wilhelm selbst hatte sich in Sicherheit gebracht. Er saß ruhig in Preußen, während sein unglückliches Land von den rohen Soldatenhaufen sowohl des Freundes als des Feindes ausgeplündert und verheert wurde. Berlin erfuhr die Not des Krieges im ausgedehntesten Maße. Gerade die Residenz war der lockendste Zielpunkt für die schwedischen Kriegsunternehmungen; denn hier ließen sich größere Kontributionen auferlegen und eintreiben als in den unbedeutenden Landstädtchen.

Der Oberst Jenß von Hadersleff erschien am 31. Oktober 1636 in Berlin mit 44 Kanonen und 12,000 Mann. Die Geschütze wurden zum Teil auf dem Markte, zum Teil vor den Thoren aufgefahren, und die Mannschaft lagerte sich bei denselben, in jedem Augenblicke bereit, den Kampf gegen die Bürger, oder besser gesagt, die Plünderung der Stadt zu beginnen. Er verlangte 30,000 Thaler bares Geld; dann kam der General Wrangel, der 60,000 verlangte und sich nur mit Mühe bewegen ließ, die dem Obersten Jenß von Hadersleff bereits bezahlte Summe davon in Abzug zu bringen und sich mit der Lieferung von 3000 Paar Schuhen, 3000 Paar Strümpfen, 15,000 Ellen Tuch und 1000 Thalern barem Gelde zufrieden zu geben. Neue schwedische Scharen stellten neue Forderungen, und stets mußten die Berliner geben, denn die schwachen Festungswerke genügten kaum, eine Räuberschar von der Stadt abzuhalten, obgleich sie in den letzten Jahren auf Befehl des Grafen Schwarzenberg etwas aufgebessert waren, viel weniger einer Belagerung durch ein schwedisches Heer Trotz zu bieten.

Und als die Schweden abgezogen waren und die Bürger aufzuatmen begannen, da hielt Schwarzenberg strenges Gericht über die Schwedenfreunde. Er machte den Bürgern von Berlin Vorwürfe, daß sie sich so furchtsam gegen den Feind gezeigt, daß sie die Stadt nicht verteidigt hätten, ließ er doch sogar den Bürgermeister Blechschmidt als Schwedenfreund gefangen nach Spandau abführen. Etwas Wahres lag in diesem Vorwurf, denn die Bürger von Berlin hatten in der That den Mut, sich zu verteidigen, so vollständig verloren, daß sie die Thore selbst vor solchen feindlichen Scharen öffneten, denen sie wohl hätten widerstehen können. Der fürchterliche Krieg hatte eine tiefe Entsittlichung des Volkes zur Folge, welche die letzte Spur der Mannhaftigkeit, durch welche sich früher die Bürger von Berlin und Cöln ausgezeichnet hatten, verwischte. Die Bürgerschaft war zu einer vor dem Feinde zitternden Herde geworden, sie wagte wohl noch zu grollen und zu schimpfen, nicht aber zu kämpfen.

Deutschland wurde ein großes Grab! Ein Grab des Wohlstandes und der Sittlichkeit, des Rechtes, der Religion, der Wissenschaft und Kunst. Und wie im übrigen Deutschland, so sah es auch in der Mark Brandenburg, so sah es auch in Berlin aus, wenn auch hier nicht gerade der Gipfelpunkt des Elends war. Die Bürgerschaft war verarmt, entsittlicht und durch die Kriegs-

not sowie durch fürchterliche Pesten in ihrer Anzahl um die Hälfte zusammengeschmolzen. Schon im Jahre 1637 waren in Berlin 168 Häuser ganz verlassen, und viele Häuser wurden nur von Witwen und Waisen bewohnt, welche nichts zu den städtischen Lasten beizutragen vermochten, sondern die allgemeine Mildthätigkeit in Anspruch nahmen. Die männliche Bevölkerung war durch Pest und Krieg so weit aufgerieben, daß kaum mehr die Thore besetzt werden konnten, um die Stadt gegen einen Räuberanfall zu sichern.

Wie groß der allgemeine Jammer war, zeigt uns eine Vorstellung, welche der Magistrat von Berlin im Jahre 1640 an den Kurprinzen Friedrich Wilhelm richtete, und welche uns ein klares Bild der Zustände der Residenz in jener Zeit giebt. Das Volk, so sagte der Rat, sei durch Feind und Freund entnervt und das Land zur Wüste gemacht. Das Volk darbe, während die Offiziere herrlich und in Freuden lebten. Die Zügellosigkeit der kurfürstlichen Reiter sei so groß, daß kein Pferd, keine Kuh, kein Ochse und selbst kein Mensch vor derselben gesichert sei, der Ackerbau könne daher selbst in den besten Gegenden nicht betrieben werden. Geschäfte und Nahrung hörten auf, Städte, Dörfer und Flecken ständen wüste! In den Städten habe man den Bürgern Häuser, Aecker, Wiesen u. s. w. genommen und sie den Offizieren gegeben. Berlin habe 1638 und 1639 monatlich zum Unterhalt der kurfürstlichen Völker bald 3000, bald 2711, bald 1800, bald 2100 Thaler und Cöln nach Verhältnis gegeben ohne das, was die Schweden geraubt hätten. Die Ratsdörfer lägen in Asche, kurz die beiden Städte Berlin und Cöln wären durch Brand, Raub und Bedrückung in die äußerste Armut geraten. Viele hätten geeilet durch Wasser, Strang und Messer ihrem elenden Leben ein Ende zu machen, und der Rest sei im Begriff, mit Weib und Kind die Wohnungen zu verlassen und ins bitterste Elend zu gehen.

Die Residenzstadt Berlin bot in der so traurigen Zeit des dreißigjährigen Krieges ein jammervolles Bild des Verfalls und der Zerstörung. Die früher so beliebten Volksfeste hatten aufgehört, die Schützengilden waren aufgelöst, niemand dachte mehr daran, vor den Thoren im Freien einen frohen Tag zu verleben, zu jubeln, zu tanzen und dann im lustigen Zuge heimzuziehen. Wer hätte zu einem solchen Unternehmen wohl den Mut haben können, da unmittelbar vor den Thoren sich ein wüstes Raubgesindel umhertrieb? Durfte doch niemand, ohne bewaffnet zu sein, die Stadt verlassen, und auch dann noch war es gefährlich genug; meist schlossen sich, selbst zu einer kleinen Reise nach dem nächsten Städtchen, eine Anzahl von Bürgern zu einer wohlgeordneten Schar zusammen, dann wurde ein Anführer gewählt, man entsandte eine Vorhut und Nachhut und marschierte in Reihe und Glied wie ein Haufen Soldaten, um in jedem Augenblicke gerüstet zu sein, den Wegelagerern, die etwa aus dem Busche hervorbrechen konnten, mit gewaffneter Hand entgegenzutreten. Eine Reise von Berlin nach Rixdorf war ein gefährliches Unternehmen, und wollte man gar nach Köpenick reisen, so durfte dies ohne die geschilderten Vorsichtsmaßregeln niemals geschehen.

Der Berliner hat zu allen Zeiten einen leichten Sinn gehabt, der wohl dem Leichtsinne nahe genug verwandt ist; er bedarf des Vergnügens wie des täglichen Brotes, und selbst die traurigsten Zeiten vermögen nicht, ihm dieses Bedürfnis zu nehmen. Trotz aller Kriegsnöte, Abgaben und Kontributionen, trotz der Pesten und anderer schweren Leiden, welche die Residenz heimsuchten,

waren die Berliner in der Zeit des dreißigjährigen Krieges doch so vergnügungssüchtig wie jemals vorher oder nachher. Kaum glaublich erscheint es, und doch wird es uns bestätigt durch alle gleichzeitigen Geschichtsschreiber, daß, während ein Teil der Bevölkerung fast verhungerte, während die Pest ihren mörderischen Umzug hielt, während Kaiserliche und Schweden abwechselnd die Stadt brandschatzten, doch die Sucht nach Lustbarkeit, der Drang nach schwelgerischen Festen nicht erloschen war. Das Vergnügen hatte freilich einen anderen Charakter gewonnen. Wer wußte, was morgen kam? Nur das Heute gehörte dem Frohen! Wozu sparen, wenn morgen vielleicht die Schweden oder die Kaiserlichen in die Stadt eindrangen und den Sparpfennig an sich rissen? Morgen droht vielleicht ein schaudervoller Tod unter den Mörderhänden entmenschter Soldaten, deshalb lustig heute bis zur tollsten Ausgelassenheit! Zu keiner Zeit waren die Trinkstuben von Berlin so fleißig von den Bürgern besucht wie während des dreißigjährigen Krieges, zu keiner Zeit wurde in ihnen mit solcher Unmäßigkeit getrunken.

Das Leben am Hofe des Kurfürsten Georg Wilhelm übte einen nicht zu verkennenden, nachteiligen Einfluß auf das Leben des Volkes in Berlin aus. Dies Hofleben aber wurde naturgemäß durch die Persönlichkeit des Kurfürsten erschaffen. In Georg Wilhelm vereinigte sich eine finstere Frömmelei mit grober Genußsucht. Ein fröhliches Volksfest, eine Theatervorstellung waren ein Greuel für ihn, während er an einem wüsten Trinkgelage seine Freude fand.

Vor allen anderen Volksbelustigungen haßte Georg Wilhelm das Theater. Sobald er zur Regierung gekommen war, entließ er die Komödianten, Seiltänzer und Gaukler, welche von seinem Vater zur Erheiterung der Hoffeste und zur Aufführung von Komödien für das Volk angestellt worden waren. Dem Aufschwunge des Theaters in Berlin, der sich unter dem Kurfürsten Johann Sigismund bemerklich gemacht hatte, folgte daher sogleich ein um so tieferer Verfall dieser Volksbelustigung. In den ersten Jahren seiner Regierung zeigte sich Georg Wilhelm noch nicht als ein Feind der Theatervorstellungen, er erließ wenigstens keine Verbote gegen dieselben, sondern gestattete sie während seiner Abwesenheit in Preußen, und einmal erhielt sogar der damals berühmte Schauspieler Lassenius die Erlaubnis, die Bewohner der Residenz während der Anwesenheit des Kurfürsten in Berlin mit seinen Lustspielen zu erheitern. Georg Wilhelm wohnte selbst dem Schauspiele bei und bewunderte die Geschicklichkeit des Künstlers, den er dafür durch ein eigentümliches Geschenk, ein berühmtes in Holland herausgegebenes Werk über die Geschichte der Religionen, belohnte; trotz dieser Bewunderung für die Kunst des Schauspielers blieb Georg Wilhelm dem Schauspiel doch abgeneigt; er hielt es für ein Satanswerk und die Schauspieler für verlorene Seelen, welche dem Himmel nur wiedergewonnen werden könnten, wenn sie ihrer Kunst entsagten.

Georg Wilhelm glaubte daher ein gottgefälliges Werk zu thun, wenn er den Schauspieler aus dem Höllenpfuhl errettete. Er ließ Lassenius zu sich kommen und unterhielt sich über eine Stunde höchst gnädig mit ihm; er stellte ihm vor, wie sündhaft seine jetzige Lebensart sei, zumal da Gott selbst in dieser trüben Zeit durch Pest, Krieg und Hungersnot seinen Zorn beweise; er forderte ihn deshalb alles Ernstes auf, sein sündhaftes Leben aufzugeben.

Lassenius hat später in der That das Schauspiel verlassen und ist sogar ein arger Feind desselben geworden, ob aber die kurfürstliche Ermahnung dies bewirkt hat, darf bezweifelt werden.

Weit energischer als gegen Lassenius zeigte sich der Kurfürst gegen die Berliner, als diese sich einst mit Theaterspiel belustigen wollten. Im Jahre 1623 war eine Gesellschaft fremder Gaukler mit Trommeln und Trompeten durch die Stadt gezogen und hatte auf offenem Markte ihre Schaustellungen unter Genehmigung des Rates gezeigt. Hierüber war Georg Wilhelm höchst ungehalten, und der Rat mußte sich sehr demütig entschuldigen, daß er nur aus Versehen seine Erlaubnis zu dem Gaukelspiele gegeben habe.

Sogar die Schulkomödien waren dem Kurfürsten widerwärtig, und als im Jahre 1629 der Rat den Schülern erlaubt hatte, eine Komödie aufzuführen, erhielt er wieder ein sehr ungnädiges Schreiben des Kurfürsten, in welchem dieser sich weitläufig über die Gottlosigkeit des Schauspiels aussprach und dabei ein Zeugnis seines Aberglaubens ablegte, indem er sagte:

„Wollen uns denn die vielen Wunderzeichen, die allein in diesem Jahre so haufenweise gesehen worden sind, — darunter das gewiß was sonderliches ist, daß man dasjenige Prodigium, so am 30. August wie ein Drache gestaltet gewesen, in die 24 Meilen gesehen hat, welches wohl von keinem Wunderzeichen gehört sein wird — nicht nur so weit erweichen lassen, daß wir unser Gemüt und Herzen von solchen heillosen Dingen, die da Gnade bei Gott zu erlangen gar nicht dienen, abwenden kunnten?"

Vernünftigerweise tadelte übrigens der Kurfürst in demselben Schreiben, daß sich die Schüler bei der Komödie mit goldenen Ketten geschmückt hätten, indem er darauf aufmerksam machte, es sei weit klüger, goldene Ketten in Kriegszeiten im Kasten zu behalten, anstatt sie den habgierigen Soldaten, welche sich etwa in den Straßen umhertrieben, zur Schau zu stellen.

Bei der Abneigung, welche Georg Wilhelm gegen das Theater hegte, konnte von weiteren Versuchen der Schauspieler in Berlin um so weniger die Rede sein, als der Rat der Stadt längst aufgegeben hatte, eine Selbständigkeit zu beanspruchen. Der Wille des gnädigsten Kurfürsten war in den meisten Fällen Gesetz für die Ratsherren, welche sich besonders bei solchen Veranlassungen stets ohne weiteres dem kurfürstlichen Gebote fügten. An die Stelle lustiger Schauspiele traten daher Buß- und Bettage, welche von Georg Wilhelm bei jeder Gelegenheit angeordnet wurden. So mußten z. B. in allen Kirchen von Berlin Bußpredigten gehalten werden, als es im Mai des Jahres 1633, wie allgemein geglaubt wurde, Schwefel geregnet haben sollte, damit den Städten Berlin und Cöln nicht das Schicksal von Sodom und Gomorrha bereitet würde.

In seltsamem Widerspruch mit dieser zur Schau getragenen Frömmigkeit stand das Leben am Hofe Georg Wilhelms, unter dessen Augen sich der hohe Adel des Landes ohne Scheu den wildesten Ausschweifungen hingab. Besonders zeichnete sich der Hof durch mächtige Trinkgelage aus, an denen Georg Wilhelm mit Liebhaberei teilnahm; an der Spitze dieser Gelage standen der Oberst Curt von Burgsdorff, der spätere Oberkammerherr, und sein Bruder, der Oberstallmeister Ehrenreich von Burgsdorff. Curt von Burgsdorff war der Jugendfreund Georg Wilhelms. Er war mit diesem auferzogen und hielt

sich während seiner ganzen Regierung neben Schwarzenberg als sein erklärter Günstling. Burgsdorff beutete die Gunst des Kurfürsten für sich nach allen Richtungen aus; selbst in Zeiten, in denen das Hoflager im Schlosse zu Berlin sich in drückender Not befand, hielt er einen wahrhaft fürstlichen Hof. Alle aus jener Zeit stammenden Berichte stimmen darin überein, daß Curt von Burgsdorff ein wahrer Ausbund von frivoler Sittenlosigkeit gewesen sei. Es wird erzählt, daß Burgsdorff an der kurfürstlichen Tafel 18 Maß Wein bei einer Mahlzeit getrunken, und daß er öfters ein Maß in einem Zuge und in einem Atem geleert habe, daß überhaupt das starke Trinken am Hofe Georg Wilhelms als eine Haupttugend galt, so daß z. B. bei einem Kindtaufen, welches Georg Wilhelm im Jahre 1624 ausrichtete, von den Hof- und Staatsdienern nicht weniger als 4000 Tonnen Bier ausgezecht wurden.

Ein solches Hofleben konnte nur entsittlichend auf die Bürgerschaft der Residenz wirken, und es war daher ein Glück für dieselbe, daß der Kurfürst Georg Wilhelm schon im Alter von 45 Jahren am 21. November 1640 zu Königsberg in Preußen sein Leben beschloß.

Achtes Kapitel.

Mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms, der in der Geschichte den Ehrennamen „der große Kurfürst" erhalten hat, beginnt für die Stadt Berlin eine neue Zeit; es wird daher nötig sein, daß wir zurückblicken, um uns das Bild unserer Stadt, wie sie beim Regierungsbeginn dieses Fürsten sich uns darstellt, zu vergegenwärtigen.

Die Ausdehnung der Stadt war in dem letzten Jahrhundert nicht bedeutend gewachsen, da sich innerhalb der Ringmauern Platz genug zu neuen Anbauten fand. Hier und da waren allerdings vor den Thoren Vorstädte entstanden, diese hatten aber das Schicksal der meisten offenen Städte und Dörfer im dreißigjährigen Kriege erlitten, sie waren der Sicherheit der eigentlichen Residenzstadt wegen teils abgebrochen, teils abgebrannt worden. Im Jahre 1639 hatte der Graf Schwarzenberg die an der Stadtmauer liegenden Häuser und Gärten durch den Ingenieur Holst abbrechen lassen, am 10. Februar 1640 ließ er bei Annäherung der Schweden den größten Teil der Vorstädte von Berlin und am 18. Januar 1641 die sämtlichen Vorstädte von Cöln abbrennen, so daß die Residenz sich wieder fast nur auf die innerhalb der Ringmauern liegenden Baulichkeiten beschränkte.

Im Inneren der Stadt aber sah es traurig genug aus. Die Bevölkerung von über 12,000 Seelen war bis zur Hälfte zusammengeschmolzen, so hatten Kriegsnot und Pesten besonders in dem letzten Jahrzehnt gewüstet. Eine große Anzahl von Häusern stand ganz leer*) mit verschlossenen, ja vernagelten

*) Berlin bestand aus 845, Cöln aus 364 Häusern, von denen in Berlin an 200, in Cöln an 150 ganz leer standen. Ein Teil der unbewohnten Häuser war aus Mangel an Ausbesserung eingefallen.

Thüren und Fenstern, und wer an diesen vorübergehen mußte, der machte gern einen kleinen Umweg nach der anderen Seite der Straße, damit ihn nicht aus irgend einer durch Versehen offen gebliebenen Ritze ein giftiger Pesthauch treffe.

Die Stadt selbst bot in keiner Beziehung, weder durch die Bauart, noch durch Ordnung und Reinlichkeit auf den Straßen, das Bild einer kurfürstlichen Residenz. Wer hätte wohl in der schweren Kriegszeit Geld und Lust gehabt, sich um Baulichkeiten oder gar um Verschönerung der Stadt, um die Reinhaltung der Straßen u. s. w. zu kümmern? Alte, meist hölzerne Häuser, welche mit den Giebeln nach der Straße standen, und zwischen denen sich schmutzige Gänge hinzogen, bildeten die Wohnstätten der Residenzler und gaben der Stadt um so mehr ein verfallenes und ärmliches Ansehen, da seit einer Reihe von Jahren nichts an ihnen ausgebessert worden war.

Da, wo heute in Berlin die Burgstraße mit ihrer prächtigen Häuserreihe prangt, zog sich damals ein elender schmutziger Gang an der Spree entlang, in den einige Hinterhäuser hineinragten. Die Heiligegeiststraße war zum größeren Teil noch gar nicht bebaut; ein wüster Platz, auf dem die Tuchmacher ihre Tücher aufspannten, zog sich von derselben bis zur Spree hin. Selbst in den Hauptstraßen von Berlin befanden sich noch unbebaute Plätze, so auch in der Klosterstraße, denn wo ein Haus verfallen war, hatte niemand daran gedacht, es wieder aufzubauen. Der Mühlendamm zeigte ebenfalls keine Häuserreihen, es war ein einfacher Gang nebst Brücke über das Gerönne der Mühlen von Berlin nach Cöln.

Nicht viel weniger armselig als Berlin sah auch Cöln aus, obgleich hier die unmittelbare Nähe des kurfürstlichen Schlosses wohl einige Einwirkung gehabt hatte. Die Fischerstraße bestand aus lauter ganz armseligen Hütten, die Grünstraße zeigte noch manche wüste Stelle, und fast nur am Cölnischen Fischmarkt, in der Roßstraße und in der Brüderstraße standen einige ansehnlichere Häuser neben ärmlichen hölzernen Baracken. Selbst die Breitestraße war noch durch Krambuden und Fleischscharren ausgefüllt, welche erst später (1667) in die Nähe des Cölnischen Rathauses, in die nach ihnen genannte Scharrenstraße, verlegt wurden.

Einen besonders jammervollen Anblick gewährte der Schloßplatz, der zur Zeit Joachims II. und Johann Georgs der Stolz der Kurfürsten gewesen war. Vom Dom bis zur langen Brücke zog sich die halbverfallene Mauer der alten Stechbahn hin, an dieser standen viele Krambuden, die aber infolge der herrschenden Not, des mehr und mehr verfallenden Handels und Verkehrs sehr armselig aussahen. Der Dom selbst war nicht mehr die prachtvolle Kirche der schwarzen Brüder. Er trug ebenfalls Zeichen des Verfalls und diente keineswegs zur Zierde des Platzes und ebensowenig die halb eingerissene Kirchhofsmauer desselben.

Das Schloß befand sich im traurigsten Zustande. Während der ganzen Regierungszeit Georg Wilhelms war nichts an dem Gebäude gethan, als daß hier und da neue Fensterscheiben eingesetzt worden waren. Der Kurfürst hatte selbst das Mauerwerk verfallen lassen; um es vor gänzlichem Einsturze zu bewahren, stützte man es wohl mit Pfählen, die aber dem Bau sicherlich nicht zum Schmucke dienten. Das Dach war schadhaft und wurde nicht genügend ausgeflickt, sodaß Regen und Schnee in die Hallen schlagen konnten.

Der Altan war schon im Jahre 1629 so baufällig, daß man seinen Einsturz befürchtete, aber Georg Wilhelm ließ ihn in diesem Zustande, weil er die Summe von 10 000 Thalern, welche für die Ausbesserung erforderlich war, nicht aufzubringen vermochte.

Da, wo heute das Rote Schloß steht, lag ein wüster, öder Platz, der zum Palast des Grafen von Schwarzenberg in der Brüderstraße gehörte. Die Schloßfreiheit war noch nicht bebaut, sie bildete einen zum Werder gehörigen leeren Platz. Der Lustgarten war wieder eine Oede geworden, ein verwilderter Busch, der in seinem hinteren Teile einen übelriechenden Sumpf bildete.



Das Denkmal des Großen Kurfürsten, von Schlüter (1703).
Seit dem Umbau der Kurfürsten-(Langen) Brücke 1895 auf erhöhtem Sockel.

Jenseits der heutigen Schloßbrücke begann der Tiergarten. Die Schloßbrücke bestand damals schon, sie hieß die Neue Brücke, später erhielt sie den Namen Hundebrücke; sie verband den Lustgarten mit dem Tiergarten, der früher zur Hegung des Wildes eingezäunt war, und in dem an Stelle der heutigen Bank ein Jägerhof nebst einem Vorwerke lag. Im dreißigjährigen Kriege war aber der Tiergarten ganz verwildert, die Einhegung war zerstört, und auch die Neue Brücke mag zur Sicherheit der Stadt abgebrochen worden sein.

Links von der Neuen Brücke, vom Schlosse aus gerechnet, lag auf dem Werder an der Spree eine Walk- und Schneidemühle; daneben standen einige halbzerfallene, dem Kurfürsten gehörige Häuser, und an der Stelle, wo sich heute die Werdersche Kirche erhebt, stand das kurfürstliche Reithaus, welchem das Dach fehlte, und dessen Wände daher nach und nach einfielen.

Dem Zustande der Häuser entsprach der der Straßen der Residenz, teils waren sie ungepflastert, teils war das Pflaster so verdorben, daß die tiefen Löcher es gefährlich machten, in der Dunkelheit durch Berlin und Cöln zu reiten. Man besserte den Weg mitunter dadurch aus, daß man das Auskehricht in die Pflasterlöcher warf, um sie zu füllen; bei schlechtem Wetter wurden aber gerade durch diese Ausbesserung die Straßen fast unpassierbar. Es gehörte die Uebung eines Berliners dazu, sich durch den entsetzlichen Kot einen Weg zu bahnen. Noch immer herrschte die alte Unsitte, daß die Bürger sich in der Stadt, um die Abfälle ihrer Hauswirtschaft zu verwerten, Schweine hielten. Die ganze Stadt war voll von Schweinekoben, welche in den Gängen zwischen den Häusern und sogar auf den Straßen unter den Fenstern erbaut waren.*) Diejenigen Bürger, deren schmaler Tisch nicht Abgänge genug für das liebe Vieh lieferte, ließen die Schweine frei in den Straßen herumlaufen, dort fanden sie in dem unergründlichen Schmutz Futter genug, zerwühlten die vor den Thüren liegenden Misthaufen und zerstreuten diese, oder sie wälzten sich in den schlammigen Kanälen, welche einen entsetzlichen Geruch aushauchten. Es war kein leichtes Unternehmen, bei Nacht ohne Laterne eine Wanderung durch die Straßen der Residenz anzutreten. Gelang es dem Verwegenen wirklich, die Schmutzlöcher im Pflaster zu vermeiden, nicht über die Koben zu fallen, sich nicht auf einem Misthaufen zu betten, so durfte er doch schwerlich seine Reise vollenden, ohne daß ihm einer der grunzenden Vierfüßler zwischen die Beine kam, denn die Schweine lagerten harmlos in den belebtesten Straßen der Stadt.

Wie die Straßen so die Brücken. Man ließ sie sorglos verfallen; selbst die Lange Brücke, welche doch die wichtigste Verbindung zwischen Berlin und Cöln bildete, war im Jahre 1638 so baufällig, daß die Ueberfahrt für schwere Lasten gefährlich wurde. Auch die früher so festen Mauern, Türme und Thore befanden sich in dem traurigsten Zustande.

In dem langen Frieden vor dem dreißigjährigen Kriege war den Bürgern die Befestigung der Stadt entbehrlich geworden. Man fürchtete einen räuberischen Adel nicht mehr, und gegen die Strolche, welche sich etwa in der Myrica oder in den benachbarten Heiden umhertrieben, genügten die geringsten Befestigungsmittel. Die Bürger hatten daher nicht daran gedacht, die Festungswerke zu verbessern, sie hatten diese kaum erhalten und die Türme und Wachthäuser zu Arreststationen für Verbrecher hingegeben, das Georgenthor war zu einem solchen Zwecke besonders eingerichtet worden. Einen Teil der Wachthäuser benutzte der Rat sogar zu Dienstwohnungen niederer Beamten, oder er vermietete sie an arme Leute. Die Stadtmauer war verfallen und konnte an vielen Stellen kaum noch einen Schutz gewähren, denn die betriebsamen Bürger hatten an die innere Seite Häuser angebaut, ohne dabei vom Rate gestört zu werden.

Erst die Schrecknisse des dreißigjährigen Krieges, das häufige Erscheinen bald der Kaiserlichen, bald der Schweden vor den Thoren der Residenz er-

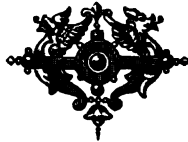
*) In der Bauordnung der Stadt Berlin vom 30. November 1641 steht in § 4: „Es unterstehen sich auch viele Bürger, daß sie auf den freien Straßen und oft unter den Stubenfenstern Säu- und Schweineställe machen, welches E. E. Rat durchaus nicht leiden und haben will.“

weckte in der kurfürstlichen Regierung den Wunsch, die Befestigungswerke zu erneuern und zu verbessern, denn die alten Werke wären, selbst wenn sie ihre frühere Festigkeit erhalten hätten, doch nicht genügend gewesen, um die Stadt gegen eine Beschießung mit den in den letzten Jahren wesentlich verbesserten Kanonen zu schützen.

Vom Jahre 1630 an ergingen fortwährend Befehle an die Bürger, die Wälle zu verbessern und Schanzen anzulegen; jeder Bürger sollte sich an dieser Arbeit beteiligen, und auch die Bauern aus der Umgegend sollten zu derselben herangezogen werden. Diese Befehle aber fanden nur einen zögernden Gehorsam. Die Berliner hatten weder Vertrauen zum Kurfürsten, noch zu ihrer eigenen Kraft. Sie fürchteten, daß ihre Stadt, wenn sie nach einer Belagerung erobert würde, ein schlimmeres Schicksal erfahren könnte als bei friedlicher Uebergabe, und sie legten daher durchaus keinen Eifer zur Schanzarbeit an den Tag.

So wurden denn die Befestigungsarbeiten von keinem besonderen Erfolge gekrönt, und erst, als selbst kleine feindliche Scharen von den Bürgern Kontributionen ertrotzten, erfüllten die Berliner die Befehle Schwarzenbergs pünktlicher, und es wurde nun vom Jahre 1637 an fleißig an der Befestigung gearbeitet. Man erbaute ziemlich ansehnliche Erdwerke; welche den Werder und damit eine schwache Stelle von Cöln schützten, und bepflanzte diese mit Geschützen. Sie zogen sich von der Stelle, wo die Alte Leipzigerstraße an der Jungfernbrücke mündet, etwa zur Jäger- und Kurstraßen-Ecke, von hier im rechten Winkel nach dem Werderschen Markt und dann in der Richtung der Oberwallstraße fort bis zum Gießhause, wo sie sich hinter dem Gießhause in einem Bogen bis zum jetzigen Kupfergraben ausdehnten.

Schwarzenberg mochte wohl glauben, daß diese Befestigungslinie stark genug sei, wenigstens einen augenblicklichen Anprall eines Feindes abzuhalten, sonst würde er schwerlich es gewagt haben, dem Unwillen der Berliner Bürger durch den gehässigen, bereits erwähnten Befehl, die Vorstädte abzubrennen, zu trotzen; gegen eine wirkliche Belagerung durch ein auch nur einigermaßen bedeutendes, feindliches Heer genügte sie aber nicht.



Fünfte Abteilung.

Berlin zur Zeit des großen Kurfürsten.



Erstes Kapitel.

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst! Ein Name, der mit unverlöschlichen Zügen eingegraben ist in die Tafeln der preußischen Geschichte. Noch heute denkt das Volk mit Bewunderung an den Fürsten, dem Preußen seine Macht und seine Größe verdankt.

Friedrich Wilhelm war am 6. Februar 1620 alten Stils*) zu Cöln an der Spree geboren. Schon in seiner frühesten Jugend wurde er eingeweiht in das diplomatische Ränkespiel, welches gerade in jener Zeit an fast allen deutschen Höfen, am meisten aber am brandenburgischen herrschte. Am Hofe zu Cöln befeindeten sich, wie unsere Leser in den letzten Kapiteln zu beobachten Gelegenheit gehabt haben, zwei Parteien, die kaiserliche, an deren Spitze der Graf Schwarzenberg stand, und die schwedische, oder besser gesagt, die protestantische Partei.

Die Kurfürstin, eine Schwester des vertriebenen Winterkönigs, stand auf Seiten der protestantischen Partei; sie war eine entschiedene Feindin Schwarzenbergs, und der Statthalter wußte dies. Er bemühte sich daher nach bester Kraft, sie vom Hofe zu entfernen, um ihren Einfluß zu vernichten. Seine Bemühungen waren indessen vergeblich, und obgleich Schwarzenberg wünschte, daß die Kurfürstin ihren Hof nicht mehr im Schlosse von Berlin, sondern in dem von Küstrin halte, vermochte er doch Georg Wilhelm, der ihm sonst meistens nachgab, zu einem Befehle in dieser Beziehung nicht zu veranlassen. Dagegen aber wußte er zu bewirken, daß der Kurprinz aus Berlin entfernt werde; vielleicht fürchtete er, der Knabe möchte, wenn er fortwährend unter den Augen der Mutter bliebe, den Haß dieser gegen den allmächtigen Minister in sich aufnehmen.

Im Jahre 1627 wurde der Kurprinz dem gelehrten Kammerherrn und Rat Rumelian Gerhardt Kalkkuhn, genannt von Leuchtmar, zur Erziehung anvertraut und nach Küstrin geschickt unter dem Vorwande, daß er in diesem

---

*) Nach unserer Zeitrechnung am 16. Februar.

befestigten Orte vor etwaigen feindlichen Angriffen gesichert sei. Er erhielt eine Erziehung, wie sie eben den jungen Fürsten jener Zeit gegeben wurde. Man bildete ihn zu einem tüchtigen Jäger aus, lehrte ihn schießen, Vögel fangen, Falken beizen, und nebenbei wurde ihm dann auch einiger Unterricht in den Wissenschaften erteilt, besonders in den Sprachen, in der Muttersprache natürlich am wenigsten, denn man setzte in jener Zeit voraus, daß die Muttersprache sich von selbst erlerne.

Auf das Gemüt des lebhaften Knaben mußten die gewaltigen Kämpfe, welche in jener Zeit Deutschland erschütterten, einen bedeutsamen Einfluß üben. Wenn er auch fern von denselben erzogen wurde, wenn er auch wenig von dem eigentlichen Kriegsgetümmel sah, so hörte er doch täglich bald von Siegen der Kaiserlichen, von den Thaten dieses oder jenes großen Feldherrn, eines Tilly oder Wallenstein, bald von den gewaltigen Erfolgen des Schwedenkönigs Gustav Adolph, seines Oheims. Er war persönlich anwesend, als am 15. Juni 1632 die Leiche Gustav Adolphs in feierlichem Geleite zu Wolgast nach dem Schiffe, welches sie nach Schweden tragen sollte, gebracht wurde. Durch die Erzählungen von den Thaten der großen Männer, welche damals über die Geschicke Deutschlands entschieden, wurde der brennende Ehrgeiz in der Brust des Knaben geweckt.

Schon in seinem fünfzehnten Jahre hatte der Kurprinz die Erziehung vollendet, welche ihm in der Mark Brandenburg gegeben werden konnte. Er sprach Lateinisch, Französisch und Polnisch ziemlich geläufig, war ein Meister im Jagen und Reiten und hatte alle diejenigen Kenntnisse, welche ein junger Fürst seiner Zeit besitzen mußte. Sein Vater Georg Wilhelm hielt es deshalb für notwendig, ihn zu seiner weiteren Ausbildung nach der berühmten holländischen Universität Leyden zu senden. Es wird vielfach behauptet, der Graf Schwarzenberg habe diese Studienreise angeordnet, um sich des Kurprinzen zu entledigen. Daß dies aber nicht der Fall ist, sondern daß im Gegenteil die dem Grafen feindliche Partei am Hofe die Veranlassung der Reise war, geht am besten daraus hervor, daß der Graf erklärte, in den kurfürstlichen Kassen befände sich kein Geld zur Ausstattung des Prinzen für die Reise nach Holland, und daß die Kurfürstin aus ihren eigenen Ersparnissen 3000 Thaler vorschoß.

Begleitet von seinem Gouverneur, dem Herrn von Leuchtmar, dem Informator Müller und dem Kammerjunker Werner v. d. Schulenburg reiste Friedrich Wilhelm nach Holland ab. Der Aufenthalt des jungen Prinzen in dem blühenden Lande war von einer hohen Bedeutung für die Mark Brandenburg und besonders für unsere Stadt. Holland zeichnete sich damals vor allen anderen Ländern Europas durch seinen regen Gewerbefleiß aus. Die holländischen Häfen und Schiffswerften boten ein Bild des reichsten Verkehrs; der Ackerbau stand auf der höchsten Stufe, die Kunst wurde in dem reichen holländischen Staate noch geschützt, während sie der Kriegsgeißel in Deutschland längst erlegen war. Es konnte kaum einen grelleren Gegensatz geben als die verwüstete Mark Brandenburg und das reiche, blühende Holland. Hier lernte Friedrich Wilhelm die Segnungen eines ausgebreiteten Handelsverkehrs, einer tüchtigen Gewerbthätigkeit kennen, hier machte er die Studien für seine spätere gedeihliche Regierungsthätigkeit.

In die Mark zurückgekehrt, wurde er mit glänzenden Feierlichkeiten empfangen. Auch der Graf Schwarzenberg gab in Berlin ein Gastmahl, welchem

der Kurfürst und der Kurprinz beiwohnten. Nach demselben wurde Friedrich Wilhelm plötzlich schwer krank, und es ist vielfach versichert worden, der Kurprinz sei mit einem Bissen Brot vergiftet worden; er selbst glaubte dies ebenfalls, obgleich nach den Aussagen der Aerzte sein Unwohlsein lediglich den Masern, die bald zum Ausbruche kamen, zuzuschreiben war. Die Krankheit wurde schnell geheilt, so daß Friedrich Wilhelm seinen Vater auf einer Reise nach Königsberg in Preußen begleiten konnte. Er befand sich noch dort, als Georg Wilhelm am 21. November 1640 (alten Stils) einem langen Leiden erlag.

Friedrich Wilhelm war 20 Jahre alt, als er die Regierung antrat, das Reich und die Titel seines Vaters erbte. Er nannte sich:

„Wir, Friedrich Wilhelm, Markgraf zu Brandenburg, des heiligen römischen Reiches Erzkämmerer und Kurfürst, Herzog in Preußen, Jülich, Cleve, Berg, Stettin, der Pommern, Kassuben und Vandalen, sowie in Schlesien, zu Crossen und Jägerndorf Herzog, Burggraf zu Nürnberg, Fürst zu Rügen, Graf zu Mark und Ravensberg, Herr zu Ravenstein u. s. w."

Der herrliche Titel war nur ein Scheintitel. Die Herrschaften, welche Friedrich Wilhelm von seinem Vater ererbte, mußten zum großen Teil erst einem mächtigen Feinde durch Waffengewalt wieder abgerungen werden.

Die Mark Brandenburg war ein wüstes Land, in dem man überall nur verfallene Mauern und einsame Trümmer sah, ausgestorbene Städte, verpestete Dörfer, niedergetretene Saaten und wüst liegende Felder; und in dieser Mark Brandenburg regierte der Graf von Schwarzenberg, von welchem Friedrich Wilhelm wußte, daß er dem österreichischen Kaiserhause näher als ihm selbst stand. Er haßte Schwarzenberg, den er für einen Verräter hielt. Aber er gab diesem Hasse nicht nach, denn er mußte fürchten, daß der Graf, wenn er ihm sofort seine Ungnade zeigte, zum offenen Verräter werden und die brandenburgischen Länder dem Kaiser übergeben würde. Er wußte, daß es Schwarzenbergs Bestreben gewesen war, die märkischen Truppen für den Dienst des Kaisers zu werben, hatten sie doch dem Kaiser sogar Treue schwören müssen! Er gab deshalb sofort den Befehl, daß ihm die Soldaten den Huldigungseid leisten sollten, und erließ schon am 2. Dezember 1640 an die Obersten von Burgsdorff in Küstrin und von Trotta in Peitz den Befehl, daß sie keine kaiserlichen Garnisonen aufnehmen sollten, von welcher Seite dies ihnen auch befohlen werden möge.

Da erklärte aber der Kommandant von Spandau, Oberst von Rochow, er werde dem Kurfürsten nicht eher den Eid der Treue leisten, ehe er nicht vom Kaiser seines Eides entbunden sei, und später äußerte er sich sogar mit noch größerer Entschiedenheit: „Lieber wolle er die Festung in die Luft sprengen und mit seinen Leuten zu dem Kaiser übergehen, ehe er sich zum Huldigungseide entschließe." Auch der Oberst von Kracht, der Kommandant von Berlin, und der Oberst von Goldacker weigerten sich, den Eid der Treue zu schwören. Nur der Oberst von Burgsdorff in Küstrin erklärte sich dazu bereit und gewann dadurch großes Vertrauen bei Friedrich Wilhelm, ein Vertrauen, welches er keineswegs verdiente, denn er hatte ebenso gut wie die anderen Offiziere Gelder vom Kaiser angenommen und diesem geschworen. Jetzt aber neigte er sich der neu aufgehenden Sonne zu, als gewandter Hofmann zeigte er sich dem Kurfürsten unterthänig.

Es war eine schwere Aufgabe, die widerstrebenden Offiziere zum Gehorsam zu bringen; Friedrich Wilhelm wußte sie mit List und Gewalt zu lösen. Sein entschiedenster Gegner, der Oberst von Rochow, wurde auf einer Jagdpartie, zu der er mit dem Versprechen freien Geleits nach Berlin eingeladen war, plötzlich verhaftet. Auf einen Wortbruch zur rechten Zeit kam es weder dem Kurfürsten noch seinen Dienern an. Zur Strafe ist der Oberst von Rochow nicht gezogen worden, denn es gelang ihm, zu entfliehen. Die Obersten von Kracht und Goldacker warteten eine Verhaftung nicht ab, sie entflohen und traten später sämtlich in kaiserliche Dienste ein. Die widerspenstigen und widerwilligen Kompagnien, welche sich, dem Beispiele ihrer Offiziere gemäß, weigerten, dem Kurfürsten den Eid der Treue zu leisten, wurden entlassen.

Schon vor der Lösung dieser militärischen Wirren war dem jungen Kurfürsten das Glück günstig gewesen, sein gefährlicher Statthalter, der Graf Schwarzenberg, war plötzlich gestorben. Schwarzenberg hatte als ein feiner Diplomat längst gefühlt, daß seine Stellung dem Kurfürsten gegenüber unhaltbar geworden war, daß das ihm gezeigte Vertrauen nur ein scheinbares sei. Er durfte sich nicht verhehlen, daß die ihm beigesellten Räte vom Kurfürsten den Auftrag hatten, ihn zu überwachen, und wenn er sich hätte täuschen wollen, so wäre ihm Licht geworden durch viele Warnungen, welche er von seinen Freunden erhielt; selbst vom österreichischen Hofe kam ihm die Nachricht, er möge sich in acht nehmen, Kurfürst Friedrich Wilhelm beabsichtige, ihn seiner Aemter zu entsetzen und zur strengen Rechenschaft zu ziehen.

Gewohnt, allein zu herrschen, mußte Schwarzenberg in der Voraussicht seines Falles um so trüber gestimmt werden, als ihn zugleich schon seit längerer Zeit ein heftiges Unwohlsein plagte. Die Aerzte hatten ihm befohlen, sich vor jeder Gemütserschütterung zu wahren, aber sein Glücksstern war gesunken. Er vermochte dem ärztlichen Befehle nicht nachzuleben, denn gerade in den ersten Tagen des Jahres 1641 traf ihn Unfall nach Unfall. Zu den ungünstigen Nachrichten, welche er vom Kurfürsten aus Königsberg erhielt, kam noch ein heftiger Schrecken. Am 28. Februar war der Kriegsrat von Zastrow bei ihm zur Tafel, um ihm einige Befehle des Kurfürsten mitzuteilen. Der Vorschneider des Grafen, Kammerjunker von Lehndorf, trank dem Kriegsrat ein Glas Wein zu, und als nun dieser sich unter dem Vorwande, daß er schon zu viel getrunken habe, weigerte, ihm nachzutrinken, ließ der Kammerjunker einige scharfe, voreilige Worte fallen; denn es galt in jenen Tagen als eine schwere Beleidigung, dem Vortrinkenden nicht nachzukommen. Der Rat fühlte sich durch die Worte Lehndorfs so verletzt, daß er diesem eine Ohrfeige gab. Lehndorf sprang auf; für den Augenblick mäßigte er seinen Zorn, aber als sich die Gesellschaft nach vollendeter Mahlzeit erhob, fiel er über Zastrow her und erstach ihn fast unter den Augen des Grafen Schwarzenberg. Der Mörder wurde sogleich in Verhaft genommen; die Strafe des Gesetzes aber erreichte ihn nicht, denn es gelang ihm zu entfliehen. Oberst Goldacker, eine Kreatur des Statthalters, verhalf dem Kammerjunker — wie man sagt, im Auftrage seines Herrn — zur Flucht, indem er ihn in eine Kiste packte, Kleider über ihn deckte und ihn so durch seine Lakaien aus der Festung hinaustragen ließ. Vor Spandau fand Lehndorf ein tüchtiges Pferd, welches ihn bald nach der sächsischen Grenze brachte. Der Mord,

der fast unter den Augen des Statthalters verübt worden war, der, wie sich Schwarzenberg nicht verhehlen konnte, für ihn die ungünstigsten Folgen haben mußte, erschütterte ihn tief, und kaum hatte er sich von diesem Schreck erholt, als ein neuer Unfall ihn traf.

Schwarzenberg hatte sich ein wenig niedergelegt, um zu ruhen; da wurde er durch ein wüstes Geschrei vor seinen Fenstern geweckt. Unten auf der Straße tobte eine wilde Rotte von Soldaten und drohte das Haus zu stürmen, wenn er ihnen nicht den rückständigen Sold zahle. Es waren Soldaten des Rochowschen Regiments, ein wüstes, aufrührerisches Gesindel, welches sicher seine Drohung wahr gemacht hätte. Schwarzenberg mußte sich daher entschließen, ihnen sein Leben mit einer Summe von 600 Thalern abzukaufen. Der geschwächte Körper des Statthalters vermochte solche Aufregungen nicht zu ertragen.

Schwarzenberg starb am 24. März 1641; ein Schlagfluß machte seinem Leben ein Ende. Sein Körper wurde einbalsamiert und in der Nikolaikirche in Spandau beigesetzt. Schwarzenberg galt im Volke als ein todeswürdiger Verräter; er wurde besonders von den Berlinern wütend gehaßt. Weil er einen Angriff der Hauptstadt durch die Schweden fürchtete, hatte er am 10. Februar 1640 die Vorstädte der Berlinischen Seite, 21 Häuser mit einem Taxwerte von 5360 Thalern, und am 17. Januar 1641 die Cölnischen Vorstädte mit einem Werte von 38 000 Thalern abbrennen lassen. Für diese Gewaltthat grollten ihm die Bürger der beiden Städte um so mehr, als sie an eine Notwendigkeit der Verteidigung der Stadt nicht glaubten.

Der Haß des Volkes folgte dem Statthalter bis zum Tode. Die Bürger wollten es nicht glauben, daß ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende gemacht habe; sie behaupteten, der Kurfürst sei von der Verräterei Schwarzenbergs überzeugt worden und habe heimlich über ihn Gericht halten lassen. In dem dichten Walde, der sich damals von Spandau bis nahe an die Thore von Berlin erstreckte, sei das Todesurteil gefällt und vollzogen worden; der Kurfürst habe den Statthalter gewaltsam aus seinem Palaste hervorholen, nach dem Walde führen und dort unter freiem Himmel enthaupten lassen. Das Gerücht verbreitete sich schnell und fand in der Bevölkerung um so leichter Glauben, als es ganz natürlich erschien, daß der Kurfürst nicht offene Justiz, sondern eine heimliche Hinrichtung angeordnet habe; Schwarzenberg besaß ja einen so bedeutenden Anhang, seine Anhänger waren so mächtig, daß ein Gerichtsverfahren gegen ihn gefährlich werden konnte! Es erregte unter der Bürgerschaft Berlins durchaus keinen Anstoß, daß ein heimlich gefälltes und vollzogenes Todesurteil sich von einem Meuchelmord nur wenig unterschied. Das Volk war damals so sehr daran gewöhnt, die Herrscher willkürlich mit dem Leben ihrer Unterthanen spielen zu sehen, daß eine heimliche Hinrichtung, der kein Rechtsverfahren vorhergegangen war, die lediglich auf Befehl des allerhöchsten Herrn vorgenommen wurde, gar nicht als etwas Außerordentliches erschien.

Bis in die neuere Zeit hinein hat sich die Sage von der heimlichen Hinrichtung Schwarzenbergs erhalten, sie ist aber gegenwärtig vollständig aufgeklärt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß der Statthalter ruhig in seinem Bette gestorben ist, wenn auch manche Geschichtsschreiber das Märchen von seiner Hinrichtung erzählt und mit Gründen verteidigt haben. Ein merk-

würdiges Zusammentreffen von Umständen hat dazu gedient, der Sage eine Art von Bestätigung zu geben. In verschiedenen Geschichtswerken, so auch in denen des Königs Friedrich II., war erzählt worden, Schwarzenberg sei nach Wien gegangen und dort gestorben. Es war daher für den Prinzen August von Sachsen, der sich im Jahre 1755 in Spandau aufhielt, eine Neuigkeit, als er erfuhr, daß sich das Grab des Grafen in Spandau befinden sollte. Er beschloß, sich hiervon zu überzeugen, und befahl, die Gruft zu eröffnen. Begleitet von seinem Adjutanten, einem Herrn v. d. Hagen, und einem Pagen, Namens Dequede, unternahm er die Besichtigung der Gruft. Der mutwillige Page sprang ihm voran und hob aus dem geöffneten Sarge den Kopf Schwarzenbergs, den er dem Prinzen aus der Gruft emporreichte. Unwillig befahl ihm der Prinz, den Schädel wieder an Ort und Stelle zu legen, der Page aber warf ihn leichtfertig in den Sarg zurück. Als der Sarg und die Gruft nach des Prinzen Entfernung wieder geschlossen werden sollten, sahen die Maurer und der Küster, daß der Kopf der Leiche vom übrigen Skelett getrennt war und auf der Brust desselben lag. Hieraus schien unwiderleglich das Gerücht von der Enthauptung des allmächtigen Ministers Georg Wilhelms sich zu bestätigen. Erst später, am 20. August 1777, wurde eine neue Nachforschung in dem Grabgewölbe gemacht, bei der sich auch der berühmte Berliner Arzt Dr. Heim befand. Hier zeigte es sich, daß die Enthauptung Schwarzenbergs ein Märchen sei, denn sämtliche Halswirbel fanden sich unverletzt vor.

Nach dem Tode Schwarzenbergs übergab der Kurfürst die Statthalterschaft der Mark dem Markgrafen Ernst von Brandenburg-Jägerndorf, dem jüngsten Sohne jenes Markgrafen Johann Georg, gegen welchen einst die Berliner im Jahre 1615 rebelliert hatten. Er selbst war genötigt, noch in Preußen zu verweilen, bis nach langen Unterhandlungen am 14. Juli 1641 in Stockholm ein Friede mit den Schweden zu stande kam.

Der Jubel war groß in den Marken! Und als nun am 4. März 1642 Friedrich Wilhelm von Preußen zurückkam und seinen Einzug in die Stadt Berlin feierte, da gab es nach langer Zeit der Trübsal endlich einen Freudentag für die unglückliche Stadt. Eine etwas bessere Zeit brach jetzt für die Mark Brandenburg an, aber noch bei weitem keine vollkommen ruhige, denn noch immer dauerte der dreißigjährige Krieg fort, noch immer durchzogen die Heerhaufen bald der Kaiserlichen, bald der Schweden die Mark, deren geographische Lage zwischen Pommern, wo die Schweden ihre Landungsplätze hatten, und dem eigentlichen Kriegsschauplatze sie zum notwendigen Durchgangspunkte für alle Parteien machte.

Endlich kam im Jahre 1648 der ersehnte Friede zu Münster und Osnabrück zu stande. Der 30jährige Krieg wurde durch den westfälischen Frieden beendet. Aber noch zwei Jahre dauerte es, bis die Mark von schwedischen Truppendurchzügen befreit wurde. Erst nach dem am 26. Juni 1650 zu Nürnberg geschlossenen Vertrage hörten diese auf, und am 6. November konnte nun in Wahrheit ein Friedensdankfest in der Mark Brandenburg gefeiert werden. In Berlin hatten die Bürger alle Ursache, mit frohestem Herzen diesem Dankfeste beizuwohnen; denn gerade für unsere Stadt war der Friede besonders vorteilhaft. Friedrich Wilhelm hatte eine nicht unbedeutende Vergrößerung seines Landes erlangt; ihm war Magdeburg zuge-

sprochen und hierdurch für den Handel Berlins ein wesentlicher Gewinn erzielt worden, ebenso auch durch die Erwerbung von Halle und der dortigen Salzwerke. Jetzt konnten Berlin und Cöln das Salz von Halle beziehen, während sie es bisher in der beschwerlichsten Weise von Lüneburg hatten holen müssen.

Schon während der Kriegsjahre war Friedrich Wilhelm nach Kräften bemüht gewesen, den Handel und die Gewerbe zu beleben und den Ackerbau zu heben; freilich nur mit geringem Erfolge; nach dem Friedensschlusse verdoppelte er seine Anstrengungen, und es gelang ihm jetzt, aufs trefflichste zu wirken. Schon im Jahre 1650 führte er eine Postverbindung in der Mark ein und ernannte einen tüchtigen Geschäftsmann, Michael Matthias, zum ersten Postdirektor in Berlin. Er verbesserte die Münze, um das Vertrauen im Verkehr wieder zu heben; die durch betrügerische Falschmünzerei entwerteten Geldsorten wurden eingezogen und vollwichtige Münzen geprägt.

Wie mit einem Zauberschlage belebte sich plötzlich der Verkehr; die wiederhergestellte Sicherheit wies dem Handel, dem Handwerk neue Bahnen an; fleißige Gewerbsleute zogen nach der Mark, und auch die Juden verschmähten es nicht, sich wieder in dem Lande sehen zu lassen, in dem sie früher so schwere Schicksale erlitten hatten. Sie ließen sich hier und da nieder, und Friedrich Wilhelm gestattete dies, wenn er sie auch freilich noch vielfach in ihrem Verkehrsleben beschränkte. Es wurde ihnen untersagt, feste Wohnsitze zu erwerben und Schulen einzurichten, auch durften sie während der öffentlichen Jahrmärkte und Messen keinen Handel treiben; aber sie verstanden es, alle diese Beschränkungen zu umgehen, sie strömten bald in nicht unbedeutender Menge den Märkten zu.

Von fremden Ansiedlern kamen besonders viel Holländer nach der Mark und trugen dazu bei, den Ackerbau in derselben zu heben. Die Holländer fühlten sich nach der Mark gezogen, weil sie in derselben die Unterstützung der Gemahlin Friedrich Wilhelms, einer Landsmännin, fanden.

Luise Henriette war die älteste Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien. Friedrich Wilhelm hatte die junge Prinzessin während seines Aufenthalts in den Niederlanden kennen gelernt. Sowohl der Ruf ihrer Liebenswürdigkeit als auch politische Beweggründe veranlaßten ihn, sich um ihre Hand zu bewerben. Er erhielt das Jawort und brach daher am 29. September 1646 (alten Stils) von Berlin nach den Niederlanden auf, nachdem der Ober-Kammerherr Curt von Burgsdorff ihm zur förmlichen Brautwerbung vorausgeeilt war. Die Vermählung fand am 27. November statt.

Das junge fürstliche Paar nahm seinen Aufenthalt während der ersten Jahre der Ehe in den westfälischen Landesteilen. Erst am 10. April 1650 hielt es seinen feierlichen Einzug in Berlin. Es war großer Jubel im ganzen Volke, die Ritterschaft hatte einen glänzenden Aufzug veranstaltet, die Bürger erschienen in ihrem besten Putze und empfingen mit lautem Freudengeschrei die junge Kurfürstin. Die Geschichtsschreiber jener Zeit können die Schönheit, die Liebenswürdigkeit und Herzensgüte der Kurfürstin nicht genug rühmen, und das Volk von Berlin trug ihr auch eine Liebe entgegen, welcher sich Luise Henriette während ihres ferneren Lebens würdig zeigte.

Die junge Kurfürstin hatte einen bedeutenden Einfluß auf ihren Gatten, der sie zärtlich liebte, und dadurch auch auf die Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens am Hofe zu Berlin. Ihrem zarten Sinne waren die wilden

Trinkgelage, welche noch immer in den Hofkreisen herrschten, wenn auch Friedrich Wilhelm sich persönlich meist ziemlich mäßig zeigte, sehr zuwider. Besonders unangenehm war ihr daher auch der Oberkämmerer Curt von Burgsdorff, der in höchster Gunst beim Kurfürsten stand. Ihrem Einfluß ist wahrscheinlich der Fall dieses Günstlings zuzuschreiben.

Der Einfluß der jungen Kurfürstin wirkte nicht nur bedeutend auf eine größere Gesittung des Hoflebens, sondern er zeigte sich noch weit folgereicher durch die Einführung vieler Reformen in der Landwirtschaft, um welche sich Luise Henriette sehr verdient machte. Es war eine Liebhaberei der Kurfürstin, sich persönlich auf das genaueste um die Einzelheiten der Wirtschaft zu bekümmern. Sie ging in die Kuhställe und Milchkammern und ordnete an, was dort geschehen sollte. Mit richtigem Takte wußte sie das Maß für eine solche Beschäftigung zu finden. Der Kurfürst, der ihren Wünschen gern nachgab, schenkte ihr Schloß Bötzow, welches fortan den Namen Oranienburg führte, während der Name Bötzow einem in der Nähe liegenden Dorfe Klötzeband erteilt wurde. In Oranienburg wurde eine Musterwirtschaft angelegt. Luise verschrieb aus Holland Gärtner und Landwirte, schönes Vieh und gute Sämereien. Den Einwanderern ließ sie Häuser, Ställe und Scheunen bauen, und das Beispiel derselben, die mit emsigem Fleiße dem märkischen Sande unerwartete Früchte abgewannen, wirkte vorteilhaft weit in der Gegend. uch unmittelbar bei Berlin entstand eine ähnliche Musterwirtschaft. Friedrich Wilhelm hatte seiner Gemahlin vor dem Spandauer Thore ein Stück Land geschenkt, welches sie Luisenhof nannte, und auf dem sie eine Viehwirtschaft neben musterhaften Gartenanlagen einrichtete. Auch hier wirkte das Beispiel der Kurfürstin auf die Berliner Ackerbürger. Wenn diese sich bisher dem Betriebe einer besseren Landwirtschaft verschlossen hatten, so machten sie jetzt die Mode mit, der schönen Kurfürstin nachzuahmen, und kamen dadurch zu den Früchten derselben.

Nur wenige Jahre nach dem westfälischen Frieden waren die Waffen unthätig; bald sehen wir den Kurfürsten in Dänemark, bald am Rhein, bald in Polen an der Spitze seines Heeres meist glücklich kämpfen. Es kann unsere Aufgabe, den Kurfürsten in seinen Feldzügen zu begleiten, um so weniger sein, als diese meist fern von der Mark Brandenburg ihren Schauplatz fanden, und unsere Stadt nur insofern bei denselben beteiligt war, als sie mit beitragen mußte zu den gewaltigen Lasten, welche die Unterhaltung der Armee im Felde dem Lande auferlegte.

Nur in den Jahren 1674 und 1675 kam der Krieg der Stadt Berlin wieder nahe. König Karl Gustav von Schweden hatte sich, ungeachtet eines mit dem Kurfürsten am 1. Dezember 1673 zu Berlin geschlossenen Bundesvertrages, doch im geheimen mit Frankreich verbündet, um einen Einfall in die Mark Brandenburg zu machen, während der Kurfürst als Reichsfeldherr fern von seinem Lande gegen Frankreich kämpfte. Der schwedische Feldmarschall Karl Gustavs, Wrangel, sammelte in Pommern ein bedeutendes Heer und rückte plötzlich gegen Ende des Jahres 1674 mit 16,000 Mann in die Mark ein.

Im Mai des Jahres 1675 wandte sich der General Wrangel gegen Berlin. Rings um die Stadt herum zeigten sich die Vorposten des schwedischen Heeres und trieben aus den umliegenden Dörfern das Vieh fort. Da gab es wieder großen Schrecken in der Stadt. Viele wohlhabende Bürger verließen

diese. Aber ehe noch die Schweden einen Angriff wagen konnten, kamen brandenburgische Truppen den Berlinern zu Hülfe und gewährten diesen ein solches Gefühl der Sicherheit, daß die ausgewanderten Bürger wieder zurückkehrten. Die Schweden fanden es nicht ratsam, die Residenz anzugreifen, sie zogen sich ohne eine eigentliche Belagerung derselben zurück. Die Gefahr wurde aber erst vollständig abgewendet durch einen glänzenden Feldzug, welchen Friedrich Wilhelm vom Rhein her machte. Er traf am 18. Juni 1675 bei Fehrbellin auf die Schweden und erkämpfte gegen ihr überlegenes Heer jenen glänzenden Sieg, der niemals vom preußischen Volke vergessen werden wird.

Am 21. Juni gab es in Berlin ein großartiges Freudenfest. Da kamen die siegreichen brandenburgischen Soldaten mit der in der Schlacht gewonnenen Beute und hielten ihren feierlichen Einzug in die Residenz. 3 sechspfündige und 3 dreipfündige Kanonen, 3 Reiter-Standarten, 3 grüne Fahnen mit Fransen, 8 weiße Fahnen, große Pulvervorräte, Kartätschen, Lunten und anderer Kriegsbedarf wurden in langem Zuge in die Stadt gefahren. Der Beute folgten zu Fuß 150 gefangene Schweden, die mit wildem Blick um sich schauten, als der Jubel der Berliner sie begrüßte und der Hohn der Straßenbuben sie traf. 7 Wagen mit verwundeten Gefangenen folgten dem Zuge nach. Der Sieg war freilich teuer erkauft worden, und manche Thräne floß, als unmittelbar hinter den Trophäen die Leichen der in der Schlacht gefallenen tapferen Offiziere auf reich verzierten Bahren nachgetragen wurden.

Am 23. Juni kam Friedrich Wilhelm selbst, nur von drei Offizieren begleitet, ganz unerwartet nach Berlin. Das Volk hatte ihm keinen festlichen Empfang bereiten können. Er ritt so schnell durch das Spandauer Thor, daß er selbst die Wache überraschte, welche kaum vor ihm das Gewehr ergreifen konnte. Schon am folgenden Tage verließ er Berlin wieder, um mit den schnell zusammengerafften Truppen die Verfolgung der Schweden fortzusetzen.

Das eigentliche Freudenfest über den erkämpften Sieg wurde erst am 8. Juli gefeiert. Nachdem in allen Kirchen ein Dankgottesdienst gehalten worden war, donnerten dreimal von den Wällen herab die Geschütze; das Volk wogte in Festeskleidern durch die Straßen. Alle Gewerke hielten Festmahle, und am Abend um 10 Uhr gab es auf der Spree ein prächtiges Feuerwerk. Da stiegen die Raketen und Feuerkugeln in Masse gen Himmel. Ein schwimmendes Schiff trug in blauem Feuer den Namen des Kurfürsten: am Ufer waren in Flammenzügen die Worte dargestellt: „Gott den Sieg giebt dem, der Frieden liebt“ und darunter die Namenszüge des Kurfürsten und seiner Gemahlin.

Friedrich Wilhelm hätte schwerlich die glänzenden Siege feiern können, wegen deren ihm der Name des großen Kurfürsten in der Geschichte geworden ist, wenn er nicht eine wesentliche Veränderung in der Kriegsverfassung des Landes vorgenommen hätte. Wir haben schon häufig Gelegenheit gehabt, zu erwähnen, daß die Bürger Berlins und ebenso auch die Bürger der übrigen Städte des Landes nicht mehr Lust hatten, die Waffen zu führen, und daß ihnen der kriegerische Sinn im Laufe der Zeit verloren gegangen war. Besonders die wohlhabenden Bürger entzogen sich nur zu gern ihrer Wehrpflicht.

Schon am 24. Oktober 1643 hatte sich der Kurfürst auf die Klage des Rats der Stadt an die Einwohner Berlins und Cölns in einem Briefe ge-



Friedrich Wilhelm I., König von Preußen;
geb. 14. Aug. 1688 im Stadtschlosse zu Cöln a. d. Spr., regierte vom 25. Febr. 1713 bis 31. Mai 1740; gestorben in Potsdam.

wendet, in dem er sagte, er habe mit großer Mißbilligung vernommen, daß besonders die wohlhabenderen Einwohner sich der Pflicht, die Stadt bewachen zu helfen, häufig entzögen. Es sei dies um so mehr ein Unrecht, als doch der Wohlhabendere wegen seines größeren Besitzes eines stärkeren Schutzes als der Geringere bedürfe. Er hatte deshalb verordnet, daß niemand sich vom Wachtdienst ausschließen dürfe, wenn er nicht einen tüchtigen Stell-

vertreter stelle. Trotz dieser Ermahnung aber war dennoch von den Bürgern keine größere Willfährigkeit, sich dem Waffendienst zu widmen, gezeigt worden, und als im Jahre 1656 die Mark Brandenburg von polnischem Gesindel überschwemmt war und der Kurfürst die Stadt abermals ermahnte, die Besatzung in guter Ordnung zu halten, hatte der Rat fast unüberwindliche Schwierigkeiten zu besiegen, um die Bürger zu ihrer Pflichterfüllung zu bringen. Jeder einzelne suchte sich dem Waffendienste zu entziehen, und nur mit unendlicher Mühe vermochte endlich der Rat, ein Verteidigungskorps für die Stadt zusammenzubringen, dessen Mannschaften verpflichtet waren, die Wachen zu besorgen und sich im Falle der Gefahr tapfer und des deutschen Kriegsruhms ihrer Vorfahren würdig zu erweisen. Und wie die Bürger, so auch der Adel. Auch dieser hatte längst die ritterliche Tapferkeit seiner Vorfahren abgelegt. Die adligen Junker trieben sich wohl gern am Hofe der Fürsten umher und nahmen teil an den fröhlichen Gelagen und Festen, sie ließen sich auch wohl als Offiziere anstellen und nahmen die reichen Besoldungen mit Freuden entgegen; aber freiwillig ihrer Wehrpflicht genügen mochten sie nicht.

Friedrich Wilhelm konnte sich daher weder auf die Bürgerschaft noch auf den Adel verlassen, und er schuf sich, um seine Kriege führen zu können, ein stehendes Heer, welches er auch in Friedenszeiten nicht auflöste, und für welches er treffliche Offiziere zu gewinnen suchte. Er scheute weder Mühe noch Kosten, um die nach dem Schlusse des westfälischen Friedens dienstlos gewordenen Feldherren, besonders des kaiserlichen Heeres, in seinen Dienst zu ziehen. Damals trat der Freiherr Otto Christoph von Sparr als General-Feldmarschall und neben ihm der General-Wachtmeister Georg Derfflinger in das brandenburgische Heer ein. Von allen brandenburgischen Generalen jener Zeit ist keiner so berühmt geworden wie Derfflinger. Noch heute erzählt sich das Volk mancherlei Geschichten von dem tapferen Schneider, und vielleicht ist sein Name gerade deshalb so gefeiert, weil Derfflinger dem Volke entsprossen ist.

Das Heer hatte noch immer ein ziemlich buntes Ansehen. Allerdings sollte eine Uniformierung stattfinden, aber mit dieser wurde es besonders in den Feldzügen nicht gar zu genau genommen. Die Soldaten trugen diejenigen Kleider, welche sie eben bekommen konnten. In einem Musterungsbericht über die Leibkompagnie des Kurfürsten vom Jahre 1683 heißt es:

„Die Montierung ist allererst vor 5/4 Jahren ausgeteilt worden, durchgehends aber und in Sonderheit bei den zwei Leibkompagnien gar schlecht. Die Röcke und Unterkleider sehen abgetragen und ungleich aus, indem einige blau tuchene, andere lederne Hosen, ein Teil breite zinnerne, ein Teil runde, andere wiederum messingene Knöpfe, ein Teil lichte, ein Teil dunkelblaue Röcke haben."

Die Kavallerie zog noch buntscheckiger zu Felde; sie kleidete sich ganz, wie sie wollte. Die Kürassiere trugen unter dem Küraß lederne Koller, auf dem Kopf Helme von Leder mit Eisenblech im Nacken; manche aber auch alte Pickelhauben, und andere sogar einen Filzhut, unter dem sie das Haupt durch eine eiserne Kappe schützten. — Die Musketiere führten schwere Musketen mit Luntenschlössern und die bekannten Gabelstöcke zum Auflegen der Gewehre; die Pikeniere lange Piken oder auch die 16 füßigen Sauspieße. Pistole und

Dolch wurden nach Belieben der Soldaten im Gürtel getragen oder nicht. Buntscheckig genug sahen die Soldaten des großen Kurfürsten aus; auf einer Parade würden sie keinen großen Staat gemacht haben, aber sie kämpften darum nicht weniger tapfer!

Zweites Kapitel.

Durch die Errichtung eines stehenden Heeres war der von Friedrich Wilhelm begründete Staat zu einem Militärstaate geworden. Berlin war der Mittelpunkt desselben; nicht mehr ein gewöhnlicher Landflecken, nicht mehr eine einfache Handelsstadt, selbst nicht allein die Residenz eines kleinen Fürsten, sondern die Hauptstadt eines werdenden Staates, in welcher sich alle Interessen desselben vereinigten.

Eine solche Hauptstadt durfte in einer kriegerischen Zeit nicht schutzlos dem Einfalle irgend eines feindlichen Heeres daliegen; sie durfte es um so weniger, als die Schweden von Pommern aus in jedem Augenblicke bereit waren, die Mark Brandenburg anzugreifen und sich auf die Hauptstadt zu werfen. Deshalb beschloß Friedrich Wilhelm, Berlin zu einer wirklichen Festung umzuschaffen.

Unter dem Rate des Feldmarschalls Sparr und anderer in der Befestigungskunst bewanderten Offiziere entwarf er die Grundzüge für den Bauplan der neuen Festung, welche er anzulegen beabsichtigte. Der berühmte Baumeister Memhardt, dem wir vorzügliche Pläne unserer Stadt aus dem 17. Jahrhundert verdanken, machte die Zeichnungen. Es kam dem Kurfürsten bei dem Bau der neuen Festung darauf an, die alten Festungswerke möglichst stehen zu lassen, damit während des Neubaues die Stadt vor jedem feindlichen Ueberfalle gesichert bleibe. Außerdem mußte Rücksicht darauf genommen werden, daß Berlin sich im Laufe der Zeit vergrößern könne, denn bei den weitaussehenden Plänen Friedrich Wilhelms für die Entwickelung seines Staates mußte er auf ein bedeutendes Wachstum der Hauptstadt desselben bedacht sein.

Schwierig erschien eine Vergrößerung nach der Berliner Seite hin, weil sich im Osten der Stadt ein Plateau erhebt, welches die Festung beherrscht hätte. Friedrich Wilhelm beschloß deshalb, die Festungswerke über die bisherigen Cölner Mauern hinauszurücken, sie in Berlin aber lediglich an die alten Werke anzulehnen. Die alten Berliner Mauern sollten für Berlin die innere Grenze bilden, während diese in Cöln über den Spreearm, der bisher diese Stadt eingeschlossen hatte, fortgerückt wurde, und die neue Stadt in einem weiten Kreise, der durch die jetzige Wallstraße, die Niederwallstraße und die Oberwallstraße bezeichnet wurde und sich im Bogen über die Stelle des jetzigen Museums hinweg bis zur Spree und der heutigen neuen Friedrichsbrücke hinzog, einschließen sollte. Damit war zu gleicher Zeit die Notwendigkeit der Vergrößerung Berlins nach der Seite von Cöln hin für die nächste Zeit vorgezeichnet.

Diesem Plane gemäß begannen im August des Jahres 1658 die Befestigungsarbeiten am Spandauer Thore. Der Kurfürst war beim Beginn selbst gegenwärtig und übergab die Oberleitung des Ganzen dem Baumeister Memhardt, unter dem eine Reihe von Ingenieuren, welche er sämtlich aus Holland verschrieben hatte, arbeiteten. Man ging nun mit Macht ans Werk. Jedermann mußte Hand anlegen; nicht nur die damals in Berlin in großer Menge garnisonierenden Soldaten, nicht nur die aus den umliegenden Dörfern requirierten Bauern, sondern auch die Bürger der Stadt selbst. Diese aber nahmen nur ungern teil an der Arbeit, denn sie sahen die Befestigung ihrer Stadt nicht gern. Es hatte schon böses Blut genug gemacht, daß viele Bürger einen Teil ihres Eigentums, ihres Grund und Bodens gegen geringe Entschädigung hinzugeben gezwungen worden waren, um den Bau der Festungswerke möglich zu machen; jetzt aber, da sie selbst mitarbeiten sollten, waren sie dazu um so weniger geneigt.

Der Kurfürst hatte befohlen, daß die ganze Stadt in vier Viertel geteilt werde, und daß alle Tage die Bürger eines Viertels zum Schanzen geschickt würden. Sie sollten für diese Arbeiten allerdings eine Bezahlung erhalten, aber diese war so gering gestellt, daß sie durchaus nicht auf die Kosten ihrer Mühe kamen. Es konnte daher nicht fehlen, daß die Bürger nur mit Unlust ans Werk gingen und häufig genug sich weigerten, an der Schanzarbeit teilzunehmen. Der Rat hatte dabei einen schweren Stand. Er unterhandelte fortwährend mit den Bürgern, um diese in Güte zur Erfüllung des kurfürstlichen Befehls zu bewegen. Die Bürger aber sagten offen: „Sie wollten den Fuchs nicht beißen; wenn der Bürgermeister mit der Karre voran zum Schanzen gehen wolle, dann würden sie auch hingehen und ihre Karre nehmen."

Je mehr der Rat drängte, desto unwilliger wurden die Berliner, welche in diesen Tagen ohnehin recht übel auf den Kurfürsten und auch auf ihre städtische Behörde zu sprechen waren. Die vielen Soldaten, von denen damals die Stadt wimmelte, hatten sich durch kecke Raubthaten und mannigfache Gewaltthätigkeiten äußerst verhaßt gemacht; die zur Erhaltung der Garnison ausgeschriebenen Steuern und viele neuere Abgaben, welche, wenn sie von den Bürgern nicht abgeführt werden konnten, exekutivisch herbeigeschafft wurden, wobei häufig genug selbst den Aermsten in Ermangelung des baren Geldes ohne Barmherzigkeit die Haushaltungsgegenstände fortgenommen und um ein Spottgeld verkauft werden mußten, erregten viele Klagen und große Erbitterung.

Die Bürger standen in Gruppen auf den Straßen, steckten die Köpfe zusammen und schimpften auf die Soldaten, die ihnen als Einquartierung überwiesen worden waren, noch mehr aber auf den Rat, der es gelitten hatte, und am meisten auf den Kurfürsten, von dem der Befehl dazu ausgegangen war. Gehorchen mußten sie aber doch, denn der Gouverneur von Berlin, der General-Wachtmeister Heinrich von Uffeln, übte die Militärgewalt in der Stadt mit der größten Strenge aus. Er kümmerte sich wenig um den Unwillen der Bürger; für ihn war es genügend, daß sein Kurfürst ihm den Befehl gegeben hatte, mit der Befestigung vorzugehen, und diesen Befehl brachte er zur Ausführung, wie auch die Bürgerschaft schimpfen mochte. Um jeden Aufstand selbst im Keime zu unterdrücken, und um auch dem Feinde

die Möglichkeit abzuschneiden, die begonnenen Befestigungswerke zu studieren, ließ er alle Fremden, welche sich bis dahin unbeachtet in der Stadt aufgehalten hatten, zwingen, entweder den Bürgereid abzulegen oder die Stadt zu verlassen. Jeder Reisende, der sich Berlin näherte, wurde angehalten, und hatte er nicht einen vollkommen giltigen Paß oder musterhafte Beglaubigungsschreiben, so wurde er gar nicht in die Stadt gelassen.

Der Magistrat mußte sich sogar bequemen, seinen verbrieften Rechten entgegen, dem Gouverneur die Schlüssel der Stadt abzugeben. Als diese Forderung an den Rat kam, gab es vielen Unwillen bei den Vätern der Stadt, es wurde auf dem Rathause lange debattiert, endlich aber doch beschlossen, dem Befehle Folge zu leisten, und der Rat weigerte sich nur, das Cölnische Rathaus, welches der General von Uffeln für militärische Zwecke beanspruchte, abzutreten.

Der Festungsbau ging nun rüstig vorwärts, zuerst auf der Seite von Berlin. Hier hatte man wenige Schwierigkeiten zu überwinden, denn der Baugrund war ziemlich gut; nur am Spandauer Thore war es notwendig, ihn durch eingerammte Pfähle zu befestigen. So wurde denn die Berliner Seite schon im Jahre 1662 ziemlich vollendet. In demselben Jahre begann der Bau auf der Cölnischen Seite. Hier aber waren die Arbeiten bedeutend schwerer. Es konnte kaum einen Grund und Boden geben, der weniger günstig für Erdarbeiten gewesen wäre als der, auf welchem die Cölnischen Befestigungswerke angelegt werden sollten. Der Werder war zum Teil noch ein tiefer Sumpf, auch der Landstrich, auf welchem sich gegenwärtig die Friedrichs- und Luisenstadt erheben, lag so tief, daß er alljährlich den Ueberschwemmungen der Spree ausgesetzt war. Erst durch große Erdaufschüttungen, welche im Laufe der Jahrhunderte gemacht worden sind, ist auch in diesen Gegenden ein leidlicher Baugrund entstanden, und selbst heute noch vermißt man denselben an vielen Stellen. Wie bedeutend die Erdaufschüttungen sind, die nach und nach die Anbauung der jetzigen Stadt möglich gemacht haben, mögen unsere Leser daraus ermessen, daß Neu-Cöln am Wasser um nicht weniger als 13 Fuß erhöht ist, daß in der Friedrichstraße, südlich der Mohrenstraße, dreifaches Pflaster aufeinander liegt, und daß trotzdem noch heutigentages in manchen Gegenden der Friedrichsstadt massive Häuser schwer zu bauen sind. Der Bau der Festungswerke auf solchem Terrain machte entsetzliche Mühe und große Kosten. Es dauerte denn auch viele Jahre, bis im Jahre 1683 der Gürtel der Festungswerke vollendet war. Jetzt konnten die Mauern und Türme, welche bisher die Befestigung gebildet hatten, niedergerissen werden. Nur einige Türme blieben stehen, teils als Gefängnisse, teils um als Pulvermagazine benutzt zu werden. Mit dem Niederreißen der Cölner Stadtmauer war schon im Jahre 1680 begonnen worden. Den Grund und Boden derselben schenkte der Kurfürst den Anwohnenden, um diese mit dem Festungsbau etwas zu versöhnen. Sie vergrößerten dadurch teils ihre Höfe, teils gewannen sie neue Baustellen an der jetzigen Friedrichsgracht.

Die Festungswerke waren mit dem Aufgebot aller Kunst gebaut, welche die fortifikatorische Erfahrung des 17. Jahrhunderts gewährte. Sie waren von breiten, wasserreichen Gräben umgeben und wirkten dadurch in mancher Beziehung nachteilig auf den Handel der Stadt, indem sie vom Wasserreichtum der Spree nicht wenig verzehrten. Der Wasserstand der Oberspree wurde

bedeutend niedriger und das Flußbett schmaler. Den Hauptschutz der Festungswerke bildeten 13 Bastionen, von denen 8 auf Cöln und 5 auf Berlin kamen. Die Bastionen wurden mit je 6 Geschützen, zwei derselben mit 9 und nur eine mit 10 armiert; die Geschütze lagen auf hölzernen Bettungen und feuerten aus Scharten. Weniger fest waren diejenigen Werke, welche im Jahre 1681 angelegt wurden, um einen neuen Stadtteil, die Dorotheenstadt, von welcher wir noch weiter sprechen werden, zu beschützen. Diese zogen sich parallel mit der jetzigen Behrenstraße, etwa an der Sonnenseite derselben, bis zur Nähe der Wilhelmsstraße hin und von dort über die Linden nach der Spree, an der sie ein wenig östlich von der Marschallsbrücke mündeten. Sie hatten zwei Brücken, die Tiergarten- und Potsdamerbrücke, deren eine sich da, wo die Lindenallee das Befestigungswerk traf, die andere an der Ecke der Friedrichs- und Behrenstraße befand.

So war denn Berlin eine wirkliche Festung geworden! Die Schwesterstädte hatten den Charakter nur befestigter Landstädte verloren; für die Bürgerschaft erwuchs hieraus der schwere Schaden, daß fortan ihre Interessen gegen die militärischen in den Hintergrund traten. Die wesentlichsten Befugnisse der städtischen Verwaltung gingen an das Gouvernement über, — die Soldaten herrschten in Berlin. Zwar besetzten die Bürger noch mitunter die Stralauer Thorwache, die unwichtigste von allen, weil keine große Landstraße hier mündete, aber dies geschah nur, damit sie nicht vergessen sollten, daß sie verpflichtet seien, der Garnison als Aushülfe zu dienen.

Die Anlegung der Festungswerke und vor allem die Errichtung und Erhaltung des neu geschaffenen, stehenden Heeres erforderten ungeheuere Geldkosten. Das Land war aufs äußerste erschöpft, und dennoch zögerte Friedrich Wilhelm nicht, seinen Unterthanen die größten, kaum noch zu tragenden Opfer zur Erfüllung seiner Zwecke zuzumuten. Beim ersten Beginn seiner Regierung hatte er freilich aus den Berlinern schwerlich irgendwie beträchtliche Abgaben herauspressen können, denn die Schweden hatten alle aufbringbaren Geldmittel für sich in Anspruch genommen. Kaum aber war auch nur ein Moment der Ruhe und Erholung eingetreten, da forderte er die Abgaben mit äußerster Strenge ein und erhöhte sie mit der größten Willkür.

Als Friedrich Wilhelm die Regierung begann, betrugen die Einkünfte aus allen Teilen der Mark, der westfälischen und preußischen Länder kaum 400,000 Thaler. Im Jahre 1645 mußte die Mark Brandenburg allein schon 300,000 Thaler zahlen. Es ist leicht erklärlich, daß Stadt und Land gegen die Erhöhung von Abgaben in so unglücklichen Zeiten sich widersetzten; besonders die Städter zeigten sich widerspenstig. Aber der Kurfürst hatte gute Gründe, nicht nachzugeben, und er wußte diese mit Hülfe seiner neu angeworbenen Truppen sowohl den Landleuten als den Bürgern so klar darzulegen, daß sie sich fügen mußten. Im Jahre 1667 führte er eine Konsumtions-Accise für die märkischen Städte ein, welche die Mutter der Schlacht- und Mahlsteuer geworden ist. In der Einführungs-Ordnung vom Jahre 1667 sagte der Kurfürst: „Diese Accise solle auf 3 Jahre eingeführt werden und nach deren Ablauf und Befindung, ob die Stadt auch hierdurch gebessert und viele wüste Stellen bebaut, alsdann ferner dasjenige verordnet werden, was zu des Landes Wohlfahrt und Besten am ersprießlichsten sein wird." Auf nur 3 Jahre war die Steuer eingeführt, aber es ging mit dieser Steuer wie mit den meisten

anderen, welche, wenn sie einmal eingeführt sind, nicht leicht zurückgenommen werden. Friedrich Wilhelm erkannte den wohlthätigen Einfluß der Accise für seine Kasse nur zu wohl, als daß er an eine Zurücknahme gedacht hätte.

Für die Entwicklung des neuen Staates war es von hoher Bedeutung, daß Friedrich Wilhelm die Macht der Stände brach. Diese waren niemals eine Vertretung des Volkes gewesen; sie hatten stets nur das Privilegium repräsentiert. Das Volk ließ sich die Einschränkung seiner Rechte gefallen. Hier und da murrten wohl einige; einzelne kühne Männer sprachen offen aus, der Kurfürst sei ein Tyrann, aber da sie allein blieben, wurden sie ein Opfer dieser Freimütigkeit. Der ernste Befehl erging, daß niemand böse Reden gegen den Landesherrn führen dürfe, wenn er sich nicht den härtesten Strafen aussetzen wolle. Gegen einzelne der Redner wurden solche Strafen vollstreckt; das genügte, um die anderen abzuschrecken. Im geheimen unter vier Augen, vielleicht auch in den Bierstuben hier und da wurde wohl noch auf den Kurfürsten und dessen Tyrannei geschimpft, öffentlich aber nicht mehr und am wenigsten auf dem Wege der Presse, denn für diese übten die kurfürstlichen Behörden eine strenge Censur.

Durch die ausgedehnten Festungswerke hatte die Stadt Berlin ein ganz anderes Ansehen gewonnen. Mit dem Wiederaufleben des Handels und des Verkehrs kehrte auch die Baulust bei den Bürgern zurück, um so mehr, als Friedrich Wilhelm sie nach bester Kraft förderte. Neue Häuser, sogar neue Stadtteile entstanden; wir werden hierauf bald noch weiter zurückkommen. Friedrich Wilhelm hatte Sinn und Lust an Bauunternehmungen. Sobald er nach seinem Regierungsantritt seine Residenz besuchen konnte, war er sofort bestrebt, das Schloß, welches unter der Regierung seines Vaters sehr verfallen war, wieder auszubessern. Das aber war ein schwieriges Unternehmen; denn es fehlte an allem, an Geld, an geschickten Arbeitern, ja selbst an Baumaterialien. Als er im Jahre 1643 den dem Einsturz nahen Altan des Schlosses ausbessern lassen wollte, da war es nicht möglich, die einfachsten Materialien in Berlin aufzutreiben. Ein Zentner Kolophonium, ein Viertelzentner Wachs und ein Viertelzentner Schwefel mußten aus Hamburg herbeigeholt werden, weil diese Gegenstände dem Handel Berlins fehlten.

Auch der Mangel an geschickten Handwerkern war in Berlin so groß, daß der Präsident von Arnim, welchem Friedrich Wilhelm im Jahre 1646 seinen Plan, das Schloß auszubauen, mitteilte, darauf aufmerksam machen mußte, der einzige geschickte Steinmetz in Berlin sei gestorben, und noch kein anderer vorhanden. So mußten denn Baumeister und Steinmetze aus Holland berufen werden, und damit das Werk ungehindert vor sich gehen könne, wurde dem Tischler in der Fischerstraße, dem die Arbeit übertragen werden sollte, ausdrücklich vorher zur Bedingung gemacht, daß er sich auch mit gutem, trockenem Holze versehen müsse. Trotz aller dieser Schwierigkeiten, und obgleich auch die Geldmittel ihm mangelten, ließ sich Friedrich Wilhelm dennoch nicht abhalten, den Bau anzugreifen. Das Schloß wurde in den nächsten Jahren wenigstens einigermaßen wiederhergestellt und auch durch Malereien verschönert. Im Jahre 1648 wurde auch der grüne Hut, der bisher nur zum Gefängnis gedient hatte, als Wohnungsraum ausgebaut. Von 1650 an erhielt der Baumeister Memhardt die Leitung des Schloßbaues, der fortan rüstig vor sich ging, aber während der Regierung des Kurfürsten nicht vollendet wurde.

Wie notwendig ein gründlicher Umbau des Schlosses war, geht unwiderleglich aus einem Bericht hervor, den noch im Jahre 1652 der Schloßhauptmann über den Zustand des Schlosses an den Kurfürsten erstattete. In diesem Bericht wird der Raum über dem kurfürstlichen Speisegemach und weiter die ganze Seite entlang als völlig verwahrlost geschildert. Der Boden daselbst war zur Zeit des Kurfürsten Johann Sigismund mit Dielen bekleidet, die von den Pagen aufgerissen und zur Erbauung von Taubenhäusern verwendet worden waren, den Rest hatte der Türmer als Brennmaterial benutzt. In der alten Bettkammer über der Kapelle, woselbst die Kurfürstin die Laken trocknen ließ, fehlten Thüren und Fenster, so daß der Wind Schnee und Regen hineinwehte! Im Vorratskeller ließen die sinkenden Balken einen Einsturz befürchten, und über eine Schlafkammer wird berichtet, daß die Balken darin „gleichsam hancken undt sie (die Leute) befürchten müssen, daß sie alle Stunden runder fallen undt Sie zu Tode schlagen."

Friedrich Wilhelm hatte ein feines Gefühl für das Schöne; es mußte ihm daher im höchsten Grade widerlich sein, daß unmittelbar bei seinem Schloß, an der Stelle des heutigen Lustgartens, sich ein häßlicher Sumpf ausdehnte, denn die früher gemachten, nicht unbedeutenden Gartenanlagen waren längst wieder so verwildert, daß man kaum eine Spur von ihnen mehr entdeckte. Im Jahre 1646 befahl deshalb der Kurfürst die Wiederherstellung des Gartens. Der damalige Hofgärtner Michael Hanf und der Kammerpräsident v. Arnim erhielten den Auftrag, die Arbeit aufs beste auszurichten. Aus Berlin und Cöln wurde der Gassenkot zusammen gefahren, um das Terrain zu erhöhen und einen fruchtbaren Boden herzustellen. Das war keine zu schwierige Arbeit, denn Gassenkot gab es in Berlin und Cöln die Menge. Der Kammerpräsident von Arnim war ein tüchtiger Oekonom, der sich auf die Sache verstand, und so gewann denn bald der Garten ein anderes Ansehen. Es wurde eine Wasserleitung hinein geführt, aus dem Auslande wurden fremde Pflanzen verschrieben, seltene Gebüsche wurden angepflanzt und eine Plantage von der Hundebrücke bis zum damaligen Anfange des Tiergartens angelegt.*)

Im Jahre 1650 ließ Friedrich Wilhelm durch seinen Baumeister Memhardt an der Stelle, wo später die alte Börse stand, ein Lusthaus erbauen, welches mit einer Grotte geschmückt war. Es war ein geschmackvoller Bau von zwei Stockwerken, der in der Mitte eine Kuppel hatte. Rings herum lief eine Galerie, von der herab man eine freie Aussicht auf den nahen Wald und das Feld hatte. Der Lustgarten selbst war ein nach holländischem Geschmacke angelegter Blumengarten, den Hecken von Kirsch- und Mandelsträuchern einfaßten. Es befanden sich in ihm schöne Bildsäulen und auch ein Springbrunnen. Vom Blumengarten stieg man auf einer Treppe von sieben Stufen nach dem sogenannten Untergarten in der Gegend des jetzigen Doms herab. Hier waren dichte Gänge von Ulmen und Liguster angelegt, und auf freien Plätzen standen überall marmorne und bleierne Bildsäulen; besonders wurden von den Berlinern die Marmorstatuen bewundert, denn diese hatte man bis dahin in der Residenzstadt noch nicht gekannt. Weiterhin stieg man wieder sieben Stufen empor nach dem Hintergarten, der aus einer Lindenplantage

*) Diese Plantage bildete den ersten Anfang der Linden, welche aber nicht weiter als bis zu dem heutigen Akademiegebäude führten.

und einem botanischen Garten mit vielen fremden Gewächsen bestand. Hier ließ der Kurfürst ein 150 Fuß langes und 60 Fuß breites Pomeranzenhaus bauen, in welchem 560 Orangen und viele andere fremde Bäume und Sträucher gezogen wurden. Aus diesem Pomeranzenhause ist später die königliche Gesundheits-Geschirr-Niederlage entstanden, welche dann dem Säulengang des Neuen Museums hat Platz machen müssen. Endlich kam man in den Küchengarten, welcher mit acht Wassergräben in Form eines Sterns durchzogen war, und in welchem die besten Küchengewächse für die kurfürstliche Tafel gebaut wurden.

Wie der Kurfürst bemüht war, sein Schloß auszubauen und einer Residenz würdig herzustellen, so lag ihm auch am Herzen, die Stadt zu vergrößern und zu verschönern. Er interessierte sich lebhaft für alle Bauunternehmungen, unterstützte sie durch Gewährung von Abgabefreiheiten, durch Schenkung des Baugrundes und selbst durch die freie Uebermittelung von Bauholz aus kurfürstlichen Forsten.

So lange die Festungslinien vor der neuen Befestigung die Stadt noch in dem alten engen Kreise hielten, konnte von Bauten nur innerhalb dieses Kreises die Rede sein. Mit dem Plane der neuen Festung aber begann auch der Bau neuer Stadtviertel. Schon im Jahre 1658 wurde der Werder an solche Privatpersonen, welche Lust und Mittel zum Bauen hatten, meist frei überlassen, und im November 1660 erhielt die neu angelegte Stadtgegend den Namen Friedrichswerder und wurde vom Kurfürsten zu einer eigenen Stadt erhoben; ein besonderer Rat erhielt die Verwaltung unabhängig von dem Rate Berlins und Cölns. Nur wenige Jahre vergingen, da standen auf dem Platze, welcher vorher fast nur ein wüstes Sumpfland gewesen war, den die Bürger von Cöln nur zur Viehweide hatten benutzen können, nicht wenig stattliche Gebäude, und schon im Jahre 1666 zählte man dort 92 Häuser. Im Jahre 1681 wurde für die neue Stadt eine eigene lateinische Schule, die Friedrichsschule, gegründet. Auch auf anderen Seiten von Cöln, auf dem Boden der alten Cölnischen Vorstädte, wuchs ein neuer Stadtteil empor, Neu-Cöln, der aber freilich erst im Jahre 1681, als die Festungswerke ziemlich vollendet waren, sich zu entwickeln vermochte. Eine dritte neue Stadt war die Dorotheenstadt, welche gebaut wurde auf jenem Teil des Tiergartens, der sich zwischen der jetzigen Behrenstraße und der Spree hinzog.

Der Tiergarten war im dreißigjährigen Kriege vollständig verwüstet worden. Die Einzäunungen waren eingerissen, das Wild hatte sich nach allen Richtungen hin zerstreut. Friedrich Wilhelm, der ein großer Jagdliebhaber war, gab sich viele Mühe, das seiner Residenz so nahe Jagdterrain wieder herzustellen. Er ließ es von neuem einzäunen und erweiterte es nicht unwesentlich zuerst über die Spree hinaus, indem er einen Teil der auf der rechten Spreeseite, zwischen der Jungfernheide und der Panke gelegenen Waldungen, welche der Stadt Berlin gehörten, ankaufte und, verbunden mit einigen Grundstücken, welche er schon besaß, zu einem neuen Tiergarten einrichtete. Es ist dies die Gegend des heutigen Moabit bis zur Charitee und dem Invalidenhause. Noch heute nennt man einen Teil dieses neu eingerichteten Tiergartens in Moabit den kleinen Tiergarten; damals wurde er der hintere Tiergarten genannt, während der ältere Teil den Namen des vorderen Tiergartens führte. Um den Tiergarten wieder seines Namens

würdig zu machen, erhielt der Oberjägermeister v. Hertefeld den Auftrag, in den übrigen kurfürstlichen Forst- und Jagdrevieren Wild einfangen und in dem Tiergarten aussetzen zu lassen. Aus Preußen wurden Auerhähne herbeigeholt, aus der Umgegend von Zossen große Hirsche, und allen diesen Tieren gab man im Tiergarten die Freiheit. Der Kurfürst verwendete nicht unbedeutende Summen dazu, sie durch Hafer ernähren zu lassen. Auch nach anderen Seiten hin erhielt der Tiergarten Erweiterungen. Ein Teil des Ackers hinter dem Jägerhofe wurde ihm zugeschlagen, und auch nach Charlottenburg hin wurden die Einzäunungen weit ausgedehnt.

Der Tiergarten hatte hierdurch eine bedeutende Ausdehnung und eine wesentliche Verschönerung erhalten; er war weit größer als der heutige. Wir wollen versuchen, unseren Lesern ein flüchtiges Bild des Tiergartens sowie seiner Umgebungen und der angrenzenden Teile von Cöln zu geben, wie sich ein solches etwa um das Jahr 1658 uns darstellen würde.*)

Der vordere Tiergarten begann damals in der Gegend des heutigen Akademiegebäudes und erstreckte sich nach Westen bis an die Brücke, welche zwischen dem sogenannten Knie und dem Chausseehause bei Charlottenburg sich über die Chaussee zieht, von hier aus gingen die Einzäunungen nach dem heutigen Martinike bis an die Spree. Diese bildete die nördliche Grenze des vorderen Tiergartens. Südlich zog sich die Grenze längs der Feldmarken von Lietzow (Charlottenburg) bis an den Kurfürstendamm und die jetzige Fasanerie, wo sie an einen Bruch stieß, der sich bis zum Hofjäger hinzog. Von hier folgte die Grenze etwa der heutigen Tiergartenstraße, ging in die Friedrichsstadt, der Kronenstraße folgend bis an das heutige Bankgebäude und dann längs des Werders dem Akademiegebäude zu. Der vordere Tiergarten war damals ein Gemisch von Waldung und Wiesen, es lagen auch einige Ackerflecke in ihm und hier und da wohl auch ein Moorbruch. Rings um den ganzen Garten lief, um das Wild einzuhegen, ein dichter Plankenzaun, in dem sich mehrere Thore befanden. Der Haupteingang war da, wo die neu angelegte Lindenplantage den Tiergarten traf, in der Gegend des Akademiegebäudes. Durch diesen Eingang zog der Kurfürst, wenn er vom Schlosse aus über die Hundebrücke sich zur Jagd in den Tiergarten begeben wollte. Von kunstvollen Gartenanlagen konnte in einem Jagdrevier keine Rede sein, nur von Wildgestellen und schönen Baumpartien. Der Kurfürst achtete besonders darauf, daß viele Eichen in dem Garten angepflanzt wurden, und manche der prächtigen Bäume, die wir heute bewundern, verdanken ihm ihre Pflanzung.

Es wird unsere Leser vielleicht interessieren, einen Blick in das damalige Berlin von dem Eingange des Tiergartens aus zurück zu thun. Unmittelbar vor dem Beschauer lag die dreifache Lindenallee, welche von der Hundebrücke aus zu ihm führte. Linker Hand befand sich da, wo jetzt die Universität steht, ein freier Platz, und etwas dahinter stand das noch jetzt bestehende Gießhaus, welches auch damals als ein solches benutzt wurde. Hinter ihm schaute man nach dem kurfürstlichen Küchengarten, und jenseits der Spree sah

*) Nach von Raumer: „Der Tiergarten bei Berlin, seine Entstehung und seine Schicksale." Wir bemerken, daß an der Stelle der „jetzigen Fasanerie" heute der Zoologische Garten steht.

man das Vorwerk vor dem Spandauer Thor, welches der Kurfürstin gehörte, das heutige Monbijou, liegen. Dicht an der Hundebrücke erhoben sich schon einige Häuser, auch das jetzige Kommandanturgebäude, dessen Bau schon im Jahre 1655 begonnen war. Jenseits der Brücke sah man den vorderen Lustgarten mit einer Statue Friedrich Wilhelms, welche später nach Charlottenburg gekommen ist, dann die Wasserkunst an der Ecke der Schloßfreiheit, einen Turm, der zum Schlosse gehörte und neben dem eine Pforte in den Schloßhof hineinführte. Majestätisch erhob sich daneben das Schloß und rechts davon der alte Dom, von dem eine Brücke nach der Insel führte, die zum Werder gehörte. Auf dieser standen einige Häuser kurfürstlicher Diener, denen eine Schankgerechtigkeit verliehen war, so daß man die Bürger von Cölln an schönen Tagen dort zahlreich versammelt sah. Auch auf den Werder selbst hatte man einen Blick, auf den kurfürstlichen Holzplatz an der Stelle der heutigen Holzgartenstraße, auf eine Mühle, wo jetzt die Bauakademie steht, und auf das kurfürstliche Reithaus. Der Werder bestand damals aus mehreren Inseln und Sümpfen, welche zwischen breiten Spreearmen lagen.

Wenden wir uns nun nach dem hinteren Tiergarten und gehen wir zum Spandauer Thore hinaus, um zu ihm zu gelangen. Wir treffen da auf die große von Berlin nach Spandau führende Landstraße, die heutige Oranienburgerstraße. Hier finden sich schon Spuren des Anbaues; mehrere Privatgärten, vor allem aber das kurfürstliche Vorwerk (Monbijou). Der zu dem Vorwerk gehörige Acker erstreckte sich bis über die Panke hinaus und umfaßte die heutige Friedrich-Wilhelmstadt, die Charité und das Invalidenhaus. Da wo die Stadtmauer heute aufhört, begann der Plankenzaun des hinteren Tiergartens; nördlich vom Tiergarten lag die Jungfernheide, welche sich bis an denselben heranzog. Da, wo an der Spree der vordere und hintere Tiergarten zusammenstießen, waren Bäume in die Spree gelegt, welche sie verschlossen, um das Durchschwimmen des Wildes zu verhindern. Ein großer Teil dieses eben beschriebenen Tiergartens bot einen Baugrund für den neuen Stadtteil, die Dorotheenstadt.

Friedrich Wilhelm hatte am 8. Juni 1667 seine liebenswürdige Gemahlin, die Kurfürstin Luise Henriette, durch den Tod verloren. So sehr er diese liebte, war er doch nach nicht zu langer Zeit zu einer zweiten Vermählung geschritten, und seine Wahl war auf Dorothee, eine Tochter des Herzogs Philipp von Holstein-Sonderburg-Glücksburg, die Witwe des im Jahre 1659 gestorbenen Herzogs Christian Ludwig von Braunschweig-Lüneburg-Celle, gefallen. Am 24. Juni 1668 hatte sich Friedrich Wilhelm mit Dorothee verbunden. Die Kurfürstin war eine berechnende Frau, sie hegte dieselbe Neigung für die Landwirtschaft wie die verstorbene Kurfürstin Luise Henriette. Aber während diese ihre Freude daran fand, landwirtschaftliche Verbesserungen aller Art einzuführen, damit die in der Landwirtschaft bisher noch unerfahrenen Märker dadurch lernen möchten, betrachtete Dorothee die Landwirtschaft nur als ein gewinnbringendes Geschäft. Ihr kam es darauf an, mit derselben Geld zu verdienen, und nicht mit Unrecht wurde ihr vielfach der Vorwurf der Habgier und des Geizes gemacht.

Friedrich Wilhelm, der den Neigungen seiner zweiten Gemahlin gern entgegenkam, überließ auch ihr bald nach seiner Vermählung sowohl die Meierei in dem Tiergarten als das Vorwerk am Spandauer Thore, welches

seine erste Gemahlin besessen hatte. Hier stellte sich bald genug heraus, daß der Acker auf der linken Seite der Spree, der zum Vorwerk im Tiergarten gehörte, sich seiner sandigen Beschaffenheit wegen wenig zum Feldbau eigene. Die Kurfürstin hatte nicht Lust, auf vergebliche Verbesserungsversuche fruchtlos Geld zu verschwenden; sie suchte eine andere Art der Verwendung heraus, und sie verstand es mit gut kaufmännischer Berechnung, eine solche zu finden. Sie verkaufte den Acker als Baustellen gegen Erlegung eines mäßigen Grundzinses. Schon hatte sich Berlin beträchtlich in der Seelenzahl vermehrt, und es wuchs von Tag zu Tag. Manche günstige Bedingungen, welche von der Kurfürstin den neuen Anbauern gestellt wurden, veranlaßten diese, auf der neuen Auslage, so nannte man damals das Terrain, sich anzusiedeln, um so mehr, da der Grundzins, der auf dem Friedrichswerder 3 Groschen für die Quadratrute betrug, von der Kurfürstin nur mit 1 Groschen 6 Pfennigen berechnet wurde.

Dorothee zeigte ein anerkennungswertes Talent für die Verwertung ihres Eigentums. Sie wußte sehr wohl, daß sie nicht nur Nutzen, sondern auch Annehmlichkeiten bieten mußte, wenn ihr Versuch gelingen sollte. Deshalb ließ sie regelmäßige Straßen abstechen und sorgte dafür, daß auch die Neubauten nach einem bestimmten Plane vorgenommen wurden. Sie bewog den Kurfürsten, den neuen Ansiedlern vielfache Vergünstigungen zu gewähren, und dies geschah denn auch nach allen Richtungen hin, da Friedrich Wilhelm sich seiner Gemahlin gern gefällig zeigen wollte. Die neu Anbauenden erhielten zehn volle Jahre Abgabefreiheit und das Recht, ohne Zahlung eines Bürgergeldes, sich niederzulassen; es wurde ihnen das nötige Bauholz an einem bequemen Ort in den kurfürstlichen Forsten unentgeltlich nachgewiesen; selbst die Kalksteine erhielten sie für einen Kirchenbau umsonst. Zum großen Mißvergnügen der Bürger in den übrigen zu Berlin gehörigen Städten wurde sogar einem Teil dieser neuen Ansiedler die Schankgerechtigkeit von Bier und Wein, wie solche in den drei anderen Städten in den Ratskellern statt hatte, verliehen. So wuchs denn nach und nach aus der Sandwüste die Dorotheenstadt empor. Die Kurfürstin verschönerte diese durch die Anlage der Linden, einer prächtigen, 800 Schritt langen, aus 7 Baumreihen bestehenden Allee, welche von der Hundebrücke aus bis nach dem Tiergartenthor, etwa an der Ecke der heutigen Linden und der Wilhelmsstraße, führte. Die Kurfürstin soll den ersten Baum persönlich gepflanzt haben. Daß die neue Auslage, welche später den Namen Dorotheenstadt nach ihrer Begründerin erhielt, in die Befestigungswerke mit eingeschlossen wurde, haben wir bereits erwähnt.

Mit der Vergrößerung der Residenz nach außen hielten der Ausbau und die Verschönerung der Stadt nach innen nicht ganz gleichen Schritt. Es ging damit langsam genug; denn die Bürger hatten unmittelbar nach dem Kriege weder Lust noch Geld zu bauen. Als am 30. Januar 1665 Friedrich Wilhelm verordnet hatte, daß die wüsten Stellen in Berlin binnen Jahresfrist bebaut oder an andere umsonst gegeben werden sollten, berichtete der Rat am 13. März:

„Wir haben schon manche wüste Stelle verkauft, aber es gehet wie einem alten zerrissenen Kleide, wo wenn man ein Loch zuflicket, vier neue wieder vorhanden sind.“

Nur dem unaufhörlichen Antriebe des Kurfürsten war es zu verdanken, daß die Bürger sich doch zu Neubauten entschlossen, und so sehen wir denn etwa vom Jahre 1660 an manche schöne neue Häuser in Berlin entstehen.

Im Jahre 1673 wurden die Häuser auf der Schloßfreiheit gebaut, 1682 der untere Teil der Heiligen-Geiststraße; Berlin gewann durch diese Neubauten mehr und mehr das Ansehen einer Residenzstadt. Friedrich Wilhelm scheute die Kosten nicht, wo es galt, wirkliche Verbesserungen und Verschönerungen anzubringen; so gab er im Jahre 1661 die Hälfte des Geldes dazu, um die ganz baufällig gewordene lange Brücke, wenn auch vorläufig nur von Holz, auszubauen; er sorgte dafür, daß auch die bisher ungepflasterten Straßen der Stadt und auch diejenigen, in denen allerdings ein Pflaster vor-



Das Charité-Krankenhaus.
1710 von Friedrich I. begründet, 1727 von Friedrich Wilhelm I. erweitert, nach einer Abbildung aus dem Jahre 1809.

handen war, welche man aber trotzdem kaum passieren konnte, eine hinreichende Pflasterung erhielten. Und damit dies geschehen konnte, ließ er dazu die Geldstrafen verwenden, zu welchen die Bürger, die Gotteslästerungen ausstießen, verurteilt wurden. So verdankte der Neue Markt seine Pflasterung einer Gotteslästerung, für die ein Nadler, Peter Dietrich, 200 Thaler zahlen mußte.

Drittes Kapitel.

Mit der Vergrößerung der Stadt ging die Fürsorge des Kurfürsten für eine Verbesserung der Polizeigesetzgebung Hand in Hand. Der Rat der Stadt, welcher die Polizeigesetzgebung selbständig übte, war längst ein willenloses Werkzeug in der Hand des Kurfürsten geworden. Noch stand zwar in der

Breiten Straße unweit vom Dome der Stein, der einst die Grenze der Gerichtsbarkeit des Rats und des kurfürstlichen Hausvoigts bezeichnet hatte; aber er war eben ein lebloses Zeichen früherer Rechte und hatte kaum eine Bedeutung mehr. Die Selbständigkeit der Gemeinde, von welcher dieser Stein Zeugnis ablegen sollte, war verschwunden; nur in kleinen Einzelheiten durften Bürgermeister und Rat noch frei schalten, bei allen irgend wichtigen Fragen hatten sie die Befehle des Kurfürsten einzuholen.

Seit dem Jahre 1649 hatten Berlin und Cöln sich wieder für den größten Teil der Stadtverwaltung vereinigt, alljährlich wurden Bürgermeister und Ratsherren ungehindert gewählt. Berlin wählte zwei Bürgermeister und die eine Hälfte des Rats, Cöln einen Bürgermeister und die andere Hälfte des Rats, der Kurfürst bestätigte die Gewählten, und nur selten kam es vor, daß er von seinem Rechte einer Verwerfung Gebrauch machte; denn den Bürgern fiel es kaum mehr ein, andere als dem Herrscher genehme Persönlichkeiten mit dem wichtigen Amte zu betrauen. Je mehr Berlin zur großen Residenzstadt heranwuchs, je mehr verlor sich die Selbständigkeit und Selbsthilfe der Bürger, je abhängiger wurden diese vom Hofe, je eifriger zeigte sich aber auch Friedrich Wilhelm in seinen Bemühungen, die Zustände der Stadt zu bessern.

In allen Zweigen der Verwaltung war er thätig, überall legte er die bessernde Hand an. Besondere Aufmerksamkeit schenkte er dem Feuerlöschwesen, welches während des 30jährigen Krieges in Unordnung geraten war. Die meisten Häuser der Stadt hatten zwar vermöge des günstigen Bodens, der in nicht zu großer Tiefe überall Quellen enthielt, gute Brunnen gehabt; diese waren aber durch die Unachtsamkeit der Bürger meist verfallen. Man trank damals lieber Bier als Wasser, und so gehörte ein guter Hofbrunnen durchaus nicht zur unbedingten Lebensnotwendigkeit einer Familie; auch die wenigen öffentlichen Brunnen in den Straßen waren zum großen Teil zu Grunde gegangen, und als nun Friedrich Wilhelm seine Aufmerksamkeit auf diesen Punkt richtete und die Instandsetzung der Brunnen verlangte, da gab es nicht einmal Brunnenmacher in Berlin; der Kurfürst war gezwungen, solche aus Küstrin kommen zu lassen. Die Hausbesitzer erhielten den strengen Befehl, die Brunnen wieder in stand setzen zu lassen bei einer Strafe für jeden, welcher dem Befehle nicht unweigerlich nachkommen würde. Auch die öffentlichen Straßenbrunnen wurden aufs neue ausgegraben und brauchbar gemacht, neben ihnen wurden Wasserkübel aufgestellt, welche bei einer etwa vorkommenden Feuersbrunst sofort in Gebrauch genommen werden konnten. An Feuersbrünsten war in diesen Zeiten kein Mangel, die schlechten Holzhäuser mit ihren Schornsteinen von Lehm und Holz brannten ja wie Zunder.

Als im Jahre 1659 ein großer Brand bedeutenden Schaden angerichtet hatte, gab der Kurfürst Befehl, die nötigen Löschgerätschaften anzuschaffen, und erließ eine eigene Brand- und Feuerordnung. Oeffentliche Spritzen wurden angeschafft, und die Reinigung der Schornsteine, in denen bisher der Ruß sich ungestört hatte ansetzen dürfen, und die häufig genug nur durch das Ausbrennen gereinigt worden waren, wurde aufs strengste anbefohlen. Trotzdem gab eine neue Feuersbrunst im Jahre 1665 Veranlassung zu neuen Maßregeln. Die kurfürstliche Rüstkammer nebst dem Stall und zwei herrschaftlichen Häusern brannten ab, und der Schaden, welchen die Stadt und

auch der Kurfürst dadurch hatten, war beträchtlich, denn in der Rüstkammer befand sich eine Sammlung kostbarer Waffen und vieler unersetzlicher Altertümer. Friedrich Wilhelm war aufs höchste entrüstet über die Unvorsichtigkeit, durch welche das Feuer ausgebrochen war, und befahl die Anschaffung neuer Feuerlöschgerätschaften. Er erließ eine neue strengere Feuerordnung sowie auch im Jahre 1678 den Befehl, daß die aus Holz und Lehm gefertigten Schornsteine als zu feuergefährlich von den Dächern entfernt würden. Trotzdem richtete am 29. Dezember 1680 ein Brand wieder großen Schaden an.

Ein anderer Gegenstand der Straßenpolizei, mit welchem der Kurfürst sich viel beschäftigte, war die Straßenbeleuchtung. Im Jahre 1679 gab er den Befehl, daß aus jedem dritten Hause des Abends eine Laterne mit einem brennenden Lichte ausgehängt werden müsse. Die Einwohner wechselten ab, so daß jeder Bürger alle drei Tage zur Erfüllung dieser Verpflichtung herangezogen wurde. Es war dies nur eine vorläufige Einrichtung, und sie wurde von den Bürgern ziemlich unregelmäßig zur Ausführung gebracht. Um so mehr fühlte sich der Kurfürst veranlaßt, die Aufstellung fester Laternen zu befehlen, und alles Widerspruchs der Bürger*) ungeachtet wurde dieser Befehl im Jahre 1682 durchgesetzt. Auch der Dienst der Nachtwachen wurde erst auf kurfürstliche Anordnung wieder ins Leben gerufen. Der Rat hatte aus Sparsamkeitsrücksichten die Stellen der Nachtwächter ganz eingehen lassen. Die Stadtdiener riefen die Stunde aus, dies war die einzige bestehende Nachtwache in einer Stadt, welche durch Diebstahl und Raubthaten mehr als manche andere heimgesucht wurde.

Nicht weniger streng zeigte sich auch der Kurfürst in der Sorge für die Straßenreinigung. Unter seiner Regierung gewann daher Berlin bald ein ganz anderes Ansehen. Die Schweine büßten an ihrem Wohlbehagen viel ein, da der Kot aus den Straßen fortgeschafft werden mußte, und sie wurden endlich auf kurfürstlichen Befehl aus den Straßen der Residenz verbannt. Alle Schweinekoben mußten von den Straßen fortgerissen werden, und auch die Kehrichthaufen, welche sich Bergen gleich auf den öffentlichen Marktplätzen aufgehäuft hatten, wurden entfernt. Welche Mühe dies machte, geht am besten daraus hervor, daß im Jahre 1771 der Befehl an alle in Berlin zu Markte kommenden Bauern erging, bei ihrer Rückfahrt eine Fuhre Kot vom Neuen Markte mitzunehmen. Im Jahre 1680 wurde endlich eine regelmäßige Straßenreinigung angeordnet; der Kurfürst stellte einen Gassenmeister an, welcher den Befehl erhielt, mit zwei Karren durch die Stadt zu fahren und vor jedem Hause den zusammengefegten Unrat aufzuladen. Den Bürgern, welche es unterlassen hatten, dem Befehle gemäß den Unrat zusammenzufegen, wurde der Kot ins Haus geworfen. Jeder Hausbesitzer hatte die Verpflichtung, dem Gassenmeister den vollen Karren Unrat mit 1 Groschen 6 Pfennigen zu bezahlen, der Kurfürst besoldete ihn außerdem noch mit 52 Scheffel Korn jährlich und gab ihm freie Wohnung.

*) Es ist höchst bezeichnend für den Geist der Berliner nicht nur in jenen Tagen, daß jede wirklich gemeinnützige Anordnung des Kurfürsten, sobald sie den einzelnen die geringste Unbequemlichkeit oder die geringsten Kosten auferlegte, auf heftigen Widerstand der Bürgerschaft traf. Der Rat fügte sich wohl willenlos, die Bürger aber schimpften wacker und gaben erst nach, wenn sie durch Gewaltmaßregeln gezwungen wurden. Ein kräftiger, opferfreudiger Gemeinsinn fehlte ihnen gänzlich!

Auch auf die Reinhaltung der Spree, in welche bisher ohne Rücksicht auf die pestilenzialischen Gerüche, die dadurch entstanden, aller Kot geworfen war, wurde jetzt ernstlich gesehen und bei 50 Thaler Strafe jedermann verboten, den Fluß fernerhin zu verunreinigen.

Die Straßen erhielten durch alle diese Bemühungen ein freundlicheres Ansehen, auch durch den Schutz der Weinstöcke und Baumanpflanzungen, mit welchen manche Bürger von gutem Geschmacke ihre Häuser verzierten. Bisher hatten solche Anpflanzungen nicht gedeihen können, weil teils die Schweine sie verwüsteten, teils böse Buben sie beschädigten. Friedrich Wilhelm erließ deshalb eine Verordnung, nach welcher jedem die Hand abgehauen werden sollte, der es künftig wagen würde, einen Baum oder Weinstock vor den Häusern zu beschädigen. Die angedrohte Strafe war gewiß höchst grausam, sie erscheint aber fast milde, wenn wir sie mit der vergleichen, welche der Kurfürst gegen die Beraubung eines Bienenstocks festsetzte. Jeder Bienendieb wurde ohne Gnade und Umstände dem Henker übergeben, der den Befehl erhielt, ihm zuvor die Gedärme aus dem Leibe zu reißen und ihn dann erst am Orte der That neben den Eingeweiden aufzuhängen. Durch alle diese Verordnungen und deren strengste Durchführung wandelte sich die früher so schmutzige und widerlich aussehende Stadt nach und nach zu einer würdigen Residenz um.

Am Ende der Regierung Friedrich Wilhelms zählte die Residenz bereits gegen 18,000 Einwohner; sie hatte sich also an Einwohnerzahl während der Regierungszeit des großen Kurfürsten verdreifacht. Alle Bemühungen, welche Friedrich Wilhelm auf die Vergrößerung und Verschönerung seiner Residenz anwandte, würden ihn dennoch nicht zum Ziele geführt haben, wenn er nicht unablässig bestrebt gewesen wäre, die Gewerbthätigkeit, den Handel und den Verkehr zu heben, und gerade dieses Strebens wegen verdient er mit vollem Recht den Ehrennamen des Großen, der ihm in der Geschichte beigelegt worden ist.

Friedrich Wilhelm scheute weder Mühe noch Kosten, um für den Handel neue Bahnen zu schaffen, um Erleichterungsmittel für den Verkehr herzustellen, und er hat sich selbst durch dieses sein Bemühen ein Denkmal gesetzt, großartiger und schöner als dasjenige, welches gegenwärtig die Kurfürstenbrücke ziert. Dies Denkmal ist der Friedrich-Wilhelms-Kanal, die Verbindung der Spree mit der Oder, welche im Jahre 1662 unter der Leitung des Obersten Philipp de Chiese angefangen und im Jahre 1668 durch Michael Mathias Smid vollendet worden ist; ein Kanal von 3 Meilen Länge, in welchem 10 Schleusen den Wasserlauf regelten.

Von einem nicht unbedeutenden Einfluß auf die Entwicklung des Handelsverkehrs war auch die Wiedereinführung der Juden in die Mark Brandenburg. Friedrich Wilhelm nahm besonders in der ersten Zeit seiner Regierung gern das Geld, woher er es eben bekommen konnte, und so zögerte er denn auch nicht, die Dienste einiger Juden anzunehmen, welche sich erboten, ihm Lieferungen für die Armee und bare Geldvorschüsse zu machen. Er ernannte Israel Aaron zu seinem Agenten und Hoflieferanten und war mit den Leistungen desselben so zufrieden, daß er auch noch anderen Juden die Genehmigung erteilte, sich hier und da gegen Zahlung jährlicher Abgaben niederzulassen.

Als im Jahre 1669 die Juden aus Oesterreich vertrieben worden waren, gestattete der Kurfürst im Jahre 1671 50 Judenfamilien die Niederlassung

in der Mark. Viele von diesen wählten Berlin zu ihrem Aufenthaltsorte und begannen sich hier in der Judengasse oder auch vor den Thoren, denn in der übrigen Stadt durften sie nicht wohnen, einzurichten. Ihre Anzahl vermehrte sich schnell, so daß sie selbst im Jahre 1674 dem Kurfürsten eine Eingabe überreichten, er möge anderen Juden den Zuzug nicht ferner erlauben. Die Juden brachten ihm Geld ein, und er behielt sie deshalb im Lande. Uebrigens verstand er es, von ihren Reichtümern infolge von Strafen hier und da auch etwas für die Staatskassen flüssig zu machen. So nahm er ihnen z. B. als Strafe 4000 Thaler dafür ab, daß sie geflüchtet waren, als im Jahre 1675 die Schweden in das Land eingebrochen waren. Nur als im Jahre 1682 der Haß gegen die Juden das Volk von Berlin zu solcher Wut entflammte, daß ernstliche Unruhen ausbrachen, bei denen die Judenhäuser gestürmt wurden, hielt es der Kurfürst doch für nötig, alle nicht mit Schutzbriefen versehenen Juden aus der Residenz zu verweisen.

Mit dem aufblühenden Handel entwickelte sich auch das Handwerk und die Fabrikation in Berlin. Neue Innungen entstanden, neue Erwerbszweige wurden ins Leben gerufen. Von der wesentlichsten Bedeutung hierfür war die Beseitigung mancher Schranken, welche bisher das Handwerk beengt hatten. Zwar konnte von einer Gewerbefreiheit noch nicht die Rede sein, eine solche lag außerhalb des Anschauungskreises der Zeit; aber die Gewerbe wurden einer großen Klasse von Menschen geöffnet, denen sie früher verschlossen gewesen waren, und hierdurch wurde ein Wettbewerb erzeugt, welcher wohlthätig und fördernd wirken mußte. Bisher waren alle nicht ehrlich Geborenen aus den Gewerken ausgeschlossen gewesen, jede Zunft galt als beschimpft, wenn ein Meister den Sohn eines Schäfers, eines Vogtes, Stadtdieners, Nachtwächters oder eines Musikanten als Lehrling aufgenommen hatte. Ebenso wurden auch die Nachkommen der früheren Bewohner des Landes, der Wenden, von der Teilnahme an den Zünften ausgeschlossen. Wer ein Handwerk erlernen wollte, mußte beweisen, daß er von ehrlicher, deutscher Geburt sei und von keinem Wendengeschlecht abstamme. Lange dauernde Prozesse waren häufig die Folge solcher unsinnigen Beschränkungen des Handwerks. Diese wurden durch den Kurfürsten jetzt ernstlich verboten. Die Unehrlichkeit der früher verachteten Stände wurde aufgehoben, und von keinem Lehrling durfte ferner verlangt werden, daß er die Reinheit seiner deutschen Abkunft beweise.

Eine außerordentliche Triebfeder für die Entwicklung des Handwerks und jeder gewerblichen Thätigkeit in Berlin waren die französischen Einwanderer, welche besonders die Dorotheenstadt bevölkerten, — Flüchtlinge, welche der Religion wegen das Vaterland verlassen und gastfreie Aufnahme in der Mark Brandenburg gefunden hatten. Am 29. Oktober 1685 hatte Friedrich Wilhelm eine öffentliche Bekanntmachung erlassen, in welcher er die Flüchtlinge zur Niederlassung in der Mark Brandenburg einlud. Er versprach ihnen, sie wie seine eigenen Landeskinder zu behandeln, sie zu unterstützen, so viel er könne. Allen Einwanderern war zehnjährige Freiheit von sämtlichen Abgaben versprochen. Sie erhielten das Bürgerrecht, Vorschüsse zur Anlegung von Fabriken, die Landleute Acker und Unterstützung zur Bewirtschaftung der ihnen übergebenen Güter, Gelehrte und Geistliche erhielten Gnadengehalte, und nicht weniger als 40000 Thaler wurden zu diesem Zwecke ausgesetzt.

Die eingewanderten Franzosen bildeten den Stamm zu der heute noch bestehenden französischen Kolonie. Sie erhielten die Gerechtigkeit eigener Schulen, Kirchen, Armenhäuser und Spitäler. Anfangs hielten sie ihren Gottesdienst in der Schloßkapelle, welche bis dahin gebraucht worden war, um die Leichname fürstlicher Personen bis zu ihrer Beerdigung auszustellen. Bald war diese Kapelle zu klein, und es wurde den Franzosen die Domkirche eingeräumt, bis sie selbst sich ihre Kirchen bauen konnten. Die Folgen der Niederlassung der Franzosen in Berlin waren von hoher Bedeutung für die gesamte Entwickelung des Volkes. Die Einwanderer führten manchen bisher in der Stadt unbekannten Zweig der Industrie ein und gaben dadurch der Gewerbthätigkeit und dem Handel der Stadt einen neuen Aufschwung. Auch auf die rohen und schwerfälligen Sitten der Deutschen übte der Einfluß der Franzosen eine belebende Wirkung; diese aber war, wie wir später sehen werden, nicht überall eine günstige.

Viertes Kapitel.

Kunst und Wissenschaft waren in der Mark während des dreißigjährigen Krieges in tiefsten Verfall geraten; sie erhielten mit der Regierung Friedrich Wilhelms einen neuen Aufschwung. Der Kurfürst besaß für die Malerei eine große Vorliebe; als er zur Regierung kam, war in der Mark in Beziehung auf die Malerei von Kunst kaum zu sprechen. Es existierten allerdings Hofmaler; diese aber konnte man besser Malergesellen nennen, welcher Name ihnen denn auch in der That von den Geschichtsschreibern gegeben wird. Sie hatten die Aufgabe, die Zimmer zu verzieren, und waren daher kaum etwas anderes als Stubenmaler. Friedrich Wilhelm gewann deshalb bedeutendere Künstler, und im Jahre 1647 schon trat der niederländische Maler Wilhelm Hundhorst mit einem Gehalt von 1000 Thalern, freier Wohnung und dem Versprechen eines seidenen Kleides für jedes Jahr in seinen Dienst. Andere Künstler folgten diesem nach, und Berlin begann nun eine Stätte für die Kunst zu werden. Der Kurfürst legte auch schon kurze Zeit nach seinem Regierungsantritt eine Sammlung von Gemälden an, wobei er eine große Liebhaberei für die niederländische Schule zeigte. Ein Herr v. Marenholz zu Regensburg erhielt den Auftrag, gute Gemälde, wo ihm solche vorkämen, anzukaufen, und so entstand denn bald auf dem kurfürstlichen Schlosse ein kleines Kabinett von Gemälden, an deren Betrachtung Friedrich Wilhelm eine sehr große Freude fand.

Nächst der Malerei war die Musik diejenige Kunst, für welche Friedrich Wilhelm sich vorzugsweise interessierte; er legte einen großen Wert auf seine Kapelle und besoldete sie nach den Begriffen der damaligen Zeit ziemlich hoch, die einzelnen Mitglieder mit 300 Thalern. Selbst in denjenigen Zeiten, in welchen er aus Geldmangel seinen eigenen Hofstaat einschränken mußte, that er dies doch nicht bei der Kapelle. Er weigerte sich im Jahre 1652 z. B. entschieden, die Kammermusiker zu entlassen, und nahm nur insofern

eine Einschränkung vor, als er ihnen anbefahl, bei den Gesängen in der Domkirche mitzuwirken, wodurch andere musikalische Kräfte erspart wurden.

Ein weit geringeres Interesse als für Malerei und Musik zeigte Friedrich Wilhelm für das Theater; vielleicht sagte ihm der handwerksmäßige Betrieb, unter welchem in jener Zeit das Theater litt, nicht zu; er fand keinen Kunstgenuß bei den Vorstellungen der bettelhaften Komödianten und sah kein Mittel, bessere Darstellungen zu erzielen. Deshalb kümmerte er sich um die Vervollkommnung der Bühnenkunst in keiner Weise, und es ist daher nicht zu verwundern, daß während seiner Regierungszeit das Theater in Berlin sich nicht weiter entwickelte, daß die Bühnenkunst im Gegensatze zu den übrigen Künsten fast einen Rückschritt machte. In den ersten Jahren seiner Regierung war Friedrich Wilhelm den theatralischen Vorstellungen direkt abgeneigt; so verbot er im Jahre 1649, Gauklern eine Erlaubnis zur Ausübung ihrer Kunst in Berlin zu erteilen. Es scheint, als wäre das Theater in dieser Zeit durchaus auf die Schulkomödie beschränkt worden, gegen welche sich das Verbot des Kurfürsten nicht erstreckte, wenigstens sind uns keine Nachrichten von anderen Theatervorstellungen überliefert.

Die Schulkomödien wurden mit großen Feierlichkeiten auf den Rathäusern von Berlin und Cöln aufgeführt und Vornehm und Gering dazu eingeladen. Gewöhnlich gab man ein Stück zweimal, erst für die Vornehmen und dann für das Volk. Die Schulkomödien, welche „der Kunst zu Ehren und der lieben Schuljugend zum Besten" meist von den Direktoren gedichtet und von Knaben aufgeführt wurden, zeichneten sich keineswegs durch eine künstlerische Vollendung, nicht einmal durch eine anständige Sprache aus. Es wurde in denselben gar grimmig geflucht und gotteslästerlich geschimpft. Ein Eintrittsgeld wurde meist nicht gezahlt; an der Treppe des Rathauses stand aber eine Büchse, in welche die Zuschauer freiwillige Gaben zur Abtragung der Kosten legen mußten. Im Jahre 1668 befahl der Kurfürst dem Oberjägermeister von Oppen, auf die Erbauung eines Theaters bedacht zu sein, und am 30. Juni 1672 gab er dem Peter Silverdingen die Erlaubnis, einmal wöchentlich ein Policinello-Spiel aufzuführen.

Lag es Friedrich Wilhelm am Herzen, seine Residenz durch Kunstsammlungen zu verschönern und den Sinn für Kunst bei den Berlinern zu erwecken, so war er doch nicht weniger bemüht, auch die wissenschaftlichen Interessen zu fördern. Als ein erstes und notwendiges Mittel hierzu betrachtete er mit klarer Einsicht die Verbesserung des Schulwesens. Es sah mit den Schulen in Berlin nach dem Kriege sehr traurig aus, und es dauerte lange Jahre, ehe sie trotz aller Bemühungen des Kurfürsten sich einigermaßen hoben. Die Lehrer waren schlecht bezahlt; sie vernachlässigten den Unterricht, um nach alter Berliner Gewohnheit bei den Hochzeiten als Platzmeister und Sänger ihre Dienste zu leisten; denn nur hierdurch vermochten sie, ihr kümmerliches Leben zu fristen. Friedrich Wilhelm war daher bemüht, den Lehrerstand zu heben, um dadurch den Unterricht zu bessern. Sorgte er in dieser Art für die Volksschulen*), so war er auch für die Verbesserung der Gelehrten-

*) Im Jahre 1670 erteilte er der Frau seines Kammerlakaien Schmolz ein Privilegium, auf dem Nikolai-Kirchhof wieder eine Mädchenschule einzurichten. Lange Zeit waren die Töchter der Berliner Bürger ohne allen Schulunterricht gewesen, wenn sie denselben nicht durch Hauslehrer erhalten hatten.

schulen Berlins nicht minder thätig. Im Jahre 1655 verlegte er die früher so berühmte, während der Zeit des dreißigjährigen Krieges aber fast ganz zerstörte Fürstenschule von Joachimsthal nach Berlin, räumte diesem Gymnasium zuerst einige Zimmer im kurfürstlichen Schlosse ein und kaufte später an der Ecke der Burgstraße ein Haus für dasselbe. Mit der Cölnischen Schule vereint bildete sich so das Joachimsthalsche Gymnasium, welches durch tüchtige Lehrkräfte bald einen ausgezeichneten Ruf erhielt und viel dazu beitrug, unter den Berliner Bürgersöhnen gelehrte Kenntnisse zu verbreiten. Auch das Gymnasium zum Grauen Kloster erfreute sich der Fürsorge Friedrich Wilhelms und wurde durch ihn wesentlich verbessert.

Ein bedeutsames Mittel zur Hebung der Gelehrsamkeit in der Residenz war die Errichtung einer guten Büchersammlung, welche die Gelehrten für ihre Forschungen benutzen konnten. Friedrich Wilhelm hat das Verdienst, Gründer der jetzt so großartigen königlichen Bibliothek zu sein. Auch hier mußte er aus dem Nichts schaffen, und er hatte den Mut, dies zu thun, obgleich die kurfürstliche Kasse durch anderweitige Ausgaben außerordentlich in Anspruch genommen war. Als er zuerst dem Bibliothekar Christoph Hendreich seine eben ererbte Bibliothek übergab, da äußerte sich der gelehrte Herr gegen den Kurfürsten höchst geringschätzend über diese; der Kurfürst habe, so sagte Hendreich, von seinen Vorfahren kaum so viel Bücher erhalten, wie einem gelehrten Privatmanne genügen könnten! Und diese Aeußerung scheint nicht übertrieben zu sein, denn die gesamte kurfürstliche Bibliothek befand sich im Schlosse in einem Dachzimmer. Friedrich Wilhelm ließ es sich angelegen sein, die Büchersammlung tüchtig zu vermehren, aus Klöstern und Kirchen sammelte er wertvolle Manuskripte und wandte außerdem bedeutende Summen auf, teils um ganze Bibliotheken, teils auch um solche Werke anzukaufen, welche für gelehrte Forschungen von Bedeutung waren. Im Jahre 1661 ließ er die jetzt schon sehr vermehrte Sammlung in einem besonderen, mit Gemälden verzierten Lokale, welches aus einem 150 Fuß langen und 40 Fuß breiten Saale bestand, aufstellen und gestattete den Gelehrten Berlins den freien Eintritt.

Ein reges, wissenschaftliches Streben erwachte infolge der Bemühungen Friedrich Wilhelms in Berlin; viele Gelehrte wanderten in die brandenburgische Hauptstadt ein, und jeder, der etwas Tüchtiges leistete, konnte der Unterstützung des Kurfürsten versichert sein; selbst solche, welche sich mit scheinbar unfruchtbaren Studien beschäftigten. Der Kurfürst erkannte sehr wohl, daß jedes Studium, jede Vervollkommnung der Wissenschaft, wenn auch nicht für den Augenblick, doch für die Zukunft von Bedeutung sei. So gewährte er dem Propst Andreas Müller, der sich mit chinesischen Studien beschäftigte, Unterstützung und bereicherte die Bibliothek mit vielen chinesischen Handschriften und anderen Seltenheiten, welche ein aus China zurückkommender Franzose, Couplet, nach Berlin brachte.

Mit dem Steigen des wissenschaftlichen Verkehrs in der Residenz machte sich naturgemäß das Bedürfnis einer Erleichterung desselben geltend. Bis zu dieser Zeit hatten die Berliner Gelehrten ihre Bücher durch Vermittelung von Kaufleuten meist von der Leipziger und Frankfurter Messe bezogen. Im Jahre 1659 aber erhielt Rupert Völker das Privilegium zu einer Buchhandlung, und ihm folgten bald andere nach; auch ein Leipziger Buchhändler verschaffte



Friedrich II., der Große;
geboren 24. Januar 1712, regierte vom 31. Mai 1740 bis 17. August 1786.

ich das Recht, in Berlin Bücher verkaufen zu können, und so fand denn der Buchhandel bald eine tüchtige Stätte in unserer Stadt. Auch das erste Zeitungsprivilegium in Berlin ist von Friedrich Wilhelm erteilt worden. Im Jahre 1655 erhielt der Buchdrucker Christoph Runge das Privilegium, „wöchentliche Avisen" herauszugeben.

Die schon zur Zeit Georg Wilhelms herausgegebenen Zeitungen lieferten Berichte über die neuesten Weltbegebenheiten; sie erschienen, sobald etwas Interessantes zu melden war. Der kurfürstliche Botenmeister gab sie heraus. Er war hierzu die ganz geeignete Person, da er, solange eine Posteinrichtung nicht vorhanden war, am leichtesten sowohl Nachrichten aus allen Orten empfing,

als den Vertrieb der Zeitungen besorgen konnte. Daß die Zeitungen auch schon damals der Censur unterworfen waren, geht aus der Bestimmung hervor, welche Georg Wilhelm auf Schwarzenbergs Klage hin traf. Er schrieb:

„Ob es wohl eine Sache, daran sich die Wiener von Billigkeits wegen nicht zu skandalisieren hätten, weil ja leichtlich zu erachten, daß die Zeitungen anders bei uns nicht werden in Druck gegeben werden, als wie man sie unserm Botenmeister aus andern Orten schreibt, so ist es uns doch lieber, damit diesfalls den Leuten aller Prätext genommen werde, daß man dasjenige ungedruckt lasse, was vermuthlich Offensive erregen mögte. Doch könne man denen, welchen die Avisen zugeschickt werden, das Ausgelassene beischreiben."

Während der Regierungszeit Georg Wilhelms wissen wir über regelmäßig erscheinende Zeitungen nichts; die ersten Nachrichten über solche lieferten die schon erwähnten „wöchentlichen Avisen". Neben diesen Avisen, welche gedruckt wurden und für das ganze große Publikum bestimmt waren, gab es unter Friedrich Wilhelm außerdem noch geschriebene Zeitungen, welche durch dazu besonders beauftragte geheime Räte des Kurfürsten angefertigt wurden, aber nur für den Hof, die ersten Staatsbeamten und die Gesandten bestimmt waren.

Fünftes Kapitel.

Das neue Leben, welches unter der Regierung Friedrich Wilhelms am Hofe zu Berlin sich zu regen begann, führte auch eine vollständige Veränderung der Sitten an demselben herbei. Fast alle deutschen Höfe begannen zu jener Zeit, sich nach französischem Muster auszubilden, da Ludwig XIV., König von Frankreich, den deutschen Fürsten als das Ideal eines Herrschers galt. Die französische Sprache wurde überall die Hofsprache, und selbst da, wo noch deutsch gesprochen wurde, flocht man so viele französische Wörter als möglich ein und verdarb dadurch unsere schöne Muttersprache. Am brandenburgischen Hofe war dies um so mehr der Fall, als durch die Emigranten naturgemäß das französische Element eine besondere Geltung gewann.

Auch in der Tracht der Frauen wie der Männer stellten sich bald Veränderungen ein. Nach dem Tode der Kurfürstin Luise kam bei den Hofdamen die französische Mode zu schneller Verbreitung. Ebenso bürgerte sich diese auch schnell bei den Männern ein. Die geschmacklosen Perrücken, welche in Frankreich getragen wurden, kamen auch nach Berlin. Friedrich Wilhelm selbst nahm diese alberne Mode an; bei jeder feierlichen Gelegenheit schmückte er sich mit einer gewaltigen, gepuderten Allongen-Perrücke. Sein starkes, braunes Haupthaar, welches er früher in langen Locken herabfallend getragen hatte, mußte der häßlichen französischen Mode weichen. Wie teuer diese war, geht daraus hervor, daß die Rechnung des Leibschneiders für Pomade und Puder in einem einzigen Jahre 100 Thaler betrug. Die Mode, Perrücken zu tragen, wurde bald so allgemein, daß am Ende der Regierung Friedrich

Wilhelms jeder kurfürstliche Rat geglaubt hätte, seiner Würde etwas zu vergeben, wenn er sein schlichtes, natürliches Haar der Welt gezeigt hätte. Ueberhaupt jeder, der als Mann von Würde und Ansehen gelten wollte, umgab sein Haupt mit einem Wust gepuderter Haare. Die Bürgermeister und Ratsherren folgten ebenfalls der Hofmode, und so konnten denn schon im Jahre 1674 drei französische Perrückenmacher, welche sich in Berlin niedergelassen hatten, hier gute Geschäfte machen.

Das bürgerliche Leben in jener Zeit zeigt uns meist ein verzerrtes Spiegelbild des Hoflebens. Die Nachahmungssucht trieb die Bürger, es den Hofherren gleich zu thun, sie suchten deshalb auch die französischen Sitten in ihrem Leben einzuführen. Nur wenige, meist altlutherische Familien waren den Neuerungen abhold und blieben bei ihrer alten Sprache und der alten Tracht. Am leichtesten gewöhnten sich die Bürger an die leiblichen Genüsse, welche ihnen die Franzosen brachten; auch in den Bürgerhäusern wurden Kaffee und Schokolade als Festgetränke einheimisch; ebenso verbreitete sich das Tabakrauchen. Die Geistlichen eiferten dagegen, sie nannten den brennenden Tabak ein Vorspiel des höllischen Feuers; trotzdem aber gewöhnten sich doch die Bürger schnell an den neuen Genuß. Schon im Jahre 1676 fand es ein spekulativer Jude, Hartwich Daniel, vorteilhaft, den Tabakshandel in der Alt-, Mittel- und Uckermark sowie im Priegnitzer und Ruppinischen Kreise zu übernehmen und um ein Privilegium dafür nachzusuchen. Es wurde bereits jährlich in diesen Landesteilen für 100 000 Thaler Tabak verbraucht. Friedrich Wilhelm begünstigte den Genuß des Tabaks, weil ihm derselbe eine schöne Einnahme abwarf; er soll auch selbst geschnupft haben, wenigstens wird noch eine silberne, als Muschel gestaltete Dose aufbewahrt, welche sein Eigentum gewesen ist. Alles, was die Sinne kitzelte und den leiblichen Genuß erhöhte, wurde von den Bürgern Berlins freudig aufgenommen. Auch das Branntweintrinken nahm, besonders unter dem ärmeren Volke, sehr überhand. Die heitere Kunst aber, welche der Kurfürst begünstigte, fand bei dem Bürgertum noch keine Stätte. Sie blieb noch lange Jahre in der Mark eine Treibhauspflanze, welche nicht gedeihen, nicht einheimisch werden wollte. Der geistigen Roheit der Berliner widerstrebte der Kunstgenuß, und diese wurde genährt durch das Schauspiel blutiger Hinrichtungen, deren Zeuge das Volk von Berlin häufig genug war. Die Hinrichtungen bildeten noch immer Volksfeste, die Menge drängte sich dazu und schaute mit wollüstigem Kitzel dem grauenhaften Schauspiele zu, welches ihr ein Gegenstand des höchsten Interesses war.

Während der Regierungszeit des großen Kurfürsten kamen noch fast alle die früheren Hinrichtungsarten zur Ausführung. Von der Langen Brücke herab stürzte man die unglücklichen Weiber, die ein Kind der Schande getötet hatten, in Säcke genäht, ins Wasser oder enthauptete sie vor dem Rathause. Die Mordbrenner wurden geköpft und dann verbrannt, und eine solche Strafe traf selbst Kinder von 15 Jahren; ein Knabe und ein Mädchen in diesem Alter wurden zu verschiedenen Zeiten in solcher Art hingerichtet, weil sie Feuer angelegt hatten. Die zahlreichen Hinrichtungen mußten eine Abstumpfung des Gefühls, eine mehr und mehr gesteigerte Roheit zur Folge haben. Die fröhlichen Volksfeste, welche früher die Freude der Berliner gewesen waren, fanden jetzt nur noch wenig Anklang, oder sie arteten zu wüsten

Gelagen aus, denen gewöhnlich blutige Schlägereien folgten. Besonders in der Fastnachtszeit, in welcher die Handwerker vermummt und mit Gesang durch die Straßen zogen, war dies der Fall.

Friedrich Wilhelm empfahl den Bürgern ein anständigeres Vergnügen, das Ballspiel, zu welchem er ihnen sein Ballhaus auf dem Werder eröffnete. Es wird gewöhnlich geglaubt, das Ballhaus sei ein Tanzhaus gewesen; dies war keineswegs der Fall, es wurde lediglich zum Ballspiel, welches schon längst in Frankreich fast zu einer Kunst geworden war und nach und nach auch in der Mark Brandenburg Eingang gefunden hatte, benutzt. Das Ballhaus war ein langes, teils offenes, teils mit bedeckten Galerien versehenes Gebäude, in welchem ein Ballmeister mit seinem Diener, die für die nötige Ordnung zu sorgen hatten, wohnten. Für die Besucher dieses Ballhauses waren eigene polizeiliche Verordnungen gegeben, in welchen festgestellt war, wie sich die Spieler zu verhalten und welches Spielgeld sie zu entrichten hatten. Als das Ballhaus bei den um sich greifenden Befestigungen Berlins niedergerissen werden mußte, wurde ein neues im Lustgarten in der Nähe der Schloßbrücke gebaut.

Die einzigen Volksfeste, von denen uns aus jener Zeit berichtet wird, waren die Schützenfeste. Diese kamen nach und nach wieder in Gang, nachdem sie zur Zeit des dreißigjährigen Krieges eingeschlafen waren. Die Schützengilde wurde aufs neue ins Leben gerufen und das Königsschießen zur Pfingstzeit auf dem Schützenplatze in der Lindenstraße wieder hergestellt.

Auch um die Zeit des Christmarkts ging es lustig in Berlin zu. Auf dem Cölnischen Fischmarkte, wo derselbe abgehalten wurde, versammelte sich immer eine reiche Volksmenge.

Außer diesen der Bürgerschaft eigentümlichen Festen hatte das Volk noch manchen Schaugenuß durch die Hoffeste und die feierlichen Einholungen des Kurfürsten, wenn dieser von einem siegreichen Feldzuge nach Berlin zurückkam. Solche Feste kamen indessen nicht häufig in Berlin vor. Im großen und ganzen war der Charakter der Zeit ernst und trübe. Der harmlose Frohsinn, welcher früher die Volksfeste belebt hatte, fehlte. Gerade unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Großen war die Mark und auch Berlin der Schauplatz zahlreicher Hinrichtungen von Zauberern und Hexen; denn der große Kurfürst begünstigte den Hexenprozeß, er erließ sogar im Jahre 1679 eine Verordnung, in welcher er ausdrücklich befahl, alle Hexen zur gerechten Strafe zu ziehen. In der Mark Brandenburg fand, zur Ehre der Märker sei es gesagt, der Hexenprozeß niemals die Ausdehnung, welche er fast in allen übrigen Ländern Deutschlands gewann; hier kam er immer nur vereinzelt vor, und auch nach der Reformation, wo die Verbrennungen sich vermehrten, und selbst unter der Regierung des großen Kurfürsten findet sich niemals eine Hexenverbrennung in Masse.

Ein weit weniger schädlicher Aberglaube als der Hexenglauben war der Wunsch des Kurfürsten, den Stein der Weisen zu finden und Gold zu machen. Er hielt dazu ein eigenes Laboratorium, zuerst in Köpnick, später in Berlin, in welchem jährlich Tausende von Thalern in vergeblichen Forschungen nach Gold durch die Essen gequalmt wurden. Der berühmteste von den Alchimisten, welche im Dienste des Kurfürsten standen, war sein geheimer Kammerdiener Kunkel, dem er die Oberaufsicht über sein Laboratorium anvertraut

hatte. Kunkel war ein tüchtiger Chemiker, ein gewiegter Kaufmann und talentvoller Fabrikant, der bei seinen alchimistischen Forschungen Gold genug machte, wenn auch freilich in anderer Form. Er hatte ein schönes Rubinglas erfunden und benutzte diese Erfindung, um ein bedeutendes Geschäft mit Krystallgläsern zu machen. Kunkel stand beim Kurfürsten in großem Ansehen. Dieser hatte ihm den Pfauenwerder, welcher früher den Namen Kaninchenwerder geführt hatte und später den der Pfaueninsel bekommen hat, zum Geschenk gemacht, um dort ebenfalls ein Laboratorium und eine Glashütte anzulegen. Nach dem Tode des Kurfürsten fand sich, daß Kunkel ganz bedeutende Summen verbraucht hatte, über welche er keine Rechenschaft abzulegen vermochte; die gerichtlichen Akten gaben 27 084 Thaler an. Kunkel behauptete, diese Summe von dem verstorbenen Kurfürsten mit dem mündlichen Befehle zur Verwendung erhalten zu haben, ohne für diese irgendwie verantwortlich zu sein. Inwieweit die Auslassungen des Alchimisten ihre Richtigkeit hatten, läßt sich heute nicht mehr bestimmen, aus dem Prozesse kam indessen nicht viel heraus. Kunkel blieb noch zwei Jahre nach des Kurfürsten Tode in Berlin, dann wandte er sich nach Stockholm und wurde hier von dem König Karl XI. unter dem Namen von Löwenstern für seine Verdienste um das Bergwesen geadelt. Er kehrte später wieder nach Berlin zurück und starb hier im Jahre 1702, 73 Jahre alt. Seine alchimistischen Forschungen haben der Wissenschaft durch die Entdeckung des Phosphors reiche Früchte getragen.

Die letzten Lebensjahre des Kurfürsten waren durch mannigfache häusliche Zwistigkeiten getrübt, von denen zu berichten wir uns hier versagen müssen. Heftige Gesichtsschmerzen plagten ihn, zu denen sich endlich die Wassersucht gesellte. Alle Mittel gegen diese Krankheit wurden fruchtlos erschöpft; im April des Jahres 1688 fühlte Friedrich Wilhelm seinen Tod nahen. Er ging ihm mit ruhiger Standhaftigkeit entgegen; das Leben war ihm keine Freude mehr. In einer Sitzung seines Staatsrats dankte er den Ministern für die treuen Dienste, welche sie ihm geleistet hätten, und teilte ihnen mit, daß er von ihnen Abschied nehme, da der Tod ihm nahe sei. Fast bis zum letzten Augenblicke blieb der große Kurfürst der Regent seines Landes und gab seinem Sohne Friedrich Ratschläge für die fernere Regierung; er empfahl ihm insbesondere die Sorge für die französischen Emigranten. Am 19. (29.) April entschlummerte er sanft in Potsdam.

Er hinterließ seinem Nachfolger einen Staat von 1932 Q.-M. mit 1 500 000 Einw., während sein eigenes Erbe nur 1300 Q.-M. mit 800 000 Einwohnern betragen hatte. Die Einkünfte der brandenburgischen Staaten betrugen beim Tode Friedrich Wilhelms 2 540 000 Thlr., von denen aber nicht weniger als fast die Hälfte, 1 110 000 Thlr., für ein stehendes Heer von etwa 30 000 Mann verwendet wurde.



Sechste Abteilung.

Berlin zur Zeit Friedrichs III. (I.)



Erstes Kapitel.

Dem großen Vater folgte in der Regierung der kleine Sohn. Friedrich III. hatte von seinem Vater die meisten Fehler geerbt, nicht aber jenen gewaltigen Geist, jenes umfassende Genie, welche uns leicht die Schatten vergessen machen, die auf der Regierungszeit des großen Kurfürsten ruhen. Mit treffender Wahrheit sagt Friedrichs III. eigener Enkel, der geistreiche König Friedrich II., von ihm: „Er war groß in Kleinigkeiten und klein in großen Dingen!" Friedrich hatte von seinem Vater vor allen anderen eine Eigenschaft ererbt: den brennenden Ehrgeiz! Dieser war die Triebfeder aller seiner Handlungen während seiner ganzen Regierungszeit.

Am 1. (11.) Juli 1657 in Königsberg in Preußen geboren, war er schon als Kind schwach und kränklich, und niemand glaubte, daß er ein hohes Alter erreichen würde, denn er litt an fortdauernder Engbrüstigkeit. Seine Amme hatte ihn einst rücklings vom Arme herabfallen lassen und dies verschwiegen, weil sie befürchtete, bestraft zu werden. Infolge dieses Falles hatte das Kind eine Rückgratskrümmung erlitten, die erst im siebenten Jahre, als es zu spät war, sie zu heilen, entdeckt wurde. Friedrich trug deshalb später, als er erwachsen war, stets eine große Perrücke, um seinen Buckel zu verdecken. Wie häufig verwachsene Kinder, so zeigte auch Friedrich schon früh einen klaren, scharfen Verstand. Von seinem fünften Jahre an wurde er dem damals schon 77 jährigen Oberpräsidenten Otto v. Schwerin zur Erziehung anvertraut, und dieser ernannte einen jungen, tüchtigen Mann, Eberhard Danckelmann, zu seinem Lehrer. Nach dem Wunsche der Kurfürstin lebte Friedrich auf dem Lande bei Schwerin auf dessen Gut, weil die Mutter hoffte, daß die Landluft seinen schwächlichen Körper stärken würde. Er wurde mit seinem älteren Bruder Karl Emil, dessen frühzeitiger Tod ihn zum Erben des kurfürstlichen Thrones machte, gemeinschaftlich erzogen. Der junge Prinz zeigte gute Anlagen, er lernte fleißig und brachte es bald in der lateinischen Sprache, in der Geschichte und in den übrigen Schulwissenschaften zu recht

tüchtigen Kenntnissen. Aber schon früh zeigte sich bei ihm die bis zur Lächerlichkeit gehende Eitelkeit, welche vielen verwachsenen Personen eigen zu sein pflegt; er kleidete sich mit besonderer Sorgfalt und legte großes Gewicht auf äußeren Glanz. Sein Erzieher, Otto von Schwerin, gab dieser Eitelkeit zu viel nach und förderte sie dadurch nur noch mehr.

Am 29. April 1688 trat Friedrich III. die Regierung an. Er zeigte sofort, daß er in allen Regierungsgeschäften gesonnen sei, die Politik des Verstorbenen fortzuführen und in dessen Sinne zu regieren; wenn er dies nicht vermochte, so trug nicht sein Wollen, sondern sein Können die Schuld. Er bestätigte die alten und verdienten Staatsräte des großen Kurfürsten in ihren Aemtern, Männer, die in der Regierungsschule Friedrich Wilhelms ausgelernt waren und ihre Befähigung für die hohen Aemter klar erwiesen hatten. Ihnen gesellte er seinen früheren Lehrer Eberhard Danckelmann bei, den er zu den höchsten Ehrenstellen erhob und endlich zum Oberhaupte des Staatsrates mit dem Titel eines Oberpräsidenten machte.

Sein Vater hatte ihm vor seinem Tode mündliche Verhaltungsregeln für seine künftige Regierung gegeben und ihm insbesondere zwei Angelegenheiten warm empfohlen, die Unterstützung der französischen Protestanten und die Bundesgenossenschaft mit Wilhelm III. von Oranien, der im Begriffe stand, den morschen Thron der Stuarts in England zu zertrümmern. Friedrich folgte den Befehlen, die ihm sein Vater auf dem Totenbette gegeben hatte. Die reformierten Flüchtlinge aus Frankreich, aus der Schweiz, aus der Pfalz fanden auch ferner eine gastfreie Aufnahme in der Mark Brandenburg. Der Prinz von Oranien erhielt für sein kühnes Unternehmen eine Beihülfe von 6000 Brandenburgern, denen England seine Freiheit mit verdankt.

Die Erbhuldigung der kurmärkischen Stände am 14. Juni 1688 gab dem Kurfürsten zuerst Gelegenheit, seiner Prachtliebe Genüge zu leisten. Die Huldigungsfeier bildete den Beginn einer langen Reihe von prächtigen Festen, welche sich durch die ganze Regierungszeit Friedrichs hindurchzogen und bei jeder Gelegenheit erneut wurden.

Am 12. September fand das prunkvolle Leichenbegängnis des großen Kurfürsten statt. Der Leichnam war schon in der Nacht vom 6. zum 7. Mai mit einem Gefolge von vielen Trauerwagen und begleitet von unzähligen Fackelträgern von Potsdam nach Cöln gebracht, im Schlosse auf das prächtigste angekleidet und mit allen Zeichen der kurfürstlichen Würde geschmückt worden; auf einem Paradebett hatte er bis zum 12. Mai unter der Wache der höchsten Staatsbeamten zur Schau ausgestanden. Bis zum 12. September blieb die Leiche in der Schloßkapelle, dann erst wurde sie mit großer Feierlichkeit und Pracht im Dome beigesetzt.

Den Gipfelpunkt für den Ehrgeiz und die Eitelkeit Friedrichs bildete sein Streben, aus dem Kurhute eine Königskrone zu machen. Zwei andere deutsche Kurfürsten hatten königliche Throne bestiegen, der Kurfürst von Hannover den Thron von England und der Kurfürst von Sachsen den polnischen Königsthron. Der Plan, aus dem Kurfürstentum Brandenburg ein Königreich zu machen, war nicht neu. Ludwig XIV. hatte bereits dem großen Kurfürsten den Rat erteilt, er möge sich die Königskrone aufs Haupt setzen und sich dadurch unabhängig vom Kaiser und dem deutschen Reiche machen. Dem großen Kurfürsten ging das Sein über den Schein; er hatte die Zu-

mutung zurückgewiesen, weil er fühlte, daß sein Kurfürstentum nicht groß genug für ein Königreich sei. Friedrich aber war anderer Ansicht; ihn lockte der Glanz der Krone; in seinen Träumen sah er sich umgeben von der Pracht eines Königshofes. Daß diese Träume eine festere Gestalt gewannen und endlich zu einem bestimmten Plane in ihm wurden, dazu trug ein kleinlicher Etikettestreit bei, den er im Jahre 1696 mit dem Könige von England hatte. Bei einer Zusammenkunft Friedrichs mit dem Könige von England war für diesen ein Armstuhl, für Friedrich nur ein gewöhnlicher Sessel hingestellt worden. Der Kurfürst fühlte sich tief verletzt über eine solche Rücksichtslosigkeit, und er beschloß, nach Hause zu reisen, ohne den König zu sprechen, wenn ihm dieser nicht ebenfalls einen Armstuhl zugestehe. Nur mit Mühe konnte der Kurfürst durch Lord Portland, einen Günstling des Königs von England, zurückgehalten werden. Der Lord versicherte ihm, der König dürfe ihm, ohne sich den Vorwürfen der Engländer auszusetzen, keinen Armstuhl zulassen, er sei indessen gern bereit, die Unterredung so mit dem Kurfürsten zu halten, daß beide Herrscher bei derselben ständen. Auf diese Weise wurde der Etikettestreit geschlichtet. Die Unterredung fand im Haag statt, und nach derselben machte der König von England dem Kurfürsten in Cleve einen Besuch, bei welcher Gelegenheit für beide gleichmäßig Armstühle hingestellt wurden. Hier durfte der König, ohne sich etwas zu vergeben, sich eines gleichen Armstuhls wie der Kurfürst bedienen, da er bei diesem zu Gaste war. So lächerlich und kleinlich ein solcher Streit erscheint, so hatte er doch in jener Zeit, in der die Etikette bis auf die Spitze getrieben wurde, seine Bedeutung, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er wesentlich zu dem Entschlusse Friedrichs, für sich die Königskrone zu erwerben, beigetragen hat.

Kaum nach Berlin zurückgekehrt, legte Friedrich seinem Staatsrate den Plan, die Königskrone zu gewinnen, vor. Er fand einen unvermuteten Widerstand bei dem Oberpräsidenten von Danckelmann, der bisher fast unumschränkt in den brandenburgischen Staaten geherrscht hatte. Danckelmann erklärte, daß die Krone nur mit schweren Opfern zu erkaufen sein würde, denn der Kaiser, dessen Einwilligung doch eingeholt werden müsse, würde diese schwerlich geben, da es seinem Interesse widerspreche, einen seiner Vasallen zu seinesgleichen zu machen; vor allen Dingen aber würde die Erlangung der Krone den Kurfürsten zu gewaltigen Ausgaben nötigen, ohne daß er einen anderen Vorteil als den eines leeren Titels daraus ziehen könne. Als Friedrich trotz dieser Gründe auf seinem Wunsch bestand, mußte Danckelmann wohl oder übel seine Zustimmung zu einem Unternehmen geben, welches er für ein durchaus verderbliches hielt. Er schickte einen Gesandten nach Wien, um dort die Unterhandlung zu leiten.

Der Kaiser bedurfte gerade in jener Zeit eines kräftigen Beistandes, denn er stand im Begriff, einen schweren Krieg zu beginnen. Der Wunsch, von dem Kurfürsten von Brandenburg Hülfstruppen zu erhalten, stimmte ihn den Plänen Friedrichs günstig; auch seine Minister wurden durch große Geldsummen gewonnen und legten ihr Fürwort ein; so willigte der Kaiser ein, das sehnlichste Verlangen des Kurfürsten von Brandenburg zu erfüllen.

Am 16. November 1700 unterschrieb der Kaiser den geheimen Kronvertrag, in welchem er versprach, den Kurfürsten Friedrich als König anzuerkennen. Aber teuer genug wurde der Königstitel erkauft. Ohne die gewaltigen

Summen zu rechnen, welche schon für Bestechungen verschwendet waren, mußte Friedrich noch harte Bedingungen eingehen. Er mußte versprechen, während des bevorstehenden spanischen Erbfolgekrieges 8000 Mann auf seine eigenen Kosten im Interesse des österreichischen Hauses ins Feld zu stellen, ferner auf den Reichstagen zu allen Forderungen des Kaisers ein gehorsames Ja zu sagen, auf die Bezahlung von rückständigen Hülfsgeldern, auf welche er einen gerechten Anspruch von früheren Zeiten her hatte, zu verzichten, bei der künftigen Kaiserwahl seine Stimme wieder zu Gunsten des Hauses Oesterreich abzugeben und seine deutschen Reichslande von keiner Verpflichtung gegen das Reich los zu machen. Eine ungeheure Kaufsumme für einen leeren Titel, denn auch die vermeintliche Unabhängigkeit vom Kaiser wurde durch diese Verpflichtungen illusorisch gemacht.



Joh. Ernst Gotzkowsky,
der patriotische Kaufmann von Berlin;
Begründer der Berliner Porzellanmanufaktur;
geboren 21. Nov. 1710 in Konitz,
gestorben 9. Aug. 1775 in Berlin.

Friedrich ging auf die Forderungen des Kaisers ein; jede Bedingung war ihm recht. Er unterschrieb den Vertrag, und jetzt war er am Ziele seiner Wünsche. Der Vertrag war kaum abgeschlossen, so beeilte sich Friedrich mit seiner Ausführung. Er erließ sofort ein Rundschreiben an sämtliche europäische Höfe, in welchem er ihnen mitteilte, daß er den Königstitel annehmen werde und ohne die Erwiderungen auf diese Mitteilung, welche vielleicht ungünstig hätten ausfallen können, abzuwarten, brach er am 17. Dezember 1700 nach Königsberg auf, um in der Hauptstadt des Herzogtums Preußen sich die Königskrone aufs Haupt zu setzen. — Die Krönungsfeier wurde auf den 18. Januar festgestellt. Friedrich, der sich trefflich auf die Veranstaltung prunkvoller Festlichkeiten verstand, schrieb mit peinlichster Sorgsamkeit selbst das Ceremoniell für die Feier vor. Am Tage vor der Krönung, am 17. Januar, stiftete Friedrich den Schwarzen Adlerorden mit dem Wahlspruche: „Suum cuique, Jedem das Seine!“ einen Orden, der nie mehr als 30 Ritter enthalten sollte. Jeder Ritter mußte 16 Ahnen haben und das Versprechen abgeben, keusch und gerecht zu leben, Künste und Wissenschaften zu lieben, Witwen und Waisen zu unterstützen.

In Berlin wurden, während in Königsberg die Krönungsfeierlichkeiten spielten, ebenfalls große Festlichkeiten veranstaltet. Die Menge jubelte, sie schwelgte in Entzücken, sie gab sich ganz den Lustbarkeiten hin, welche die Feier begleiteten, ohne daran zu denken, welche neuen Lasten der Königstitel für den kleinen Staat zur Folge haben mußte. Die Bürger sonnten sich in den Strahlen der Fürstengunst, und besonders die von Berlin waren stolz

darauf, daß ihre Stadt die Residenz des Königs sei, daß sich in ihr die Pracht seines Hofes entfalte. Das Schimmern einer Königskrone blendete sie daher ebenso wie den König selbst. Wenn ein königlicher Hof in Berlin seine Residenz hielt, dann mußte der Ruf der Stadt, ihr Handel, ihr Wohlstand mehr und mehr wachsen. Fremde Fürsten mußten ihre Gesandtschaften an des Königs Hof unterhalten, bedeutende Geldsummen nach Berlin bringen, diese hier ausgeben und dadurch zur Förderung des Reichtums der Residenz beitragen. Die abgöttische Verehrung, welche dem neuen König gezeigt wurde, zeigte sich auch bei der Feier, welche zu seinem Einzuge in Berlin von der Bürgerschaft der Stadt veranstaltet wurde. Durch das Georgenthor sollte der König seinen Einzug halten. Auf dem Wege nach dem Schlosse errichteten die Bürger 7 prachtvolle Ehrenpforten; die erste außerhalb des Georgenthors wurde von den Vorstädtern und Gärtnern, die zweite innerhalb des Thors von den Hofbedienten, die dritte an der Georgenstraße bei der Klosterstraße von der französischen Kolonie, die vierte an der Jüdenstraße von der Dorotheenstadt, die fünfte am Berlinischen Rathause von der Stadt Berlin, die sechste am Posthause von den beiden Städten Friedrichswerder und Friedrichstadt, die siebente an der Stechbahn und dem königlichen Schlosse von der Stadt Cöln errichtet. Sämtliche Ehrenpforten waren aufs köstlichste ausgeschmückt.

Die Bürgerschaft teilte sich demnächst in Kompagnien, welche sich fleißig in den Waffen übten und von Zeit zu Zeit gemustert wurden. Alle diese Kompagnien zeichneten sich durch prächtige Kleidungen aus, besonders prunkvoll aber war die Kompagnie der Kürassiere, welche von den Berliner Fleischhauern gebildet wurde. Diese stolzierten mit schönen Pferden und hell polierten Kürassen und prunkten mit ihren neuen Pauken, die sie mit besonderer Genehmigung des Königs führen durften. Noch waren die Anstalten zu dem Empfange des Königs nicht vollendet, als am 17. März 1701 Friedrich in der Mark wieder anlangte. Er würde es sich nie vergeben haben, wenn dem prunkvollen Einzuge in Berlin auch nur die geringste Kleinigkeit gefehlt hätte. Er bestimmte deshalb, um den Bürgern Zeit zu lassen, den 6. Mai zum Einholungstage und hielt sich in der Zwischenzeit, bis alle Vorbereitungen zu stande gebracht wären, auf verschiedenen Lustschlössern, in letzter Zeit in Schönhausen, auf.

Am 6. Mai, nach der Mittagstafel, brach der König von Schönhausen auf. Den prächtigen, endlosen Zug zu beschreiben, würde zu weitläufig sein. Gegen 3 Uhr nachmittags näherte sich der Zug der Stadt. Sofort begannen alle Glocken von den Türmen der Stadt zu läuten: mehr als 200 Kanonen donnerten von den Wällen dem Könige ihren Willkommgruß entgegen, außerdem auch die Geschütze, welche auf den in der Spree liegenden Fahrzeugen aufgestellt waren, und besonders überraschend war es, daß auch 6 Geschütze auf dem Dache des Marienkirchturms abgefeuert wurden. Diese hatte der königliche Kupferdecker Bertram mit Aufbietung großer Geschicklichkeit so hoch hinaufgewunden; während der König in die Stadt einzog, schoß Bertram aus diesen Geschützen unaufhörlich und warf zu gleicher Zeit eine unzählige Masse brennender Schwärmer vom Turm herab. Im langsamsten Schritte bewegte sich der Zug durch die Reihen der bewaffneten Bürgerschaft, welche sich in doppelter Reihe von der Langen Brücke an bis eine Viertel-

meile Wegs außerhalb der Stadt aufgestellt hatte. Der Zug ging durch die Ehrenpforten. Bei jeder standen diejenigen, welche die Pforte erbaut hatten, um den König zu empfangen. Die Georgenstraße mit ihren Ehrenpforten bot einen wahrhaft prachtvollen Anblick dar. Der Zug dauerte bis gegen 7 Uhr abends. Eine dreimalige Salve der Bürgerkompagnien und der königlichen Truppen beschloß die Feierlichkeit, als die königliche Familie im Schloß angekommen war.

Auch an den folgenden Tagen wurden die Festlichkeiten noch fortgesetzt; die Abordnungen der verschiedenen Kollegien kamen und brachten dem Könige ihre Glückwünsche dar; eine glänzende Beleuchtung der ganzen Stadt am Montag, den 9. Mai, mußte Zeugnis von der Freude der Berliner ablegen. Ein glänzendes Feuerwerk, welches vor dem Leipziger Thore angezündet wurde, beschloß am selben Tage die Festlichkeiten, die ihre letzte Weihe durch einen am 22. Juni vom Könige veranstalteten Dank-, Buß- und Bettag erhielten. Der König hatte selbst die Worte, die von den Kanzeln erklärt werden sollten, vorgeschrieben:

„Alle Menschen, die es sehen, die werden sagen, daß es Gott gethan und merken, daß es sein Werk sei.“ Psalm 64, 10.

Den Abschluß des Festes machte die Umtaufung einiger Straßen Berlins zum Andenken an die Krönungsfeierlichkeiten. Die Georgenstraße erhielt fortan den Namen der Königsstraße, den sie noch heute führt. Das Sankt Georgenthor, welches damals noch diesseits der Königsbrücke stand, wurde Königsthor und die Vorstadt vor demselben Königsvorstadt genannt.

Waren die Hoffeste vor der Krönung schon glanzvoll, so wurden sie fortan mit verdoppelter Pracht gefeiert. Bei allen Besuchen fürstlicher Personen überstieg der Aufwand jedes vernünftige Maß.

Der interessanteste Fremdenbesuch, welchen Berlin während der Regierungszeit Friedrichs erhielt, war der des russischen Zaren Peter des Großen. Peter der Große, der Schöpfer der Civilisation in Rußland, war damals selbst kaum mehr als ein halber Wilder; aber er war beseelt von einem außerordentlichen Wissensdrange. Er scheute sich niemals, seine Unwissenheit zu gestehen, wo er irgend lernen konnte. Mit einer wahrhaft wunderbaren Geschicklichkeit und Schnelligkeit wußte er die fremden Eindrücke in sich aufzunehmen und sich nach denselben zu bilden. Die erste Reise, welche der Zar von Rußland machte, hatte einen Besuch des Kurfürsten Friedrich in Königsberg zum Zwecke. Alles, was er sah, erregte seine Verwunderung. Er selbst war in jener Zeit noch in nichts verschieden von seinen langbärtigen, schmutzigen Großen, die mit großen Pelzmützen auf dem Kopfe als Gesandte ihn begleiteten. Er wanderte durch die Straßen von Königsberg und staunte alles, was er sah, mit unverhohlener Neugierde an. Ueberall fragte er, um sich zu belehren. Seine Wißbegier war außerordentlich, und er suchte diese mitunter durch höchst seltsame Mittel zu befriedigen. So war einst, als die Rede auf die Strafgerechtigkeit kam, seine erste Frage, wie man die Verbrecher in Deutschland hinrichte. Auf verschiedene Weise, wurde ihm geantwortet, im Verhältnis zu den Verbrechen, die sie begangen hätten; Räuber würden gehängt, die Mörder rädere man größtenteils. Dies Wort fing sofort in dem wißbegierigen jungen Fürsten Feuer. Er hatte noch niemals einen Menschen rädern sehen und bat

nun, daß man, um ihn zu unterrichten, in seiner Gegenwart eine derartige Hinrichtung vornehmen möge. Zum Unglück war gerade kein Verbrecher da, der die Strafe des Räderns verdient hätte; dies aber brachte den Zaren nicht in Verlegenheit; er bot freundlich einen seiner Bedienten an, den man auf der Stelle rädern könne. Nur mit Mühe war er zu bewegen, von seinem Vorhaben abzustehen.

Als er ein anderes Mal mit dem Kurfürsten in einem mit Marmor ausgelegten Saal zu Abend speiste, ließ zufällig einer der Hofbedienten einen Teller fallen, der mit großem Geklirr auf den Marmorfliesen zersprang. Sofort fuhr der Zar heftig erschreckt auf, riß den Säbel aus der Scheide und setzte sich in Verteidigungszustand, indem er der festen Ueberzeugung war, es sei eine Verschwörung gegen sein Leben geschmiedet, er solle meuchlings überfallen werden! Er war kaum einer Verschwörung entgangen, welche in Rußland seine eigene Schwester gegen ihn angesponnen hatte, und so sah er überall Verrat, überall Verschwörung gegen sich. Der Kurfürst versuchte vergeblich, ihm verständlich zu machen, daß er durchaus keinen Grund zur Besorgnis habe. Peter verstand damals noch nicht Deutsch, und es bedurfte daher großer Anstrengung des Dolmetschers, ehe dieser ihn zu beruhigen vermochte. Erst als er überzeugt war, daß nur die Unvorsichtigkeit eines Dieners ihn erschreckt hatte, gab er sich zufrieden, aber auch nicht früher, bis ihm versprochen worden war, den Verbrecher auf das Empfindlichste zu züchtigen. Man war in großer Verlegenheit, wie dies geschehen solle. Zum Glück befand sich im Gefängnis ein Dieb, der seiner Strafe entgegensah. Dieser wurde in Gegenwart des Zaren gestäubt, indem man erklärte, er sei der betreffende Diener, der den Teller hingeworfen habe.

Der zweite Besuch, den Peter der Große dem König Friedrich machte, fand im Jahre 1712 statt, und diesmal hatten die Berliner das Glück, ihre Neugierde am Anblick des berühmten Zaren befriedigen zu können. Alles war vorbereitet zu einem glänzenden Empfange des Herrschers der Russen. Die Markgrafen Albrecht und Christian Ludwig waren dem Zaren mit großem Gefolge entgegengefahren, um ihn eine halbe Meile vor der Stadt zu empfangen. Peter liebte dergleichen Empfangsfeierlichkeiten nicht, wie ihm denn überhaupt alle Feierlichkeit und jede Etikette aufs tiefste zuwider waren. Kaum hatte er die Nachricht erhalten, wie festlich man ihn einzuholen beabsichtige, so setzte er sich sofort in einen anderen Wagen, der äußerlich nichts Fürstliches an sich hatte. So gelang es ihm, unerkannt mitten durch den auf ihn wartenden Zug zu fahren. Als er bei den Markgrafen vorüberkam, wurde er gefragt, ob denn der Zar nicht bald kommen würde. Er lächelte und antwortete schelmisch: Frühestens in zwei Stunden, man möge nur noch ein wenig warten. Dann fuhr er in Berlin ein und stieg sofort bei seinem Gesandten, dem Grafen Goloffkin, ab, der in der Nähe des königlichen Schlosses wohnte. Hier kleidete er sich geschwind um, ging zu Fuße nach dem Schlosse und ließ sich höchst formlos bei dem Könige melden. Friedrich mußte gute Miene zum bösen Spiel machen, so sehr er sich auch ärgerte, daß ihm die prächtigen Empfangsfeierlichkeiten, die er sich ausgedacht hatte, zu nichte geworden waren. Peter erzählte ihm lächelnd, wie er es angefangen habe, um dem öffentlichen Einzuge zu entgehen. Der König konnte sich nicht entschließen, von allen Feierlichkeiten ganz abzusehen. So befahl er denn, daß

sofort die Geschütze auf den Wällen, die bestimmt waren, den Empfang des russischen Fürsten zu verherrlichen, abgeschossen würden. Die Markgrafen saßen noch immer außerhalb der Stadt unter ihren Zelten und warteten auf den fremden Besuch; sie waren nicht wenig verwundert, als ihnen der Donner der Geschütze plötzlich anzeigte, daß der Zar sich bereits in Berlin befinde. Mißmutig kehrten sie zurück und hörten nun selbst von dem lachenden Fürsten den Bericht seines unvermuteten Einzugs. Auf dem Schlosse war eine glanzvolle Wohnung für Peter den Großen bereitet. Dieser aber lehnte es mit aller Entschiedenheit ab, die Prachtgemächer zu beziehen; er blieb bei seinem Gesandten, wo ihm der König am nächsten Tage einen Gegenbesuch machte.

Der Zar war zur Mittagstafel beim Könige eingeladen; als die Essenszeit herankam, erschien eine Anzahl prächtiger Staatskutschen vor dem Hause, um ihn abzuholen. Peter aber schlich sich zur Hinterthür hinaus, ging zu Fuße auf das Schloß und erklärte dem Könige, als dieser ihn verwundert fragte, weshalb er keine Equipage benutzt habe, er könne viel weitere Wege zu Fuß machen, ohne im geringsten ermüdet zu werden. Während seines kurzen Aufenthalts in Berlin durchstreifte der Zar zu Fuß alle Straßen; überall erkundigte er sich nach dem Zustande des Handels und der Gewerbe; überall fragte er ohne Scheu nach den geringsten Kleinigkeiten, die ihm fremd waren, so daß die Bürger von Berlin, welche seit langen Jahren nur gewohnt waren, ihren König von ferne im höchsten Staate zu sehen, niemals aber persönlich ihm nahe treten konnten, eine große Meinung von der Leutseligkeit des fremden Fürsten erhielten.



Gotthold Ephr. Lessing;
geboren 22. Jan. 1729 zu Kamenz,
gestorben 15. Febr. 1781 in Braunschweig.

Moses Mendelssohn;
geboren 6. Sept. 1729 in Dessau,
gestorben 4. Jan. 1786 in Berlin.

Bei fast allen fürstlichen Besuchen, welche während der Regierungszeit des Königs sich häufig wiederholten, sowie bei den Hof- und Familienfesten, gab es prunkvolle Vergnügungen aller Art; besonders beliebt waren die Feuerwerke und Tierhetzen. Der Markgraf Philipp Wilhelm, der den Rang eines General-Feldzeugmeisters einnahm, hegte für deren Ausführung ein besonderes Interesse; er ordnete sie gewöhnlich persönlich an und hatte eine außerordentliche Meisterschaft darin erlangt. Man sparte bei den Feuerwerken das Pulver nicht; Kanonenschläge, Raketen und Schwärmer wurden zu Tausenden abgebrannt. Aber auch die feinere Feuerwerkskunst wurde zur

Anwendung gebracht, indem man kunstreiche Figuren aufstellen und sie im Brillantfeuerwerk strahlen ließ. Meistens stellten die Figuren Gegenstände aus der Geschichte des Landes dar, oder sie waren bezüglich auf das Fest, zu dessen Verherrlichung das Feuerwerk dienen sollte; besonders prächtig war das Feuerwerk, welches zur Feier des Einzuges nach der Krönung in Berlin, wie wir schon erwähnten, abgebrannt wurde.

Eine Belustigung des Hofes, welche erst unter der Regierung Friedrichs I. aufkam, und welche ein trauriges Zeichen für die Roheit der Sitten jener Zeit ist, waren die Tierhetzen. Im Jahre 1693 ließ Kurfürst Friedrich auf dem Platze an der damaligen Stadtmauer, auf welchem später das Kadettenhaus stand, einen Cirkus mit einem prachtvollen Amphitheater aufbauen, den er für die Tierhetzen einrichten ließ; bedeckte Galerien zu beiden Seiten des Amphitheaters wurden für den Hof bestimmt, in seinem offenen Teile versammelten sich die Volksmassen. Der Oberjägermeister v. Bennewitz hatte den Auftrag, die Tiere für die Tierhetzen zu besorgen; eine große Anzahl von Bären, Wölfen, Füchsen, Löwen, Stieren, Auerochsen, wilden Schweinen und anderen Tieren wurde mit Aufbietung großer Kosten aus allen Ländern und Zonen herbeigeschafft, um sich vor den Augen des Hofes und der jubelnden Volksmasse gegenseitig zu zerfleischen. Unterhalb des Amphitheaters befanden sich die Käfige der wilden Bestien, die dort aufbewahrt wurden, bis sie zum Kampfe gebraucht werden sollten. Friedrich fand an diesem rohen Vergnügen die höchste Lust; er hatte eine solche Leidenschaft für die Tierhetzen, daß er auch in Königsberg einen Hatzgarten einrichten ließ, und er war nicht wenig stolz, als bei einer Tierhetze, welche am 17. Dezember 1708 bei Gelegenheit des feierlichen Einzuges seiner dritten Gemahlin Sophie Luise von Mecklenburg in Berlin gehalten wurde, die junge Königin mit eigener Hand vermittelst eines gezogenen Rohres einen Auerochsen erlegte.

Zweites Kapitel.

Friedrich war dreimal verheiratet. Seine erste Frau, eine hessische Prinzessin Elisabeth Henriette, war noch bei Lebzeiten seines Vaters, des großen Kurfürsten, nach kaum dreitägiger Krankheit plötzlich gestorben. Kaum war das Trauerjahr verflossen, so schritt Friedrich zu einer abermaligen Vermählung mit Sophie Charlotte von Braunschweig-Lüneburg, einer geistreichen, liebenswürdigen, jungen Prinzessin, die fast als ein Schlachtopfer zum Altare ging, denn sie liebte den Gatten, den ihr Staatsrücksichten gegeben hatten, nicht.

Sophie Charlotte, die philosophische Königin, hat einen großen Einfluß auf die Entwicklung des geistigen Lebens unserer Stadt gehabt; ihr reges wissenschaftliches Streben ist um so mehr anzuerkennen, als sie in einer Zeit lebte, in welcher alle Fürstenhöfe der Mittelpunkt der gröbsten sinnlichen Vergnügungen waren, in welcher Fürsten und Fürstinnen nur auf diese einen Wert legten. Alle geschichtlichen Nachrichten, die uns über Sophie Charlotte

überliefert worden sind, stimmen in überschwänglichen Lobpreisungen der schönen, liebenswürdigen, geistreichen und gelehrten Königin überein; von ihrer Herzensgüte aber wissen sie weniger zu erzählen; für diese führen sie nur einige Züge an: ihre Herablassung gegen niedrig Geborene, ihre Freigebigkeit, mit der sie häufig Geschenke machte. So erzählt uns der geistreiche Biograph Sophie Charlottens, Varnhagen v. Ense: „Sophie Charlotte besaß als Geschenk des Kurfürsten den großen Garten, welcher jetzt von dem Schlosse Monbijou den Namen führt, damals aber einen weit größeren Umfang hatte; der größte Teil der Spandauer Vorstadt und selbst der Dorotheenstadt gehörte als Ackerfeld dazu, auch der sogenannte Stelzenkrug und ein schönes Vorwerk, das durch seine Meierei so nahe der Stadt sehr einträglich war. Die Kurfürstin wußte solchen landwirtschaftlichen Besitz wohl zu verwalten und erwarb auch in der Stralauer Vorstadt einige Strecken Feld. Allein den Sinn der Oekonomie übertraf bei Sophie Charlotte weit der des Wohlthuns, und ihr schien der fruchtbarste Gebrauch, den sie von diesem Besitztum machen könnte, der zu sein, es in solche Hand zu geben, die sich unmittelbar damit befaßte. Schon im August 1691 begann sie, nach erhaltener Zustimmung des Kurfürsten, den Acker in verschiedene Feldereien zu verteilen und diese an Bürger von Berlin zu Baustellen und Gärten zu verschenken gegen einen jährlichen geringen Grundzins oder auch ganz umsonst; ebenso auch den Stelzenkrug und das umliegende Feld. Mit diesen Schenkungen, welche vieler Menschen Glück begründeten und in den bisher öden Strecken neue Straßen und Gärten hervorriefen, fuhr Sophie Charlotte jährlich fort, bis sie im Jahre 1700 die Stellen in der Stralauer Vorstadt als die letzten vergeben hatte. Die Bürger erkannten dankbar die großmütige Verwendung, und jedermann pries die Fürstin, die es mit dem Volke so gut meinte und mit so verständigem Sinn und großem Gedeihen wohlthätig war. Sie stand überhaupt mit den Einwohnern der Hauptstadt im besten Vernehmen, sprach teilnehmend mit den geringsten Leuten, hörte ohne Ungeduld ihre Bitten an und half ihnen, wenn sie es vermochte. Bei öffentlichen Vorgängen bezeigte ihr das Volk stets die größte Liebe und Freudigkeit. Eine von ihr den Bürgern geschenkte Fahne wird noch heute in der Köpnicker Kirche aufbewahrt."

Als ein Zeichen der Herzensgüte der Königin wird auch die große Freundschaft gepriesen, welche sie für die ihr nahe stehenden Personen, für den berühmten Philosophen Leibnitz, mit dem sie außerordentlich gern umging, und besonders für ihre Hofdame, das Fräulein v. Pöllnitz, empfand. Die Briefe, welche Sophie Charlotte mit der Pöllnitz wechselte, zeugen in der That von einer Vertraulichkeit und einer freundschaftlichen Hingebung, welche bei einer Königin bewundernswert ist.

Gatten von so verschiedenen Neigungen wie Friedrich und Sophie Charlotte konnten nicht wohl im innigen Einverständnis leben, und in der That sehen wir sie denn auch meistens getrennten Hof halten; der Hof der Königin residierte in Charlottenburg, damals Lietzenburg genannt. Auf einer Spazierfahrt, welche der König mit seiner Gemahlin nach dem Dorfe Lietzen durch den Tiergarten machte, fand Sophie Charlotte ein Landhaus, welches dem Oberhofmarschall v. Dobrzynski gehörte, so reizend, daß sie den Wunsch aussprach, es zu besitzen. Friedrich gewährte jeden derartigen Wunsch seiner Gemahlin gern; er überraschte sie durch ein Geschenk des Landhauses und

beauftragte den berühmten Schlüter, in Lietzen ein großartiges Lustschloß im Stile des Schlosses von Versailles aufzubauen. Das Schloß erhielt den Namen der Lietzenburg; erst nach dem Tode der Königin wurde es ihr zum Andenken Charlottenburg genannt.

Die Gärten bei der Lietzenburg wurden von berühmten Gartenkünstlern als ein Park im Stil der Gärten von Versailles angelegt und die Gemächer des Schlosses mit den prächtigsten Möbeln und Tapeten ausgeschmückt; aus Frankreich, Holland, Italien wurden kostbare Porzellane, Bildsäulen, Vasen und Gemälde verschrieben, und Friedrich sparte kein Geld, um das neue Schloß für einen prächtigen Königshof herzurichten. Auf der Lietzenburg hielt Sophie Charlotte fortan ihren Hof, der bald einen wesentlich verschiedenen Charakter von dem des Königs in Berlin gewann.

Der Umgang der Königin mit so vielen gelehrten Männern, ihre rege Anteilnahme an der Wissenschaft hatten einen bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung des wissenschaftlichen Lebens in Berlin; wir verdanken demselben, wie noch weiter berichtet werden wird, die Begründung der Akademie der Wissenschaften. Der Einfluß der Königin würde in dieser Beziehung ein noch größerer gewesen sein, wenn sie nicht leider eine ungemessene Vorliebe für die französische Sprache gehabt hätte, eine Vorliebe, die vielfach dazu beitrug, die gute deutsche Sprache aus allen höheren Kreisen und selbst aus den gebildeten Bürgerfamilien zu vertreiben. Sophie Charlotte unterhielt sich stets nur französisch; sie sprach die fremde Sprache mit solcher Gewandtheit, daß einst von einem Fremden die Frage aufgeworfen wurde, ob sie wohl Deutsch verstehe. Alle ihre Briefe an ihre Mutter und die Pöllnitz wurden in französischer Sprache geschrieben, kaum hörte man an ihrem Hofe jemals ein deutsches Wort, und ihr Liebling Leibnitz folgte ihrem Beispiele, so daß auch er in seinen Briefen und in vielen seiner Werke der deutschen Muttersprache untreu wurde.

Sophie Charlotte hatte von der Natur die herrliche Gabe empfangen, sich durch ihre persönliche Liebenswürdigkeit die Verehrung aller derer zu erwerben, welche mit ihr in persönliche Berührung kamen. Ihre Umgebungen vergötterten sie, das Volk liebte die Königin, wie selten eine Königin vom Volke geliebt wird, und es war daher eine erschreckende Trauernachricht, als plötzlich von Hannover aus gemeldet wurde, daß Sophie Charlotte nach kurzer Krankheit dort am 1. Februar 1705 gestorben sei. Der Oberhofmeister v. Bülow brachte die Todesnachricht nach Berlin. Als er damit zum Könige kam, übermannte diesen der Schmerz über den Verlust der noch immer von ihm geliebten Gattin so sehr, daß er in Ohnmacht sank und man ihm zur Ader lassen mußte. Mehrere Tage vermochte er mit niemandem zu sprechen; der letzte Brief, den er von der Hand Sophie Charlottens empfangen hatte, rührte ihn aufs tiefste. Erst nach einigen Tagen gewann der König seine Fassung wieder. Er bestimmte, daß der Lieblingsaufenthalt Sophie Charlottens künftig den Namen Charlottenburg führen solle. Die ganze Dienerschaft der Königin wurde beibehalten und ihr Hof regelmäßig fortgeführt.

Die Bürger in Berlin und die Einwohner des ganzen Landes zeigten eine außerordentliche Teilnahme bei dem sie so tief schmerzenden Todesfalle.

Die nächste Sorge Friedrichs galt ganz seiner Liebhaberei, ein prachtvolles Leichenbegängnis für die Verstorbene auszurichten. Mit der Sorge

für dieses zerstreute er seinen Kummer. Mit großem Trauergepränge wurde am 9. März der Leichnam von Hannover nach Berlin geführt. An allen Orten, wo der Trauerzug durchkam, mußten ihm große Ehren erzeigt werden, dieselben, welche man der Königin im Leben bewiesen hatte. Da wurden die Geschütze abgefeuert, da läuteten alle Glocken, da kamen die Bürger, die Truppen, die Geistlichkeit und die Behörden in tiefster Trauerkleidung im Festeszuge der Leiche entgegen, und jedesmal abends wurde der Sarg in der Hauptkirche jedes Ortes auf dem Katafalke ausgestellt. So kam denn am 22. März abends um 10 Uhr die Leiche nach Berlin. Hier wurde sie in der alten Schloßkapelle vorläufig beigesetzt. Drei volle Monate blieb sie stehen; denn so lange dauerte es, bis alle Anstalten zu dem Leichenbegängnis vollendet waren.

Am 28. Juni erfolgte endlich die prachtvolle Beisetzung, bei der Friedrich wieder eine grenzenlose Verschwendung bekundete. Der Katafalk im Dome kostete nicht weniger als 80000 Thaler, und mit gleicher Verschwendung waren alle die übrigen Zurüstungen der ganzen Feierlichkeit begonnen und vollendet. Trotz seines Schmerzes um die dahingeschiedene Königin schritt Friedrich nach wenigen Jahren zu einer dritten Ehe mit der Prinzessin Sophie Luise von Mecklenburg-Schwerin. Am 27. November 1708 hielt die junge Königin ihren Einzug in Berlin. Auch diese dritte Ehe des Königs war keine glückliche, hauptsächlich weil die Königin sich dem strengsten LuthLuthertum hingegeben hatte, während Friedrich sich zur reformierten Kirche bekannte. Religiöse Zwistigkeiten ließen keine Annäherung der beiden Gatten aneinander zu. Sophie Luise vertiefte sich immer mehr in Andächtelei, bis endlich über dem Grübeln ihr Verstand sich verwirrte, ihre Vernunft zerrüttet ward!



Louise Karsch („Die Karschin“), Dichterin;
geboren 1. Dez. 1722 in Schwiebus, gestorben 12. Okt. 1791 in Berlin.

Friedrich lebte wieder getrennt von seiner Gattin, er stand abermals allein inmitten seiner königlichen Herrlichkeit, ein unglücklicher, bemitleidenswerter Mann! Und wenn Friedrich allein stand, lediglich umgeben von Schmeichlern und unwürdigen Kreaturen, so war das seine eigene Schuld; den einzigen bewährten Freund, seinen treuen Ratgeber und früheren Lehrer Eberhard Danckelmann hatte er, den Einflüsterungen von Neidern und Nebenbuhlern in der Gunst des Königs nachgebend, von sich gelassen, hatte die treuen Dienste des ihm durchaus Ergebenen mit schnödem Undanke gelohnt.

Danckelmann war im Jahre 1643 geboren; er stammte aus einer bürgerlichen Familie; sein Vater war Landrichter in Lingen. Danckelmann

hatte eine vortreffliche Erziehung genossen und sich durch eifrige Studien eine außerordentlich tüchtige, wissenschaftliche Bildung verschafft. Er war erst 20 Jahre alt, als er zum Erzieher des Prinzen Friedrich ernannt wurde und als solcher sich die Liebe seines Zöglings im höchsten Maße erwarb. Später gelang es ihm zweimal, dem Kurprinzen das Leben zu retten und ihm außerdem auch die wichtigsten Dienste zu leisten. Friedrich belohnte diese, indem er, kaum zur Regierung gelangt, Danckelmann zu den höchsten Ehrenstellen im Staate beförderte. Im Jahre 1695 machte er ihn sogar zum Premierminister und Oberpräsidenten mit dem ersten Range am Hofe. In demselben Jahre noch bewirkte Friedrich, daß der Kaiser Leopold seinen geliebten Diener und dessen sechs Brüder in den Reichsfreiherrenstand erhob. Seit dieser Zeit leitete Danckelmann alle Hauptgeschäfte des Landes mit einem großen Erfolge. Er ist oft und mit einem gewissen Recht der Colbert der brandenburgischen Staaten, welche seiner vorzüglichen Finanzwirtschaft außerordentlich viel verdanken, genannt worden.

Danckelmann hatte eine sehr schwierige Stellung; dem Kurfürsten sollte er stets Geld schaffen für die großen Ausgaben seines prächtigen Hofes, er mußte das Land mit Steuern überbürden und war deshalb beim Volke verhaßt; der Hofadel aber haßte ihn, weil er ein Bürgerlicher war, und weil er unaufhörlich gegen jene gewaltigen Ausgaben eiferte, welche die übertriebene Verschwendung am Hofe des Kurfürsten verursachte. Es wurden vielfach böse Gerüchte über ihn verbreitet, er mißbrauche seine Gewalt, um sich und seiner Familie unerlaubte Vorteile zu verschaffen, und dafür sprach die Thatsache, daß er seine sechs Brüder in hohe Staatsämter eingesetzt hatte. Niemand aber konnte behaupten, daß dies mit Unrecht geschehen sei, denn die Freiherren von Danckelmann waren ohne Ausnahme tüchtige, begabte Männer. So große Talente Danckelmann auch besaß, eins fehlte ihm, die schlangenartige Klugheit, welche an dem ränkesüchtigen Hofe Friedrichs für ihn notwendig war, wenn er sich im Besitze der Macht erhalten wollte. Er schmeichelte nicht dem Kurfürsten, ja, er wagte es sogar, wie wir bei den Unterhandlungen über die Erwerbung der Königskrone gesehen haben, den Lieblingswünschen Friedrichs zu widerstreben, wenn er sie für das Wohl des Landes gefährlich hielt. Die strenge Rechtlichkeit, welche Danckelmann als Minister zeigte, und welche er niemals zu Gunsten eines Bevorzugten verletzte, sein rücksichtsloser Stolz trieben den Haß, welchen die Herren vom alten Adel gegen ihn hegten, bald so weit, daß diese alle Mittel aufboten, um den mächtigen Mann zu stürzen. Die Schmeichler des Kurfürsten verabsäumten keine Gelegenheit, sich gegen den herrschsüchtigen Minister auszusprechen und die Gunst zu untergraben, welche Friedrich noch immer für seinen früheren Lehrer an den Tag legte. Danckelmann wußte dies; er war sogar fest überzeugt, daß seine Feinde einst über ihn triumphieren würden. Er sprach dies einst offen gegen den Kurfürsten selbst aus. Als er den Bau seines Hauses in Berlin beendet hatte, gab er dem Kurfürsten und dem ganzen Hofe ein prächtiges Fest. Während in dem einen Saale getanzt wurde und die Kurfürstin an dem Tanze teilnahm, zeigte er seinem früheren Schüler sein Arbeitsgemach und die Gemälde, welche er darin aufgehängt hatte. „Diese Gemälde und alles, was Sie hier sehen, wird in kurzem Ihnen gehören!“ sagte Danckelmann, als er bemerkte, daß der Kurfürst die Bilder mit großer Aufmerksamkeit be-

trachtete. Friedrich war über diese Worte hoch erstaunt; er fragte, was sie bedeuten sollten. Danckelmann erwiderte mit einem tiefen Ernste im Tone; „Ich werde in kurzem Ihre Gnade verlieren, Sie werden mich in Verhaft nehmen lassen und sich meines Vermögens bemächtigen; aber nach 10 Jahren werden Sie meine Unschuld erkennen, mich wieder in meine Stellen einsetzen und mir alles zurückgeben, was Sie mir genommen haben werden."

Der Kurfürst war außer sich vor Staunen über diese Worte; er liebte damals seinen Günstling noch so sehr, daß er glaubte, ohne ihn nicht leben zu können. Er legte deshalb die Hand auf ein neues Testament, welches auf einem Tisch lag, und schwur seinem Freunde, daß er sicher diese Prophezeiung unwahr machen werde! Danckelmann aber ließ ihn den Schwur nicht beendigen. „Schwören Sie nicht," sagte er, „was ich gesagt habe, muß geschehen; denn es steht gar nicht in Ihrer Macht, es zu hintertreiben!"

So fest Danckelmann, wie wir aus dieser von Pöllnitz uns mitgeteilten Anekdote ersehen, davon überzeugt war, daß er einst den Nachstellungen seiner Feinde unterliegen würde, so kümmerte er sich doch um diese wenig und fuhr fort, nach seinem besten Gewissen die Staatsgeschäfte zu führen. Er hatte durch eine geschickte Verwaltung der Domänen die Einkünfte so zu vermehren gewußt, daß er einen Ueberschuß von beinahe 1 Million Thaler aus ihnen erzielte. Aber auch diese bedeutende Summe genügte nicht, um die Schulden zu bezahlen, welche mancherlei Kriege und die kostspielige Hofhaltung des Kurfürsten verursachten. Danckelmann forderte daher mit unnachsichtlicher Festigkeit, daß Friedrich sich mehr einschränke, wenn er nicht das Land zu Grunde richten wolle. Es kam hierüber oft zu ernsten Worten zwischen dem Kurfürsten und seinem Minister, und bei solchen Streitigkeiten nahm Danckelmann mitunter einen gewissen Hofmeisterton an, der an das frühere Verhältnis des Lehrers zum Kurprinzen erinnerte. Solche kleine Mißhelligkeiten wurden von den Feinden des Ministers geschickt ausgebeutet, am geschicktesten von dem Freiherrn Kolbe v. Wartenberg, einem Intriganten der gemeinsten Art, der es verstanden hatte, sich bei dem Kurfürsten in die höchste Gunst zu setzen. Kolbe machte dem Kurfürsten häufig Vorwürfe darüber, daß er sich von Dunckelmann noch hofmeistern lasse, und es gelang ihm in der That, den Unwillen Friedrichs darüber zu erregen, so daß dieser einst ausrief: „Danckelmann willaden Kurfürsten spielen, allein ich werde ihm zeigen, daß ich selbst Herr bin."

Kolbe wurde in seinen Bestrebungen, Danckelmann zu verdächtigen, unterstützt durch die meisten Herren vom alten Adel am Hofe. Diesen bot sich bald eine günstige Gelegenheit, den Minister zu verdächtigen. Der Hofmedailleur Faltz hatte eine Schaumünze geprägt, welche auf der einen Seite 7 Sterne über der Stadt Berlin zeigte, auf der anderen das Danckelmannsche Wappen; auf beiden Seiten befanden sich Umschriften, welche die 7 Brüder Danckelmann verherrlichten. Diese Medaille spielte der Graf Christoph Dohna, der Gouverneur des Kurprinzen, der hoch in der Gunst des Kurfürsten stand, diesem auf eine geschickte Weise in die Hände, weil er sehr wohl wußte, daß Friedrich sich dadurch verletzt fühlen würde, daß einfache Unterthanen mit dem Siebengestirn verglichen würden. Und so war es in der That. Der Kurfürst zürnte seinem alten Freunde und zeigte es diesem so klar, daß Danckelmann endlich erkannte, er könne sich nicht länger im Amte halten.

Er bat deshalb um seinen Abschied und erhielt ihn am 27. November 1697 auf die ehrenvollste Weise. Der Kurfürst versicherte ihm durch eine Urkunde seine höchste Zufriedenheit mit allen bisher geleisteten Diensten, ließ ihm seinen Rang und manche Ehrenstellen mit bedeutenden Einkünften und erteilte ihm eine Pension von 10,000 Thalern, damit er, wie es in der Urkunde hieß, als ehrlicher Mann leben könne, ohne sein eigenes Vermögen anzugreifen.

Ein so ehrenvoller Abschied befriedigte die Feinde Danckelmanns keineswegs, denn sie mußten fürchten, daß ihr Gegner eines Tages, wenn der Kurfürst sich seiner zufällig freundlich erinnern sollte, wieder ans Ruder kommen möchte. Kaum hatte Danckelmann Berlin verlassen, so brachten seine Gegner die schwersten Verdächtigungen gegen ihn vor; sie behaupteten, er habe wichtige Staatspapiere zurückbehalten und würde einen hochverräterischen Gebrauch davon machen. Friedrich hatte kein Gedächtnis für die treuen Dienste, die ihm geleistet worden waren, wohl aber eins für die kleinlichen Kränkungen, durch welche Danckelmann seine Eitelkeit verletzt hatte. Er gab sich ganz den Einflüsterungen seiner Umgebung hin. Am 10. Dezember 1697 ließ er den früher allmächtigen Minister durch einen Obersten der Garde verhaften, zuerst nach Spandau und von hier nach der Festung Peitz bringen. Das Vermögen Danckelmanns wurde mit Beschlag belegt, und ein Prozeß gegen ihn eingeleitet, der freilich schwer zu begründen war, weil sich nirgends ein gerechter Grund zur Anklage fand. Da man keine gerechten Anklagen gegen Danckelmann fand, so mußten ungerechte fabriziert werden. Es kam ja nur darauf an, den Unwillen des Kurfürsten gegen den gestürzten Mann zu reizen, damit dieser vollständig vernichtet würde.

So wurde denn in der Anklageschrift unter anderem angeführt, der Oberpräsident habe die Verfügung getroffen, daß fortan kein Befehl, der von dem Kurfürsten unterzeichnet, nicht aber von einem Minister gegengezeichnet sei, Kraft haben solle. Ein Verdienst, welches sich Danckelmann um den Staat erworben hatte, wurde ihm hier als ein Verbrechen angerechnet. Bisher hatten häufig die verschiedensten Minister, selbst einzelne untergeordnete Hofbeamte dem Kurfürsten Schriftstücke zur Unterzeichnung vorgelegt, in denen Gnadengeschenke für sie oder ihre Freunde bestimmt waren. Friedrich hatte seine Namensunterschrift oft gegeben, ohne den Inhalt der Schriftstücke zu prüfen. Wenn sich nun später herausstellte, daß die Gnadengeschenke ohne Vorwissen des Kurfürsten erschlichen waren, so ließ sich nicht mehr ermitteln, wer dieselben zur Unterschrift überreicht hatte. Um einem solchen Unwesen vorzubeugen, war durch Danckelmann die Gegenzeichnung der Minister und damit die Ministerverantwortlichkeit eingeführt worden. Aehnlicher Art waren auch die übrigen Anklagen gegen Danckelmann, welche, in 50 Artikeln abgefaßt, diesem zugeschickt wurden, um sich zu verantworten. Seine Verteidigung war so einfach, so klar und einleuchtend, daß eine Verurteilung unmöglich erschien. Einer solchen aber bedurften auch seine Feinde nicht, der Wille des Kurfürsten stand ja über dem Gesetz, und es kam ihnen nur darauf an, diesen Willen zur Vernichtung ihres Gegners für sich zu gewinnen.

Friedrich, der schon ganz in den Fesseln Kolbes lag, gab sich dazu her, eine Willkürmaßregel zu begehen, welche seinem Namen in der Geschichte zur Unehre gereicht. Danckelmann blieb in der Festung Peitz; es wurde ihm auf den Bericht des Oberprokurators nur gestattet, zu seiner Erholung die

Festung auf eine halbe Stunde im Umkreise zu verlassen, um frische Luft zu schöpfen. Zehn Jahre mußte Danckelmann in dieser Verbannung leben, dann wurde ihm im Jahre 1707 die Stadt Kottbus zum Wohnsitz angewiesen, jedoch unter der Bedingung, daß er immer 2 Meilen von Berlin entfernt bleibe. Um die gegen den verdienten Minister verübte Ungerechtigkeit und Willkür noch durch einen Akt der Habsucht zu krönen, wurden seine sämtlichen Güter und sein ganzes Vermögen ohne weiteren Prozeß konfisziert und ihm nur jährlich 2000 Thaler gewährt.

Danckelmann benahm sich in seiner Gefangenschaft mit der höchsten Würde. Als ihm einst mitgeteilt wurde, der König wolle ihm einen Teil seiner Güter zurückgeben, wenn er sich bereit zeigte, auf den übrigen Teil freiwillig zu verzichten, antwortete er, er werde dies gern thun, wenn der König öffentlich seine Unschuld anerkenne, sonst niemals! — Zu einer solchen Genugthuung entschloß sich Friedrich nicht.

Erst unter dem folgenden Könige erhielt Danckelmann seine Freiheit wieder, seine Güter aber nicht; diese blieben ihm und seiner Familie für immer vorenthalten. So wurde Danckelmanns Prophezeiung zur Wahrheit, so weit sie seinen Sturz betraf, nicht aber hinsichtlich seiner Wiedereinsetzung in die ihm geraubten Aemter und Güter.

Drittes Kapitel.

Ein Fürst, dessen Lebenselement Glanz und Pracht waren, mußte bestrebt sein, seine Residenz zu einem würdigen Sitze des Hofes zu machen. Berlin verdankt daher dem Könige Friedrich zum großen Teil sein schnelles Wachstum und sein Emporblühen zu einer Stadt, welche ebensowohl durch regelmäßige Straßen als durch prächtige Gebäude geschmückt ist. Schon im ersten Jahre seiner Regierung beschloß Friedrich die Anlegung eines neuen Stadtteils, der Friedrichsstadt. Bisher hatte die linke Reihe der Häuser unter den Linden diesen Namen geführt; im August 1688 aber ernannte der Kurfürst eine Kommission, welche aus dem Obermarschall v. Grumbkow, dem Geheimen Rat v. Danckelmann und den Baumeistern Smid und Nehring bestand, mit dem Auftrage, in Unterhandlungen mit den Bürgern zu treten, um diesen die Aecker und Wiesen abzukaufen, auf denen er eine neue Stadt links von den Linden erbauen wollte. Einen Teil des Grund und Bodens, auf den die Stadt kommen sollte, besaß der Kurfürst selbst in einem Vorwerk und Garten, der sich von der heutigen Kronenstraße bis zur Jägerstraße erstreckte, und auf dem daher sofort mit dem Bau begonnen werden konnte.

Es zog sich damals die Straße nach Potsdam mit einer schönen Lindenallee etwas oberhalb der jetzigen Leipzigerstraße entlang; rechts von dieser Lindenallee erhob sich schnell die neue Stadt, links dagegen hatte der Anbau mit bedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen, weil die Eigentümer vielfach Weitläufigkeiten mit dem Verkaufe ihrer Ländereien machten. Erst als durch eine Verordnung vom 24. September 1691 den neuen Anbauern die soge-

nannte Baufreiheit zugestanden wurde, infolge deren jeder, der ein Brauhaus auf der Friedrichsstadt baute, für jede angewendete 100 Thaler 15 Prozent aus den Accisen und ebensoviel aus der Bierziese zurückbekam, und jeder, der ein anderes Haus baute, 15 Prozent aus der Accisekasse erhielt, wurden viele Bürger zu Hausbauten in der neuen Stadt veranlaßt. Ein Hauptverdienst um den Bau der Friedrichsstadt erwarb sich der Baumeister Nehring, der die Risse für sämtliche zu erbauenden Häuser gemacht hat; es war sogar der Befehl erlassen worden, daß nur nach den Rissen Nehrings oder wenigstens nach den von ihm gebilligten Plänen gebaut werden dürfe. Als Nehring im Jahre 1695 starb, zählte die Friedrichsstadt schon etwa 300 Häuser. Nach seinem Tode wurde die Aufsicht über den Bau der neuen Stadt dem Baudirektor Johann Heinrich Behr erteilt, der fortan die Risse der Häuser zu prüfen hatte. Durch Behr wurden die Leipziger- und Jerusalemerstraße angelegt. Im Jahre 1706 erhielten die Straßen der neuen Stadt ihre Namen, und damals gab es schon 23 stark bebaute Straßen darin. Der König gab der Friedrichstraße seinen eigenen Namen, die Charlottenstraße nannte er nach der verstorbenen Königin, die Markgrafenstraße nach seinen Brüdern, die Behrenstraße nicht, wie vielfach geglaubt wird, nach den Bären, die bei den Tierhetzen gebraucht wurden, sondern nach dem Baudirektor Behr. Der Wall, welcher bis dahin die Friedrichsstadt von der Dorotheenstadt geschieden hatte, wurde im Jahre 1712 abgetragen, und der dadurch gewonnene Grund und Boden den Eigentümern der Häuser an der linken Seite der Linden übergeben.

So war durch die Friedrichsstadt ein neuer, prächtiger Stadtteil entstanden, der unmittelbar an die Dorotheenstadt grenzte. In dieser aber wollte der Anbau nicht so gut gelingen, wie in der Friedrichsstadt selbst. Eine Menge schlechten Gesindels hatte sich dort nach und nach angesiedelt und schreckte die besseren Klassen vom Anbau zurück. Im April 1698 befahl Friedrich, die leeren Plätze auf der Dorotheenstadt zu bebauen; infolge dieses Befehls mehrte sich zwar die Zahl der Häuser, aber nicht die Zahl der anständigen Bewohner. Die Zahl der schlechten Häuser vermehrte sich sogar noch in der Folge.

Die Linden bildeten sich erst nach und nach zu dem beliebten Spaziergange der Berliner aus. Zwischen den Lindenreihen befanden sich Balustraden und innerhalb derselben ein Rasengang. Die Bäume hatten zu ihrem Gedeihen mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen; sie erfroren im Winter 1705 sämtlich, und außerdem richteten die Schweine an denselben arge Verwüstungen an, so daß ein Befehl an den Richter der Dorotheenstadt ergehen mußte, er möge dahin sehen, daß der mittelste Gang der Lindenallee gehörig verwahrt und gegen Verunreinigung durch die auf den Straßen umherlaufenden Schweine gesichert würde! Aus dem eigentlichen Berlin waren die Schweine schon verbannt, in den Straßen der Dorotheenstadt aber fanden sie noch immer eine Zufluchtsstätte. Auch zur Fortschaffung der mitten auf den Straßen stehenden Brunnen mußte ein eigener königlicher Befehl ergehen und ebenso zur Fortschaffung der so gefährlichen Stroh- und Schindeldächer in sämtlichen Residenzstädten.

Der Friedrichswerder hatte sich schneller als die Dorotheenstadt gehoben; ihn zierte das prächtige, im Jahre 1706 vollendete Zeughaus, außer-

dem war auch der Münzkanal angelegt worden, und der Platz an der neuen Kirche seit dem Jahre 1705 mit schönen Häusern umgeben.

In Cöln wurde die Fischerbrücke und die Gegend an derselben tüchtig angebaut, und am 27. Mai 1710 konnte vom König selbst der Grundstein des neuen Cölnischen Rathauses, welches zum gemeinschaftlichen Rathause der ganzen Residenz bestimmt wurde, später aber eine andere Bestimmung erhielt, gelegt werden.

Das eigentliche Berlin wurde durch die Erhöhung der Burgstraße im Jahre 1698 und durch die Schälung der Spree im Jahre 1706 wesentlich verbessert. Ebenso wurde die Stadt nach der anderen Seite, nach der Spandauer Vorstadt, welche der König nach seiner dritten Gemahlin Sophie Luise die Sophienstadt nannte, und ebenso auch nach der Stralauer Vorstadt hin bedeutend erweitert. Durch alle diese Vergrößerungen gewann Berlin unter der Regierung Friedrichs mit jedem Jahre mehr und mehr ein großstädtisches Aeußere; dazu trugen aber wesentlich auch manche schöne, öffentliche Gebäude bei, welche ebenfalls ihre Entstehung oder ihren Ausbau dem Könige verdankten.

Wir nennen hier zuerst das königliche Schloß. Friedrich war das Schloß seiner Ahnen bei weitem zu enge; er beschloß, es umbauen zu lassen, und übertrug diese Arbeit dem berühmten Schlüter, dem größten Baumeister seines Zeitalters. Es war für Schlüter keine kleine Arbeit, aus den in den verschiedensten Zeitepochen entstandenen Gebäuden, die ohne Ordnung und Symmetrie ineinander gebaut waren, ein zusammenhängendes Ganze, einen Palast von edler Anlage zu schaffen. Schlüters Genialität überwand alle Schwierigkeiten. Er entwarf den Plan zu einem prächtigen Schloß mit großen, reich geschmückten Höfen in der Mitte, und der Plan fand die Billigung des Kurfürsten. Im Jahre 1699 wurde der Anfang des Baues mit der Seite nach dem Lustgarten zu gemacht, und zwar wurde diese gewählt, weil neben den Wohnzimmern Friedrichs gleich die Paradezimmer fertig werden sollten, um welche es dem Kurfürsten vor allem zu thun war. Die Seite nach dem Lustgarten mußte fast gänzlich niedergerissen und neu aufgebaut werden. Schlüter ging mit Kraft ans Werk. Schon im Jahre 1701 war der Rittersaal so weit fertig, daß man beginnen konnte, die Decken zu malen; das schöne Portal mit den herrlichen Treppen konnte gebaut werden, dann folgte die Seite nach dem Schloßplatze, bei der die Hauptmauern stehen bleiben konnten und nur erhöht und verziert werden mußten. Im Jahre 1702 war auch diese Anlage fast vollendet. Der geniale Baumeister hatte sich die höchste Zufriedenheit des Königs erworben, der, als er nach der Krönung im Mai 1701 nach Berlin kam, nur zu tadeln hatte, daß seine Paradezimmer noch nicht groß genug waren. Er wollte diese in einer fortlaufenden Linie haben, was bei dem ursprünglichen Plane nicht möglich gewesen war, und so wurde denn Schlüter gezwungen, den Bauplan gänzlich umzuändern. Der Lustgartenflügel mußte beträchtlich verlängert werden, um die Festsäle den Ansprüchen des Königs genügend herzustellen. Zu diesem Zwecke mußten die an jener Stelle befindlichen, alten Stallgebäude beseitigt und außerdem ein Turm, der sogenannte Münzturm, der an der Lustgartenecke des Schlosses stand, in den Bauplan mit aufgenommen werden. Der Münzturm hatte ursprünglich die Wasserhebungsmaschine für die Springbrunnenanlage im Lustgarten enthalten, seit dem Jahre 1680 war er aber zum Prägeraum für

die kurfürstliche Münze benutzt worden. Dieser Münzturm sollte nach dem neuen Plane eine besondere Zierde des Schlosses werden, seine unteren Stockwerke sollten die Wasserkunst enthalten, die oberen aber für ein Glockenspiel mit Uhreinrichtung bestimmt werden, welches Friedrich in Holland für 20000 Gulden angekauft hatte. Der Turm mußte zu diesem Zweck bedeutend erhöht werden. Der neue Plan Schlüters fand den Beifall des Königs und wurde im Frühjahr 1702 sofort in Angriff genommen. Gleich beim Anfang des Baues zeigte sich, daß der Turm eine Erhöhung nicht wohl werde ertragen können, wenn er in seinen unteren Teilen nicht bedeutend verstärkt würde; Schlüter ließ ihn deshalb von allen Seiten mit 8 Fuß dicken Mauern ummanteln. Trotzdem aber zeigten sich schon im Frühjahr 1703 kleine Risse in dem Turme, und alle Mittel, welche Schlüter in Anwendung brachte, neue Ummantelungen, gewaltige Steinpfeiler, mächtige eiserne Anker, die die Mauern zusammenhalten sollten, genügten nicht, um dem Baue eine größere Festigkeit zu geben. Der Turm war inzwischen mächtig in die Höhe gewachsen, je mehr er aber wuchs, je drohender zeigten sich, trotz der kostbaren Unterstützungsmittel, die Risse darin, und endlich wurden sie so bedeutend, daß sich sogar die Gefahr, der Turm werde einstürzen, den Augen der meisten Bauverständigen klar darstellte. Es ist schwer zu beurteilen, ob Schlüter, durch seine übermäßigen Geschäfte in Anspruch genommen, dem Turmbau nicht die nötige Aufmerksamkeit zugewendet, oder ob er ein zu großes Vertrauen in seine Hülfsmittel gesetzt hatte, jedenfalls beging er den Fehler, die drohende Gefahr so lange zu verhehlen, bis es zu spät war und sie von anderen, übelwollenden Bauverständigen dem Könige gemeldet wurde.

Schlüter hatte viele Feinde und Nebenbuhler; gerade unter den Berufsgenossen waren sie ihm durch seinen sich immer mehr und mehr ausbreitenden Ruhm, der natürlich Neider fand, erwachsen. Der gefährlichste Gegner Schlüters war der Freiherr Eosander von Göthe, ein Schwede von Geburt, der in brandenburgische Dienste getreten war und bei dem Könige und der Königin Sophie Charlotte in großer Gunst stand. Schon längst hatten die Feinde Schlüters den Ruhm des großen Meisters durch allerhand gehässige Intriguen zu verkleinern gesucht; jetzt, wo der Künstler sich wirklich ein bedeutendes Versehen hatte zu Schulden kommen lassen, wurde es ihnen leicht, dieses auszubeuten. Der Turm, dessen Risse mit jedem Tage gefährlicher wurden, dessen Einsturz so drohend erschien, daß die Bewohner der Häuser an der Schloßfreiheit Sorge für ihr Leben trugen, mußte abgebrochen werden, nachdem er ungeheure Kosten verursacht hatte. Schlüter verlor das Vertrauen des Königs, und dieser ernannte Eosander, den Feind des genannten Künstlers, an seiner Stelle zum Schloßbaudirektor. Eosander triumphierte; er war gemein genug, den gefallenen Nebenbuhler noch mit Schmutz zu bewerfen, indem er ihn öffentlich in einem viel gelesenen Zeitbuch, dem „Theatrum Europaeum“, aus dem feigen Hinterhalt der Anonymität beschimpfte. Er nannte ihn einen unwissenden Bildhauer, der in der Baukunst ganz unerfahren sei, zwar einen Riß machen könne, aber nicht verstehe, was in der Ausführung möglich sei; er sprach sich höhnisch darüber aus, daß Schlüter es gewagt habe, auf einem schlechten Baugrunde eine so gewaltige Last wie den Turm erbauen zu wollen. — Eosander übernahm nach Schlüter den Schloßbau; er änderte sofort den gesamten Plan. Es

kam zwar dadurch das ganze Schloß aus der Symmetrie, Friedrich aber ließ sich dies gern gefallen, weil Eosander ihm seine Paradezimmer länger machen wollte. Von Eosander rührt der fernere Bau des Schlosses bis zum Tode Friedrichs, namentlich die Seite nach der Schloßfreiheit, her.

In Verbindung mit dem Schloßbau stand auch der der Stechbahn, jener Häuserreihe, welche sich von der Brüderstraße bis an die Werderschen Mühlen erstreckte. Der König hatte ursprünglich die Absicht gehabt, an der Stelle, wo jetzt das rote Schloß steht, der Langen Brücke gerade gegenüber, eine steinerne Brücke nach dem Werder herüber zu ziehen; aus dem Plane wurde indessen nichts, und im Jahre 1702 wurde statt dessen die Stechbahn mit ihren Kaufmannsläden und Bogenlauben gebaut. Der Platz vor der Stechbahn, unter welchem sich deren Keller befanden, wurde mit hölzernen Pfählen umgeben, damit nicht darauf gefahren werden könne. Innerhalb dieser Umzäunung versammelten sich alle Mittage die Kaufleute, und dies gab Veranlassung zur Begründung der Börse.



Elisabeth Gertrud Mara-Schmehling,
berühmte deutsche Sängerin;
geboren 23. Feb. 1749 in Kassel,
gestorben 20. Jan. 1833 in Reval.
An der Berliner Oper von 1768 bis 1779.

Ein anderes Bauwerk, welches Berlin dem Könige Friedrich verdankt, ist das schöne Zeughaus. Friedrich legte am 28. Mai 1695 feierlich den Grundstein; der Bau wurde unter der Leitung der Baumeister Nehring, Schlüter, Bodt und Grüneberg vollendet. Schlüters Meisterhand verdanken wir besonders die an den Fenstern nach der Straße befindlichen Helme und im Hofe die Larven der sterbenden Krieger.

Am 15. August desselben Jahres (1695), in welchem der Zeughausbau begonnen wurde, wurde auch der erste Stein zum Bau der reformierten Parochialkirche in der Klosterstraße gelegt. Der Bau der Kirche wurde im Jahre 1703, der des Turmes im Jahre 1713 vollendet.

Fast jedes Jahr der Regierung Friedrichs trägt die Erinnerung an irgend ein begonnenes oder vollendetes großes Bauwerk. Es würde uns zu weit führen, wollten wir auf alle diese Bauten näher eingehen. Wir erwähnen daher hier nur noch die Jerusalemer Kirche, die Garnisonkirche, die Französische und die Neue Kirche; die erstere war schon im Jahre 1689 aus der bestehenden kleinen Jerusalemskapelle erweitert, ihr völliger Umbau erfolgte erst unter Friedrich Wilhelm I.; der Grund zu den drei letzteren Kirchen wurde im Jahre 1701, der Grund zur Sophienkirche im Jahre 1712 gelegt. Eins der schönsten Bauwerke aus der Zeit Friedrichs ist die Lange Brücke mit dem herrlichen Denkmal des Großen Kurfürsten. Bisher war die Lange

Brücke eine elende Holzbrücke gewesen; im Jahre 1690 wurde sie unter Leitung des Baumeisters Nehring mit Pirnaschen Quadersteinen zu erbauen begonnen. Der Plan wurde, als Schlüter hinzutrat, geändert, und in den Jahren von 1692—1695 das herrliche Werk vollendet. Im Jahre 1703 am Geburtstage des Königs wurde das Denkmal des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke feierlich enthüllt. Das Monument ist ein Werk Schlüters. Er selbst hat die Figur des Kurfürsten nebst dem Pferde modelliert; zu den 4 Sklaven hat er nur die kleinen Modelle geliefert, die Figuren selbst aber unter seiner Aufsicht von Baker, Brückner, Henzi und Nahl anfertigen lassen; der Guß ist von Jacobi. An das Denkmal knüpft sich eine Volkssage. Das Volk erzählt sich, der große Meister habe einst vor seinem eigenen Werk gestanden und es nicht nur mit gerechtem Stolz, sondern mit Selbstüberhebung betrachtet. „Das ist das größte Kunstwerk, welches ich je geschaffen, und welches überhaupt jemals geschaffen wurde!" rief er aus. „Kein Neider und kein Zweifler soll wagen, mir auch nur den kleinsten Fehler daran zu zeigen!" Neben dem Meister stand einer seiner Schüler, ein unbedeutender, scheelsüchtiger junger Mann, der längst den Ruhm Schlüters beneidet hatte. Er lächelte höhnisch, als der Künstler das stolze Wort aussprach, dann trat er hin zu dem Meisterwerke und sagte: „Wahrlich, kein König kann jemals auf solchem Pferde reiten; seht nur den rechten Vorderhuf an, dem fehlt ja das Eisen!" Und so war es in der That. Schlüter, so erzählt die Sage, sei über den gerechten Vorwurf so erschrocken, durch den kleinen Fehler an seinem Werke so tief gedemütigt worden, daß er, wahnsinnig vor Schmerz, in der Verzweiflung sich von der Langen Brücke in die Spree gestürzt und unter seinem Werke den Tod gefunden habe. Wahr an der Sage ist nur, daß wirklich dem rechten Vorderhufe des Pferdes das Eisen fehlt. Schlüter hat seinen Tod nicht in der Spree gefunden. Er verfiel, nachdem ihm der Schloßbau abgenommen worden war, in eine Schwermut, welche für sein ferneres, künstlerisches Schaffen nachteilig wirkte. Seine späteren Werke tragen nicht mehr den Charakter großartiger Genialität, der die früheren auszeichnete. Nach dem Tode des Königs Friedrich verließ Schlüter Berlin, um einem Rufe Peters des Großen nach Petersburg zu folgen. Im Jahre 1714 starb er zu Narwa an der Pest.

Die vielen prächtigen Bauten Friedrichs, die Begründung ganzer Stadtteile veränderte während seiner Regierungszeit den Charakter Berlins vollkommen. Die Stadt gewann jetzt mehr und mehr das Ansehen einer Residenz.

Wir dürfen hier auch die in der Nähe Berlins gelegenen königlichen Lustschlösser nicht unerwähnt lassen; die Schlösser von Charlottenburg, Friedrichsfelde, Schönhausen, Köpnick und andere gaben wie das in Berlin ein vollgültiges Zeugnis von der Verschwendung Friedrichs. Bei allen diesen Schlössern wurden auch schöne Parkanlagen gemacht, und die Spazierfahrten dahin wurden bald ein beliebtes Vergnügen der wohlhabenden Bürger Berlins, besonders war Charlottenburg häufig der Zielpunkt für Landpartien der Berliner. Diese fuhren dahin entweder auf offenen Kähnen oder auf den nach holländischem Muster von Friedrich eingeführten Treckschuyten zu Wasser; auch machten sie wohl noch lieber den anmutigen Spaziergang durch den Tiergarten.

Der Tiergarten hatte noch immer seinen Plankenzaun und die Gitterthore, auch war noch Wild darin; aber doch hatte er seine frühere

Bestimmung eines eigentlichen Jagdreviers schon verloren und verwandelte sich mehr und mehr in einen schönen, mit Parkanlagen versehenen Wald, der hauptsächlich zu Spaziergängen und Spazierfahrten bestimmt war. Friedrich war bemüht, für seine eigenen Spazierfahrten und die seines Hofes den Wald durch Anlegung von prächtigen Alleen bequem zu machen. Einen großen Teil der noch heute bestehenden Tiergartenalleen verdanken wir ihm, so die Entstehung des Großen Sterns, den Platz an den Zelten, die von diesem auslaufenden sieben Alleen, die Große Querallee, die damals die Jungfrauenallee genannt wurde; ebenso auch die erste Anlage von Bellevue, indem nämlich der König etwa im Jahre 1710 den französischen Refugiés einen Platz im Tiergarten übergab, um ihn mit Maulbeerbäumen behufs der Seidenzucht zu bepflanzen. Je belebter der Tiergarten wurde, je mehr begann man auch seine Umgebung nach und nach zu bebauen und zu verbessern; schöne Landhäuser entstanden in der Nachbarschaft und auch in Charlottenburg, wohin eine Allee von Berlin aus führte. Der Weg war schon damals zu beiden Seiten mit Laternen besetzt, die freilich nur dann brannten, wenn der König in Charlottenburg anwesend war.

Die prächtigen Bauten, mit denen König Friedrich seine Residenz verschönerte, zogen eine bedeutende Anzahl von Künstlern nach Berlin. Baumeister, Bildhauer, Maler wurden in gleichem Maße bei denselben beschäftigt. Schon unter der Regierung des großen Kurfürsten hatten sich viele ausgezeichnete Baumeister, wie Memhardt, Smid, Nehring, Berlin zum Wohnsitz ausersehen. Smid und Nehring leiteten, wie wir bereits erzählt haben, in den ersten Jahren Friedrichs III. viele wichtige Bauten. Unter den übrigen Baukünstlern, die unter Friedrichs Regierung nach Berlin kamen, ist unstreitig Andreas Schlüter bei weitem der bedeutendste; er trat im Jahre 1694 mit einem Jahrgehalt von 1200 Thalern in den Dienst des Kurfürsten und begann seine Thätigkeit mit bedeutenden bildhauerischen Verzierungen im Schlosse zu Potsdam, demnächst führte er im Jahre 1696 den Bau des Hauptgebäudes des Schlosses in Charlottenburg aus und erwarb sich hierdurch den Titel eines Architekten, der, als ihm Friedrch den neuen Aufbau des Schlosses in Berlin übertrug, in den eines Schloßbaudirektors umgewandelt wurde. Die unglückliche Wendung, welche Schlüters Schicksal infolge des mit dem Einsturz drohenden Münzturms nahm, haben wir bereits erzählt. Schlüter hat beim Bau des Münzturms sich sicher schwere Irrtümer zu Schulden kommen lassen, aber diese werden reichlich aufgewogen durch die großen Verdienste, welche er sich um die Baukunst überhaupt und insbesondere um ihre Entwickelung in Berlin erworben hat. Von allen Künstlern, welche in dieser Zeit in Berlin wirkten, hat keiner so sehr auf die Veredlung des Geschmacks hingewirkt wie gerade Schlüter; sein edler, einfacher Stil dient ja noch heute als unübertroffenes Muster, und es ist schwer zu beklagen, daß manche seiner Pläne nicht zur Ausführung gekommen sind, weil er zu früh vom Schauplatz seiner Thätigkeit verdrängt worden ist.

Sein Nebenbuhler, Eosander v. Göthe, war von einer weit geringeren Bedeutung als Schlüter; obwohl ihm Tüchtigkeit als Baumeister nicht abzusprechen war, so besaß er doch in keiner Weise das schöpferische Genie Schlüters, dagegen aber in weit höherem Maße das Talent, sich am Hofe beliebt zu machen. Auch die sonst so kunstverständige Königin Sophie Char-

lotte ließ sich durch das einnehmende Wesen des Hofmanns blenden; sie liebte Schlüter als Baumeister nicht und übertrug daher Eosander v. Göthe gern den weiteren Ausbau ihres Schlosses in Lietzenburg. Eosander erhielt sich bis zum Tode Friedrichs in dessen Gunst. Er führte vielfache Bauten aus, unter anderen das Lustschloß in Schönhausen und das Schloß Monbijou.

Von den Bildhauern, welche unter der Regierung Friedrichs sich in Berlin aufhielten, ist ebenfalls Schlüter unzweifelhaft der bedeutendste. Hätte er nichts geschaffen als jene herrliche Bildsäule des großen Kurfürsten, so würde auch diese genügen, um ihm einen unvergänglichen Namen zu erwerben. Die übrigen Bildhauer, welche damals in Berlin lebten, waren von geringer Bedeutung. Wir wollen hier nur noch Bartholomäus Damart, einen Franzosen, und Karl King, einen Engländer, nennen, welche als Hofbildhauer in den Dienst des Königs traten; ebenso Balthasar Permoser, dem wir einige Statuen verdanken, während seine übrigen Kunstgenossen sich meistens darauf beschränkten, die Gebäude durch Ornamente zu verzieren.

Auch die Malerei erfreute sich unter der Regierung Friedrichs einer großen Aufmunterung. Eine Reihe tüchtiger Künstler, meistens Niederländer und Franzosen, kamen nach Berlin und erhielten nach den Verhältnissen der Zeit hohe Gehälter. So der niederländische Maler Cornelius Abraham Vega, der aus dem Haag mit 500 Thalern Gehalt berufen wurde; ein gleiches Gehalt erhielt auch der Hofmaler Gideon Romandon; ein Miniatur- und Porträtmaler Huaut erhielt 700 Thaler, mußte aber die Verpflichtung eingehen, jährlich zwei Porträts unentgeltlich und die übrigen für einen sehr geringen Preis zu liefern. Der Geschichtsmaler Terwesten, der mit einem Gehalt von 1000 und später mit 1200 Thalern angestellt wurde, übernahm sogar die Pflicht, „wohl für den Kurfürsten allein und sonst für niemanden ohne spezielle Permission in Fresco, Trampo oder auf Leinwand etwas zu verfertigen.“ Wir nennen außerdem noch Theodor Gericke aus Spandau und Michael Madderstegh aus Amsterdam. Außer diesen kamen nach und nach, besonders nach der Königskrönung Friedrichs, viele fremde Maler nach Berlin, um hier ein reichliches Brot zu finden. Friedrich interessierte sich außerordentlich für die Fortschritte der Malerei; er unterstützte und ermunterte alle diejenigen Landeskinder, von denen er hoffen konnte, daß sie ein Talent für die Kunst hätten; so schickte er mehrere junge Leute auf seine Kosten nach Frankreich und Italien, damit sie sich dort unter der Leitung berühmter Künstler weiter bilden und das Gelernte nach Hause tragen könnten.

Eine Kunst, die unter der Regierung Friedrichs besonders in Berlin emporblühte, war die des Stempelschneidens. Friedrich liebte kunstvoll geprägte Denkmünzen außerordentlich. Jedes bedeutende politische Ereignis, jede gewonnene Schlacht seiner Truppen, ja selbst jede Familienbegebenheit wurde durch irgend eine Medaille verherrlicht, auf der das betreffende Ereignis sinnbildlich dargestellt und durch irgend einen Denkspruch erklärt wurde. Der geschickteste Medailleur seiner Zeit war in Berlin ein Schwede, Raimund Faltz, außer diesem verdient auch sein Schüler F. Marl genannt zu werden.

Einer nicht so großen Begünstigung wie die bildenden Künste erfreute sich in Berlin die Musik. Obgleich die Königin Sophie Charlotte eine große Musikliebhaberin war, so konnte sie doch nicht viel für ihre Lieblingskunst

thun, denn Friedrich liebte mehr Trompetengeschmetter als edlere Tonwerke. Die Hofkapelle dauerte allerdings fort, denn sie war zum Glanze des Hofes notwendig, und wir finden auch in Berlin einen besonderen Hofkunstpfeifer angestellt, dem in seiner Bestallung aufgegeben war,

„alle Tage Morgens um 10 Uhr und des Abends im Sommer um 5 Uhr, im Winter um 4 Uhr im Schlosse vom Thurm abzublasen und nicht allein zu jeder Zeit künstliche und zierliche, gute Stücke, sondern auch in Sonderheit allemal einen Psalm aus dem Lobwasser zu blasen und sich dabei allerlei Instrumente durch Abwechselung zu bedienen, damit man spüren könne, daß zwischen dem Abblasen, so zu Hofe und dem, so in der Stadt geschieht, ein Unterschied sei."

Von bedeutenden Künstlern haben wir aber nur den berühmten Händel zu nennen, der im Dienste Friedrichs war und erst nach dessen Tode Berlin verließ.

Weit trauriger als mit der Musik sah es zur Zeit Friedrichs mit der Dichtkunst aus. Zwei Hofherren, der Ober-Ceremonienmeister v. Besser und der Freiherr Friedrich v. Canitz, waren ihre Vertreter; sie mißbrauchten ihr Talent zu niedrigen Schmeicheleien für den König und die Mitglieder seiner Familie. Die Muse war ihnen eine feile Hofdienerin, wie denn überhaupt die Kunst in jenen Tagen in Berlin nicht Gemeingut des Volkes war, sondern größtenteils nur dazu diente, den Hof und die bevorrechtigten Klassen zu unterhalten.*) Die deutschen Dichter hatten damals, das dürfen wir allerdings nicht verkennen, eine schwere Aufgabe. Die deutsche Sprache war verachtet. Wer auf Bildung Anspruch machen wollte, sprach und las französisch; that dies doch selbst, wie wir bereits mitteilten, die geistreiche Königin Sophie Charlotte.

Der Druck, der damals auf der Dichtkunst lastete, wurde auch für die Entwicklung der Schauspielkunst in Berlin störend. Obgleich die Liebhaberei für das Schauspiel unter der Regierung Friedrichs in Berlin bei allen Ständen außerordentlich groß war, so konnte es doch aus Mangel an guten Stücken nicht zu einem wirklichen Volksbildungsmittel werden. Geschauspielert wurde in allen Kreisen; am Hofe mußten Aufführungen von Opern 2c. die meisten Feste verherrlichen. Im Volke kamen die Schulkomödien wieder sehr in Mode, aber diese genügten den Bedürfnissen der Berliner bei weitem nicht; die Bürger wollten für ihre Schaulust andere Befriedigung haben, und die reisenden Schauspieler-Gesellschaften fanden daher in der Residenz stets ein schaulustiges Publikum. Die Eintrittspreise waren nicht unbedeutend, sie betrugen bei dem französischen Hofschauspiel: auf dem sogenannten 1. Balkon die Person 1 Thaler, auf dem 2. Balkon 16 Groschen, auf dem 3. Balkon 12 Groschen, jeder Platz auf dem Amphitheater 12 Groschen, jeder Platz im Parterre 8 Groschen. Daß solche Preise möglich waren, giebt uns einen Beweis für das Vergnügen, welches das Schauspiel den besseren Ständen machte.

---

*) Die traurigen poetischen Machwerke jener Zeit sind meistens ganz vergessen. Im Volksmunde erhalten haben sich nur einige geistliche Lieder, vor allen anderen das schöne Lied: „Was Gott thut, das ist wohl gethan" von Samuel Rodegast, dem Rektor des Berlinischen Gymnasiums.

Schon im zweiten Jahre der Regierung Friedrichs, im Juni 1690, erhielt der Direktor einer berühmten Schauspielergesellschaft, Sebastian di Scio, die Erlaubnis, in den Residenzen und im brandenburgischen Lande Komödie zu spielen; es wurde ihm die Aufführung von Komödien, Opern, Balleten ꝛc. gestattet, nebenbei durfte er sich auch einem anderen Gelderwerbe widmen, Balsame und Quacksalberwaren verkaufen. Di Scio gab seine Vorstellungen auf einer im Rathause erbauten Bühne; sein Theater war sehr zahlreich besucht, und das Vergnügen, welches die Berliner daran fanden, war so groß, daß, als im Winter von 1691 zu 1692 di Scio nicht nach Berlin kam, und auch keine andere Schauspielergesellschaft sich freiwillig daselbst einfand, eine Abordnung des Rats und der Bürgerschaft eine kleine Truppe, die in der Lausitz gespielt hatte, feierlich einlud, nach Berlin zu kommen, und sie höchst ehrenvoll einholte. Einige wohlhabende Bürger hatten für die Gesellschaft auf ihre Kosten ein Theater bauen lassen; sie wurden aber einigermaßen enttäuscht, als die Schauspieler schon bei ihrer ersten Vorstellung vollkommen durchfielen. Es wurde die Geschichte des verlorenen Sohnes aufgeführt. Im zweiten Akt prügelte sich der Hanswurst mit einem Heiligen und zwei Teufeln auf der Scene so gründlich und riß dabei so derbe Zoten, daß der Hof, der sonst nicht gerade empfindlich gegen eine gute Zote war, doch die Darstellung anstößig genug fand, um während des Stücks aufzustehen und das Theater zu verlassen. Es wurde darauf den Komödianten angedeutet, daß sie so schnell wie möglich Berlin wieder meiden möchten.

Außer di Scio, dessen Vorstellung mehr für das eigentliche Volk als für die höheren Stände berechnet waren, erhielten auch andere Gesellschaften die Genehmigung, in Berlin zu spielen, so die Gesellschaft des berühmten sächsischen Hofkomödianten Veltheim, welche zum größten Teil aus Leipziger Studenten bestand, und die Gesellschaft des Sachsen-Weimarischen Hofkomödianten Gabriel Möller, welche teils neben di Scio, teils dann, wenn dieser nicht in Berlin war, in der Residenz spielten. Im Jahre 1706 wurde sogar ein französisches Hofschauspiel mit großen Kosten in Berlin eröffnet. Der zum Intendanten der Vergnügungen Sr. Majestät ernannte Franzose du Rocher übernahm die Errichtung jener Schauspielergesellschaft; er erhielt 2000 Thaler für die Reisekosten der Schauspieler von Tournay, wo diese damals spielten, nach Berlin und die Zusicherung eines jährlichen Beitrags von 6000 Thalern. Dafür mußte er sich verpflichten, wöchentlich zweimal für den Hof unentgeltlich zu spielen, auch den Hof auf seinen Reisen zu begleiten; außerdem durfte er an bestimmten Tagen für seine Rechnung für das bereits erwähnte Eintrittsgeld Vorstellungen geben, jedoch hatte der König nebst den Gästen, die er selbst mitbrachte, unentgeltlich Eintritt. Für die Hofvorstellungen wurde der Gesellschaft ein im Marstallgebäude über der verdeckten Reitbahn eingerichtetes Theater, auf dem auch bei Hoffesten Opern und Ballete aufgeführt wurden, eingeräumt. Das französische Hofschauspiel hatte keinen langen Bestand. Die traurige Stimmung, welche durch die Geistesstörung der Königin Sophie Luise am Hofe herrschte, veranlaßte seine Auflösung im Jahre 1711. Die Truppe erhielt 2000 Thaler Reisegeld und wurde entlassen; die von den Hofschauspielern gebrauchten Kleider wurden unter die Armen verteilt.

So beliebt das Schauspiel bei den Bürgern war, so verhaßt war es der frommen Geistlichkeit, welche ihre ganze Macht aufbot, um die Theater-

vorstellungen zu verhindern. Aber alle ihre Bemühungen gegen das Theater waren bei dem Widerstande, den sie beim Kurfürsten und später beim Könige fanden, vergeblich, und auch Predigten halfen beim Volke nichts, der Sinn für das Schauspiel bürgerte sich mehr und mehr bei den Berlinern ein.

Den Mittelpunkt für alle künstlerischen Bestrebungen in Berlin bildete unter der Regierung Friedrichs die von ihm errichtete Akademie der Künste. Die erste Veranlassung zu ihrer Einrichtung gab ein Privatverein einiger Künstler, zu dem auch Augustin Terwesten gehörte. Terwesten empfahl dem Kurfürsten diesen Privatverein und legte ihm den Gedanken ans Herz, daraus eine Akademie der Künste, wie solche in Rom und Paris bestand, zu bilden. Friedrich faßte den Plan sofort auf, und als Schlüter nach Berlin berufen war, erhielt dieser die Anweisung, in der zu begründenden Akademie von Bildhauern allen möglichen Fleiß anzuwenden, damit die Jugend in dieser Kunst so viel als möglich vervollkommnet werde. Terwesten erhielt den Befehl, in Verbindung mit Schlüter und den Malern Joseph Werner und Michael Probener einen Plan für die Akademie zu entwerfen. Am 20. März 1699 wurde die Stiftungsurkunde vollzogen und am 11. Juli die neue Akademie feierlich eingeweiht. Die Absicht bei der Gründung der Akademie ging dahin, den in den brandenburgischen Ländern sehr darnieder liegenden Künsten der Malerei, Bildhauerei und Architektur aufzuhelfen; sie sollte für die Kunst dasselbe sein, was die Universitäten für die Wissenschaften waren, nicht eine Schule, sondern eine höhere Lehranstalt. Von jedem für den Hof bestimmten Kunstwerk sollten die Skizzen der Kritik der Akademie unterworfen werden, und diese Kritik sollte selbst zur Belehrung der Schüler dienen. Auch bei allen Anschaffungen von Kunstwerken für die Sammlung des Kurfürsten sollte stets der Rat des Direktors der Akademie gehört werden. Bei der Einrichtung waren die in Rom und Paris bestehenden Akademien als Muster genommen. Die Akademie erhielt einen jährlichen Beitrag von 1000 Thalern für ihre Bedürfnisse und außerdem zu ihrer Ausstattung eine Sammlung von Gipsabgüssen nach den berühmtesten bekannten Statuen.

Eberhard v. Danckelmann trat als Protektor an die Spitze der Akademie, welche unter ihm von einem Direktor geleitet wurde. Nach dem Falle Danckelmanns, der ursprünglich dem Maler Werner die Stelle eines beständigen Direktors zugedacht hatte, wurde ein jährlicher Wechsel des Direktoriums eingeführt. Die Akademie machte von Jahr zu Jahr Preisaufgaben bekannt, sie hielt alljährlich am 1. Juli eine große Versammlung, zu denen auch Kunstliebhaber, die sich als Mitglieder aufnehmen ließen, zugezogen wurden. Für die Arbeiten und die Versammlungen der Akademie wurde das obere Stockwerk des königlichen Marstalls unter den Linden bestimmt.

Friedrich hat sich durch diese Einrichtung ein großes Verdienst um die Förderung der Kunst in Berlin erworben. Während seiner ganzen Regierung hat die Akademie höchst segensreich gewirkt, indem sie ein reges Leben unter den Berliner Künstlern hervorrief.

hatte eine vortreffliche Erziehung genossen und sich durch eifrige Studien eine außerordentlich tüchtige, wissenschaftliche Bildung verschafft. Er war erst 20 Jahre alt, als er zum Erzieher des Prinzen Friedrich ernannt wurde und als solcher sich die Liebe seines Zöglings im höchsten Maße erwarb. Später gelang es ihm zweimal, dem Kurprinzen das Leben zu retten und ihm außerdem auch die wichtigsten Dienste zu leisten. Friedrich belohnte diese, indem er, kaum zur Regierung gelangt, Danckelmann zu den höchsten Ehrenstellen im Staate beförderte. Im Jahre 1695 machte er ihn sogar zum Premierminister und Oberpräsidenten mit dem ersten Range am Hofe. In demselben Jahre noch bewirkte Friedrich, daß der Kaiser Leopold seinen geliebten Diener und dessen sechs Brüder in den Reichsfreiherrenstand erhob. Seit dieser Zeit leitete Danckelmann alle Hauptgeschäfte des Landes mit einem großen Erfolge. Er ist oft und mit einem gewissen Recht der Colbert der brandenburgischen Staaten, welche seiner vorzüglichen Finanzwirtschaft außerordentlich viel verdanken, genannt worden.

Danckelmann hatte eine sehr schwierige Stellung; dem Kurfürsten sollte er stets Geld schaffen für die großen Ausgaben seines prächtigen Hofes, er mußte das Land mit Steuern überbürden und war deshalb beim Volke verhaßt; der Hofadel aber haßte ihn, weil er ein Bürgerlicher war, und weil er unaufhörlich gegen jene gewaltigen Ausgaben eiferte, welche die übertriebene Verschwendung am Hofe des Kurfürsten verursachte. Es wurden vielfach böse Gerüchte über ihn verbreitet, er mißbrauche seine Gewalt, um sich und seiner Familie unerlaubte Vorteile zu verschaffen, und dafür sprach die Thatsache, daß er seine sechs Brüder in hohe Staatsämter eingesetzt hatte. Niemand aber konnte behaupten, daß dies mit Unrecht geschehen sei, denn die Freiherren von Danckelmann waren ohne Ausnahme tüchtige, begabte Männer. So große Talente Danckelmann auch besaß, eins fehlte ihm, die schlangenartige Klugheit, welche an dem ränkesüchtigen Hofe Friedrichs für ihn notwendig war, wenn er sich im Besitze der Macht erhalten wollte. Er schmeichelte nicht dem Kurfürsten, ja, er wagte es sogar, wie wir bei den Unterhandlungen über die Erwerbung der Königskrone gesehen haben, den Lieblingswünschen Friedrichs zu widerstreben, wenn er sie für das Wohl des Landes gefährlich hielt. Die strenge Rechtlichkeit, welche Danckelmann als Minister zeigte, und welche er niemals zu Gunsten eines Bevorzugten verletzte, sein rücksichtsloser Stolz trieben den Haß, welchen die Herren vom alten Adel gegen ihn hegten, bald so weit, daß diese alle Mittel aufboten, um den mächtigen Mann zu stürzen. Die Schmeichler des Kurfürsten verabsäumten keine Gelegenheit, sich gegen den herrschsüchtigen Minister auszusprechen und die Gunst zu untergraben, welche Friedrich noch immer für seinen früheren Lehrer an den Tag legte. Danckelmann wußte dies; er war sogar fest überzeugt, daß seine Feinde einst über ihn triumphieren würden. Er sprach dies einst offen gegen den Kurfürsten selbst aus. Als er den Bau seines Hauses in Berlin beendet hatte, gab er dem Kurfürsten und dem ganzen Hofe ein prächtiges Fest. Während in dem einen Saale getanzt wurde und die Kurfürstin an dem Tanze teilnahm, zeigte er seinem früheren Schüler sein Arbeitsgemach und die Gemälde, welche er darin aufgehängt hatte. „Diese Gemälde und alles, was Sie hier sehen, wird in kurzem Ihnen gehören!“ sagte Danckelmann, als er bemerkte, daß der Kurfürst die Bilder mit großer Aufmerksamkeit be-

trachtete. Friedrich war über diese Worte hoch erstaunt; er fragte, was sie bedeuten sollten. Danckelmann erwiderte mit einem tiefen Ernste im Tone; „Ich werde in kurzem Ihre Gnade verlieren, Sie werden mich in Verhaft nehmen lassen und sich meines Vermögens bemächtigen; aber nach 10 Jahren werden Sie meine Unschuld erkennen, mich wieder in meine Stellen einsetzen und mir alles zurückgeben, was Sie mir genommen haben werden."

Der Kurfürst war außer sich vor Staunen über diese Worte; er liebte damals seinen Günstling noch so sehr, daß er glaubte, ohne ihn nicht leben zu können. Er legte deshalb die Hand auf ein neues Testament, welches auf einem Tisch lag, und schwur seinem Freunde, daß er sicher diese Prophezeiung unwahr machen werde! Danckelmann aber ließ ihn den Schwur nicht beendigen. „Schwören Sie nicht," sagte er, „was ich gesagt habe, muß geschehen; denn es steht gar nicht in Ihrer Macht, es zu hintertreiben!"

So fest Danckelmann, wie wir aus dieser von Pöllnitz uns mitgeteilten Anekdote ersehen, davon überzeugt war, daß er einst den Nachstellungen seiner Feinde unterliegen würde, so kümmerte er sich doch um diese wenig und fuhr fort, nach seinem besten Gewissen die Staatsgeschäfte zu führen. Er hatte durch eine geschickte Verwaltung der Domänen die Einkünfte so zu vermehren gewußt, daß er einen Ueberschuß von beinahe 1 Million Thaler aus ihnen erzielte. Aber auch diese bedeutende Summe genügte nicht, um die Schulden zu bezahlen, welche mancherlei Kriege und die kostspielige Hofhaltung des Kurfürsten verursachten. Danckelmann forderte daher mit unnachsichtlicher Festigkeit, daß Friedrich sich mehr einschränke, wenn er nicht das Land zu Grunde richten wolle. Es kam hierüber oft zu ernsten Worten zwischen dem Kurfürsten und seinem Minister, und bei solchen Streitigkeiten nahm Danckelmann mitunter einen gewissen Hofmeisterton an, der an das frühere Verhältnis des Lehrers zum Kurprinzen erinnerte. Solche kleine Mißhelligkeiten wurden von den Feinden des Ministers geschickt ausgebeutet, am geschicktesten von dem Freiherrn Kolbe v. Wartenberg, einem Intriganten der gemeinsten Art, der es verstanden hatte, sich bei dem Kurfürsten in die höchste Gunst zu setzen. Kolbe machte dem Kurfürsten häufig Vorwürfe darüber, daß er sich von Dunckelmann noch hofmeistern lasse, und es gelang ihm in der That, den Unwillen Friedrichs darüber zu errregen, so daß dieser einst ausrief: „Danckelmann willaden Kurfürsten spielen, allein ich werde ihm zeigen, daß ich selbst Herr bin."

Kolbe wurde in seinen Bestrebungen, Danckelmann zu verdächtigen, unterstützt durch die meisten Herren vom alten Adel am Hofe. Diesen bot sich bald eine günstige Gelegenheit, den Minister zu verdächtigen. Der Hofmedailleur Faltz hatte eine Schaumünze geprägt, welche auf der einen Seite 7 Sterne über der Stadt Berlin zeigte, auf der anderen das Danckelmannsche Wappen; auf beiden Seiten befanden sich Umschriften, welche die 7 Brüder Danckelmann verherrlichten. Diese Medaille spielte der Graf Christoph Dohna, der Gouverneur des Kurprinzen, der hoch in der Gunst des Kurfürsten stand, diesem auf eine geschickte Weise in die Hände, weil er sehr wohl wußte, daß Friedrich sich dadurch verletzt fühlen würde, daß einfache Unterthanen mit dem Siebengestirn verglichen würden. Und so war es in der That. Der Kurfürst zürnte seinem alten Freunde und zeigte es diesem so klar, daß Danckelmann endlich erkannte, er könne sich nicht länger im Amte halten.

Er bat deshalb um seinen Abschied und erhielt ihn am 27. November 1697 auf die ehrenvollste Weise. Der Kurfürst versicherte ihm durch eine Urkunde seine höchste Zufriedenheit mit allen bisher geleisteten Diensten, ließ ihm seinen Rang und manche Ehrenstellen mit bedeutenden Einkünften und erteilte ihm eine Pension von 10,000 Thalern, damit er, wie es in der Urkunde hieß, als ehrlicher Mann leben könne, ohne sein eigenes Vermögen anzugreifen.

Ein so ehrenvoller Abschied befriedigte die Feinde Danckelmanns keineswegs, denn sie mußten fürchten, daß ihr Gegner eines Tages, wenn der Kurfürst sich seiner zufällig freundlich erinnern sollte, wieder ans Ruder kommen möchte. Kaum hatte Danckelmann Berlin verlassen, so brachten seine Gegner die schwersten Verdächtigungen gegen ihn vor; sie behaupteten, er habe wichtige Staatspapiere zurückbehalten und würde einen hochverräterischen Gebrauch davon machen. Friedrich hatte kein Gedächtnis für die treuen Dienste, die ihm geleistet worden waren, wohl aber eins für die kleinlichen Kränkungen, durch welche Danckelmann seine Eitelkeit verletzt hatte. Er gab sich ganz den Einflüsterungen seiner Umgebung hin. Am 10. Dezember 1697 ließ er den früher allmächtigen Minister durch einen Obersten der Garde verhaften, zuerst nach Spandau und von hier nach der Festung Peitz bringen. Das Vermögen Danckelmanns wurde mit Beschlag belegt, und ein Prozeß gegen ihn eingeleitet, der freilich schwer zu begründen war, weil sich nirgends ein gerechter Grund zur Anklage fand. Da man keine gerechten Anklagen gegen Danckelmann fand, so mußten ungerechte fabriziert werden. Es kam ja nur darauf an, den Unwillen des Kurfürsten gegen den gestürzten Mann zu reizen, damit dieser vollständig vernichtet würde.

So wurde denn in der Anklageschrift unter anderem angeführt, der Oberpräsident habe die Verfügung getroffen, daß fortan kein Befehl, der von dem Kurfürsten unterzeichnet, nicht aber von einem Minister gegengezeichnet sei, Kraft haben solle. Ein Verdienst, welches sich Danckelmann um den Staat erworben hatte, wurde ihm hier als ein Verbrechen angerechnet. Bisher hatten häufig die verschiedensten Minister, selbst einzelne untergeordnete Hofbeamte dem Kurfürsten Schriftstücke zur Unterzeichnung vorgelegt, in denen Gnadengeschenke für sie oder ihre Freunde bestimmt waren. Friedrich hatte seine Namensunterschrift oft gegeben, ohne den Inhalt der Schriftstücke zu prüfen. Wenn sich nun später herausstellte, daß die Gnadengeschenke ohne Vorwissen des Kurfürsten erschlichen waren, so ließ sich nicht mehr ermitteln, wer dieselben zur Unterschrift überreicht hatte. Um einem solchen Unwesen vorzubeugen, war durch Danckelmann die Gegenzeichnung der Minister und damit die Ministerverantwortlichkeit eingeführt worden. Aehnlicher Art waren auch die übrigen Anklagen gegen Danckelmann, welche, in 50 Artikeln abgefaßt, diesem zugeschickt wurden, um sich zu verantworten. Seine Verteidigung war so einfach, so klar und einleuchtend, daß eine Verurteilung unmöglich erschien. Einer solchen aber bedurften auch seine Feinde nicht, der Wille des Kurfürsten stand ja über dem Gesetz, und es kam ihnen nur darauf an, diesen Willen zur Vernichtung ihres Gegners für sich zu gewinnen.

Friedrich, der schon ganz in den Fesseln Kolbes lag, gab sich dazu her, eine Willkürmaßregel zu begehen, welche seinem Namen in der Geschichte zur Unehre gereicht. Danckelmann blieb in der Festung Peitz; es wurde ihm auf den Bericht des Oberprokurators nur gestattet, zu seiner Erholung die

Festung auf eine halbe Stunde im Umkreise zu verlassen, um frische Luft zu schöpfen. Zehn Jahre mußte Danckelmann in dieser Verbannung leben, dann wurde ihm im Jahre 1707 die Stadt Kottbus zum Wohnsitz angewiesen, jedoch unter der Bedingung, daß er immer 2 Meilen von Berlin entfernt bleibe. Um die gegen den verdienten Minister verübte Ungerechtigkeit und Willkür noch durch einen Akt der Habsucht zu krönen, wurden seine sämtlichen Güter und sein ganzes Vermögen ohne weiteren Prozeß konfisziert und ihm nur jährlich 2000 Thaler gewährt.

Danckelmann benahm sich in seiner Gefangenschaft mit der höchsten Würde. Als ihm einst mitgeteilt wurde, der König wolle ihm einen Teil seiner Güter zurückgeben, wenn er sich bereit zeigte, auf den übrigen Teil freiwillig zu verzichten, antwortete er, er werde dies gern thun, wenn der König öffentlich seine Unschuld anerkenne, sonst niemals! — Zu einer solchen Genugthuung entschloß sich Friedrich nicht.

Erst unter dem folgenden Könige erhielt Danckelmann seine Freiheit wieder, seine Güter aber nicht; diese blieben ihm und seiner Familie für immer vorenthalten. So wurde Danckelmanns Prophezeiung zur Wahrheit, so weit sie seinen Sturz betraf, nicht aber hinsichtlich seiner Wiedereinsetzung in die ihm geraubten Aemter und Güter.

Drittes Kapitel.

Ein Fürst, dessen Lebenselement Glanz und Pracht waren, mußte bestrebt sein, seine Residenz zu einem würdigen Sitze des Hofes zu machen. Berlin verdankt daher dem Könige Friedrich zum großen Teil sein schnelles Wachstum und sein Emporblühen zu einer Stadt, welche ebensowohl durch regelmäßige Straßen als durch prächtige Gebäude geschmückt ist. Schon im ersten Jahre seiner Regierung beschloß Friedrich die Anlegung eines neuen Stadtteils, der Friedrichsstadt. Bisher hatte die linke Reihe der Häuser unter den Linden diesen Namen geführt; im August 1688 aber ernannte der Kurfürst eine Kommission, welche aus dem Obermarschall v. Grumbkow, dem Geheimen Rat v. Danckelmann und den Baumeistern Smid und Nehring bestand, mit dem Auftrage, in Unterhandlungen mit den Bürgern zu treten, um diesen die Aecker und Wiesen abzukaufen, auf denen er eine neue Stadt links von den Linden erbauen wollte. Einen Teil des Grund und Bodens, auf den die Stadt kommen sollte, besaß der Kurfürst selbst in einem Vorwerk und Garten, der sich von der heutigen Kronenstraße bis zur Jägerstraße erstreckte, und auf dem daher sofort mit dem Bau begonnen werden konnte.

Es zog sich damals die Straße nach Potsdam mit einer schönen Lindenallee etwas oberhalb der jetzigen Leipzigerstraße entlang; rechts von dieser Lindenallee erhob sich schnell die neue Stadt, links dagegen hatte der Anbau mit bedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen, weil die Eigentümer vielfach Weitläufigkeiten mit dem Verkaufe ihrer Ländereien machten. Erst als durch eine Verordnung vom 24. September 1691 den neuen Anbauern die soge-

nannte Baufreiheit zugestanden wurde, infolge deren jeder, der ein Brauhaus auf der Friedrichsstadt baute, für jede angewendete 100 Thaler 15 Prozent aus den Accisen und ebensoviel aus der Bierziese zurückbekam, und jeder, der ein anderes Haus baute, 15 Prozent aus der Accisekasse erhielt, wurden viele Bürger zu Hausbauten in der neuen Stadt veranlaßt. Ein Hauptverdienst um den Bau der Friedrichsstadt erwarb sich der Baumeister Nehring, der die Risse für sämtliche zu erbauenden Häuser gemacht hat; es war sogar der Befehl erlassen worden, daß nur nach den Rissen Nehrings oder wenigstens nach den von ihm gebilligten Plänen gebaut werden dürfe. Als Nehring im Jahre 1695 starb, zählte die Friedrichsstadt schon etwa 300 Häuser. Nach seinem Tode wurde die Aufsicht über den Bau der neuen Stadt dem Baudirektor Johann Heinrich Behr erteilt, der fortan die Risse der Häuser zu prüfen hatte. Durch Behr wurden die Leipziger- und Jerusalemerstraße angelegt. Im Jahre 1706 erhielten die Straßen der neuen Stadt ihre Namen, und damals gab es schon 23 stark bebaute Straßen darin. Der König gab der Friedrichstraße seinen eigenen Namen, die Charlottenstraße nannte er nach der verstorbenen Königin, die Markgrafenstraße nach seinen Brüdern. die Behrenstraße nicht, wie vielfach geglaubt wird, nach den Bären, die bei den Tierhetzen gebraucht wurden, sondern nach dem Baudirektor Behr. Der Wall, welcher bis dahin die Friedrichsstadt von der Dorotheenstadt geschieden hatte, wurde im Jahre 1712 abgetragen, und der dadurch gewonnene Grund und Boden den Eigentümern der Häuser an der linken Seite der Linden übergeben.

So war durch die Friedrichsstadt ein neuer, prächtiger Stadtteil entstanden, der unmittelbar an die Dorotheenstadt grenzte. In dieser aber wollte der Anbau nicht so gut gelingen, wie in der Friedrichsstadt selbst. Eine Menge schlechten Gesindels hatte sich dort nach und nach angesiedelt und schreckte die besseren Klassen vom Anbau zurück. Im April 1698 befahl Friedrich, die leeren Plätze auf der Dorotheenstadt zu bebauen; infolge dieses Befehls mehrte sich zwar die Zahl der Häuser, aber nicht die Zahl der anständigen Bewohner. Die Zahl der schlechten Häuser vermehrte sich sogar noch in der Folge.

Die Linden bildeten sich erst nach und nach zu dem beliebten Spaziergange der Berliner aus. Zwischen den Lindenreihen befanden sich Balustraden und innerhalb derselben ein Rasengang. Die Bäume hatten zu ihrem Gedeihen mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen; sie erfroren im Winter 1705 sämtlich, und außerdem richteten die Schweine an denselben arge Verwüstungen an, so daß ein Befehl an den Richter der Dorotheenstadt ergehen mußte, er möge dahin sehen, daß der mittelste Gang der Lindenallee gehörig verwahrt und gegen Verunreinigung durch die auf den Straßen umherlaufenden Schweine gesichert würde! Aus dem eigentlichen Berlin waren die Schweine schon verbannt, in den Straßen der Dorotheenstadt aber fanden sie noch immer eine Zufluchtsstätte. Auch zur Fortschaffung der mitten auf den Straßen stehenden Brunnen mußte ein eigener königlicher Befehl ergehen und ebenso zur Fortschaffung der so gefährlichen Stroh- und Schindeldächer in sämtlichen Residenzstädten.

Der Friedrichswerder hatte sich schneller als die Dorotheenstadt gehoben; ihn zierte das prächtige, im Jahre 1706 vollendete Zeughaus, außer-

dem war auch der Münzkanal angelegt worden, und der Platz an der neuen Kirche seit dem Jahre 1705 mit schönen Häusern umgeben.

In Cöln wurde die Fischerbrücke und die Gegend an derselben tüchtig angebaut, und am 27. Mai 1710 konnte vom König selbst der Grundstein des neuen Cölnischen Rathauses, welches zum gemeinschaftlichen Rathause der ganzen Residenz bestimmt wurde, später aber eine andere Bestimmung erhielt, gelegt werden.

Das eigentliche Berlin wurde durch die Erhöhung der Burgstraße im Jahre 1698 und durch die Schälung der Spree im Jahre 1706 wesentlich verbessert. Ebenso wurde die Stadt nach der anderen Seite, nach der Spandauer Vorstadt, welche der König nach seiner dritten Gemahlin Sophie Luise die Sophienstadt nannte, und ebenso auch nach der Stralauer Vorstadt hin bedeutend erweitert. Durch alle diese Vergrößerungen gewann Berlin unter der Regierung Friedrichs mit jedem Jahre mehr und mehr ein großstädtisches Aeußere; dazu trugen aber wesentlich auch manche schöne, öffentliche Gebäude bei, welche ebenfalls ihre Entstehung oder ihren Ausbau dem Könige verdankten.

Wir nennen hier zuerst das königliche Schloß. Friedrich war das Schloß seiner Ahnen bei weitem zu enge; er beschloß, es umbauen zu lassen, und übertrug diese Arbeit dem berühmten Schlüter, dem größten Baumeister seines Zeitalters. Es war für Schlüter keine kleine Arbeit, aus den in den verschiedensten Zeitepochen entstandenen Gebäuden, die ohne Ordnung und Symmetrie ineinander gebaut waren, ein zusammenhängendes Ganze, einen Palast von edler Anlage zu schaffen. Schlüters Genialität überwand alle Schwierigkeiten. Er entwarf den Plan zu einem prächtigen Schloß mit großen, reich geschmückten Höfen in der Mitte, und der Plan fand die Billigung des Kurfürsten. Im Jahre 1699 wurde der Anfang des Baues mit der Seite nach dem Lustgarten zu gemacht, und zwar wurde diese gewählt, weil neben den Wohnzimmern Friedrichs gleich die Paradezimmer fertig werden sollten, um welche es dem Kurfürsten vor allem zu thun war. Die Seite nach dem Lustgarten mußte fast gänzlich niedergerissen und neu aufgebaut werden. Schlüter ging mit Kraft ans Werk. Schon im Jahre 1701 war der Rittersaal so weit fertig, daß man beginnen konnte, die Decken zu malen; das schöne Portal mit den herrlichen Treppen konnte gebaut werden, dann folgte die Seite nach dem Schloßplatze, bei der die Hauptmauern stehen bleiben konnten und nur erhöht und verziert werden mußten. Im Jahre 1702 war auch diese Anlage fast vollendet. Der geniale Baumeister hatte sich die höchste Zufriedenheit des Königs erworben, der, als er nach der Krönung im Mai 1701 nach Berlin kam, nur zu tadeln hatte, daß seine Paradezimmer noch nicht groß genug waren. Er wollte diese in einer fortlaufenden Linie haben, was bei dem ursprünglichen Plane nicht möglich gewesen war, und so wurde denn Schlüter gezwungen, den Bauplan gänzlich umzuändern. Der Lustgartenflügel mußte beträchtlich verlängert werden, um die Festsäle den Ansprüchen des Königs genügend herzustellen. Zu diesem Zwecke mußten die an jener Stelle befindlichen, alten Stallgebäude beseitigt und außerdem ein Turm, der sogenannte Münzturm, der an der Lustgartenecke des Schlosses stand, in den Bauplan mit aufgenommen werden. Der Münzturm hatte ursprünglich die Wasserhebungsmaschine für die Springbrunnenanlage im Lustgarten enthalten, seit dem Jahre 1680 war er aber zum Prägeraum für

die kurfürstliche Münze benutzt worden. Dieser Münzturm sollte nach dem neuen Plane eine besondere Zierde des Schlosses werden, seine unteren Stockwerke sollten die Wasserkunst enthalten, die oberen aber für ein Glockenspiel mit Uhreinrichtung bestimmt werden, welches Friedrich in Holland für 20000 Gulden angekauft hatte. Der Turm mußte zu diesem Zweck bedeutend erhöht werden. Der neue Plan Schlüters fand den Beifall des Königs und wurde im Frühjahr 1702 sofort in Angriff genommen. Gleich beim Anfang des Baues zeigte sich, daß der Turm eine Erhöhung nicht wohl werde ertragen können, wenn er in seinen unteren Teilen nicht bedeutend verstärkt würde; Schlüter ließ ihn deshalb von allen Seiten mit 8 Fuß dicken Mauern ummanteln. Trotzdem aber zeigten sich schon im Frühjahr 1703 kleine Risse in dem Turme, und alle Mittel, welche Schlüter in Anwendung brachte, neue Ummantelungen, gewaltige Steinpfeiler, mächtige eiserne Anker, die die Mauern zusammenhalten sollten, genügten nicht, um dem Baue eine größere Festigkeit zu geben. Der Turm war inzwischen mächtig in die Höhe gewachsen, je mehr er aber wuchs, je drohender zeigten sich, trotz der kostbaren Unterstützungsmittel, die Risse darin, und endlich wurden sie so bedeutend, daß sich sogar die Gefahr, der Turm werde einstürzen, den Augen der meisten Bauverständigen klar darstellte. Es ist schwer zu beurteilen, ob Schlüter, durch seine übermäßigen Geschäfte in Anspruch genommen, dem Turmbau nicht die nötige Aufmerksamkeit zugewendet, oder ob er ein zu großes Vertrauen in seine Hülfsmittel gesetzt hatte, jedenfalls beging er den Fehler, die drohende Gefahr so lange zu verhehlen, bis es zu spät war und sie von anderen, übelwollenden Bauverständigen dem Könige gemeldet wurde.

Schlüter hatte viele Feinde und Nebenbuhler; gerade unter den Berufsgenossen waren sie ihm durch seinen sich immer mehr und mehr ausbreitenden Ruhm, der natürlich Neider fand, erwachsen. Der gefährlichste Gegner Schlüters war der Freiherr Eosander von Göthe, ein Schwede von Geburt, der in brandenburgische Dienste getreten war und bei dem Könige und der Königin Sophie Charlotte in großer Gunst stand. Schon längst hatten die Feinde Schlüters den Ruhm des großen Meisters durch allerhand gehässige Intriguen zu verkleinern gesucht; jetzt, wo der Künstler sich wirklich ein bedeutendes Versehen hatte zu Schulden kommen lassen, wurde es ihnen leicht, dieses auszubeuten. Der Turm, dessen Risse mit jedem Tage gefährlicher wurden, dessen Einsturz so drohend erschien, daß die Bewohner der Häuser an der Schloßfreiheit Sorge für ihr Leben trugen, mußte abgebrochen werden, nachdem er ungeheure Kosten verursacht hatte. Schlüter verlor das Vertrauen des Königs, und dieser ernannte Eosander, den Feind des genannten Künstlers, an seiner Stelle zum Schloßbaudirektor. Eosander triumphierte; er war gemein genug, den gefallenen Nebenbuhler noch mit Schmutz zu bewerfen, indem er ihn öffentlich in einem viel gelesenen Zeitbuch, dem „Theatrum Europaeum“, aus dem feigen Hinterhalt der Anonymität beschimpfte. Er nannte ihn einen unwissenden Bildhauer, der in der Baukunst ganz unerfahren sei, zwar einen Riß machen könne, aber nicht verstehe, was in der Ausführung möglich sei; er sprach sich höhnisch darüber aus, daß Schlüter es gewagt habe, auf einem schlechten Baugrunde eine so gewaltige Last wie den Turm erbauen zu wollen. — Eosander übernahm nach Schlüter den Schloßbau; er änderte sofort den gesamten Plan. Es

kam zwar dadurch das ganze Schloß aus der Symmetrie, Friedrich aber ließ sich dies gern gefallen, weil Eosander ihm seine Paradezimmer länger machen wollte. Von Eosander rührt der fernere Bau des Schlosses bis zum Tode Friedrichs, namentlich die Seite nach der Schloßfreiheit, her.

In Verbindung mit dem Schloßbau stand auch der der Stechbahn, jener Häuserreihe, welche sich von der Brüderstraße bis an die Werderschen Mühlen erstreckte. Der König hatte ursprünglich die Absicht gehabt, an der Stelle, wo jetzt das rote Schloß steht, der Langen Brücke gerade gegenüber, eine steinerne Brücke nach dem Werder herüber zu ziehen; aus dem Plane wurde indessen nichts, und im Jahre 1702 wurde statt dessen die Stechbahn mit ihren Kaufmannsläden und Bogenlauben gebaut. Der Platz vor der Stechbahn, unter welchem sich deren Keller befanden, wurde mit hölzernen Pfählen umgeben, damit nicht darauf gefahren werden könne. Innerhalb dieser Umzäunung versammelten sich alle Mittage die Kaufleute, und dies gab Veranlassung zur Begründung der Börse.

Ein anderes Bauwerk, welches Berlin dem Könige Friedrich verdankt, ist das schöne Zeughaus. Friedrich legte am 28. Mai 1695 feierlich den Grundstein; der Bau wurde unter der Leitung der Baumeister Nehring, Schlüter, Bodt und Grüneberg vollendet. Schlüters Meisterhand verdanken wir besonders die an den Fenstern nach der Straße befindlichen Helme und im Hofe die Larven der sterbenden Krieger.



Elisabeth Gertrud Mara-Schmehling,
berühmte deutsche Sängerin;
geboren 23. Feb. 1749 in Kassel,
gestorben 20. Jan. 1833 in Reval.
An der Berliner Oper von 1768 bis 1779.

Am 15. August desselben Jahres (1695), in welchem der Zeughausbau begonnen wurde, wurde auch der erste Stein zum Bau der reformierten Parochialkirche in der Klosterstraße gelegt. Der Bau der Kirche wurde im Jahre 1703, der des Turmes im Jahre 1713 vollendet.

Fast jedes Jahr der Regierung Friedrichs trägt die Erinnerung an irgend ein begonnenes oder vollendetes großes Bauwerk. Es würde uns zu weit führen, wollten wir auf alle diese Bauten näher eingehen. Wir erwähnen daher hier nur noch die Jerusalemer Kirche, die Garnisonkirche, die Französische und die Neue Kirche; die erstere war schon im Jahre 1689 aus der bestehenden kleinen Jerusalemskapelle erweitert, ihr völliger Umbau erfolgte erst unter Friedrich Wilhelm I.; der Grund zu den drei letzteren Kirchen wurde im Jahre 1701, der Grund zur Sophienkirche im Jahre 1712 gelegt. Eins der schönsten Bauwerke aus der Zeit Friedrichs ist die Lange Brücke mit dem herrlichen Denkmal des Großen Kurfürsten. Bisher war die Lange

Brücke eine elende Holzbrücke gewesen; im Jahre 1690 wurde sie unter Leitung des Baumeisters Nehring mit Pirnaschen Quadersteinen zu erbauen begonnen. Der Plan wurde, als Schlüter hinzutrat, geändert, und in den Jahren von 1692—1695 das herrliche Werk vollendet. Im Jahre 1703 am Geburtstage des Königs wurde das Denkmal des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke feierlich enthüllt. Das Monument ist ein Werk Schlüters. Er selbst hat die Figur des Kurfürsten nebst dem Pferde modelliert; zu den 4 Sklaven hat er nur die kleinen Modelle geliefert, die Figuren selbst aber unter seiner Aufsicht von Baker, Brückner, Henzi und Nahl anfertigen lassen; der Guß ist von Jacobi. An das Denkmal knüpft sich eine Volkssage. Das Volk erzählt sich, der große Meister habe einst vor seinem eigenen Werk gestanden und es nicht nur mit gerechtem Stolz, sondern mit Selbstüberhebung betrachtet. „Das ist das größte Kunstwerk, welches ich je geschaffen, und welches überhaupt jemals geschaffen wurde!" rief er aus. „Kein Neider und kein Zweifler soll wagen, mir auch nur den kleinsten Fehler daran zu zeigen!" Neben dem Meister stand einer seiner Schüler, ein unbedeutender, scheelsüchtiger junger Mann, der längst den Ruhm Schlüters beneidet hatte. Er lächelte höhnisch, als der Künstler das stolze Wort aussprach, dann trat er hin zu dem Meisterwerke und sagte: „Wahrlich, kein König kann jemals auf solchem Pferde reiten; seht nur den rechten Vorderhuf an, dem fehlt ja das Eisen!" Und so war es in der That. Schlüter, so erzählt die Sage, sei über den gerechten Vorwurf so erschrocken, durch den kleinen Fehler an seinem Werke so tief gedemütigt worden, daß er, wahnsinnig vor Schmerz, in der Verzweiflung sich von der Langen Brücke in die Spree gestürzt und unter seinem Werke den Tod gefunden habe. Wahr an der Sage ist nur, daß wirklich dem rechten Vorderhufe des Pferdes das Eisen fehlt. Schlüter hat seinen Tod nicht in der Spree gefunden. Er verfiel, nachdem ihm der Schloßbau abgenommen worden war, in eine Schwermut, welche für sein ferneres, künstlerisches Schaffen nachteilig wirkte. Seine späteren Werke tragen nicht mehr den Charakter großartiger Genialität, der die früheren auszeichnete. Nach dem Tode des Königs Friedrich verließ Schlüter Berlin, um einem Rufe Peters des Großen nach Petersburg zu folgen. Im Jahre 1714 starb er zu Narwa an der Pest.

Die vielen prächtigen Bauten Friedrichs, die Begründung ganzer Stadtteile veränderte während seiner Regierungszeit den Charakter Berlins vollkommen. Die Stadt gewann jetzt mehr und mehr das Ansehen einer Residenz.

Wir dürfen hier auch die in der Nähe Berlins gelegenen königlichen Lustschlösser nicht unerwähnt lassen; die Schlösser von Charlottenburg, Friedrichsfelde, Schönhausen, Köpnick und andere gaben wie das in Berlin ein vollgültiges Zeugnis von der Verschwendung Friedrichs. Bei allen diesen Schlössern wurden auch schöne Parkanlagen gemacht, und die Spazierfahrten dahin wurden bald ein beliebtes Vergnügen der wohlhabenden Bürger Berlins, besonders war Charlottenburg häufig der Zielpunkt für Landpartien der Berliner. Diese fuhren dahin entweder auf offenen Kähnen oder auf den nach holländischem Muster von Friedrich eingeführten Treckschuyten zu Wasser; auch machten sie wohl noch lieber den anmutigen Spaziergang durch den Tiergarten.

Der Tiergarten hatte noch immer seinen Plankenzaun und die Gitterthore, auch war noch Wild darin; aber doch hatte er seine frühere

Bestimmung eines eigentlichen Jagdreviers schon verloren und verwandelte sich mehr und mehr in einen schönen, mit Parkanlagen versehenen Wald, der hauptsächlich zu Spaziergängen und Spazierfahrten bestimmt war. Friedrich war bemüht, für seine eigenen Spazierfahrten und die seines Hofes den Wald durch Anlegung von prächtigen Alleen bequem zu machen. Einen großen Teil der noch heute bestehenden Tiergartenalleen verdanken wir ihm, so die Entstehung des Großen Sterns, den Platz an den Zelten, die von diesem auslaufenden sieben Alleen, die Große Querallee, die damals die Jungfrauenallee genannt wurde; ebenso auch die erste Anlage von Bellevue, indem nämlich der König etwa im Jahre 1710 den französischen Refugiés einen Platz im Tiergarten übergab, um ihn mit Maulbeerbäumen behufs der Seidenzucht zu bepflanzen. Je belebter der Tiergarten wurde, je mehr begann man auch seine Umgebung nach und nach zu bebauen und zu verbessern; schöne Landhäuser entstanden in der Nachbarschaft und auch in Charlottenburg, wohin eine Allee von Berlin aus führte. Der Weg war schon damals zu beiden Seiten mit Laternen besetzt, die freilich nur dann brannten, wenn der König in Charlottenburg anwesend war.

Die prächtigen Bauten, mit denen König Friedrich seine Residenz verschönerte, zogen eine bedeutende Anzahl von Künstlern nach Berlin. Baumeister, Bildhauer, Maler wurden in gleichem Maße bei denselben beschäftigt. Schon unter der Regierung des großen Kurfürsten hatten sich viele ausgezeichnete Baumeister, wie Memhardt, Smid, Nehring, Berlin zum Wohnsitz ausersehen. Smid und Nehring leiteten, wie wir bereits erzählt haben, in den ersten Jahren Friedrichs III. viele wichtige Bauten. Unter den übrigen Baukünstlern, die unter Friedrichs Regierung nach Berlin kamen, ist unstreitig Andreas Schlüter bei weitem der bedeutendste; er trat im Jahre 1694 mit einem Jahrgehalt von 1200 Thalern in den Dienst des Kurfürsten und begann seine Thätigkeit mit bedeutenden bildhauerischen Verzierungen im Schlosse zu Potsdam, demnächst führte er im Jahre 1696 den Bau des Hauptgebäudes des Schlosses in Charlottenburg aus und erwarb sich hierdurch den Titel eines Architekten, der, als ihm Friedrch den neuen Aufbau des Schlosses in Berlin übertrug, in den eines Schloßbaudirektors umgewandelt wurde. Die unglückliche Wendung, welche Schlüters Schicksal infolge des mit dem Einsturz drohenden Münzturms nahm, haben wir bereits erzählt. Schlüter hat beim Bau des Münzturms sich sicher schwere Irrtümer zu Schulden kommen lassen, aber diese werden reichlich aufgewogen durch die großen Verdienste, welche er sich um die Baukunst überhaupt und insbesondere um ihre Entwickelung in Berlin erworben hat. Von allen Künstlern, welche in dieser Zeit in Berlin wirkten, hat keiner so sehr auf die Veredlung des Geschmacks hingewirkt wie gerade Schlüter; sein edler, einfacher Stil dient ja noch heute als unübertroffenes Muster, und es ist schwer zu beklagen, daß manche seiner Pläne nicht zur Ausführung gekommen sind, weil er zu früh vom Schauplatz seiner Thätigkeit verdrängt worden ist.

Sein Nebenbuhler, Eosander v. Göthe, war von einer weit geringeren Bedeutung als Schlüter; obwohl ihm Tüchtigkeit als Baumeister nicht abzusprechen war, so besaß er doch in keiner Weise das schöpferische Genie Schlüters, dagegen aber in weit höherem Maße das Talent, sich am Hofe beliebt zu machen. Auch die sonst so kunstverständige Königin Sophie Char-

lotte ließ sich durch das einnehmende Wesen des Hofmanns blenden; sie liebte Schlüter als Baumeister nicht und übertrug daher Eosander v. Göthe gern den weiteren Ausbau ihres Schlosses in Lietzenburg. Eosander erhielt sich bis zum Tode Friedrichs in dessen Gunst. Er führte vielfache Bauten aus, unter anderen das Lustschloß in Schönhausen und das Schloß Monbijou.

Von den Bildhauern, welche unter der Regierung Friedrichs sich in Berlin aufhielten, ist ebenfalls Schlüter unzweifelhaft der bedeutendste. Hätte er nichts geschaffen als jene herrliche Bildsäule des großen Kurfürsten, so würde auch diese genügen, um ihm einen unvergänglichen Namen zu erwerben. Die übrigen Bildhauer, welche damals in Berlin lebten, waren von geringer Bedeutung. Wir wollen hier nur noch Bartholomäus Damart, einen Franzosen, und Karl King, einen Engländer, nennen, welche als Hofbildhauer in den Dienst des Königs traten; ebenso Balthasar Permoser, dem wir einige Statuen verdanken, während seine übrigen Kunstgenossen sich meistens darauf beschränkten, die Gebäude durch Ornamente zu verzieren.

Auch die Malerei erfreute sich unter der Regierung Friedrichs einer großen Aufmunterung. Eine Reihe tüchtiger Künstler, meistens Niederländer und Franzosen, kamen nach Berlin und erhielten nach den Verhältnissen der Zeit hohe Gehälter. So der niederländische Maler Cornelius Abraham Vega, der aus dem Haag mit 500 Thalern Gehalt berufen wurde; ein gleiches Gehalt erhielt auch der Hofmaler Gideon Romandon; ein Miniatur- und Porträtmaler Huaut erhielt 700 Thaler, mußte aber die Verpflichtung eingehen, jährlich zwei Porträts unentgeltlich und die übrigen für einen sehr geringen Preis zu liefern. Der Geschichtsmaler Terwesten, der mit einem Gehalt von 1000 und später mit 1200 Thalern angestellt wurde, übernahm sogar die Pflicht, „wohl für den Kurfürsten allein und sonst für niemanden ohne spezielle Permission in Fresco, Trampo oder auf Leinwand etwas zu verfertigen.“ Wir nennen außerdem noch Theodor Gericke aus Spandau und Michael Madderstegh aus Amsterdam. Außer diesen kamen nach und nach, besonders nach der Königskrönung Friedrichs, viele fremde Maler nach Berlin, um hier ein reichliches Brot zu finden. Friedrich interessierte sich außerordentlich für die Fortschritte der Malerei; er unterstützte und ermunterte alle diejenigen Landeskinder, von denen er hoffen konnte, daß sie ein Talent für die Kunst hätten; so schickte er mehrere junge Leute auf seine Kosten nach Frankreich und Italien, damit sie sich dort unter der Leitung berühmter Künstler weiter bilden und das Gelernte nach Hause tragen könnten.

Eine Kunst, die unter der Regierung Friedrichs besonders in Berlin emporblühte, war die des Stempelschneidens. Friedrich liebte kunstvoll geprägte Denkmünzen außerordentlich. Jedes bedeutende politische Ereignis, jede gewonnene Schlacht seiner Truppen, ja selbst jede Familienbegebenheit wurde durch irgend eine Medaille verherrlicht, auf der das betreffende Ereignis sinnbildlich dargestellt und durch irgend einen Denkspruch erklärt wurde. Der geschickteste Medailleur seiner Zeit war in Berlin ein Schwede, Raimund Faltz, außer diesem verdient auch sein Schüler F. Marl genannt zu werden.

Einer nicht so großen Begünstigung wie die bildenden Künste erfreute sich in Berlin die Musik. Obgleich die Königin Sophie Charlotte eine große Musikliebhaberin war, so konnte sie doch nicht viel für ihre Lieblingskunst

thun, denn Friedrich liebte mehr Trompetengeschmetter als edlere Tonwerke. Die Hofkapelle dauerte allerdings fort, denn sie war zum Glanze des Hofes notwendig, und wir finden auch in Berlin einen besonderen Hofkunstpfeifer angestellt, dem in seiner Bestallung aufgegeben war,

„alle Tage Morgens um 10 Uhr und des Abends im Sommer um 5 Uhr, im Winter um 4 Uhr im Schlosse vom Thurm abzublasen und nicht allein zu jeder Zeit künstliche und zierliche, gute Stücke, sondern auch in Sonderheit allemal einen Psalm aus dem Lobwasser zu blasen und sich dabei allerlei Instrumente durch Abwechselung zu bedienen, damit man spüren könne, daß zwischen dem Abblasen, so zu Hofe und dem, so in der Stadt geschieht, ein Unterschied sei.“

Von bedeutenden Künstlern haben wir aber nur den berühmten Händel zu nennen, der im Dienste Friedrichs war und erst nach dessen Tode Berlin verließ.

Weit trauriger als mit der Musik sah es zur Zeit Friedrichs mit der Dichtkunst aus. Zwei Hofherren, der Ober-Ceremonienmeister v. Besser und der Freiherr Friedrich v. Canitz, waren ihre Vertreter; sie mißbrauchten ihr Talent zu niedrigen Schmeicheleien für den König und die Mitglieder seiner Familie. Die Muse war ihnen eine feile Hofdienerin, wie denn überhaupt die Kunst in jenen Tagen in Berlin nicht Gemeingut des Volkes war, sondern größtenteils nur dazu diente, den Hof und die bevorrechtigten Klassen zu unterhalten.*) Die deutschen Dichter hatten damals, das dürfen wir allerdings nicht verkennen, eine schwere Aufgabe. Die deutsche Sprache war verachtet. Wer auf Bildung Anspruch machen wollte, sprach und las französisch; that dies doch selbst, wie wir bereits mitteilten, die geistreiche Königin Sophie Charlotte.

Der Druck, der damals auf der Dichtkunst lastete, wurde auch für die Entwicklung der Schauspielkunst in Berlin störend. Obgleich die Liebhaberei für das Schauspiel unter der Regierung Friedrichs in Berlin bei allen Ständen außerordentlich groß war, so konnte es doch aus Mangel an guten Stücken nicht zu einem wirklichen Volksbildungsmittel werden. Geschauspielert wurde in allen Kreisen; am Hofe mußten Aufführungen von Opern 2c. die meisten Feste verherrlichen. Im Volke kamen die Schulkomödien wieder sehr in Mode, aber diese genügten den Bedürfnissen der Berliner bei weitem nicht; die Bürger wollten für ihre Schaulust andere Befriedigung haben, und die reisenden Schauspieler-Gesellschaften fanden daher in der Residenz stets ein schaulustiges Publikum. Die Eintrittspreise waren nicht unbedeutend, sie betrugen bei dem französischen Hofschauspiel: auf dem sogenannten 1. Balkon die Person 1 Thaler, auf dem 2. Balkon 16 Groschen, auf dem 3. Balkon 12 Groschen, jeder Platz auf dem Amphitheater 12 Groschen, jeder Platz im Parterre 8 Groschen. Daß solche Preise möglich waren, giebt uns einen Beweis für das Vergnügen, welches das Schauspiel den besseren Ständen machte.

*) Die traurigen poetischen Machwerke jener Zeit sind meistens ganz vergessen. Im Volksmunde erhalten haben sich nur einige geistliche Lieder, vor allen anderen das schöne Lied: „Was Gott thut, das ist wohl gethan“ von Samuel Rodegast, dem Rektor des Berlinischen Gymnasiums.

Schon im zweiten Jahre der Regierung Friedrichs, im Juni 1690, erhielt der Direktor einer berühmten Schauspielergesellschaft, Sebastian di Scio, die Erlaubnis, in den Residenzen und im brandenburgischen Lande Komödie zu spielen; es wurde ihm die Aufführung von Komödien, 'Opern, Balleten rc. gestattet, nebenbei durfte er sich auch einem anderen Gelderwerbe widmen, Balsame und Quacksalberwaren verkaufen. Di Scio gab seine Vorstellungen auf einer im Rathause erbauten Bühne; sein Theater war sehr zahlreich besucht, und das Vergnügen, welches die Berliner daran fanden, war so groß, daß, als im Winter von 1691 zu 1692 di Scio nicht nach Berlin kam, und auch keine andere Schauspielergesellschaft sich freiwillig daselbst einfand, eine Abordnung des Rats und der Bürgerschaft eine kleine Truppe, die in der Lausitz gespielt hatte, feierlich einlud, nach Berlin zu kommen, und sie höchst ehrenvoll einholte. Einige wohlhabende Bürger hatten für die Gesellschaft auf ihre Kosten ein Theater bauen lassen; sie wurden aber einigermaßen enttäuscht, als die Schauspieler schon bei ihrer ersten Vorstellung vollkommen durchfielen. Es wurde die Geschichte des verlorenen Sohnes aufgeführt. Im zweiten Akt prügelte sich der Hanswurst mit einem Heiligen und zwei Teufeln auf der Scene so gründlich und riß dabei so derbe Zoten, daß der Hof, der sonst nicht gerade empfindlich gegen eine gute Zote war, doch die Darstellung anstößig genug fand, um während des Stücks aufzustehen und das Theater zu verlassen. Es wurde darauf den Komödianten angedeutet, daß sie so schnell wie möglich Berlin wieder meiden möchten.

Außer di Scio, dessen Vorstellung mehr für das eigentliche Volk als für die höheren Stände berechnet waren, erhielten auch andere Gesellschaften die Genehmigung, in Berlin zu spielen, so die Gesellschaft des berühmten sächsischen Hofkomödianten Veltheim, welche zum größten Teil aus Leipziger Studenten bestand, und die Gesellschaft des Sachsen-Weimarischen Hofkomödianten Gabriel Möller, welche teils neben di Scio, teils dann, wenn dieser nicht in Berlin war, in der Residenz spielten. Im Jahre 1706 wurde sogar ein französisches Hofschauspiel mit großen Kosten in Berlin eröffnet. Der zum Intendanten der Vergnügungen Sr. Majestät ernannte Franzose du Rocher übernahm die Errichtung jener Schauspielergesellschaft; er erhielt 2000 Thaler für die Reisekosten der Schauspieler von Tournay, wo diese damals spielten, nach Berlin und die Zusicherung eines jährlichen Beitrags von 6000 Thalern. Dafür mußte er sich verpflichten, wöchentlich zweimal für den Hof unentgeltlich zu spielen, auch den Hof auf seinen Reisen zu begleiten; außerdem durfte er an bestimmten Tagen für seine Rechnung für das bereits erwähnte Eintrittsgeld Vorstellungen geben, jedoch hatte der König nebst den Gästen, die er selbst mitbrachte, unentgeltlich Eintritt. Für die Hofvorstellungen wurde der Gesellschaft ein im Marstallgebäude über der verdeckten Reitbahn eingerichtetes Theater, auf dem auch bei Hoffesten Opern und Ballete aufgeführt wurden, eingeräumt. Das französische Hofschauspiel hatte keinen langen Bestand. Die traurige Stimmung, welche durch die Geistesstörung der Königin Sophie Luise am Hofe herrschte, veranlaßte seine Auflösung im Jahre 1711. Die Truppe erhielt 2000 Thaler Reisegeld und wurde entlassen; die von den Hofschauspielern gebrauchten Kleider wurden unter die Armen verteilt.

So beliebt das Schauspiel bei den Bürgern war, so verhaßt war es der frommen Geistlichkeit, welche ihre ganze Macht aufbot, um die Theater-

vorstellungen zu verhindern. Aber alle ihre Bemühungen gegen das Theater waren bei dem Widerstande, den sie beim Kurfürsten und später beim Könige fanden, vergeblich, und auch Predigten halfen beim Volke nichts, der Sinn für das Schauspiel bürgerte sich mehr und mehr bei den Berlinern ein.

Den Mittelpunkt für alle künstlerischen Bestrebungen in Berlin bildete unter der Regierung Friedrichs die von ihm errichtete Akademie der Künste. Die erste Veranlassung zu ihrer Einrichtung gab ein Privatverein einiger Künstler, zu dem auch Augustin Terwesten gehörte. Terwesten empfahl dem Kurfürsten diesen Privatverein und legte ihm den Gedanken ans Herz, daraus eine Akademie der Künste, wie solche in Rom und Paris bestand, zu bilden. Friedrich faßte den Plan sofort auf, und als Schlüter nach Berlin berufen war, erhielt dieser die Anweisung, in der zu begründenden Akademie von Bildhauern allen möglichen Fleiß anzuwenden, damit die Jugend in dieser Kunst so viel als möglich vervollkommnet werde. Terwesten erhielt den Befehl, in Verbindung mit Schlüter und den Malern Joseph Werner und Michael Probener einen Plan für die Akademie zu entwerfen. Am 20. März 1699 wurde die Stiftungsurkunde vollzogen und am 11. Juli die neue Akademie feierlich eingeweiht. Die Absicht bei der Gründung der Akademie ging dahin, den in den brandenburgischen Ländern sehr darnieder liegenden Künsten der Malerei, Bildhauerei und Architektur aufzuhelfen; sie sollte für die Kunst dasselbe sein, was die Universitäten für die Wissenschaften waren, nicht eine Schule, sondern eine höhere Lehranstalt. Von jedem für den Hof bestimmten Kunstwerk sollten die Skizzen der Kritik der Akademie unterworfen werden, und diese Kritik sollte selbst zur Belehrung der Schüler dienen. Auch bei allen Anschaffungen von Kunstwerken für die Sammlung des Kurfürsten sollte stets der Rat des Direktors der Akademie gehört werden. Bei der Einrichtung waren die in Rom und Paris bestehenden Akademien als Muster genommen. Die Akademie erhielt einen jährlichen Beitrag von 1000 Thalern für ihre Bedürfnisse und außerdem zu ihrer Ausstattung eine Sammlung von Gipsabgüssen nach den berühmtesten bekannten Statuen.

Eberhard v. Danckelmann trat als Protektor an die Spitze der Akademie, welche unter ihm von einem Direktor geleitet wurde. Nach dem Falle Danckelmanns, der ursprünglich dem Maler Werner die Stelle eines beständigen Direktors zugedacht hatte, wurde ein jährlicher Wechsel des Direktoriums eingeführt. Die Akademie machte von Jahr zu Jahr Preisaufgaben bekannt, sie hielt alljährlich am 1. Juli eine große Versammlung, zu denen auch Kunstliebhaber, die sich als Mitglieder aufnehmen ließen, zugezogen wurden. Für die Arbeiten und die Versammlungen der Akademie wurde das obere Stockwerk des königlichen Marstalls unter den Linden bestimmt.

Friedrich hat sich durch diese Einrichtung ein großes Verdienst um die Förderung der Kunst in Berlin erworben. Während seiner ganzen Regierung hat die Akademie höchst segensreich gewirkt, indem sie ein reges Leben unter den Berliner Künstlern hervorrief.

Viertes Kapitel.

König Friedrich war kein Mann der Wissenschaft. Wenn er sich auch mancherlei tüchtige Kenntnisse erworben hatte, so fehlte ihm doch der Sinn für ein ernstes, wissenschaftliches Streben; trotzdem aber vernachlässigte er dessen Pflege nicht. Am Hofe Ludwigs XIV. fanden berühmte Gelehrte eine freundliche Aufnahme; Friedrich durfte hinter seinem Musterbilde nicht zurückbleiben; wenn ihm auch der innere Antrieb fehlte, so that er doch viel für den äußeren Schein. Ueberall, wo er in prunkvoller Weise sich als Schützer der Wissenschaft zeigen konnte, that er es gern, so durch die feierliche Einweihung der von ihm gestifteten Friedrichs-Universität in Halle. Auch in Berlin unterstützte Friedrich die Gelehrten, besonders solche, welche sich dazu hergaben, ihm als dem größten Fürsten seiner Zeit zu schmeicheln.

Die Gelehrten und Künstler mußten sich damals ganz nach der Denkart des Königs richten und ihre Arbeiten seinem Geschmacke und seinen Launen anpassen, wenn sie sich ein gesichertes Leben in Berlin schaffen wollten. Leider ging die Wissenschaft damals wie auch später nach Brot, und wir finden daher, daß die Männer des Studiums sich herabwürdigten zu jämmerlichen Schmeicheleien, zu Lobeserhebungen auf den Fürsten und den Hof, welche so übertrieben waren, daß wir sie nur mit Ekel lesen können. Sie gaben sich dazu her, den Glanz eines Königshofes zu verherrlichen, statt für das Wohl und Beste der Allgemeinheit zu arbeiten. Wo Friedrichs Eitelkeit geschmeichelt wurde, da war er freigebig im höchsten Grade. Das wußten fremde und einheimische Schriftsteller, und sie zögerten daher nicht, ihm ihre Werke zu widmen, um reiche Geschenke zu erhalten. So erhielt der dänische Professor Oliger Jacobeus für ein dem Kurfürsten Friedrich überreichtes Buch „Museum regium“ ein Geschenk von 1000 Dukaten. Mit Geldgeschenken und Gehalten glaubte indessen Friedrich genug gethan zu haben; an seinen Hof, in seine Umgebung zog er die Gelehrten nicht. Ehrenstellen hatte er eben nur für den Hofadel.

Wir wollen von denjenigen Gelehrten, welche zur Zeit Friedrichs in Berlin sich einen Namen machten, hier nur einige erwähnen, den berühmten Ezechiel Spanheim, den Altertumsforscher Laurenz Beger und vor allen anderen den Geschichtsschreiber Samuel v. Puffendorf. Puffendorf war mit einem bedeutenden Gehalt aus schwedischen Diensten nach Berlin berufen und erhielt den Auftrag, die Geschichte des großen Kurfürsten zu schreiben. Er hat seine Aufgabe musterhaft erfüllt und aufs fleißigste das ihm zu Gebote stehende Archiv zu Forschungen bei seiner Arbeit benutzt. Friedrich bewies ihm seine Zufriedenheit für das vollendete Werk durch ein Geschenk von 10 000 Thalern, welches er ihm machen wollte, da aber das Geld nicht vorhanden war, nicht auszuzahlen vermochte. Puffendorf sollte jährlich 1000 Thaler erhalten; aber er erlebte die Abtragung der ganzen Summe nicht. Als er starb, waren noch 4000 Thaler zu zahlen, und seine Witwe, der eine Pension von 300 Thalern bewilligt worden war, vermochte weder mit ihren Bitten um pünktliche Bezahlung des ihr schuldigen Geldes noch mit denen um die regelmäßige Pension durchzudringen; sie mußte in Berlin ein kümmerliches Leben führen. — Auch

der berühmte Johann Christoph Beckmann zeichnete sich während Friedrichs Regierung durch seine Forschungen im Gebiete der märkischen Geschichte aus.

Ganz entgegengesetzt den Neigungen und Gewohnheiten ihres Gatten zeigte sich Sophie Charlotte. Sie zog die Gelehrten an ihren Hof und behandelte sie mit der größten Zuvorkommenheit. Wir erwähnten bereits, daß der berühmte Leibnitz ihr vertrauter Freund und Ratgeber war. Durch Leibnitz blieb Sophie Charlotte in fortwährendem Verkehr mit den größten Gelehrten ihrer Zeit. Der philosophischen Königin verdankt Berlin die Gründung der Akademie der Wissenschaften. Eines Tages speiste der Hofprediger Jablonski bei Sophie Charlotte; da wendete sich die Kurfürstin an ihn und



Das Opernhaus,
nach Knobelsdorfs Plane 1741 bis 1743 erbaut,
dahinter die St. Hedwigskirche.

sprach ihr lebhaftes Bedauern aus, daß eine Residenz, die doch in der Wissenschaft eine bedeutende Rolle in Deutschland einnehmen müsse, nicht einmal eine Sternwarte besitze und ebensowenig einen bedeutenden Astronomen, der hier seine Forschungen mache. Der Hofprediger teilte Danckelmann und dieser dem Kurfürsten die Wünsche der Kurfürstin mit, für den Augenblick zwar ohne Erfolg, aber er regte doch dadurch in Friedrich Pläne für die Zukunft an.

Sophie Charlotte, welche unablässig bemüht war, Berlin zum Mittelpunkte wissenschaftlicher Bestrebungen zu machen, sprach häufig mit ihrem Gemahl über die Notwendigkeit, eine wissenschaftliche Gesellschaft in Berlin zu begründen; sie verstand es trefflich, Friedrich an seiner schwächsten Seite zu fassen, indem sie ihn auf das Beispiel Ludwigs XIV. aufmerksam machte und ihm versicherte, die Begründung einer Akademie der Wissenschaften in Berlin würde seiner Regierung einen neuen Glanz verleihen; ein Fürst von seinen Kenntnissen und seiner Gelehrsamkeit müsse notwendig an der Spitze eines solchen Unternehmens stehen und seinen Namen als Förderer der Wissenschaften verherrlichen. Sie schlug dem Kurfürsten vor, sich an ihren

Freund Leibnitz zu wenden und dessen Rat zu erfordern. Leibnitz kam nach Berlin und wurde mit Auszeichnung empfangen. Die Zeit war der Ausführung des Planes günstig; der neue Kalender sollte gerade damals eingeführt werden. In Regensburg hatten die Beratungen darüber stattgefunden, und der König infolgedessen mehrere erfahrene Astronomen mit der Anfertigung eines verbesserten Kalenders für seine Länder beauftragt. Leibnitz benutzte die günstige Gelegenheit, um den Plan zur Begründung einer Akademie der Wissenschaften ins Leben zu rufen.

Leibnitz überreichte dem König einen Aufsatz, in welchem er die großen Vorteile, die eine derartige Gesellschaft in jeder Hinsicht für den Staat haben müsse, auseinandersetzte, und er wußte in einer höchst praktischen Weise seinen Vorschlag zu begründen, indem er bewies, daß die Akademie für die Verbesserung der Finanzen, die Belebung des Handels und der Gewerbe, selbst für die Ausbildung des Heeres ebenso nützlich sein werde wie für die Wissenschaft selbst; nicht nur gute Schulbücher und verbesserte Feuerspritzen werde die Akademie einführen, sie werde auch auf die Bekehrung der Heiden außerordentlich günstig wirken. Er schlug zugleich vor, um die Kosten der Akademie zu decken, ihr den Verkauf der Kalender und guter Schulbücher zu überweisen und ihr das Privilegium auf Papierfabrikation zu erteilen. Friedrich zeigte sich den Vorschlägen, welche ihm Leibnitz gemacht hatte, geneigt; er genehmigte sie und unterzeichnete am 11. Juni 1700 die Stiftungsurkunde der Akademie. Diese wurde mit den astronomischen Berechnungen und der Abfassung des neuen Kalenders betraut, dessen Druck und Verlag ihr zugesichert wurde.

Es gab damals bei Einführung des neuen Kalenders einige Verwirrung im Lande, denn 10 Tage der Weltgeschichte gingen durch ihn verloren, da dem 18. Februar sogleich der 1. März folgte.

Im Stiftungsbriefe gab Friedrich der neuen Anstalt den Namen „Societät der Scienzen", und im Widerspruch mit diesem keineswegs deutschen Namen machte er es der Societät der Scienzen zur besonderen Pflicht, die uralte deutsche Hauptsprache in ihrer natürlichen Selbständigkeit zu erhalten, damit nicht ein ungereimter Mischmasch und Unkenntlichkeit daraus entstehe. Er versprach selbst, besonders darauf zu sehen, daß in den Ausfertigungen der Behörden fremde und übel entlehnte Worte vermieden und dagegen gute deutsche Worte gesetzt würden. Die Societät sollte sich den Ruhm und die Aufnahme der deutschen Nation, Gelehrsamkeit und Sprache besonders angelegen sein lassen, auch die deutsche Geschichte, das Altertum des evangelischen Glaubens, die Notwendigkeit und Beschaffenheit der evangelischen Reformation gegen die Verdrehung der Widersacher behaupten. Friedrich übernahm selbst das Protektorat der Societät, Leibnitz erhielt die Präsidentschaft. Die Anstalt wollte indessen nicht recht gedeihen. Durch die auswärtigen Kriege, in welche Friedrich verwickelt war, wurde sein Interesse von ihr abgezogen; selbst das für sie bestimmte Gebäude konnte nur langsam vollendet werden. Sie begann indes ihre Arbeiten; mehrere der bedeutendsten Gelehrten in Berlin wurden zu Mitgliedern der Gesellschaft ernannt, so der berühmte Beger, Lacroze, Karl Ancillon, der Hofprediger Jablonski und der gelehrte Konrektor Frisch am Grauen Kloster. Letzterer machte sich besonders dadurch verdient, daß er sich für die vaterländische Seidenzucht sehr interessierte. Er führte die weißen

Maulbeerbäume in Berlin ein und pflanzte die ersten auf den Wällen der Festungswerke; auch legte er bei Köpnick eine ansehnliche Pflanzung dieser Bäume an.

Eine besondere Thätigkeit vermochte die Akademie nicht zu entfalten. Erst im Jahre 1710 erschien ein Band gelehrter Abhandlungen, welche ihr überreicht worden waren. In diesem Jahre wurde endlich auch das für sie bestimmte Gebäude, der mittlere Pavillon der hinteren Seite des neuen königlichen Marstalls auf der Dorotheenstadt, fertig. Der große königliche Marstall erstreckte sich von den Linden bis zur letzten (heutigen Dorotheen-)Straße. Der hintere Teil nach der Dorotheenstraße war für die Sternwarte und die Akademie bestimmt. Die Sternwarte wurde am 19. Januar 1711 vollendet.

Die feierliche Einweihung der Societät in dem für ihre Sitzungen eingerichteten Saale unter dem Observatorium fand bald nachher statt. Am Tage der Einweihung zählte die Akademie schon 76 anwesende und auswärtige Mitglieder. Sie war in 4 Klassen geteilt, an der Spitze jeder Klasse stand ein Direktor. Die beiden ersten Klassen hatten die Aufgabe, sich mit der Physik in ihrem ganzen Umfange, mit Mathematik und Astronomie zu beschäftigen; die dritte war für die deutsche Sprache und vaterländische Geschichte, die vierte für die Literatur mit der besonderen Rücksicht darauf, daß diese zur Verbreitung des Christentums unter den Heiden angewendet werden könne, bestimmt. Viel zu leisten aber vermochte die Akademie auch ferner nicht; denn der König war bei ihrer Ausstattung ziemlich sparsam gewesen. Trotz der Bemühungen des Ministers von Printzen, der sich sehr für die Akademie interessierte, hatte diese nur 400 Thaler jährlicher Einkünfte erhalten, und auch der Vorschlag, den Leibnitz machte, ihr durch Errichtung einer Lotterie eine größere Einnahme zu verschaffen, wurde abgelehnt; dagegen empfahl Friedrich, sie möge sich durch die Zucht der Seidenwürmer etwas Geld zu verdienen suchen.

Eine andere wissenschaftliche Anstalt, welche Friedrich 1705 begründete, war die Fürstenschule, eine Erziehungsanstalt für Fürsten, Grafen und adlige Herren, in welche kein bürgerliches Kind aufgenommen werden durfte.

Von Bedeutung für die wissenschaftlichen Bestrebungen in der Residenz war unter der Regierung Friedrichs die namhafte Vergrößerung der Bibliothek, welche durch den Ankauf der Spanheimschen Büchersammlung für 12,000 Thaler, durch eine bedeutende Anzahl orientalischer Handschriften und durch 46 Bände von einem Senator von Venedig gesammelter Gesandtschaftsberichte vermehrt wurde. Ihre regelmäßige Vergrößerung durch Ankauf von Büchern wurde aus den Einnahmen bestritten, die für Heiratsdispensationen bei naher Verwandtschaft und die Befreiung der Brautleute vom dreimaligen Aufgebot entrichtet werden mußten, sowie durch den Verkauf der Bücherdoubletten. Diese Einnahmen waren sehr verschieden. Im Jahre 1691 z. B. brachten die Dispensationsgebühren nur 217 Thaler, im Jahre 1699 dagegen 1352 Thaler. Eine einzelne Dispensation bei Ehen naher Verwandten konnte bis zu 300 Thalern einbringen. Die Verwaltung der Bibliothek übertrug Friedrich bedeutenden Gelehrten.

Mit dem mehr und mehr in Berlin sich verbreitenden Sinn für Wissenschaft dehnte sich naturgemäß auch der Buch- und Kunsthandel aus; der Geschmack am Lesen wurde allgemeiner, und es fanden daher mehrere Buch-

händler, sowohl Franzosen als Deutsche, welche die Bücher aus allen Gegenden Deutschlands, aus Italien, England und Frankreich nach Berlin brachten, hier ihre gute Nahrung, ebenso auch eine größere Anzahl von Druckern. Wir finden im Jahre 1706 in Berlin schon 10 privilegierte Buchdrucker, eine nicht unbedeutende Zahl im Verhältnis zu der damaligen Einwohnerzahl von 48,000 Köpfen. Die Buchdrucker fanden in jener Zeit reichliche Arbeit durch die Gewohnheit, Leichenpredigten, Trauer-, Hochzeits- und andere Gelegenheitsgedichte drucken und verteilen zu lassen, sowie auch durch die ungeheure Masse theologischer Streitschriften, welche damals erschienen und stark gelesen wurden. Der Streit zwischen Lutheranern und Reformierten dauerte noch immer mit unveränderter Heftigkeit fort. Einen Teil der Schuld hieran trug Friedrich selbst, der für die Reformierten eine große Parteilichkeit zeigte, obgleich er sich gern den Schein gab, als sei er vollkommen unparteiisch.

Sophie Charlotte hatte das eifrige Streben, die religiösen Zwistigkeiten zu beseitigen; sie regte in Verbindung mit Leibnitz den Plan an, eine Union der lutherischen und reformierten Kirche ins Leben zu rufen und zwar eine vollständige Kirchenvereinigung, bei der die Glaubenssätze in solcher Weise festgestellt werden sollten, daß keine Partei etwas zu widerrufen gezwungen würde, sondern daß beide damit zufrieden sein könnten. Sophie Charlotte legte ihrem Gemahl den Plan vor, und Friedrich ging auf denselben ein. Es fanden vielfache, Jahre hindurch dauernde Beratungen zwischen lutherischen und reformierten Predigern statt, aber man konnte sich nicht einigen. Nicht einmal die Prediger waren damals schon reif für eine Verschmelzung der beiden in ihrem Wesen gleichen, nur in der Form verschiedenen Religionsparteien, noch viel weniger aber war es die große Masse des Volkes. Noch immer herrschte im Volke eine dunkle Nacht des Ueberglaubens und Aberglaubens, welche sich eben erst durch die Schriften einiger trefflichen Männer, von denen wir Thomasius erwähnen, aufzuhellen begann.

Noch im Jahre 1701 lief täglich das Volk nach einem Hause der Heiligengeiststraße und versammelte sich davor in großer Zahl, um den Spuk eines Poltergeistes mit anzuhören, der darin sein Wesen trieb. Der Geist begleitete unaufhörlich eine Magd und redete mit ihr; er neckte sie auf alle mögliche Weise; wenn sie in der Küche am Herde stand, steckte er plötzlich den Kopf durch ihre Arme und kniff sie, daß sie blaue Flecke bekam. Er hatte eine solche Zuneigung zu seiner Gefährtin gewonnen, daß er ihr, als sie in einen anderen Dienst zog, auch dahin folgte. So albern eine solche Spukgeschichte war, so wurde sie doch von den Berlinern allgemein geglaubt. Man konnte täglich Hunderte von Leuten auf der Straße versammelt sehen, welche sich von dem Poltergeiste unterhielten, und gar manche wollten behaupten, sie hätten ihn selbst beobachtet.

Ein Buch, welches im Jahre 1706 von dem Prediger Stube in Berlin herausgegeben wurde, und in welchem Weissagungen enthalten waren, machte großes Aufsehen und fand allgemeinen Glauben, ebenso auch die Erzählung eines Schäfers, der laut verkündete, ihm sei dreimal ein Gespenst in Gestalt eines zehnjährigen Kindes erschienen, welches ihm befohlen habe, zu den Fürsten und Herren der Welt zu gehen und ihnen zu erklären, daß sie sich bekehren und ihre Hoffart ablegen müßten, sonst würde eine große Landplage, ein allgemeines Sterben über das Volk kommen; Menschen und Vieh würden

in solcher Menge fallen, wie von dem letzten Windbruch die Bäume übereinander geworfen worden wären.

Auch von der weißen Frau wurde wieder mannigfach gefabelt; man hoffte, dies Gespenst endlich aus dem königlichen Schloß gebannt zu haben. Beim Schloßbau fand sich im Jahre 1709 ein eingemauertes weibliches Skelett. König Friedrich glaubte selbst, daß dieses das Skelett der weißen Frau sei, und ließ ihm daher ein christliches Begräbnis auf dem Domkirchhof geben. Aber der süße Trost, daß er dadurch das Gespenst zur Ruhe gebracht haben werde, erfüllte sich für ihn selbst nicht; denn daß er noch immer in der Furcht vor dem Gespenst lebte, zeigte eine Erscheinung in seiner letzten Krankheit, von der wir später noch erzählen werden.

Daß Friedrich auch sonst völlig in den Aberglauben seiner Zeit verfallen war, können wir aus seiner Verbindung mit dem berüchtigten Don Dominiko Caetano Conte de Ruggiero entnehmen, einem Alchimisten, der vorgab, im Besitze des Steins der Weisen zu sein und Gold machen zu können. Ein solcher Wundermann war um so mehr nach dem Geschmacke Friedrichs, da er sich nicht als ein einfacher Bürgerlicher, sondern als ein Adliger mit dem volltönenden Grafentitel vorstellte. Er fand bei Hofe die freundlichste Aufnahme, und als er dem Könige versicherte, daß er ein Geheimnis im Besitz habe, vermittelst dessen er unedle Metalle in Gold verwandle, war Friedrich so erfreut, daß er den Grafen 12 Tage lang köstlich bewirten ließ. Natürlich verlangte dagegen Friedrich, daß der Goldmacher nun auch Proben seiner Kunst ablege. Caetano erschien in einem Zimmer des königlichen Schlosses, um dort seine Versuche zu machen. Der König, der Kronprinz und mehrere andere Zeugen waren anwesend und harrten mit großer Begierde, welchen Erfolg die Bemühungen des Goldmachers haben würden. Alle glaubten an seine Kunst, nur der Kronprinz nicht, dessen scharfer, klarer Verstand ihn mißtrauisch gegen alle dergleichen Kunststücke machte, und der daher jedes Gerät, welches Caetano gebrauchen wollte, vorsichtig untersuchte, ob nicht ein Betrug bei dem chemischen Prozeß, der vorgenommen werden sollte, gespielt werde. Er hatte es sich nicht nehmen lassen, persönlich für die Einrichtung des Schmelzofens, die Herbeischaffung der Kohlen und alles sonst notwendigen Zubehörs zu sorgen. Caetano benahm sich mit einer Ruhe und Sicherheit, welche jeden Zweifel an seiner Ehrlichkeit beseitigen mußte. Trotzdem aber bestand der Kronprinz darauf, selbst die etwa eine Elle lange und einen Zoll dicke Kupferstange, welche in Gold verwandelt werden sollte, in den Schmelztiegel zu tauchen, der schon auf dem Ofen stand, nachdem Caetano diese zur Hälfte mit Töpferthon umhüllt hatte. Jetzt begann der wunderbare chemische Prozeß, der dem Könige Millionen einbringen sollte. Caetano zog ein kleines, mit einem rötlichen Likör gefülltes Fläschchen aus der Tasche. Er zeigte es dem König und dem Kronprinzen, dann goß er einige Tropfen in den Schmelztiegel, rührte mit einem kupfernen Stäbchen die darin befindliche Masse um, und nachdem er diese Arbeit wohl eine halbe Stunde fortgeführt hatte, wendete er sich triumphierend zu den mit atemloser Spannung auf das Ergebnis des Versuches Harrenden, befahl, den Schmelztiegel vom Feuer zu nehmen, und erklärte, daß die Hälfte der Kupferstange, wenn sie kalt sein werde, sich als lauteres Gold zeigen müsse. Er zog die glühende Stange aus dem Tiegel hervor, warf sie in kaltes Wasser, löste die Thonumhüllung

ab, und jetzt zeigte sich die eine bisher im Thon versteckte Hälfte als gemeines Kupfer, die andere als hellblinkendes, lauteres Gold. Sofort wurde zu verschiedenen Goldschmieden und zu einigen Münzbeamten geschickt. Diese kamen, untersuchten die Stange und fanden, daß sich über ein Pfund feines Gold darin befinde. So hatte denn der Goldmacher sich als der wahre Besitzer des Steins der Weisen erwiesen, und niemand durfte mehr wagen, an seiner Gelehrsamkeit zu zweifeln. Der König war glückselig; er überhäufte den seltenen Mann mit Freundschaft und Ehre; Geld aber gab er ihm natürlich nicht, denn wozu brauchte ein Mann, wie Caetano, der sich das Gold nach Belieben selbst zu machen verstand, den schnöden Mammon? So natürlich eine solche Gedankenverbindung war, zeigte sie sich doch keineswegs nach dem Geschmacke des Goldmachers; er ließ sich noch einige Tage auf königliche Kosten bewirten, trank auch zwölf Flaschen feinen französischen Weins, die ihm als besonderes Geschenk gemacht worden waren, aus, dann aber entfernte er sich heimlich aus Berlin, um eine gewinnbringendere Stätte für seine Geschicklichkeit zu suchen. Der König war untröstlich; er mußte den Goldmacher zurückhaben um jeden Preis. Der Marschall v. Bieberstein erhielt daher den Auftrag, Caetano nachzureisen und ihn zu bewegen, nach Berlin zurückzukommen. Dies geschah. Nach mehrfachen Weigerungen ließ sich endlich der Goldmacher überreden; er erhörte die Bitten des Marschalls, die durch überschwengliche Versprechungen von den Vorteilen und Ehren, welche den großen Mann in Berlin erwarteten, begleitet wurden. Caetano wurde in der That vom König mit der höchsten Freundlichkeit empfangen: er erhielt dessen mit Brillanten besetztes Bildnis als Geschenk, und es wurde ihm außerdem der Charakter als Generalmajor erteilt.

Friedrich hatte das vollste Zutrauen zu dem Goldmacher, obgleich ihm inzwischen von München und Düsseldorf Warnungen zugegangen waren, obgleich die Kurfürsten von Baiern und von der Pfalz ihm versicherten, sie seien von dem falschen Adepten betrogen worden. Dem Goldmacher wurde eine Werkstatt ganz nach seinen Angaben eingerichtet. Friedrich erwartete mit Sehnsucht die Fabrikation der ersten Tonne Goldes, aber ehe diese fertig war, entfloh Caetano heimlich nach Stettin. Wieder wurde ihm ein Vermittler nachgesandt, der ihn bewog, nach Berlin zurückzukommen, und wieder entfloh er, diesmal nach Hamburg. Da nicht zu erwarten war, daß er nochmals freundlichen Aufforderungen zur Rückkehr genügen würde, ließ Friedrich ihn in Hamburg heimlich aufheben, und obgleich der dortige Rat dagegen Einspruch erhob, nach Küstrin bringen. Hier sollte er jetzt sein Versprechen des Goldmachens erfüllen. Er klagte vergeblich über die ihm angethane Gewalt und verlangte seine Freiheit. Statt deren erhielt er nur die Antwort, daß er befreit werden sollte, sobald er Gold gemacht haben würde. Caetano sah ein, daß er mit Widerspruch nichts gewinnen werde; er fügte sich daher, begann von neuem zu arbeiten und wußte sich dabei so geschickt zu benehmen, daß er abermals seine ganze Umgebung, selbst die gelehrtesten Männer und natürlich auch den leichtgläubigen König täuschte; einige neue Versuche gaben wieder das Resultat wie der erste, wenn auch die Masse des gewonnenen Goldes keineswegs im Verhältnis zu den auf die Fabrikation verwandten Kosten stand. Caetano befestigte sich dadurch aufs neue so im Vertrauen des Königs, daß dieser ihm gestattete, im Februar 1707 nach Berlin zu kommen.

daß er ihm hier das Fürstenhaus zur Wohnung gewährte, ihm darin ein Laboratorium einrichtete und den Goldmacher abermals aufs köstlichste bewirten ließ. Dieser erhielt sogar die Erlaubnis, außerhalb der Stadt Spaziergänge zu machen, um frische Luft zu schöpfen, und er benutzte diese im Dezember so glücklich, daß er eines Tages plötzlich wieder verschwunden war und wohlbehalten in Frankfurt am Main eintraf. Er hatte sich in einer Verkleidung geflüchtet, diese aber genügte nicht, um ihn unkenntlich zu machen; denn der in Frankfurt befindliche preußische Geheime Rat v. Plothow erkannte den Flüchtling, ließ ihn festnehmen und sandte ihn im Januar 1708 unter guter Bedeckung nach Berlin zurück. Trotz aller dieser Vorgänge hatte der König immer noch nicht das Vertrauen auf seinen Goldmacher verloren. Als Caetano in Berlin eintraf, verstand er es abermals, sich und seine Flucht so glänzend zu rechtfertigen, daß Friedrich, der anfangs beabsichtigt hatte, ihn sofort grausam zu bestrafen, in seinem Vorsatz wankend wurde. Er konnte sich indessen doch nicht entschließen, dem Betrüger abermals die Freiheit zu geben; hinter Schloß und Riegel wollte er den Goldmacher geborgen halten, um ihn sicher zu haben, wenn er wirklich im Besitz des Steins der Weisen sei, um ihn zu bestrafen, wenn er dies nur vorgespiegelt habe. Neue Goldmachversuche begannen, ungeheure Summen wurden verschwendet, um geringfügige Resultate zu erzielen. Caetano suchte nur Zeit zu gewinnen, bis er sich wieder flüchten könnte, und gab stets neue Versicherungen, daß er den König in den Besitz unendlicher Schätze setzen werde. Ueber ein Jahr dauerte es, bis die Geduld Friedrichs riß, dann aber gab er den Befehl, dem Betrüger den Prozeß zu machen und ihn zum Tode zu verurteilen. Und so geschah es.

Am 23. August 1709 wurde zu Küstrin ein mit Flittergold beschlagener Galgen errichtet, und zu diesem führte man Caetano, dem man ein gleichfalls mit Flittergold besetztes Kleid angezogen hatte, und henkte ihn auf. Vergeblich versicherte der Abenteurer bis zu seinem letzten Augenblick, er sei unschuldig und kein Betrüger; jetzt wurde er nicht mehr gehört. Er starb, ein Opfer des Ingrimms und der Rachsucht, welche Friedrich gegen den Mann fühlte, den er selbst gezwungen hatte, ihn zu täuschen. Der Ordensrat König fügt der Erzählung der Schicksale des Goldmachers folgende gewiß richtige Bemerkung hinzu: „Ich enthalte mich allen bestimmten Urteils über dieses Abenteuer. Ich weiß aber nicht, ob nicht die Frage aufzuwerfen sei: Kann man jemandem das Leben rauben, den man selbst, durch eigenes Interesse bewogen, dahin bringt, daß er sich schuldig machen muß?"

Fünftes Kapitel.

Die kostbaren Bauten, die Hoffeste, welche einander jagten, die ungeheuren Gehälter der Minister, der Hofbeamten und Hofkünstler, der glänzende Hofstaat, die Erhaltung des stehenden Heeres verschlangen unter Friedrichs Regierung ungeheure Summen. Beim Regierungsantritt Friedrichs betrugen die Einnahmen der Regierung etwas mehr als $1^1/_2$ Millionen Thaler, im

Jahre 1711 beliefen sie sich schon auf über $3^1/_2$ Millionen, wovon mehr als die Hälfte, 2,100,000 Thaler, auf die Unterhaltung des Heeres verwandt wurde.

Durch welche Mittel wurde diese Vergrößerung der Einnahmen geschaffen? Durch eine Besteuerung, wie sie kaum in irgend einem anderen Lande stattgefunden hat, eine Besteuerung, welche die Kräfte der Unterthanen bis aufs Mark erschöpfte. Unmittelbar nach Beginn seiner Regierung am 14. Oktober 1688 bestimmte Friedrich, daß alle Beamten 10 Prozent von ihrer Besoldung als Steuer zahlen müßten. Am 1. Mai 1691 wurde eine Generalkopfsteuer*) ausgeschrieben, von der niemand im ganzen Lande befreit sein sollte; die ärmste Tagelöhnerfrau, ja jedes Gänsemädchen mußte den bestimmten Beitrag von mindestens 4 Groschen leisten, der Bauer hatte 12 Groschen zu zahlen. Aber auch der Kurfürst und die Kurfürstin waren von der Steuer nicht ausgeschlossen, denn da diese jeden Kopf im Lande treffen sollte, so mußten auch die beiden höchsten Köpfe besteuert werden, der des Kurfürsten mit 1000 Thalern, der der Kurfürstin mit der Hälfte; ja als später die Steuer abermals und zwar mit höheren Sätzen ausgeschrieben wurde, da legte sich der Kurfürst eine Steuer von 2000 Thalern und seiner Gemahlin eine von 1000 Thalern auf, und als nun gar nach der Krönung sein Haupt ein königliches geworden war, stieg es noch im Preise; er bestimmte für sich 4000 Thaler, für seine Gemahlin, die Königin, 2000 Thaler. Das erhebende Beispiel der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, welches Friedrich gab, indem er auf sein eigenes Haupt eine Steuer legte, fand nicht die Anerkennung bei den stets spottsüchtigen Berlinern, welche der erhabene Herr gehofft hatte. Die Berliner meinten, da der König das Geld aus des Volkes Taschen nehme, so könne er davon ohne irgend eine Unbequemlichkeit eine Steuer zahlen, die wieder in seine eigene Kasse zurückfließe!

Als nach der Königskrönung die Ausgaben des Hofes sich außerordentlich vermehrten, zeigte Friedrich eine anerkennungswerte Genialität in der Erfindung besonderer Steuerarten. Da wurde dem Lande unter dem Namen einer Krönungssteuer Geld abgefordert, da wurde die Kopfsteuer immer wieder erneuert, und alle Rückstände trieb man mit Exekution ein; da besteuerte man die Karossen in Berlin, weil sie, wie die betreffende Verordnung sagte, das Steinpflaster der Residenz ruinierten, und in Anerkennung, daß nach der Mode der Zeit auf jeden Kopf auch ein Deckel gehöre, besteuerte man die Perrücken! Alle Welt trug jene aus Tier- und Menschenhaaren künstlich verfertigten Kopfbekleidungen. Die Perrücken waren von ungeheurer Größe und kosteten große Summen; ein würdiger Ratsherr, der sich gebührend schmücken wollte, mußte mitunter wohl 2—300 Thaler für eine mächtige Allongenperrücke zahlen, und es gehörte zum guten Ton, diese aus Frankreich zu beziehen. Friedrich zog aus der allgemeinen Narrheit, in der er mit gutem Beispiele voranging, denn das Hauptgeschäft seines Gesandten in Paris war, für ihn die schönsten Perrücken zu besorgen, gerechten Vorteil.

*) Die Kopfsteuer war die Mutter der späteren Klassensteuer, sie hatte den sehr vernünftigen Zweck, alle Einwohner des Landes zu den Staatsausgaben nach dem Verhältnis ihrer Leistungsfähigkeit heranzuziehen, wie ja auch alle teilnahmen an den Vorteilen der Staatsvereinigung.

Für jede aus der Fremde eingeführte Perrücke mußte der vierte Teil ihres Preises an Accise bezahlt werden, während inländische nur mit dem sechzehnten Teil der Kaufsumme besteuert waren. Auch die Frauenzimmer mußten ihren Beitrag zur Kopfbedeckungssteuer tragen. Jene hohen Hauben, die Fontangen, gegen welche sich der Haß der Geistlichkeit richtete, wurden mit einem Thaler besteuert. So lächerlich diese ganze Steuer erscheint, so war sie dennoch verhaßt wie kaum eine andere und führte Störungen des Verkehrs, ja Eingriffe in die persönliche Freiheit herbei, welche höchst lästig waren. An allen Thoren lauerten die Visitatoren und durchstöberten jede in die Stadt gebrachte Kiste nach etwa einzuschmuggelnden Perrücken; jede Perrücke wurde nach der Stempelkammer gebracht, dort von den Beamten abgeschätzt und mit einem Siegel versehen, zum Zeichen, daß sie versteuert sei. Wer es wagte, mit einer ungesiegelten Perrücke auf die Straße zu gehen, der mußte nicht nur eine Strafe zahlen, sondern auch Gefahr laufen, daß ihm auf öffentlichem Markt irgend ein Accisebeamter die Haarfrisur vom Kopfe riß, und daß dem so Mißhandelten die Berliner Gassenbuben mit ihrem bekannten, zu allen Zeiten gleichen, unverwüstlichen Humor das Geleit gaben. Häufig wurden Haussuchungen angestellt, wenn Anzeigen einliefen, der oder jener habe eine unbesteuerte Perrücke im Kasten. Außer der Abgabe für neu eingekaufte Haartouren wurde eine bleibende Steuer auf diese gelegt. Jeder, der eine Perrücke tragen wollte, mußte nach seinem Range für seinen Kopfschmuck einen jährlichen Beitrag zahlen, und dafür, daß die Steuern pünktlich eingezogen wurden, war dadurch gesorgt, daß man sie einem französischen Abenteurer, Elie Papus de Laverdange, verpachtete, der sie mit unnachsichtlicher Strenge eintrieb.

Auch die Spielkarten waren besteuert. Früher hatten diese ebenfalls einen Stempel getragen, der aber nur zu Gunsten der Armen erhoben worden war; vom Jahre 1702 an wurde den Armen nichts mehr von der erhobenen Kartensteuer gegeben, denn der Hof bedurfte des Geldes. Besonders geistreich war die Steuer, welche im Jahre 1704 auf die unentbehrlichsten Kleidungsstücke gelegt wurde. Damit sich niemand dem nötigen Steuerbeitrag entziehen könne, trieb man von Schuhen und Stiefeln, Pantoffeln, Strümpfen und Hüten von jedem Stück einen Groschen ein, denn nackt konnten die Bürger doch nicht gehen. Nur die abgetragenen Kleidungsstücke der Fremden und die Schuhe von Kindern unter 3 Jahren waren von der Steuer ausgenommen; die Schuster mußten das zugeschnittene Leder erst auf die Accise bringen und stempeln lassen, ehe sie es verarbeiten durften. Auch die Erlaubnis, auf den Kleidungsstücken oder auf Schuhen und Pantoffeln der Mode der Zeit gemäß Gold- und Silberflittern zu tragen, mußte mit einer Steuer erkauft werden. Vollständig gerechtfertigt nach der Meinung vieler Junggesellen, ungerechtfertigt aber nach der der Jungfrauen war die Bestimmung, daß alle unverheirateten Frauenzimmer vom höchsten Range bis zur niedrigsten Dienstmagd herunter ihre Jungfrauenschaft vierteljährlich mit 6 Groschen veraccisen mußten.

Wer Thee, Kaffee oder Schokolade trinken wollte, mußte sich einen Erlaubnisschein dazu lösen, der jährlich 2 Thaler kostete, und damit diese Steuer auch hübsch einträglich sei, unterließ es der König nicht, in der ganzen Stadt öffentliche Thee- und Kaffeeschenken anzulegen, damit das Publikum zum Genuß der lieblichen Getränke aufgemuntert werde.

Damit endlich nichts Steuerbares vergessen werde, legte Friedrich auch eine Steuer auf die Schweineborsten. Der Erfinder dieser Steuer, der Kommerzienrat Creutz, war zugleich der Pächter derselben. Ein königlicher Erlaß verbot, ferner den Schweinen die Borsten abzuschneiden, und befahl, daß jeder kurz vor Johannis seinen Schweinen die Borsten ausraufe, damit diese nicht ausfielen und dadurch umkämen. Die ausgerauften Borsten mußten an einen Faden gebunden und an königliche Beamte abgeliefert werden, von denen sie die Bürstenbinder zu kaufen gezwungen waren. Kein Maurer, der etwa im Winter das Schlächtergewerbe betrieb, durfte sich unterfangen, sich aus Schweineborsten einen Maurerpinsel zu machen. Unterschleife waren streng verboten, und der Angeber erhielt eine Belohnung von 10 Thalern. Es konnte nicht fehlen, daß gerade diese Steuer viel Gelächter erregte, und der Herr Kommerzienrat Creutz mußte es sich gefallen lassen, daß ihn, wo er sich auch sehen ließ, die Straßenjugend mit manchen mißliebigen Titeln belegte, und daß in den Gasthäusern und Trinkstuben viel über ihn hergezogen wurde. Zu seinem Schutze erschien am 4. Juni 1709 ein königlicher Erlaß, in welchem es heißt:

„Wer den Kommerzienrath Creutz oder dessen Commisen mit schimpflichen oder ehrenrührigen Worten, wie schon geschehen, angreift, soll sofort ohne weitern Proceß mit Gefangenschaft oder andern Leibesstrafen belegt und ebenso gegen die Uebertreter des Schweineborsten-Handlungs-Privilegiums verfahren werden."

Die schwere Besteuerung, welche fast wörtlich jeden zum Leben notwendigen Gegenstand betraf, erregte im ganzen Lande die tiefste Mißstimmung, in Berlin vielleicht am wenigsten, denn die aus allen Provinzen erpreßten Steuern flossen ja in die Residenz zusammen; sie wurden hier vom Hofe verschwendet, und wenn auch Kaufleute und Handwerker selbst durch das Abgabesystem gedrückt waren, so hatten sie doch dadurch mannigfachen Verdienst.

Die Berliner hätten freilich lieber diesen Vorteil genossen und keine Steuern bezahlt. Sie beriefen sich deshalb auf ihre Rechte, auf die ihnen von alters her gewährte Zollfreiheit, indem sie eine Vorstellung an den König richteten und darin sagten:

„Im Evangelium Matthäi, Kap. 17, V. 25 und 26 heiße es: ‚Jesus sprach: Von wem nehmen die Könige den Zoll? Von ihren Kindern oder von Fremden? Da sprach Petrus: Von Fremden. Jesus sprach: So sind die Kinder frei.'"

Da nun die Berliner sich selbst für die Kinder ihres gnädigen Königs hielten, so glaubten sie von der Besteuerung frei sein zu müssen. Friedrich aber war anderer Ansicht. Die Berliner mußten zahlen wie alle anderen, und es blieb ihnen nichts übrig, als sich durch scharfe Witzworte zu rächen, welche besonders die Beamten trafen, die sich durch die Erfindung neuer Steuern verhaßt gemacht hatten.

So hoch geschraubt die Steuern auch waren, und obgleich durch eine Vererbpachtung der Domänen außerdem noch bedeutende Summen für die Kassen des Königs erzielt wurden, genügten doch die Einkünfte des Landes bei weitem nicht den Bedürfnissen des verschwenderischen Fürsten. Friedrich

befand sich in fortwährender Geldnot; er mußte unablässig auf neue Geldmittel sinnen, diese zu lindern. Er wendete sich deshalb häufig und mit gutem Erfolge an die reichen Juden, welche sich in Berlin niedergelassen hatten. Gleich zu Anfang seiner Regierung mußten sämtliche in Berlin angesessenen Juden neue Geleitsbriefe lösen und eine beträchtliche Summe dafür zahlen. So oft es später der königlichen Kasse notwendig erschien, wurde die Schatzung wiederholt. Außer diesen direkten Diensten, welche die Juden gezwungenerweise durch ihre Steuer Friedrich leisteten, zeigten sie sich ihm auch dadurch nützlich, daß sie ihn häufig durch Darlehne unterstützten. Der Hofjude und Hofjuwelier Joel Liebmann hatte stets für den König offene Kasse, dafür stand er aber auch in der höchsten Gunst des Monarchen und durfte zu allen Stunden auf freien Zutritt im Schlosse Anspruch machen. Dieselbe Gunst ging auch nach seinem Tode auf die Witwe Liebmanns über, welche im fortwährenden Handelsverkehr mit Friedrich stand und ihm, natürlich gegen gute Zinsen, Darlehne selbst machte oder verschaffte. — Ein Dienst war des anderen wert. Wie die Juden dem Könige aus mancher Verlegenheit halfen, so zeigte ihnen der König auch wieder seine Gunst. Er gab dem Hofjuden Liebmann die Genehmigung, in der Heidereutergasse eine Synagoge zu erbauen, und zeigte sich überall nachsichtig gegen die Judenschaft, welche sich infolgedessen bald so außerordentlich vermehrte, daß sie, nachdem sie die landesherrliche Erlaubnis erhalten hatte, schon im Jahre 1701 eine neue, große und schöne Synagoge ebenfalls in der Heidereutergasse erbauen konnte. Auch ein Judenarzt, Namens Löbel, ließ sich in Berlin nieder, ein tüchtiger und kenntnisreicher Mann, der in großem Ansehen stand. Das Vorurteil gegen jüdische Ärzte war indessen noch so groß, daß die Bestimmung getroffen werden mußte, Löbel dürfe nur seine Glaubensgenossen behandeln; jeder Christ, der in einer verzweifelten Krankheit etwa zu dem Judenarzt seine Zuflucht nehmen wollte, dürfe dies nur unter der ausdrücklichen Genehmigung Friedrichs thun.

Je mehr der König den Juden seine Gunst zeigte, je größer war der Haß, den das Volk gegen sie im Herzen trug, und der bei jeder günstigen Gelegenheit zum Ausbruch kam, ein Haß, den nicht nur die niederen Volksschichten, sondern fast mehr noch die Gebildeten und vor allen anderen die Geistlichen an den Tag legten. Im Jahre 1702 verklagten diese die Juden beim König, daß die Gotteslästerer in ihrem Gebet Alenu täglich den Heiland verspotteten, vor ihm ausspieen und von dem Ort, auf dem sie während des Gebets ständen, auf- und davonsprängen. Die Klage war so albern, daß die Regierung darauf anfangs keine Rücksicht nahm, sie wurde erst dazu gezwungen, als durch die Aufhetzung der fanatischen Prediger das Volk, besonders auf dem Lande und in den kleinen Städten, Partei nahm und die vermeintlichen Gotteslästerer bei ihren Gebeten störte und auf öffentlicher Straße mißhandelte. Friedrich sah sich endlich gezwungen, das Gutachten berühmter Theologen über die Anklage einzufordern und das Ergebnis der den Juden günstig lautenden Untersuchung zu veröffentlichen, zu gleicher Zeit aber für alle Zeiten zu befehlen, daß ferner kein Jude, bei Strafe aus dem Lande gejagt zu werden, die der Lästerung verdächtigen Worte gebrauchen und dabei ausspucken oder wegspringen sollte.

Zu einem offenen Ausbruch kam der Judenhaß in Berlin bei Gelegenheit der Feier des Purimfestes im Jahre 1704. Die Berliner Juden feierten

das Fest, indem sie durch einige Knaben die Geschichte des Buches Esther aufführen ließen. Es war ein Schauspiel in hebräischer Sprache mit Musikbegleitung, an der sich die jüdische Gemeinde erfreuen wollte. Die Helden des Schauspiels, Ahasverus, Esther, Haman und Mardochai, liefen im vollen Schmucke am hellen Tage, gefolgt von unzähligen christlichen Gassenbuben, von einem Judenhaus zum anderen. Es gab einen großen Skandal in der ganzen Stadt, und die Entrüstung der guten Christen über ein solches Unterfangen der Juden, den christlichen Schulkomödien nachäffen zu wollen, war um so größer, als zufällig der jüdische Feiertag auf den Charfreitag fiel. Der allgemeine Unwille zwang die Regierung, den Juden für das Unternehmen eine Strafe aufzulegen.

Sechstes Kapitel.

Die Verwaltung unserer Stadt erhielt unter der Regierung Friedrichs eine vollständige Umgestaltung durch die Vereinigung der bisher selbständigen Ratskollegien der 5 zusammengehörigen Städte in einen Magistrat. Berlin hatte sich seit dem dreißigjährigen Kriege unaufhörlich in schneller Steigerung vergrößert und an Einwohnerzahl gewonnen. Während im Jahre 1654 die Einwohnerzahl von Berlin nur noch 6197 Seelen betrug, zählte die Stadt an Einwohnern:

Im Jahre	1690 . . .	21500,
„ „	1698 . . .	22400,
„ „	1700 . . .	29000,
„ „	1709 . . .	55000,
„ „	1712 . . .	61000.

Die Teilung der Residenz in die 5 Städte Berlin, Cöln, Friedrichswerder, Dorotheenstadt und Friedrichsstadt, die selbständige Verwaltung jedes dieser einzelnen Teile konnte nur nachteilig auf die Entwicklung des Gemeinwesens wirken. Die Zeit, in welcher die Schwesterstädte Berlin und Cöln wesentlich verschiedene Interessen gehabt hatten, war längst vorüber, die Unterschiede zwischen den einzelnen Teilen waren vollkommen verwischt, die Städte bildeten ein einziges, nur künstlich getrenntes Ganze.

Die Verwaltung in den fünf Städten war eine außerordentlich schwerfällige, 60 Ratsmitglieder und über 200 Beamte und Diener führten die Verwaltung. König Friedrich hegte daher schon seit langer Zeit den Wunsch, alle diese Magistraturen zu einer einzigen für die ganze Stadt zu vereinigen. Im Jahre 1707 befahl er dem Geheimen Rat von Ilgen, in dieser Beziehung Unterhandlungen mit den Räten der verschiedenen Städte anzuknüpfen und sie darauf aufmerksam zu machen, daß eine solche Vereinigung sicher zum Gedeihen aller Städte führen müsse. Wie sehr es auch in die Augen springen mußte, daß die Durchführung des königlichen Plans zum Vorteil der Stadt gereichen würde, so fand er doch bei den einzelnen Magistraten vielfach Widerstand; freilich nur bei den Magistraten, nicht bei dem Volk, denn die Bürger-

schaft wünschte selbst eine Vereinigung, die Magistratsmitglieder aber widerstrebten, weil ihr persönlicher Vorteil und ihr persönliches Ansehen in den einzelnen Städten schwinden mußte, wenn eine allgemeine Behörde eingesetzt wurde.

Am 1. Dezember 1707 erließ deshalb der König eine Verfügung an die fünf Magistrate, in der er sagte, er sei fest davon überzeugt, daß die Vereinigung zum Besten der Städte gereichen müsse, und er wollte deshalb bei dem einmal gefaßten Beschlusse verbleiben; aus diesem Grunde befehle er, daß inzwischen keine neuen Ratsmitglieder weiter gewählt würden. Am 17. Januar 1709 erfolgte der folgewichtige königliche Befehl, welcher die Vereinigung sämtlicher Magistrate bewirkte. Nach diesem Befehl sollten fortan alle Stadtteile und Vorstädte nur eine einzige Stadt unter einem einzigen Stadtrat bilden, und dieser zu gleichen Teilen aus reformierten und lutherischen



Das Palais des Prinzen Heinrich,
1754 bis 1764 von Boumann dem Vater erbaut, die nachmalige Universität.

Mitgliedern bestehen, und zwar aus 4 Bürgermeistern, 2 Syndicis, 1 Oekonomiedirektor, 1 Oekonomieeinnehmer, 1 Oekonomiekontroleur und 10 Ratsverwandten. Alle Rechte, welche bisher eine Stadt vor der andern gehabt habe, sollten aufgehoben sein, und sämtliche Städte nur eine Körperschaft unter dem Namen Berlin bilden. Der neu eingeführte Magistrat sollte seine Zusammenkünfte auf dem Cölnischen Rathause halten, weil dies den Mittelpunkt der ganzen Stadt bilde. Diese Bestimmung aber war vor der Hand nicht auszuführen, weil sich sofort erwies, daß das Cölnische Rathaus beschränkt und baufällig war. Es mußte deshalb im Jahre 1710 ein Umbau stattfinden; das Gebäude wurde in der Art hergestellt, wie es heute noch besteht. Einstweilen nahm die Stadtverwaltung Besitz vom Berliner Rathause, und dort blieb sie auch für die Zukunft, ohne daß weiter von einem Wechsel die Rede war. Dem Magistrat wurde die Verwaltung der Justiz-, Polizei-, Kirchen-, Schul- und Hospitalsachen, soweit er diese bisher gehabt hatte, überlassen. Inwiefern namentlich bei der Polizei, welcher der königliche Hof- und Steuerrat Grohmann als Kommissar vorstand, Einschränkungen stattfanden, werden wir noch weiter zu erörtern haben. Die Bestätigung der gewählten Ratsmitglieder sollte, wie immer Sitte gewesen war, jährlich eingeholt werden, die Versetzung derselben aber nicht wie bisher am St. Thomas-

tage, dem 21. Dezember, sondern zum Andenken an die am 18. Januar stattgefundene Krönung des Königs, an diesem Tage geschehen.

Dem Magistrat standen in der Verwaltung der städtischen Angelegenheiten die Stadtverordneten zur Seite. Die Stadtverordneten waren an die Stelle des Ausschusses der Viergewerke, der sogenannten Sechzehnmänner, getreten; früher waren sie von den Gewerken gewählt worden, um den Magistrat in seiner Amtsführung zu beaufsichtigen. Diese Sitte aber war längst eingeschlafen, sie ergänzten sich beim Ableben eines Verordneten selbst. Wenn eine erledigte Stelle besetzt werden sollte, so erwählten die Verordneten zwei Kandidaten aus der Bürgerschaft, wobei sie besonders Rücksicht darauf nahmen, daß die vier alten Gewerke sämtlich unter ihnen vertreten blieben. Die Kandidaten schlugen sie dem Magistrat vor, und dieser wählte aus den vorgeschlagenen den tauglichsten, verwarf aber auch wohl beide und setzte willkürlich einen neuen Stadtverordneten ein.

Wie der Rat gegenüber dem Fürsten die alte bürgerliche Selbständigkeit verloren hatte, so hatten auch die Stadtverordneten ihre Selbständigkeit dem Magistrat gegenüber verloren. War früher der Rat unbedingt bei der Stadtverwaltung an die Oberaufsicht der Verordneten gebunden, so blieb in neuerer Zeit diesen kaum noch eine andere als eine höchst untergeordnete Thätigkeit, die sich wesentlich auf die Teilnahme an der Polizeipflege und an anderen lästigen Geschäften beschränkte. Das Amt war zur Unbedeutenheit herabgesunken, und die Verordnung über die Einrichtung des rathäuslichen Wesens aus dem Jahre 1709 gedachte deshalb der Verordneten gar nicht mehr; der Rat verschmähte es selbst meistens, den Stadtverordneten die Rechnungen der Kämmerei zur Durchsicht und Entlastung vorzulegen. Auf die Verwaltung des Stadthaushalts hatten sie gar keinen unmittelbaren Einfluß mehr, und nur die Befugnis war ihnen geblieben, dem Rat im Namen der Bürgerschaft Vorstellungen zu machen, welche er befolgte oder nicht befolgte, wie ihm eben gut dünkte.

Die erste feierliche Einführung des neuen gemeinschaftlichen Stadtrats fand am 18. Januar 1709 statt, natürlich mit großem Gepränge, wie alle Feierlichkeiten unter der Regierung Friedrichs I. mit einem solchen verbunden waren. Eine außerordentliche Menge von schaulustigen Bürgern hatte sich versammelt; es wurden viele Reden gehalten, und der König, der hier wirklich etwas Gutes gethan hatte, in den Himmel erhoben. Das Volk, welches über die neue Einrichtung hoch erfreut war, jubelte den Redenden zu, und der gemeinschaftliche Stadtrat begann nun seine Regierung.

Wie vor dem Jahre 1709 die städtische Verwaltung in den fünf Städten getrennt war, so bestanden in diesen auch selbständige Gerichtshöfe. Es konnte nicht fehlen, daß in einer Stadt, welche sich in Handel und Gewerbe mächtig emporschwang, in der der Verkehr neue Bahnen eingeschlagen hatte, die Rechtspflege durch eine solche Trennung eine schleppende und unsichere werden mußte. Gerade hierdurch wurde vielleicht der König um so mehr bestimmt, die Vereinigung der Stadtbehörden vorzunehmen. Mit der Vereinigung wurde aber auch die Verfassung, nach der bisher jeder Magistrat in seinem Stadtteil die Rechtspflege verwaltet hatte, aufgelöst und ein allgemeines Stadtgericht für ganz Berlin begründet. Im Jahre 1710 erschien die neue Gerichtsverfassung, in der festgestellt wurde, daß das Stadtgericht jedesmal

aus einem Direktor, der stets aus den Bürgermeistern zu erwählen war, aus 5 Richtern und 6 Assessoren bestehen solle; auch hier war die Bestimmung beibehalten, daß die eine Hälfte des Personals dem lutherischen, die andere dem reformierten Bekenntnisse angehören müsse. Dieser Gerichtshof übte im Namen des Magistrats die Rechtspflege über die Bürger der sämtlichen Städte und über diejenigen Fremden, welche sich in den Häusern der Bürger aufhielten, in allen Testaments-, Subhastations-, Liquidations- und Hypothekensachen; der Magistrat behielt die Rechtspflege in Polizei-, Handwerks-, Vormundschafts- und Wechselsachen, während in den einzelnen Stadtteilen noch Untergerichte eingerichtet wurden, aus einem Einzelrichter und zwei Schöffen bestehend, welche Injurien-, Dienstboten- und kleine Schuldsachen im Wege eines kurzen Verfahrens abzumachen hatten; den Unterrichtern wurden auch die Kriminalsachen und die Aufsicht über Thee-, Kaffee- und Spielstuben übertragen.

Die Polizeiverwaltung war schon früher, im Jahre 1693, soweit sie die Beaufsichtigung der Marktordnung, der Maße und Gewichte, des Verkaufs der Lebensmittel rc. betraf, in einer Polizeidirektion vereinigt worden. Eine Verbesserung des Polizeiwesens hatte sich mit der anwachsenden Einwohnerzahl so dringend notwendig gemacht, daß Friedrich sich zu einer solchen entschloß und sie seinen eigenen Beamten übertrug, da der Magistrat durch mancherlei Saumseligkeit gerade die traurigen polizeilichen Zustände verschuldet hatte. Das Polizeidirektorium erhielt einige Zimmer auf dem königlichen Schlosse, um darin seine Sitzungen zu halten; 2 Marktmeister und 15 Aufseher wurden der Direktion zu Diensten gestellt. Die neuen Polizisten zeigten bald genug, daß sie von der Wichtigkeit ihres Amtes tief durchdrungen waren, sie machten sich den Bürgern so unausstehlich, wie dies jemals eine Polizei gethan hat. Es gab häufig unangenehme Auftritte zwischen der königlichen Polizei und den Marktleuten; wo sich ein Polizist in den Bierstuben sehen ließ, wurde er verhöhnt, beschimpft und mitunter selbst gemißhandelt. Wie verhaßt die Polizisten waren, geht daraus hervor, daß Friedrich sich gezwungen sah, eine Verordnung zu erlassen, in der er aussprach, daß die Polizeibeamten nicht als unehrliche Leute zu betrachten seien, und daß auch ihren Kindern in den Zünften Aufnahme verstattet werden müsse, indem man ihnen nicht ihre schimpfliche Geburt zum Vorwurf anrechnen dürfe. Diese Verordnung genügte indessen nicht, um die Polizei den Berlinern in einem besseren Lichte erscheinen zu lassen. Die Beschimpfung der Beamten dauerte fort. Bei den Untersuchungen gegen diejenigen, welche einen Beamten verhöhnt, vielleicht sogar gemißhandelt hatten, wurde meist die Entschuldigung gebraucht, man habe nicht gewußt, daß der Betreffende ein königlicher Polizeibeamter sei. Bei anderen Gelegenheiten gaben sich auch wohl Betrüger für Polizisten aus, um unter diesem Titel verbrecherische Unternehmungen verbergen zu können. Aus diesem Grunde gab Friedrich fortan den Polizeidienern eine Kleidung, die ihr Amt kenntlich machte. Daß sie beliebter hierdurch geworden wären, melden die Chroniken indessen nicht. Die Funktionen der königlichen Polizei wurden bald genug auch über den gewöhnlichen Marktverkehr hinweg erweitert.

Der Plan zur Vereinigung der sämtlichen Städte der Residenz hatte jedenfalls Friedrich schon vom Beginn seiner Regierung an vorgeschwebt; er begann diese Vereinigung anzubahnen, indem er schon im Jahre 1688 den

Gewerken in den fünf verschiedenen Städten auf ihr Gesuch gemeinschaftliche Rechte erteilte und ihnen gestattete, sich zu verbinden, so daß niemandem, der in einer der Städte sein Meisterrecht gewonnen hatte und in eine andere der Berliner Städte ziehen wollte, dies verweigert werden konnte. Nur das Gewerk der Schuster wurde noch ferner von solchen Vorteilen ausgeschlossen, da sich der Magistrat der Vereinigung der Schuster mit allen Kräften widersetzt hatte. Es gab im Jahre 1688 in den sämtlichen Städten Berlins zusammengenommen 128 Schuhmachermeister, von denen ein großer Teil auf das eigentliche Berlin kam. Die Berliner hatten vor den Schustern in den übrigen Stadtteilen große Vorteile; fast alle ankommenden Gesellen begaben sich zu ihnen und fragten nach den Meistern in den anderen Städten wenig; die Berliner hatten Arbeiter im Ueberfluß, den Cölnern, Dorotheen- und Friedrichsstädtern fehlte es stets daran. Es gab zwischen den Meistern und Gesellen in den verschiedenen Städten zahlreiche Händel, und das Geschäft litt darunter so, daß die Schuster selbst die Notwendigkeit einer Vereinigung fühlten. Der Magistrat von Berlin kämpfte aber dagegen und schritt gegen alle Meister, welche sich widerspenstig zeigten, mit harten Strafen ein. Jedem Berliner Meister war bei 10 Thalern Strafe die Verbindung mit den Gewerksgenossen in den anderen Städten untersagt; zweien derselben, welche sich bei einem Leichenbegängnis eines Friedrichsstädter Schusters beteiligt hatten, wurde der Schimpf angethan, daß man sie in dem Sankt Georgenturm gefangen setzte. Ein früherer Schuster, Christoph Ulm, der sein Handwerk niedergelegt und eine Gastwirtschaft angelegt hatte, wurde zum Werkmeister bei den Schustern eingesetzt, und man gestattete ihm, daß er zu Pfingsten unter der Predigt einige Faß Bier ausschänkte in der Absicht, die Gesellen nach Berlin zu ziehen. Ein heftiger Kampf zwischen Magistrat und Schustergewerk war die Folge der unpolitischen Maßregeln der Stadtbehörde; beide Parteien wandten sich an den Hof, der Magistrat mit der besonderen Bitte, daß die Vereinigung der Schuster unter jeder Bedingung verhindert werden möge; er führte in seiner Eingabe als Beweis für die Gefährlichkeit der Schusterverbindung an, daß dieses Gewerk seit alten Zeiten besonders geneigt zum Aufruhr gewesen sei. Der Streit wurde endlich im September 1691 zu Gunsten der Schuster, denen wie den anderen Gewerken ein Generalprivilegium gegeben wurde, geschlichtet; jedoch wünschte Friedrich, sie möchten, um Streit und Uneinigkeit zu verhüten, wie früher auch ferner abgesonderte Zusammenkünfte haben.

Durch die Vereinigung der Gewerke in der ganzen Stadt wurde dem schroffen Zunftgeist, der noch in vielen Gewerken herrschte, einigermaßen entgegengearbeitet. Da die Innungen, je kleiner sie waren, und je enger sich die Bezirke begrenzten, in welchen sie ihr Gewerbe betrieben, sich um so schroffer an das Alte und Hergebrachte hängten, so mußte ihre Ausbreitung über die ganze Stadt notwendig einen wohlthätigen Einfluß auf sie ausüben. Der Wettbewerb ist die Mutter der Gewerbefreiheit; je größer jener, je notwendiger diese. Der Wettbewerb der Gewerbetreibenden mußte natürlich wachsen mit der Verbreitung der Innungen über ganz Berlin.

Friedrich hatte ein richtiges Gefühl dafür, daß die Freiheit der Gewerbe zu ihrem Emporblühen führen würde; er konnte natürlich nicht daran denken, eine allgemeine Gewerbefreiheit einführen zu wollen, eine solche würde

dem Geist seiner Zeit durchaus widerstrebt haben; aber er war redlich bemüht, wenigstens manche der lästigsten Schranken des Gewerbeverkehrs zu beseitigen, soweit ihm diese nicht selbst notwendig erschienen um seines eigenen Vorteils willen. Ebenso auch bestrebte er sich, einige tief eingewurzelte Krebsschäden der alten Zunftverfassungen auszurotten.

Schon am 7. Mai 1688 erließ Friedrich eine Verordnung, durch welche er die Beschränkungen aufhob, nach der jedes Handwerk nur eine bestimmte Zahl von Meistern in sich aufnehmen durfte; nur in einzelnen Fällen wurde in der falschen volkswirtschaftlichen Ansicht, dies sei zum Schutz eines sich erst entwickelnden Gewerbes nötig, eine Ausnahme gemacht. So erhielten die Wollenarbeiter 1691 die Genehmigung, daß ihre Zahl sich nicht über 20 in Berlin vermehren dürfe. Den Bäckern und Fleischern, welche oft genug ihre geschlossene Zunft ausbeuteten, um die Preise der Lebensmittel in die Höhe zu schrauben, wurde zu Gunsten der übrigen Bürger eine heilsame Konkurrenz durch die Bestimmung vom 8. April 1693 gemacht, nach welcher den fremden Bäckern und Schlächtern erlaubt wurde, zweimal in der Woche, Mittwochs und Sonnabends, in die Stadt zu kommen, um von morgens bis nachmittags um 2 Uhr ausgeschlachtetes Fleisch, Brot und Semmeln auf dem Neuen Markte zu Berlin, dem Hundemarkte zu Cöln und auf dem Friedrichswerder vor dem Rathause zu verkaufen.

Um die immer größer werdende Stadt noch außerdem gegen etwaigen Mangel, der bei den noch so sehr im Argen liegenden Verkehrsstraßen und der Schwierigkeit einer Zufuhr der Lebensmittel von weit her zur Zeit von Mißernten leicht eintreten konnte, zu schützen, ließ Friedrich im Jahre 1709 in der jetzigen Neuen Friedrichstraße ein Proviantshaus einrichten und befahl außerdem dem Magistrat, ein Kornmagazin herzustellen, zu welchem die Böden der Klosterkirche, des Hospitals und des Rathauses in Berlin bestimmt wurden. Im Jahre 1711 befanden sich 300 Wispel Roggen, 50 Wispel Mehl und eine nicht unbedeutende Menge Hirse in diesen Magazinen; die überschüssigen Vorräte wurden zu wohlthätigen Zwecken verbraucht. Ein zweifelhaftes anderes Mittel, um die Lebensmittel möglichst wohlfeil zu machen, war das Verbot des Vorkaufs solcher Waren, damit die Verkäufer gezwungen würden, diese auf dem Markte loszuschlagen. Vorkaufsverbote hatten schon seit langen Jahren bestanden, sie waren aber meist wenig beachtet worden. Jetzt erließ Friedrich schon im ersten Jahre seiner Regierung ein neues derartiges Verbot und bestimmte, daß künftig Federvieh, Gartengewächse, Butter und andere Lebensmittel jedes an einem bestimmten Orte feilgeboten werden sollten. Der Neue Markt, der sich als ein besonders geeigneter Marktplatz herausstellte, wurde mit neuem Steinpflaster belegt, um den Marktverkehr zu erleichtern.

Auch der Teuerung des Brennmaterials suchte Friedrich entgegenzuwirken, indem er am 20. Juni 1693 eine Verordnung erließ, in der die Preise des Brennmaterials festgestellt waren. Ein Haufen Kienholz sollte nicht mehr als 3 Thaler, Eichenholz 4 Thaler, Elsen- und Birkenholz nicht mehr als 5 Thaler bei Strafe der Einziehung des zum Verkauf ausgestellten Holzes kosten; auch später wurde der Preis nur um ein Unbedeutendes erhöht. Die in den königlichen Forsten gehauenen Hölzer wurden ebenfalls nicht teurer verkauft, wenn nicht besondere Umstände, etwa weiter Transport, einen wenig höheren Preis bedingten.

Alle solche Verordnungen gingen vom Könige unmittelbar aus. Die Bürger waren schon daran gewöhnt, sich beherrschen zu lassen. Sie dachten wenig daran, Maßregeln ins Leben zu rufen, die von allgemeinem Vorteil waren. Jeder einzelne strebte nur für sich und suchte allen den Neuerungen, die ihn vielleicht in seinem Gewerbe, wenn auch nur für einen Augenblick, stören konnten, Hindernisse in den Weg zu legen. Viele alte und verrottete Vorurteile mußten überwunden werden, um heilsame Verbesserungen ins Leben zu rufen. So erließ Friedrich am 18. April 1705 einen Befehl, in welchem er verordnete, daß fortan die Kinder der Schäfer, Vögte, Stadtdiener, Wächter ꝛc. in die Zünfte aufgenommen werden sollten, und am 19. Februar 1710 einen anderen, nach welchem die Kinder aus den Armenhäusern unentgeltlich in die Zünfte eingeschrieben werden mußten. Die alten Verordnungen, nach denen die Kinder der mißachteten Beamten nicht unter der vermeintlichen Unehrlichkeit ihrer Eltern leiden durften, wurden somit abermals aufgefrischt, und wie notwendig dies war, geht daraus hervor, daß die Zünfte niemand als Mitglied anerkennen wollten, der sich mit einer Schäferstochter verheiratet hatte. Solche alte Vorurteile auszurotten, war die schwierigste Aufgabe der Gesetzgeber jener Zeiten!

Zu den anerkennenswerten Förderungsmitteln des Handels und Verkehrs unter der Regierung Friedrichs gehört auch die Festsetzung bestimmter Maße und Gewichte. Die Unsitte unzuverlässiger Maße und Gewichte hatte so sehr überhand genommen, daß dadurch eine große Unsicherheit im Verkehr entstanden war. Friedrich erwarb sich daher durch seine Verordnungen ein wirkliches Verdienst.

Eine andere für Berlin ebenfalls sehr wichtige Einrichtung, welche Friedrich ins Leben zu rufen sich bemühte, war eine allgemeine Stadt- und Land-Feuerkasse. Im Jahre 1706 erließ der König eine Verordnung, in welcher er erklärte, daß er während seiner Regierung von Stadt- und Landbewohnern häufig angegangen worden sei, ihnen Beihülfe von Geld, Baumaterialien ꝛc. zu bewilligen, um ihre niedergebrannten Gehöfte wieder aufzubauen. Zur Abstellung solcher Not solle eine allgemeine Stadt- und Land-Feuerkasse eingerichtet werden, zu der alle Eigentümer gewisse Prozentgelder einzuzahlen hätten. Der Versuch ward gemacht; aber mit den Vorurteilen der alten Berliner zu kämpfen, war eine schwierige Aufgabe; es wurden der neuen Anstalt so viele Hindernisse in den Weg gelegt, daß der König im Jahre 1711 gezwungen wurde, sie wieder aufzuheben.

Besser gelang ihm eine andere wohlthätige Einrichtung, die Begründung einer Armenkasse für Berlin. Im Jahre 1693 hatte Friedrich für sämtliche Residenzstädte eine Armenkommission ernannt; diese bestimmte, daß die Armen Montags und Donnerstags auf dem Berliner Rathause sich versammeln mußten, damit ihre Würdigkeit und Bedürftigkeit geprüft werden könne. Sie ordnete zugleich eine Haussammlung an, aus deren Erträgen die Armen unterstützt werden sollten. Wöchentlich ging von Haus zu Haus in der Stadt eine Büchse, in die jeder seine Beiträge legte. Im Jahre 1695 wurde eine wirkliche Armenkasse eingerichtet, welche der Ursprung unserer noch heute bestehenden Hauptarmenkasse ist. Für diese wurde fortan die Sammlung bestimmt; auch der König lieferte jährliche Beiträge, und außerdem wurden in allen Kirchen Becken ausgestellt, um für die Armen zu opfern. Beiträge

von Privaten, Vermächtnisse, Geschenke aller Art flossen der neuen Kasse zu. So gewann denn die Armenverwaltung eine neue Grundlage. Der Staat übernahm die Sorge für die Hausarmen und die Bettelpolizei, der Stadt blieben nur die verschiedenen Hospitäler. Wir werden erst weit später zu erzählen haben, wie die städtischen Behörden wieder die gesamte Armenverwaltung übernehmen mußten. — Das Armenwesen der französischen Kolonie blieb dieser vorbehalten; später richteten auch die Berliner Juden und die katholische Gemeinde ein eigenes Armenwesen ein. — Alle diese Maßregeln, die wirtschaftlichen Zustände der Stadt zu verbessern, wie anerkennenswert sie auch sein mochten, genügten indessen nicht, um für die Störungen, welche die unsinnige Steuergesetzgebung unter Friedrich dem Handel und Verkehr in den Weg legten, ein Gegengewicht zu bieten.

Der Steuerdruck war gegen das Ende der Regierung Friedrichs so stark, die Hemmung des Verkehrs wurde so gewaltig, daß sich trotz der großen Summe, welche der Hof in Berlin verzehrte, doch nach und nach eine Verminderung des Gewerbebetriebes zeigte. Handel, Handwerks- und Fabriksthätigkeit verminderten sich, obwohl die Einwohnerschaft stetig zunahm. Die entsetzliche Finanzwirtschaft des verschwenderischen Königs würde, wie sie die Verarmung des Landes zur Folge hatte, endlich auch die der Residenz mit sich geführt haben, wenn dieser nicht von außerhalb fortwährend neue Kräfte zugeflossen wären. Friedrich beförderte wie sein Vater den Zuzug der wegen ihrer Religion verfolgten Ausländer nach Berlin, indem er sie von der Zahlung der Einzugsgelder vollständig befreite. Berlin hat dieser Beförderung der Freizügigkeit einen wesentlichen Teil seines Emporblühens zu verdanken.

Neben den aus Frankreich vertriebenen Protestanten, neben den Waldensern aus Piemont kamen in den Jahren 1698 und 1699 Wallonen, welche im 16. Jahrhundert vom Herzog v. Alba aus den Niederlanden vertrieben worden waren, sich dann in der Pfalz angebaut hatten, diese aber, weil ihre neue Heimat von französischen Heeren besetzt worden, verlassen mußten, um ihrem Glauben treu bleiben zu können. Außerdem wandten sich viele Franzosen, die sich ursprünglich in der Schweiz niedergelassen hatten, dort aber ebenfalls in ihrem Glauben beengt wurden, nach der Mark Brandenburg. Fast zu gleicher Zeit kamen auch Reformierte aus dem an Frankreich gefallenen Fürstentum Orange nach der Mark. Von allen diesen Flüchtlingen zog sich ein guter Teil nach Berlin. Im Jahre 1700 betrug ihre Zahl schon 5000 bis 6000, also etwa den fünften Teil der gesamten Bevölkerung. Die aus dem Fürstentum Orange Eingewanderten siedelten sich auf dem Köpnicker Felde an und beschäftigten sich vorzüglich mit Gartenbau. Die Oranienstraße hat von ihnen ihren Namen. Die fremden Zuzügler wurden nach allen Richtungen kräftig unterstützt, und ihren Sitten und Angewohnheiten wurde so weit Rechnung getragen, daß man ihnen nicht nur ihre eigenen Schulen und Kirchen, ihre Hospitäler, Armenverwaltung und andere Wohlthätigkeitsanstalten ließ, sondern ihnen sogar einen eigenen Gerichtshof gewährte.

Mit den Franzosen kamen neue Industriezweige in unsere Stadt, unter anderen auch einer, der wieder vollständig verschwunden ist, der Personenverkehr vermöge der Porte-Chaisen oder Sänften. Dieser begann schon unter der Regierung des großen Kurfürsten, nachdem durch die Anlage des Friedrichs-

werders und der Dorotheenstadt der Umfang Berlins so bedeutend gewachsen war, daß vornehme Leute, besonders bei schlechtem Wetter, nicht gern die Straßen zu Fuß durchwandern mochten. Es wurden Porte-Chaisen eingerichtet, als deren Träger die ärmeren Franzosen angenommen wurden. Diese Einrichtung fand solchen Beifall, daß sie sich bald einbürgerte. Am 1. Januar 1688 erschien eine Verordnung für den Porte-Chaisen-Dienst. Die Sänften wurden auf dem Schloßplatze beim Berlinischen Rathause und auf dem Werder aufgestellt und mit Nummern bezeichnet; anfangs nur 12 mit 24 Trägern. Später wurde die Zahl bedeutend vermehrt. Eine Sänfte kostete für einen ganzen Tag 20 Groschen, für eine Stunde 4 Groschen; für das Tragen auf eine bestimmte Strecke durfte nicht mehr als 3 Groschen bezahlt werden.

Siebentes Kapitel.

Es ist merkwürdig genug, daß Friedrich, der selbst der zügellosesten Verschwendung huldigte, vom Volke Sparsamkeit verlangte, daß er, der die Kleidung seiner Hofdiener nicht prachtvoll genug bekommen konnte, Einfachheit und Schmucklosigkeit für die Bürger predigte, ja bei Strafe anbefahl. Zu verschiedenen Malen wurden unter der Regierung Friedrichs Verordnungen erlassen, durch welche die Verschwendung bei Familienfesten und die übermäßige Pracht in der Kleidung verboten wurden, und es klingt gewiß sonderbar, wenn derselbe Fürst, der durch seine eigene Verschwendung sein Land arm machte, in der Verordnung vom 28. Mai 1696 sagt:

„Er habe mit großem Leidwesen bemerkt, daß der Luxus, die Ueppigkeit in der Kleiderpracht, in der Ausrichtung von Familienfesten und Gastereien ungeachtet der kümmerlichen und nahrlosen Zeiten im Lande und besonders in der Residenz so hoch gestiegen sei, daß man nicht allein des höchsten Gottes Zorn und Strafe nach den in seinem heiligen Worte enthaltenen gerechten Bedrohungen zu fürchten habe, sondern daß auch die meisten Familien dadurch verarmten und zu Grunde gerichtet würden, die Eltern den Kindern Schulden und Armut hinterließen."

Friedrich glaubte, das Vorrecht zur Verschwendung für sich allein zu haben, das Volk war ihm nur eine große, Steuer zahlende Masse, es sollte für ihn sparen! Die Bürger von Berlin kümmerten sich wenig um die Luxusverordnungen, so lange der Hof ihnen mit dem Beispiel maßloser Verschwendung voranging. Wie sie dergleichen Verordnungen zu umgehen verstanden, möge ein einziges Beispiel zeigen. Die Sitte gebot, bei Leichenbestattungen große Pracht zu entfalten; es wurde mit allen Glocken geläutet, und den Hinterbliebenen erwuchsen dadurch bedeutende Kosten. Friedrich untersagte dies daher im Jahre 1693. Aber das Verbot führte nur zu einem noch größeren Luxus. Es wurden jetzt die sogenannten heimlichen Leichenbegängnisse eingeführt, die Bestattung zur Nachtzeit, bei denen noch größere Verschwendung herrschte als früher. Eine ungeheure Menge von Fackeln und Lichtern

wurde dem Sarge voraus getragen, die Kirche war hell erleuchtet, mehrere Prediger mußten Reden halten, und es erwuchsen hierdurch nur noch bedeutendere Kosten für die Familien der Verstorbenen. Auch ein neues Verbot führte nur zu neuen Formen der Verschwendung.

Auf äußeren Prunk und den sinnlichen Genuß war während der Regierungszeit Friedrichs der Sinn der Berliner Bürger gerichtet. Die Zahl der Gasthäuser und Schenken vermehrte sich daher jährlich, besonders die der letzteren, da die Regierung seit dem Jahre 1704 die Errichtung von Thee- und Kaffeeschenken, wie wir bereits erwähnten, der Accise wegen beförderte. Am Ende der Regierung Friedrichs gab es in Berlin schon 14 Wirtshäuser; von einigen kennen wir die Schilder: „Der König von Preußen“ befand sich in der Brüderstraße, „der König von England“ in der Breitenstraße, „der goldene Löwe“ in der Königsstraße. Die Wirtshäuser waren meist zugleich Spielhöllen, denn außer anderen Lastern war das Spiel in alle Stände eingedrungen. Am Hofe spielte man mit Leidenschaft, und häufig gelang es fremden Glücksrittern, sich bei den Hofherren einzuführen und deren Geldbeutel zu leeren.

Richtete das Spiel schon manche der adligen Herren zu Grunde, so wirkte es noch verderblicher in den niederen Ständen, welche fast in allen Wirtshäusern, Bier- und Kaffeeschenken ihre Leidenschaft befriedigten. Im Jahre 1692 kam ein neues Spiel nach Berlin, welches den Namen „das englische Eichenspiel“ trug und schnell beliebt wurde. Es wurde so hoch betrieben, daß manche Personen 200 bis 300 Thaler, ein Kapitän sogar 1200 Thaler darin verloren. Als dies ruchbar wurde, verbot es Friedrich bei 1000 Thaler Strafe, aber dies Verbot fruchtete ebensowenig wie die Bestimmung der Kammergerichts-Ordnung vom Jahre 1709, daß Spielschulden nicht eingeklagt werden dürften.

Mit dem Hange zum Luxus, zum Vergnügen, zum Spiel war bei den Berlinern eine unglaubliche Roheit der Sitten verbunden. Blutige Raufereien auf offener Straße, Duelle mit tödlichem Ausgang waren an der Tagesordnung, obwohl der Tod den überlebenden Duellanten bedrohte, und obgleich Friedrich dies Gesetz in vollster Strenge zur Ausführung bringen ließ, oft sogar in einer jedes Gefühl empörenden Weise. Am 22. März 1698 erzürnten sich zwei alte Unteroffiziere und duellierten sich infolge eines unbedeutenden Streites auf dem Holzmarkt vor dem Stralauer Thor. Der ältere, ein Mann von 60 Jahren, Namens Bartel Jürgen, erstach den anderen, der 50 Jahre zählte. Der Gefallene wurde auf königlichen Befehl nicht begraben; die Leiche mußte liegen bleiben, bis dem Ueberlebenden der Prozeß gemacht worden war. Bartel Jürgen wurde 3 Wochen nach dem Duell zu dem Galgen vor dem Sankt Jürgenthor geführt; die halb verweste Leiche des Gefallenen riß man aus dem Sarge und führte sie auf einem Schlitten ebenfalls nach dem Galgen. Der Mörder wurde gehenkt, neben ihm der Leichnam, dem man das Sterbehemd, welches ihm seine Verwandten angethan hatten, wieder auszog und ihn mit dem blutigen Hemd, in dem er seinen Tod gefunden, von neuem bekleidete. Mörder und Opfer wurden mit Ketten um die Hälse aneinander gefesselt, und man ließ sie zur Warnung für alle Duellanten hängen, bis sie von selbst vom Galgen herabfielen.

Trotz dieses warnenden Beispiels dauerten aber die Duelle fort. Auch nächtliche Einbrüche und Diebstähle fanden fortwährend statt, obgleich die

strengsten Strafen die Thäter bedrohten. Im Jahre 1693 nahm das Raubunwesen sogar so sehr überhand, daß eine Verordnung erschien, nach der demjenigen, der zur Habhaftwerdung von Dieben beitragen würde, unter Verschweigung seines Namens der vierte Teil des Gestohlenen als Belohnung versprochen wurde. War der Angeber ein Teilnehmer des Verbrechens, so sollte er, wenn er Reue zeige, von aller Strafe frei sein. Im Jahre 1700 wurde öffentlich durch Trommelschlag verkündet, daß alle Diebstähle, auch wenn sie den Wert von 10 Thalern nicht erreichten, mit dem Strange bestraft werden sollten, und im Jahre 1705 wurde das Gesetz mit dem Zusatze erneuert, daß Diebe und Diebeshehler vor dem Hause, in welchem der Diebstahl geschehen, aufgehenkt werden sollten, ohne Rücksicht auf den Betrag des Diebstahls. So streng solche Gesetze erschienen, nützten sie doch wenig oder nichts. Es war möglich, daß im Jahre 1705 eine Räuberbande zu verschiedenen Malen am hellen Tage in die Häuser eindrang, Raub- und Mordthaten beging, und auch nach dieser Zeit kamen Verbrechen aller Art ununterbrochen vor, obgleich die Zahl der in Berlin hingerichteten Personen außerordentlich groß war. Es ist dies ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß selbst die grausamste Todesstrafe den Zweck, vom Verbrechen abzuhalten, nicht erfüllt, daß im Gegenteil das blutige Schauspiel öffentlicher Hinrichtungen nur dazu beiträgt, das Volk mit dem Gedanken des Blutvergießens vertraut zu machen, die Roheit der Sitten und damit die Geneigtheit zum Verbrechen zu befördern.

Die letzten Regierungsjahre waren für den König Friedrich eine Zeit großer Sorgen und schweren Kummers. Von dem Tage seiner dritten Vermählung an hatte er nur wenig Freude gehabt. Von allen Seiten liefen Klagen ein über böse Zeiten, über drückende Steuern und über die Verarmung des Landes.

Zwei Todesfälle in der Familie trugen ebenfalls dazu bei, die Laune des Königs zu verdüstern, so daß Friedrich wenig Lust mehr an glänzenden Festlichkeiten empfand. Die letzte glanzvolle Feierlichkeit, welche er erlebte, war die, mit der er die Geburt seines Enkels, des späteren Königs Friedrich II., am 24. Januar und dessen Taufe am 31. Januar 1712 verherrlichte.

Eines Tages ruhte der König schlummernd in seinem Armstuhl; da wurde er durch eine grauenhafte Erscheinung aus dem Schlafe geweckt. Vor ihm stand eine hohe, weiße Gestalt mit wild herabhängenden Haaren, welche ihre nackten, mit Blut bedeckten Arme und Hände gen Himmel hob, ihn mit großen Augen, aus denen der Wahnsinn glühte, anstarrte, und welche sich dann mit Zetergeschrei über ihn hinwarf. Es war die Königin, welche der Aufsicht ihrer Hofdamen entronnen war. Eine Galerie führte aus den Zimmern der Königin zu denen Friedrichs. Durch diese war die Wahnsinnige geeilt; eine Glasthür, welche sie vom Schlafgemach ihres Gatten trennte, zerschlug sie und verletzte sich dadurch schwer an Armen und Händen. So war sie zum Könige gedrungen, hatte sich über ihn geworfen und überhäufte ihn, heftig schreiend, mit Vorwürfen über sein lasterhaftes Leben. Die Bedienten, welche sich in den Nebenzimmern aufhielten, wurden durch das Geschrei herbeigerufen; sie rissen den König aus den Händen seiner Gattin und brachten diese wieder in ihr Zimmer zurück. Der Schreck verschlimmerte die Krankheit des Königs. Friedrich mußte sofort ins Bett gebracht werden und verließ

es nicht wieder. „Ich habe die weiße Frau gesehen, ich werde nicht wieder besser werden!“ rief er aus, als man ihn ins Bett legte. Noch immer konnte er nicht zur Klarheit darüber kommen, daß jene grauenhafte Erscheinung seine Gemahlin gewesen sei. Seine Krankheit dauerte 6 Wochen. Er fühlte selbst, daß sie tödlich sei.

Als er am Abend des 24. Februar 1713 sein Ende nahe fühlte, da ließ er den Kronprinzen rufen, um Abschied von ihm zu nehmen. Der Prinz eilte sofort zu seinem Vater. Als er über den Schloßplatz ging, sah er aus den Fenstern eines Saales, der sonst stets verschlossen gehalten wurde, hellen Lichtschimmer hervorglänzen, als ob der Saal mit vielen hundert Flammen erleuchtet worden sei. Er blieb staunend stehen und wandte sich an die Offiziere, die ihn begleiteten, um diese auf die merkwürdige Erscheinung aufmerksam zu machen. Alle sahen das Licht und vermochten dennoch nicht, sich zu erklären, weshalb gerade jener Saal so festlich erleuchtet sei. Auf Nachfrage bei dem Kastellan ergab sich, daß der Saal seit langer Zeit fest verschlossen und kein Licht darin gewesen sei. Die wahrscheinlich durch eine einfache Lichtspiegelung hervorgebrachte Erscheinung wurde damals in Berlin allgemein als ein übernatürliches Ereignis, welches den Tod des Königs anzeige, betrachtet. In der That starb Friedrich am Tage darauf, am 25. Februar 1713, 55 Jahre alt, nach 25 jähriger Regierung.

Er hinterließ seinem Sohne ein Land von 2074 Quadratmeilen mit 1730000 Einwohnern, welches unter seiner Regierung durch Erbschaft und Kauf sich um die Fürstentümer Mörs und Neufchatel und die Grafschaften Lingen und Tecklenburg sowie um die Schutzgerechtigkeit über das Stift Quedlinburg und die Reichsstadt Nordhausen vergrößert hatte, aber durch übermäßige Steuern fast erdrückt und vollständig verarmt war.



Siebente Abteilung.

Berlin zur Zeit Friedrich Wilhelms I.



Erstes Kapitel.

Mein Vater hat euch mit Ruten gezüchtigt, Ich aber werde euch mit Skorpionen züchtigen! — Hatte König Friedrich als Despot geherrscht, so war König Friedrich Wilhelm ein Tyrann; war Friedrich bemüht gewesen, in seinem Hofe die Gesamtheit des Staats zu vereinigen, so brachte Friedrich Wilhelm den Grundsatz Ludwigs XIV.: „l'état c'est moi! Ich bin der Staat!" in vollster Bestimmtheit zur Ausführung, indem er jede freie Regung, jede Selbständigkeit seines Volkes mit Gewalt unterdrückte!

Es liegt etwas Großartiges in dem Charakter dieses Fürsten, dem wir eine gewisse Bewunderung nicht versagen können, wenn wir auch keineswegs die Augen schließen gegen seine Schwächen und gegen die großen Härten seines Charakters. Friedrich Wilhelm war in allen Stücken der gerade Gegensatz seines Vaters; ein Feind des äußeren Scheins, prachtvoller Feste, hohler Titel, ein Verächter von Wissenschaft und Kunst, sparsam bis zum Geiz und verschwenderisch nur, wo es die Befriedigung seiner militärischen Leidenschaft galt; ein Republikaner, wie er sich selbst gern nannte, weil er niemanden über sich dulden mochte; ein Fürst, dem Rang, Titel, Ahnen gleichgültig waren, der unwürdige Persönlichkeiten adelte, um dadurch den Ahnenstolz seiner Edeln zu verhöhnen! Friedrich Wilhelm war kein großer Mann, aber ein gewaltiger Charakter; er war kein guter Fürst, weil er ein böser Mensch war. Seiner Selbstsucht, seinem Eigenwillen brachte er jedes Opfer; deshalb sind auch nur wenige Fürsten jemals von ihrem Volke so gehaßt worden wie Friedrich Wilhelm. Er war boshaft, ungerecht, jähzornig, grausam bis zum Blutdurst. Seine Regierung bildet eine fortlaufende Reihe von Gewaltthaten.

Friedrich Wilhelm war am 4. (14.) August 1688 auf dem Schlosse zu Cöln geboren. Schon in frühester Jugend zeigte der kleine Prinz einen gewaltigen, fast unbeugsamen Trotz, der seiner Mutter und seiner Gouvernante, einer Französin, Frau v. Montbeil, viel zu schaffen machte. Der unbändige Knabe entwuchs schnell der weiblichen Erziehung; es war nötig, ihm einen

tüchtigen Hofmeister zu geben, der mit starkem Willen den Trotzkopf bändigte. Die Wahl Sophie Charlottens fiel auf den Generallieutenant Alexander v. Dohna. Dieser erhielt einen eingehenden Plan für den Unterricht des Prinzen, in welchem ihm insbesondere zur Pflicht gemacht wurde, den Kronprinzen in der reformierten Religion zu erziehen und ihn von der Majestät und Allmacht Gottes wohl und dergestalt zu informieren, daß ihm allezeit eine heilige Furcht und Veneration vor Gott und dessen Geboten beiwohne. Er sollte außerdem auch in den Wissenschaften tüchtig unterrichtet und überhaupt zu einem wahrhaft musterhaften Fürsten ausgebildet werden.

Schon früh zeigte sich, daß der Kronprinz ein besonderes Vergnügen daran fand, Unheil anzurichten und seiner Roheit gegen jedermann freien Lauf zu lassen; zu gleicher Zeit verriet er auch schon in frühen Jahren einen Geiz, der bei einem Knaben widerwärtig war, und eine Härte des Charakters, welche bis zur Bösartigkeit ging. Die Königin war hierüber tief betrübt, aber vergeblich bemühte sie sich, veredelnd auf das Gemüt des Sohnes zu wirken; von Jahr zu Jahr zeigte sich deutlicher, daß Friedrich Wilhelm zum Hofmanne verdorben war. Er zog sich, so viel er irgend konnte, von den Hoffesten zurück, um sich seinem Lieblingsvergnügen, der Jagd, zu widmen oder sich mit militärischen Spielereien zu beschäftigen, für welche er den größten Teil seines Taschengeldes aufwandte.

Der König hatte ihm eine Kompagnie Kadetten übergeben, welche er befehligte. Später wurde ihm ein Infanterie-Regiment verliehen, und hier



Die Universität, das ehemalige Palais des Prinzen Heinrich
(von Boumann dem Aelteren 1754 bis 1764).

Davor die Denkmäler der Gebrüder v. Humboldt: Wilhelm v. H. modelliert von Paul Otto, Alexander v. H. modelliert von Reinhold Begas.

zeigte er zuerst jene Vorliebe für ungewöhnlich große Leute, welche später in ihm zu einer wahren Krankheit ausartete. Friedrich Wilhelm verwandte all sein Geld darauf, um für die Leibkompagnie seines Regiments, die in Wusterhausen stand, durch hohes Handgeld riesenmäßige Flügelleute anzuwerben und mit diesen nach seinem Gefallen zu exerzieren. Es war daher für ihn auch kein geringer Genuß, daß ihm gestattet wurde, als Kronprinz die Feldzüge am Rhein unter Marlborough und dem berühmten Feldherrn Prinzen Eugen mitzumachen.

Auch die Vermählung Friedrich Wilhelms mit der Prinzessin Sophie Dorothea von Hannover, welche schon im achtzehnten Jahre des Kronprinzen, am 14. November 1706, stattfand, übte keinen mildernden Einfluß auf ihn aus. Er blieb derselbe, der er stets gewesen war, und obgleich er jetzt seinen eigenen Hofstaat hatte, haßte er doch die Feierlichkeiten und Feste am Hofe des Vaters nicht weniger als früher und vertauschte sie mit wahrer Freude mit dem Feldlager. Wenn er in Berlin lebte, war er stets bestrebt, den unwürdigen Günstlingen des Königs entgegenzuarbeiten.

Die erste Regierungshandlung Friedrich Wilhelms, nachdem sein Vater kaum die Augen geschlossen hatte, war, daß er sich die Liste der Hofbeamten vorlegen ließ, sie flüchtig durchsah und dann durch den ganzen Hofhaushalt einen dicken Tintenstrich machte. Mit diesem einen Striche hob er sämtliche Hofämter seines Vaters auf. Am folgenden Tage traf er alle Anordnungen für das pomphafteste Leichenbegängnis, welches er dem verstorbenen Könige auszurichten entschlossen war. Alle Einzelheiten ordnete er selbst an, als ob er zu Lebzeiten seines Vaters stets dessen Ober-Ceremonienmeister gewesen wäre, dann reiste er in Begleitung einiger Generäle nach seinem Jagdschlosse Wusterhausen, um dort den Plan für seine künftige Regierung zu entwerfen. So hart er sich gegen die Günstlinge seines Vaters zeigte, so war er dagegen auch bestrebt, das einem lange ungerecht Verbannten geschehene Unrecht wieder gut zu machen.

Der gestürzte Oberpräsident v. Danckelmann wurde zum Hofe berufen. Friedrich Wilhelm hoffte, von ihm Aufschlüsse über manche Regierungsverhandlungen seines Vaters zu erhalten; er war überzeugt, daß Danckelmanns Prozeß lediglich ein Werk des von ihm so sehr gehaßten Günstlings, des Grafen v. Wartenberg, gewesen sei, und er bot deshalb dem ungerecht Verurteilten die Wiedereinsetzung in alle seine vorigen Stellen an. Danckelmann aber verschmähte es, aufs neue eine Günstlingsrolle zu spielen. Er antwortete dem Könige, daß er in seiner sechzehnjährigen Gefangenschaft mit dem jetzigen Gange der Geschäfte ganz unbekannt geworden und zu alt sei, sich noch einmal die nötigen Kenntnisse zu verschaffen. Er lehnte deshalb seine Wiederanstellung ab. Bezeichnend für den Charakter des Königs ist es, daß er dem Minister sein widerrechtlich eingezogenes Vermögen nicht zurückgab, obgleich er doch hinlänglich durch das Anerbieten, Danckelmann in seine frühere Stellung zurückzuversetzen, zeigte, wie sehr er von der Unschuld dieses Mannes überzeugt war.

Friedrich Wilhelm ging nun mit Ernst und Kraft, aber auch mit despotischer Willkür an die Reformen, welche zu machen er entschlossen war. Seine bis zum Geiz ausartende Sparsamkeit veranlaßte ihn, alle unnötigen Hof- und Staatsdiener zu entlassen und die übermäßigen Besoldungen derer,

welche er behielt, herabzusetzen. Am entschiedensten räumte er, getreu der Absicht, die er bei der Durchstreichung des Hofhaushalts gezeigt hatte, in seinem Hofstaate auf, und damit fuhr er von Jahr zu Jahr fort, so daß der Hof, der zu Anfang seiner Regierung noch immer einigermaßen dem königlichen Titel entsprechend eingerichtet war, in späteren Jahren einfacher als der manches kleinen Fürsten wurde. Auch den Hofstaat der Königin beschränkte Friedrich Wilhelm, indessen nicht so sehr wie seinen eigenen; er erlaubte seiner Gemahlin einen größeren Aufwand als sich selbst.

Von dieser äußersten Sparsamkeit wich Friedrich Wilhelm nur dann ab, wenn er bei Besuchen fremder Fürsten glaubte, seiner königlichen Ehre wegen größeren Aufwand machen zu müssen, aber auch dann war er bemüht, für das möglichst in die Augen fallende Gepränge doch möglichst wenig Geld auszugeben. Als der Zar Peter der Große, den Friedrich Wilhelm sehr hoch achtete, im Jahre 1717 durch die preußischen Staaten reiste und auch Berlin besuchen wollte, gab der König dem Finanz-Direktorium folgenden Befehl:

„Ich will 6000 Thaler destinieren, dafür soll das Finanz-Direktorium die Menagen so machen, daß ich den Czaren freihalten kann von Memel bis Wesel. In Berlin aber wird der Czar aparte tractieret; nit einen Pfennig gebe mehr dazu. Aber vor der Welt sollen sie ein Geschrei machen von 30—40,000 Thalern, das es mir koste."

Das Finanz-Direktorium erfüllte diesen Befehl zu des Königs vollster Zufriedenheit; es verwandte, obwohl Peter der Große mit 300 Pferden reiste, für dessen Freihaltung auf der Reise nicht mehr als 3127 Thaler.

Wie durch einen Zauberschlag war der glanzvolle Königshof Friedrichs verschwunden und an seine Stelle der halb militärische, halb bürgerliche Friedrich Wilhelms getreten. Es gab in Berlin keine glänzenden Feste mehr, selbst die Geburts- und Namenstage des Königs, der Königin, der Prinzen und Prinzessinnen wurden nicht mehr wie früher gefeiert, sondern ganz in der Stille begangen, man beglückwünschte sich mit einigen kurzen Worten, und damit war die Sache abgethan. Nach dem prunkvollen Leichenbegängnis, welches Friedrich Wilhelm seinem Vater ausgerichtet hatte, wurden bei später eintretenden Todesfällen in der königlichen Familie die Feierlichkeiten aufs äußerste beschränkt; selbst die Hoftrauer wurde abgekürzt, und alle die Kosten, welche früher auf Trauerstaat verwandt worden waren, mußten fortfallen.

Friedrich Wilhelm war in allem ein guter Wirt, auch mit seiner Zeit. Er hatte diese mit peinlichster Genauigkeit eingeteilt. Des Morgens stand er ziemlich früh auf, im Winter um 6 Uhr, im Sommer um 4 Uhr. Als guter Soldat suchte er seinen Körper abzuhärten, indem er sich mit eiskaltem Brunnenwasser wusch; dann hielt er eine kurze religiöse Feier, und eine Stunde nach dem Aufstehen saß er schon in seinem Zimmer bei der Arbeit. Zwei Kabinettsräte und ihre Sekretäre mußten ihm, während er Kaffee trank und sich ankleiden ließ, Vortrag halten und in seiner Gegenwart alle einlaufenden Briefe eröffnen, denn er litt es nicht, daß dies von ihnen selbständig geschah. Auf alle eingehenden Schreiben erteilte der König sofort Antwort, meist mit kurzen und oft mit drolligen Bemerkungen, die er entweder an den Rand schrieb, mitunter sogar zeichnete. Sobald Friedrich Wilhelm angekleidet war, ließ er die schon im Vorzimmer wartenden Minister und hohen Offiziere zur

Audienz rufen, hörte ihre Vorträge und gab ihnen seine Befehle. Um 10 Uhr, mit dem Glockenschlage, mußte diese Arbeit beendet sein, dann begab sich der König zur Wachtparade und musterte hier seine Truppen. Bei dieser Gelegenheit gab er auch fremden Gesandten und Offizieren Audienz. Wenn er nach der Wachtparade in das Schloß zurückkehren wollte, erwarteten ihn auf dem Wege schon Leute, welche ihm Bittschriften übergeben wollten. War er gut gelaunt, so durften die Bittsteller eines guten Erfolges gesichert sein, sonst aber wies er sie, besonders wenn sie sich ihm zudringlich nahen wollten, mit harten Worten und mitunter mit noch härteren Stockschlägen zurück. Von der Wachtparade ging er bis gegen 11 Uhr nach dem in der Breiten Straße gelegenen Marstalle, besichtigte ihn auf das strengste und gab den Stallknechten seine Befehle, dann kehrte er ins Schloß zurück, wo ihn seine Staatsminister und einige höhere Offiziere erwarteten. Mit diesen unterhielt er sich, bis es 12 Uhr schlug, um sich mit dem Glockenschlage zu Tisch zu setzen.

Die Königin, die königliche Familie und die übrigen Eingeladenen mußten pünktlich zur Stelle sein. Gewöhnlich fanden sich etwa 30—40 Personen an der königlichen Tafel, und diese dauerte in der Regel etwa zwei Stunden. Die billigsten Gerichte waren dem Könige stets die liebsten, wenn er diese nämlich selbst bezahlen mußte, sonst that er sich auch an teuren gütlich, sobald sie ihm zum Geschenk gemacht wurden. Besonders liebte er die Austern, welche von Hamburg in kalter Jahreszeit durch eine Extraküchenpost nach Berlin befördert wurden. Sie kamen noch leidlich frisch an, da sie nur 3 oder 4 Tage unterwegs zubrachten. Der König aß von den teuren Austern nie mehr als ein Dutzend, wenn er sie selbst bezahlen mußte; erhielt er sie aber zum Geschenk, und die Königin machte sich oft ein Vergnügen daraus, um ihren Gemahl bei guter Laune zu erhalten, ihm ein Fäßchen Austern zu verehren, so verzehrte er wohl 100 Stück und darüber. Ein Koch wurde dann aus der Küche gerufen; er mußte vor dem Könige die Austern öffnen. Auch Privatleute machten sich häufig das Vergnügen, dem Könige für seine Tafel Leckereien zu schenken, und diese wurden stets sehr bereitwillig angenommen. Da kamen Austern, Maränen, frische Heringe, Kabeljaus und andere dergleichen Seltenheiten, welche Friedrich Wilhelm mit besonderem Appetit verzehrte. Er bedankte sich dafür und nahm häufig die Gelegenheit wahr, um sich mehr davon auszubitten. Als der königliche Resident in Hamburg ihm einst einen frischen Kabeljau schickte, schrieb der König an den Rand des Briefes:

„Gut, soll auch einen großen Kalbsbraten senden, der recht weißes Fleisch hat und wohl einpacken, daß der Geschmack der Watte sich nicht ins Fleisch zieht.“

Nachdem die Mittagstafel aufgehoben war, ritt der König, wenn das Wetter es irgend gestattete, von einem Pagen und ein paar Reitknechten begleitet, spazieren, mitunter ging er auch zu Fuß, und nur bei ungünstiger Witterung fuhr er in einer, mit zwei Pferden bespannten, einfachen, offenen Kutsche. In Berlin gingen seine Spaziergänge meistens nach der Friedrichsstadt, wo er die angefangenen Bauten musterte und sich mit reger Teilnahme darum bekümmerte. Er liebte es, bei diesen Spazierritten und Spaziergängen die ihm begegnenden Bürger nach ihren Verhältnissen zu fragen; auch nahm

er wohl während derselben Bittschriften entgegen, und wenn er guter Laune war, fragte er die Bittsteller sofort gründlich aus und besprach am Abend den Gegenstand ihrer Beschwerden mit seinen Generälen im Tabakskollegium. Er verlangte, daß jeder, mit dem er sprach, ihm hell ins Auge schaue, denn er behauptete, daß er sofort die Wahrheit aus den Augen lesen könne. Es war ihm im höchsten Grade unangenehm, wenn, wie dies mitunter geschah, Bürger, die ihm begegneten, sich zu entfernen suchten, um ihm nicht in den Weg zu kommen. Diesen schickte er meistens seine Pagen oder Reitknechte nach, und es gab mitunter eine lustige Jagd, wenn die Reitknechte zu Pferde hinter einem solchen Flüchtigen herjagten und ihn endlich einholten. So geschah es einem Tanzmeister, der, als er den König von weitem sah, kehrt machte und in ein Haus eilte, wo er sich geborgen glaubte. Er ward aber vom Pagen hervorgeholt und vor den König geschleppt. Dieser fragte ihn barsch, was er sei. „Ein Tanzmeister," antwortete der Gefragte zitternd. Er mußte nun sogleich vor dem Könige auf der Straße eine Sarabande tanzen, um den Beweis für die Wahrheit seiner Aussage zu führen. Antworteten die Gefragten frisch und keck, so gelang es ihnen häufig, sich beim Könige in nicht geringe Gunst zu setzen. Dies geschah u. a. einem Kandidaten der Theologie, dem der König auf der Straße begegnete. Friedrich Wilhelm fragte ihn, wo er her sei. „Aus Berlin," war die Antwort. „Die Berliner taugen nichts!" „In der Regel," entgegnete der Kandidat lächelnd, „ich kenne aber zwei Berliner Kinder, die von dieser Regel eine Ausnahme machen." „Und welche wären das?" „Ew. Majestät und ich." Für diese kluge Antwort wurde der Kandidat am folgenden Tage aufs Schloß beschieden und erhielt sogleich eine Predigerstelle.

Charakteristisch ist auch das Schicksal eines Buchbinders Reichardt, den der König beim Ausreiten traf, und der ihm klagte, daß er schon seit langer Zeit einen Prozeß beim Stadtgericht habe, der niemals zu Ende kommen wolle, weil die Ratsherren auf dem Rathause seine Feinde seien. Er erzählte dabei mit solcher Klarheit und Deutlichkeit die Schicksale seines Prozesses, daß der König sehr für ihn eingenommen wurde. „Du bist ein gescheuter Kerl," sagte er, „und es soll Dir geholfen werden. Da Du aber eine so gute Kenntnis von dem Magistrat hast, so mache ich Dich hiermit zum Ratsherrn und gebe Dir Sitz und Stimme auf dem Rathause, dafür mußt Du mir von Zeit zu Zeit Mitteilungen machen, wie es im Magistrate zugeht!" Der königliche Befehl mußte vom Berliner Magistrat erfüllt werden, da dessen Wahl durch die Bürger ja längst keine freie mehr war. Der Buchbinder Reichardt erhielt Sitz und Stimme im Ratskollegium, aber Mitteilungen über Unregelmäßigkeiten, welche in demselben zugegangen wären, machte er dem Könige nicht. Als ihn dieser nach einiger Zeit wieder traf, machte er dem neuen Ratsherrn Vorwürfe. Reichardt aber entschuldigte sich damit, er sei jetzt, seitdem er selbst zum Magistrat gehöre, über die Wirtschaft desselben ganz anderer Ansicht geworden. „Ihr seid alle Schelme!" rief ihm der König ärgerlich zu, „wenn Ihr nicht mit regiert, so räsonniert Ihr; wenn Ihr dann aber selbst an der Regierung seid, so macht Ihr's nicht besser als die anderen!"

Es war für den König ein besonderes Vergnügen, wenn die Spaziergänger, denen er begegnete, und mit denen er sich unterhielt, ihn nicht er-

kannten. Er brachte dann das Gespräch gewöhnlich auf den Hof und auf seine Regierung, um zu hören, was das Volk über ihn denke, und wenn die Gefragten sich unbefangen äußerten, war er gern geneigt, ihnen irgend eine Gefälligkeit zu erweisen. Man lernte natürlich in Berlin die Liebhaberei Friedrich Wilhelms, inkognito spazieren zu gehen, bald genug kennen, und mancher schlaue Glücksjäger wußte sie auszubeuten, indem er dem Könige zu begegnen suchte, sich stellte, als ob er ihn nicht kenne und ihm nun mit scheinbarer Freimütigkeit seine Not klagte. Es war dies ein Spiel, welches zwar oft gelang, mitunter aber auch böse Früchte trug, denn Friedrich Wilhelm war höchst mißtrauischer Natur. Er durchschaute häufig mit klarem, scharfem Verstande die Betrüger, und dann konnten diese sich gratulieren, wenn sie mit einer leichten Tracht Stockschläge davonkamen, oft genug traf sie ein schlimmeres Los. Spandau war nicht weit, und Friedrich Wilhelm kümmerte sich wenig um das Gesetz und um ein rechtliches Verfahren; er schickte mit prompter Kabinettsjustiz jeden aufs Zuchthaus, von dem er glaubte, daß die Strafe verdient sei.

Die Abende waren der Erholung gewidmet, und der König fand sie in einer ungezwungenen Gesellschaft, aus der jedes Hofceremoniell verbannt war. Allabendlich, im Winter um fünf Uhr, im Sommer um sieben Uhr, versammelte sich im Schlosse eine kleine Gesellschaft, selten mehr als acht Personen, zu dem so berühmt gewordenen Tabakskollegium. Die Gesellschaft bestand meistens aus den beliebtesten Generälen und Stabs-Offizieren vom Gefolge Friedrich Wilhelms; es wurden aber auch Hauptleute und andere Subaltern-Offiziere sowie durchreisende Fremde und manche Gelehrte eingeladen. Rang und Ahnen galten nichts in dieser Gesellschaft, zu der häufig auch Bürger zugezogen wurden und, wenn sich der König in Wusterhausen befand, selbst der Dorfschulmeister. Die Unterhaltung im Tabakskollegium war eine höchst lebendige und anregende. Friedrich Wilhelm liebte einen kräftigen, derben Witz; er besaß selbst einen gewissen Humor, den er ohne Scheu spielen ließ; von seinen Gästen verlangte er das Gleiche; und er war nie böse, wenn sie ihn mitunter derb abfertigten.

Eine hervorragende Stellung im Tabakskollegium nahmen die wissenschaftlichen Hofnarren ein, welche dazu dienen mußten, das Stichblatt der gröbsten, oft grausamsten Scherze zu sein. Friedrich Wilhelm hatte eine gewisse Lust am Bösen; er fand ein grausames Vergnügen darin, Menschen, welche er verachtete, zu peinigen, und dazu dienten ihm seine Hofnarren, Männer von wissenschaftlicher Bildung, welche ins Tabakskollegium berufen wurden, um dem Könige und seinen Gästen die Zeitungen vorzulesen und zu erklären. Eine kurze Geschichte dieser Hofnarren wird uns den Geist der Zeit und den Charakter des berühmten Tabakskollegiums besser vergegenwärtigen, als dies bogenlange Schilderungen vermöchten. Schon unter der Regierung Friedrichs I. lebte in Berlin der Professor Johann Paul Gundling. Er war bei der Fürsten- und Ritter-Akademie als Lehrer angestellt und war außerdem Rat bei dem Ober-Heroldsamt und Historiograph. Gundling hatte sich durch mancherlei historische Schriften einen guten Namen in der Wissenschaft gemacht, dies schützte ihn aber nicht vor der Entlassung, als Friedrich Wilhelm sofort nach seiner Thronbesteigung die Ritter-Akademie sowohl als das Ober-Heroldsamt auflöste. Gundling sah sich ohne bestimmten

Broterwerb. Er hatte stets eine Neigung zu einem lustigen Leben gehabt und war viel in Bier- und Weinhäusern zu finden gewesen. Nachdem er sein Amt verloren hatte, wurden die Schenken sein steter Aufenthalt. Hier lag er die ganzen Tage, erklärte den Gästen die Zeitungen und hielt ihnen Vorträge über politische Fragen. Er hatte sich dadurch einen solchen Namen gemacht und zog so viele Gäste durch seine eigentümliche Art herbei, daß ein Weinkellerwirt, der sogenannte Leipziger Polterhans, der eigentlich den Namen Bleuset führte, Gundling freie Kost gewährte, um durch ihn Gäste anzulocken.

Beim Leipziger Polterhans lernte der General Grumbkow den früheren Professor kennen. Der König war damals gerade verlegen um einen Mann, der ihm im Tabakskollegium vorlesen konnte. Er hatte sich vergeblich nach einem Gelehrten umgesehen, der befähigt war, sich zu einem lebendigen Konversations-Lexikon herzugeben und sofort über alle, die Politik, Geschichte und Geographie betreffende, an ihn gerichtete Fragen Auskunft zu erteilen. Grumbkow war entzückt, als er Gundling gehört hatte. Dies war der rechte Mann für Friedrich Wilhelm. Er teilte seine Entdeckung dem Könige mit, Gundling wurde ins Tabakskollegium befohlen und erfüllte alle Anforderungen, welche der König irgend zu machen im stande war. Er war beredt wie ein Buch, schnell, schlagfertig und bereit, jede an ihn gerichtete Frage richtig oder falsch, wie es gerade kam, zu beantworten. Er nahm einen derben Scherz nicht übel und trank mit einer seltenen Virtuosität. Nachdem der entlassene Professor durch sein erstes Auftreten die höchste Zufriedenheit erworben hatte, wurde er zum königlichen Hofrat und Zeitungsreferenten für das Tabakskollegium ernannt und war fortan der tägliche Gast in diesem. Friedrich Wilhelm gewöhnte sich an seinen Gundling so sehr, daß er ihn fast nicht mehr entbehren konnte. Wohin er reiste, mußte Gundling ihn begleiten. Wenn der König von einem seiner Generale zum Abendessen eingeladen war, durfte auch Gundling als Gast nicht fehlen, und der General v. Grumbkow hatte in seinem Speisezimmer sogar einen eigenen Katheder aufbauen lassen, von dem aus Gundling während des Essens die Zeitungen vorlas und erklärte. Der neue Hofrat empfing ein leidliches Gehalt, außerdem aber hatte er, was ihm mehr wert war als bares Geld, die Berechtigung, den königlichen Wein- und Bierkeller nach Belieben zu benutzen.

Vom Vorleser rückte Gundling bald zum Hofnarren auf; an ihm erprobte jedes einzelne Mitglied des Tabakskollegiums seinen Witz, der König selbst in der schärfsten und beißendsten Art. Während er auf der einen Seite Gundling mit Freundlichkeiten überhäufte, während er ihm selten eine Bitte abschlug, so daß viele Gesandte sich an den Vorleser wandten, wenn sie irgend etwas durchsetzen wollten, zeigte er ihm doch bei jeder Gelegenheit seine namenlose Verachtung und hielt den Gelehrten für ein so niedriges Wesen, daß er ihn nicht nur zum Stichblatt seines Spottes und seiner Scherze machte, sondern an ihn auch die höchsten Würden und Auszeichnungen nur zu dem einen Zweck verschwendete, um sie lächerlich zu machen und seine Verachtung gegen hohle Titel zu zeigen. Gundling durfte nicht anders als im Hofgalakleide erscheinen, denn ein solches stand dem Hofnarren wohl an. Am 3. November 1717 ernannte ihn der König zum Ober-Ceremonienmeister und übersandte ihm dabei einen Anzug, ganz dem gleich, welchen der berühmte Herr v. Besser beim Krönungs- und Ordensfest zu tragen pflegte. Gundling

erschien fortan im roten, mit schwarzem Samt ausgeschlagenen Leibrock mit goldenen Knopflöchern und großen, französischen Aufschlägen; er trug eine reich gestickte Weste; auf dem Haupte hatte er eine mächtige Staatsperrücke von weißen Ziegenhaaren, von der auf beiden Seiten viele hundert Locken herabhingen. Ein gewaltiger Hut mit großen Straußenfedern bedeckte die Perrücke. Rechnen wir hierzu strohfarbene Beinkleider, rotseidene Strümpfe mit goldenen Zwickeln und Schuhe mit roten Absätzen, so können wir uns das Zerrbild des Ober-Ceremonienmeisters vergegenwärtigen.

Damit niemand im Zweifel sein könne, wie diese Ernennung gemeint sei, ließ der König Gundling in Lebensgröße malen, wie er in einer Gesellschaft von Affen und Hasen saß. Auch seine eigene Zeichenkunst erprobte Friedrich Wilhelm an dem neuen Ober-Ceremonienmeister. Er bildete ihn als Polichinell ab, der von einer Leiter herab Komödie spielte. Unten standen Herren und Damen und schauten ihm zu. Gundling betrachtete diese durch eine Brille, welche indessen nicht auf seiner Nase, sondern auf dem dieser entgegengesetzten Pole des Körpers saß! Wie Friedrich Wilhelm Gundling zum Ober-Ceremonienmeister erhoben hatte, um dies Amt lächerlich zu machen, so ernannte er ihn auch zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften. Diese mußten ihm aus ihrer Kasse ein Gehalt von jährlich 200 Thalern zahlen. Seine Verachtung gegen hochtönende Titel zeigte der König auch ferner, indem er seinen Hofnarren mit denselben schmückte. Gundling wurde Geheimer Finanzrat und Mitglied des General-Finanz-Direktoriums.

Gundling war, ehe er in den Dienst Friedrich Wilhelms trat, ein eißiger Arbeiter gewesen, der zwar ein gutes und vielleicht ein unordentliches Leben liebte, aber doch nicht vollkommen in Völlerei und Genußsucht untergegangen war. Seit ihn aber der König in das Tabakskollegium berufen hatte, sank er von Tag zu Tage tiefer. Er war das Stichblatt der unwürdigsten Späße sowohl seitens des Königs als seiner Günstlinge; selbst die gröblichsten Mißhandlungen mußte er sich gefallen lassen, und er that es. Die hohen Ehren, mit denen er zum Schein überhäuft wurde, galten ihm als eine Entschädigung für seine sittliche Entwürdigung. Im Tabakskollegium suchte er seine Schmach durch den Genuß von geistigen Getränken zu vergessen, zu Hause durch fleißige Arbeit. Inmitten seines wüsten Lebens entstand eine Reihe von Schriften über die Geschichte der Mark Brandenburg, denen ein gewisser Wert nicht abzusprechen ist. Sobald er aber die Feder aus der Hand legte, überließ er sich ganz der Leidenschaft zum Trunk, welche mit jedem Jahre eine größere Gewalt über ihn gewann. Selten verging ein Abend, an welchem Gundling nicht sinnlos betrunken nach Hause gekommen wäre. Auf dem Heimwege fiel er meist in Gräben und Rinnsteine und blieb oft bewußtlos darin liegen.

Es war für die wüste Gesellschaft des Tabakskollegiums ein besonderes Vergnügen, mit dem Betrunkenen oft in grausamer Weise ihr Spiel zu treiben. Als er einst im Winter zu Wusterhausen, wohin er den König begleitet hatte, schwankenden Schritts über die Schloßbrücke ging, wurde er plötzlich von vier dazu bestellten, handfesten Grenadieren gepackt, an Händen und Füßen gebunden und an einem Seile in den zugefrorenen Schloßgraben hinabgelassen. Hierbei glitt den Soldaten das Seil aus der Hand, Gundling fiel auf das Eis, durchbrach es zum Teil und konnte nur mit äußerster

Mühe sich vor dem Tode des Ertrinkens schützen. Hut und Perrücke lagen im Schloßgraben. Der König stand als Zuschauer am Fenster und lachte während der Todesgefahr seines Hofnarren so herzlich, daß ihm die Thränen über die Backen liefen.

Die Mißhandlungen, denen Gundling täglich ausgesetzt war, wurden endlich so toll, daß der Gelehrte zum Bewußtsein seiner unwürdigen Stellung kam. Es war für ihn gewiß ein schwerer Entschluß, sich von dem königlichen Wein- und Bierkeller zu trennen, aber er faßte ihn. Eines Tages war Gundling plötzlich verschwunden. Er hatte alle seine Würden im Stiche gelassen und war nach Halle entflohen. Friedrich Wilhelm befand sich in pein-



Die Königliche Bibliothek,
1775 bis 1780 von Boumann dem Jüngeren gebaut.

lichster Verlegenheit, sein Gundling war ihm eng ans Herz gewachsen, er konnte ohne den Hofnarren nicht mehr leben. Die Abende im Tabakskollegium erschienen schal und langweilig, wenn Gundling fehlte, der ja der Zielpunkt aller Scherze war. Er befahl, jedes Mittel aufzubieten, um des Entflohenen wieder habhaft zu werden. Man forschte dem Wege des Flüchtlings nach, und als man nun endlich erfuhr, daß er sich in Halle aufhalte, wurde ihm nachgesetzt. Er wurde festgenommen und nach Potsdam zurückgebracht. Friedrich Wilhelm war hoch erfreut über den glücklichen Fang, aber er stellte sich, als sei er höchst aufgebracht über die Flucht seines Hofnarren. Zum Ueberfluß gab er den Befehl, man solle dem Flüchtling den Prozeß machen, und erst, als er sah, daß Gundling vor Todesfurcht zitterte, zog er mildere Saiten auf.

Um den Hofnarren wieder guter Laune zu machen, wurde im Tabakskollegium beschlossen, daß sich die ganze Gesellschaft, der König an der Spitze, zu Gundling begebe und ihn mit Tabak, Bier und Wein reichlich traktiere. Und so geschah es. Gundling empfing den Besuch des Königs

und der gesamten Abendgesellschaft. Friedrich Wilhelm versicherte ihm, daß er alles vergeben und vergessen wolle, nur möge Gundling bleiben, denn ohne einen so großen Gelehrten und Staatsmann müsse der Staat zu Grunde gehen. Er versprach ihm die Erhebung zu den höchsten Aemtern und Würden sowie auch eine bedeutende Zulage und eine bessere Behandlung. Durch diese Versprechungen ließ sich Gundling abermals fangen. Er blieb und wurde dafür reichlich belohnt, denn Friedrich Wilhelm bewilligte ihm nicht nur eine Zulage von 1000 Thalern, er erhob ihn sogar in den Freiherrnstand, teils um der Eitelkeit des Gelehrten zu schmeicheln, teils auch, wie das Diplom, welches im Tabakskollegium beraten und ausgefertigt wurde, zeigte, um die Adelsdiplome überhaupt lächerlich zu machen. Für einige Zeit hatte Gundling vor den ärgsten Quälereien Ruhe. Er entging wenigstens den körperlichen Mißhandlungen und konnte sich ohne Furcht, am anderen Morgen im Bärenzwinger zu erwachen, abends betrinken. Er arbeitete dabei außerordentlich fleißig und erhielt vom Könige sowohl wie von fremden Fürsten, denen er seine Schriften widmen mußte, reiche Geschenke. Da es in jener Zeit schwierig war, für historische Werke Verleger zu finden, denn das Berliner Publikum kaufte nicht gern Bücher, so unterstützte ihn Friedrich Wilhelm bei der Herausgabe seiner Schriften mit Geld, besser aber noch durch den Befehl, daß Offiziere und Beamte Gundlingsche Werke kaufen mußten. Wenn einer der Generale aus dem Tabakskollegium gar zu derb in seinen Neckereien gewesen war, so wurde ihm zur Strafe auferlegt, die Druckkosten für eins der Gundlingschen Bücher zu bezahlen. Dieser glückliche Zustand war indessen nicht von langer Dauer. Nach und nach wurden die Scherze im Tabakskollegium wieder derber, und bald sehen wir den Freiherrn v. Gundling ebenso wie früher der tollsten Laune des Königs und seiner Generale ausgesetzt. An äußeren Scheinehren gewann er dabei fortwährend. Friedrich Wilhelm belustigte sich damit, alle möglichen Titel und Würden, welche er lächerlich machen wollte, in seinem Hofnarren zu vereinigen.

Im Jahre 1726 wurde der Freiherr v. Gundling mit der Kammerherrnwürde begnadigt. Friedrich Wilhelm hatte eine feierliche Sitzung des Tabakskollegiums anberaumt. In dieser erhielt Gundling seine Bestallung und einen goldenen Kammerherrnschlüssel, der ihm am Rocke befestigt wurde. Der eitle Mann war entzückt über die neue Ehre. Er ließ den Kammerherrnschlüssel nicht mehr von sich, und niemals ging er aus, ohne sich mit ihm zu schmücken. Selbst in den Bier- und Weinkneipen der Stadt, in denen er noch immer ein häufiger Gast war, war sein teurer Schlüssel stets bei ihm. Häufig entschlief er, vom Rausche übermannt, in solchen Spelunken, und bei einer derartigen Gelegenheit machten sich einige Offiziere das harmlose Vergnügen, ihm den goldenen Schlüssel abzuschneiden und ihn dem Könige zu überbringen. Am folgenden Tage erschien Gundling im Tabakskollegium zum ersten Male ohne den Schlüssel. Der König fragte ihn scheinbar erzürnt, wo er das Ehrenzeichen gelassen habe, und drohte ihm, er werde ihn vor ein Kriegsgericht stellen, denn ein Kammerherr, der seinen Schlüssel verloren habe, müsse ebenso bestraft werden, wie ein Soldat, der sein Gewehr im Stiche gelassen. Gundling flehte um Gnade, und diese wurde ihm endlich gewährt; der König versprach ihm sogar einen neuen Schlüssel für den folgenden Abend. Am nächsten Tage war feierliche Sitzung des

Tabakskollegiums. Es wurde dem Kammerherrn ein ellenlanger vergoldeter, hölzerner Schlüssel auf einer gewaltigen hölzernen Schüssel überreicht, Gundling mußte diesen mit einer großen blauen Schleife vorn an der Brust befestigen, damit er ihn stets im Auge behalten könne. Friedrich Wilhelm befahl ihm bei seiner höchsten Ungnade, niemals ohne diesen Schlüssel zu erscheinen. Acht Tage lang mußte Gundling mit dem ellenlangen Schlüssel herumlaufen, dann erst gab ihm der König den abgeschnittenen zurück, den er fortan mit starkem Draht an seinem Rockschoß angeheftet trug.

Den Gipfelpunkt der Lust bildete für das Tabakskollegium ein wissenschaftlicher Streit zwischen Gundling und irgend einem anderen Gelehrten, der zufällig nach Berlin kam und in die Abendgesellschaft des Königs beschieden wurde, um Gundling zu ärgern. Derartige Streitigkeiten wurden, da der neu Angekommene strenge Befehle erhielt, Gundling mit anzüglichen Redensarten zu Leibe zu gehen, stets mit größter Heftigkeit geführt und endeten meistens damit, daß die beiden Streiter zu Thätlichkeiten übergingen und sich in Gegenwart der ausgelassenen königlichen Gesellschaft prügelten, in die Perrücken faßten und auf der Erde herumwälzten. Einer dieser gegen Gundling ins Feld gerufenen Streiter war der nicht unberühmte Professor David Faßmann, der im Jahre 1726 nach Berlin kam und sofort ins Tabakskollegium berufen wurde. Faßmann hatte einige berühmte Bücher geschrieben, welche trotz ihrer Geschmacklosigkeit von dem damaligen Publikum viel und gern gelesen wurden. Er hatte sich manche wissenschaftliche Kenntnisse erworben und verstand es trefflich zu disputieren. Im Tabakskollegium mußte Faßmann stets als Gundlings Gegner auftreten, und es gelang ihm häufig, den Freiherrn zur höchsten Wut zu bringen. Der König vergnügte sich darüber außerordentlich. Um seinen Günstling recht derb zu ärgern, gab er Faßmann den Befehl, eine Spottschrift unter dem Titel „der gelehrte Narr“ abzufassen. Faßmann kam dem Wunsche des Königs nach und verfaßte die Schrift, welche, ohne Gundling zu nennen, doch dessen Schwächen und Laster so deutlich kennzeichnete, daß niemand im Zweifel bleiben konnte, gegen wen sie gerichtet war. Er widmete diese Schrift „Dem Großen Gebornen, Großgelahrten und Großweisen Herrn, Herrn Peter von Squenz, Erbherrn auf Närrisch und Tollhausen, Polyhystori u. s. w.“ Unter dem Namen Peter von Squenz war natürlich Gundling gemeint, den Faßmann in der Schrift folgendermaßen anredete: „Großgeborner, Großgelahrter und Großweiser, insonders Großgelehrter und Großgeneigter Herr und vortrefflicher Patron. Du Narr! Du Pavians-Physiognomie! Visage à faire rire! O Du lächerliches Gesichte! Du Affe! Du Hase! Du Pedant! Du Ignorant! Du Lümmel! Du Tölpel! Du Pantoffelholz!“ U. s. w. Von ähnlichen gemeinen Schimpfworten wimmelte Faßmanns Machwerk. Es war so beleidigend, daß die Censur die Druckerlaubnis verweigerte und sie erst auf besonderen königlichen Befehl erteilte. Um jeden Zweifel zu beseitigen, wer unter dem „gelehrten Narren“ zu verstehen sei, hatte Faßmann auf dem Titelkupfer Gundling genau abzeichnen lassen. Der Kammerherr saß, mit einem Schlafrock bekleidet, in seinem Studierzimmer. Er trug eine große Perrücke auf dem Kopfe und war beschäftigt, einige um ihn herumsitzende Affen und Hasen zu unterrichten. Ein großer Affe kämmte ihm die Perrücke, ein Satyr hielt ihm ein Buch vor, aus dem ein kleiner Affe zum Aerger des Gelehrten ein Blatt ausriß.

Gundling drohte dem Aeffchen mit dem Stock, während ihm ein Pavian eine Pfeife mit einem Fidibus reichte. Eine Anzahl von teils leeren, teils gefüllten Flaschen und Krügen stand umher und deutete auf die Trunksucht Gundlings hin. Diese Schrift mußte Faßmann dem Kammerherrn in Gegenwart des Königs überreichen. Gundling war außer sich vor Wut über die Beleidigung. Er riß eine der zum Anzünden der Fidibus bereitstehenden Pfannen mit glühendem Torf vom Tische und warf sie Faßmann ins Gesicht, so daß diesem die Augenwimpern versengt wurden und er auch einige Brandwunden davon trug. Faßmann zögerte nicht, sich zu rächen. Er packte Gundling, riß ihm die Beinkleider herunter und schlug ihn nun mit der glühenden Pfanne so lange, als er den Arm rühren konnte. Er verbrannte dabei seinen Kollegen so heftig, daß dieser vier Wochen außer stande war, zu sitzen. Der König und seine Generale schauten dem unanständigen Kampfe mit wahrer Herzenslust zu; sie lachten, daß sie sich kaum wieder zu fassen vermochten.

Sobald Gundling genesen war, wurde er abermals in das Tabakskollegium berufen, und wieder traf er daselbst seinen Feind Faßmann. Von diesem Zeitpunkt an verging kaum ein Abend, an welchem die beiden Gelehrten sich nicht im Tabakskollegium geprügelt hätten. Der Skandal wurde endlich so groß, daß er die Lachlust Friedrich Wilhelms erschöpfte. Er erklärte, wenn die Gelehrten Männer von Ehre wären, dürften sie sich nicht länger auf solche Weise streiten. Gundling zumal als Baron und Kammerherr dürfe auf keine andere Art als im Zweikampf die ihm widerfahrenen Beleidigungen rächen. Faßmann, dem ein gewisser Mut nicht abzusprechen war, kam sofort der Aufforderung des Königs nach und ließ Gundling auf Pistolen fordern. Vergeblich weigerte sich der arme Kammerherr. Friedrich Wilhelm drohte ihm seine höchste Ungnade an, wenn er sich nicht als Ehrenmann der Forderung stellte. Er wurde fast zu dem Duellplatz geschleppt; man drückte ihm das Pistol in die Hand, aber er hatte solche Furcht, daß er sich nicht entschließen konnte loszudrücken, sondern die gefährliche Waffe von sich warf. Faßmann dagegen schoß auf seinen Gegner; da man ihm aber ein nur mit Pulver geladenes Pistol gegeben hatte, so konnte er kein besonderes Unglück anrichten. Er hatte gut gezielt, denn der brennende Pfropfen flog in die Perrücke Gundlings und diese ging sofort in Flammen auf. Brüllend vor Angst warf sich Gundling zu Boden und schrie, er sei durch den Kopf geschossen und müsse sterben. Erst als ihm ein Eimer mit kaltem Wasser übergossen wurde, der die Flammen der Perrücke löschte und ihn wieder zur Besinnung brachte, beruhigte er sich.

Bände ließen sich schreiben, wollte man alle die Tollheiten erzählen, die begangen wurden, um den unglücklichen Gundling zu ärgern und zu ängstigen; er befand sich in einer fortwährenden Todesangst. Rausch, nächtliche Arbeiten, Aerger und Aufregung zerrütteten endlich seine feste Gesundheit. Er starb im königlichen Schlosse zu Potsdam am 11. April 1731. Die Aerzte behaupteten, sein Magen sei vom vielen Trinken geborsten. Noch im Tode folgte dem Gelehrten die Verhöhnung derer, deren Spaßmacher er im Leben gewesen war. Der König hatte ihm schon vor zehn Jahren einen Sarg in der Form eines Weinfasses anfertigen lassen und ihm befohlen, diesen in seinem Zimmer aufzustellen. Es war ein schwarzes Faß mit einem weißen Kreuze bemalt, auf dem folgende Inschrift stand:

Hier liegt in seiner Haut,
Halb Schwein, halb Mensch, ein Wunderding,
In seiner Jugend klug, in seinem Alter toll,
Des Morgens voller Witz, des Abends toll und voll.
Bereits ruft Bacchus laut:
Das teure Kind ist Gundeling.

In diesen Sarg wurde Gundling auf Befehl des Königs gelegt. Man hatte der Leiche das Staatskleid des Ober-Ceremonienmeisters angezogen. So wurde sie einen Tag lang öffentlich ausgestellt und dann nach der Kirche zu Bornstedt, einem Dorfe nahe bei Potsdam, gebracht. Auf königlichen Befehl mußten viele Offiziere der Potsdamer und Berliner Garnisonen, die meisten Hofbedienten und die Potsdamer Schuljugend, der sich ein unermeßlicher Schwarm von Neugierigen angeschlossen hatte, den Leichenzug begleiten. Faßmann war beauftragt, die Leichenrede zu halten. Er that es mit vielem Geschick und zeigte bei dieser Gelegenheit, daß er auch ernst und würdig sprechen könne. In der Kirche zu Bornstedt erhielt Gundling eine würdigere Grabschrift als die auf seinem Sarge befindliche.

Durch Gundlings Tod war eine Reihe von einträglichen Stellen frei geworden. Wer konnte geeigneter sein, diese zu erhalten, als der gelehrte Gegner Gundlings, der Professor David Faßmann? Faßmann fühlte dies selbst; er wandte sich in einem unterthänigen Schreiben vom 16. April 1731 an den König und bot ihm seine Dienste an. Sein Begehren war dabei auf die wirklichen Vorteile der Stelle, auf das Gehalt, nicht auf die Titel gerichtet, denn er fühlte wohl, daß diese eine Schande, nicht eine Ehre seien. Faßmanns Wünsche wurden erfüllt. Friedrich Wilhelm stellte ihn als wissenschaftlichen Hofnarren mit 900 Thalern Gehalt an. Er erlitt nun dasselbe Schicksal, welches vor ihm Gundling hatte ertragen müssen. Wie er gegen diesen als gelehrter Streiter ins Tabakskollegium berufen wurde, so führte man gegen ihn einen gewissen Hackmann ins Feld, der ihn mit einer solchen Grobheit behandelte, daß Faßmann dem mächtigen Gegner weichen mußte. Faßmann war nicht ganz so unwürdig wie Gundling. Er vermochte die Behandlung im Tabakskollegium nicht lange auszuhalten. Wahrscheinlich schon im Jahre 1732 verließ er heimlich den Hof und entfloh nach Sachsen.

Faßmann benutzte seine genaue Kenntnis der Berliner Hofverhältnisse, um sein berühmt gewordenes, auch von uns häufig benutztes Buch über Friedrich Wilhelm zu schreiben. Er überhäufte in diesem den König verschwenderisch mit Lobeserhebungen, jede seiner Handlungen entschuldigte er, mitunter aber scheint es fast, als sei es ihm mit seinen Lobeserhebungen nicht voller Ernst, als blicke eine bittere Ironie durch die Verherrlichung, mit der er den König überschüttete, hindurch. Auch Friedrich Wilhelm fühlte dies, und er ließ deshalb das Buch bei strenger Strafe verbieten.

Gundling und Faßmann waren die beiden bedeutendsten Hofnarren Friedrich Wilhelms. Sie hatten viele Nachfolger, über deren Schicksale wir nur in kurzem berichten wollen. Einer von ihnen, ein Dr. Bartholdi, und ein anderer, ein gewisser Kornemann, wurden vom Könige ebenfalls mit Ehren überhäuft und dadurch sowie andererseits durch Prozesse, die man ihnen im Scherz und Ernst machte, in solche Aufregung gebracht, daß sie ihr Leben im Irrenhause beschlossen. Ein anderer Hofnarr war Graben zum

Stein, welchen wir als Vize-Präsidenten der Akademie der Wissenschaften noch zu erwähnen haben werden. Er hatte sich durch einige Schriften bekannt gemacht und galt für einen tüchtigen Gelehrten. Graf Seckendorf, der österreichische Gesandte, empfahl ihn dem Könige nach Gundlings Tode im Jahre 1731 als Zeitungsvorleser. Er füllte das Amt zur großen Zufriedenheit Friedrich Wilhelms aus.

Der wissenschaftlich Bedeutendste von den Hofnarren Friedrich Wilhelms war der Professor Salomon Jakob Morgenstern, der sehr gegen seinen Willen durch königliche Gewalt gezwungen wurde, das Hofnarrenamt zu übernehmen. Morgenstern, der Magister legens in Halle war, hatte sich durch ein Werk über Staats-Geographie einen wissenschaftlichen Ruf erworben und wurde nach Rußland berufen, um dort eine Professur zu übernehmen. Auf dem Wege kam er im Jahre 1736 durch Potsdam. Der Offizier der Thorwache hatte vom Könige den Befehl erhalten, alle ankommende Fremden genau zu examinieren und Bericht abzustatten, wenn etwa ein großgewachsener Mann, der vielleicht zur Riesengarde zu werben sei, oder irgend eine andere bemerkenswerte Persönlichkeit einträfe. Als der Offizier am Abend dem Könige meldete, ein Magister legens aus Halle sei eingetroffen, da befahl Friedrich Wilhelm sofort, den Gelehrten ins Tabakskollegium einzuladen. Er hatte an seinem Graben zum Stein noch nicht genug und wollte noch einen anderen Hofnarren zur Verfügung haben. Morgenstern mußte wohl oder übel dem Befehle Friedrich Wilhelms folgen, und da er im Tabakskollegium sich durch geistreiche Antworten und treffenden Witz auszeichnete, so untersagte ihm der König, weiter zu reisen, und ernannte ihn zum Hofrat mit 500 Thalern Gehalt und freier Wohnung. Morgenstern weigerte sich, die ihm angebotene Anstellung zu übernehmen, aber obwohl er ein sächsischer Unterthan war, wurde er doch nicht wieder entlassen, sondern mußte sich dem königlichen Befehle fügen. Der neue Hofrat hielt sich anständiger als seine Vorgänger und wurde auch nicht ganz so schlecht wie diese behandelt, obwohl er auch viel von den wilden Launen Friedrich Wilhelms zu leiden hatte und ebenso wie Gundling und die übrigen Hofnarren von dem Könige benutzt wurde, um in seiner Person die gelehrten Würden lächerlich zu machen. Zu diesem Behufe wurde Morgenstern zum Vize-Kanzler der Universität Frankfurt gemacht und mußte dort einen berühmt gewordenen, halb wissenschaftlichen Streit auskämpfen. Auf den 12. November 1737 hatte der König eine große Disputation zwischen den Frankfurter Professoren und dem neuen Vize-Kanzler angesetzt. Morgenstern hatte vom Könige den Befehl erhalten, den Satz: „Alle Gelehrten sind Salbader und Narren!“ zu verteidigen und mußte dies in einem Aufzuge thun, welcher geeignet war, die Wahrheit des Satzes zu befürworteu.

Bis zum Tode Friedrich Wilhelms blieb Morgenstern als Hofnarr im Dienste. Außer seinem Amte als Vorleser und Lustigmacher im Tabakskollegium hatte er häufig auch wichtige Staatsgeschäfte zu besorgen und wurde selbst zu Gesandtschaften verwandt. In der Einleitung zu einem von Morgenstern nachgelassenen Werkchen über Friedrich Wilhelm I., welches eine Lebensbeschreibung des Verfassers enthält, wird zum Schlusse sein ferneres Leben folgendermaßen geschildert:

„Nach dieser Zeit besorgte er noch verschiedene Aufträge an mehreren europäischen Höfen zur Zufriedenheit seines Herrn, bei dem er dadurch, und weil er das Tabakskollegium durch seine muntere Laune beständig angenehm zu unterhalten wußte, in so vorzügliche Gnade kam, daß er fast immer um ihn sein mußte und außerdem eine ansehnliche Pension erhielt. Auch Friedrich Wilhelms Nachfolger, Friedrich der Große, bediente sich Morgensterns und machte ihn zum Vize-Kanzler von Schlesien, berief ihn aber 1756 nach Potsdam, wo er auch bis an seinen Tod blieb. In seinem Privatleben zeichnete sich Morgenstern durch Geiz, Eigensinn, cynische Philosophie und mehrere Sonderbarkeiten bei einer Menge gründlicher Kenntnisse aus. Er starb am 16. November 1785 im 80. Jahre seines Alters."

Zweites Kapitel.

Die große Vertraulichkeit, welche Friedrich Wilhelm im Tabakskollegium seinen Gästen bezeigte, entsprang einer eigentümlichen Auffassung des Königs, der sich, wie unsere Leser sich erinnern, selbst einen guten Republikaner nannte. Von jenem Hochmut, der Friedrich I. beseelte und ihn veranlaßte, jeden Bürgerlichen über die Achsel kaum als einen halben Menschen anzusehen, wußte Friedrich Wilhelm nichts. War er häufig roh und brutal, so war er es gegen alle Untergebenen gleichmäßig. Dieselbe Vertraulichkeit und Herablassung, welche er gegen seine Generale und Offiziere zeigte, bewies er auch seinen Kammerdienern und Lakaien. Diese würden eine beneidenswerte Stellung gehabt haben, wenn ihnen nicht der Jähzorn und die brutale Roheit des Königs oft schwere Stunden gemacht hätten. Friedrich Wilhelm war während des ganzen Tages fast unzertrennlich von seinem spanischen Rohr oder einem langen Knotenstock von Weißdorn, und es war ihm zur Lebensgewohnheit geworden, seinen Stock fleißig zu gebrauchen, ja er hatte eine wahre Prügelsucht angenommen, der er gar nicht mehr widerstehen konnte.

Alle Berliner kannten und fürchteten den Knotenstock des Königs, und deshalb gerade suchten sie ihm auszuweichen, wo sie irgend konnten. Dies aber bekam ihnen, wie wir schon erwähnten, oft übel, am übelsten einem armen Juden, der einst in einer engen Straße dem Könige begegnete und sich eiligst davon zu machen suchte. Friedrich Wilhelm aber war schneller als er, holte ihn ein und fragte zornig: „Weshalb läufst Du davon?" — „Ich fürchte mich, Majestät," antwortete zitternd der Jude. Diese Antwort erregte aber den Zorn des Königs im höchsten Grade. Er prügelte mit seinem spanischen Rohr den Flüchtling jämmerlich durch, indem er dabei fortwährend ausrief: „Ihr sollt mich nicht fürchten, Ihr sollt mich lieben!"

Trotz dieser väterlichen Züchtigung liebten aber die Berliner ihren König doch nicht. Sie haßten und fürchteten ihn. Wenn es in anderen Residenzstädten unter anderen Fürsten für eine Ehre gehalten wurde, auf das Schloß zu einer Audienz gerufen zu werden, so galt dies in Berlin für das größte

Unglück, denn jeder, den der König zu sprechen wünschte, erwartete, daß ihn irgend eine derbe Züchtigung, vielleicht für ein nie geahntes Vergehen sogar die Verbannung nach Spandau ins Zuchthaus treffen könnte. Die Prügelsucht des Königs hatte außer der Unannehmlichkeit, welche sie für alle seine Umgebungen mit sich brachte, auch noch die böse Folge, daß sie von den Behörden sowohl als von den Bürgern in Berlin und im ganzen Lande nachgeahmt wurde. Beim Militär wurden die kleinsten Vergehungen mit unbarmherzigen Stockschlägen bestraft, die Handwerksmeister prügelten ihre Gesellen und die Gesellen die Lehrlinge, die Ackerbürger ihre Knechte und Mägde. In keiner Zeit ist in Berlin und in ganz Preußen so unmenschlich viel geprügelt worden wie unter der Regierung Friedrich Wilhelms.

Die außerordentliche Regelmäßigkeit des täglichen Lebens am Hofe wurde nur des Sonntags, oder wenn der König auf Reisen war, oder wenn er sich auf Jagdpartien begab, unterbrochen. Gewöhnlich am 28. August jeden Jahres brach der König mit der Königin und der königlichen Familie nach Wusterhausen auf und verweilte dort etwa sieben bis acht Wochen, um die Jagd zu genießen. Nächst der Parforcejagd war in Wusterhausen und dem nicht weit davon entfernten Mackenow die Rebhühnerjagd das liebste Vergnügen des Königs. Die Jagden bei Wusterhausen und Mackenow ergaben ungeheure Mengen von geschossenem Wild. Fast ebenso einträglich waren auch die Saujagden, welche gewöhnlich von etwa 14 Tagen vor Weihnachten bis nach dem Feste veranstaltet wurden. Der König verstand es trefflich, seine Jagdbeute zu versilbern, um wenigstens einen Teil seiner Jagdkosten herauszuschlagen. Er schickte die erlegten wilden Schweine zum größten Teil nach Berlin, nur ein Teil wurde an fürstliche Personen oder an besonders beliebte Generale und Minister verschenkt, die übrigen aber den Beamten sowohl wie den Bürgern der Residenz gegen bare Zahlung zugeschickt, und niemand durfte sich weigern, das ihm zugewiesene Wild anzunehmen. Ein wildes Schwein kostete nach Verhältnis seiner Größe 3, 4, auch wohl 6 Thaler. Die Sekretäre und Kanzlisten von Kollegien bekamen gewöhnlich ihrer zwei oder drei zusammen ein Stück. Bierbrauer, Bäcker und Branntweinbrenner und andere Bürger, die man für wohlhabend genug hielt, mußten ganze Schweine kaufen. Faßmann meint, sie hätten dieselben auch gar wohl nützen und gebrauchen können, denn ein wildes Schwein sei ein gar trefflicher Braten, man könne das frische Fleisch, welches sich besonders bei kaltem Winter lange halte, ebenso wie den Kopf, wenn er in Essig und Feuer abgekocht sei, genießen, die Schinken räuchern und das übrige Fleisch in etwas mit Kovent gemischten Essig legen; wer aber das Fleisch von wilden Schweinen einsalze und hernach damit umzugehen wisse, habe, so lange der Vorrat währe, ein Gericht parat, auf das er einen Fürsten zu Gaste laden könne, wenn dieser sonst bei ihm speisen wolle. — Dieser Meinung waren nun freilich die Berliner Bürger nicht; sie wurden stets recht ungehalten, wenn ihnen königliches Wild zum Essen aufgezwungen ward, obgleich sie gar keinen Appetit dazu hatten; besonders aber waren sie es, wenn dies bei warmem Wetter geschah. Die königlichen Jäger beeilten sich nämlich mit der Wildverteilung nicht besonders, weil es ihnen ziemlich gleichgültig war, ob die Bürger das Wild frisch oder etwas riechend erhielten. Am schlechtesten kamen bei der Wildverteilung die Juden in Berlin fort. Diesen wurden ohne weiteres

die wilden Schweine, vor denen sie ihrer Religion wegen ein Grauen hatten, ins Haus gelegt, und sie mußten sie unwillig oder gutwillig bezahlen; auch durften sie das Schweinefleisch nicht verkaufen, sondern nur in die Armenhäuser, gewöhnlich in das große Friedrichshospital, schicken.

Friedrich Wilhelm hatte schon als Kronprinz gezeigt, daß er eine wahre Leidenschaft für militärische Schauspiele, für Revuen und Paraden habe. Eine Musterung über seine Kompagnie war schon damals sein größtes Vergnügen, und man erzählt, daß er einst im Jahre 1709 während des Feldzuges in den Niederlanden einem hochmütigen Engländer, der wegwerfend von den brandenburgischen Staaten gesprochen und behauptet hatte, das kleine Königreich Preußen könne kaum 15,000 Mann Soldaten ernähren, antwortete: „Ich werde zeigen, daß es über 30,000 Mann stellen und ernähren kann!“ Das zeigte er denn auch wirklich.

Kaum war Friedrich Wilhelm zur Regierung gekommen, so gab er sich ganz und gar seiner alten Liebhaberei hin. Sein unabläſſiges Bestreben war es, das Heer zu vergrößern. Es sollte ein Musterheer für ganz Europa werden; ein Heer, aus den schönsten und größten Leuten bestehend, geübt in dem Waffenhandwerk, streng und vortrefflich diszipliniert. Während Friedrich Wilhelm sich oft den Groschen am Munde abdarbte, verschwendete er Millionen auf das Heer. Bis zum Jahre 1725 brachte er es schon auf 64,263 Mann,



Der Hackesche Markt und die Spandauer Brücke im Jahre 1770.

und als er im Jahre 1740 starb, hatte er eine Armee von 89,000 Mann unter den Waffen. Millionen und abermals Millionen wurden auf das Friedensheer verwendet, und gleichgültig war es, wo sie herkamen, gleichgültig, ob auch fast das Land dabei zu Grunde ging, wenn nur das Geld geschafft wurde, um neue Rekruten zu werben. Die Rekrutenkasse war der Abgrund, der unendliche Summen verschlang. Aus dieser flossen die Gelder, welche zur Anwerbung großer Burschen, besonders solcher, die sich für die Potsdamer Riesengarde eigneten, bezahlt wurden. Die Rekrutenkasse machte dem erfinderischen Geiste des Königs alle Ehre. Sie zeigte, aus welchem Gesichtspunkt Friedrich Wilhelm die Staatsverwaltung betrachtete, wie er unbedenklich seiner militärischen Spielerei alle anderen Interessen unterordnete.

Schon unter dem König Friedrich I. bestand eine sogenannte Dechargen- und Marinekasse, zu welcher jeder Marine-Beamte, ehe er eine Stelle antreten konnte, eine kleine Abgabe zahlen mußte. Die Gelder aus dieser Kasse waren hauptsächlich zu Gunsten der Marine, der Schöpfung des großen Kurfürsten, angewandt worden, ohne indessen der preußischen Seemacht ein rechtes Gedeihen zu erwirken. Die Marine krankte, da Friedrich I. kein wahres Interesse für sie fühlte.

Friedrich Wilhelm besaß von der Genialität des Großvaters nichts; er schaute nicht wie dieser in die Zukunft; er vermochte nicht einzusehen, daß die augenblicklich gebrachten Opfer wohl angewandt seien; sein praktischer Verstand zeigte ihm nur, daß trotz aller Opfer die preußische Seemacht nicht vorwärts kommen wollte. Er verwandelte daher die Marinekasse in eine Rekrutenkasse und bestimmte am 9. Dezember 1721, daß in Zukunft niemand mehr die bisherigen Marine- und Chargengelder bezahlen solle. Jeder, der irgend ein Amt, eine Anwartschaft auf ein Amt, eine Standes-Erhöhung, ein Privilegium oder dergleichen erhalte, solle verpflichtet sein, von jetzt an eine leidliche Geldsumme zu erlegen, deren jedesmaligen Betrag zu bestimmen sich Se. Majestät vorbehalte! Die Gelder, welche auf diese Weise einkamen, wurden der Rekrutenkasse überantwortet. Anfangs zahlte jeder Beamte bei seiner Ernennung eine fest bestimmte Summe, für welche er seine Anstellung auf einem Stempelbogen erhielt; damit aber kam nicht genug ein, und es wurde nun eine andere Art der Zahlung zur Anwendung gebracht. Jeder, der um eine erledigte Stelle nachsuchte, mußte sich beim Direktor der Rekrutenkasse, dem Minister v. Marschall, melden und freiwillig anzeigen, wie hoch die Summe sei, welche er für sein Amt bezahlen könne. Der Minister teilte dies dem Könige mit und hielt einen kurzen Vortrag, worin einerseits der Wert und die Einträglichkeit des Amts, andererseits die Befähigung des Antragstellers zur Zahlung auseinandergesetzt wurde. Genügte die angebotene Summe, so bekam der Bittsteller das Amt; herabgelassen wurde nie etwas, oft aber forderte der König das Doppelte des Angebots. Waren mehrere Bewerber um ein Amt vorhanden, so erhielt in der Regel derjenige den Vorzug, welcher das meiste Geld bot. Ausgeschlossen von der Versteigerung der Stellen waren nur geistliche und Schulämter, die höchsten Staatsstellen sowie die der Generale und anderer hohen Offiziere. Aber auch bei diesen sah es der König gern, wenn die Anzustellenden ein Opfer brachten, er versicherte sich auch wohl im voraus, daß es geschehen würde.

Alle übrigen Titel und Aemter unterlagen einer mit schamloser Offenheit getriebenen Versteigerung. Der Titel eines Geheimen oder Hofrats kostete mindestens 500 bis 600 Thaler; dafür aber konnte ihn jeder haben, der den Ehrgeiz fühlte, einen volltönenden Titel zu tragen. Auf Verdienste wurde nicht Rücksicht genommen, nur darauf, daß der zu Betitelnde nicht gerade eine gar zu elende Person sei. Die Spekulation auf die Eitelkeit und Titelsucht war gewiß wenig ehrenvoll, unwürdig aber und vom nachteiligsten Einfluß auf die gesamte Staatsverwaltung war der Schacher mit Aemtern. Selbst die niedrigsten Stellen wurden wie die höheren und einträglichen meistbietend verkauft, und gerade bei ihnen trieben sich die Bewerber gegenseitig in die Höhe und zahlten Preise, welche kaum zu begreifen sind. Die Sackwäger auf dem Mühlenhof zu Berlin, die geringsten Beamten an der königlichen Accise und auf dem Packhof, welche nicht mehr als 10 Thaler Gehalt empfingen, zahlten 600 Thaler und darüber für ihre Stellen. Es konnte nicht ausbleiben, daß die glücklichen Bewerber eines mit so großen Opfern erkauften Amts nun auch bestrebt waren, dieses auszunutzen nach allen Richtungen hin, daß sie das Amt als eine Pachtung betrachteten, aus der sie so viel Geld wie möglich ziehen wollten. Die Beamten waren käuflich; sie suchten, so weit sie dies innerhalb der Schranken des Gesetzes und selbst über diese hinaus irgend konnten, Nebeneinnahmen und Geldvorteile durch ihr Amt zu erzielen. Der preußische Beamtenstand wurde tief entsittlicht von seinen höchsten bis zu seinen untersten Gliedern.

Auch das Recht mußte sich dem Vorteil der Rekrutenkasse beugen. Wenn Reiche und Vornehme in unangenehme Verwicklungen mit den Gerichtshöfen kamen, erboten sie sich, damit ihr Prozeß niedergeschlagen wurde, eine beträchtliche Summe an die Rekrutenkasse zu zahlen, und meistens wurden ihre Wünsche erfüllt. Der König erließ eine Kabinetts-Verfügung, und die Sache war abgethan. Die Rekrutenkasse brachte ungeheure Summen ein, sie bedurfte ihrer aber auch, um dem Heere fortwährend eine genügende Anzahl von großen und ansehnlichen Soldaten zuzuführen, da diese sämtlich geworben werden mußten und schweres Werbegeld verlangten. Es bestand im Anfang der Regierung Friedrich Wilhelms keine eigentliche Verpflichtung zum Kriegsdienst. Die Kompagniechefs hatten die Aufgabe, sich durch sogenannte gutwillige Werbung im Inlande Rekruten, denen sie ein Handgeld von 30 Thalern zahlten, zu verschaffen. Die königlichen Befehle vom 9. Mai 1714, 22. und 26. Mai 1721 geben hierüber nähere Bestimmungen. Die gutwilligen Werbungen hatten eben nur diesen Namen. Sie gaben zu den abscheulichsten Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen von Bürgern und Bauern fortwährende Veranlassung. Die Werber nahmen zu allen Mitteln der List und des Betrugs ihre Zuflucht, um besonders große und schöne Leute zur Annahme des Handgelds zu bewegen, und wo auch diese Mittel keinen Erfolg hatten, da griffen sie zu offener Gewalt.

Für Berlin hatte die gewaltsame Werbung noch größere Nachteile als für die kleineren Städte und Dörfer. Die Zahl fremder Gesellen, welche bisher in der Stadt Arbeit gesucht und wesentlich zum Emporblühen der Gewerbe in Berlin beigetragen hatten, verminderte sich fortwährend, und die Handwerker sahen sich daher schon am 4. Mai 1714 veranlaßt, eine Klage beim Könige einzubringen. Sie führten in dieser an, daß das Schuhmacher-

gewerk vor einigen Jahren noch 430 Gesellen gehabt habe, jetzt aber kaum noch 140 aufweisen könne, daß derselbe Uebelstand auch bei allen anderen Gewerken obwalte. Die Meister müßten sich die wenigen Gesellen abspenstig machen, und der Schaden, der allen Gewerben daraus entstände, sei gar nicht zu beschreiben. Vergeblich habe man nach Sachsen, Schlesien und dem Reiche geschrieben, um dort Gesellen zu erhalten; die stete Antwort sei gewesen: da die Berliner Meister die in ihrer Arbeit stehenden Gesellen vor gewaltsamer Werbung nicht schützen könnten, dürfe kein fremder Geselle es wagen, hierher zu kommen, um Arbeit zu nehmen. Der König befahl infolge dieser Beschwerde, daß künftig in der Residenz jede Werbung aufhören solle. Allen fremden, hier ankommenden Gesellen würden zu diesem Zwecke in der Kriegskanzlei Pässe ausgefertigt werden. Es ging indessen mit diesem Befehle wie mit so vielen anderen. Er blieb auf dem Papiere; die sogenannte gutwillige Werbung dauerte auch in Berlin ununterbrochen fort. Die Offiziere, besonders die Regimentskommandeure und Kompagniechefs, erhielten durch die ihnen überwiesene Machtvollkommenheit ein besonders wichtiges Ansehen in der Stadt. Sie waren gefürchtet als die gefährlichsten Feinde der Bürger. Jeder Familienvater mußte sich ihnen unterthänigst nahen und versuchen, durch Geschenke sie in guter Laune zu erhalten, wenn er nicht wollte, daß seine Söhne, seine Diener und Gesellen der Werbung zur Beute wurden. Erst als sich zeigte, daß die Auswanderungen infolge der Werbungen so groß wurden, daß sie die Gewerbthätigkeit der Residenz ernstlich gefährdeten, wurden die königlichen Befehle für die Befreiung Berlins besser befolgt.

Friedrich Wilhelm zeigte sich überall bereit, seinen Soldaten zu helfen, wo diese seiner bedurften. Er that es regelmäßig ohne eine Rücksicht auf das Gesetz. Entstand ein Streit zwischen Bürgern und Militär, dann erhielt der Soldat, auch wenn er im offenen Unrecht war, doch stets Recht. Diese Parteilichkeit mußte naturgemäß dahin wirken, daß die blauen Lieblinge im Bewußtsein ihrer bevorrechtigten Stellung sich allerorten Uebergriffe erlaubten. Da sie stets auf Straflosigkeit rechnen konnten, so wuchs mit jedem Tage auch ihr Uebermut und ihre Unverschämtheit. Mit der größten Frechheit brandschatzten die Soldaten die Bürger unter allerhand Vorwänden. In Berlin zogen sie zur Weihnachtszeit mit schwarzgefärbten Gesichtern in den Straßen umher und erpreßten unter dem Namen der heiligen drei Könige Geld. Vergeblich suchten die Bürger die unverschämten Bittsteller abzuweisen; diese zeigten ihre Pässe vor, und wohl oder übel mußte ihrem Begehren gewillfahrt werden. Wer nichts geben wollte, mußte sich auf Mißhandlung gefaßt machen und durfte sich nicht einmal wehren, wenn er nicht selbst zur Strafe kommen wollte. Besonders unbequem waren die Soldaten den Bürgern durch die Naturaleinquartierung, welche bei der fortwährenden Vergrößerung des Heeres und der Garnison von Berlin zur Notwendigkeit geworden war. Kasernen gab es nicht; die in den Wällen gelegenen Baracken, in denen die Soldaten untergebracht werden konnten, hatten für eine größere Garnison keinen Raum, und so mußten sich denn die Bürger, obwohl ihnen eine gesetzliche Verpflichtung nicht oblag, auf königlichen Befehl schon entschließen, die Soldaten ins Quartier zu nehmen, denn nach dem Recht fragte Friedrich Wilhelm wenig. Es darf schon als eine besondere Fügsamkeit seinerseits betrachtet werden, daß er den dringenden Bitten des Magistrats von

Berlin nachgab und seine Leibgarde nicht hier, sondern in Potsdam einquartierte.

Um den fortwährenden Klagen über willkürliche und drückende Einquartierung abzuhelfen, erließ der König im Jahre 1720 ein Servis-Reglement und setzte eine königliche Servis-Kommission mit eigener Kassenverwaltung ein, an deren Spitze er den Generalmajor und Kommandanten von Forcade stellte. Die Kommission bestand aus 10 Obristlieutenants, 10 Geheimen und Hofräten sowie einer Anzahl von Magistratsmitgliedern und Stadtverordneten, welche die Bürgerschaft zu vertreten hatten. Friedrich Wilhelm sagte bei der Einsetzung dieser Kommission:

„Ich will den Klagen der Residenz auf einmal dadurch abhelfen, daß Ich eine Behörde etabliere, welche zu gleicher Zeit königlich und städtisch ist. Sie soll die Scheidewand zwischen Quartiergebern und Quartierempfängern sein. An sie soll sich jeder Militär mit beglaubten Attesten des Kommandanten wenden, sobald er berechtigt ist, zu fordern. Sie soll die Klagen untersuchen, welche zwischen Bürgern und Militär entstehen und ihnen abhelfen, und es soll dem Militär nicht freistehen, sich direkte an den Magistrat zu wenden."

Die Servis-Kommission war nun zwar bemüht, den Druck der Einquartierungslast für die Berliner etwas zu mildern, aber sie vermochte dies nicht immer und namentlich dann nicht, wenn der König irgend eine andere Anordnung beliebte, denn Friedrich Wilhelm setzte stets seinen Willen über das Gesetz. So bestimmte er im Jahre 1737, daß alle Bürger ohne Unterschied Soldaten einnehmen und diese vorn zur Straße hinaus wohnen lassen sollten. Auf dringende Bitten des Magistrats ermäßigte er seinen Befehl dahin, daß die Soldaten, welche bisher in den Baracken hinter den Mauern gelegen hatten, in die Stadt eingemietet werden sollten. Um Platz für diese zu bekommen, mußte ein Teil der Einwohnerschaft die eigenen Quartiere räumen und in die Baracken ziehen, während die Soldaten in die Stadt gebracht wurden. Natürlich wurden zu diesem Zwecke die Juden belästigt. In der Verordnung vom 27. August 1737 heißt es:

„daß sogleich, ohne zu raisonnieren, alle und jede Juden, welche in Berlin wohnen und keine eigenen Häuser haben, sondern zu Miete sitzen, in den Häusern hinter der Mauer, desgleichen in den Baracken zwischen dem Königsthor und dem Spandowschen Thore ziehen und sich daselbst einmieten sollen; dahingegen sollen die Soldaten, welche bisher in den Häusern hinter der Mauer und in den Baracken gewohnt haben, die Quartiere mieten, wo die Juden in der Stadt gewohnt. Dieses ist meine strikte ordre!"

Das königliche Machtwort mußte zwar befolgt werden, ohne Raisonnieren ging es aber doch nicht ab. Die Juden wandten sich in einer flehenden Bittschrift an den König, sie wandten ein, daß sie in den engen Gassen ihre Geschäfte nicht treiben könnten, erhielten aber als einzige Antwort den Befehl: „Es bleibt bei der Ordre!" Der Magistrat, welcher ebenfalls Einspruch erhob, wurde einer Antwort überhaupt nicht gewürdigt.

Von den Regimentern, welche unter der Regierung Friedrich Wilhelms in Berlin standen, zeichnete sich das Gendarmerie-Regiment durch gute

Führung vor den anderen vorteilhaft aus. Es bestand aus den besten und wohlhabendsten Leuten. Die schmucken Uniformen der Gendarmen, manche Vorzüge, welche ihnen vor anderen Truppen gegeben wurden, machten den Dienst in diesem Kavallerie-Regiment wünschenswerter als in anderen Truppenteilen, und es fanden sich daher viele Berliner, welche als Rekruten bei der Gendarmerie eintraten. Die jährliche Revue, welche der König über dies Regiment abhielt, war stets für die Berliner ein Fest. Gegen die übrigen Regimenter zeigten sie große Abneigung, und sie hatten hierzu auch volle Veranlassung; denn nicht nur die gemeinen Soldaten, sondern mehr noch als diese die Offiziere machten sich durch Uebermut und Brutalität bei der Bevölkerung verhaßt. Die Offiziere behandelten die Bürger fast wie ihre Sklaven; sie mißhandelten diese ohne Scheu vor Strafe, denn ein Wort eines Offiziers galt mehr als der Eid eines Bürgerlichen. Auch die Civilbeamten hatten unter dem grenzen- und zügellosen Uebermut der Offiziere zu leiden, da Friedrich Wilhelm bei etwaigen Klagen stets die Partei seiner Standesgenossen ergriff. Wir sagen Standesgenossen, denn Friedrich Wilhelm war weniger stolz auf seine Königskrone als auf seine Obristenuniform. Aus diesem Grunde schaute er auf alle Beamten mit unverhohlener Verachtung herab und wählte seinen täglichen Umgangskreis lediglich aus den Befehlshabern seines Heeres. Mit seinen Offizieren ging er zur Jagd, mit ihnen machte er seine Spazierritte, sie zog er ins Tabakskollegium, ihnen übertrug er auch die wichtigsten Staatsgeschäfte ohne Rücksicht darauf, ob sie denselben gewachsen seien oder nicht.

Der einflußreichste seiner Generale war der regierende Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der alte Dessauer, dessen Name noch heute im Munde des Volkes von Berlin lebt. Nächst ihm hatte der General v. Grumbkow den größten Einfluß in dem Gesellschaftskreise, der den König täglich umgab. Im größten Ansehen bei den Berlinern stand der General v. Glasenapp, der eine Zeitlang Gouverneur von Berlin war und sich das Vertrauen der Berliner in hohem Maße verdiente, indem er, wo er irgend konnte, den Ungerechtigkeiten und Bedrückungen der Offiziere entgegen arbeitete.

Aber auch andere, weit untergeordnetere Persönlichkeiten verstanden es, sich in die Gunst des Königs einzuschmeicheln und das ihnen geschenkte Vertrauen zu mißbrauchen, indem sie für sich möglichst viel Geldvorteile erwarben. Wir wollen aus deren Zahl nur zwei nennen, deren Namen von den Berlinern mit besonders großem Haß genannt wurden, den Kammerdiener Eversmann und den Kaminrat Eckart. Eversmann hatte sich durch schmeichelnde Unterthänigkeit und scheinbare Freimütigkeit in die höchste Gunst des Königs gesetzt. Er hatte diesem seine Schwächen abgelauscht und wußte sie zu benutzen. Er kannte jede Miene seines Herrn, ein Blick genügte ihm, um zu beurteilen, ob er unterthänig seiner Ansicht zustimmen, oder ob er ihm freimütig widersprechen solle, ob er eine Bitte wagen dürfe, ob der König einer Verleumdung zugänglich sein werde oder nicht. Der stets so eigenmächtige, jähzornige, selbstwillige Friedrich Wilhelm war weiches Wachs in der Hand des geschmeidigen Eversmann. War es gefährlich, sich einen der beliebtesten Generale am Hofe zum Feinde zu machen, gefährlicher war es, sich den Haß des Kammerdieners zuzuziehen. Mußte doch selbst der Kronprinz, der Eversmann einst mit Stolz behandelt hatte, unter diesem Haß dadurch leiden, daß

der Kammerdiener die ohnehin schwache Vaterliebe Friedrich Wilhelms durch gehässige Einflüsterungen mehr und mehr herabdrückte. Jedes Kind in Berlin kannte den Eversmann; die Bürger fürchteten und haßten ihn, sie beugten vor ihm den Rücken tiefer als vor den vornehmsten Generalen, und wer bei Hofe etwas durchsetzen wollte, der suchte sich die Gunst des mächtigen Mannes zu beschaffen. Freilich durfte er dann nicht mit leeren Händen kommen, denn nur ein reich gespickter Beutel erwarb günstige Fürsprache. Mitunter ließ sich Eversmann auch wohl von zwei streitenden Parteien zu gleicher Zeit bestechen; wer das meiste gab, der hatte ihn.

Ein anderer sehr mächtiger und von den Berlinern nicht weniger als Eversmann gehaßter Günstling war der Kaminrat Eckart. Eckart war aus Bernburg gebürtig, der niedrigsten Volksklasse entsprossen. Als ein Glücksjäger im vollsten Sinne des Wortes hatte er alle möglichen Laufbahnen durchgemacht. In Braunschweig war er Fasanenwärter gewesen, in Baireuth Kapaunenmeister, nirgends aber war es ihm gelungen, sich das, wonach er strebte, Reichtum und Macht, bei so niedrigen Beschäftigungen zu erringen. Sein Glücksstern führte ihn nach Berlin. Hier begann er seine Laufbahn damit, daß er in den Zeitungen bekannt machen ließ, er besitze das untrügliche Geheimnis, rauchende Schornsteine von dieser üblen Angewohnheit zu heilen. Dem Grafen v. Truchseß, der sehr vom Rauch in seinen Zimmern litt, kam diese Ankündigung sehr gelegen. Er ließ sich den Künstler kommen, und diesem gelang es in der That, den Rauch zu beseitigen. Zufällig befand sich der König einige Tage später in Kossenblatt, einem Landgut, welches er für seinen Sohn, den Prinzen Wilhelm, gekauft hatte. Die Schornsteine rauchten dort so stark, daß Friedrich Wilhelm es kaum im Zimmer aushalten konnte. Der Graf v. Truchseß, der auf der kleinen Reise Begleiter des Königs war, sprach von dem Tausendkünstler, der ihn von dem häßlichen Rauch befreit hatte. Eckart wurde sofort herbeigeholt und begann seine Arbeit. Friedrich Wilhelm hatte ein Interesse für alle gewerblichen Verrichtungen, er schaute dem fleißigen Arbeiter zu. Eckart war ein anschlägiger Kopf, er wußte sein Glück zu benutzen, und während er emsig hantierte, erzählte er dem Könige, daß er sich in der Oekonomie tüchtig umgesehen habe. Er verstehe es, ein so gutes Bier zu brauen, wie der beste Brauer, ohne so viel Malz und Holz dazu zu gebrauchen. Wenn der König ihm erlauben wolle, den Versuch zu machen, so erbiete er sich, die königlichen Einkünfte jährlich um 2—300 000 Thaler zu vermehren. Ein solches Versprechen reizte Friedrich Wilhelm um so mehr, als Eckart mit den Schornsteinen in Kossenblatt ein Meisterstück gemacht hatte. In der großen Brauerei zu Potsdam wurde der Versuch angestellt; er gelang, und jetzt hatte Eckart das vollste Vertrauen des Königs gewonnen. Er wurde in der Mark umhergeschickt, um in allen königlichen Brauereien seine neue Brauart einzuführen. Auf dieser Reise zeigte Eckart eine unermüdliche Thätigkeit. In allen Städten, die er besuchte, erkundigte er sich nach den Einkünften und der Art, wie diese verwaltet würden. Als er zurückkam, machte er dem Könige den Vorschlag, Kommissarien in die verschiedenen Städte zu senden, den Magistraten, welche die öffentlichen Gelder nicht zu verwalten verständen, diese Verwaltung abzunehmen und die Ueberschüsse der Einkünfte für königliche Rechnung zu vereinnahmen. So hatte Eckart denn wirklich geleistet, was er versprochen. Die

königlichen Einkünfte waren durch ihn bedeutend vermehrt worden, und Friedrich Wilhelm zeigte sich ihm durch die größten Gunstbezeugungen dankbar. Der frühere Kapaunenmeister wurde zum Geheimen Finanzrat ernannt, das Volk aber nannte ihn nur nach seiner ersten Beschäftigung in Berlin den Kaminrat. Er bekam eine reichliche Besoldung, es wurde ihm der Orden de la générosité verliehen, und zum Ueberfluß erhob ihn der König auch noch in den Adelsstand. Um seine Gunst voll zu machen, schenkte der König dem Eckart ein schönes Haus am Gendarmenmarkt und ließ ihm dieses vollständig einrichten. Bezogen hat der Glücksjäger sein neues Eigentum nicht, denn mit dem Tode seines Gönners sank auch sein Stern.

Eckart brüstete sich während seiner Günstlingsschaft überall mit dem Vertrauen, in welchem er beim Könige stand. Er war unverschämt gegen jedermann, besonders aber gegen Magistratspersonen und nur, wenn diese ihm mit reichen Geschenken nahten, durften sie hoffen, günstiges Gehör bei ihm zu finden. Es war daher eine nicht geringe Freude für die Berliner, als eine der ersten Handlungen Friedrichs II. nach dem Tode Friedrich Wilhelms die Anordnung einer Untersuchung gegen den Kaminrat Eckart war.

Drittes Kapitel.

„Die schlimme Justiz schreit gen Himmel, und wenn Ich's nicht vermindere, so lade Ich selber die Verantwortung auf Mich!“ So sprach Friedrich Wilhelm, als er seine Regierung antrat, und dieser Ausspruch wird von vielen Geschichtsschreibern als ein Beweis angeführt, daß der König tief durchdrungen gewesen sei vom Gefühl für Gerechtigkeit. Denselben König, der während seiner ganzen Regierung niemals das Recht, stets nur seine eigene Willkür kannte, stellt man infolge eines gesprochenen Wortes hin [illegible] das Vorbild eines gerechten Fürsten. Freilich änderte Friedrich Wilhelm [illegible] Justizverfassung und führte mit Hülfe tüchtiger Staatsbeamten manche we[illegible] liche Verbesserungen ein, aber nur Verbesserungen in der Form, nicht [illegible] Wesen, denn ihm selbst war ein wahres Gerechtigkeitsgefühl fremd. Er [illegible] mochte nicht zu begreifen, daß das Gesetz auch für ihn eine Richtschnur [illegible] und wie er im gesamten Verwaltungswesen seinen Willen als das höch[illegible] ja als das einzige Gesetz hinstellte, so auch im Gerichtsverfahren, wo er w[illegible] kürlich die Urteile der Richter änderte, Zuchthaus- und Todesstrafen verhäng[illegible] Die Behauptung ist nicht zu gewagt, daß während der ganzen Regie[illegible] Friedrich Wilhelms in Preußen kaum irgend jemand seines Lebens und s[illegible] Freiheit sicher war. Besonders litten die Berliner, welche in stete unmitte[illegible] Berührung mit dem Könige kamen, unter seinen willkürlichen Urteilssprüch[illegible]

Friedrich Wilhelms von uns oben angeführter Ausruf entsprang ni[illegible] seinem durch eine bisher mangelhafte Handhabung der Rechtspflege verletzte[illegible] Gerechtigkeitsgefühl, sondern einer persönlichen Abneigung, welche er gegen „die Rechtsverdreher“, die Advokaten, fühlte. Sofort nach seinem Regierungsantritt beschränkte Friedrich Wilhelm die Zahl der Sachwalter in Berlin auf 24.

und um ihnen ein Zeichen seiner Mißachtung zu geben, schrieb er ihnen eine eigentümliche Kleidung vor, die sich durch größte Einfachheit auszeichnete; denn er meinte, die Rechtsverdreher würden dadurch von ihrer Neigung zum Aufwande und zu äußerer Pracht geheilt, und es werde ihnen damit eine Triebfeder zur Unredlichkeit genommen. Die Advokaten erhielten den Befehl, fortan einen schwarzen Rock mit einem bis auf die Knie herabreichenden schmalen, schwarzen Mantel zu tragen. Sie wußten sich indessen dadurch zu helfen, daß sie ihre Mäntelchen vom leichtesten und dünnsten Seidenzeuge machen ließen und sie so enge zusammenfalteten, daß sie fast wie ein schwarzes Band aussahen, welches über den Rock herabhing, und welches leicht gerollt und in die Tasche gesteckt werden konnte. Die eigentümliche Advokatentracht gab den Berliner Drechslern Veranlassung zur Anfertigung eines hübschen Kinderspielzeugs. Sie machten kleine hölzerne Figuren, welche den Anzug der Advokaten in einer Karikatur darstellten, und diese boten sie zum großen Verdruß der Rechtsgelehrten öffentlich zum Verkaufe aus. Als eine Klage darüber beim Könige einging, meinte dieser, sein Bildnis werde ebenfalls von den Drechslern öffentlich zum Verkaufe ausgeboten, und da dürften sich die Advokaten nicht beklagen; die Drechsler sollten so viele Advokaten machen, wie sie nur immer wollten.



Der Neue Markt im Jahre 1775;
die Marienkirche mit dem alten Turme.

Zum Glück für das Land stand dem König in seinen Bestrebungen, ein verbessertes Rechtsverfahren in Preußen einzuführen, ein Mann zur Seite, der sich besondere Verdienste um eine bessere Rechtspflege erwarb, der Freiherr Samuel von Cocceji, der unter Friedrich Wilhelms Regierung sich zu den höchsten Ehrenstellen im Rechtsdienste emporgeschwungen hatte und endlich Minister der Justiz geworden war. Er führte die Aufsicht über die gesamte hohe und niedere Justiz in sämtlichen königlichen Ländern, und ihm gelang es schon unter Friedrich Wilhelms I. Regierung und später unter der Friedrichs des Großen, wirkliche Reformen ins Leben zu rufen. Durch die von ihm ausgegangene Verordnung vom 19. Mai 1738 wurde das Kammergericht umgestaltet. Es bestand von da an aus einem Präsidenten, Vize-Präsidenten, Direktor und 10 ordentlichen, besoldeten Räten sowie 16 außerordentlichen Räten; immer noch blieben aber für die Räte eine adlige und gelehrte Bank bestehen. Die Zahl der Advokaten wurde auf 27 festgestellt, und außerdem wurden Friedensrichter ernannt, um Vergleiche zu vermitteln. Das Kammergericht wurde in verschiedene Senate geteilt, deren jeder seinen bestimmten Geschäftskreis erhielt. Die Form des Rechtsverfahrens wurde hierdurch wesentlich verbessert, aber eben nur die Form; denn nach wie vor herrschte in Preußen, so lange Friedrich Wilhelm regierte, nicht das Gesetz, sondern die königliche Willkür und zwar am empfindlichsten in Kriminalsachen.

Der mißtrauische und strafbegierige König hatte eine eigene Behörde niedergesetzt mit der Aufgabe, Verbrechen und Vergehen auszuspüren und zur Strafe zu bringen, das Fiskalat. Die Fiskale hatten ursprünglich nur die Aufsicht über die Steuerbeamten und Domänenverwalter; es wurde ihren Befugnissen aber bald eine weitere Ausdehnung gegeben. In allen Provinzen wurden Fiskale angestellt mit dem Auftrage, auf die königlichen Gerechtsame zu vigilieren und von jeder Uebertretung des Gesetzes dem Generalfiskal in Berlin Anzeige zu machen, und dieser Aufgabe kamen die Fiskale mit einer außerordentlichen Thätigkeit nach. Sie spürten Vergehen und Verbrechen aus, selbst da, wo keine waren, und denunzierten nach Herzenslust alle die, welche sich nicht durch namhafte Bestechungen ihre Freundschaft erkauften. Das Fiskalat erschütterte die Rechtssicherheit in Preußen aufs tiefste; es rief ein geheimes Denunziations- und Spioniersystem, welches von den unseligsten Folgen begleitet war, ins Leben. Nur selten gaben sich rechtliche Männer dazu her, das gehässige und verachtete Amt eines Fiskals oder Generalfiskals anzunehmen; die wenigen, die sich dazu entschlossen, sahen sich bald außer stande, den Dienst zu behalten, denn sie konnten niemals dem Könige in Denunziationen genugthun. Der redliche Geheime Rat Dühram, der in Berlin das Amt eines Generalfiskals verwaltete, suchte vergeblich die gemeinen oder gehässigen Denunziationen seiner Unterbeamten zurückzuweisen. Der König fand, daß ein solcher Generalfiskal nichts für ihn tauge. Er warf ihm Unfähigkeit und Unthätigkeit vor und setzte ihn deshalb ab.

Es war schwer, eine Person zu finden, welche den königlichen Ansprüchen für einen derartigen Posten genügte; aber Friedrich Wilhelm war nicht wählerisch. Er erhob einen gemeinen Reiter vom Papsteinschen Dragoner-Regiment, Namens Wagener, zu der hohen und einflußreichen Stellung. Wagener war früher in Blankenburg in Braunschweig Schulrektor gewesen, aber seines Amtes wegen schlechter Streiche entsetzt und aus dem Lande

verwiesen worden. Er hatte sich als Abenteurer nach Rußland gewandt und hier die Hofmeisterstelle beim Sohne des berühmten Fürsten Menzikoff übernommen. Aber auch in Rußland war seines Bleibens nicht lange, er wurde nach Menzikoffs Fall aus Petersburg verwiesen und ließ sich nun von den preußischen Werbern als Dragoner anwerben. Der König, der die Gewohnheit hatte, sich nach dem Schicksale jedes einzelnen Rekruten zu erkundigen, hatte bei den jährlichen Musterungen der Regimenter auch Wagener kennen gelernt und interessierte sich für ihn. Durch welche geheimen Bemühungen Wagener dem König die Ueberzeugung gab, daß er sich zur Stelle eines Generalfiskals eigene, ist unbekannt geblieben, es erregte daher selbst damals, wo doch jedermann die seltsamen Launen des Königs kannte, ein ungewöhnliches Aufsehen in Berlin, als plötzlich der gemeine Dragoner zum Generalfiskal erhoben wurde. Wagener zeigte sich als ein würdiger Vertreter des gehaßten Amts; er schürte den Feuereifer seiner Unterfiskale, nach Verbrechen zu spüren, mehr und mehr und zeigte selbst persönlich eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit, Denunziationen hervorzurufen. Die Berliner litten entsetzlich während der Amtsthätigkeit dieses Mannes. Gerade damals war ein Befehl erschienen, welcher die Einführung fremden Kattuns verbot und namhafte Strafen selbst auf den Besitz dieses Zeuges festsetzte. Wagener ordnete im ganzen Lande Untersuchungen an, seine Unterbeamten drangen in die Häuser, sie durchschnüffelten die Familiengemächer und brachen Kisten und Kästen auf, um nach der verbotenen Ware zu suchen. Zahllose Anzeigen waren die Folge dieses Unternehmens. Das Unwesen war so stark, daß es selbst die Straflust Friedrich Wilhelms ermüdete und den König zu dem Befehl, mit den Nachsuchungen innezuhalten, veranlaßte. Niemand im ganzen Lande war vor den Nachforschungen des früheren Dragoners sicher; dieser wagte sich sogar an die höchsten Staatsbeamten, die Minister und Generale. Mitunter bekam ihm sein Eifer freilich schlecht, er mußte ihn durch einen Arrest auf der Hauptwache büßen, trotzdem aber verblieb er in seinem Amte.

Nach seinem Tode wurde der Geheime Justiz- und Kammergerichtsrat Gerbett sein Nachfolger, ein gelehrter, rechtskundiger Mann, der aber wo möglich noch mehr Lust an falschen und wahren Denunziationen hatte als Wagener. Sein Name wurde von unzähligen Unglücklichen, die er um ihr Vermögen und ihre Freiheit brachte, verflucht. Er machte sich durch seine Thätigkeit so viele Feinde, daß er endlich der Last des auf ihm ruhenden Hasses erlag. Auch er wurde denunziert; eine Reihe von Ungerechtigkeiten und Bestechlichkeiten, die er verübt hatte, wurde klar bewiesen und führte seinen Fall herbei. Die Festung Spandau, die durch ihn mit Unschuldigen bevölkert worden war, nahm ihn, den Schuldigen, endlich auf. Dort lebte er in der Gefangenschaft in äußerster Dürftigkeit; er hätte hungern müssen, wenn sich seiner nicht ein Mann angenommen hätte, der durch ihn ins Verderben gestürzt worden war. Der Geheime Rat Wilke, dem Gerbett durch seine Denunziation die schmachvolle Zuchthausstrafe bereitet hatte, ernährte ihn.

Nach der Absetzung Gerbetts kam das Amt eines Generalfiskals an den Geheimen Justizrat Uhde, einen allgemein geachteten, vortrefflichen Mann, und dieser durfte jetzt gelindere Saiten aufspannen, da selbst Friedrich Wilhelm

durch Gerbetts denunziatorische Thätigkeit von der Schädlichkeit allzu vieler Denunziationen überzeugt worden war. Er sorgte dafür, daß die Fiskale nicht jede Kleinigkeit zum Gegenstande eines Prozesses machten, aber doch vermochte er es nicht, den fiskalischen Prozeß ganz aufzuheben; dazu war der König nicht zu bewegen, weil die Rekrutenkasse von ihm große Vorteile zog; wie wir bereits erwähnt haben, kamen häufig reiche Bürger den Anklagen der Fiskale durch ansehnliche Schenkungen an diese Kasse zuvor.

Die Thätigkeit dieses Fiskalats war eine um so gefährlichere, als der stets mißtrauische König ohnehin überall Betrug, Diebstahl und andere Verbrechen witterte und stets geneigt war, weit strengere Strafen, als das Gesetz vorschrieb, zu verhängen. In Civil-Justizsachen erlaubte er sich seltener eine Einmischung, die Sprüche in Kriminalsachen aber, welche ihm stets zur Unterschrift vorgelegt werden mußten, änderte er ganz nach Gutdünken ab. Er verfuhr dabei mit einer grenzenlosen Willkür und gewissenlosen Mißachtung des Rechts. Er nahm weder auf das Gesetz noch auf die Urteilssprüche der Richter Rücksicht, sondern erkannte ganz nach Belieben. Es war in Berlin ein gewaltsamer Einbruch verübt worden, bei dem die Diebe 6000 Thaler gestohlen hatten. Bei der Untersuchung fand sich, daß ein Musketier vom Dönhoffschen Regiment an dem Diebstahl teilgenommen hatte. Er wurde eingezogen und zum Tode verurteilt. Der General v. Dönhoff hatte kaum den Richterspruch erfahren, als er sich zum Könige begab und diesem vorstellte, daß sein schönster Flügelmann wegen eines Diebstahls gehängt werden sollte. Friedrich Wilhelm war außer sich vor Wut, als er hörte, daß die Richter gar keine Rücksicht auf die Länge seines Flügelmannes genommen hätten. Er befahl, daß sofort der Direktor und die Räte des Kriminalkollegiums gerufen würden. Es war am frühen Morgen, als der königliche Befehl erfolgte. Die Boten fanden die Richter daher noch im Schlafrocke, und es dauerte einige Zeit, ehe sie in hoffähigem Zustande vor dem Könige erscheinen konnten. Dieser wartete mit brennender Ungeduld auf die Gerufenen. Er saß, den Stock in der Hand, auf seinem gewöhnlichen, hölzernen Stuhl, als die Räte eintraten. Mit scheinbarer Ruhe, aber innerlich vor Wut kochend, teilte der König den Herren mit, weshalb er sie habe rufen lassen. Plötzlich aber brauste sein Zorn auf. „Ihr Schurken! Warum habt ihr so erkannt?“ brüllte er die Richter an, und als einer derselben das Urteil rechtfertigen wollte, sprang der König auf und prügelte nun mit seinem Stocke blindlings auf die vor ihm Stehenden los. Einem der Räte schlug er ein paar Zähne aus, die anderen trugen blutige Köpfe davon und vermochten nur mit Mühe sich vor weiteren Mißhandlungen zu flüchten. Der König eilte ihnen, immer mit dem Stocke bewaffnet, bis zur Treppe nach. Der Richterspruch wurde nicht vollstreckt, der lange Musketier begnadigt.

In anderen Fällen wiederum kannte Friedrich Wilhelm weder Mitleid noch Gnade, begnadigte er doch selbst einen kleinen zehnjährigen Knaben nicht, der zum Tode verurteilt und aufgehängt wurde, weil er die Straßenlaternen in Berlin bestohlen hatte.

Im Jahre 1735 erschien eine Verordnung gegen die Hausdiebe, in welcher bestimmt wurde, daß jeder Hausbediente, er sei männlichen oder weiblichen Geschlechts, der seinem Herrn über 3 Thaler stehlen würde, an einem vor dem Hause des Bestohlenen errichteten Galgen aufgehängt werden

sollte. Diese Strafe wurde zuerst an einem Bedienten des Geheimen Staats- und Kriegsministers von Happe vollzogen, der seinem Herrn eine nicht unbedeutende Geldsumme gestohlen hatte. Das Haus des Ministers v. Happe, in der Brüderstraße 10, hieß von diesem Tage an „das Galgenhaus“. Es hat diesen Namen im Munde des Volkes lange Zeit behalten. Die Geschichte von dem im Galgenhause begangenen Diebstahl ist nach und nach zur Sage geworden. Das Volk erzählt: Im Hause des Ministers sei ein silberner Löffel vermißt worden, auf den der Herr von Happe einen großen Wert legte. Alle Dienstboten waren von erprobter Treue, nur ein eben erst in den Dienst getretenes Hausmädchen konnte daher in den Verdacht kommen, und dieser traf sie um so mehr, als sie Umgang mit einem armen Soldaten hatte, den sie hier und da unterstützte. Sie wurde zum Tode verurteilt und dicht vor der Thür des Hauses, in dem sie den Diebstahl begangen haben sollte, aufgehängt. Kurze Zeit nach dem Tode der vermeintlichen Diebin wurde der Löffel wieder gefunden, eine zahme Ziege hatte ihn fortgeschleppt und unter ihrer Streu verborgen. Von diesem Tage an umlagerte eine Schar von Neugierigen das Haus, und jetzt erst bemerkte man, daß das Loch, in welches der Galgenpfahl eingerammt worden war, sich niemals wieder zuschütten ließ. Es zeigte sich wieder und immer wieder, so oft man auch versuchte, es zu füllen. Das Galgenhaus kam durch diese Hinrichtung so sehr in Verruf, daß der Minister von Happe es nicht mehr besitzen mochte. Auf Befehl des Königs mußte es der Magistrat von Berlin dem Minister abkaufen und zur Propstei einrichten. Das Galgenloch aber wurde mit einem eisernen Gitter überlegt und als Kellerloch benutzt. So die Sage, deren wahren Ursprung wir erzählt haben.

Bei der Hinrichtung des Bedienten vor dem Hause des Ministers von Happe blieb es nicht, auch andere Hinrichtungen gleicher Art fanden statt. Wenige Wochen nach dem Bedienten wurde eine Magd des Geheimen Rats Truzettel aufgehängt, welche ihr Herr für einen Diebstahl von 3 Thalern 12 Groschen an den Galgen geliefert hatte. Die Art der Hinrichtung blieb immer dieselbe. In der Nacht vor derselben wurde vor dem bestohlenen Hause ein Galgen errichtet und der Dieb des Morgens aufgeknüpft; er blieb hängen bis Sonnenuntergang. Dann wurde er abgenommen und vor die Stadt gebracht, um dort an dem rechten Galgen ordnungsmäßig gehängt zu werden. Da die Besitzer der Häuser wegen des allgemeinen Skandals derartige Hinrichtungen nicht gern sahen, so entschlossen sie sich selten, Hausdiebstähle anzuzeigen, und Friedrich Wilhelm fand es daher geratener, die Hinrichtung künftig nicht mehr vor dem Hause des Bestohlenen vornehmen zu lassen.

Die unbarmherzige Strenge, die Friedrich Wilhelm bei jeder Gelegenheit zeigte, veranlaßte die Richter, welche sich die Zufriedenheit des Königs erwerben wollten, überall, wo sie irgend konnten, auf Todesstrafe zu erkennen, und die Folge hiervon war, daß unter der Regierung Friedrich Wilhelms den Berlinern das schauerliche Schauspiel grauenhafter Hinrichtungen häufiger bereitet wurde als jemals in früherer oder späterer Zeit. Waren die Hinrichtungen in Berlin unter Friedrich I. zahlreich gewesen, so folgten sie sich jetzt in ununterbrochener Reihe. Bald wurden Diebe gehängt, bald Duellanten geköpft, dann räderte man Räuber und sackte Kindesmörderinnen. Durch das Brennen mit glühenden Zangen und anderen derartigen Martern wurden

die Schauspiele noch grausiger gemacht. So wurde am 26. November 1725 ein Jude, Namens Hirsch, hingerichtet. Er hatte Verleumdungen gegen einige königliche Bediente ausgestoßen und war deshalb zum Staupbesen verurteilt worden. Da er aber während des Strafvollzugs gräßliche Flüche und Gotteslästerungen ausstieß, so erkannte ihm der König den Tod zu. Während er noch lebte, wurde ihm die Zunge aus dem Halse geschnitten. Der Henker schlug ihm mit derselben dreimal auf den Mund und befestigte sie dann, nachdem der Jude gehängt worden war, an seiner linken Schulter. Das rohe Volk, welches noch immer einen namenlosen Haß gegen die Juden im Herzen trug, jubelte laut bei dem Schmerzensschrei des Unglücklichen. Wilde Rufe wurden laut, so müsse es allen Juden ergehen. Die Volksmasse rottete sich zusammen und zog schreiend und schimpfend vor die Judenhäuser. Es war ein Tag der Angst und Not für die Parias der Gesellschaft; sie kamen indessen diesmal noch glücklich ohne weiteren Schaden davon.

Eine andere Hinrichtung, welche schon im Jahre 1718 stattgefunden hatte, war nicht weniger grauenhaft. Sie betraf zwei bisher in Berlin sehr geachtete Männer, den Kastellan des königlichen Schlosses, Runk, und den Hofschlossermeister Stief. Beide hatten gemeinschaftlich im königlichen Schlosse Diebstähle begangen und besonders das Medaillenkabinett um beträchtliche Summen beraubt. Die That war dadurch entdeckt worden, daß ein Goldschmied, bei dem Stief die Münzen verkauft hatte, diese dem Aufseher des königlichen Kabinetts, Herrn La Croze, anbot. Bei der ersten Besichtigung fand La Croze, daß sie aus dem Kabinett selbst gestohlen seien. Stief wurde verhaftet, behauptete jedoch, er habe die Münzen auf der Straße gefunden, und auch, als er auf die Folter gespannt wurde, blieb er bei seiner Aussage. Auf den Kastellan hatte sich bisher noch kein Verdacht gerichtet; er beschwor diesen selbst herauf, indem er den Bitten der Frau des Stief, daß er doch ihren Mann retten möge, nachgab. Er bestach einen jungen Schüler, einen Zettel am Schlosse anzuheften, auf welchem ein Unbekannter die Versicherung abgab, Stief sei unschuldig und er selbst der Dieb, der beim Aussteigen aus dem Fenster des Medaillenkabinetts die Münzen verloren habe. Der Schüler fürchtete sich vor der Strafe, wenn es entdeckt würde, daß er den Zettel angeklebt habe; er zog es vor, den Kastellan zu verraten, und jetzt wurde auch gegen diesen die Untersuchung eingeleitet. Der König war wütend, als er hörte, daß zwei Männer seines besonderen Vertrauens ihn bestohlen hätten, er befahl, die höchste Strenge aufzubieten, und als das Kriminalkollegium am 2. Juni 1718 ein ohnehin strenges Urteil aussprach, verschärfte es der König noch, indem er befahl, daß Runk ebenfalls vor der Hinrichtung mit glühenden Zangen gezwickt werde. Und so geschah es! Die beiden Verbrecher wurden halbnackt auf Karren gebunden und fast drei Stunden lang durch die Stadt gefahren. An allen Ecken der Hauptstraßen wurden sie mit glühenden Zangen gezwickt und dann erst lebendig gerädert. Die beiden Frauen der Verbrecher mußten, obwohl sie unschuldig waren, der Hinrichtung zuschauen. Während der Hinrichtung suchten sie dem Anblick zu entweichen, wurden aber von den Henkersknechten wieder herbeigeschleppt. Verzweiflungsvoll warfen sie sich dem Prediger an der St. Marienkirche, Andreas Schmidt, zu Füßen, und dieser würdige Mann gab ein herrliches Beispiel, wie strenge Gerechtigkeit mit der Barmherzigkeit sich paart: er warf seinen Mantel über die unglück-

lichen Frauen und entzog ihnen so den entsetzlichen Anblick.*) Nach der Hinrichtung ihrer Männer wurden die unglücklichen Frauen „auf Königs Gnade" ins Zuchthaus nach Spandau geschickt, aus keinem anderen Grunde als dem, daß sie ihre Männer nicht rechtzeitig verraten hätten.

Bei diesen und allen übrigen Hinrichtungen begleiteten stets Prediger die Verurteilten aufs Schafott, um sie auf dem letzten Lebenswege zu trösten und um zugleich sich selbst den Ruhm einer Sünderbekehrung zu erwerben. Das Schauspiel der Hinrichtung gewann dadurch in den Augen der großen Menge ein erhöhtes Interesse und wirkte höchst nachteilig auf die Phantasie derselben. Es ist sicher, daß weder Hängen, noch Rädern, noch Kneipen mit glühenden Zangen die Zahl der Verbrechen in Berlin verminderte. Gerade zur Zeit der durch so viele Hinrichtungen ausgezeichneten Regierung Friedrich Wilhelms war die Unsicherheit Berlins außerordentlich groß. Eine Masse von Bettlern und liederlichem Gesindel hatte sich in die mehr und mehr sich vergrößernde Stadt gezogen und fand in ihr gastliche Aufnahme und Gelegenheit zur Verübung von Verbrechen. Es war ein Wagestück, nachts allein die Straßen der Residenz zu durchwandern, und wer dies in den Vorstädten versuchen wollte, durfte fast sicher darauf rechnen, ausgeplündert zu werden. Vergeblich hatte der Magistrat im Jahre 1717 ein Verbot an sämtliche Einwohner erlassen, verdächtige Leute und herrenloses Gesinde aufzunehmen, zu beherbergen oder ihm in der Aufsuchung einer Wohnung irgendwie behülflich zu sein; vergeblich wurden alle Monate in Wirtshäusern, Schenken und selbst in Privathäusern genaue Durchsuchungen nach Dieben, Bettlern und herumtreibendem Gesindel vorgenommen, das Unwesen dauerte fort.

Wir haben schon bei verschiedenen Gelegenheiten den klaren, scharfen Verstand des Königs zu rühmen gehabt; er zeigte diesen auch dem noch immer in Berlin herrschenden Aberglauben gegenüber. Durch die Abschaffung der Hexenprozesse hat sich Friedrich Wilhelm ein unsterbliches Verdienst erworben. Kaum hatte er den Thron bestiegen, so erließ er am 13. Dezember 1714 einen Befehl wegen der Hexenprozesse. Er schilderte darin den Hexenprozeß als den gefährlichsten aller Kriminalprozesse und befahl, alle noch vorhandenen Brandpfähle, an denen Hexen hingerichtet worden waren, fortzunehmen. Trotz dieses Befehls wurden doch noch unter der Regierung Friedrich Wilhelms einige Hexenprozesse von den abergläubischen Gerichtshöfen ins Leben gerufen, so im Jahre 1721 gegen eine Schuhmacherin in Nauen und im Jahre 1728 gegen eine Müllerstochter in Berlin, die des Umgangs mit dem Teufel beschuldigt wurde. Das Urteil des Berliner Kriminalgerichtes vom 10. Dezember 1728 erklärte die Angeklagte für irrsinnig und verurteilte sie zu lebenslänglicher Einsperrung in das Spandauer Spinnhaus. Dies Erkenntnis wurde durch den König bestätigt. Dieser war in seinen Ansichten über Zauberei seiner Zeit voraus, denn das Volk glaubte noch immer daran.

In der intelligentesten Stadt des Landes, in Berlin, machte ein Advokat, Namens Job, gewaltiges Aufsehen durch seine Wahrsagungen, die er aus astrologischen Berechnungen hergeleitet. Als im Jahre 1714 eine seiner Prophezeiungen in höchst merkwürdiger Art zur Erfüllung kam, da gab es

*) So schildert der verdienstvolle Forscher märkischer Geschichte, Ferdinand Meyer, den ergreifenden Vorgang in der Zeitschrift „Der Bär".

kaum irgend jemanden in Berlin, der nicht an Jobs Wahrsagungen unverbrüchlich geglaubt hätte. Ein Postsekretär Fesser hatte sich an den Astrologen gewandt und ihn gebeten, ihm sein Schicksal vorher zu verkünden. Job hatte sich anfänglich geweigert, endlich aber prophezeit, Fesser werde im Wasser umkommen. Vor einem solchen Tode glaubte sich der Postsekretär schützen zu können. Er vermied es, dem Wasser zu nahe zu kommen, und wenn er über eine Brücke ging, suchte er gewiß so weit wie möglich vom Geländer entfernt zu bleiben. Eines Abends aber vergaß er diese Vorsicht. Er kam aus einer munteren Gesellschaft in der Friedrichsstadt und mußte die Schleusenbrücke überschreiten. Plötzlich kam ihm ein Wagen mit großer Schnelligkeit entgegen. Fesser wollte ausbiegen, in demselben Augenblick wurden die Pferde scheu, der Geängstigte sprang noch weiter zurück, fiel ins Wasser und ertrank. Nach diesem Vorfall galt Job für einen ausgemachten Propheten, und es erregte in Berlin eine nicht geringe Entrüstung, als der Prediger Lysius von der Sankt Nikolaikirche, der dem Ertrunkenen die Leichenpredigt hielt, aussprach, Job habe nur zufällig die Wahrheit getroffen, er sei ein Schwindler und suche das Volk zu betrügen.

Auch andere Personen standen im Rufe, Zaubermittel zu besitzen oder in die Zukunft schauen zu können. Vor allem Fürst Leopold von Dessau, der, wie alle Soldaten behaupteten, kugelfest sei. Viele alte, durchwetterte Grenadiere wollten mit ihren eigenen Augen gesehen haben, wie der alte Dessauer die blauen Bohnen mit den Aermeln aufgefangen und sie nachher auf den Boden geschüttelt habe. Auch der Minister von Ilgen, der klügste unter den Staatsministern Friedrich Wilhelms, stand im Rufe übernatürlicher Kräfte. Er sollte, so sagte man in Berlin, jedem, den er nur einmal gesehen habe, das künftige Schicksal prophezeien können.

Kamen solche Gerüchte an den König, so war er meist sehr ungehalten und verbot, davon zu sprechen. Er fühlte wohl, daß es noch nicht an der Zeit sei, den Kampf gegen den Aberglauben durchzuführen, obwohl er ihn für seine Person aufnahm, indem er das richtigste Mittel wählte, den Teufelsglauben zu zerstören, die Lächerlichkeit. Der Auftrag, welchen er dem Vize-Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, Graben zum Stein, erteilte, Nixen, Drachenkinder, Wehrwölfe 2c. gegen eine Belohnung von 6 Thalern pro Stück lebendig oder tot einzufangen, ist ein vollgültiges Zeugnis hierfür. Nicht so vorurteilsfrei wie gegen Hexen und Zauberer zeigte sich Friedrich Wilhelm gegen sittliche Vergehungen, und dieselbe Sittenstrenge, welche er selbst bewies, verlangte er auch von seinen Unterthanen. Er erließ deshalb zur Förderung der Sittlichkeit mehrere Verordnungen, in denen er strenge Strafen gegen sittliche Vergehungen festsetzte. Die Folge dieser Strenge war das Ueberhandnehmen der Kindesmorde. Friedrich Wilhelm erließ daher im Jahre 1720 einen Befehl, in welchem er anordnete, daß niemand sich unterstehen solle, einem gefallenen Mädchen Vorwürfe darüber zu machen oder sie zu beschimpfen, bei Vermeidung harter Bestrafung und öffentlicher Abbitte von Seiten des Beleidigers. Zugleich aber machte er es auch den Gerichten zur Pflicht, gegen die Kindesmörderinnen unnachsichtlich mit der Todesstrafe des Sackens vorzugehen. Dem königlichen Befehl wurde seitens der Gerichte die pünktlichste Folge geleistet. Es wurde festgesetzt, daß die Kindesmörderinnen sich den Sack, in welchem sie in das Wasser geworfen werden sollten,

selbst nähen mußten, und es gab fortan in Berlin eine große Menge Hinrichtungen, welche gewöhnlich in der Spandauer Vorstadt vorgenommen wurden.

Viertes Kapitel.

Die Entwicklung wissenschaftlicher Bestrebungen erlitt in Berlin unter der Regierung Friedrich Wilhelms einen traurigen Stillstand. Friedrich Wilhelm war nicht nur selbst grenzenlos unwissend, er haßte sogar die Wissenschaften und verachtete deren Träger. Häufig genug sprach er aus, es sei ein Unglück, wenn Leute, die etwas Besseres thun könnten, und welche nicht durch besondere Anlagen zum Studieren getrieben würden, über den Büchern hockten; für kleine Knirpse wären diese gemacht, nicht für großgewachsene, tüchtige Männer, denen es besser anstehe, eine Uniform zu tragen. Das Wort Dintenklexer galt für ein arges Schimpfwort bei Hofe und erforderte, wenn es gegen einen Offizier gebraucht war, blutige Genugthuung. Die Offiziere, welche eine wissenschaftliche Bildung genossen hatten, schämten sich ihrer und suchten sie zu verbergen. Die, welche kaum lesen und schreiben konnten, trugen ihre Unwissenheit öffentlich und mit Stolz zur Schau. Die Abneigung, welche der König gegen Gelehrte hatte, war zum Teil durch seine mangelhafte Erziehung erzeugt, zum Teil aber trugen die Männer der Wissenschaft auch selbst die Schuld daran, indem sie den praktischen König durch ihre Pedanterie abstießen. Es herrschte damals unter den Gelehrten ein Pedantismus, der den Umgang mit ihnen fast unerträglich machte. Die meisten Männer der Wissenschaft suchten einen Stolz darin, äußerlich ungehobelt zu erscheinen, die gewöhnliche Bildung zu versäumen, in ihren Reden aber von gelehrten Floskeln überzuströmen. Die meisten von ihnen waren dabei nicht einmal wissenschaftlich bedeutend, sondern ziemlich armselige Federfuchser, welche ihre Unwissenheit hinter dem gelehrten Scheine zu verbergen suchten.

Friedrich Wilhelms Abneigung gegen wissenschaftliche Bestrebungen und besonders gegen die Schriftstellerei machte sich den Berlinern zuerst durch das Verbot der Berliner Zeitungen fühlbar. Unter König Friedrich I. war im Rüdigerschen Verlage eine in Oktav gedruckte Zeitung erschienen, die zwar höchst elend redigiert war, nur einige Nachrichten aus fremden Blättern zusammenstoppelte, aber doch dem geringen Lesebedürfnisse der Berliner genügte. Friedrich Wilhelm hielt es für überflüssig, daß seine Bürger sich um Politik bekümmerten; auch die jammervolle Rüdigersche Zeitung verriet schon zu viel Staatsgeheimnisse, er verbot sie, und daher kommt es, daß die Jahrgänge von 1713—1714 ganz fehlen. Es zeigte sich jedoch bald, daß ein derartiges Verbot nicht aufrecht zu erhalten sei. Während der pommerschen Feldzüge folgten die Bürger von Berlin aufmerksam den Siegen der preußischen Truppen und vermißten daher schmerzlich den Mangel einer Zeitung; auch Friedrich Wilhelm fühlte dies, und er sah sich daher veranlaßt, die Wiederherausgabe zu erlauben. Am 11. Februar 1722 erhielt Rüdiger abermals ein Privilegium zum Druck einer Berlinischen Zeitung, welche wöchentlich dreimal ausgeteilt

wurde. Er mußte dafür jährlich 200 Thaler zahlen. Diese Zeitung, welche sich in Beziehung auf Berlin selbst nur mit den Anzeigen von Hinrichtungen und Hoffesten beschäftigte, über die Politik des Königs aber nicht ein Wort zu äußern wagte, dauerte bis zu Friedrich Wilhelms Tode als einziges Organ der öffentlichen Meinung fort.

Unter der Abneigung Friedrich Wilhelms gegen die Wissenschaft hatte naturgemäß dasjenige Institut, welches zu ihrer Pflege geschaffen war, die Akademie, am meisten zu leiden. Die Akademie der Wissenschaften hatte bisher nichts Besonderes geleistet. Friedrich Wilhelm war daher bei seinem Regierungsantritt versucht, ein so kostspieliges Institut, von welchem er keinen praktischen Nutzen einsah, aufzuheben, und er erteilte der Akademie am 15. Mai 1717 die bis dahin zurückgehaltene Bestätigung nur, nachdem sie sich erboten hatte, ein anatomisches Theater zu errichten und es zum Unterricht der Wundärzte anzuwenden. Der Mangel an guten Wundärzten hatte sich bisher in den verschiedenen Kriegen höchst nachteilig gezeigt, und Friedrich Wilhelm wußte daher das Anerbieten der Akademie in seinem vollen Werte zu schätzen. Er schenkte ihr infolgedessen auch den botanischen Garten, der bisher zu der Schloßapotheke gehört hatte. Im Jahre 1723 wurde zum Unterricht für die militärischen Wundärzte ein medizinisch-chirurgisches Kollegium errichtet.

Die Akademie selbst blieb während der ganzen Regierung Friedrich Wilhelms der Zielpunkt seines Spottes. Im Tabakskollegium wurde fortwährend darüber beraten, wie man die Dintenklexer verhöhnen und kränken könne. Man ersann zu diesem Zwecke wissenschaftliche Aufgaben, welche ganz geeignet waren, die Herren Professoren zu ärgern. Damit die Akademie einmal etwas Nützliches thun könne, erhielt sie den Auftrag, zu erforschen, woher das Brausen des Champagnerweins komme. Die Akademie parierte den schlechten Witz auf geschickte Weise, indem sie sich 50 Flaschen guten Champagners zu den nötigen Versuchen ausbat. Für diesen Preis war indessen dem Könige die Belehrung zu teuer.

Um die Akademie auch in den Augen des Volks herabzusetzen, wurden schlechte Subjekte, welche Friedrich Wilhelm selbst tief verachtete, zu Mitgliedern und Präsidenten derselben gemacht. So unter anderen der berüchtigte Graben zum Stein, den wir schon als Hofnarren des Königs kennen gelernt haben. Die vom 19. Januar 1732 datierte Bestallung dieses Mannes zum Vize-Präsidenten der Akademie giebt Zeugnis von der Verachtung, mit welcher Friedrich Wilhelm die erste wissenschaftliche Anstalt des Landes behandelte. Er sagte darin, daß er Graben zum Stein wegen seiner weit und breit erschollenen Gelehrsamkeit, besonders in der Kabbala und Erkenntnis der guten und bösen Geister und deren nützlichem Gebrauch und Mißbrauch, in der Punktierkunst und in der weißen und schwarzen Kunst, zum Vizepräsidenten der Sozietät der Wissenschaften bestellt habe. Er solle dahin sehen, daß die Sozietät sich mit der Edierung gelehrter Schriften distinguiere, und daß jedes Mitglied wenigstens alle Jahre eine zum Druck herausgebe. Er, der Vize-Präsident, bleibe aber von dieser Arbeit dispensiert, obgleich sein herrliches und fruchtbares, dem besten Klei- und Weizenacker gleichstehendes Ingenium dergleichen Produktion in Menge hervorzubringen mehr als tüchtig sei. Auf das Kalenderwesen solle der Vize-Präsident besondere Aufmerksamkeit ver-

wenden und dabei dem Publikum und besonders denen, welche zukünftige Dinge vorher wissen wollen, Rechnung tragen. Er solle darauf achten, daß bei dem Druck nicht mehr rote Buchstaben als nötig gebraucht werden, daß die Sonne nicht verkehrt oder viereckig sondern rund gemacht, der guten Tage, so viel ihrer nur sein können, angesetzt, die bösen aber vermindert werden mögen. Wenn der Vize-Präsident besondere Veränderungen im Laufe der Gestirne bemerken sollte, z. B. daß der Mars einen freundlichen Blick in die Sonne geworfen hätte, oder daß auch ein Wirbel des Himmels den anderen abschleifen und verschlingen wollte und daher eine übermäßige Anzahl von Kometen oder Schwanzsternen zu vermuten wäre, so habe der Präsident ohne den geringsten Zeitverlust mit den übrigen Mitgliedern der Akademie darüber zu konferieren und auf Mittel und Wege, wie solchen Unordnungen am besten abzuhelfen sei, sorgfältig zu wachen.

Wie die Akademie so wurde auch die königliche Bibliothek höchst stiefmütterlich behandelt. Im Jahre 1722 strich Friedrich Wilhelm die Besoldungen aller Bibliotheksbeamten. In vielen Jahren wurde gar kein Buch angeschafft. Im Jahre 1734 wandte man bare 4 Thlr. und im Jahre 1735 5 Thlr. für neue Anschaffungen an.

Die Wissenschaft war im Anfang des vorigen Jahrhunderts noch eine zarte Pflanze, welche der sorgsamsten Pflege bedurfte, wenn sie gedeihen sollte. Unter der Hand Friedrich Wilhelms kränkelte sie, und Berlin war daher zu jener Zeit nicht der Mittelpunkt des geistigen Strebens für Preußen und Deutschland. Die Gelehrten fühlten keinen Drang nach der Soldatenstadt; nur diejenigen, welche des Erwerbes wegen, oder auch weil Familienbande sie festhielten, hier ausdauern mußten, blieben; die anderen suchten gastlichere Zufluchtsstätten, in denen ihr Talent besser gewürdigt wurde. Nur für zwei Wissenschaften hatte Friedrich Wilhelm einige Achtung, für die Theologie und die Medizin. Auf diesen beiden Gebieten bewegten sich daher auch die wissenschaftlichen Forschungen in Berlin.

Die Druckereien waren fast nur mit theologischen Werken beschäftigt, sonst erschienen wenig Bücher, fast keine von Bedeutung. Der Buchhandel beschränkte sich fast lediglich auf den Verkauf von religiösen Streitschriften, welche täglich dem Könige eingereicht werden mußten und im Tabakskollegium vorgelesen wurden. Enthielten solche Schriften schädliche Neuerungen, dann befahl wohl Friedrich Wilhelm, sie zu widerlegen, oder er verbot auch ohne weiteres die Verbreitung. Auch auf dem Gebiete der Medizin war die Literatur nicht bedeutend, die Wissenschaft aber machte trotzdem einige Fortschritte, da die große Stadt den Studierenden manche Gelegenheit bot, sich praktisch und theoretisch auszubilden. Friedrich Wilhelm war bemüht, um tüchtige Regiments- und Kompagniechirurgen zu bekommen, die medizinischen Studien zu befördern. Bisher war die Anatomie vernachlässigt worden, die Aerzte hatten Mühe gehabt, Leichname herbeizuschaffen, um an ihnen ihre Studien zu machen. Unter Friedrich Wilhelms Regierung waren sie glücklicher daran, die zahlreichen Hinrichtungen versorgten sie mit gutem Material. Alle diejenigen Missethäter, welche nicht verdammt wurden, am Galgen hängen oder auf den Rädern liegen zu bleiben, wie z. B. die Deserteure, kamen nach der Akademie; außerdem auch die Körper derjenigen, welche in der Charité oder in den Zuchthäusern starben.

Die Charité verdankt dem Könige Friedrich Wilhelm ihre Begründung. Schon im Jahre 1710 hatte Friedrich I. vor dem Spandauer Thore zur Zeit der Pest ein Hospital begründet, welches im Jahre 1727 durch Friedrich Wilhelm erweitert wurde, so daß es schon in diesem Jahre 300 Kranke aufnehmen konnte. Der Nutzen der Charité für die Studien der Aerzte sowohl als für die Bevölkerung von Berlin zeigte sich bald so bedeutend, daß der König bedacht war, die Einkünfte der Heilanstalt zu vermehren. Er schenkte ihr einen beträchtlichen Acker, der zum Küchen- und Obstgarten eingerichtet wurde, und genehmigte verschiedene Vermächtnisse, welche der Anstalt vermacht wurden. Im Jahre 1734 schenkte der König dem Krankenhause, nachdem er von einer schweren Krankheit genesen war, die beträchtliche Summe von 100,000 Thalern und wies ihr endlich auch den Verlag der Lehr- und Geburtsbriefe für die Handwerksburschen in sämtlichen königlichen Ländern zu, woraus eine nicht unbedeutende Einnahme erwuchs, da für jeden Geburtsbrief 12 Gr. gezahlt werden mußten. Es ist vielleicht interessant, hier noch anzuführen, daß zum Unterhalte der Armen und Kranken in der Charité vielfach auch schon die Kartoffeln angewendet wurden, zu deren Anbau der König dem Hospital ein Stück Land überweisen ließ. Die Kartoffeln waren unter der Regierung Friedrich Wilhelms etwa im Jahre 1728 zuerst bei Berlin angebaut worden.

Die Bevorzugung der Medizin vor allen anderen Wissenschaften entsprang dem stets aufs unmittelbar Nützliche gerichteten Sinn des Königs; bei der Medizin sah er den augenblicklichen Erfolg. Diese förderte er daher auch, alle übrigen Wissenschaften erschienen ihm nur als eitler Tand und die Gelehrten als unnütze Nichtsthuer. Sagte er doch einst von dem berühmten Leibnitz, dem Freunde seiner Mutter, daß er ein selbst zum Schildwachtstehen unbrauchbarer, närrischer Kerl sei! Nützliche Kenntnisse, das heißt solche, welche Friedrich Wilhelm für nützlich hielt, verachtete er keineswegs; lesen, schreiben, rechnen sollte wo möglich jedermann in Preußen verstehen, aber das Mehr erschien ihm vom Uebel. So hob er denn bei seinem Regierungsantritt manche Anstalten auf, denen sein Vater besonderes Wohlwollen gezeigt hatte, z. B. die Ritterakademie. Dafür aber stiftete er das Kadettenhaus durch die Zusammenziehung und Verlegung der beiden Kadettenanstalten zu Magdeburg und Kolberg nach Berlin und gab ihm den weitläufigen Raum des ehemaligen Hetzgartens zur Aufführung eines zweckmäßigen Gebäudes.

Gegen den gewöhnlichen Schulunterricht hatte Friedrich Wilhelm nichts; er förderte ihn sogar und legte besonders in Preußen und Litauen eine Menge von Schulen an. Er besuchte diese auf seinen jährlichen Reisen persönlich und trieb die vornehmsten Geistlichen in den Provinzen unablässig an, dahin zu sehen, daß die Unwissenheit der Landleute vermindert werde. Auch bei den Regimentern wurde darauf gesehen, daß die rohen und verwilderten Rekruten Unterricht im Lesen und Schreiben erhielten. Viele Rekruten wurden jährlich nach Berlin berufen und erhielten hier in den öffentlichen Schulanstalten, besonders im großen Friedrichs-Hospital, mit den Kindern gemeinschaftlichen Unterricht. Es muß einen eigentümlichen Eindruck gemacht haben, die riesigen, bärtigen Kerle unter den kleinen Kindern sitzen und dort Schreiben und Lesen lernen zu sehen. Unter Friedrich Wilhelm aber durfte gegen solche seltsamen Einrichtungen kein Einspruch laut werden.

In Berlin befanden sich zu jener Zeit nach Faßmanns Bericht folgende größere Schulen:

„1. Das Königliche oder Joachimsthalsche Gymnasium, von seinem ersten Stifter Churfürst Joachim II. so genannt, reformierter Religion. Das in der Heiligen Geiststraße stehende Gebäude ist über die Maßen prächtig. Es hat 6 Directores, worunter sich 3 Geheime Staatsminister befinden, Lehrende und Lernende werden sehr wohl darin unterhalten. Die Oberen von den Lehrenden heißen Rector, Conrector, Subrector und Professoren.

2. Das Berlinische oder Kloster-Gymnasium, lutherischer Religion, welches 1712 den 8. September Feuerschaden gelitten, doch so, daß die gewöhnlichen Lectoria unbeschädigt geblieben.

3. Das Cöllnische Lutherische Gymnasium.

4. Das Friedrichs-Werdersche von beiden Religionen auf dem dasigen Rathause, und

5. Das Französische Gymnasium ebenfalls auf dem Friedrichswerder, nahe bei der Französischen Kirche. Nebst diesen Gymnasiis giebt es auch andere Stadtschulen auf der Dorotheen- und Friedrichsstadt, desgleichen die Garnisonschule, worin die Soldatenkinder umsonst belehrt und unterrichtet werden. Ferner sind in Berlin verschiedene Armenschulen vorhanden, für Waisen- und sonst arme Kinder. Hierbei haben aber die Armenschulmeister die Freiheit, daß sie auch anderer Leute Kinder, so zu ihnen kommen wollen, für Geld und Bezahlung mit unterrichten dürfen." — In einer Zeit, in welcher durch das Vorbild des Königs eine rein materielle Anschauung in allen Gebieten des staatlichen Lebens herrschte, konnte die Kunst keine freundliche Stätte in Berlin finden. Friedrich Wilhelm haßte die Wissenschaften und verachtete die Künste. Die natürliche Folge war, daß während der Regierungszeit Friedrich Wilhelms die vaterländische Kunst einen gewaltigen Rückschritt machte, von dem sie sich unter dem geistreichen und kunstsinnigen Nachfolger dieses Königs nur schwer zu erholen vermochte. Als ein besonders unnützes Institut erschien Friedrich Wilhelm die von seinem Vater ins Leben gerufene Akademie der Künste. Er setzte ihre jährlichen Einkünfte im Jahre 1714 von mehr als 6000 Thalern auf 300 Thaler herunter und legte ihr dabei noch außerdem die Verpflichtung auf, für die ihr über dem königlichen Marstall eingeräumten Zimmer eine jährliche Miete von 50 Thalern zu bezahlen. Es bedurfte wiederholter Vorstellungen, um wenigstens diese Miete dem Kunst-Institut zu erlassen. Die Akademie würde vielleicht ganz eingegangen sein, hätte sie nicht Unterstützung



Wilhelmine Rietz, geb. Enke,
Reichsgräfin von Lichtenau,
die Geliebte Friedrich Wilhelms II.,
geboren 29. Dez. 1752 in Potsdam,
gestorben 9. Juni 1820 in Berlin.

bei einem Manne gefunden, der, obwohl kein bedeutender Künstler und seiner Befähigung nach in keiner Weise geeignet, der Direktor eines derartigen Instituts zu sein, sich doch um die Förderung der Kunst in Berlin ein wesentliches Verdienst durch die Liebe zur Akademie erworben hat; es war der Hofmaler Weidemann, den Friedrich Wilhelm mit 600 Thalern Gehalt als Direktor der Akademie beibehielt, und der mit anerkennenswertem Eifer seine Stellung ausfüllte. Er tröstete die um ihre Zukunft besorgten Künstler und sprach ihnen Mut zu, er bemühte sich, alle die jungen Leute, welche Neigung zur Kunst hatten, aufzumuntern, und verwandte selbst seine geringen Mittel, um die öffentliche Ehre der Akademie aufrecht zu erhalten, indem er auf seine eigenen Kosten jährlich den Stiftungstag feierte und dabei Prämien unter die fleißigsten Schüler austeilte.

Von allen Künsten liebte Friedrich Wilhelm am meisten die Malerei. Er glaubte selbst ein tüchtiger Maler zu sein, weil er oft, um sich die Zeit zu vertreiben, einige Stunden an der Staffelei zubrachte, und weil die Schmeichler ihm versicherten, er schaffe Kunstwerke. Wenn das Wetter schlecht war, oder wenn der König, wie dies oft geschah, am Podagra litt, so daß er nicht ausreiten konnte, ließ er den Maler Johann Adelfing kommen, der mit jährlich 100 Thalern festem Gehalt angestellt war und außerdem für jeden Tag, an dem gemalt wurde, 1 Gulden für die Farben erhielt. Kam es dem Könige darauf an, ein besonders gutes Porträt zu machen, dann war ihm Meister Adelfing nicht genügend, der Hofmaler Weidemann wurde in solchen Fällen gerufen, um ihm Beistand zu leisten. Die Bilder des Königs wurden natürlich im Tabakskollegium immer mächtig bewundert, und Friedrich Wilhelm kam endlich zu der Ueberzeugung, daß, wenn er nicht zufällig König geworden wäre, er ein tüchtiger Maler sein würde, der sich mit seiner Kunst sein Brot vortrefflich verdienen könne. Um sich zu überzeugen, ob dies wirklich möglich sei, ließ er einst den Bilderhändler Schütz nach dem Tabakskollegium bescheiden und fragte ihn, was er ihm für seine Bilder geben wolle. Schütz bot für jedes fertige Porträt die enorme Summe von 1 Louisd'or. Friedrich Wilhelm berechnete sich, daß er in 5 Tagen sehr wohl ein Bild fertig machen könne, und da er mit 1 Thaler auszukommen sich getraute, war er mit einem solchen Verdienst sehr zufriedengestellt. Aber er ließ trotzdem seine Bilder für diesen Preis nicht ab, sondern befahl, einen anderen Hoflieferanten, der auf der Stechbahn seinen Laden hatte, rufen zu lassen, und bot diesem einige seiner Werke an. Der Hoflieferant mußte wohl oder übel 100 Thaler für das Stück zahlen. Er wußte indessen doch bei dem schlechten Geschäft seinen Vorteil zu machen. Kaum im Besitze der königlichen Kunstwerke, ließ er die Bilder öffentlich vor seiner Ladenthür zum Verkauf aushängen und gab ihnen die Ueberschrift: „Von der Hand Sr. Majestät des Königs gemalt!" Die Kunde von dem seltsamen Verkaufsartikel kam natürlich sofort ins Schloß. Friedrich Wilhelm ärgerte sich denn doch, daß seine Kunstprodukte so öffentlich verschachert werden sollten. Er schickte deshalb dem Kaufmann das erhaltene Geld wieder und forderte seine Bilder zurück. Dieser aber antwortete, er sei Kaufmann und könne unmöglich so wertvolle Sachen, an denen er bedeutend verdienen wolle, für den Einkaufspreis zurückgeben. So sah sich denn der König gezwungen, selbst den Käufer für seine Bilder zu machen und dem Hoflieferanten den gewünschten Nutzen zu gewähren.

Von den Kunstwerken Friedrich Wilhelms haben sich manche erhalten; einige noch vorhandene Porträts von Bauern tragen die Inschrift: „Friedericus Wilhelmus in tormentis pinxit.“ Mit Schmerzen hatte der König die Bilder gemalt, da sie entstanden waren, während er am Podagra litt, mit Schmerzen hatten aber auch die Bauern gesessen, denn wenn dem Könige die Arbeit nicht recht gut gelang, und er unwillig darüber wurde, so prügelte er wohl auf seine Modelle los, oder er strich denselben auch einen Pinsel voll Farbe ins Gesicht und schrie wütend: „Nun bist Du gewiß getroffen!“ Sämtliche Schöpfungen des Königs aus seiner Podagrazeit tragen den Charakter der Krankheit, an welcher der Maler litt. Des Königs Liebhaberei für die Malerkunst hatte zur Folge, daß Friedrich Wilhelm einige Künstler in Berlin erhielt. Zu diesen gehörte der berühmte Hofmaler Pesne, der einer der bedeutendsten seiner Zeit war. Pesne behielt die ihm schon von Friedrich I. verliehene Pension von 1500 Thalern. Einige Geschichtsmaler, Harper, Huber und Wolfgang, vermochten mit ihren Werken kein großes Glück in Berlin zu machen, während Leygebe, Merk und Degen als Porträt- und Tiermaler mehr Beschäftigung fanden, da der König gern ausgezeichnete Pferde und Hunde oder auch die auf den Jagden erbeuteten Wölfe, Hirsche und wilden Schweine von besonders schöner Gestalt und ungewöhnlicher Größe für seine Jagdschlösser malen ließ. Sonst geschah für die Kunstsammlungen nichts. Auch die Bildersammlung auf dem Schlosse wurde nicht vermehrt, eine wertlose Sammlung von Porträts großer Grenadiere, welche in dem Gange des Schlosses zu Potsdam aufgehängt wurde, legte einzig von der Kunstliebe des Königs Zeugnis ab.

Im Berliner Publikum war nicht mehr Sinn für die wahre Kunst als bei Hofe. Gute Bilder fanden in Berlin keinen Absatz, höchstens kaufte man Porträts des Königs und der königlichen Familie, um dadurch den Patriotismus zu zeigen. Sonst begnügten sich die Berliner damit, ihre Zimmer mit möglichst schlechten Kupferstichen auszuschmücken, und die gangbarsten darunter waren Abbildungen von Hinrichtungen durch Galgen und Rad, die man in jedem Bürgerhause finden konnte.

Eine Lieblingsbeschäftigung der Berliner war das in allen Ständen übliche sogenannte Lackieren. Jung und Alt, Vornehm und Gering tuschte kleine Kupferstiche aus, welche in Augsburg zu diesem Zwecke verfertigt wurden und den Namen Lackierbilder führten. Die ausgetuschten Figuren wurden demnächst ausgeschnitten, auf alle möglichen Hausgeräte geklebt und mit einem Lackfirnis überzogen. Ganze Zimmer wurden hierdurch in geschmacklosester Weise verunziert. Man sollte meinen, daß bei der allgemeinen Liebhaberei, Kupferstiche auszutuschen und zu lackieren, die Kunst der Kupferstecher in Berlin besondere Ausbildung erhalten hätte. Aber auch dies war nicht der Fall, denn zum Austuschen brauchte man keine Kunstwerke! Die Kupferstecher beschäftigten sich hauptsächlich mit der Anfertigung von Porträts und mit der Abbildung berühmter Verbrecher und deren Hinrichtungen. Genannt werden aus jener Zeit: Gustav Andreas Wolfgang, Anton Balthasar König, Wortmann Johann Melchior Füßli, Ferdinand Hilfreich Frisch und Georg Paul Busch. Letzterer war der Lehrer eines jungen Künstlers, der später einen bedeutenden Ruf erwarb, des Kupferstechers G. F. Schmidt, dessen Ruhm

aber nicht in Berlin gewonnen wurde, denn Schmidt flüchtete, um der Werbung zu entgehen, nach Paris.

Auch die Bildhauerkunst fand unter der Regierung Friedrich Wilhelms keinen günstigen Boden in Berlin. Die Beschäftigung der Bildhauer bestand hauptsächlich darin, Leichensteine oder andere Steinmetzarbeiten zu verrichten. Nur von einem namhaften Monument ist uns Kunde geworden, von einer Statue Friedrichs I., zu der Schlüter das Modell gefertigt hatte. Friedrich hatte danach schon während seines Lebens eine bronzene Statue gießen lassen, welche er im Hofe des von ihm erbauten Zeughauses aufrichten wollte, um sich selbst zu verherrlichen. Er starb ehe dies geschehen konnte, und Friedrich Wilhelm ließ nun auf dem Molkenmarkt den Grundstein für das Monument aufführen. Die Statue war von mehr als gewöhnlicher Größe; sie sollte auf einem marmornen Sockel stehen, an dessen vier Ecken bronzene Sklaven befindlich waren. In der Folge gefiel dem Könige die Stelle des Monuments nicht. Er beabsichtigte, es am Eingange der Linden aufstellen zu lassen, dort sollte eine hohe Säule nach der Weise der Trajanischen in Rom aufgerichtet werden und auf diese die Statue kommen. Der Grund zu diesem Monument war fertig, und der Marmor zu der Säule lag bereit, als Friedrich Wilhelm starb. Friedrich der Große fand es nicht angemessen, seinem eitlen Großvater eine solche Ehre, wie dieser sie sich selbst zugedacht hatte, zu erweisen. Unter den Bildhauern jener Zeit werden uns die Namen Alianz, Glume, Koch und Dammart genannt.

Der König hatte eine lebendige Baulust. Er beschäftigte viele Baumeister, die Baukunst aber fand trotzdem in jener Zeitepoche keine Förderung. Es herrschte überhaupt in Berlin damals kein künstlerischer Sinn, und so tragen denn die entstandenen Gebäude überall den Stempel der Nützlichkeit, nirgend den der Schönheit. König Friedrich der Große beurteilte die Zeit seines Vaters richtig, wenn er sagte, die Tischler seien zu Bildhauern, die Maurer zu Architekten geworden. Vielleicht könnten wir noch treffender sagen, die Bildhauer seien zu Tischlern, die Architekten zu Maurern herabgesunken. Als vielbeschäftigte Baumeister, welche damals in Berlin mannigfache Spuren ihrer Thätigkeit zurückließen, nennen wir den Ingenieur-Hauptmann Berger, Böhme, Favre, v. Gayette, Gerlach, Grahl, Horst, Kemmeter, Richter, v. Wangenheim.

Die Musik erfreute sich ebensowenig wie die übrigen Künste des königlichen Schutzes. Friedrich Wilhelm hörte zwar nicht ungern Musik, aber er scheute sich, dafür Geld auszugeben, und entließ daher gleich nach seinem Regierungsantritt die Hofkapelle, deren Mitglieder dadurch in tiefes Elend gerieten. Nur einer der Musiker, Gottfried Pepusch, wurde im Dienste behalten und beim ersten Korps der Hoboisten des Leibregiments zum Kapellmeister gemacht. Pepusch blieb am Hofe ein ziemlich einflußreicher Mann. Er hatte, wenn der König Konzert hören wollte, die Stücke, die gespielt werden sollten, auszuwählen und führte auch wohl seine eigenen Kompositionen auf. Eine davon, das sogenannte Schweinestück, welches von 6 Fagotten, mit Porco primo, Porco secundo überschrieben, ausgeführt wurde, ist originell genug. Es war ein Stück, ganz für den Geschmack des Königs eingerichtet. Friedrich Wilhelm hörte es mit besonderer Liebhaberei und hielt sich jedesmal den Bauch vor Lachen, wenn es aufgeführt wurde. Wenn Pepusch auch keine besonderen Kunstleistungen aufzuführen vermochte, so genügten diese doch dem

Könige vollständig. Dieser hielt zartere Musik für eine Verweichlichung. Er war deshalb auch sehr entrüstet darüber, daß sein Sohn auf der Flöte so gern blies, und verbot es endlich gänzlich, so daß Friedrich nur heimlich üben durfte, damit es der Vater nicht erfahre. Der Kronprinz wurde in seiner Neigung durch seine Mutter unterstützt, welche ein zartes Gefühl für gute Musik besaß und es zu bewirken wußte, daß tüchtige Künstler nach Berlin kamen. Zu diesen gehörten der berühmte Weiß, Bufardin, berühmt wegen seines schönen Ansatzes auf der Querflöte, und Quantz, der dasselbe Instrument blies, ein großer Tonsetzer war, und der durch seinen außerordentlichen Geschmack und seine Kunst das Mittel fand, die Flöte den schönsten Stimmen gleichzustellen. Von all diesen Künstlern wollte der König nichts wissen. Er liebte nicht einmal die Kirchenmusik, von der er glaubte, daß sie eine dem Gottesdienst fremde, sinnliche Ergötzung sei. Wenn einmal in der Kirche eine lange Musik aufgeführt wurde, dann drohte er wohl dem Kantor mit dem Stocke, und es kam vor, daß die Instrumentisten aus Furcht vor Prügeln plötzlich die Musik abbrachen und so schnell flohen wie möglich. — War es unter der Regierung Friedrich Wilhelms mit allen Künsten in Berlin schlecht bestellt, so sah es mit der Dichtkunst am schlimmsten aus. Die Berliner Dichter jener Zeit waren Versemacher der jämmerlichsten Art, und die Volksschriftsteller schrieben ein Deutsch, welches heute kaum mehr zu lesen ist. Sie überboten sich im steifsten, durch fremde, französische und lateinische Brocken verunstalteten Stil, und der Inhalt ihrer Schriften war nicht minder mangelhaft als die Form. Ein berühmter Berliner Versemacher, denn einen Dichter wollen wir ihn nicht nennen, war in jenen Tagen der Pastor an der Sankt Georgenkirche, Daniel Schönemann. Er hatte sich einen großen Ruf dadurch erworben, daß er seine ganzen Predigten in improvisierten Versen hielt. Die Berliner strömten in die Kirche, nur um diese



Der Neue Markt und die Marienkirche
mit dem Turme von Langhans (1789 bis 1790).

wunderbaren Improvisationen mit anzuhören. Schönemann wurde in die vornehmsten Häuser eingeladen und überall höchlichst bewundert. Seine Gedichte waren indessen weder fein in der Form, noch anständig im Inhalt, und er trieb es endlich so arg, daß seine Amtsbrüder sich über ihn beklagten, um so mehr, da er selten von einem Feste fortging, ohne betrunken zu sein. Der Pastor mußte endlich von seiner Stelle an der Sankt Georgenkirche entfernt werden und erhielt die Pfarre in Friedrichsfelde. Diese Versetzung gefiel ihm indessen gar nicht. Er suchte bald wieder fort zu kommen und glaubte dies nicht besser thun zu können, als wenn er sich bei seiner Gemeinde möglichst mißliebig machte. Seine Antrittspredigt lautete folgendermaßen:

Willkommen meine lieben Bauren,
Bei euch werd ich nicht lange dauren;
Seht mich drum vorn und hinten an,
Ich bin der Pastor Schönemann.

Nach dieser kurzen, aber erbaulichen Predigt verließ er die Kirche und kam nicht wieder hinein. Täglich betrank er sich, prügelte sich mit den Bauern und machte solchen Skandal in Friedrichsfelde, daß er endlich ganz entlassen werden mußte. Er hat auch verschiedene geistliche Gedichte geschrieben, die nicht minder ungenießbar sind als seine versifizierten Predigten. Der Leipziger Gottsched charakterisiert seine Fertigkeit im Dichten durch folgenden Vers:

Der große Schönemann wird endlich noch die Gassen
Des prächtigen Berlins mit Versen pflastern lassen.

Die Verse des würdigen Pastors Schönemann, der sich einen Ruf als Dichter erworben hatte, zeigen uns, daß wir auch von der Poesie, die vom Theater herab dem Publikum geboten wurde, nicht viel erwarten dürfen. Das Schauspiel war so jammervoll wie das Lied und erfüllte noch keineswegs die Aufgabe, veredelnd auf den Geschmack des Volkes einzuwirken. Es hatte freilich auch in jener Zeit fortwährend schwer mit seiner Existenz zu kämpfen. In den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms konnte es sich in Berlin durchaus nicht zu irgend einer Bedeutung entwickeln, denn der König liebte die Schauspieler nicht. Außerhalb der Residenz untersagte er noch im Jahre 1715 das Komödienspiel ausdrücklich, indem er in den Entwurf zu einem märkischen Landrecht die Bestimmung aufnehmen ließ, Komödianten werden ohne Ihrer Königlichen Majestät spezielles Privilegium in dessen Landen weder in noch außer den Messen und Jahrmärkten geduldet. Für Berlin war Friedrich Wilhelm nicht ganz so streng, sondern erteilte von Zeit zu Zeit Seiltänzern, Taschenspielern und selbst Schauspieler-Gesellschaften die Erlaubnis, Vorstellungen zu geben, denn die Nichtsthuer in einer großen Stadt mußten doch ein Vergnügen haben. So wurde schon im Jahre 1714 einer Komödianten-Gesellschaft gestattet, gegen Erlegung von monatlich 30 Thalern an die Kämmerei des Berliner Magistrats Vorstellungen auf dem Berliner Rathause zu geben. Aber es war daran die Bestimmung geknüpft, daß die Schauspieler den Komödienzettel jedesmal am Tage vor den Aufführungen dem Kammerhern v. Schlippenbach zur Genehmigung vorlegten, „damit ja nichts Skandalöses und Aergerliches auf der Bühne erschiene".

Einen neuen Aufschwung gewann das Theater, aber freilich nicht in günstigem Sinne, dadurch, daß sich im Jahre 1717 ein Schauspieler einfand,

der Friedrich Wilhelms ganze Aufmerksamkeit durch seine gewaltige Körpergestalt und seine Riesenkraft auf sich zog. Es war der starke Mann Johann Karl v. Eckenberg. Dieser erhielt infolge seiner Kraftvorstellungen am 14. Juni 1717 ein Privilegium, in welchem es heißt:

„Da dieser wegen seiner ungemeinen Stärke berühmte Mann in Sr. Majestät Höchsten Gegenwart auf dem Schlosse zu Charlottenburg viele sonderbare Proben der von Gott ihm verliehenen Stärke und Kräfte zu Allergnädigstem Wohlgefallen und Vergnügen sehen lassen u. s. w., so werde ihm das Privilegium erteilt, im Lande herumzuziehen und solche seine Stärke männiglich vor die Gebühr zu zeigen.“

Eckenberg benutzte sofort sein Privilegium, um Berlin zum Schauplatze seiner Wunderkraft zu machen. Auf dem Neuen Markte wurde eine Bude erbaut; in dieser produzierte sich der starke Mann mit einigen Dienern und Genossen, die ihn begleiteten. Er erschien stets in reichster Kleidung, die in den buntesten Farben prangte, und da er vielen Besuch hatte und nicht unbedeutendes Geld einnahm, so lebte er in Berlin auf großem Fuße und lockte durch den Ruf, den er sich hierdurch erwarb, nur noch mehr Zuschauer in die Bude auf dem Neuen Markt. Es ist nicht bekannt, wie lange Eckenberg zu dieser Zeit in Berlin gespielt hat. Er verließ endlich die Residenz und kehrte erst nach 14 Jahren dahin wieder zurück. Ueber die Schauspieler-Gesellschaften, welche während Eckenbergs Abwesenheit Berlin mit ihrem Spiel beglückt haben, besitzen wir nur wenige Nachrichten. Wir wissen nur, daß einige reisende Gesellschaften hier mit Beifall Vorstellungen gegeben haben. Beliebt waren besonders einige Opern, welche sich ebensowohl durch unbedeutende Musik wie durch geschmacklosen und oft unanständigen Text auszeichneten. Plümicke nennt uns in seiner Theatergeschichte von Berlin „die verkehrte Welt“, „Miriways“ und „der Galan in der Kiste“ als Opern, welche außerordentlich berühmt gewesen sein sollen.

Das Schauspiel war der Oper würdig. Unmöglich konnte es einen Einfluß auf die Sittenverbesserung ausüben, denn die gespielten Stücke enthielten trotz der wiederholten Befehle, daß keine Schauspiele gegeben werden sollten, die gegen die guten Sitten und die Gottesfurcht anstießen, doch die schlüpfrigsten Scenen. Der Hanswurst sprudelte von unanständigen Witzen über, und wo nicht das Unanständige den Beifall der Zuschauer erreichte, da mußten es gräßliche Scenen, Mordthaten und Hinrichtungen thun. Da wurde Faust auf offener Bühne vom Teufel geholt, nachdem er vorher Gott und die Heiligen abgeschworen hatte, da wurde Stürzebecher öffentlich gerädert und Hamann gehangen, die berühmtesten Verbrecher führten ihre Schandthaten dem Publikum unter rauschendem Beifall vor. Im Jahre 1731 kam Eckenberg nach Berlin zurück. Er führte jetzt eine Gesellschaft von 26 Personen mit sich, die zum Teil aus Seiltänzern, sogenannten Spatenschlägern, zum Teil auch aus Schauspielern bestand. Zu ihr gehörte auch der später berühmt gewordene Stenzel und ein gewisser Hummel, der sich ebenfalls einen Namen erwarb, allerdings nicht als Schauspieler, sondern dadurch, daß er später Eremit wurde. Der König wies ihm jetzt den Spittelkirchhof zur Erbauung seines Theaters an. Zu dem Terrain, welches damals der Spittelkirchhof genannt wurde, gehörte auch die Gegend des Dönhoffsplatzes; daher stammt

denn auch die Nachricht, daß die Eckenbergsche Bude auf dem Dönhoffsplatze gestanden habe. In dem Erlaß vom 27. September 1732, durch den das Privilegium als ein dauerndes für Berlin und die preußischen Lande überhaupt den königlichen Behörden mitgeteilt wird, führt der König an, daß das Schauspiel zur Rekreation der Leute und zum Zeitvertreib derjenigen, so nicht viel zu thun haben, stattfinden solle. Dadurch war Eckenberg zum Hof-Komödianten befördert. Jetzt konnte er die Bude auf dem Spittelkirchhofe verlassen und in das königliche Theater auf dem Stallplatz einziehen. Das Theater befand sich über dem königlichen Reitstall in der Breitenstraße. Hier machte Eckenberg in der ersten Zeit vortreffliche Geschäfte. Der König erschien mit seinem Hofstaat häufig bei seinem beliebten Hof-Komödianten, und wenn er sich bei den Theaterstücken nicht besonders amüsierte, so gefielen ihm die Kraft-Kunststücke des Riesen um so mehr. Mancher berühmte Schauspieler jener Zeit, wir nennen die Namen Wallrodi, Weßling, Weidner und Defraine, spielten bei der Eckenbergschen Truppe.

Der General-Major Graf Alexander v. Dönhoff erhielt die Oberaufsicht über die Komödianten, ohne indessen seine militärische Stellung dadurch zu verlieren. Er hatte eine ziemlich schwierige Aufgabe, denn wenn auch Eckenberg den ausdrücklichen Befehl hatte, nichts Skandalöses, Garstiges oder Unverschämtes vorzunehmen, so erfüllte er diesen doch nicht gerade gar zu pünktlich. Er machte allerhand Unfug, betrank sich, prügelte seine Schauspieler und war keineswegs leicht im Zaum zu halten. Trotz seiner schandhaften Aufführung erhielt sich der starke Mann doch so vollkommen in der Gunst des Königs, daß dieser ihn zum Wirt für die noch weiter zu erwähnenden Assembleen des Adels bestimmte und auf die Klagen Eckenbergs über schlechte Geschäfte, welche aus der Vernachlässigung seines Theaters endlich entsprangen, unterm 22. Dezember 1732 den merkwürdigen Befehl gab, daß bei namhafter Strafe alle zu Berlin befindlichen Kollegien Komödienbillets lösen, und daß täglich einige ihrer Mitglieder nach der Reihe als Deputierte dem Schauspiel beiwohnen sollten, — gewiß eine in ihrer Art einzige Beförderung der Kunst durch den sonst wenig kunstsinnigen König Friedrich Wilhelm. Eine andere Unterstützung gewährte der König dem starken Mann, indem er ihm gestattete, auch Provinzialstädte zu besuchen, da Berlin noch nicht so weit war, ein ständiges eigenes Theater zu ernähren. Bis zum Tode des Königs hielt sich Eckenberg in seiner Gunst, obwohl sein Theater nach und nach immer mehr sank.

Fünftes Kapitel.

Einen Lichtpunkt in der Regierung Friedrich Wilhelms bildet die freundliche Aufnahme, welche er, dem Vorbilde seines Großvaters nacheifernd, den ihrer Religion wegen aus ihrem Vaterlande vertriebenen lutherischen Salzburgern in Preußen gewährte. Aus der königlichen Kasse wurden auf die Kolonisierung Litauens durch die Salzburger gegen 6 Millionen Thaler verwandt, und das Resultat dieser großartigen Einwanderung war, daß in einer früher wüsten Gegend 332 neue Dörfer und 6 Städte entstanden, daß

ein fruchtbares, aber bis dahin wenig angebautes Land eine Kornkammer für Preußen wurde. Auf der weiten Reise von der Heimat bis nach Litauen wurden die Salzburger teils auf königliche Kosten verpflegt, teils fanden sie liebreiche Aufnahme in den Städten und Dörfern, durch welche sie zogen. Berlin zeichnete sich besonders durch die offene Gastfreundschaft aus, mit welcher die Residenz die Flüchtigen aufnahm.

Am 30. April 1732, nachmittags 4 Uhr, langte der erste Zug der Salzburger in Berlin an. Die halbe Stadt war ihm entgegengezogen, jeder bemühte sich, durch die liebevollste Aufnahme den Flüchtigen die neue Heimat angenehm zu machen. Da sah man junge, feingekleidete Mädchen den alten Bauern ihre schweren Ranzen abnehmen und nachtragen, hier zog ein reicher Bürger mit seiner Frau einen Wagen, in welchem eine Kranke lag. Jeder wollte helfen und trösten, jeder einen Anteil an dem Liebeswerke nehmen. Die ihres spöttelnden Witzes wegen schon damals verschrieenen Berliner zeigten bei dieser Gelegenheit wie häufig auch später, daß sie für wahre Not ein warm fühlendes Herz hatten. Die Ankunft jedes Zuges der Salzburger war immer ein öffentliches Fest. Friedrich Wilhelm ging gewöhnlich den Einwanderern bis zum Leipziger Thore entgegen, einige Kandidaten der Theologie geleiteten die Fremden in die Stadt und wiesen ihnen die gastfreundlich gewährten Quartiere an. Die Bürger überboten sich in der zuvorkommendsten Bewirtung, und auch die Königin folgte dem Beispiele der Bürger. Sie ließ in ihrem Schlosse Monbijou die Armen speisen und beschenkte sie. In den Kirchen wurde zur allgemeinen Erbauung Gottesdienst gehalten.

Der König hielt darauf, daß fleißig gepredigt und gebetet wurde, und die Bürger zeigten gern, um sich die königliche Gnade zu erwerben, daß sie fromm seien. An allen Sonn- und Festtagen und bei jeder Feierlichkeit waren die Kirchen vollgepfropft von Zuhörern, besonders die, in denen man den König zu sehen erwartete. Ueberall wurde die Religiosität äußerlich zur Schau getragen. Berlin konnte in jenen Tagen sogar das seltene Exemplar eines Einsiedlers aufweisen. Ein früherer Hofbedienter des großen Kurfürsten, Namens Schneider, hatte sich in einem wild bewachsenen Hügel in der Hasenheide, dem sogenannten dustern Keller, eine Höhle gegraben. In dieser lebte er von milden Gaben ganz wie die Klausner im Mittelalter. Seine einzige Beschäftigung war das Singen von Psalmen und das Beten. Jeden, mit dem er sprach, redete er „Er" an, und dabei machte er keine Ausnahme, selbst als Friedrich Wilhelm einst von Tempelhof nach der Hasenheide ritt und den Klausner aufsuchte, nannte dieser den König „Er". Friedrich Wilhelm unterhielt sich lange mit dem wunderlichen Alten, den er nicht recht begreifen konnte. „Mit Deinem Glauben scheint es mir nicht ganz richtig zu sein," sagte er. Der Einsiedler erwiderte ruhig: „Ich glaube noch immer dasselbe, was ich glaubte, als ich Seinem Großvater die Psalmen vorlas." — „Dann habe ich allen Respekt vor Deinem Glauben, hier hast Du einen Gulden." — „Das Geldstück ist zu groß für mich," entgegnete der Klausner, der nie etwas anderes als kleine Kupfermünzen annahm, und ohne sich weiter um den König zu bekümmern, ging er in seine Höhle zurück.

Die in Berlin überall zur Schau getragene Religiosität verführte vielfach zur Heuchelei, nach anderer Richtung hin hat sie aber auch wohlthätige

Wirkungen zur Folge gehabt, indem manche milde Stiftung entstand. Manche aus der Regierungszeit Friedrich Wilhelms herrührende Stiftungen haben sich bis zum heutigen Tage erhalten. Die bedeutendsten sind das Kornmessersche und das Schindlersche Waisenhaus. Das erstere wurde von dem preußischen Hofrat und Bürgermeister Joachim Friedrich Kornmesser und dessen Ehegattin im Jahre 1719 mit einem Stammkapital von 36,000 Thalern begründet, wozu Kornmesser auch noch das Haus Breite Straße 23 gab. Im Jahre 1721 trat die Anstalt mit 41 Kindern zuerst in der Breiten Straße ins Leben. Das Schindlersche Waisenhaus wurde von dem Geheimen Rat Severin Schindler, dem Besitzer der großen Berliner Gold- und Silbermanufaktur, auf dessen Rittergut Schöneiche im Jahre 1730 begründet. Nach dem Tode Schindlers führte seine Witwe das Werk fort und vermachte dem Hause testamentarisch ihr ganzes Vermögen. Im Jahre 1746 wurde das Waisenhaus von Schöneiche nach Berlin verlegt.

Die Regierung Friedrich Wilhelms war für die bauliche Entwicklung unserer Stadt von großer Bedeutung. Berlin verdankt dem Könige nicht eine Reihe von Prachtgebäuden wie seinem Vorgänger, denn Friedrich Wilhelms stets aufs Praktische gerichteter Sinn hielt ihn von Prachtbauten fern, wohl aber ist er der Schöpfer einer bedeutenden räumlichen Vergrößerung Berlins. Er hat auch die Fesseln gesprengt, mit denen die vom großen Kurfürsten angelegten Festungswerke die emporstrebende Stadt beengten. Schon im Jahre 1715 hatte Friedrich Wilhelm von seiner Geschmacksrichtung in Berlin eine Probe gegeben, indem er den Lustgarten nach seiner Art verschönerte. Die schönen und kostbaren Zierpflanzen, die schattigen Alleen, die reichen Blumenbeete verschwanden wie durch einen Zauberschlag; das Gelände wurde erhöht, geebnet und mit weißem Sande befahren; ein Exerzierplatz trat an die Stelle des Gartens, militärische Uebungen wurden da vorgenommen, wo früher manch zärtliches Stelldichein im Mondschein von Hofdamen und Hofherren gegeben worden war. Auf dem früheren Lustgarten, dessen noch beibehaltener Name zum Spotte geworden war, exerzierte der König seine Soldaten, hier empfing er auch die Gesandten und Fremden. Die schöne Grotte mit ihren 5 Arkaden wurde einem Tapezierer zum behufe seiner Manufakturanlagen eingeräumt; später schenkte sie der König der Berliner Kaufmannschaft, welche in ihr ihre Börse aufschlug. Das Orangeriehaus wurde ebenfalls für gewerbliche Zwecke benutzt und unter der folgenden Regierung zu einem neuen Packhof bestimmt. An der Stelle, wo gegenwärtig der Dom steht, legte ein Mohr, der sich „Monsieur Olivier" nannte, mit Erlaubnis des Königs ein Kaffeehaus an, welches den Titel „Café royal" bekam. Hier unterhielten sich die Offiziere der Garnison mit Billardspiel, bis sie der Dienst zur Parade rief. Das Ballhaus sowie einige kleine Häuser und Buden, die die freie Aussicht vom Schlosse verhinderten, wurden ohne Rücksicht auf die Berechtigung der Besitzer abgebrochen, und vergeblich klagten die Bürger, daß sie in ihren Häusern ein gutes Geschäft gemacht hätten; darum kümmerte sich Friedrich Wilhelm nicht.

Das Schloß*) selbst ließ der König nach den vorhandenen Bauplänen vollenden. Bis zum Jahre 1716 wurden die angefangenen Gebäude durch

*) Es ist vielleicht interessant, zu bemerken, daß Friedrich Wilhelm der erste preußische Monarch war, der die während seines Aufenthaltes im Schlosse erlassenen

den Hofbaumeister Böhme, der früher unter Schlüter und Eosander v. Göthe an dem Schloßbau Anteil gehabt hatte, fertig gemacht. Im Jahre 1720 wurde an den neuen Werderschen Mühlen ein Wasserwerk angelegt, welches das Wasser in die drei großen Behälter über dem Eosanderschen Portale trieb, aus denen es in alle Teile des Schlosses verteilt werden konnte. Auch das Innere des Schlosses wurde nach und nach vollendet; im Jahre 1728 der weiße Saal, im Jahre 1739 das silberne Chor des Rittersaales. Die ganze Umgebung gewann durch die Umgestaltung des Schlosses sowie durch die Ebenung und Abschaffung des bei der alten Domkirche auf dem Schloßplatze früher befindlichen Kirchhofes ein anderes Aussehen.

Wie Friedrich Wilhelm seinen Lustgarten gern für einen Exerzierplatz geopfert hatte, so zeigte er auch bei allen anderen Gelegenheiten, daß beim Ausbau Berlins die militärischen Rücksichten ihm über allen anderen standen. Faßmann erzählt uns, der König habe den Plan gehabt, die Residenz so zu vergrößern, daß in ihr zu jeder Zeit ein Heer von 30,000 Mann ohne besondere Belästigung der Bürger ein Unterkommen finden könne. Ob Faßmanns Angabe richtig ist, läßt sich heute schwer beurteilen, fast aber scheint es so; denn Friedrich Wilhelm arbeitete mit einem unermüdlichen Eifer auf die Vergrößerung Berlins hin und verschmähte kein Mittel der Gewalt und Willkür, um die Berliner Bürger zum Bauen neuer Häuser zu bewegen, obwohl die Bevölkerung der Stadt keineswegs in dem Maße wuchs, wie sein Machtgebot Wohnungen schaffte.

Schon kurze Zeit nach dem Regierungsantritte des Königs wurden in der Spandauer Vorstadt die Straßen bis zum Oranienburger Thor hin abgesteckt. Im Jahre 1724 ließ Friedrich Wilhelm den Oberbaum anlegen, im Jahre 1738 den Schiffbauerdamm, indem er dort einigen Schiffbauern Baustellen anwies. Fortwährend munterte der König die Bürger zum Anbau der Vorstädte auf und erleichterte ihnen diesen, indem er in den Jahren 1734 bis 1737 den größten Teil der Befestigung an der Cölnischen Seite fortnehmen und dafür Häuser und Gärten anlegen und auch neue Brücken bauen ließ. Mit dem größten Eifer betrieb Friedrich Wilhelm seit dem Jahre 1725 den Anbau der Friedrichsstadt. Die Friedrichsstadt wurde damals noch durch die Mauerstraße und jetzige Junkerstraße begrenzt. Nach einer Generalvisitation, welche im Januar 1725 auf königlichen Befehl abgehalten wurde, enthielt die Friedrichsstadt 719 bewohnte Häuser und 149 wüste Stellen. Friedrich Wilhelm gab sofort den Befehl, alle Mittel anzuwenden, um für die wüsten Stellen neue Anbauer zu finden. Einige Häuser wurden auf Kosten des Königs gebaut, die übrigen aber auf Kosten der Bürger, welche den Befehl erhielten, eine beliebige Stelle als Bauplatz zu benutzen und darauf ein Wohnhaus zu errichten. So lange der Anbau sich in den alten Grenzen der Friedrichsstadt hielt, murrten die Berliner über solchen königlichen Befehl noch nicht gar zu sehr, denn gerade in jener Zeit hatte die Stadt einen bedeutenden Zuwachs an Einwohnern durch eine Anzahl evangelischer Böhmen, die ihrer Religion wegen aus ihrem Vaterlande vertrieben worden waren, erhalten.

Befehle nicht von Cöln an der Spree, sondern gleich vom ersten Jahre seiner Regierung an von Berlin aus datierte. Wie Faßmann uns mitteilt, that dies Friedrich Wilhelm, weil man im Auslande Cöln an der Spree häufig mit Cöln am Rhein verwechselte.

Die Böhmen bauten sich seit dem Jahre 1732 zwischen der Krausen- und Schützenstraße mit königlicher Unterstützung an und nahmen eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Häusern in Anspruch. Auch wandte der König der Friedrichsstadt manche Unterstützung zu, selbst auf Kosten der älteren Stadtteile. So erließ Friedrich Wilhelm im Jahre 1728 die Verordnung, daß in der Friedrichsstadt nicht nur ebensowohl wie in Berlin und Cöln die gewöhnlichen Wochenmärkte stattfinden dürften, sondern er setzte auch fest, daß von den vier für die Gesamtstadt bewilligten Jahrmärkten zwei in der Friedrichsstadt abgehalten werden sollten, so daß für Berlin und Cöln nur je ein Jahrmarkt übrig blieb. Durch diese Anstrengungen waren bis zum Jahre 1732 die wüsten Stellen fast sämtlich bebaut, und jetzt war der König bestrebt, nach einem neuen Plan diesen Teil von Berlin beträchtlich zu erweitern. Er übertrug seinem Flügeladjutanten, dem Oberst v. Derschau, die Oberaufsicht über den zu bauenden Stadtteil, und es begann nun ein Willkürregiment sondergleichen für die Berliner.

Jeder Bürger, von dem der Oberst v. Derschau irgendwie glaubte, daß er Geld genug habe, nicht etwa um bauen zu können, sondern um den Bauzwang abzukaufen, erhielt den Befehl, ein Haus in der Friedrichsstadt zu bauen. Es wurde dem Betreffenden ein Bauanschlag zugesandt, nach welchem er sich richten mußte, und dagegen gab es keine Widerrede. Glücklich diejenigen, welche in ihrem Vermögen nicht zu hoch geschätzt wurden, so daß sie mit einer einigermaßen mäßigen Summe sich von dem Bauzwange loskaufen konnten; sie wurden wenigstens nicht vollständig zu Grunde gerichtet wie viele Bürger und selbst viele Beamte; denn nicht die Bürger allein traf das Schicksal, gezwungene Bauunternehmer zu werden, die Staatsbeamten wurden davon gleichmäßig betroffen. Mit unerbittlicher Strenge wurden selbst arme Handwerker und niedere königliche Beamte gezwungen, neue Häuser zu bauen, gezwungen, sich in Schulden zu stürzen, und keine Vorstellung dagegen fand beim Könige Gehör. So ward unter anderen ein königlicher Beamter, der nicht mehr als 200 Thaler Besoldung hatte, genötigt, ein Haus zu bauen. Er erklärte, daß er kein Vermögen habe; das Kollegium, bei welchem er angestellt war, bestätigte die Wahrheit seiner Angabe. Der König aber schrieb kurz unter die eingereichte Eingabe, nachdem er den Oberst v. Derschau gehört hatte: „Der Kerl hat Geld, soll bauen!“ und er mußte bauen, mußte sich zu Grunde richten.

Nur selten gelang es den pfiffigen und daher nicht den besten Beamten, sich durch List eine königliche Beihülfe zu erschwindeln. Ein Unterbeamter, der ebenfalls zum Bauen gezwungen worden war, vernachlässigte seinen Dienst, hielt sich aber fortwährend bei dem Hause auf, welches er bauen mußte. Sobald der König, der häufig die Bauten auf der Friedrichsstadt besuchte, in seine Nähe kam, karrte er in Hemdärmeln Schutt und strengte sich dabei so gewaltig an, daß ihm der Schweiß in dicken Tropfen über das Gesicht rann. Friedrich Wilhelm bemerkte eines Tages den Beamten, der mit so niedriger Arbeit beschäftigt war und doch seinem Aeußeren nach kein gewöhnlicher Handlager sein konnte. Er fragte ihn, wie er zu solcher Arbeit komme. „Mein Gott!“ erwiderte der Gefragte, „ich muß bauen und habe kein Geld, da muß ich schon selbst mitarbeiten.“ Das war ein Mann nach dem Sinne des Königs! Friedrich Wilhelm wurde erweicht; er fragte, wie viel Geld

zum Bauen nötig sei, und schenkte dem Schlaukopf die genannte Summe mit der Ermahnung, auch ferner fleißig und ein guter Wirt zu sein.

Es wäre eine interessante Aufgabe für den Historiker und mehr noch für den Romandichter, der Baugeschichte der Häuser in der Friedrichstadt nachzuforschen; fast an jedes dieser Häuser knüpft sich eine eigentümliche, seltsame Erinnerung; deshalb haben auch manche dieser Baugeschichten schon den Stoff für Novellen und Lustspiele abgegeben. Ein besonderes Aufsehen machte es in Berlin, als im Jahre 1733 der Oberst v. Derschau einen Geheimen Rat v. Nüßler zwang, sich ein Haus an einer abscheulichen, sumpfigen Stelle der Friedrichsstadt in der Nähe des Halleschen Thores zu bauen. Der Bauplatz war ein früherer Fischteich; noch während des Einrammens der Pfähle wurden Karpfen aus ihm hervorgezogen. Um den Grund zu befestigen, mußten Bäume von 60 Fuß Länge, deren jeder schon damals 20 bis 24 Thaler kostete, eingerammt werden. Der Rost, auf dem das Haus gebaut wurde, kostete nicht weniger als 4000 Thaler. Der ganze Bau des Hauses belief sich auf 12,000 Thaler, und als nun das Gebäude fertig war, betrug sein Wert kaum 2000 Thaler. Vergeblich hatte sich der Geheime Rat von Nüßler geweigert, auf einem so unzweckmäßigen Platze ein Haus zu bauen. Er hatte an seine treuen, dem Könige ohne Besoldung geleisteten Dienste erinnert, hatte die Fürsprache der Königin in Anspruch genommen und nichts erreicht als eine Kabinettsordre vom 1. Februar 1733, in welcher Friedrich Wilhelm sagte, Nüßler möge „auf der ihm angewiesenen Stelle auf der Friedrichsstadt ein Haus bauen oder Sr. Königlichen Majestät Allerhöchsten Ungnade sich gewärtigen“.

In einzelnen Fällen zeigte sich der König seinen Ministern und Generalen gnädig, indem er ihnen bedeutende Summen unter der Bedingung, daß sie ein prachtvolles Haus bauten, schenkte. So erhielten die Generale Grafen v. d. Schulenburg und v. Truchseß, der Landjägermeister Graf v. Schwerin und die Staatsminister v. Marschall und v. Happe jeder Baumaterialien von 40,000 Thalern an Wert. Eine Reihe prächtiger Paläste verdankte diesen Männern ihre Entstehung. Der Graf v. d. Schulenburg baute im Jahre 1734 den späteren Palast des Fürsten v. Radziwill in der Wilhelmstraße*), der Staatsminister v. Marschall im Jahre 1736 das später Vossische Palais. Das Kriegsministerium verdankt dem Staatsminister v. Happe seine Entstehung. Andere Minister und Generale waren nicht so glücklich, sie mußten aus ihren eigenen Taschen bauen. Thaten dies Beamte oder reiche Fabrikanten und Kaufleute freiwillig, bauten sie sich ein besonders schönes Haus, so durften sie der äußersten Gnade des Königs gewärtig sein. Ein Geheimer Rat Pieper erhielt aus keinem anderen Grunde den Adel, als „weilen er ein schön magnifique Haus erbaut“.

Durch solche Mittel gelang es dem Könige in der That, die neue Stadt mit wunderbarer Schnelligkeit zu vergrößern. Noch unter der Regierung Friedrich Wilhelms wurde die Markgrafenstraße bis zur Lindenstraße hin angebaut, die Koch-, Zimmer- und Leipzigerstraße wurden über die Mauerstraße hinweg verlängert; die Wilhelmsstraße, der Wilhelmsplatz, der jetzige Leipziger Platz, früher der Friedrichsstädtische Markt genannt, und der Belle-Allianceplatz entstanden, und nachdem im Jahre 1734 das alte Leipziger Thor abgebrochen worden war, wurde auch der Dönhoffsplatz geschaffen. Im Jahre

*) Das jetzige Reichskanzlerpalais.

1737 war bereits die Zahl der Häuser in der Friedrichsstadt bis auf 1682 gestiegen.

Häuser standen nun allerdings in der Friedrichsstadt, aber an Bewohnern fehlte es. Viele Gebäude blieben ganz leer, andere wurden nur von den Besitzern bewohnt, in wieder anderen hielt sich ein liederliches Gesindel auf, welches weder Miete zahlen konnte noch wollte. Der Wert der neugebauten Häuser sank so tief herab, daß er niemals die Baukosten erreichte. Für wenige hundert Thaler wurde gern ein schönes Haus verkauft, denn ein Mietszins war doch nicht daraus zu hoffen, und man entging wenigstens den Baureparaturen, wenn man das zwangsweise gebaute Haus verkaufte.

Viele früher wohlhabende Bürger verarmten, weil sie durch ein königliches Machtgebot gezwungen worden waren, sich in der Friedrichsstadt Häuser zu bauen. Wer durch die langen, geraden Straßen der neuen Stadt ging, der sah dort nur traurige, kummervolle Gesichter, und manches Auge blitzte wild auf, wenn der Name Friedrich Wilhelms in jener Gegend genannt wurde. Der König selbst aber sah den Jammer nicht oder wollte ihn nicht sehen, für ihn war es ein treffliches Vergnügen, spazieren zu reiten in den geraden Straßen. Wenn er sich in Berlin aufhielt, so verging selten ein Tag, an dem er nicht die Friedrichsstadt besucht hätte, um sich nach dem Fortgange der angefangenen Bauten zu erkundigen. Die Bürger wußten eine solche Teilnahme schlecht zu würdigen; in den Zeiten, in denen man den Besuch des Königs erwarten konnte, ließ sich niemand auf den Straßen, niemand an den Fenstern blicken. Alle Handwerker zogen sich scheu zurück, um nicht dem Auge des Königs zu begegnen, und nur die Spekulanten auf die königliche Gunst zeigten sich, um eine Scheinarbeit zu verrichten und sich dadurch Gelder und Gunstbezeugungen zu erwerben.

So wenig angenehm für die Berliner und besonders für die Bewohner der Friedrichsstadt die Spazierritte des Königs waren, einen Nutzen hatten sie doch. Friedrich Wilhelm sah manche Fehler der städtischen Verwaltung mit eigenen Augen und verbesserte sie. Es war dies auch nötig genug, denn auf eine Initiative ihrer städtischen Behörden durften die Berliner nicht mehr rechnen. Durch die Fürsorge des Königs gewannen die schmutzigen Straßen der Stadt ein anderes Ansehen. Strenge Anordnungen ergingen, welche das Werfen von Kehricht in die Spree, das Aufhängen von Tierfellen an das Geländer der Schälung des Flusses und die Verunreinigung der Straßen verboten. Viele wichtige Verbesserungen in der Gesamtverwaltung Berlins waren eine Frucht der genauen Kenntnis, welche sich Friedrich Wilhelm von dem Zustande seiner Residenz verschaffte. So die Einführung einer guten Feuerordnung im Jahre 1727, eine bessere Einrichtung der nächtlichen Straßenerleuchtung, die Pflasterung der Friedrichsstadt, der Spandauer- und Königsvorstadt und von Neu-Cöln und andere Einrichtungen mehr. Von welcher Bedeutung besonders die Pflasterungsarbeiten waren, welche auf Friedrich Wilhelms Befehl unternommen wurden, geht daraus hervor, daß der Arbeitslohn im Jahre 1739 nicht weniger als 83,588 Thaler betrug.

Um die neue Stadt, welche durch den Abbruch der Befestigungswerke jedem Ueberfall von außen preisgegeben war, einigermaßen zu sichern, wurde sie im weiten Kreise mit einer steinernen Mauer umgeben, welche mit Ausschluß der Thore über 41000 Thaler kostete.

Größere Bauten wurden unter Friedrich Wilhelm nur wenige ausgeführt. Der Baulust des Königs geschah auf eine billigere Weise, als wenn er selbst Prachtgebäude hätte aufführen lassen, durch den Bauzwang, den er den Berliner Bürgern auferlegte, Genüge. Friedrich Wilhelm beschränkte sich auf den Auf- und Ausbau einiger Kirchen. So ließ er im Jahre 1713 den Turm der Parochialkirche beginnen, der im Jahre 1715 vollendet wurde. Auf ihn kam das schöne Glockenspiel, welches Friedrich I. auf den Münzturm hatte setzen lassen wollen. Ebenso erhielt die Domkirche auf dem Schloßplatz im Jahre 1717 Erweiterungen und Verbesserungen. In den Jahren 1720 bis 22 wurde die neue Garnisonkirche gebaut, nachdem die alte, von Friedrich I. gebaute, durch ein entsetzliches Unglück zerstört worden war. Am Ende der Spandauerstraße in der Nähe des Spandauer Thores stand ein alter Pulverturm, welcher abgebrochen werden sollte. Man war am 12. August 1720 damit beschäftigt, die Pulvervorräte auszuräumen. Die größten Vorsichtsmaßregeln waren getroffen. Die Arbeiter hatten ein strenges Verbot erhalten, Tabak zu rauchen, sie durften nur mit Filzsocken ins Gebäude treten; aber alles war vergeblich. Plötzlich erfolgte, ohne daß später ein Grund dafür angegeben werden konnte, eine furchtbare Explosion, der Turm flog in die Luft, die ganze Gegend ringsumher wurde mit Trümmern bedeckt, die Garnisonkirche zum Teil zerstört, viele Häuser in der Nachbarschaft stürzten ein, und selbst in dem doch ziemlich entfernten königlichen Schlosse und im Zeughause war die Erschütterung so groß, daß sämtliche Fensterscheiben zersprangen. Die ganze Gegend des Pulverturms wurde in fürchterlichster Weise verheert, und eine bedeutende Anzahl Menschen verlor bei dieser Explosion das Leben. Die 19 Artilleristen, die bei der Ausräumung beschäftigt waren, 36 Kinder, welche sich gerade in der Garnisonschule befanden, eine Menge von Bürgern, die in ihren Wohnungen getötet wurden, im ganzen 76 Personen, wurden teils verschüttet, teils durch die herumfliegenden Steine erschlagen und noch viele andere verwundet. Mancher seltsame Zufall spielte mit Glück und Unglück bei jener furchtbaren Explosion. So wurde ein Prediger Block erschlagen, der eben nach Berlin gekommen und auf der Durchreise begriffen war. Er fuhr in der Post in demselben Augenblick vorüber, als die Explosion erfolgte. Dagegen zog man 24 Stunden nach dem Auffliegen des Pulverturms ein Schulkind von 6 Jahren unter der Bank hervor, welches in derselben Stube unverletzt geblieben war, in welcher die übrigen 36 Kinder getötet worden waren. Ein Fremder, der sich in der sogenannten Ruppinischen Herberge aufhielt, wurde erst am dritten Tage aus den Schuttmassen hervorgeholt; er war unversehrt und gesund. Der König selbst entkam durch einen wundersamen Zufall dem fast sicheren Tode. Er befand sich gerade auf der Wachtparade und hatte die Absicht, die Arbeit im Pulverturm zu besichtigen. Gegen seine Gewohnheit verzögerte er den Spaziergang, und nur hierdurch wurde er gerettet. Er eilte unmittelbar nach der Explosion an die Unglücksstätte. Diese bot einen wahrhaft fürchterlichen Anblick dar. Ueberall lagen halb verbrannte, verstümmelte Leichname umher, an manchen Stellen sah man einzelne blutige Glieder liegen. Der König zeigte bei dieser Gelegenheit eine ihm sonst nicht eigentümliche Freigebigkeit, indem er für die Wiederaufführung der zusammengestürzten Häuser auf seine Kosten Sorge trug. Die Garnisonkirche wurde infolge des Unfalls neu aufgebaut und im Jahre 1722 vollendet.

Ein nicht minder schweres Unglück betraf 10 Jahre später Berlin, indem eine der ältesten Kirchen der Residenz, die Petrikirche, in Flammen aufging. Schon im Jahre 1717 hatte Friedrich Wilhelm den Befehl gegeben, die ziemlich baufällige Kirche zu erneuern. Im Jahre 1724 wurde der Bau des Turmes begonnen. Dieser war im Jahre 1730 bis zu einer Höhe von 203 Fuß angewachsen, in kurzem sollte er vollendet sein, da wurde er am zweiten Pfingstfeiertage, am 29. Mai 1730, dreimal hintereinander vom Blitze getroffen. Es war eine furchtbar dunkle Nacht, aber die plötzlich aus dem Holzwerk des Turmes hervorschlagenden Flammen loderten mit so gewaltiger Glut, daß 6—800 Schritt weit die kleinsten Gegenstände erkennbar waren. Die Glocken erklangen von allen Türmen Berlins, die Trommeln wirbelten, und aus allen Stadtteilen eilten die Bürger herbei, um löschen und retten zu helfen. Eine entsetzliche Gefahr bedrohte von neuem die Stadt. Nicht fern von der Kirche lag in Neu-Cöln ein großes Pulvermagazin, und nach Neu-Cöln hin wehte der Wind. Weit in der Luft umher flogen die brennenden Stücke Holz, in jedem Augenblick mußte man besorgen, daß die Flammen Neu-Cöln und das Pulvermagazin ergreifen würden, dann wäre vielleicht der größte Teil Berlins in die Luft gesprengt worden. Es war eine Nacht der namenlosesten Angst für die Berliner. Die Artilleristen bewiesen einen bewunderungswürdigen Mut. Sie waren ununterbrochen thätig, das Magazin mit nassen Häuten und mit Mist zu bedecken, die Bürger strengten ihre höchste Kraft an, um zu löschen, und so gelang es denn, die Gefahr von der Stadt abzuwenden. Erst am folgenden Tage konnte das Feuer gelöscht werden, welches nicht nur die Kirche, sondern außerdem auch noch 44 Häuser in der Grün- und Brüderstraße sowie in der unmittelbaren Umgebung der Kirche in Asche gelegt hatte. Von allen den Kostbarkeiten und Monumenten, die in der Petrikirche enthalten waren, von allen den Erinnerungen an die Vorzeit Berlins wurde nichts gerettet.

Friedrich Wilhelm befand sich gerade in Potsdam, als das Unglück stattfand. Er hatte so bedeutende Kosten an den Aufbau der Kirche gewendet, daß niemand sich getraute, ihm die Nachricht von dem Brande zu geben. Die Hofherren waren in der größten Unruhe, sie fürchteten sich zu schweigen, und noch mehr fürchteten sie sich zu sprechen.

Endlich konnte dem Könige die Verlegenheit seiner Umgebung nicht länger verborgen bleiben. Er fragte, was denn die Unruhe zu bedeuten habe, und jetzt mußte ihm geantwortet werden. Als er die schreckliche Nachricht erhielt, zeigte der König eine seltsame Fassung, die er mit den merkwürdigen Worten aussprach: „Ich dachte Wunder was geschehen wäre; schon glaubte ich, der Flügelmann vom Glasenappschen Regiment wäre gestorben!“ Friedrich Wilhelm bewies diese Fassung auch ferner, indem er eine Reise, welche er nach Sachsen antreten wollte, durchaus nicht aufschob. Ein größeres Mitgefühl für die vom Brandunglück Betroffenen bezeigte er dadurch, daß er auch hier die Besitzer der zerstörten Häuser zum Wiederaufbau möglichst unterstützte, so daß bereits im Oktober 1730 sämtliche Häuser schöner als zuvor in gleicher Höhe von drei Stockwerken aufgebaut waren. Die Wiederherstellung der Kirche wurde sofort angeordnet. Friedrich Wilhelm bewilligte dazu 30,000 Thaler, und der Bau wurde nun sogleich begonnen. Man war dabei indessen zu

eilfertig. Um dem königlichen Befehl nachzukommen, wurden die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln beim Bauen eines Turmes vernachlässigt. Schon war letzterer mehr als 100 Fuß in die Höhe gebaut, da stürzte er am 25. August 1734 ein, und der König erlebte den vollständigen Wiederaufbau nicht.

Außer den schon erwähnten Kirchen verdanken noch die Jerusalemer- und Sophienkirche Friedrich Wilhelm ihren Ausbau. Aus der ursprünglichen kleinen Kapelle, welche die Jerusalemer Kirche früher gebildet hatte, und welche für die zahlreichen Bewohner der Friedrichsstadt bei weitem zu enge geworden war, wurde im Jahre 1728 die neue Jerusalemer Kirche gebaut, deren Turm im Jahre 1730 fertig wurde.



Die Herkules-(Simson-)Brücke
von Langhans 1792 gebaut.

Sechstes Kapitel.

Die Einwohnerzahl von Berlin hat sich unter der Regierung Friedrich Wilhelms bedeutend vermehrt, aber nicht in dem Maße, in welchem der räumliche Umfang der Stadt gewachsen ist. Sie betrug im Jahre 1712 61,000 Einwohner und wuchs bis zum Jahre 1740 auf 90,000 Einwohner. Eine Vergrößerung unserer Stadt um die Hälfte ihrer früheren Einwohnerzahl war bedeutend, aber sie hätte weit bedeutender sein können, da Berlin unter der ganzen Regierung Friedrich Wilhelms befreit war von Kriegsstürmen, da auch die geringen äußeren Verwicklungen nicht imstande gewesen wären, den Gewerbebetrieb der emporblühenden Stadt zu stören, wenn dies nicht der König selbst durch seine tyrannische Eigenmächtigkeit, seine jedem Gesetz widersprechende Willkür, seine Soldatenliebhaberei und seine Kurzsichtigkeit in gewerblichen Dingen gethan hätte.

Am 16. Juni 1717 schrieb er an seine Geheimen Räte: „Nur daß das Geld im Lande bleibt, ist der lapis philosophorum.“ Diesen Grundsatz suchte Friedrich Wilhelm bei jeder Gelegenheit zur Geltung zu bringen, und ein langsames Sinken des Handelsverkehrs in Berlin und Preußen war die Folge davon. Dadurch wurden viele Kaufleute in Berlin gezwungen, ihre Zahlungen einzustellen. Friedrich Wilhelm war hierüber tief entrüstet. Er glaubte, mit Gewaltmaßregeln und durch strenge Strafen gegen die betrügerischen Bankrottierer künftigen Zahlungseinstellungen vorbeugen zu können, und erließ am 4. Februar 1723 eine Verordnung, welche die schon früher den betrügerischen Bankrottierern angedrohten Strafen noch bedeutend verschärfte.

Jede Handelsverbindung mit Ländern, in denen die Industrie weiter vorgeschritten war als in Preußen, war dem Könige zuwider, denn er fürchtete, daß das preußische Geld für die besseren fremden Fabrikate ins Ausland wandern könnte. Deshalb begünstigte er wohl die Errichtung einer russischen Handelskompagnie in Berlin im Jahre 1716, weil Rußland in der Kultur noch weit hinter Preußen zurückstand und er hoffen durfte, die Russen würden von Berlin kaufen, nicht aber die Berliner von Rußland; anderen Handelsverbindungen aber legte Friedrich Wilhelm die größten Hemmnisse in den Weg. Von einem nicht weniger nachteiligen Einfluß auf den Handel Berlins als seine kurzsichtige Handelspolitik war auch die große Abneigung, welche Friedrich Wilhelm gegen die Juden, damals wie fast zu allen Zeiten die eifrigsten Jünger des Handels, fühlte. Der König teilte die Vorurteile, welche im 18. Jahrhundert unter den Christen noch fast allgemein gegen die Juden herrschten, und am schroffsten in dem christlichen Kaufmannsstande, dessen Judenhaß nicht nur durch religiöse Gründe, sondern wesentlich auch durch die Furcht vor dem jüdischen Wettbewerb erzeugt war. Die Berliner Kaufleute verlangten allen Ernstes vom König Friedrich Wilhelm bald nach seiner Thronbesteigung, alle Judenläden sollten geschlossen werden. Als sie dies nicht durchsetzen konnten, rächten sie sich durch Aufnahme eines Paragraphen in ihre 1716 erlassene Handelsordnung, die bis zum Jahre 1802 Geltung hatte:

„Alldieweil die Kaufmannsgülde aus ehrlichen und redlichen Leuten zusammengesetzet, also soll kein Jude, strafbarer Todtschläger, Gotteslästerer,

Mörder, Dieb, Ehebrecher, Meineidiger oder der eben sonst mit öffentlichen groben Lastern und Sünden beflecket und behaftet, in unserer Gülde nicht gelitten, sondern davon gänzlich ausgeschlossen sein und bleiben."

Juden, Mörder und Diebe standen nach diesem Paragraphen für die Berliner Kaufleute auf einer Stufe, und ähnlich betrachtete sie auch der König. Gleich nach seinem Regierungsantritte erließ er eine Verordnung, daß sämtliche Juden lange Bärte und einen Kaftan, die Frauen und Kinder ebenfalls eine besondere Kleidung tragen müßten. Die Judenschaft mußte 8000 Thaler zahlen, um die Veröffentlichung dieses entwürdigenden Befehls zu verhindern.

Im Jahre 1721 starb der Münzlieferant Veit. Er war der königlichen Kammer noch mehr als 100,000 Thaler schuldig. Jedermann hielt ihn für ausnehmend reich; als aber nach dem Tode seine Wohnung durchforscht wurde, fand sich, daß nichts von Vermögensgegenständen vorhanden war. Friedrich Wilhelm war außer sich vor Wut, als ihm die Meldung, Veit sei vermögenslos gestorben, gemacht wurde. Er hegte die Ueberzeugung, die Berliner Juden hätten sich in die Hinterlassenschaft des Münzlieferanten geteilt und dadurch die königlichen Kassen bestohlen. Infolge dieses Verdachts erließ er einen Befehl, daß sich die gesamte Judenschaft am Morgen des 15. August 1721 um 7 Uhr in der Synagoge einfände; diese war dicht mit Wachen umstellt. Zitternd erwarteten die Juden ihr Schicksal, und dies war seltsam genug. In Gegenwart des Konsistorialrats und Oberhofpredigers Jablonski wurden alle Berliner Juden mit dem Banne belegt. Von dieser Zeit an folgten Verordnungen auf Verordnungen, welche sämtlich darauf berechnet waren, Quälereien gegen die Berliner Juden ins Leben zu rufen und sie in ihrem Handelsverkehr zu stören. Jede ihnen bewilligte Gunst, selbst wenn sie für den Staat eine wirkliche Notwendigkeit war, mußte von den Juden gegen willkürliche Besteuerungen erkauft werden. Anstatt ihres früheren Schutzgeldes wurden sie gezwungen, seit dem Jahre 1728 jährlich 20,000 Thaler zu zahlen. Sie durften nicht mehr im Lande umherziehen und auch keine Häuser besitzen. Die auf den königlichen Jagden erlegten wilden Schweine mußten sie, wie wir schon früher erzählten, für schweres Geld ankaufen, um sie den Armen zu schenken. Ein besonderer, eiserner Galgen wurde über den gewöhnlichen für die jüdischen Verbrecher angebracht, um zu zeigen, daß die Judenschaft selbst für den christlichen Galgen zu schlecht sei. Als im Jahre 1737 sich bei einer Untersuchung fand, daß in Berlin 120 jüdische Familien lebten, und daß diese 250 Dienstboten hielten, wurde die Zahl der Dienstboten, die den sämtlichen Berliner Juden verstattet war, auf 200 herabgesetzt.

Die schwersten Bedrückungen erfuhren die Juden dadurch, daß der König die Genehmigung zu ihrem Aufenthalt in Berlin und in Preußen von der Willkür und Geldgier seiner beliebtesten Generale und Hofleute abhängig machte. Jeder Jude bedurfte, um die Genehmigung des Aufenthalts in Berlin zu erzielen, einer besonderen Konzession; die Erteilung dieser Konzession verschenkte der König an seine Offiziere und Hofleute. Es läßt sich leicht denken, daß diese das Geschenk möglichst zu verwerten suchten. Von Zeit zu Zeit wandten sie sich an den König und stellten ihm vor, die Juden nähmen so stark in Berlin zu, daß ihrer Vermehrung ein Einhalt gethan werden müsse. Dann erfolgte sofort ein königlicher Befehl, und eine Zeit des Schreckens be-

gann für die unglücklichen Juden, welche befürchten mußten, aus dem Lande vertrieben zu werden. Mit ungeheuren Summen, welche häufig genug ihre Verhältnisse weit überstiegen, erkauften sie sich das Recht des Bleibens, und mancher von den Günstlingen des Königs wußte sich mit vieler Geschicklichkeit aus den Judenkonzessionen eine beträchtliche Einnahme zu verschaffen. Besonders wird dies von dem stets geldbedürftigen Baron v. Pöllnitz erzählt. Unter solchen fortwährenden Bedrückungen und bei der dadurch erzeugten Rechtsunsicherheit, in welcher die Juden lebten, konnten sie unmöglich ihre Reichtümer im Handel anlegen, fast nur der Hausier- und Geldschacher blieb ihnen übrig. Einzelne unternehmende Köpfe machten freilich eine Ausnahme, z. B. der reiche Bankier Moses Levi Gumperz, der sogar den König zwang, ihm während des pommerschen Krieges große Lieferungen zu übertragen, da niemand anders sich fand, der sie zu gleichen Preisen übernehmen wollte. Gumperz erhielt dafür die Auszeichnung, daß er zum Ober-Hof- und Kriegssteuerrat ernannt wurde, und daß Friedrich Wilhelm ihm sogar gestattete, einen Degen zu tragen.

Wie durch die Willkür und Eigenmächtigkeit des Königs die Entwicklung des Handelsverkehrs in Berlin gehemmt wurde, so verhinderten sie auch einen Aufschwung der Fabrikthätigkeit und des Handwerks. Das Handwerk vermag nur emporzublühen, wenn die Bürger mit freier Selbständigkeit und im Bewußtsein ihrer Kraft schaffen. Die entwürdigten Bürger Berlins vermochten dies nicht. Sie hatten unter der Regierung Friedrich Wilhelms jedes Selbstgefühl, jeden frischen Mut verloren, sie waren unter der eisernen Rute eines Tyrannen zitternde Sklaven. Die städtischen Behörden von Berlin unterlagen demselben Druck wie die Landstände. Dem Namen nach bestand allerdings noch immer die frühere Städteverfassung, in welcher die Bürgerschaft noch die Wahl ihrer Magistrate hatte, aber eben nur dem Namen nach, denn häufig genug befahlen Kabinettsbefehle, daß irgend ein beliebiger Bürger, der zur Rekrutenkasse eine gewisse Summe gezahlt hatte, als Ratsmitglied in den Magistrat aufgenommen würde. Der Magistrat mußte sich fügen bei solchen wie bei allen andern Gelegenheiten; er war kaum mehr etwas anderes als eine untergeordnete königliche Behörde, nicht einmal die freie Verwaltung der Kämmereikasse war ihm geblieben. Unter dem Vorwande, daß die Bürgermeister und die Herren im Magistrat einer scharfen Aufsicht bedürftig wären, damit sie nicht das Vermögen der Bürgerschaft verschleuderten, wurden die städtischen Kassen von königlichen Steuerräten beaufsichtigt. Der Magistrat von Berlin erntete hier, was er gesäet hatte. Er hatte sich nach und nach unabhängig von den Verordneten der Bürgerschaft gemacht, aber es war ihm dies nur gelungen, um in eine noch größere Abhängigkeit von der königlichen Regierung zu kommen. Seit die Verordneten den Rat nicht mehr beaufsichtigten, maßte sich die Regierung das Aufsichtsrecht an; sie schützte den Magistrat nur gegen die Anforderungen von unten, um ihn als ein vollkommen gefügiges Werkzeug benutzen zu können.

Als sich im Jahre 1730 die Stadtverordneten mit einem Gesuche um die Zurücknahme einer Magistratsmaßregel an die Regierung gewandt hatten, wurde ihnen von der Kriegs- und Domänenkammer der Befehl, sie sollten ihrem „vorgesetzten Magistrat“ keine Vorwürfe machen und dasjenige in Gehorsam ausführen, was ihnen von demselben namens Sr. Majestät des Königs

und von Amts wegen befohlen werde! Die Stadtverordneten waren fortan nur noch die Unterbeamten des Magistrats, der sie zu den gewöhnlichsten Geschäften, zur kleinlichen Ausführung seiner Befehle bei der Polizeiverwaltung benutzte. Bei der Bedeutungslosigkeit, zu welcher Magistrat und Stadtverordnete herabgesunken waren, konnte eine Initiative zur Hebung der Gewerke nicht mehr von den städtischen Behörden, sondern nur noch von der Regierung ausgehen. Der König hatte wohl den besten Willen, dem Handwerk aufzuhelfen, aber er begriff nicht, daß dies nur geschehen könnte, wenn er ihm volle Freiheit ließ.

Unter einer Regierung, welche keine Sicherheit der Person und des Eigentums bot, unter der jeder Handwerker in Gefahr stand, plötzlich für sein lebelang in die blaue Jacke gesteckt zu werden, wenn er das Unglück hatte, lang gewachsen zu sein, unter der niemand sicher war, daß er nicht eines Tages gezwungen würde, sein Vermögen bei einem Bau in der Friedrichsstadt zu verschwenden, konnten die Gewerbtreibenden sich nicht wohl fühlen. Wer nicht durch Besitz und Familienbande in Berlin festgehalten wurde, suchte sich den ihn hier bedrohenden Gefahren durch die Auswanderung zu entziehen. Diese nahm so sehr überhand, daß Friedrich Wilhelm das Auswandern bei der strengsten Strafe untersagen mußte; durch einen Erlaß vom 19. Februar 1718 forderte er die Ausgewanderten auf, zurückzukehren; diejenigen, welche dem Befehl trotzen würden, drohte er als Verbrecher aufsuchen zu lassen und sie mit schweren Festungsstrafen zu belegen. Sie wurden für ehrlos erklärt, ihr Vermögen eingezogen und ihre Namen am Galgen angeschlagen; alle Handwerker im heiligen römischen Reiche wurden aufgefordert, sie von sich zu stoßen. Die Drohungen aber fruchteten nichts; denn wer einmal Preußen verlassen hatte, hütete sich wohl zurückzukommen.

Um die Lücke, welche die Auswanderung gerissen hatte, wieder zu füllen, suchte Friedrich Wilhelm fremde Arbeiter und Fabrikanten nach Preußen zu ziehen. Er lud sie zur Niederlassung in seinen Landen ein und versprach ihnen bedeutende Vorteile. Sie sollten für sich und ihre Kinder von der Einquartierung und Einstellung ins Heer befreit sein, freie Baustellen und Baumaterialien in Berlin und anderen Orten bekommen, nichts für ihr Bürgerrecht zu zahlen haben, von den öffentlichen Lasten befreit sein u. s. w. Das waren große Vorteile, aber so groß sie auch waren, so ließen sich doch nur wenige ausländische Fabrikanten und Arbeiter verleiten, in Preußen ein neues Vaterland zu suchen. Fast nur die Flüchtlinge, welche der Religion wegen ihr Vaterland verlassen mußten wie die Salzburger und Böhmen, folgten dem Rufe des Königs. Letztere gaben der Weberei in unserer Stadt einen großen Aufschwung.

Es wäre ungerecht zu verkennen, daß unter der Regierung Friedrich Wilhelms auch manche nützliche Einrichtung zu Gunsten des Handwerks getroffen worden ist. Wir erwähnen hier z. B. eine zwar nicht durchgreifende, aber doch einen Fortschritt in sich schließende Reform der Innungen. Friedrich Wilhelm vollendete die unter Friedrich I. begonnene Vereinigung der nach den verschiedenen Stadtteilen bisher getrennten Gewerke in Berlin, und er suchte auch außerdem in die immer noch am alten Zopf klebenden Zünfte ein neues Leben zu bringen. Eine Unsitte der Gewerke, welche durch keine bisherige Verordnung hatte beseitigt werden können, war es, daß das

Meisterwerden der Gesellen durch kostbare, zu keinem Zweck verwendbare Meisterstücke und durch großartige Meisterschmausereien verteuert wurde.

Durch ein Schreiben vom 21. März 1729 befahl der König, daß endlich diesem Unwesen ein Ende gemacht werde, und daß die Meisterstücke nur verkäufliche Arbeiten enthalten dürften. Auch das schwarze Buch, in welchem die Gesellen die Namen derer verzeichneten, die irgend eine kleine Unordnung begangen, sich aber der Strafe entzogen hatten, und welches bei den vierwöchentlichen Gesellenversammlungen vorgelesen wurde, um die Widerspenstigen zu ächten, wurde streng verboten.

So anerkennungswert die Bestrebungen Friedrich Wilhelms in dieser Beziehung waren, wurden sie doch durch manche Gewaltthätigkeit und manche kleinliche Quälerei gegen die Handwerksgesellen den letzteren oft fast unleidlich. So untersagte eine mit der Genehmigung des Königs erlassene Resolution des Berliner Magistrats vom 12. März 1733 sämtlichen Herbergswirten bei einer Strafe von 10 Thalern, einem Gesellen am Werkeltage Bier zu geben. Der Zweck dieser Anordnung war die Abstellung des blauen Montags. Es ist schwer, gewohnheitsmäßig gewordene Mißbräuche plötzlich abzustellen. Dies gelang auch in Berlin nicht. Die unnötigen Meisterstücke wurden nach wie vor angefertigt und die blauen Montage gefeiert. Der König erließ daher am 9. August 1734 ein neues Anschreiben, in welchem er dem Magistrat streng anbefahl, gegen alle Uebertreter sofort mit gefänglicher Haft vorzugehen. Dies half endlich, und es gelang nun durch einen Befehl vom 10. Januar 1735, die Gewerksverhältnisse in eine leidliche Ordnung zu bringen.

Von allen Industriezweigen interessierte den König am meisten die Wollenmanufaktur. Diese suchte er durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zu heben. Es ist lehrreich, die verschiedenen Maßregeln zu verfolgen, welche Friedrich Wilhelm ergriff, um etwas Ordentliches zu erzielen; sie geben uns Zeugnis für die falschen volkswirtschaftlichen Anschauungen, welche der König mit seinen meisten Zeitgenossen teilte. Ein Kaufmann, der sich zu hohen Staatsstellen emporgeschwungen, der Geheime Rat Kraut, hatte in Berlin auf seine eigenen Kosten eine bedeutende Tuchweberei begründet. Der König, der den Wunsch hegte, für die Uniformierung seines Heeres sich unabhängig vom Auslande zu machen, unterstützte ihn bei diesem Unternehmen, indem er ihm das frühere „Hohe Haus“, welches bisher der Sitz der Ritterakademie gewesen war, als Lagerhaus überließ. Das Lagerhaus erhielt den Namen, den es noch heute führt, weil in ihm großartige Niederlagen für rohe Wolle und Tücher eingerichtet wurden. Es kam darauf an, der neuen Fabrik einen sicheren Absatz zu schaffen. Zu diesem Zwecke erließ Friedrich Wilhelm im Jahre 1714 ein Montierungsreglement, welches den Regimentern anbefahl, die feineren Tuche sowie die Stoffe zum Rockfutter und zu den Jacken lediglich aus dem Lagerhause zu beziehen; auch die Generale und Offiziere erhielten den Befehl, bei Vermeidung der königlichen Ungnade ihre Tuche nur aus inländischen Fabriken zu nehmen. Derselbe Befehl ging an die königlichen Beamten, die für sich und ihre Dienerschaft nur inländische Zeuge tragen sollten, selbst Strümpfe und Hüte nicht aus dem Auslande beziehen durften. Kraut war ein tüchtiger Mann, der sich die möglichste Mühe gab, die Tuchfabrikation in die Höhe zu bringen. Er zog manche Weber und Zeugarbeiter aus den Niederlanden in seine Dienste. Trotzdem aber wollte

das Geschäft nicht recht vorwärts gehen. Wieder trat der König helfend ein. Um der Fabrik billigere Rohstoffe zu verschaffen, wurde ein Ausfuhrverbot der Wolle erlassen. Trotzdem aber war Kraut doch bald dem Bankerott nahe, denn die Ritterschaft trotzte auf ihr Privilegium in der Wolleausfuhr und stellte ihre Wollpreise so hoch, daß die Fabrik nicht bestehen konnte. Da erließ Friedrich Wilhelm im Jahre 1717 einen neuen willkürlichen Befehl; die kurmärkische Ritterschaft wurde gezwungen, sich mit 100,000 Thalern bei dem Geschäft des Lagerhauses zu beteiligen. Neue Verordnungen gegen die Wolleausfuhr ergingen, so eine am 24. Mai 1719, in dem die Ausfuhr der Wolle bei 1 Thaler Strafe für jedes Pfund dem Adel und sonstigen Privatleuten verboten wurde; für Wollhändler und besonders für Juden genügte eine solche Strafe nicht; diesen drohte der König Leibes- und Lebensstrafen an. Für den Verkauf jeder Elle fremden Tuches wurde eine Strafe von 10 Thalern festgesetzt, selbst dessen Verbrauch wurde verboten, und den Angebern versprach die Verordnung die Hälfte der Straffumme. Als auch diese Strafen noch nicht genügten, um die Wolleausfuhr vollständig zu verhindern, erschien im Jahre 1723 ein neues Verbot, welches 10 Thaler Strafe für jedes Pfund Wolle, Verlust des Wagens und der Pferde, nach Befinden sogar Todesstrafe für die Ausfuhr festsetzte und den Angebern 500 Thaler Belohnung versprach. Um der Wollenweberei noch ferner aufzuhelfen, wurde auch der Verbrauch der gemalten oder gedruckten Kattune, welche damals sehr in Mode waren, streng untersagt. In allen adligen und vornehmen bürgerlichen Häusern bezog man aus Holland schöne Kattune, die man als Tapeten für die Zimmer, als Decken für die Betten, als Vorhänge für die Fenster benutzte, und welche außerdem auch zur Kleidung der Damen vielfach verwandt wurden. Der Handel mit diesen Kattunen ging außerordentlich gut, während die im Lande verfertigten wollenen und leinenen Zeuge liegen blieben. Durch einen Erlaß vom 18. November 1721 wurde das Tragen und der Verkauf dieser Kattune streng untersagt. Nach einer Frist von nur 8 Monaten sollte sich niemand mehr der Kattune bedienen; eine Strafe von 100 Thalern wurde festgestellt, und die, welche diese nicht bezahlen konnten, mußten an einem eigens dazu eingerichteten Pranger öffentlich zur Schau stehen.

Das Verbot der Kattune veranlaßte in Berlin allgemeine Aufregung; denn die teuren Zeuge waren so verbreitet, daß es unmöglich war, in der gestatteten kurzen Zeit sie aufzubrauchen. Dies aber hinderte nicht, das Gesetz zur strengsten Ausführung zu bringen. Nach dem Tode des Geheimen Rats Kraut leisteten seine Erben zu Gunsten des Potsdamer Waisenhauses auf ihre Ansprüche Verzicht, auch die märkische Ritterschaft überließ das Kapital von 100,000 Thalern ebenfalls dem Waisenhause, der König aber legte noch 300,000 Thaler zu, und es gelang ihm, durch diese bedeutende Summe die Wollfabrikation in Berlin zu einer nicht unbedeutenden Höhe zu bringen. Im Jahre 1738 waren im Lagerhause schon 4700 Arbeiter beschäftigt. Es wurden 100,000 Stein Wolle verarbeitet. Um für die Masse der im Lagerhause aufgestellten Webestühle das nötige gesponnene Wollengarn zu erhalten, hatte Friedrich Wilhelm schon früher, am 14. Juni 1723, eine merkwürdige Verordnung erlassen: Allen Hökerweibern und anderen Verkäuferinnen, welche auf den Märkten Waren feilboten, wurde der Befehl gegeben, nicht ferner Maulaffen feilzuhalten, sondern fleißig zu sein in der Zeit, wo sie nicht

von Kunden beschäftigt würden. Sie mußten spinnen oder nähen; jede Hökerin war verpflichtet, mindestens ein Pfund Wollgarn gegen Bezahlung an das Lagerhaus abzuliefern. Erreichte sie dies Pensum nicht, so mußte sie ihr Geschäft aufgeben. Die Ratsdiener wurden beauftragt, in den Straßen umherzugehen und überall, wo sie die Frauen und Töchter von Handwerkern müßig fänden, diese aufzuschreiben und dem Bürgermeister anzuzeigen. Das Haupt der städtischen Verwaltung erhielt den Befehl, alle Müßiggängerinnen ernstlich zu verwarnen und, wenn dies nicht half, der Kriegs- und Domänenkammer darüber Bericht zu erstatten.

Weniger als für die Wollenweberei interessierte sich Friedrich Wilhelm für die Fabrikation seidener Stoffe. Er gab allerdings den Befehl, auf den Kirchhöfen Maulbeerbäume anzupflanzen, damit das bare Geld, welches bisher für Seide ins Ausland gegangen sei, im Lande erhalten werde, auch verbot er den Dienstmägden und geringen Leuten streng, aus dem Auslande bezogene seidene Stoffe zu tragen. Als aber ein Franzose, Namens Badiston, sich erbot, eine Seidenmanufaktur in Berlin anzulegen, und sich dafür einen Vorschuß von 300 Thalern zur Anschaffung von Maulbeerbäumen und einen jährlichen Zuschuß von 150 Thalern erbat, indem er versprach, er werde in kurzer Zeit für 200 Thaler Seide auf einmal spinnen lassen und den Reinertrag Sr. Majestät dem König übermitteln, da schrieb Friedrich Wilhelm sehr vernünftigerweise kurz an den Rand der Bittschrift: „Erst den Profit, dann soll er alles haben!"

Es würde uns zu weit führen, wollten wir in die Einzelheiten der Entwicklung der besonderen Gewerbezweige noch näher eingehen. Wir bemerken daher hier schließlich nur noch beiläufig, daß Berlin zu Ende der Regierung Friedrich Wilhelms mit den ersten Droschken beglückt wurde. Der König ließ im Dezember 1739 zwölf für den öffentlichen Verkehr bestimmte Fiaker auf seine Kosten verfertigen und verteilte sie an diejenigen Fuhrleute, welche sich an einem bestimmten Tage zuerst an dem für das öffentliche Fuhrwerk bestimmten Platze einfanden und dadurch ihre Willfährigkeit zeigten, sich den königlichen Bestimmungen zu fügen.

Das Volksleben gewann in Berlin unter der Regierung Friedrich Wilhelms einen vollständigen Umschwung. Wenige Fürsten haben auf das bürgerliche und gesellschaftliche Leben des Volkes einen so unmittelbaren und bedeutenden Einfluß geübt wie dieser König, und gerade hierin liegt zum großen Teil die hohe geschichtliche Bedeutung, welche die Regierungszeit Friedrich Wilhelms für unsere Stadt gehabt hat. Berlin hatte sich von dem Regierungsantritt des großen Kurfürsten bis zum Tode Friedrich Wilhelms in seiner Einwohnerzahl verfünfzehnfacht und zwar hauptsächlich durch Einwanderung, welche in der preußischen Residenz ein Gemisch von verschiedenen Nationalitäten bildete. Es bedurfte der Zeit zur Verschmelzung der widerstrebenden Elemente. Das despotische Regiment Friedrich Wilhelms, der alles über einen Kamm schor, der alles fremdländische Wesen haßte, trug wesentlich dazu bei, das Deutschtum in Berlin aufrecht zu erhalten, der schon stark eingewurzelten Sucht der Residenzler, ihre Sitten nach denen der französischen Einwanderer umzubilden, Einhalt zu thun.

Das unsittliche Streben nach einer modernen Ueberverfeinerung, wie sie in Frankreich herrschte, wurde gebrochen, der Hang nach kostbaren Ver-

gnügungen, nach prächtigen Festen, nach Titeln und äußeren Auszeichnungen wurde gewaltsam ausgerottet und dadurch ein gesunderes Volksleben, als es unter Friedrich I. geherrscht hatte, angebahnt, aber zur Zeit Friedrich Wilhelms nicht erreicht, denn die Berliner verfielen aus einem Fehler in den andern. Die Einfachheit, der sie sich unter Friedrich Wilhelms Regierung befleißigten, war ihnen nur äußerer Schein, die Religiosität, die sie zur Schau trugen, war Heuchelei; man sprach öffentlich von Sittlichkeit, von ehrbarem Betragen, aber im geheimen war man ebenso sittenlos wie zuvor. Das Volk beugte sich dem äußeren Zwange, und wenn es dadurch endlich gewohnheitsmäßig auch wirklich zu einer größeren Einfachheit kam, so verlor es doch viel von seinem freien, kräftigen Streben, es gewöhnte sich auch zu gehorchen ohne zu denken.

Subordination! Das war zur Zeit Friedrich Wilhelms das alles beherrschende Wort. Subordination! Nicht räsonnieren! Diese beiden Lieblingsausdrücke Friedrich Wilhelms nahmen ihren Weg durch alle Schichten der Gesellschaft, sie drangen aus dem Heere in die Verwaltungsbehörden und von diesen in die Gerichtsstuben ein, sie fanden ihren Wiederhall sogar in den Familien. Ueberall Tyrannei gegen die tiefer Stehenden und nach oben sklavische Subordination ohne Räsonnieren.

Friedrich Wilhelm bekümmerte sich nicht nur um die kleinlichsten Einzelheiten der Staatsverwaltung, sondern auch um die häuslichen Verhältnisse der Bürger. Er ging ohne Scheu persönlich in die Häuser und erkundigte sich nach dem Gewerbe der Besitzer. Er hörte, wie es dem einzelnen ging, mitunter half er durch Geschenke und Darlehen, wenn er Mangel fand, ebenso häufig aber donnerte er auch mit harten Worten und mitunter mit strengen Strafen dazwischen, wo er glaubte, daß ein Bürger sein Geschäft vernachlässigte. Er unterhielt sich mit den Hausfrauen, schaute in deren Küchen, aß am häuslichen Tische und glaubte somit eingeweiht zu sein in das innerste Leben des Volkes. Mit scharfem Auge blickte er um sich und prüfte, ob die Bürger auch fleißig seien, denn er konnte die Müßiggänger nicht leiden. Die Kinder prüfte er, ob sie in der Schule etwas gethan hätten, die jungen Mädchen und Frauen, ob ihr Spinnrocken in Ordnung sei. Jedermann in Berlin war daran gewöhnt, auf diese Weise persönlich mit dem Könige in Berührung zu kommen. Jeder hatte sich darauf vorbereitet, und das Ergebnis dieses Strebens des Königs, in die Einzelheiten der Hauswirtschaften einzudringen, war, daß er fortwährend belogen und betrogen wurde; denn die Berliner Bürger und Bürgersfrauen, ja selbst die Kinder in der Schule überlegten sich vorher, welche Lügen sie dem Monarchen auftischen wollten, wenn sie von ihm ausgefragt würden.

Weil der König die Frömmigkeit achtete, liefen die Berliner in die Kirchen, aber frömmer wurden sie dadurch nicht. Weil er ein Soldatenfreund war, drängten sich Tausende zu den Paraden hinzu. Jeder suchte sich die Gunst des Gewalthabers zu verschaffen, Heuchelei und Lügen waren die notwendige Frucht eines solchen Strebens. Die so viel gepriesene Sittenreinheit und Einfachheit der Berliner unter der Regierung Friedrich Wilhelms war nichts anderes als eine Folge der Heuchelei; sie verschwand, sobald der Druck, der sie zum Schein hervorgerufen hatte, nachließ.

Zu allen Zeiten ist Berlin ein Schauplatz heiterer Volksfeste gewesen, zu denen der fröhliche, leichte Sinn des Volkes sich so sehr neigt; zur Zeit

Friedrich Wilhelms wußte man von solchen Festen in der Residenz nichts; mußte doch selbst der Schützenplatz eingehen! Am 18. Mai 1727 erließ der König an den Magistrat von Berlin eine Kabinettsordre, in der er das Schießen, Spielen und Tanzen beim Königsschießen auf dem Schützenplatze verbot. Er sagte in dieser Kabinettsordre: Der Magistrat möge mit allem Nachdruck dahin halten, daß alles liederliche und üppige Wesen gänzlich abgestellt werde, widrigenfalls der Magistrat selbst dafür verantwortlich sein solle. Es blieb nichts übrig als zu gehorchen. Der Magistrat ließ der Cölnischen Schützengilde und allen den vielen Pfefferküchlern, Zinngießern und anderen Gewerbetreibenden, die auf dem Schützenplatze ihre Buden aufzuschlagen pflegten, die Kabinettsordre mitteilen. Den Bierschänkern wurde streng verboten, Musik und ander üppiges Wesen in ihren Häusern zu dulden, und wo trotzdem Musik gemacht wurde, da drangen die Stadtwachtmeister in die Lokale, brachten die Musikanten zum Arrest und zeigten den Wirt zur Strafe an. Militärpatrouillen unterstützten den Magistrat in der Ausführung des königlichen Befehls. Vergeblich wandten sich die Gewerke mit der Bitte an den König, ein Fest, welches ihnen guten Absatz für ihre Waren verschaffte, doch fernerhin aufrecht zu erhalten; sie wurden abschlägig beschieden, die Schützenplätze waren und blieben aufgehoben. Die Schützengilden vermochten unter solchen Umständen sich nicht länger zu halten, sie lösten sich auf. Die drei Schützenplätze, der deutsche und der französische in Cöln und der berlinische, der vor dem Königsthor gelegen war, wurden verkauft, und auch die silbernen Ketten, mit denen man bisher den Schützenkönig geschmückt hatte, wurden zu barem Silber gemacht. So war denn das gute, alte Schützenfest zu Grabe getragen, und die Berliner hatten dafür keinen Ersatz, denn es gab keine anderen Volksfeste, wenn wir nicht die Märkte als solche betrachten wollen. Diese hatten freilich in jener Zeit eine weit größere Bedeutung als heute. Das Landvolk strömte bei jedem Markte in großen Scharen nach der Stadt, um seine Einkäufe zu machen, und mit den Landleuten kamen fremde Gaukler und Taschenspieler, die in Berlin ihre Buden aufschlugen. Da riefen Marktschreier ihre Arzneien aus, Universalfleckwasser wurde verkauft wie heutzutage, und jeder Betrüger fand bei dem gläubigen Volke reichen Absatz.

Wie unter Friedrichs I. Regierung, so bildeten auch unter der Friedrich Wilhelms Landpartien ein beliebtes Vergnügen für die Berliner. Man fuhr auf den Treckschuyten nach Charlottenburg oder wanderte in eins der benachbarten Dörfer, um in den Schenken Kegel zu schieben. Die Winterabende wurden nach dem Beispiele des Königs in Tabakskollegien zugebracht. Die Berliner Bürger äfften die Angewohnheit Friedrich Wilhelms nach; sie versammelten sich abends in ihren Tabagien*) und kannegießerten Politik, indem

*) Die für den Fremdenbesuch eingerichteten Gasthäuser waren meistens zugleich auch Wirtshäuser für die Berliner Bürger. Es gab aber auch außerdem noch verschiedene Tabagien. Die Zahl der Wirtshäuser war noch nicht bedeutend. Vor den Thoren befanden sich beim Thorschreiber Tafeln, welche die Namen und Wohnungen der Gastwirte wie das, was man daselbst erhalten konnte, enthielten. Jedes Gasthaus hatte wie noch heutzutage ein Schild mit irgend einem bezeichnenden Namen. Berühmt waren „der goldene Arm“ in der Heiligengeiststraße, „der goldene Anker“ in der Spandauerstraße, „der römische Kaiser“ auf dem Molkenmarkt. Wohnen und speisen konnte man in der „weißen Taube“ und im „preußischen Wappen“ in der Heiligengeiststraße. Die

sie bei einer Pfeife Tabak ihr Bier tranken. Der Bierbedarf der Berliner war in jener Zeit außerordentlich groß, dafür zeugt die merkwürdige Anzahl fremder Biere, welche in die Stadt eingeführt wurden, von denen das Bernauer und Ruppiner die beliebtesten waren. Im Jahre 1723 kamen, nach den Kämmereirechnungen, 28,564 3/4 Tonnen fremde Biere nach Berlin. Die Namen der meisten dieser Biere wie: Kniesenacker, Müllerosser, Mühlenbecker u. s. w sind längst verschollen. Neben den Tabakskollegien bestanden noch einige Kaffeehäuser, in denen Billard gespielt wurde. Die Zahl dieser hatte sich aber seit dem Tode Friedrichs I. bedeutend vermindert, da Friedrich Wilhelm die Kaffeehäuser und besonders das Billardspiel nicht leiden konnte; er verbot es sogar an Sonntagen bei harter Strafe. Mit dem Verschwinden der Kaffeehäuser wurde auch der schon ziemlich allgemein gewordene Genuß des Kaffees wieder sehr eingeschränkt. Nur an zwei Orten in Berlin konnte man Kaffee, das Lot für 1 Groschen, gewiß für die damalige Zeit ein außerordentlich teurer Preis, kaufen. Er wurde nur als eine Delikatesse getrunken. Kleine Damengesellschaften unterhielten sich am besten beim Kaffee, der in winzigen Täßchen von Delfter Porzellan herumgereicht wurde.

Bei Familienfesten ging es in den Bürgerhäusern Berlins ziemlich schmucklos her. Große, verschwenderische Gesellschaften wurden nur selten gegeben, denn der König hatte dies ausdrücklich verboten. Bei dem ins Innerste der Familien eingedrungenen Spionier- und Denunziationssystem der Fiskale wäre es gefährlich gewesen, einem solchen Befehle nicht nachzukommen, er wurde deshalb nur selten überschritten. Die königliche Kabinettsordre galt nur für die Bürger. In den Kreisen des vornehmen Adels und besonders des Hofes war ein größerer Luxus erlaubt; aber auch hier durfte er gewisse Grenzen nicht überschreiten, ohne den König unwillig zu machen.

Friedrich Wilhelm wünschte, daß der Adel, seine Generale und die vornehmsten Beamten ein geselliges Leben führten, ohne sich aber dabei zu Grunde zu richten. Es wurden deshalb auf königlichen Befehl die berühmt gewordenen Assembleen eingerichtet, welche nach einer in den ersten Tagen des Januar vom König selbst bestimmten Reihenfolge von den Generalen, den Staatsministern, fremden Gesandten und anderen vornehmen Personen des Hofes gegeben werden mußten. In diesen Assembleen vergnügte sich die Gesellschaft mit Tanzen und Kartenspielen. Kaffee, Chokolade, Limonade und Orgeade waren die einzigen Erfrischungen, welche herumgereicht wurden. Wollte einer der Gastgeber sich besonders hervorthun, so erleuchtete er wohl sein Haus von oben bis unten in glänzendster Weise, einen größeren Aufwand aber durfte er nicht entfalten, wenn der König sich nicht mißfällig darüber äußern sollte. Friedrich Wilhelm fehlte selten bei den Assembleen, auch die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen waren anwesend. Manche von den Generalen und Staatsbeamten hätten ebenfalls gern teilgenommen an der Reihenfolge, es war ihnen dies aber nicht möglich, weil ihre Wohnungen nicht den nötigen Raum boten. Zu diesem Zwecke, und um eine bestimmte Regel für die von ihm eingerichteten Gesellschaften festzustellen, traf der König im Jahre 1733

„Stadt Ruppin" in der Spandauerstraße, der „goldene Löwe" in der Königsstraße und der „weiße Schwan" in der Jüdenstraße versorgten zwar ihre Gäste mit Wohnung und Stallung, gaben aber keine Speisen.

eine eigentümliche Einrichtung. Er übertrug dem starken Manne, dem bekannten Riesen Karl v. Eckenberg, der in seiner hohen Gunst stand, die Besorgung der Assembleen und überließ ihm dazu das Fürstenhaus. Für Beleuchtung, Heizung, Musik und die Besorgung der Spieltische mußte derjenige General oder Hofherr, den die Reihe traf, Wirt zu sein, 30 Thlr. zahlen. Er hatte dafür aber auch zugleich das Recht, allen von anderen gegebenen Assembleen während des ganzen Winters unentgeltlich beizuwohnen, während solche Hofherren, die niemals den Wirt spielten, ein Eintrittsgeld von 8 Groschen erlegen, außerdem aber Kaffee, Thee u. s. w. besonders, und wenn sie spielen wollten, noch 16 Groschen Kartengeld bezahlen mußten. Die Kapitäns und Subalternoffiziere waren nach dem Befehle des Königs von jeder Zahlung befreit, sie konnten unentgeltlich als Gäste anwesend sein. Diese Einrichtung dauerte indessen nur bis zum Jahr 1737, weil der starke Mann eine so liederliche Wirtschaft führte, daß ihm die Assembleen abgenommen werden mußten. Sie fanden fortan wieder in der früheren Weise statt.

Dieselbe Einfachheit und Prunklosigkeit, welche in den Assembleen herrschte, war auch für die Kleidung in Berlin maßgebend geworden. Auch hier richtete sich vornehm und gering nach dem Geschmacke des Königs, und erst in den letzten Jahren seiner Regierung begann ein größerer Aufwand. Die gewaltigen Allongeperrücken, mit denen sich früher alle Männer von Stande und auch die wohlhabenderen Bürger verunziert hatten, kamen aus der Mode, nur einige Minister, Räte, Doktoren und andere Gelehrte behielten sie. An ihre Stelle kamen die kleinen sogenannten Muffer oder Mirletons in Gebrauch, und auch diese verschwanden endlich, um den Soldatenfrisuren Platz zu machen. Das Haar wurde hinten in einem Zopf zusammengeschlagen, die Seitenhaare lagen, zu einer gewissen Länge verschnitten, über die Ohren; später wurden die Locken Mode, von denen man 6—8 übereinander trug. Fast jedermann bemühte sich, seinen Kopf möglichst in Soldatenmanier zu frisieren, und selbst diejenigen, welche noch Perrücken trugen, mußten diese in soldatischer Weise aufzustutzen. Nur die Mitglieder der französischen Kolonie blieben ungestört bei ihren früheren Angewohnheiten. Der Kleiderschnitt war außerordentlich plump. Die Weste mit ihren langen Schößen, die fast mit dem Rocke gleich war, sah abscheulich aus; höchst unkleidsam waren auch die großen, bei den Ellenbogen anfangenden Aufschläge, die nur bis eine Handbreit über dem Gelenk herabgingen, damit man die feine und sehr weiße Wäsche, welche mit Kanten verziert war, betrachten könnte.

Eine Darstellung des Familienlebens Friedrich Wilhelms kann nicht unsere Aufgabe sein. Es ist bekannt, daß dieses ein höchst unglückliches gewesen ist. Zum Teil mag die Roheit Friedrich Wilhelms, die ihn selbst von körperlicher Mißhandlung seiner Kinder nicht abhielt, zum Teil die Sucht seiner Gemahlin, politische Ränke zu spinnen und der Politik des Königs entgegenzuarbeiten, die Schuld daran getragen haben. Erst in den letzten Jahren seiner Regierung, nach der Verheiratung des Kronprinzen mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern am 12. Januar 1732, war der Friede in der königlichen Familie wieder einigermaßen hergestellt. Seit dem Jahre 1734 war der König fortwährend krank an der Gicht, die sich schließlich auf die inneren Teile warf und in Brustwassersucht ausartete.

In den letzten Tagen des April 1740 trat eine geringe Besserung ein. Friedrich Wilhelm benutzte diese, um sich nach Potsdam fahren zu lassen. Eine Hoffnung auf Genesung hatte er nicht, und als er Berlin am 27. April 1740 verließ, rief er: „Lebe wohl, Berlin, in Potsdam will ich sterben!“ Am 27. Mai war er so schwer erkrankt, daß man fürchtete, er werde die Nacht nicht erleben. Die Königin schickte einen Eilboten an den Kronprinzen nach Rheinsberg, und dieser eilte sofort nach Potsdam. Friedrich Wilhelm empfing ihn mit einer Zärtlichkeit, die er früher niemals gegen seinen Sohn gezeigt hatte. Er umarmte ihn und versicherte ihm, daß er ihn stets mit väterlicher Zärtlichkeit geliebt habe, selbst in der Zeit, wo er am strengsten gewesen sei.

Am 31. Mai zwischen 1 und 2 Uhr mittags starb er, nachdem er vorher in seinen letzten Worten seinen religiösen Glauben bekräftigt hatte.

Die Nachricht von dem Tode des Königs flog schnell von Potsdam nach Berlin. Das Volk strömte auf den Straßen zusammen, einer erzählte dem andern die Kunde, wenige aber waren betrübt, denn geliebt war der König auch in den letzten Jahren seiner Regierung beim Volke nicht. Seine Eigenmächtigkeit, seine Ungerechtigkeit und Härte waren von den Bürgern zu schwer empfunden worden, als daß diese durch die vielen guten Eigenschaften, die in Friedrich Wilhelm lebten, hätten versöhnt werden können.



Achte Abteilung.

Berlin zur Zeit Friedrichs des Großen.



Erstes Kapitel.

Wenige Fürsten sind von der Nachwelt mit solchem Dank überschüttet worden wie Friedrich der Große, und er verdient diesen Dank. Denn wenige haben wie er es vermocht, die Vorurteile ihrer Zeit zu durchbrechen, sich an die Spitze einer neuen geistigen Bewegung zu stellen, mit revolutionärer Kühnheit das Althergebrachte zu vernichten, um einen neuen Staat zu begründen.

Die Regierungszeit Friedrichs ist für die Geschichte unserer Stadt von der höchsten Bedeutung; unter Friedrich dem Großen entwickelte sich Berlin zum Spreeathen, wie die preußische Residenz fortan halb im Spott, halb im Ernst in Deutschland genannt worden ist, zum Mittelpunkte wissenschaftlicher Forschungen und künstlerischer Bestrebungen für Norddeutschland. Nach Berlin eilten zur Zeit Friedrichs des Großen die besten wissenschaftlichen und künstlerischen Kräfte Europas, hier fanden sie den günstigsten Boden für ihr Schaffen! Es ist eine eigentümliche, aber erfreuliche Erscheinung jener Zeit, daß das Emporblühen deutscher Kunst und Wissenschaft in Berlin nicht dem unmittelbaren Einfluß des Königs zu danken ist. Die meisten Geschichtsschreiber suchen zwar Friedrich den Großen als den einzigen Urheber jedes Fortschritts auf geistigem Gebiete darzustellen, sie vermögen aber aus der Geschichte die Thatsache nicht hinwegzuleugnen, daß Friedrich ein Verächter deutscher Litteratur, deutscher Wissenschaft und, mit Ausnahme der Musik, auch deutscher Kunst war, daß er in seiner Vorliebe für alles Französische nirgends fördernd für das deutsche Element in Wissenschaft und Kunst eintrat, und daß dieses trotzdem sich in Berlin mächtig entfaltete, aus dem einzigen Grunde, weil der König es frei gewähren ließ, seinen Fortschritt nicht hemmte und durch sein eigenes Beispiel anregend wirkte, indem er, ohne es zu wollen, deutsche Künstler, Schriftsteller und Gelehrte zum Wettkampf mit den oft ungerecht bevorzugten französischen aufrief.

Friedrich Wilhelm hatte aus seinem Sohne einen tüchtigen Soldaten bilden wollen und deshalb seinen wissenschaftlichen Unterricht außerordentlich

beschränkt. Daraus ist es zu erklären, daß Friedrich, ein deutscher Fürst, während seines ganzen Lebens nicht gelernt hat, seine Muttersprache richtig zu sprechen und zu schreiben. Viel geläufiger als das Deutsche war Friedrich das Französische, welches er als seine Muttersprache betrachtete, obgleich seine Orthographie auch in dieser Sprache viel zu wünschen übrig ließ. Was er später Wissenschaftliches leistete, verdankt er dem eignen Forschen, dem Wissensdrang, der ihn beseelte, nicht dem Unterricht, welchen er erhalten hatte. Sein Lehrer Duhan de Jandun war sehr gegen den Willen des Königs bestrebt gewesen, in die Seele des Knaben den Trieb zu eigener Ausbildung zu legen. Er hatte ihm die Meisterwerke der französischen Litteratur erschlossen und damit die Richtung vorgezeichnet, welche Friedrich in seinem ganzen Leben behalten sollte. Die fürchterliche Strenge, welche Friedrich Wilhelm seinem Sohne zeigte, hätte vielleicht einen weniger kräftigen Charakter gebrochen, ihn für das ganze Leben abgestumpft, bei Friedrich bewirkte sie nur, daß er lernte, was ein Fürst vor allem lernen muß, sich den Verhältnissen zu fügen. In Küstrin lernte er arbeiten, dort machte er sich mit dem Gefüge der Staatsverwaltung bekannt, ohne dabei seine militärische Ausbildung zu vernachlässigen. Im Jahre 1734 durfte er unter den Fahnen des Prinzen Eugen den Feldzug am Rhein mitmachen. Sein bei dieser Gelegenheit oft bewiesener persönlicher Mut trug nicht wenig dazu bei, den Vater ihm günstig zu stimmen.

Im August 1736 bezog Friedrich mit seiner Gemahlin das Schloß in Rheinsberg. Dort konnte er sich ganz nach seinem Geschmacke einrichten und sich den philosophischen Träumereien hingeben, welche ihm bisher von seinem Vater untersagt worden waren. Er nannte sich selbst gern den Philosophen von Rheinsberg. Das Schloß wurde bald der Sammelpunkt einer Anzahl hervorragender Männer, in deren Kreise Friedrich die Jahre bis zu seiner Thronbesteigung, teils wissenschaftlich arbeitend, teils sich ganz den heiteren Freuden des Lebens überlassend, verlebte. Bei dem Tode Friedrich Wilhelms in Potsdam war er, wie unsere Leser wissen, zugegen, und kaum hatte Friedrich Wilhelm die Augen für immer geschlossen, so fuhr er nach Berlin, aber nicht um hier zu bleiben; er begab sich nach Charlottenburg, denn er liebte Berlin nicht besonders.*)

In einem seiner ersten Erlasse kündigte er den Behörden seine Thronbesteigung an und sagte:

„Unsere größeste Sorge wird dahin gerichtet sein, das Wohl des Landes zu befördern und einen jeden Unserer Unterthanen vergnügt und glücklich zu machen.“

Diese Verheißung erfüllte der junge König sofort durch eine Gewährung an das Volk, welche von dem verstorbenen König nicht hatte erlangt werden

*) Friedrich hat in einem Briefe anderthalb Jahre früher, am 7. Dezember 1738, sich etwa folgendermaßen über seine Vaterstadt geäußert:

„Berlin hat sich zwar in Beziehung auf seine Steinmasse bedeutend vergrößert, was aber die Gesellschaft und die schöne Welt betrifft, so übergehe ich sie mit Stillschweigen. Alle Tage höre ich von den Vergnügungen Berlins sprechen, aber es verhält sich mit denselben wie mit der Lanze des Patroklus, von der Sie wissen, daß sie die Gabe hatte, die Wunde, die sie geschlagen, zu heilen, was so viel bedeuten will, daß man die Vergnügungen Berlins kennen lernen muß, um den Geschmack daran zu verlieren!“

können. Es war ein schwerer, harter Winter gewesen. Die Saaten, die Obstbäume, die Weinberge waren durch Frost zerstört, und eine Hungersnot herrschte, von der besonders Berlin auf das schwerste betroffen war. Der Mangel in der Hauptstadt zeigte sich so groß, daß selbst die Kanoniere drei Tage lang kein Brot hatten erhalten können. Die Armen litten entsetzlich. Friedrich Wilhelm hatte sich nicht entschließen können, die Magazine zu öffnen. Friedrich that es. Er ermäßigte außerdem die Abgabe der Accise für Getreide und beförderte dessen Zufuhr. Später ließ er überall in der Stadt Stuben mieten, heizen und erleuchten, um für arme Frauen einen Zufluchtsort zu begründen, in dem sie sich während der Wintermonate wärmen und Flachs spinnen konnten.

Friedrichs Bestreben ging dahin, sich in den Reformen der Staatsverwaltung, welche er für nötig hielt, nicht zu überstürzen, nur, wo es die Freiheit des Gedankens galt, da glaubte er auch nicht einen Augenblick zögern zu dürfen. Berlin hatte damals, wie unsere Leser sich erinnern, neben einem gewöhnlichen Anzeigeblatt, dem Berliner Intelligenzblatt, nur eine kümmerlich ausgestattete, dreimal wöchentlich in Oktavblättern erscheinende Zeitung, die Rüdigersche, aus der später die Vossische Zeitung geworden ist. Diese Zeitung konnte bei der strengen Censur nicht viel des Unterhaltenden bieten. Schon am zweiten Tage nach seiner Thronbesteigung entsandte Friedrich seinen Freund Jordan an den Professor Formay und ließ diesem seinen Wunsch mitteilen, daß Formay eine litterarisch-politische Zeitschrift in französischer Sprache herausgebe, er versprach, persönlich daran mitarbeiten zu wollen. Am 2. Juli trat dieses Blatt ins Leben. Um auch dem Lesebedürfnis des großen Publikums abzuhelfen, erteilte der König dem Buchhändler Haude das Privilegium zu einer neuen deutschen Zeitung, den Berliner Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen, aus der später die Spenersche Zeitung geworden ist. Am Donnerstag, den 30. Juni 1740, erschien das erste Blatt der neuen Zeitung mit dem stolzen Wahlspruch: „Wahrheit und Freiheit!“ Auch dieser Zeitung hat Friedrich mehrfach Aufsätze geliefert. Mit der Begründung der neuen Organe der öffentlichen Meinung war schon viel gethan, aber diese konnten nur fruchtbar wirken, wenn sie nicht länger durch die Fesseln der überstrengen Censur eingezwängt wurden. Auch hierfür sorgte Friedrich, wie wir aus einem Schreiben an den Kabinettsminister von Podewils vom 5. Juni 1740 ersehen, in dem er sagte, daß „Gazetten, wenn sie interessant sein sollten, nicht geniert werden müßten“.

In Preußen sollte fortan die größte Denk- und Glaubensfreiheit walten. Das zeigte Friedrich durch seinen berühmt gewordenen Ausspruch:

> „Die Religionen müssen alle toleriert werden, und muß der Fiskal nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue, denn hier muß ein jeder nach seiner Façon selig werden!“

Reformen, auf welche wir später noch näher zurückkommen werden, wie die Abschaffung der Folter, die Milderung der unmenschlichen mittelalterlichen Strafgesetzgebung, die Begründung eines besonderen Departements für Manufaktur- und Kommerziensachen zur Hebung des Handels und der Gewerbe ꝛc. geben Zeugnis dafür, daß der junge König sich ernstlich mit der Verbesserung des Staatswesens beschäftigte. Er verließ sich dabei nur auf sich selbst und

gestattete niemandem von denen, die am Hofe des verstorbenen Königs Einfluß und Ansehen besessen hatten, auch nur die geringste Einwirkung auf seine Handlungen und Maßnahmen.

Mit unermüdlicher Thätigkeit widmete er sich den Regierungsgeschäften. Bald hielt er sich in Berlin, bald in Charlottenburg, bald in Potsdam auf, bald wieder machte er im Fluge weite Reisen, so im Juli nach Königsberg, um dort die Huldigung für Preußen entgegenzunehmen.

Das Huldigungsfest in Berlin fand am 2. August 1740 statt. Nach der Berliner Huldigung unternahm Friedrich am 15. August eine Reise nach



Das Brandenburger Thor vor 1789; im Hintergrunde der Tiergarten.

Westfalen, bei welcher er inkognito auch Straßburg besuchte und demnächst einen lang gehegten Wunsch, den berühmten Voltaire kennen zu lernen, durch eine Zusammenkunft mit diesem erfüllte. Nach seiner Rückkehr begab er sich im Oktober mit seiner Gemahlin und einem Teil des Hofes nach Rheinsberg, um hier in der Zurückgezogenheit ein lästiges Fieber gründlich auszuheilen und sich durch heitere Feste zu zerstreuen. Da traf ihn eine Nachricht, welche ihn zum thatkräftigsten Handeln aufforderte, ihm ein weites Feld zur Befriedigung seines Ehrgeizes eröffnete. Der deutsche Kaiser, der Herrscher Oesterreichs, Kaiser Karl, war am 20. Oktober 1740 ohne männliche Nachkommen verstorben.

Friedrich hatte von seinem Vater nur ein kleines Königreich geerbt, 2275 Quadratmeilen mit 2,240,000 Einwohnern, aber darin ein Heer von 83,500 Mann, welches von der Gesamteinnahme des Landes von 7,372,000 Thalern nicht weniger als 5,977,000 Thaler jährlich verzehrte. Dies preußische Heer war bis jetzt ein Gegenstand des Spottes für die Fürsten Europas gewesen, weil Friedrich Wilhelm es nicht zu ernsten Thaten, nur zur Parade geführt hatte. „Er spannt nur immer, drückt aber nicht los!“ so höhnten die großen Höfe und schauten mit Mißachtung auf den

kleinen König von Preußen. Friedrich war entschlossen loszudrücken, und er konnte dies thun, denn er besaß dank der Sparsamkeit ja dem Geize Friedrich Wilhelms, einen wohlgefüllten Schatz, in welchem sich 8,700,000 Thaler befanden. Ein lockendes Ziel lag für den Ehrgeiz Friedrichs offen, die Eroberung einer blühenden Provinz, Schlesiens.

Wir müssen es uns versagen, Friedrich und sein Heer auf den siegreichen Zügen zu begleiten, die mit der dauernden Einverleibung einer der schönsten Provinzen in das Königreich Preußen ihr Ende erreichten; nur soweit Friedrichs Kriege auch auf das Leben unserer Stadt ihr Licht und Schatten werfen, müssen wir sie in den Bereich unserer Betrachtungen ziehen.

In Berlin herrschte, während das Heer nach Schlesien marschierte, eine gedrückte Stimmung; ein Krieg wurde vorbereitet, an welchem das Volk keinen Anteil nahm, für den es keine Sympathie hegen konnte, denn es war ja ein Eroberungskrieg, der nicht in dem Interesse des Volks, nur in dem des Königs, um seine Macht und seinen Länderbesitz zu erweitern, geführt wurde. Die Berliner ahnten, daß ihnen eine schwere Zeit bevorstände, sie hatten noch kein Vertrauen zu dem Feldherrntalent Friedrichs, sie fürchteten, daß der Fall Preußens die Folge dieses, wie sie glaubten, tollkühnen Unternehmens sein würde.

Im Anfange des Jahres 1741 herrschte in Berlin eine wahrhaft entsetzliche Not. Durch die Baulust Friedrich Wilhelms waren viele fremde Tagelöhner zum Aufbau der Friedrichsstadt nach Berlin gezogen worden, deren Verdienst mit dem Bauzwange nach dem Tode des Königs aufhörte. Hierzu kam eine Teuerung, die Folge eines harten Winters. Die Not, welche der Krieg durch die Durchmärsche der Soldaten und durch den Zwang, die Weiber und Kinder der im Felde Befindlichen zu ernähren, verursachte, wurde endlich so groß, daß in Berlin mehrere Menschen den Hungertod starben. Mit dem Sommer hatte sich die Not etwas gemindert; schlimm genug aber war sie auch im Herbst 1741.

Um so größer war der Jubel, als Friedrich nach einem glücklichen Feldzuge nach Berlin zurückkehrte. Das ausgestandene Leiden war bald vergessen, und Hoffeste und Lustbarkeiten aller Art trugen in schneller Folge nicht wenig dazu bei. Aber von dem Jubel seines Hofes eilte Friedrich bald wieder dem Kriegsschauplatze zu. Erst am 30. Juni 1742 wurde auf allen öffentlichen Plätzen der Frieden ausgerufen, und als nun der König am 12. Juli in die Stadt zog, wurde er mit nicht endenwollenden Lebehochs empfangen.

Die zwei Friedensjahre, welche nun folgten, benutzte Friedrich zu ununterbrochenen Rüstungen; er wußte, daß er die eroberte Provinz mit Aufbietung aller Kräfte zu verteidigen haben würde. Am 5. Juni 1744 wurde ein Offensivbündnis mit dem Erbfeinde Deutschlands auf 12 Jahre abgeschlossen, und ohne vorhergegangene Kriegserklärung ließ nun Friedrich sein Heer nach Sachsen marschieren; am 15. August rückten 80,000 Mann Preußen in Böhmen ein. Der Feldzug war nicht so glücklich, wie der frühere. Friedrich stand ohne Bundesgenossen den mächtigen Feinden gegenüber, denn auf Frankreich konnte er nur wenig rechnen. Ganz auf seine eigenen Kräfte angewiesen, mußte er alle Mittel aufbieten, um dem drohenden Sturm begegnen zu können. Der Staatsschatz hatte schon durch die bedeutenden

Opfer des vergangenen Krieges sehr gelitten, da scheute sich der König nicht, das Silbergerät im Berliner Schlosse anzugreifen; die herrlichen Kronleuchter, ein prachtvoller silberner Musikantenchor aus dem Rittersaale, alle die schönen, aus gediegenem Silber verfertigten Schmuckgegenstände, Tischplatten, Kamingeräte ꝛc. wanderten in die Münze, wo sie zu barem Gelde umgeprägt wurden. In dunkler Nacht ließ der königliche Kämmerer durch zwölf Heiducken die Schätze aus dem Schlosse entführen und in Kähne laden, damit das Volk nicht mutlos gemacht würde, wenn es erfuhr, daß der König genötigt sei, das herrliche Silbergerät anzugreifen, welches der Stolz seines Vaters, Friedrich Wilhelms I., gewesen war.

Im zweiten Kriegsjahr 1745 war das Glück der Waffen Friedrich günstig. Mit dem am 30. September über den Prinzen von Lothringen bei Sorr erkämpften glänzenden Sieg glaubte er den Feldzug für das Jahr 1745 beendet zu haben; er ließ seine Truppen in die Winterquartiere rücken und kehrte selbst nach Berlin zurück. Am 8. November traf Friedrich in seiner Residenz ein; er hielt mit seiner Garde du Corps einen Triumphzug durch die Straßen; die dem Feinde in dem Feldzuge abgenommenen Kanonen, die österreichischen Fahnen und Feldzeichen, die Trophäen der glücklichen Schlachten bei Hohenfriedberg und Sorr, wurden von den einziehenden Truppen dem jubelnden Volke zur Schau gestellt. Es herrschte eine Freude in Berlin, so groß, als sei der Krieg vorüber. Niemand dachte daran, daß er nach diesen Siegen aufs neue und mit nicht unbedeutenden Gefahren für die Hauptstadt selbst entbrennen könnte. Abends war große Festlichkeit bei der Königin-Mutter, aber noch in derselben Nacht erhielten plötzlich die Truppen wieder Befehl zum Aufbruch. Kouriere waren in Berlin angelangt und hatten dem Könige wichtige Nachrichten gebracht. Es wurde ihm verraten, daß die Oesterreicher mit 80,000 Mann auf 5 verschiedenen Punkten die Preußen angreifen wollten, und daß ein Korps von 20,000 Mann unter dem General Grün von dem Erzgebirge aus direkt auf Berlin losgehen werde, um sich der Hauptstadt zu bemächtigen.

Da war für Friedrich kein Bleibens mehr in Berlin. Nach 2 Tagen verließ er die Hauptstadt, um sich wieder zum Heere zu begeben. Als er im Wagen saß, zeigte er dem Volke die fröhlichste Miene, die heiterste Zuversicht, nahm lustigen Abschied und fuhr dann mit Blitzesschnelle davon. Die Berliner aber dachten nicht wie der König. Das Gerücht, daß ein österreichisches Heer im Anzuge auf die Stadt sei, hatte sich unter den Bürgern verbreitet, jedermann wußte es, und jedermann fürchtete die Schrecken des Krieges, von denen Berlin so viele, viele Jahre verschont gewesen war. Auch der König war trotz seiner heiteren Miene nicht ganz ohne Sorge. Dies ging daraus hervor, daß 500 Pferde bereitgestellt wurden, um den königlichen Hof und das Archiv bei einem etwaigen Anmarsch der Oesterreicher so schnell wie möglich nach Stettin zu retten. Von allen Seiten kamen Nachrichten nach Berlin, daß der Feind heranrücke, und so unglaubwürdig und übertrieben diese Nachrichten auch waren, so fanden sie dennoch Glauben und verbreiteten Schrecken. Die Besatzung der Stadt war nur gering, zum Teil bestand sie aus ganz uneingeübten Rekruten, und wenn auch der König erlaubt hatte, daß für den Notfall das erste Bataillon Garde aus Potsdam geholt werden

dürfe, so war die Besatzung auch mit dieser Verstärkung noch immer unzureichend, um die Hauptstadt gegen den Feind zu verteidigen.

Der Kommandant, General Graf v. Haack, fand es daher zweckmäßig, die Bürger zu bewaffnen, und diese erfüllten die Wehrpflicht mit frischem, frohem Mut, welchen man den waffenentwöhnten Berlinern schwerlich hätte zutrauen können. 16,000 Bürger standen in wenigen Tagen unter den Waffen und waren regelrecht in Kompagnien eingeteilt, die Gewehre waren aus dem Zeughause geliefert worden. Berlin bot damals den Anblick eines Kriegslagers dar; auf allen freien Plätzen fanden die Waffenübungen der Kompagnien statt, welche mit dem höchsten Eifer von den kriegslustigen Berlinern vorgenommen wurden. Der Kommandant, Graf v. Haack, und die übrigen anwesenden Offiziere machten einen Verteidigungsplan; die Stadt wurde in 4 Quartiere eingeteilt, und die Plätze wurden bezeichnet, auf denen die Garnison und die Bürgergarde sich bei dem ersten Kriegslärm versammeln sollten.

Berlin war damals nur noch zur Hälfte befestigt, den anderen Teil der Stadt umzog die hohe Mauer, welche indessen keineswegs geeignet war, einer Belagerung zu widerstehen. Es wurden deshalb vor jedem Thore Redouten errichtet und mit Kanonen bepflanzt, selbst innerhalb der Stadt wurde eine Redoute gegen den etwa eindringenden Feind aufgeworfen. Hinter der Stadtmauer errichtete man hölzerne Gerüste für die Soldaten und Bürger, die von diesen aus über die Mauer wegfeuern sollten. Gräben wurden jenseits der Mauern gezogen und Brustwehren gebaut. Die Bürger halfen bei allen diesen Arbeiten so eifrig, daß schon in 14 Tagen die neue Befestigung fertig war, freilich eine Befestigung, die bei der Größe der Stadt nicht ausreichen konnte, die Belagerung gegen ein feindliches Heer längere Zeit auszuhalten, die aber immerhin gegen einen plötzlichen Ueberfall Schutz bot.

Drei Wochen waren seit der Abreise des Königs verflossen. Patrouillen von Dragonern und Jägern hatten täglich weithin die Gegend durchforscht, ohne irgend einen Feind wahrnehmen zu können. Aber die Furcht vor einem feindlichen Ueberfall war dennoch nicht gewichen, denn es fehlte in Berlin an allen Nachrichten, sowohl vom Freunde als vom Feinde, man hatte in langer Zeit nichts vom Könige gehört. Da verbreitete sich plötzlich eines abends in Berlin die Kunde, der General Grün rücke im Sturmmarsch gegen die Stadt vor und werde in wenigen Tagen eintreffen. Eine allgemeine Aufregung war die Folge dieser Nachricht. Die Bewohner der Vorstädte flüchteten in die Stadt, viele reiche Bürger verließen Berlin, um ihr Eigentum in Sicherheit zu bringen. Auf den Straßen herrschte ein wilder Wirrwarr, alle Plätze waren mit Reisewagen, Karren, Fuhr- und Packwagen bedeckt. Laute Klagen ertönten von denen, die keine Pferde finden konnten, um ihr Leben und ihr Hab und Gut in Sicherheit zu bringen; nur der eigentliche Bürgerstand schaute der Gefahr mutig entgegen. Die Handwerker, welche die Waffen ergriffen hatten, bereiteten sich vor, sie zu gebrauchen.

Drei Tage lang dauerte dieser Zustand der Angst in Berlin, fortwährend kamen schlimmere Nachrichten, dann aber machte der Schrecken einer ungemessenen Freude Raum. Eines abends traf der Marquis v. Descouville, der Kammerherr der Königin, der den Krieg als Freiwilliger mitmachte, als Kourier in Berlin ein, um der Königin zu berichten, daß der Fürst von Anhalt-Dessau bei Kesselsdorf einen glänzenden Sieg erkämpft habe. Der

Marquis war abends gegen 8 Uhr an das Thor gekommen; da es schon dunkel war, hatte er sich 40 Postillone mit Wachsfackeln aus der Stadt holen lassen, um an ihrer Spitze seinen Einzug zu halten. Das Gerücht von dem Siege flog durch Berlin; in einem Augenblick waren die Fenster in sämtlichen Straßen, durch die der Marquis seinen Weg nach dem Schlosse nehmen mußte, erleuchtet; vor allen Thüren brannten Freudenfeuer. Der Frieden war die Frucht des Sieges. Am 25. Dezember wurde er in Dresden unterzeichnet, und am 29. Dezember, nachmittags 2 Uhr, traf Friedrich in Berlin ein.

Sobald die Bewohner der Hauptstadt erfahren hatten, auf welchen Tag die Rückkehr des Königs festgesetzt sei, wurden die glänzendsten Anstalten zu seinem Empfange getroffen. Vom frühen Morgen des 29. an läuteten sämtliche Glocken in der Stadt, die Bürgerkompagnien traten unter die Waffen und stellten sich in doppelten Reihen vom Stadtthore bis zum Thor des Schlosses auf; eine Freikompagnie der jungen Kaufleute zeichnete sich durch eine weiße Fahne aus, auf der ein brennendes Herz mit der Inschrift: „sic ardet pro rege!“ (so brennt es für den König) befindlich war. Der Jubel des Volkes war unermeßlich. Sämtliche Fenster in allen Straßen, durch welche der Sieger kommen mußte, waren dicht von Menschen erfüllt, man hatte die Dachziegel von den Häusern abgenommen, und bis auf die First hinauf saßen die jubelnden Zuschauer. In den Straßen selbst war ein Gedränge zum Ersticken, nur im langsamen Schritt konnte der königliche Wagen vorwärts fahren. Unaufhörlich rief das Volk: „Es lebe der König! Es lebe Friedrich der Große!“ denn diesen Namen hatte es bereits dem Könige gegeben. Frauen und Mädchen streuten Blumen auf den Weg, aus den Fenstern wurden Lorbeerkränze geworfen, die herzliche Freude der Bürger war so groß, daß Friedrich durch diese tief gerührt wurde. Mit vor Glück strahlendem Angesicht grüßte er fortwährend aus dem Wagen und bat nur die Umstehenden: „Ich bitte Euch, meine Kinder, erdrückt Euch nicht, nehmt Euch nur in acht, daß Euch die Pferde nicht verletzen, daß Euch kein Leid geschieht.“ Sobald der König aus dem Wagen stieg, um sich in sein Zimmer zu begeben, donnerte eine dreifache Salve aus den Gewehren der Bürgerkompagnien, dann zogen diese unter dem Lärm der Trommeln mit wehenden Fahnen an den Fenstern des Königs vorüber. Sobald es dunkel wurde, strahlte abermals die Stadt im hellsten Lichterschmuck; auch in den Fenstern der Aermsten brannten einige Kerzen, denn an diesem Tage wollte jeder zeigen, daß er die allgemeine Freude teile. Die wohlhabenderen Bürger hatten sich in der festlichen Beleuchtung ihrer Häuser überboten, an vielen prangten Bilder, die in Flammenzügen alle möglichen Inschriften trugen. Einige wurden besonders bewundert und belacht, denn der Berliner Witz bewährte sich auch bei dieser Illumination. Da sah man an einem Hause das Bild des Generals Grün, der von österreichischen Husaren begleitet war; die Oesterreicher ritten sämtlich auf Krebsen, im Hintergrunde erblickte man die Stadt Berlin, unter dem Bilde die Inschrift:

„Der General Grün
Will so nach Berlin.“

Während das Volk jauchzte, während es durch die Straßen wogte und den König unter donnerndem Freudengeschrei hoch leben ließ, hatte Friedrich

eine traurige Pflicht zu erfüllen. Kaum in der Stadt angekommen, wurde ihm die Schmerzensnachricht, daß sein alter, geliebter Lehrer Duhan im Sterben liege. Der königliche Wagen fuhr durch die glänzend erleuchteten Straßen, auf dem Werder bog er in eine Winkelgasse, die heutige Adlerstraße, ein. Hier verließ Friedrich den Wagen, um den alten, teuren Freund noch einmal zu sehen. Er nahm Abschied von ihm für ewig; am folgenden Tage starb Duhan.

Zweites Kapitel.

Der Krieg war beendet. Friedrich konnte sich jetzt wieder ganz der Sorge für sein Land überlassen. Er konnte Reformen ins Leben rufen, welche er für die Entwicklung Preußens als unumgänglich notwendig betrachtete. Er that es mit rastlosem Eifer. Wir werden in späteren Kapiteln Gelegenheit haben, auf die Friedensthätigkeit des Königs, so weit sie für die Geschichte Berlins von Bedeutung ist, näher einzugehen. Wir übergehen daher für jetzt die Zeit des Friedens und wenden uns zur Erzählung der Ereignisse des siebenjährigen Krieges, insofern sie Berlin betreffen.

Auch Berlin wurde durch den siebenjährigen Krieg schwer betroffen. Die Residenz, welche so viele Jahre keinen Feind in ihren Mauern gesehen hatte, mußte zweimal einem feindlichen Heere ihre Thore öffnen. Ein kühner österreichischer General, Graf Haddick, machte der Stadt nach den verlorenen Schlachten bei Kollin und Großjägerndorf einen Besuch. Am 16. Oktober 1757 erschien er mit einem Streifkorps von kaum 7000 Mann vor Berlin. Die Garnison der Stadt war nur schwach, denn Friedrich brauchte alle seine Soldaten auf dem Kampfplatze. Sie bestand aus 2 Bataillonen des Garnisonregiments v. Langen, aus dem Berlinischen Landregiment v. Lüderitz und einer Anzahl von Rekruten und sächsischen Ueberläufern, auf welche nicht viel zu rechnen war. Der Kommandant dieser unbedeutenden, nicht mehr als 3000 Mann zählenden Heeresmacht war Generallieutenant v. Rochow.

Rochow hatte schon mehrfach durch Flüchtlinge die Nachricht erhalten, daß die Oesterreicher sich der Stadt nahten, aber mit unbegreiflichem Leichtsinn wies er alle Warnungen von sich und behauptete, an einen Ueberfall der Hauptstadt durch die Oesterreicher sei nicht zu denken. Er unterließ es, irgend welche Anstalten zu einer Gegenwehr zu machen, und die Berliner glaubten sich daher in vollständiger Sicherheit. Erst am Morgen eines Sonntags, den 16. Oktober, kamen Boten über Boten, welche das Herannahen der Oesterreicher meldeten. Jetzt erst entschloß sich der Herr v. Rochow, im Lustgarten eine Lärmkanone aufzustellen, das Schlesische, Kottbuser und Hallesche Thor mit Wachen zu versehen und so wenigstens Anstalt zu treffen, daß die Stadt nicht ganz unvorbereitet überrumpelt werden könne. In den Straßen wogten die Volksmassen auf und nieder, da aber kein Oesterreicher sich sehen ließ, so ging man wie gewöhnlich in die Kirche, bis plötzlich die Nachricht sich verbreitete, General Haddick sei mit einem ungeheuren Heere vor der Stadt. Im schlesischen Busche, jenem Erlenholze, welches sich vom Schlesischen Thore

an bis fast nach Treptow hin ausbreitete, lagerten die Oesterreicher so versteckt, daß man unmöglich ihre Stärke beurteilen konnte. Sie begannen sofort durch einen Ueberfall der Wachen das Gefecht und zwar mit Glück, denn die schwachen preußischen Vorposten mußten sich in die Stadt zurückziehen. Weiter drang der Feind vor, es gelang ihm, am Schlesischen Thore die Pallisaden zu zertrümmern und die Brücke des Oberbaums, die aufgezogen war, zu zerschießen. So drang er in die Stadt und vermochte eine vorteilhafte Aufstellung auf jenem weiten Felde, welches innerhalb der Mauern zwischen dem Schlesischen und Kottbuser Thore lag, dem sogenannten Köpenicker Felde, zu nehmen.

General Haddick ließ jetzt die Stadt zur Uebergabe auffordern. Es wäre die Pflicht des Kommandanten von Berlin gewesen, entweder die Stadt bis zum letzten Mann zu verteidigen oder eine möglichst günstige Kapitulation zu schließen. Der Herr v. Rochow aber kümmerte sich um keines von beiden, er glaubte nur eine Aufgabe zu haben, die, die Königin sicher nach Spandau zu bringen. Er hatte sich deshalb mit einem Teil der Besatzung den königlichen Wagen angeschlossen und war nach Spandau gerückt, vorher aber hatte er dem Major von Tesmar den Befehl gegeben, dem Feinde entgegenzurücken. Dies geschah. Die wenigen Kompagnien des Langenschen Regiments stellten sich den Oesterreichern gegenüber auf; da es ihnen an Reiterei und Artillerie fehlte, waren sie unvermögend, dem Feinde zu widerstehen. Der österreichische General Baboczai ritt vor die Front und forderte den Major v. Tesmar auf, die Waffen zu strecken, da jeder Widerstand fruchtlos sei und nur unnützes Blutvergießen herbeiführen werde; er bat den Major v. Tesmar, er möge sich, um seine Leute zu schonen, gefangen geben. Statt jeder Antwort kommandierte der Major Feuer, eine Gewehrsalve streckte den General Baboczai entseelt vor der Front nieder. Mit grimmiger Wut eilten die Oesterreicher, den Tod des braven Offiziers zu rächen; in wenigen Augenblicken hatten sie die Preußen umzingelt, unbarmherzig hieben sie ein. Da wurde keine Gnade gegeben, die kleine Schar wurde zusammengehauen, nur wenige entkamen dem Gemetzel.

Der Feind rückte nun weiter vor, bis zur Brücke der Roßstraße, dort stand der Husarenoberst Grumnow mit einem Kommando von der Garnison und einer Kanone. Er hatte sämtliche Brücken der Stadt aufziehen lassen und sich in Verteidigungszustand gesetzt. Ein österreichischer Offizier wurde an ihn entsandt, um ihn zur Uebergabe aufzufordern. Der Oberst nahm die Sache ziemlich kaltblütig, er bot dem Offizier freundlich eine Prise Tabak an, dann wendete er sich zu seinen Soldaten und fragte: „Kanoniere, habt Ihr noch Pulver und Kugeln?“ Als er eine bejahende Antwort erhielt, fragte er weiter: „Habt Ihr Lust, Euch zu wehren?“ — „Bis auf den letzten Mann!“ riefen die Soldaten. — „Nun, Herr Kamerad,“ fuhr der Oberst, sich zu dem Offizier wendend, ruhig fort, „da haben Sie die Antwort, bringen Sie diese getrost Ihrem General.“

Der österreichische General Haddick hatte keine besondere Lust, sich in ernstere Kämpfe einzulassen. Er wußte wohl, daß er den augenblicklichen Erfolg nur der Unkenntnis der Berliner zu danken habe; hätten diese geahnt, wie schwach seine Macht war, und daß ihnen Hülfe nahe sei, dann würden sie bald mit dem Feinde fertig geworden sein. Der General legte sich daher

aufs Unterhandeln; er forderte von dem Magistrat eine starke Kontribution,*) zuerst Millionen, aber er ließ mit sich handeln. Er war endlich mit 200,000 Thalern zufrieden. Kaum hatte er diese Summe teils in Wechseln, teils in barem Gelde erhalten, so zog er sich zurück, sehr zur rechten Zeit, denn schon am 18. rückten die grünen Husaren des Fürsten von Anhalt in Berlin ein. Sie jagten dem Feinde nach, ohne indessen große Erfolge erzielen zu können, nur einige 60 Mann Gefangene und einen Geldwagen vermochten sie ihm wieder abzunehmen. Das Volk von Berlin war wütend über den Kommandanten. Hätte der Herr v. Rochow sie nicht feige im Stiche gelassen, hätte er kräftige Anstalten zur Gegenwehr getroffen und, wie früher der Graf Haacke, die Bürger selbst zu den Waffen gerufen, dann würde niemals das kleine Streifkorps des Generals Haddick Berlin haben überrumpeln können. Man schimpfte brav gegen Rochow, den man einen Verräter nannte, und wo er sich auf den Straßen sehen ließ, da wurde er aufs gröblichste beschimpft.

Berlin war diesmal mit unbedeutenden Opfern vom Feinde befreit worden; aber welches Schicksal die Stadt erlitten haben würde, wenn die Oesterreicher sich nicht so schnell zurückgezogen hätten, das zeigten einzelne Beispiele ihrer Grausamkeit und Raublust. In der Köpenicker Vorstadt, welche ihnen zwölf Stunden preisgegeben war, hatten sie erbarmungslos geplündert, und auch in der Stralauer Vorstadt waren einzelne Häuser von ihnen ausgeraubt worden; sie hatten dabei mehrere Mordthaten begangen, so wurde z. B. der alte Geheimrat v. Stosch von ihnen ermordet, nachdem sie seinen Geldkasten geplündert hatten.

Bald nach dem Abzug der Oesterreicher erhob sich der gesunkene Mut der Hauptstadt wieder zu voller Höhe, denn die Siegesnachricht von Roßbach traf ein. Die französischen Gefangenen wurden nach der Residenz gebracht, und am 13. November verherrlichte ein großes Dankfest, welches in allen Kirchen abgehalten wurde, und bei dem während des Tedeums eine dreifache Salve der in dem Lustgarten aufgestellten Kanonen donnerte, den großen Sieg Friedrichs. Noch größer war die Freude der Berliner, als am 7. Dezember abends 30 Postillone mit brennenden Fackeln, Tusch blasend, in die Stadt einzogen, und dann der Sieg bei Leuthen verkündigt wurde. Da war das Entzücken allgemein, die ganze Stadt brannte im hellsten Lichterglanze, Freudenschüsse knatterten auf den Straßen, auf den Plätzen brannte man Kanonenschläge ab, und alle Welt schmückte sich mit den sogenannten Vivatbändern, welche damals in Mode kamen. Es waren seidene Bänder von den verschiedensten Farben, welche mit Gedichten bedruckt waren und die Bildnisse des Königs, der siegreichen Generale und anderer beliebten Personen trugen; man machte sich diese Bänder gegenseitig zum Geschenk und trug sie zur Schau; von den Männern wurden sie wie Ordensbänder im Knopfloch getragen.

Während in den folgenden Jahren die preußischen Waffen mit abwechselndem Glück kämpften, war in Berlin eine Zeit der Ruhe eingetreten. Die

*) Man erzählt, daß Graf Haddick von der Berliner Kaufmannschaft außer dem baren Gelde auch ein Kistchen mit 24 Paar feinen Damenhandschuhen für die Kaiserin gefordert und erhalten habe. Der Kaiserin sollen indessen die Handschuhe nicht von besonderem Nutzen gewesen sein, denn als die Kiste aufgemacht wurde, fand man, daß sämtliche Handschuhe nur auf die linke Hand paßten.

Hauptstadt wurde nicht mehr als auch die übrigen Städte des Landes vom Kriege belästigt, manche Einwohner hatten sogar Vorteil davon, indem Kaufleute und Handwerker sich bei den Lieferungen für das Heer beteiligten, und indem die Gastwirte nicht unbedeutende Summen von den vornehmen Gefangenen, die in der Residenz lebten, einnahmen. Solche Vorteile aber flossen immer nur einzelnen zu, die große Masse seufzte unter dem Drucke der Lasten, welche jeder Krieg mit sich führt, und welche um so drückender wurden, je länger die Kriegsnot dauerte. Wie der Handel und Wandel mehr und mehr sank, wie das Volk im ganzen Lande mehr verarmte, so auch in Berlin. Die Einwohnerzahl der Hauptstadt nahm ab, statt sich zu vermehren; denn viele reiche Leute hatten sich aus Berlin entfernt, um in anderen Ländern größere Sicherheit für ihr Vermögen zu finden. Auch die Arbeiterbevölkerung verringerte sich, denn von den Gesellen, denen das darniederliegende Handwerk keine Nahrung mehr gewährte, war gar mancher unter die Soldaten gegangen. Die Abnahme der Bevölkerung zeigte sich besonders der Friedrichsstadt sehr nachteilig; in dem neugebauten Stadtteil waren viele Häuser unbewohnt, in anderen lag wüstes Gesindel, oder sie waren erfüllt mit Weibern und Kindern der im Felde Kämpfenden, und ein furchtbares Elend herrschte daselbst. Der Wert der Häuser ging herunter, denn wer konnte in solcher Zeit die Miete zahlen? Die Hausbesitzer suchten zu verkaufen, um sich nur den lästigen Einquartierungen, welche durch die vielen Durchmärsche erzeugt wurden, zu entziehen. Noch größer wurde die Not der Hauptstadt, als im Oktober 1760 abermals der Feind vor ihren Thoren erschien.



Das Brandenburger Thor,
1789 bis 1793 von Langhans gebaut; darauf die von Schadow modellierte von Jury in Kupfer gegossene Siegesgöttin.

Der Kommandant von Berlin, der Generallieutenant v. Rochow, hatte Nachricht erhalten, daß ein russisches Korps unter General Graf v. Tottleben sich der Residenz nahe; wie früher aber glaubte er auch diesmal nicht an die Wahrheit solcher Berichte, traf keine Vorbereitungen, und die Bewohner Berlins wurden daher traurig überrascht, als Tottleben an einem Freitage, dem 3. Oktober 1760, an der Spitze von etwa 5000 Mann Russen von der schlesischen Seite her, vor dem Thore der Stadt eintraf und die Besatzung zur Uebergabe aufforderte.

Nur etwa 1500 Mann preußischer Truppen lagen in der Residenz! Da war guter Rat teuer, denn mit einer so kleinen Macht schien es um so weniger möglich, dem Feinde widerstehen zu können, als sich voraussehen ließ, daß dieser bald bedeutende Verstärkungen an sich ziehen würde. Der General v. Rochow hätte vielleicht ohne weiteres eine Kapitulation mit dem Feinde abgeschlossen, aber dem widersetzten sich zwei hohe preußische Offiziere, welche sich zufällig in Berlin aufhielten, der Generalfeldmarschall v. Lehwald und der kühne General v. Seydlitz, der zwar verwundet und noch nicht geheilt war, aber vor Begierde brannte, den Kampf mit dem Feinde fortzusetzen. Auf ihren Rat beschloß der Kommandant, die Aufforderung zur Uebergabe abzuweisen und die Stadt mit der geringen Besatzung zu verteidigen, in der Hoffnung bald von den nahe liegenden preußischen Truppen Hülfe zu erhalten.

Graf Tottleben war über die Abweisung seines Vorschlags sehr aufgebracht. Er ließ sofort 6 Kanonen und einige Haubitzen auffahren, und von nachmittags 2 Uhr an begann er die Stadt zu beschießen. Sein Angriff geschah von dem Halleschen und Kottbuser Thore aus. Die Berliner Garnison antwortete mit ihren Geschützen, und das Häufchen Soldaten wehrte sich unter der Führung der Generale v. Lehwald, v. Seydlitz und v. Knoblauch so tapfer, daß es den Feind von jedem Fortschritt abhielt und ihn sogar nötigte, gegen 5 Uhr abends mit der Beschießung der Stadt aufzuhören.

Bei Zehdenick stand ein preußisches Korps unter dem Prinzen von Württemberg. Dorthin hatte man Eilboten gesandt, man hoffte deshalb auf baldige Hülfe. Gegen 9 Uhr abends begann von neuem das Geschützfeuer der Russen und zwar mit erhöhter Wirkung. Die Haubitzen schleuderten Feuerkugeln, welche mit langen Pech- und Schwefelkränzen versehen waren, in die Stadt; eine davon zündete sofort ein Haus in der Lindenstraße neben dem Kammergericht an und erregte dadurch einen gewaltigen Schreck unter den Bürgern Berlins. Glücklicherweise herrschte Windstille, so daß das Feuer sich nicht weiter verbreiten konnte. Die Bürger eilten zum Löschen herbei, und bald gelang es, die Flammen zu unterdrücken. Die übrigen Kugeln fielen meistens in den Straßen oder vor den Gärten wirkungslos nieder, so daß die anfänglich so gefahrdrohende Beschießung mit Feuerkugeln sich ziemlich unschädlich erwies, wenn auch in der Linden- und Markgrafenstraße an manchen Häusern die Dächer, die Schornsteine und Fenster ein wenig zerschossen wurden.

Die Angst der Bürger in der Friedrichsstadt war freilich groß; die Bewohner der den Thoren zunächst gelegenen Häuser eilten mit Weib und Kind und den Habseligkeiten, die sie fortschaffen konnten, nach dem anderen Ende der Stadt; die Sturmglocken ertönten, die Feuertrommeln wirbelten, die Nachtwächter bliesen auf ihren Hörnern den Notruf, dazwischen hörte man das

Weinen und Jammern der Flüchtlinge. Es war für die Berliner eine Nacht der Angst und Not, und diese wuchs noch, als plötzlich die Russen mitten in der Nacht einen Sturm begannen. So gering an Zahl die Besatzung war, so tapfer verteidigte sie sich unter der Führung der Generale v. Lehwald und v. Seydlitz. Dreimal hintereinander wurde der Feind mit bedeutenden Verlusten zurückgeschlagen; er verlor mehr als 200 Mann, während die Verteidiger nicht mehr als 80 Todte und Verwundete zu beklagen hatten. Graf Tottleben wurde es endlich müde, seine Leute nutzlos ins Feuer zu führen; er zog sich nach seinem auf den Anhöhen von Tempelhof belegenen Lager zurück, und auch das Geschützfeuer hörte auf.

Am 4. Oktober, mittags nach 1 Uhr, langte endlich die gehoffte Hülfe vom Herzog von Württemberg an; etwa 6—8000 Mann trafen zur Verstärkung der Besatzung von Berlin ein, und jetzt war diese dem Feinde gewachsen, wenn auch die einmarschierten Hülfstruppen augenblicklich vom übertriebenen Marsche so ermüdet waren, daß sie Ruhe nötig hatten, ehe sie zu kämpfen vermochten. Mit lautem Jubel wurden die Freunde in der Not von den Bürgern empfangen und reichlich mit stärkenden Lebensmitteln versehen. Ein angesehener Kaufmann, Gotzkowsky, der sich stets, wenn es das Wohl der Stadt galt, durch eine besondere Thätigkeit und Opferfreudigkeit auszeichnete, hatte in Verbindung mit dem Juwelier Baudisson umfassende Vorbereitungen zur Verpflegung der Hülfstruppen getroffen. Eine große Zahl von Ochsen wurde geschlachtet, 100 Tonnen Bier und Branntwein und mehrere tausend Brote wurden sofort nach dem Opernhause geschafft, um unter die Soldaten verteilt zu werden.

Der Feind ließ nichts weiter von sich hören; der Abend und die Nacht vergingen, und als der Morgen kam, da wurde zur größten Freude der Berliner verkündet, General Tottleben habe sich über Köpenick zurückgezogen. Sofort wurden früh morgens am 5. Truppen ausgesandt, um die Russen zu verfolgen. Sie fanden das Feld jedoch leer, nur hier und da trafen sie auf Pikets, die zu schwach waren, um einem Angriff zu widerstehen. Mit einigen Gefangenen kamen sie nach Berlin zurück und verkündeten, daß die Stadt von dem befürchteten Ueberfall befreit sei.

Der Jubel war groß, aber zu früh. Schon gegen Abend kam die Nachricht, daß General Tottleben sich in Köpenick festgesetzt habe, um Verstärkungen zu erwarten. Kosackenschwärme streiften bis ganz in die Nähe von Berlin umher. Sie hatten Friedrichsfelde und Lichtenberg mit Plünderungen heimgesucht, und von Frankfurt her nahte, wie der Landrat v. Nüßler, der in der Residenz eintraf, meldete, ein starkes russisches Armeekorps unter General Tschernitscheff. Am frühen Morgen des 6. wurde ein kleines Korps zur Rekognoszierung ausgesandt; es kam mit dem betrübenden Bericht zurück, daß nicht nur General Tottleben wieder auf Berlin anrücke, sondern daß auch General Tschernitscheff mit seinem Heere Friedrichsfelde bereits erreicht und das Dorf ausgeplündert habe.

Jetzt war das Entsetzen groß. Von allen Vorstädten eilten die Bewohner in das Innere der Stadt. Viele Landleute aus den umliegenden Dörfern kamen nach Berlin, weil sie hier eher eine Sicherheit vor den plündernden Kosacken zu finden glaubten als in den offenen Dörfern. Der Prinz von Württemberg beschloß, sich trotz der überlegenen Macht des Feindes

zu verteidigen. Die Thore wurden mit starken Wachen besetzt und die übrig bleibenden Truppen in zwei Korps geteilt, deren eins vor das Hallesche Thor, das andere vor das Frankfurter Thor nach Lichtenberg zu ausrückte, um dem weiteren Vordringen des Feindes Einhalt zu thun. Es gelang dem ersten Korps, die schwachen feindlichen Vorposten zurückzutreiben, sich auf den Anhöhen von Tempelhof festzusetzen und dort die Nacht zu kampieren. Das zweite Korps hatte gegen die Vorhut des Tschernitscheff'schen Heeres einen ziemlich heißen Kampf in der Nähe von Lichtenberg zu bestehen, ein starker Platzregen bei einbrechender Nacht beendete indessen das Gefecht, und die Preußen konnten sich auch hier festsetzen.

Wieder kam eine bange Nacht. Am folgenden Tage, am 7., so hörte man, würde der Feind mit aller Macht gegen die Stadt vorrücken. Zu gleicher Zeit traf auch eine Freudenbotschaft ein. Der Generallieutenant v. Hülsen war mit 20 Bataillonen und 30 Eskadronen von Sachsen aus bei Zehlendorf angelangt, und dadurch konnte die Höhe der Besatzung Berlins auf etwa 15—16,000 Mann gebracht werden. Um 8 Uhr morgens begann am 7. der Kampf mit einer heftigen Kanonade. Die geängstigten Berliner zählten mitunter in der Minute 30 Schüsse, und als gegen 9 Uhr das Gewehrfeuer sich der Stadt näherte und sich dadurch zeigte, daß die Preußen zurückgedrängt seien, da war der Schrecken groß. Von 1 Uhr ab kamen aber bessere Nachrichten. Die Russen unter General Tottleben waren zurückgeschlagen, mehrere Kanonen und verschiedene Gefangene wurden von den Siegern nach Berlin gebracht.

Gefährlicher aber war der Angriff des Feindes von Lichtenberg her. Dort hatte General Tschernitscheff sein Heer von 20—22,000 Mann über Schönhausen nach Weißensee zu, wo die feindliche Reiterei stand, aufgestellt. Die Kosacken schwärmten in regellosen Zügen auf den Feldern umher und machten den preußischen Husaren viel zu schaffen. Der Prinz von Württemberg befehligte hier; er konnte sich auf einen Angriff nicht einlassen, bis gegen Mittag 12 Uhr ihm Verstärkung von dem Hülsen'schen Korps aus kam. General Tschernitscheff hatte inzwischen Nachricht von dem Verluste Tottlebens empfangen, er vermied deshalb ein entscheidendes Treffen, und der Kampf beschränkte sich daher auf leichte Kavalleriegefechte und eine Kanonade. Gegen 6 Uhr abends hörte er ganz auf, und Tschernitscheff zog sich nach Friedrichsfelde und Köpenick zurück.

Schon gaben sich die Berliner der Hoffnung hin, es sei ein entscheidender Sieg erfochten, die Russen würden sich in einen weiteren Kampf nicht einlassen, nachdem der erste Versuch mißlungen war; da traf plötzlich der Prinz von Liechtenstein nebst einem österreichischen Trompeter in der Stadt ein und verkündete, daß der österreichische General Lascy mit 18,000 Mann vor dem Halleschen Thore angelangt sei; der Prinz forderte im Namen des Generals die Stadt zur Uebergabe auf. Der Prinz von Liechtenstein wurde mit verbundenen Augen durch Berlin zu dem vor dem Landsberger Thore sich befindenden Prinzen von Württemberg geführt, um diesem persönlich die Nachricht von dem Eintreffen der Oesterreicher zu überbringen. Mit atemloser Spannung harrten die Berliner auf die Entscheidung, welche der Befehlshaber der Besatzung treffen würde, aber sie harrten vergeblich, noch wurde

eine Entscheidung nicht getroffen; sie hörten nichts von dem Ausgange der Unterhandlungen.

Am folgenden Morgen fürchtete man einen größeren Kampf, aber dieser wurde unmöglich gemacht, weil gegen 8 Uhr sich ein fürchterlicher Sturm erhob, der den heftigen Platzregen den Soldaten in die Gesichter peitschte, so daß sie kaum vor sich zu sehen vermochten, Freund und Feind wurden gleich von ihm betroffen und fanden die Zeit nicht günstig zum Kampfe. Es blieb bei einer Kanonade ohne Wirkung. Der Prinz von Württemberg hatte unterdessen Kriegsrat mit seinen Offizieren gehalten; er erkannte, daß es unmöglich wäre, die Hauptstadt längere Zeit gegen den weit überlegenen Feind zu halten. Die alten Festungswerke, soweit dieselben noch bestanden, waren gänzlich unzureichend, die Hälfte der Stadt hatte gar keine Festungswerke mehr, sie war nur von einer Mauer umgeben, und diese konnte in ihrer weiten Ausdehnung unmöglich gegen einen etwaigen Sturm mit Erfolg verteidigt werden. Mit 15—16,000 Mann eine große offene Stadt gegen 45,000 Feinde halten zu wollen, wäre eine Thorheit gewesen und hätte für die Bewohner der Residenz nur die Schrecken des Krieges in ihrer grauenhaftesten Gestalt, eine schonungslose Plünderung, zur Folge gehabt. Der Prinz beschloß daher, sich nach Spandau zurückzuziehen, und dieser Rückzug gelang, das fürchterliche Unwetter begünstigte ihn.

Die preußischen Soldaten zogen stillschweigend durch die Straßen Berlins, so daß die Bürger ihren Auszug nicht ahnten. Es wurde ihnen möglich, ungehindert nach Spandau zu kommen; nur ein kleiner Teil des Nachtrabes wurde in der Gegend des Invalidenhauses von den verfolgenden Russen angegriffen und erlitt geringe Verluste.

Während die Besatzung nach Spandau zog, saß in der Nacht vom 7. Oktober der Magistrat auf dem Rathause und beratschlagte, was in dieser gefährlichen Lage zu thun sei. Die Väter der Stadt waren ratlos: sollten sie sich den Oesterreichern, sollten sie sich den Russen übergeben? Welcher Feind war der minder Gefährliche; von welchem durften sie bessere Bedingungen erwarten? Sie beschlossen, den Rat des Mannes einzuholen, der sich in den letzten Tagen in unermüdlicher Thätigkeit für das Wohl seiner Mitbürger bewährt hatte, des Kaufmanns Gotzkowsky. Um 2 Uhr nachts wurde Gotzkowsky nach dem Rathause geholt. Hier fand er die Mitglieder des Magistrats in der größten Bestürzung. Von einem weiteren Widerstande war natürlich nicht mehr die Rede. Gotzkowsky riet, mit den Russen zu verhandeln, weil diese die stärkere Partei seien und sicher sich milder zeigen würden als die auf Preußen so außerordentlich erbitterten Oesterreicher. Sein Rat wurde zur Ausführung gebracht. Der General v. Rochow unterhandelte mit dem General Tottleben, und dieser nahm die Uebergabe an. Er forderte, daß sich die Mitglieder des Magistrats und der Kaufmannschaft am Kottbuser Thore einfinden sollten, um die einziehenden Russen zu empfangen.

In Berlin wußte das Volk noch nichts davon, daß die Stadt dem Feinde übergeben werden sollte. Die Bürger lagen im ruhigen Schlafe. Um so größer war ihr Schrecken, als der Morgen graute und die Russen in die Stadt einzogen. Am Kottbuser Thore empfing eine Abordnung des Magistrats und der Kaufmannschaft den Feind, Gotzkowsky gehörte der letzteren an. Er hatte die Freude, von einem russischen Offizier gütig an-

geredet zu werden. In früherer Zeit hatte er dem russischen General v. Sievers während seiner Gefangenschaft vielfach Gefälligkeiten erwiesen und war daher durch diesen an einen Freund, den Brigadier v. Bachmann, empfohlen worden. Als dieser unter den ersten Russen in die Stadt einrückte, fragte er die zum Empfange versammelte Deputation, ob sich unter ihr vielleicht ein Kaufmann Gotzkowsky befinde, und als Gotzkowsky nun vortrat, redete ihn Bachmann an: „Der General v. Sievers hat mir aufgetragen, Ihnen alle möglichen Gefälligkeiten zu erweisen, ich heiße Bachmann und bin zum Kommandanten dieser Stadt ernannt. Kann ich Ihnen irgendwie nützlich sein, dann gebieten Sie über mich!“

Gotzkowsky war über diese Freudenbotschaft überglücklich. Er eilte sofort zum Magistrat in die Stadt zurück, um seine Mitbürger zu beruhigen, und wahrlich der Magistrat Berlins bedurfte wohl eines Trostwortes, denn die Anforderungen, welche General Tottleben gestellt hatte, waren außerordentlich groß, kaum erschwinglich. Der Sieger verlangte nicht mehr und nicht weniger als eine Kriegssteuer von 4 Millionen Thalern! Diese Summe war so groß, daß der Stadtpräsident Kircheisen, als er dieselbe hörte, vor Schrecken um alle Fassung gebracht wurde und fast die Sprache verlor. Er konnte dem russischen General, der ihm die Forderung Tottlebens mitteilte, nicht antworten und benahm sich so sonderbar, daß der Russe ihn für betrunken hielt. Schon war der Befehl gegeben, den Präsidenten auf die Hauptwache zu bringen, und er würde auch ausgeführt worden sein, wenn sich nicht Gotzkowsky ins Mittel gelegt und versichert hätte, der Herr Präsident leide an Schwindel und sei keineswegs betrunken. Gegen 7 Uhr waren bereits alle Thore der Residenz sowie die Hauptwachen von den Russen besetzt. Vor dem königlichen Schlosse lagen einige tausend Mann Infanterie, auf dem Lustgarten hatte sich die Kavallerie aufgestellt, dort standen auch die russischen Geschütze.

Am meisten Sorge machten den Berlinern die Oesterreicher, von denen sie das Aeußerste befürchteten. Jetzt aber bewährte sich der Rat Gotzkowskys, sich den Russen zu ergeben, denn diese wurden der Schutz der Hauptstadt gegen die Oesterreicher. Als der österreichische General Lascy vom Magistrat 1 1/2 Millionen Thaler Brandschatzungsgelder verlangte und seine Mannschaften ebenfalls in Berlin einquartieren und die Wachen mitbesetzen wollte, widersetzte sich Graf Tottleben. „Man hat mit mir kapituliert,“ rief er aus, „und die Oesterreicher werden nichts erhalten als 100,000 Thaler, dagegen aber auch unter ihren Leuten gute Mannszucht halten.“ — Dem General Lascy gefiel zwar die derbe Antwort durchaus nicht, aber er mußte sich schon fügen; es wurde ihm nichts gewährt, als daß er das Brandenburger Thor besetzen durfte und in einem Teil der Neustadt Quartier für seine Leute erhielt. Hier zeigten sich diese so ungeberdig und begingen solche Ausschweifungen, daß Graf Tottleben einmal genötigt wurde, unter sie schießen zu lassen.

Ueberhaupt benahmen sich die Russen, infolge der strengen Mannszucht, welche Graf Tottleben hielt, weit civilisierter als die Oesterreicher, und dies verdankte Berlin hauptsächlich der unermüdlichen Thätigkeit und Umsicht Gotzkowskys.*) Dieser benutzte seine neue Bekanntschaft mit dem Brigadier

*) Gotzkowsky hat uns eine genauere Nachricht über seine Thätigkeit zu Gunsten der Stadt in einem unter dem Titel „Geschichte eines patriotischen Kaufmanns“ im Jahre 1768 erschienenen Buche hinterlassen.

Bachmann nur zum Vorteil der Berliner. Er ließ sich durch Bachmann dem Adjutanten des Grafen Tottleben, einem Herrn v. Brink, vorstellen, nahm diesen in sein eigenes Haus auf, überhäufte ihn mit Freundlichkeiten und Gefälligkeiten und wußte es dahin zu bringen, daß er durch den Adjutanten dem Grafen Tottleben vorgestellt wurde. Er erwarb sich die Achtung, ja die Freundschaft des feindlichen Generals, der auf seine Fürbitten die strengen Befehle, die er von dem Oberkommandanten General v. Fermor erhalten hatte, so weit zu Gunsten der Berliner mäßigte, wie er es irgend vermochte. Auf die Vorstellungen Gotzkowskys, daß die Berliner Bürgerschaft außer stande sei, 4 Millionen Thaler zu zahlen, wurde die Kriegssteuer auf 1 1/2 Millionen Thaler festgesetzt, nur bedingte Tottleben sich noch 100,000 Thaler für sein Korps und 100,000 Thaler für die Oesterreicher aus, immerhin noch eine gewaltige, schwer aufzubringende Summe, die um so drückender wurde, als die Verpflegung des Feindes doch auch noch bedeutende Opfer kostete.

Teils mit Güte, teils mit Gewalt wurden von den Russen Lebensmittel in Fülle herbeigebracht. So bemächtigten sich diese u. a. eines Magazins, welches ein Oberkommissarius Stein für das königliche Heer begründet hatte. Stein erlitt dadurch einen Schaden von 58000 Thalern, der ihm auch später nicht wieder ersetzt worden ist. Gotzkowsky befand sich fortwährend auf den Straßen Berlins; bald eilte er zum General Tottleben, dann wieder zum Magistrat, überall ratend, überall helfend. Auf seine Fürbitten erhielten viele Eigentümer russische Schutzwachen, um vor etwaigen Plünderungen gesichert zu sein. Die Judenschaft von Berlin, welche von dem russischen General mit einer besonderen Brandschatzung belegt werden sollte, wurde durch Gotzkowsky davon befreit, indem dieser vorstellte, daß ja die Juden zu der allgemeinen Brandschatzung beträchtlich mit herangezogen werden müßten.

Graf Tottleben hatte auf Befehl des Grafen Fermor gefordert, daß die Berliner Bürger ihre sämtlichen Waffen abgeben müßten. Gotzkowsky stellte dem Grafen vor, daß eine solche Maßregel grausam und unnütz sei, und er brachte es dahin, daß nur einige hundert alte Flinten zusammengeschleppt wurden, welche die Russen zerschlugen und ins Wasser warfen. Das Lagerhaus sollte zerstört werden. Auf Gotzkowskys Verwendung und dessen eidliche Versicherung, daß seine Erträge nicht in königliche Kassen flössen, sondern für das Waisenhaus in Potsdam verwandt würden, blieb die wichtige Anstalt verschont. Der General hatte den Befehl gegeben, das Gießhaus in die Luft zu sprengen; auf Gotzkowskys Bitten unterblieb auch die Ausführung dieses Befehls, nur die innere Einrichtung des Hauses wurde zerstört.

Alle königlichen Magazine wurden ausgeleert, das Zeughaus wurde geplündert und im Innern zerstört, die Montierungskammer wurde erbrochen, alle Vorräte wurden geraubt und entweder fortgeschleppt oder für ein Spottgeld verkauft. Die Münze wurde zerstört, die Pulvermühlen sprengte der Feind in die Luft; eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Russen fand dabei unvorsichtigerweise den Tod. Der königliche Marstall wurde ausgeräumt und das Kadettenhaus aufgehoben; mehr als 100 Kadetten mußten den Russen als Gefangene folgen.

Außerhalb der Stadt sah es noch schlimmer aus; dorthin reichte das wachsame Auge des Grafen Tottleben nicht, in den benachbarten Dörfern plünderten daher Russen und Oesterreicher ohne Scheu. Das schöne Lustschloß

der Königin zu Schönhausen wurde fürchterlich verwüstet; der Kastellan mußte schwere Mißhandlungen leiden, die Kosacken brannten ihm mit glühendem Eisen den Rücken, um von ihm ein Bekenntnis, wo die Kostbarkeiten lägen, zu erzielen. Sächsische Soldaten plünderten das Schloß zu Charlottenburg und vernichteten dort mit vandalischer Wut die kostbaren Möbel, die Gemälde, den Garten; von den Bildsäulen schlugen sie mutwillig Köpfe und Arme ab, die schönen Porzellansachen, Spiegel und Fenster wurden zertrümmert, die Bäume der Orangerie niedergehauen. Schöneberg wurde von den Russen in Brand gesteckt, und die Greuel des dreißigjährigen Krieges trafen rings im Umkreise die unglücklichen Bauern, welche sich nicht zur rechten Zeit nach Berlin geflüchtet hatten. Unter entsetzlichen Martern wurden die Landleute nach verborgenen Schätzen gefragt und so lange gequält, bis sie verrieten, wo sie ihr Geld aufbewahrt hatten. Auf allen adligen und bäurischen Höfen weit in der Runde wurde das sämtliche Vieh fortgetrieben.

Glücklicherweise dauerte die Zeit der Besetzung Berlins durch den Feind nicht lange. Schon am 12. Oktober marschierten die Russen nach Frankfurt a. O., die Oesterreicher nach Sachsen ab, sie fürchteten, von dem Könige, der seiner Hauptstadt nahte, überfallen zu werden. Vor dem Abzug aber forderte General Tottleben noch Sicherheit für die rückständigen Kontributionsgelder, welche nicht vollständig in barem Gelde hatten herbeigeschafft werden können. Auf Höhe einer Million waren Wechsel von der Berliner Kaufmannschaft ausgestellt worden. Für diese wollte der russische General drei der angesehensten Bankiers und Kaufleute Berlins als Geiseln mitnehmen. Er begnügte sich indessen auf Gotzkowskys Zureden mit den drei Kassierern derselben, wobei uns freilich nicht überliefert worden ist, ob die Kassierer mit diesem Tausch besonders zufrieden gewesen sind.

Auch nach dem Abzuge der Russen dauerte Gotzkowskys aufopferungsvolle Thätigkeit noch fort. Auf den Wunsch des Magistrats folgte er dem General Tottleben, um mit diesem die Wechselzahlung für die noch fällige Kontribution zu ordnen. Er brachte dabei der Stadt ein außerordentliches Opfer. Bei seinem großen Geschäft — 1500 Menschen beschäftigte er in seiner Fabrik, die wöchentlich bezahlt werden mußten, — war seine Anwesenheit in Berlin dringend notwendig; trotzdem entschloß er sich zur Reise in das russische Feldlager. Am 29. Oktober verließ er Berlin und kam am 30. Oktober abends nach Königsberg N/M., wo er den General Tottleben fand. Er hatte von der Berliner Kaufmannschaft den Auftrag erhalten, womöglich von der Kontribution etwas abzuhandeln, jedenfalls aber eine längere Frist für die Zahlung als die auf den Wechseln festgesetzten zwei Monate zu erlangen. Tottleben war außer stande, den Wünschen Gotzkowskys nachzukommen; er wies diesen an den Oberkommandanten Grafen von Fermor, der sich in Arnswalde aufhielt, und dorthin begab sich nun Gotzkowsky, um dem Grafen Fermor seine Bitte vorzutragen. Graf Fermor empfing ihn äußerst ungnädig. Friedrich selbst hatte dafür gesorgt, daß der russische Oberkommandant wohl ergrimmt sein mußte. Schon am 16. Oktober war in Berlin ein Feldjäger mit dem Befehl des Königs erschienen, daß die von der Berliner Kaufmannschaft den Russen übergebenen Wechselbriefe nicht bezahlt, sondern vernichtet werden sollten. Als jetzt Gotzkowsky vor General Fermor erschien, war dieser wütend. „Ihr König," rief er aus, „glaubt

daß er der Herr der ganzen Welt sei, er hat den Berliner Kaufleuten befehlen lassen, die ausgestellten Wechsel nicht zu bezahlen, aber wir wollen sie schon dazu zwingen oder ihren Wert dreifach und vierfach nehmen; was sind das für Kaufleute, die ihre Wechsel nicht bezahlen wollen!“ Gotzkowsky hatte große Mühe, den Grafen zu beruhigen, der ihn ohne weiteres gefangen nehmen und nach Preußen transportieren lassen wollte. Erst als Gotzkowsky sich erbot, auf seine eigene Hand einen Wechsel von 150,000 Thlr. auszustellen, und als er versicherte, daß die Berliner Kaufleute ihr möglichstes thun würden, um ihre Ehre einzulösen, wurde Graf Fermor milder. Es kostete indessen noch manches freundliche Wort und auch manche Summe Geldes, ehe Gotzkowsky seine Freiheit wieder erlangte. Er sagt selbst in seinem Buch, daß er wohl 15,000 Thaler an Bestechungen für verschiedene russische Offiziere bei dieser Reise habe opfern müssen, eine Summe, die ihm nie ersetzt worden ist. Aus dem russischen Feldlager ging Gotzkowsky nach Berlin zurück. Aber auch hier fand er noch keine Ruhe. Die Berliner Kaufmannschaft und der Magistrat veranlaßten ihn, sich zu König Friedrich zu begeben, um diesen zu bitten, daß er ihnen doch gestatten möge, ihre Wechsel bezahlen zu dürfen, da sonst die Berliner Kaufleute an allen freien Handelsplätzen als falsche Wechselschmiede bekannt werden würden. Friedrich, der sich gerade in Meißen befand, empfing Gotzkowsky sehr gnädig, er versprach sogar, die Kontribution selbst zu tragen, indessen durfte Gotzkowsky vorderhand noch niemandem etwas darüber sagen, weil er abwarten müsse, ob nicht aus Petersburg vielleicht der Befehl, die Summe zu ermäßigen, eintreffen würde.

Der Kriegssturm hatte für Berlin ausgetobt, seit die Feinde am 12. Oktober die Stadt verlassen hatten; die Kriegsleiden aber waren damit für die Residenz nicht beendet. Es herrschte eine große Not in Berlin, denn die Preise aller Lebensmittel waren zu einer kaum erschwinglichen Höhe gestiegen. Häufig genug fehlte es sogar an Zufuhr von Getreide aus dem Lande, und mit banger Sorge schauten die Bürger einer Hungersnot entgegen. Der lange Krieg hatte fürchterliche Opfer gekostet. Die Felder konnten nicht mehr regelmäßig bestellt werden, denn es fehlte an arbeitskräftigen Händen, um den Pflug zu führen und die Sense zu schwingen. Friedrich hatte zur Ergänzung seines durch so viele Schlachten gelichteten Heeres die Landleute aus allen Provinzen zu den Fahnen rufen müssen, selbst junge Kantonisten von 14 und 15 Jahren konnten nicht mehr geschont werden, sondern wurden zu den Regimentern eingezogen. Es konnte nicht fehlen, daß hierdurch ein Mangel an Arbeitern für den Landbau erzeugt werden mußte. Mädchen und Frauen sollten die Männer ersetzen, sie pflügten und arbeiteten auf dem Felde, und es war ganz gewöhnlich geworden, daß man auf den Märkten Berlins Bauernweiber und Mädchen auf den Wagen als Fuhrleute erscheinen sah. Die Not wuchs von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, und wenn auch im Februar 1761 der König befahl, es solle den bedürftigen Bewohnern der Residenz das nötige Brot unentgeltlich gereicht werden, wenn er auch hierzu nicht unbedeutende Summen anwies, so war dies doch nur ein Tropfen Wasser auf einem heißen Stein. Ein verwüstetes Land, dem es an Arbeitern und Bebauern und selbst an dem notwendigen Zugvieh fehlte, ein verarmtes Volk, unter dem Hungersnot und epidemische

Krankheiten wüteten, das war das Bild Preußens in den letzten Jahren eines furchtbaren Krieges.

Das Kriegsglück schien den König verlassen zu haben; wenn er auch viele glänzende Siege gefeiert hatte, so vermochte er doch kaum noch länger der gewaltigen Uebermacht seiner Feinde zu widerstehen. Als das Jahr 1761 endete, befand sich Friedrich in einer fast verzweiflungsvollen Lage, sein Untergang schien unvermeidlich, wenn nicht ein Wunder geschah. Und das Wunder geschah! In der tiefsten Nacht des Unglücks fiel plötzlich ein Lichtstrahl! Die unermüdliche, ewig thätige, von grenzenlosem Haß gegen den König erfüllte Feindin desselben, die Kaiserin Elisabeth von Rußland, starb am 5. Januar 1762, und ihr Neffe Peter III., ein treuer Freund und Verehrer des Königs, bestieg den russischen Thron. Selten ist eine Todesnachricht mit solchem Jubel in Berlin begrüßt worden wie diese, und als nun gar am 22. Mai der mit Rußland geschlossene Friede und endlich das Bündnis Friedrichs und Peters III. verkündet wurde, da kannte die Freude in der Residenz keine Grenzen mehr, denn man hoffte auf allgemeinen Frieden.

Am 1. Pfingsttage wurde die Feier des Friedens mit Rußland feierlich begangen. Ein öffentlicher Gottesdienst, bei dem das Volk mit wahrer Begeisterung das Lied „Herr Gott, dich loben wir" anstimmte, Kanonendonner auf dem Lustgarten, ein Bataillonsfeuer aus kleinem Gewehr von der Garnison wechselten miteinander ab. Bis in die Nacht hinein dauerte das Jauchzen und Vivatrufen in den Straßen, das Schießen aus den Häusern.

Es erregte nach solchen Freudentagen eine nicht geringe Bestürzung in Berlin, als die Nachricht von der Entthronung und bald darauf vom Tode Peters III. nach der Residenz kam. Zum Glück für Preußen aber blieb die Nachfolgerin Peters, Kaiserin Katharina, neutral, und so gelang es denn Friedrich, nach einigen glänzenden Waffenthaten am 15. Februar 1763 den vorteilhaften Frieden von Hubertsburg, der ihm den Kampfpreis des Krieges, die Provinz Schlesien, sicherte, zu stande zu bringen. Frohe Tage folgten jetzt für Berlin. Schon am 16. Februar kam die Königin aus Magdeburg zurück und wurde auf das herrlichste mit allen jenen Festlichkeiten, die bei solchen Gelegenheiten üblich sind, eingeholt. Vom Brandenburger Thor bis zum Ende der Linden war die aus 25 Kompagnien bestehende Bürgerschaft mit ihren Fahnen und die Feldmusik aufgestellt. Der Jubel war groß, als an demselben Tage noch die Nachricht von dem Abschluß des Hubertsburger Friedens sich in Berlin verbreitete. Am folgenden Tage kamen auch die übrigen Mitglieder der königlichen Familie in Berlin an, welche sämtlich aufs feierlichste empfangen wurden. Nach und nach trafen jetzt auch die verschiedenen Regimenter vom Kriegsschauplatze ein. Am 5. März war die Feier der öffentlichen Verkündigung des Friedens. Ein Herold ritt in der Mitte einer Abteilung von Husaren, dem zwei Pauker und vier Trompeter beigegeben waren, auf einem prächtigen Schimmel durch die Straßen. Er war auf das glänzendste in reich mit Gold gestickten dunkelblauen Samt gekleidet, ein silberner Küraß schmückte ihn und erregte die Aufmerksamkeit unzähliger Gassenbuben, die jubelnd und schreiend dem Heroldszuge folgten. Vor dem Schloß, vor den Palästen der anwesenden Mitglieder der königlichen Familie und auf allen Hauptplätzen der Stadt erfolgte die feierliche Verkündigung des Friedens, der sich ein donnerndes „Es lebe der

König" anschloß. Prächtige Feste folgten der Verkündigung, eine Cour bei der Königin, ein öffentliches Dankfest, ein Maskenball und dergleichen mehr.

Der ganze Märzmonat verging unter Freudenfesten, der Jubel aber steigerte sich, als man erfuhr, daß am 30. März der König nach 6 Jahren der Abwesenheit zum ersten Male wieder als Sieger in seine Residenz zurückkehren werde. Alle Vorbereitungen für den glänzendsten Empfang waren getroffen. Der Marquis d'Argens, ein geliebter Freund Friedrichs des Großen, hatte dies dem König gemeldet und ihm geschrieben, daß er selbst in der Uniform der Kaufleute, blau mit Gold, an deren Spitze ihm zum Empfange entgegenreiten werde. Er hatte die freudige Aufregung der Residenz, die Sehnsucht, mit der die Bürger den König erwarteten, geschildert, aber eine Antwort erhalten, die ihn keineswegs befriedigte. Aus der Erwiderung Friedrichs, in welcher er dem Marquis ernstlich abriet, ihm zu Pferde entgegenzukommen, da ihm leicht im Gedränge ein Unglück widerfahren könne, und da ihm auch der Aufenthalt in der kalten Luft schädlich sein würde, ging hervor, daß dem König an der ganzen Einholung wenig gelegen sei. Der Brief enthielt eine ziemlich deutliche Zurückweisung, zumal da Friedrich schon vorher seinen Widerwillen gegen jede repräsentative Feierlichkeit in einem anderen Schreiben ausgesprochen hatte. Aber der Marquis konnte sich dennoch nicht entschließen, von dem Festzuge zurückzubleiben oder gar die Einholungsfeierlichkeiten zu hintertreiben.

Vom Morgen des 30. an befand sich die gesamte Einwohnerschaft Berlins in der lebhaftesten Bewegung. Alle Straßen, von denen man hoffte, daß der König durch sie ziehen würde, waren dichtgedrängt von Menschen, die Bürgerschaft stand von dem Thore bis ans Schloß in zwei Reihen unter dem Gewehr, die Kaufmannschaft, an ihrer Spitze Gotzkowsky und der Marquis d'Argens, erwartete zu Pferde den Einzug des Königs. Auch das Schlächtergewerk und die Schützengilde hatten sich beritten gemacht. Es waren auch Ehrenpforten errichtet, und der Magistrat hatte sich bei der ersten versammelt, um den König zu bewillkommnen. Schon am frühen Vormittag waren alle Vorbereitungen getroffen, aber der Vormittag verging, es wurde Mittag und immer noch kam der König nicht. Auch der Abend brach herein, die Ungeduld des Volks wuchs, schon begann man zu fürchten, daß vielleicht ein unvorhergesehenes Hindernis den König zurückgehalten habe, da verbreitete sich plötzlich unter dem Publikum die Nachricht, Friedrich sei bereits in Berlin.

Und so war es in der That. Um den Empfangsfeierlichkeiten zu entgehen, hatte Friedrich die große Straße verlassen; er war durch das Spandauer Thor unbemerkt eingefahren und in das Schloß gelangt, ohne daß eine der wohl einstudierten Reden von den Bürgern hätte gehalten werden können. Er speiste mit der Königin, während seiner noch immer die Bürger erwartungsvoll harrten. Als man endlich erfuhr, daß alles Warten vergeblich sei, lösten sich die Gewerke auf, und alle die festlich geputzten Bürger schlichen mißmutig nach Hause. Es gab an jenem Abend manche böse Reden. Alle die, welche soviel vom Kriege gelitten und jetzt jeden Schmerz vergessen hatten, um den König freudig zu bewillkommnen, fühlten sich tief gekränkt durch dessen Rücksichtslosigkeit, am meisten vielleicht der Marquis d'Argens, der seinem Uebermut vollen Lauf ließ und sich öffentlich darüber beklagte. Und

er hatte auch Ursache dazu, denn es war für ihn wahrlich keine Kleinigkeit gewesen, sich in knapper Uniform der schlechten Witterung auszusetzen, während er sonst um diese Jahreszeit gewöhnlich zwei Schlafröcke und zwei Nachtmützen trug, um sich vor der Kälte zu schützen!

Erst am folgenden Morgen nahm Friedrich die Glückwünsche der Bürgerschaft an, und um dieser wenigstens eine Genugthuung für die vereitelte Einholung zu geben, fuhr er bei der am 4. April stattfindenden großartigen Illumination durch alle Straßen und unterhielt sich vom Wagen aus mit den Bürgern; er erschien auch später mehrfach auf dem Balkon des Schlosses und zeigte sich dem Volke.

Drittes Kapitel.

Ein Staat, der ein ungeheures Friedensheer ernähren, der in jedem Augenblick bereit sein soll, auf den Kriegsschauplatz zu treten, bedarf gewaltiger Hilfsmittel. Friedrich hatte erkannt, daß der erste und mächtigste Verbündete das Geld sei. Mit unermüdlicher Thätigkeit war er während seiner ganzen Regierung bestrebt, den Wohlstand des Landes zu heben, die Entwicklung des Handels, der Fabrik- und Gewerbethätigkeit zu fördern und dadurch das Volk in stand zu setzen, ohne zu verarmen die Last des stehenden Heeres zu tragen.

Schon unmittelbar nach seiner Thronbesteigung hatte Friedrich bewiesen, wie sehr ihm die Förderung des Handels und der Gewerbe am Herzen lag, indem er am 27. Juni 1740 den Staatsminister von Marschall mit der Leitung eines besonderen Departements für Manufaktur und Kommerziensachen betraute und ihn in einer sehr eingehenden Verordnung beauftragte, dafür zu sorgen, daß die bisherigen Manufakturen im Lande verbessert und solche, welche bisher noch fehlten, eingeführt würden. Außerdem erhielt der Minister den Auftrag, so viele Fremde als irgend möglich ins Land zu ziehen. Auch der Kaufmann Gotzkowsky, der zu jener Zeit für eine Autorität im Handelsfache galt, wurde gleich nach der Thronbesteigung Friedrichs nach Charlottenburg berufen und beauftragt, so viele geschickte und nützliche Künstler und Arbeiter, wie es irgend angehe, nach Berlin zu ziehen. Friedrich versprach, ihn in einem solchen Bestreben zu unterstützen, indem er für seine Person ein fleißiger Abnehmer der im Lande verfertigten Waren sein wollte. Am 27. Juli erschien ein königliches Patent, nach welchem solche geschickte und nützliche Leute, welche aus fremden Landen in Berlin sich häuslich niederlassen wollten, Accise- und Gewerbefreiheit auf 2 Jahre genießen sollten.

Um die Fabrikation von Tüchern, Kattunen, wollenen Zeugen u. s. w. zu schützen, ergingen schon im Januar 1747 Befehle gegen den Ankauf der Wolle und die Einbringung fremdländischer Fabrikate der Art in Preußen. Ebenso wurde eine Samtfabrik, welche der Hoflieferant Blume nach Genueser Art in Berlin angelegt und an seinen Schwiegersohn Gotzkowsky vererbt hatte, im Jahre 1749 durch ein Verbot des fremden Samts geschützt.

Auch der Berliner Zuckerraffinerie wurde zum Schaden sämtlicher Zuckerkonsumenten im Lande ein weitreichender königlicher Schutz; am liebsten

Von einer Wahl der Magistratsmitglieder durch die Stadtverordneten oder gar durch die Bürgerschaft war nicht mehr die Rede, und Friedrich, der kein Vertrauen zur Einsicht der Volksmassen hatte, hütete sich wohl, das alte Verhältnis wieder herzustellen.

Am 21. Februar 1747 erließ der König das neue rathäusliche Reglement; in der Vorrede sprach er den Zweck der Veränderung der städtischen Verwaltung dahin aus, daß fortan der Zustand der Stadt in einer der Wohlfahrt des Publikums und dem Interesse des Königs entsprechenden Weise geordnet werde; bisher sei besonders die Justiz-, Kämmerei- und Oekonomieverwaltung in bösem Zustande gewesen und mit Nachlässigkeit besorgt worden; eine bessere Ordnung sei notwendig und solle durch das Reglement eingeführt werden. Der Magistrat wurde fortan zusammengesetzt aus einem Stadtpräsidenten und vier Bürgermeistern, zwei Syndicis, einem Oekonomiedirektor, einem Kämmerer und zwölf Ratsmännern; diese hatten die rathäuslichen Geschäfte sowohl im Plenum als auch in den 4 Departements, dem Justiz-, Polizei-, Oekonomie- und Kämmerei-Departement zu bearbeiten. Der Präsident wurde vom Könige ernannt, die übrigen Mitglieder vom Magistrat selbst erwählt, die Hälfte von ihnen mußten studierte Personen sein. Der Magistrat hatte außerdem die Beamten der Stadt anzustellen, ihm waren die Gerichtssachen, das Patronat über die ihm unterworfenen Kirchen, Schulen und Hospitäler, die Gewerks- und Gildesachen und die Aufsicht über die einzelnen Departements zuerteilt. Das Plenum des Magistrats erhielt außerdem noch die Verpflichtung, darauf hinzuwirken, daß die Einwohnerzahl besonders durch wohlhabende Leute vermehrt würde, es sollte auch für das Emporkommen der Stadt mit allem Fleiße Sorge tragen und darüber stets mit der Regierung verhandeln.

Von den Departements ist für uns von besonderem Interesse das der Polizei; an der Spitze dieses stand der Stadtpräsident, der zugleich auch Polizeidirektor war. Drei Ratsmänner standen ihm zur Seite; als Unterbeamte fungierten ein Polizeiinspektor, zwei Polizeimeister sowie eine Anzahl von Marktmeistern und Polizeidienern. Im Jahre 1782 erteilte der König dem früheren Regimentsquartiermeister Philippi, den er im Jahre 1771 zum Stadtpräsidenten und Polizeidirektor ernannt hatte, eine ausführliche Instruktion. Philippi verdankte seine Ernennung dem Plane Friedrichs, in Berlin eine Polizei nach französischem Muster einzurichten. Man erzählte sich damals Wunderdinge von der ans Unglaubliche grenzenden Wachsamkeit, welche das Haupt der Polizei in Paris, Sartines, entfaltete, von der Schlauheit, mit der er die verborgensten Verbrechen entdeckte oder sogar die beabsichtigten Verbrechen vor der Ausführung entschleierte und verhinderte.

Es waren gerade damals einige Verbrechen in Berlin unentdeckt geblieben. Friedrich sandte deshalb Philippi nach Paris, damit dieser die Mittel der französischen Polizei kennen lernte, um sie später in Berlin zur Durchführung zu bringen. Philippi blieb längere Zeit in Paris, nach seiner Zurückkunft wurde er zum Polizeidirektor ernannt. Kurze Zeit nach seiner Ernennung wurden in der Residenz abermals mehrere bedeutende Verbrechen verübt, ohne daß es möglich gewesen wäre, die Thäter zu entdecken. Die öffentliche Sicherheit schien gefährdet. Friedrich machte deshalb dem Polizeidirektor bittere Vorwürfe; er habe seinen Aufenthalt in Paris, so meinte der

Porzellanfabrikation entdeckt wurde. Johann Friedrich Böttcher war in Berlin bei dem Apotheker Zorn Lehrling gewesen. Er hatte vielfach chemische Versuche gemacht und war dadurch in den Verdacht der Goldmacherei gekommen. Im Jahre 1700 entwich er nach Sachsen, weil er fürchtete, in Berlin zur Strafe gezogen zu werden. Er setzte seine Forschungen nach dem Stein der Weisen unablässig fort; dabei entdeckte er zwar nicht die Kunst, Gold, wohl aber die, Porzellan zu machen. Sächsisches Porzellan wetteiferte fortan auf den Messen mit dem chinesischen, und seine Fabrikation wurde zur Goldgrube für Sachsen. Sie erschien so gewinnbringend, daß man auch in Berlin vielfache, aber vergebliche Versuche anstellte, um hinter das Fabrikationsgeheimnis zu kommen. Eine Zeitlang ruhte der Eifer, die Porzellanfabrikation zu unternehmen, bis endlich der Kaufmann Wegely in Berlin eine Porzellanfabrik begründete. Wegely fand die Unterstützung des Königs. Friedrich schenkte ihm das vor dem Königsthor belegene Kommandantenhaus, an dessen Stelle Wegely ein großes Gebäude für die Porzellanfabrik errichtete. Der Anfang fiel ziemlich unglücklich aus, das Berliner Porzellan kam dem Meißner keineswegs gleich. Erst der siebenjährige Krieg gab der Fabrikation einen neuen Aufschwung. Viele sächsische Porzellanarbeiter, welche verschiedener Vergehungen wegen auf der Festung Königstein gefangen gehalten wurden, fanden während des Krieges Gelegenheit, sich an Stricken von den Felsen, auf denen die Festung belegen ist, herabzulassen. Sie flohen nach Böhmen, von dort aus aber begaben sie sich auf Wegelys Einladung nach Berlin und brachten hier ein neues Leben in die Porzellanfabrikation, indem sie viele Geheimnisse der Meißner Fabrik verrieten und dadurch dazu beitrugen, daß die Berliner Ware fortan weit wertvoller und besser wurde. Die Wegelysche Fabrik blühte auf, aber nicht zum Vorteil des Inhabers, denn dieser hatte sich die Ungnade des Königs zugezogen. Friedrich hatte sich im Kriege den Warenbestand der Meißner Fabrik angeeignet, es kam nun darauf an, ihn möglichst schnell zu Gelde zu machen, und er forderte zu diesem Behufe, daß ihm Wegely das sämtliche Porzellan abkaufe. Auf eine solche Zumutung vermochte der Berliner Fabrikant nicht einzugehen; zum großen Aerger des Königs verweigerte er die Annahme der Meißner Waren. An seiner Stelle übernahm diese ein Baron Schimmelmann für einen ziemlich geringen Preis, er schlug aus dem Verkaufe ein gewaltiges Vermögen heraus. Friedrich hatte die Weigerung Wegelys so übel aufgenommen, daß er unter dem Vorwand, Wegely fordere für seine Ware zu hohe Preise und betrüge dadurch das Publikum, einfach befahl, die Berliner Porzellanfabrik solle eingehen. Es blieb nichts übrig, als dem Machtspruch des Königs zu gehorchen. Die Gerätschaften der Fabrik wurden vernichtet, die vorhandenen Waren an die Meistbietenden verkauft, und die Arbeiter gingen auseinander. Wegelys Nachfolger war ein geschickter Töpfer, Reichert, der in Berlin eine kleine Porzellanfabrik mit geringem Kapital anlegte und ziemlich gute Fabrikate lieferte, einen größeren Aufschwung aber gewann die Fabrikation erst, als Friedrich im Jahre 1760 dem patriotischen Berliner Kaufmann Gotzkowsky den Wunsch aussprach, eine gute Porzellanfabrik im Lande zu haben. Ein königlicher Wunsch war für Gotzkowsky ein Befehl. Obgleich er durch den Krieg schwere Verluste erlitten hatte und keineswegs mehr so viel Vermögen besaß, um eine großartige Fabrik aus seinen Mitteln zu errichten, so glaubte

er dies doch thun zu müssen; denn er hoffte, der König werde ihn später bei dem Betriebe unterstützen. Er nahm zu seinem auswärtigen Kredit seine Zuflucht und beschaffte sich dadurch bedeutende Geldsummen. Da er Reichert zufällig kennen gelernt hatte, so gewann er diesen und machte mit ihm einen für den Künstler ziemlich vorteilhaften Vertrag. Er verpflichtete sich, die Gelder zur Errichtung und Fortsetzung der Porzellanfabrik herbeizuschaffen, Reichert alle bereits aufgewandten Kosten zu ersetzen, seine Vorräte und Gerätschaften zu kaufen und ihm außerdem für seine Person, so lange Reichert leben würde, jährlich 1000 Thaler nebst freier Wohnung und Holz zu gewähren; ein Kapital von 10,000 Thalern sollte ihm zufallen, sobald die nötigen Versuche gezeigt hätten, daß Reichert wirklich verstände, echtes Porzellan zu machen. Gotzkowsky ging nun mit der Errichtung der Fabrik eifrig ans Werk. Er kaufte das in der Leipziger Straße 4 belegene Dorvillsche Haus, und hier begründete er die Fabrik. Arbeiter wurden angestellt und angelernt, bald betrug ihre Zahl 150. Ein tüchtiger Miniaturmaler Klause wurde mit 2000 Thalern jährlich besoldet, um junge Leute aus guten Familien, die bei Gotzkowsky in Arbeit getreten waren, zu unterrichten. Im Jahre 1762 konnte Gotzkowsky zu seiner Genugthuung dem Könige schon trefflich ausgeführte Porzellansachen aus der Berliner Fabrik überreichen. Gotzkowsky hatte bei dieser sowie bei vielen anderen Unternehmungen seine Kräfte weit überschätzt; er vermochte sein umfangreiches Geschäft nicht aufrecht zu erhalten, ein Bankerott war die Folge zu großartiger und häufig unglücklicher Spekulationen, vielleicht auch die Folge der grenzenlosen Undankbarkeit, welche die Stadt Berlin einem ihrer tüchtigsten Mitbürger erwies. Der Porzellanfabrik drohte durch den Bankerott ihres Unternehmers der Untergang. Friedrich fühlte sich daher verpflichtet, diese selbst zu übernehmen; Gotzkowsky erhielt 225,000 Thaler, und die Fabrik war nun eine königliche. Die früheren Arbeiter und Direktoren blieben meistens in ihrer Stellung, nur Reichert, der gehofft hatte, Direktor zu werden, sah sich in seinen Hoffnungen getäuscht und bekümmerte sich darüber, obgleich er eine Entschädigung von 7000 Thalern bekam, so sehr, daß er bald nachher starb. Friedrich nahm fortwährend regen Anteil an der Entwicklung der Fabrik. Er förderte sie nach bester Kraft und zwar mit Mitteln, welche eben nur einem Könige zu Gebote standen und zwar einem Könige, der es nicht zu genau mit den Gesetzen der Billigkeit nahm. Er ließ nicht nur in der Fabrik fortwährend eine große Menge kostbarer Gegenstände verfertigen, welche er teils zu seinem eigenen Gebrauch, teils zu Geschenken an fürstliche Personen und an solche, denen er Zeichen seiner Zuneigung oder Gnade geben wollte, verwandte, sondern er gab auch den Befehl, daß die Juden in ganz Preußen, sobald sie die Erlaubnis zur Niederlassung, zur Verheiratung, zum Handel oder zum Häuserkauf haben wollten, verpflichtet werden sollten, eine bestimmte Menge Berliner Porzellans zu kaufen. Damit aber hierdurch nicht etwa der königlichen Fabrik eine Konkurrenz erwüchse, war es den Juden streng verboten, die so angekauften Waren innerhalb des Landes zu veräußern; sie mußten durch Zeugnis beweisen, daß sie den Verkauf außerhalb bewirkt oder die Waren behalten hätten, und um die Ungerechtigkeit voll zu machen, wurde bei der Auswahl der den Juden zu verkaufenden Stücke immer darauf gesehen, daß sie solche Gegenstände erhielten, welche sonst nicht leicht abzusetzen waren. Seine Vorliebe für die Porzellanfabrik bethätigte Friedrich

auch ferner dadurch, daß er sich fortwährend auf das genaueste um den Betrieb bekümmerte. Der Direktor mußte am Schlusse jeden Monats Bericht über den Betrieb der Fabrik einreichen. Friedrich kam nie nach Berlin, ohne seiner Lieblingsschöpfung einen persönlichen Besuch abzustatten. In allen größeren Städten wurden Warenlager der Berliner Fabrik angelegt, und diese entwickelte sich bald mehr und mehr; sie lieferte eine wirklich vorzügliche Ware und auch nicht unbedeutende Reinerträge. Im Jahre 1785 beschäftigte die Fabrik schon 500 Arbeiter, und bis zum Jahre 1808 hat sie einen Reinertrag von 1,321,472 Thalern gebracht.

Der siebenjährige Krieg, der wesentlich dazu beigetragen hat, die Porzellanfabrikation zu heben, hielt die Entwicklung der übrigen Fabrikzweige in Berlin zurück. Der König konnte während des Krieges weder Zeit noch Geld aufwenden, um seinerseits fördernd einzutreten, den Privaten aber fehlte der Mut dazu. Die Fabrik- und Gewerbthätigkeit schlief in Preußen während des Krieges, nicht aber der Handel. Die ungeheuren Lieferungen, welche der Bedarf des Heeres fortwährend erforderte, gingen meistens von Berliner Kaufleuten aus. Manche Kaufleute wie einige größere Handwerker hatten infolge dessen bedeutende Verdienste.

Bisher waren außer dem Splittgerber und Daumschen Handlungshause, dem Bankier Schütz und dem bekannten Gotzkowsky nur wenige Kaufleute von Bedeutung in Berlin gewesen. Während des Krieges vermehrte sich ihre Zahl; manche gewannen großartige Reichtümer, aber neben den wenigen, die durch den Krieg reich wurden und sich nun gegenseitig im Aufwand überboten, verarmte naturgemäß die große Masse der Bevölkerung, der kleine Kaufmann und Handwerker, der Arbeiter, der Gelehrte und Beamte während der Kriegsjahre mehr und mehr. Wesentlich trug zu der Not, in der sich während des Krieges die Masse der Berliner Bevölkerung befand, eine Maßregel bei, welche Friedrich ergriff, um sich für Kriegszwecke Geld zu schaffen, eine königliche Falschmünzerei. Die Münze wurde jüdischen Unternehmern übergeben. Der Berüchtigtste unter ihnen war der Berliner Schutzjude und Hofjuwelier Veitel Ephraim, der bei Ausprägung des leichten Geldes mit bewunderungswürdiger Schlauheit und Gewissenlosigkeit verfuhr. Jährlich wurden ungeheure Massen falscher Gold- und Silbermünzen ausgeprägt, und um dieselben möglichst im Kurse zu erhalten, gab man ihnen eine vor die Kriegsjahre hinausreichende Jahreszahl, damit das Volk glauben sollte, es seien noch die richtigen, alten Geldstücke; dann wandte man auch andere als preußische Stempel an, mit Erlaubnis der erkauften Regierungen der betreffenden Länder. Es kam dahin, daß sächsische Goldstücke, die in Berlin ausgeprägt waren, nur $1^1/_2$ Thaler an Wert hatten.

Friedrichs Münzkunststück fand auch im übrigen Deutschland Nachahmung, und bald genug zeichneten sich die meisten der kleinen deutschen Fürsten ebenfalls durch Verfälschung des Geldes aus. Die fremden Falschmünzer trieben es sogar noch ärger als die preußischen. Die Geldsorten der auswärtigen Münzstätten waren fast vollständig wertlos, einige so geringhaltig, daß sie im Volke den Spottnamen „Grünjacken" erhielten, weil aus ihnen der Grünspan so mächtig emporschoß, daß er selbst beim häufigen Umtausch des Geldes sich nicht vertilgen ließ. Der Berliner Witz gab überhaupt jenen Geldstücken bald genug bezeichnende Namen. So hießen die leichten sächsischen

Achtgroschenstücke, welche von Ephraim nachgeprägt wurden, allgemein „Blechkappen“ oder „Ephraimiten“. Ephraim hatte Sorge getragen, seine Achtgroschenstücke möglichst täuschend nachzuahmen; sie waren prächtig weiß gehalten und sahen gut genug aus. Die Gassenbuben sangen deshalb folgenden Vers auf sie:

„Von außen schön, von innen schlimm,
Von außen Friedrich, von innen Ephraim.“

Das gute Geld stieg infolge der abscheulichen Falschmünzerei sehr im Werte. Ein guter Dukaten wurde damals an vielen Orten mit 9 Thalern bezahlt. Die Münzfälschung brachte ein schweres Unglück über Deutschland; viele Millionen falschen Geldes liefen im Volke um, ganz Norddeutschland war damit überschwemmt, und als nun endlich Frieden wurde, da zeigte sich die Wirkung der falschen Geldwirtschaft, da machten viele der geachtetsten Kaufleute, welche, durch ihre Handelsverbindungen gezwungen, große Summen des falschen Geldes hatten annehmen müssen, Bankerott, und eine gewaltige Verkehrsstörung war die notwendige Folge. Am schwersten litten dabei die kleinen Handwerker, die Arbeiter und die Beamten; die Soldaten wußten mit gewaffneter Hand, wenn sie in falscher Münze ausgezahlt wurden, diese zum vollen Wert anzubringen. Die Arbeiter und kleinen Handwerker aber mußten, um nur Geld zu bekommen, nehmen, was ihnen gegeben wurde, und diese alle verloren entsetzlich durch das wertlose Geld und fielen der bittersten Armut anheim. Nicht weniger schlimm erging es vielen Civilbeamten. Diese hatten in den letzten 4 Jahren des Krieges ihr Gehalt niemals mehr in barem Gelde ausgezahlt bekommen, es wurden ihnen Kassenscheine übergeben, die nach dem Frieden zahlbar sein sollten. Die Beamten, welche kein Vermögen besaßen, mußten die Kassenscheine sofort an den Mann zu bringen suchen; sie verloren dabei bis 4/5 ihres Werts, denn die Wechsler in Berlin trauten dem Glücke Friedrichs nicht mehr. Die etwas wohlhabenderen Beamten und die, welche vielleicht bei Freunden Kredit fanden, hoben sich wohl die Scheine bis zum Frieden auf, aber auch sie mußten schwere Verluste tragen, denn als ihnen nun endlich ihr Gehalt ausgezahlt wurde, geschah es in schlechtem Gelde, welches kurze Zeit später auf seinen wahren Wert herabgesetzt wurde.

Es war für Friedrich keine leicht zu lösende Aufgabe, nach dem siebenjährigen Kriege wieder Ordnung in das zerrüttete Staatswesen zu bringen. Die Kräfte des Landes waren über alles Maß angespannt worden, alle Bevölkerungsklassen hatten entsetzlich gelitten, die blühende Hauptstadt Berlin war im gewerblichen Verkehr fast zu einer kleinen Landstadt herabgesunken. Auch ihre Einwohnerzahl hatte sich erheblich vermindert; in der Friedrichsstadt besonders waren alle Straßen verödet. Die später mit Uebertreibung gebrauchte Redensart, daß die Straßen Berlins mit Gras bewachsen seien, hat damals der vollen Wahrheit entsprochen.

Mit unabläſſiger Thätigkeit verfolgte Friedrich seine Pläne zur Aufbesserung des Handels und der Gewerbe, Pläne, bei denen er den Grundsätzen der Staatsbevormundung, des Schutzzollsystems, der Einfuhrverbote für Fabrikate und der Ausfuhrverbote für Rohstoff, treu blieb. Er wollte Berlin zur Fabrikstadt umschaffen und war zu diesem Zwecke bemüht, alle

möglichen Fabrikanlagen durch Staatsunterstützung ins Leben zu rufen, ein Bemühen, welches nur zweifelhafte Erfolge hatte, und bei denen er häufig ungeheure Summen ohne Nutzen verschwendete. Da wurde der Franzose Sebastian Chevalier nach Berlin gezogen und zum Hoflieferanten ernannt, damit er eine Fabrik von lackierten Blechwaren, gegossenem Zinn, Kupfer, Pappe, Papiermaché ꝛc. in Berlin errichte. Er erhielt zu diesem Zwecke freie Wohnung, der König erbaute ihm die Fabrikgebäude und gab ihm außerdem noch eine Pension von jährlich 600 Thalern. Die für die Verhältnisse Berlins noch nicht naturwüchsige Fabrik hatte Bestand, so lange die Staatsunterstützungen dauerten; nach dem Tode des Königs aber sank sie, während eine zweite Lackierfabrik, welche der Franzose Guerrin angelegt hatte, und die dessen Schwager, ein Braunschweiger, Namens Stobwasser,*) später übernahm, unter diesem aus eigener Kraft zu großer Blüte sich entfaltete.

Ein Genfer Uhrmacher, Namens Huguenin, legte mit königlicher Unterstützung in Berlin eine Uhrenfabrik an. Er ward im Jahre 1765 nach Potsdam zum Könige berufen, und dieser, der ihm einige Uhren abkaufte, sprach den Wunsch aus, daß nicht ferner das viele Geld für die kostspieligen kleinen Maschinen nach Genf wandere. Huguenin war schnell bereit, eine Fabrik in Berlin zu errichten; er verlangte indessen einen ansehnlichen Vorschuß. Friedrich bewilligte diesen, und das Vergnügen, eine Genfer Uhrenfabrik in Berlin zu haben, kostete ihm nach und nach nicht weniger als 141,000 Thaler, ohne daß dabei die Uhrenfabrikation in Berlin wirklich einheimisch geworden wäre. Huguenin entwich, als sein Unternehmen scheiterte, im Jahre 1775. Ein anderer Genfer Uhrmacher, Truïte, setzte die Fabrik mit nicht weniger unglücklichem Erfolge fort; er starb im Jahre 1783 zahlungsunfähig. Der Berliner Kaufmann Hovelac war zur Fortführung des Unternehmens nur dadurch zu bewegen, daß ihm Friedrich das Fabrikhaus wiederum ohne Entschädigung überließ.

Aehnlich ging es auch in anderen Industriezweigen. Die Fabrikanten erhielten teils bedeutende Summen geschenkt, teils schoß ihnen wenigstens der König Kapitalien ohne Zinsen vor, für andere wurden auf seine Kosten Fabrikhäuser erbaut, wieder andere erhielten Prämien für gelungene Fabrikate; in den Zeitungen wurden Belohnungen ausgeboten für die besten und fleißigsten Arbeiter in allen Zweigen der Industrie. Durch alle diese Mittel aber gelang es dem König doch nur, einzelne Fabriken zu einer scheinbaren Blüte zu bringen, welche so lange dauerte, als sie durch königliche Unterstützung aufrecht erhalten wurde. Dies war besonders der Fall bei der Seidenmanufaktur, für welche Friedrich ein großes Interesse fühlte. Als Friedrich zur Regierung kam, gab es in Berlin eine einzige Seidenmanufaktur, am Ende des Jahres 1782 waren bereits 56 Fabrikanten in den verschiedenen Zweigen der Seidenfabrikation beschäftigt, bei denen mindestens 7000 Menschen arbeiteten. Ein scheinbar großer Erfolg war dies, aber eben nur ein scheinbarer, denn mit dem Fortfall der Staatsunterstützungen sanken später alle diese Fabriken wieder, und es blieb der neueren Zeit vorbehalten, die Seidenzucht und Seidenfabrikation durch die eigene Kraft tüchtiger Unternehmer zur Blüte zu bringen.

Glücklicher war Friedrich in seinem Bestreben, den Handel zu heben, indem er am 20. Juli 1765 die königliche Bank errichtete, um dem kauf-

*) Die noch heute bestehende Stobwassersche Fabrik.

männischen Verkehr durch sichere Kreditgewährung größere Kapitalien aufzuschließen. Da für die ausgegebenen Banknoten kein gezwungener Kurs festgesetzt war, sondern ihre Annahme dem freien Verkehr überlassen blieb, bürgerte sich bald das neue Institut in Berlin ein und wirkte segensreich. Alle angesehenen Kaufleute fanden fortan für ihre Unternehmungen Geld zu billigen Zinsen; auch für die gesamte Berliner Einwohnerschaft wurde die Bank von großer Bedeutung. Sie nahm von jedermann kleine Kapitalien, bei denen sie einen wenn auch nur niedrigen Zinssatz gewährte. Früher hatten Mündelgelder dem Gericht ins Depot gegeben werden müssen; ihre Aufbewahrung kostete jährlich 1 Prozent. Nach Errichtung der Bank übernahm diese die Mündelgelder und verzinste sie mit 3 Prozent, so daß also den Minderjährigen dadurch ein reiner Gewinn von 4 Prozent zufloß. Die Bank zeigte sich außerdem gefällig im Verkehr; kleine Kapitalien konnten in jedem Augenblick zurückgefordert werden, größere nach achttägiger Kündigung. Die Bank erhielt infolge ihres einsichtigen Geschäftsbetriebs bald eine ausgedehnte Wirksamkeit, und hierdurch wurde wohl in dem stets regen und nach allen Richtungen hin thätigen König der unglückliche Wunsch erzeugt, den Staat an die Spitze weiterer kaufmännischer Unternehmungen zu stellen. Das Resultat dieses Strebens war die Begründung der Seehandlungsgesellschaft, welche für den Großhandel Berlins vermöge der ihr vom Staat gewährten Vergünstigungen, Monopole und Unterstützungen ein unnatürlicher und schädlicher Mitbewerber geworden ist. Friedrich stiftete die Seehandlung in Berlin am 14. Oktober 1772. Sie sollte ursprünglich nur die Aufgabe haben, fremdes Salz aufzukaufen, teils um damit in Polen zu handeln, teils um den inländischen Salzdepartements den nötigen Bedarf abzulassen. Damit der Handel der Gesellschaft möglichst emporblühe, wurde ihr das Monopol des Salzhandels*) übertragen. Die Gesellschaft war ein Aktienunternehmen; es wurden 2400 Aktien zu 500 Thalern ausgegeben, von diesen aber behielt der Staat 2100 Aktien, so daß nur 300 ins Publikum kommen konnten. Auf zwanzig Jahre wurde der Gesellschaft der ausschließliche Salzhandel übergeben, und außerdem ihr die Berechtigung gewährt, für alles Schiffbauholz, welches sie für ihren Bedarf aus Polen bezog, von der bedeutenden Steuer (50 Prozent) befreit zu sein. Die Aktien der Seehandlung mußten mit 10 Prozent verzinst werden, und außerdem sollten sie noch eine Dividende abwerfen.

Friedrich bedurfte ungeheurer Summen, um den Militärstaat Preußen aufrecht zu erhalten, um seine Pläne, welche er zur Erhöhung des Landeswohlstandes hegte, zur Ausführung zu bringen, um Kanäle zu bauen, Ländereien urbar zu machen, Fabriken anzulegen und zu unterstützen. Woher sollte er diese Summen nehmen, wie konnte er sie auftreiben in dem durch den Krieg so erschöpften Lande, welche Steuern konnte er erhöhen, ohne das Volk zu sehr anzustrengen? Das war die große Frage, welche Friedrich bald nach Beendigung des siebenjährigen Krieges sich selbst und seinen Ministern vorlegte.

Am 10. Juni 1765 fand zur Beratung über die Finanzlage des Landes in Charlottenburg ein Ministerrat statt. In diesem sprach der Vice-

*) Die berüchtigten Salzbücher waren eine Folge dieses Monopols. Jede Familie erhielt ein Salzbuch, sie mußte eine bestimmte Menge Salz verzehren, wenn sie auch durchaus keinen Geschmack an stark gesalzenen Speisen empfand.

präsident des Generaldirektoriums, von Massow, sich dahin aus, das durch den Krieg erschöpfte Land lasse an gar keine Abgabeerhöhung denken. Eine solche Antwort war keineswegs nach Friedrichs Sinn. Die Abgaben mußten erhöht werden! Seine Minister konnten ihm die nötigen Ratschläge nicht geben, er wandte sich deshalb an Fremde. Friedrichs ganze Bildung war von frühester Kindheit an französisch gewesen; das Merkantilsystem, wie es Colbert in Frankreich zur Blüte gebracht hatte, erschien dem König als der Inbegriff volkswirtschaftlicher Vortrefflichkeit, auch das französische Finanzwesen fand an ihm einen Nachahmer. Er war durch den Generallieutenant von Krockow, welcher 23 Jahre in französischen Diensten gestanden hatte, vielfach auf die nach der Ansicht des Generals ganz vortrefflichen Finanzeinrichtungen Frankreichs aufmerksam gemacht worden. Krockow hatte dabei auch den berühmten Helvetius erwähnt, der sich als Generalpächter der französischen Steuern ein großes Vermögen und trotzdem einen anständigen Ruf erworben hatte. Helvetius war ein talentvoller Schriftsteller; eins seiner Bücher hatte ihm in Frankreich Verfolgungen zugezogen und ihn zur Flucht nach England veranlaßt. Durch Krockows Vermittlung setzte sich Friedrich mit Helvetius in Briefwechsel und lud ihn zu einem Besuche ein. Helvetius kam im Jahre 1765 nach Berlin, wo er bis zum folgenden Jahre blieb und sich vielfach mit dem Könige über die Finanzeinrichtungen Frankreichs unterhielt. Das Resultat dieser Beratungen war, daß ein Heer französischer Abenteurer nach Berlin verschrieben wurde, um die berühmte französische Finanzkunst in Preußen einzuführen, daß aus ihnen eine neue Behörde unter dem Titel „Administration générale des Accises et Péages“, vom Volk nur „die französische Regie“ genannt, gebildet wurde, der das gesamte Accise- und Zollwesen des Landes untergeordnet ward.

Da gab es fortan in Berlin und im ganzen Lande Directeurs und Inspecteurs, Vérificateurs und Controleurs, Visitateurs, Commis, Plombeurs, Controleurs ambulants (reitende Aufseher), Jaugeurs (Weinrevisoren) und Commis rats de cave (Kellermäuse), auch Brigaden von Anticontrebandiers zu Fuß und zu Pferde, und wie die Titel der französischen Finanzkünstler sonst noch heißen mochten. An der Spitze der Regie standen fünf Regisseurs, deren jeder außer einer Tantieme von den eingehenden Steuern 12,000 Thaler jährliches Gehalt und den Titel eines Geheimen Finanzrats erhielt. Der Berühmteste von ihnen war La Haye de Launay, der mit vielgepriesener Geschicklichkeit es verstand, aus dem Volke den letzten Groschen herauszupressen.

Die Abgaben auf Bier, Branntwein, Wein sowie auf alle nicht zum unbedingten Lebensbedürfnis der Armen gehörigen Gegenstände, selbst auf Fleisch, wurden wesentlich erhöht und mit unbarmherziger Strenge eingetrieben. Die französischen Beamten saßen an den Thoren und wachten mit argwöhnischem Eifer über jedes Gepäckstückchen, welches in die Stadt gebracht wurde. Sie durchstreiften die Straßen, unablässig danach spähend, ob nicht irgendwo ein zollpflichtiger Gegenstand eingeschmuggelt worden sei. Sie drangen selbst in die Häuser ein, durchsuchten die Wohnungen ganz unverdächtiger Bürger, zwangen diese sogar, sich zu entkleiden, um auf ihrem nackten Leibe nachzusehen, und erlaubten sich dabei die größten Gewaltthaten. Das Heer der französischen Beamten bestand aus dem nichtsnutzigsten Ge-

findel, aus Leuten, die zum Teil schon auf den Galeeren gewesen waren, aus Abenteurern, die in Frankreich keinen Lebensunterhalt mehr gehabt hatten, zum Teil von ihren Finanzstellen Betrugs wegen weggejagt und nun nach Preußen gekommen waren, um hier ihr Glück zu machen. Fast alle diese neuen Steuerbeamten zeichneten sich durch Habgier, Bestechlichkeit und Lust zum Betruge aus. Häufig genug hielten sie Haussuchungen bei wohlhabenden Bürgern nur zu dem einen Zweck, daß ihnen ihr widerwärtiges Eindringen in die Wohnung durch eine erkleckliche Bestechungssumme abgekauft würde.



Friedrich Wilhelm III.,
geb. 3. Aug. 1770,
regierte vom 16. Nov. 1797 bis 7. Juni 1840.

Der Verkehr litt außerordentlich durch die Gewaltthätigkeiten, welche die Diener der Regie, geschützt durch das Gesetz, fortwährend begingen, und während Friedrich bestrebt war, den Handel des Landes mit allen Mitteln zu heben, störte er ihn durch Einrichtung dieser Regie auf das empfindlichste. Der Regie reihte sich würdig die Monopolisierung vieler Verkaufsgegenstände an.

Der Kaffee war das Lieblingsgetränk der Berliner geworden, und auch auf dem Lande verbreitete sich sein Genuß mehr und mehr. Friedrich glaubte daher mit Vorteil eine hohe Steuer auf ein Getränk legen zu können, welches er keineswegs als zum Bedürfnis der Armen gehörig betrachtete. Anfangs wurde die Steuer einfach erhöht; als aber dies kein besonders günstiges Resultat ergab, denn es wurde nun viel Kaffee ins Land eingeschmuggelt, erschien die neue Kaffeeordnung vom 21. Januar 1781. Das Kaffeebrennen wurde durch diese den Privaten bei strenger Strafe verboten, nur einzelne Privilegierte bekamen dazu die Erlaubnis als eine besondere Begünstigung, welche jedoch nur in den Städten dem Adel, den Offizieren, den Geistlichen, den Mitgliedern der Landeskollegien und einigen Hofleuten durch sogenannte Brennscheine erteilt wurde; die Brennscheine mußten bei dem königlichen Acciseamt mit 1 Groschen bezahlt werden. Die Begünstigten konnten den ungebrannten Kaffee aus den königlichen Entrepots zu 9 Groschen das Pfund kaufen, waren aber verpflichtet, mindestens 20 Pfund jährlich zu verbrauchen. Das übrige Volk mußte seinen Kaffee gebrannt aus den königlichen Entrepots beziehen. Der gebrannte Kaffee war in blechernen Büchsen von 24 Lot verpackt, die mit der königlichen Verordnung beklebt waren. Die Büchse von 24 Lot kostete 1 Thaler, bei Rückgabe der Büchse wurden 4 Groschen vergütigt. Der hohe Preis, für den der gebrannte Kaffee in den königlichen Entrepots verkauft wurde, war natürlich ein Anreiz zum Einschmuggeln. Die gebrannten Bohnen ließen sich schlecht transportieren und verloren an Aroma;

die Schmuggler konnten daher nur rohen Kaffee einführen, der von den Bürgern im geheimen selbst gebrannt werden mußte. Mit wie hoher Strafe auch das Brennen des Kaffees belegt war, die Berliner Hausfrauen ließen sich davon doch nicht abschrecken, und Friedrich sah sich deshalb veranlaßt, Kaffeeriecher anzustellen, welche die Aufgabe hatten, die Straßen der Residenz zu durchstreifen, um mit feiner Nase darin umherzuschnüffeln. Der durchdringende Geruch, den der Kaffee beim Brennen ausströmte, verriet ihnen meist leicht, wo etwa eine Berlinerin das Gesetz umging. Das Volk von Berlin haßte diese Kaffeeriecher wie die Sünde und spielte ihnen manchen häßlichen Streich, besonders waren die Frauen äußerst aufgebracht. Alle Plackereien der Regie hätten sie dem Könige verzeihen können, aber daß er ihnen das Kaffeebrennen verbot, konnten sie nicht ertragen. Der Berliner Witz beschäftigte sich damals viel mit den Kaffeeriechern, und seine Schärfe traf mitunter auch den König selbst.

Friedrich der Große ritt eines Tages die Jägerstraße entlang, da bemerkte er am Fürstenhause einen Menschenauflauf; das Volk lachte und schaute nach einem hoch an der Wand hängenden Zettel. Er schickte sogleich einen Adjutanten, um sich zu erkundigen, was denn dort geschehe; dieser kam mit einem verlegenen Gesicht zurück und teilte dem König auf dessen Fragen mit, daß ein Plakat gegen die Allerhöchste Person Sr. Majestät dort angeschlagen sei. Friedrich scheute sich nicht, selbst nach dem Fürstenhause zu reiten. Er fand dort eine Karikatur auf seine eigene Person: Er selbst war auf einem Schemel sitzend abgebildet, eine Kaffeemühle zwischen den Knieen haltend. Die Karikatur hing so hoch, daß die Untenstehenden nur mit Mühe das Bild beschauen konnten. „Hängt es doch niedriger," rief der König, „damit die Leute sich nicht den Hals auszurecken brauchen!" Mit einem guten Witz ist der Berliner stets zu gewinnen. Das Volk jubelte laut auf über den königlichen Befehl und riß die Karikatur in Stücke.

Wie den Frauen Berlins die Kaffeebrennerei, so war den Männern die Tabaksfabrikation des Königs verhaßt, denn auch der Tabak war unter Friedrich dem Großen dem freien Verkehr entzogen. Im Jahre 1738 hatte der Kaufmann Samuel Schock aus Basel, ein Mitglied der französischen Kolonie, in Berlin eine große Rauch- und Schnupftabaksfabrik errichtet. Friedrich Wilhelm I. hatte ihm Staatsunterstützungen angeboten; Schock aber war von dem richtigen Grundsatz ausgegangen, daß ihn eine Unterstützung des Staats in seinem Geschäftsbetriebe nur hemmen könne. Er hatte diese deshalb ausgeschlagen und vortreffliche Geschäfte gemacht; seine gute Ware fand sowohl im Inlande als im Auslande reichlichen Absatz. Hierdurch wurde in Friedrich der Wunsch erregt, den Tabakshandel zum Monopol zu machen. Im Jahre 1765 geschah dies. Schock wurde reichlich entschädigt; ein französischer Kaufmann Roubaud, der in Marseille Bankerott gemacht hatte, und ein Italiener Anton von Calzabigi pachteten das Monopol für 1 Million Thaler. Um eine so gewaltige Pacht zahlen zu können, glaubten sie die Preise der Fabrikate in die Höhe schrauben zu müssen, und sie thaten es in ungemessener Weise, aber zu ihrem Nachteil; denn wie sehr sie auch die Käufer dadurch kränkten und die Tabakspflanzer beim Einkauf bedrückten, so vermochten sie doch nicht zu bestehen. Sie mußten ihre Pacht an zehn Berliner Kaufleute, welche noch 100,000 Thaler mehr zu zahlen sich erboten.

abtreten. Auch diese waren, obgleich sie in richtiger Erkenntnis ihres Vorteils die Preise ihrer Waren herabsetzten, außer stande, die Pacht zu bezahlen, und schon im Jahre 1766 wurde deshalb die Gesellschaft aufgelöst; der König übernahm den Handel mit Tabak selbst und übertrug ihn der General-Tabaks-Administration, welche in der ersten Zeit allerdings manchen schweren Kampf durchzumachen hatte, später aber reichen Verdienst brachte. Friedrich war infolgedessen mit seinem neuen Unternehmen so zufrieden, daß er die Monopolisierung des Tabaks stets mit besonderer Genugthuung „mein Werk“ nannte. Er interessierte sich für die geringsten Einzelheiten der Tabaksfabrikation, und um den Gewinn davon zu erhöhen, verschmähte er selbst jene kleinen Kniffe nicht, deren sich unreelle Privatfabriken bedienten, um ihren Gewinn zu vergrößern. So ließ Friedrich fortwährend daran arbeiten, dem Landtabak durch chemische Saucen den Geschmack und Geruch des Kanasters zu verschaffen, und als dies nicht gelang, sondern der Landtabak nur im äußern Ansehen dem wahren Kanaster ähnlich wurde, so befahl der König, den präparierten Landtabak künstlich mit dem echten Kanaster zu vermischen, das Publikum werde dies nicht merken und sich schon an die Mischung gewöhnen.

Ein anderes Mittel, Geldeinnahmen zu schaffen, war die Vervollkommnung der Lotterie. Schon im Jahre 1740 war in Berlin eine Lotterie eingerichtet worden. Diese bestand nur aus einer Klasse von 20,000 Losen, die mit 5 Thalern das Stück bezahlt wurden. Später, im Jahre 1763, wurde durch den Italiener Calzabigi die Zahlenlotterie (das Lotto) und 1767 die Klassenlotterie begründet. Seit jener Zeit ist Preußen mit der letzteren beglückt!

Durch die Regie und die Monopole wurden unzweifelhaft größere Steuern erzielt, als dies auf dem früheren Wege möglich gewesen wäre, brachte doch die Regie allein in den 21 Jahren von 1766 bis 1787 eine Summe von nicht weniger als 137,300,000 Thalern ein, während nach dem früheren Steuersystem höchstens 105,000,000 Thaler erzielt worden wären, so daß also der Staat eine Mehreinnahme von etwa 32,000,000 Thalern hatte. Von dieser Mehreinnahme mußten indessen die Kosten der Verwaltung abgezogen werden, welche sich auf mindestens zehn Prozent beliefen, und außerdem die in Zahlen nicht auszudrückenden Verluste, welche durch die Störung des gewerblichen Verkehrs und durch die Betrügereien der französischen Beamten entstanden! War da wohl der Vorteil für die Staatskassen so groß? Wog er auch nur im entferntesten die entsetzlichen Plackereien, welche die Regie für das Publikum brachte, und die Entsittlichung des Volkes, welches das Ueberhandnehmen des Schleichhandels mit sich führte, auf?

Der Schleichhandel ward in Berlin zum ausgebildeten Gewerbe, mit welchem sich besonders die entlassenen Soldaten beschäftigten. Es war zu gewinnbringend, Kaffee, Tabak und die anderen hoch besteuerten Gegenstände aus den Nachbarländern einzuführen, als daß sich nicht Menschen genug gefunden hätten, welche den strengen Strafen Trotz boten um des hohen Gewinnes willen. Vergeblich durchstreiften fortwährend Steuerpatrouillen bei Tag und Nacht die Straßen, vergeblich lagerten sie vor den Thoren, um die Schleichhändler abzufangen; gelang ihnen dies wirklich einmal, brachten sie einen ertappten Schmuggler zur Strafe, so traten neue an dessen Stelle.

Die Steuerbeamten hatten bei Ausübung ihres Amtes die schwierigste Stellung, sie trafen überall auf den Widerstand des Volks, welches offen Partei für die Schmuggler nahm, diesen die Annäherung der Beamten, ihre Verstecke verriet und bereitwillig etwa verfolgte Schmuggler in den Häusern verbarg. Je strenger die Strafen waren, und je gefährlicher daher das Schmugglergewerbe wurde, je mehr Reiz erhielt es für kühne, abenteuerlustige Burschen. Die Steuerbeamten führten Gewehre mit sich, sie erhielten das Recht, auf flüchtige Schmuggler zu schießen; jetzt flüchteten diese nicht mehr, sie bewaffneten sich ebenfalls, und es kam in den Straßen Berlins zu förmlichen Kämpfen zwischen Beamten und Paschern, bei denen es Verwundete und sogar Tote gab. So wurde eines Tages ein Accisebrigadier mitten in der Stadt von einem Schmuggler erschossen.

Friedrich hatte den Schmerz, in seinen letzten Regierungsjahren noch einsehen zu müssen, daß er mit seinen Finanzreformen auf einem falschen Wege gewesen sei; er erkannte, daß er von den Franzosen, die er ins Land gerufen hatte, auf schmähliche Weise betrogen und bestohlen wurde. Auch die Lehre, daß eine zu hohe Besteuerung dem Steuerertrage selbst schade, wurde in seinen letzten Jahren dem Könige klar. Der ungeheure Preis des Kaffees bewirkte, daß das Volk zu Kaffeeersatz seine Zuflucht nahm, daß es Cichorien, Erbsen, Roggen ꝛc. brannte und nur mit einigen Bohnen wirklichen Kaffees versetzte. Die Abnahme des Kaffeebedarfs und das Ueberhandnehmen der Strafen für den Schleichhandel veranlaßten den König im Jahre 1784 zu einer wesentlichen Preisherabsetzung. Auch diese aber hatte nur geringen Erfolg, denn es gab noch eine große Menge anderer hoch besteuerter Gegenstände, so daß auch ferner der Schmuggel in voller Blüte blieb.

Viertes Kapitel.

Die städtische Verwaltung Berlins erhielt unter Friedrich dem Großen eine Umgestaltung, welche sich aber nicht auf ihr inneres Wesen, nur auf ihre äußere Form erstreckte. Die verlorene Selbständigkeit erhielt der Magistrat nicht wieder, und auch die Bürgerschaft wurde ebensowenig wie unter Friedrich Wilhelm zur Selbstverwaltung herangezogen. Die Stadtverordneten blieben nach wie vor untergeordnete Beamte des Magistrats; welche Stellung sie einnahmen, mögen zwei Befehle des Magistrats kennzeichnen. Dieser befahl im Jahre 1764:

„Den Stadtverordneten wird hiermit aufgegeben, sich sofort an das Landsberger und Hallesche Thor zu verfügen, um bei dem jetzigen Viehsterben wegen des einpassierenden Rindviehs Wache zu halten und bei schwerer Verantwortung nichts dabei zu versäumen.“

Und im Jahre 1769:

„Die Stadtverordneten können nunmehr von den Thoren abgehen, da das Viehsterben in den Königlichen Landen gänzlich aufgehört hat.“

Von einer Wahl der Magistratsmitglieder durch die Stadtverordneten oder gar durch die Bürgerschaft war nicht mehr die Rede, und Friedrich, der kein Vertrauen zur Einsicht der Volksmassen hatte, hütete sich wohl, das alte Verhältnis wieder herzustellen.

Am 21. Februar 1747 erließ der König das neue rathäusliche Reglement; in der Vorrede sprach er den Zweck der Veränderung der städtischen Verwaltung dahin aus, daß fortan der Zustand der Stadt in einer der Wohlfahrt des Publikums und dem Interesse des Königs entsprechenden Weise geordnet werde; bisher sei besonders die Justiz-, Kämmerei- und Oekonomieverwaltung in bösem Zustande gewesen und mit Nachlässigkeit besorgt worden; eine bessere Ordnung sei notwendig und solle durch das Reglement eingeführt werden. Der Magistrat wurde fortan zusammengesetzt aus einem Stadtpräsidenten und vier Bürgermeistern, zwei Syndicis, einem Oekonomiedirektor, einem Kämmerer und zwölf Ratsmännern; diese hatten die rathäuslichen Geschäfte sowohl im Plenum als auch in den 4 Departements, dem Justiz-, Polizei-, Oekonomie- und Kämmerei-Departement zu bearbeiten. Der Präsident wurde vom Könige ernannt, die übrigen Mitglieder vom Magistrat selbst erwählt, die Hälfte von ihnen mußten studierte Personen sein. Der Magistrat hatte außerdem die Beamten der Stadt anzustellen, ihm waren die Gerichtssachen, das Patronat über die ihm unterworfenen Kirchen, Schulen und Hospitäler, die Gewerks- und Gildesachen und die Aufsicht über die einzelnen Departements zuerteilt. Das Plenum des Magistrats erhielt außerdem noch die Verpflichtung, darauf hinzuwirken, daß die Einwohnerzahl besonders durch wohlhabende Leute vermehrt würde, es sollte auch für das Emporkommen der Stadt mit allem Fleiße Sorge tragen und darüber stets mit der Regierung verhandeln.

Von den Departements ist für uns von besonderem Interesse das der Polizei; an der Spitze dieses stand der Stadtpräsident, der zugleich auch Polizeidirektor war. Drei Ratsmänner standen ihm zur Seite; als Unterbeamte fungierten ein Polizeiinspektor, zwei Polizeimeister sowie eine Anzahl von Marktmeistern und Polizeidienern. Im Jahre 1782 erteilte der König dem früheren Regimentsquartiermeister Philippi, den er im Jahre 1771 zum Stadtpräsidenten und Polizeidirektor ernannt hatte, eine ausführliche Instruktion. Philippi verdankte seine Ernennung dem Plane Friedrichs, in Berlin eine Polizei nach französischem Muster einzurichten. Man erzählte sich damals Wunderdinge von der ans Unglaubliche grenzenden Wachsamkeit, welche das Haupt der Polizei in Paris, Sartines, entfaltete, von der Schlauheit, mit der er die verborgensten Verbrechen entdeckte oder sogar die beabsichtigten Verbrechen vor der Ausführung entschleierte und verhinderte.

Es waren gerade damals einige Verbrechen in Berlin unentdeckt geblieben. Friedrich sandte deshalb Philippi nach Paris, damit dieser die Mittel der französischen Polizei kennen lernte, um sie später in Berlin zur Durchführung zu bringen. Philippi blieb längere Zeit in Paris, nach seiner Zurückkunft wurde er zum Polizeidirektor ernannt. Kurze Zeit nach seiner Ernennung wurden in der Residenz abermals mehrere bedeutende Verbrechen verübt, ohne daß es möglich gewesen wäre, die Thäter zu entdecken. Die öffentliche Sicherheit schien gefährdet. Friedrich machte deshalb dem Polizeidirektor bittere Vorwürfe; er habe seinen Aufenthalt in Paris, so meinte der

König, nicht genügend benutzt, um sich die erforderlichen Kenntnisse zu verschaffen. Philippi verteidigte sich: er erklärte, daß er wohl im stande sein werde, eine Polizei, wie die Pariser, auch in Berlin einzurichten, wenn man ihm gestatte, dieselben Mittel zu gebrauchen, welche Herr Sartines in Paris gebraucht habe. Berlin müsse erfüllt werden mit Spionen der geheimen Polizei, aus allen Ständen müßten diese entnommen und mit großen Geldsummen bestochen werden, damit sie der Polizei Mitteilungen brächten über das Leben und Treiben jedes einzelnen Bürgers, sie müßten eindringen in das Innerste der Familien, ihre Geheimnisse verraten, in jeder Privatgesellschaft müßten die Spione thätig sein, und auch die Briefe auf der Post dürften nicht länger ein Geheimnis bleiben! So verfahre man in Paris. Freilich würden durch diese Mittel manche Unschuldige in Verdacht gebracht, denn die geheimen Polizisten seien sämtlich verächtliche, zu jeder Schändlichkeit fähige Menschen, aber deren gebe es auch in Berlin, und auch hier werde sich das französische System zur Anwendung bringen lassen. Philippi machte bei dieser Mitteilung zugleich die geeigneten Vorschläge, Friedrich aber stand von seinem Plane ab, denn für einen solchen Preis wollte er die vorzüglich eingerichtete französische Polizei nicht erkaufen. Das französische System war nun zwar gefallen, aber ein Ueberrest davon blieb doch, Philippi führte das System der geheimen Polizei in Berlin ein, und dies hat sich seit jener Zeit bei uns eingebürgert, wenn es auch niemals den Umfang, den es in Frankreich besaß, und die alle Sittlichkeit untergrabende Gehässigkeit des dortigen Denunziations-Wesens erhalten hat. Die Einrichtung der geheimen Polizei trug wesentlich dazu bei, die Mißliebigkeit der Polizeibehörde bei den Bürgern Berlins zu erhöhen. Schon zu Friedrich des Großen Zeit haßten die Berliner alles, was zur Polizei gehörte, recht gründlich, und doch waren sie in jener Zeit bezüglich der Fürsorge für ihr Leben, ihre Gesundheit und Wohlanständigkeit recht glücklich daran, denn nicht nur der Polizeidirektor erließ polizeiliche Verordnungen, auch der Gouverneur von Berlin that es und sorgte mit militärischer Strenge für ihre pünktliche Befolgung.

So hatte z. B. der Gouverneur, General v. Ramin, um Unglücksfällen, welche durch zu schnelles Fahren in den Straßen erzeugt werden konnten, vorzubeugen, die Verordnung erlassen, daß jeder Kutscher, der zu schnell fahre, ohne Rücksicht darauf, wer im Wagen sitze, angehalten, zur Wache gebracht und mit 25 kräftigen Stockschlägen bestraft werden solle. Auch dieser Befehl wurde wirklich zu Ausführung gebracht. Als sich einst ein vornehmer Fremder darüber beim Könige beklagte, daß sein Kutscher auf solche Weise behandelt worden sei, zuckte der König nur die Achseln und bedauerte, daß die Strafe einen sonst braven Kutscher betroffen habe; er aber könne bei dieser Gelegenheit nichts thun, denn der General v. Ramin sei zwar grob, aber brav, und in Dienstsachen lasse er nicht mit sich spaßen.

Durch die Reform der blutigen, dem Mittelalter entsprossenen Strafgesetzgebung, durch die Abschaffung der Tortur hat sich Friedrich der Große ein ehrendes Denkmal für alle Zeiten gesetzt, durch letztere besonders ist erst die Möglichkeit, im Kriminalprozeß gerechte Urteile zu finden, erzeugt worden. Schon am 3. Juni 1740 hatte Friedrich die Anwendung der Folter in Kriminaluntersuchungen beschränkt; sie sollte künftig nur gestattet werden bei Majestätsbeleidigung und Landesverrat sowie bei großen Mordthaten, bei denen viele

Menschen ums Leben gebracht oder viele Verbrecher, deren Zusammengehörigkeit bewiesen werden müsse, beteiligt seien. Durch die Kabinettsordres vom 27. Juni und 4. August 1754 beseitigte Friedrich endlich die Tortur gänzlich. Die Veranlassung zu der berühmten Kabinettsordre vom 4. August gab ein Berliner Kriminalfall.

Eine Witwe, die am Alexanderplatz in dem sogenannten Stelzenkruge wohnte, war ermordet worden, und der Verdacht, die Mordthat begangen zu haben, traf einen armen Kandidaten, der bei ihr zur Miete wohnte. Da er die That hartnäckig leugnete, wurde er der Tortur unterworfen, und unter den ihm zugefügten Qualen legte er ein vollständiges Geständnis ab. Alle, die den unbescholtenen, bescheidenen und friedlichen Menschen kannten, hielten es für unmöglich, daß er eine solche That begangen haben könnte, und etliche Bürger wandten sich an den Großkanzler v. Cocceji mit der Bitte um eine nochmalige, eingehende Untersuchung. Diese wurde vorgenommen und in ihrem Verlaufe wurde festgestellt, daß der Kandidat völlig unschuldig war, und nur durch die unerträglichen Schmerzen der Tortur gezwungen worden, eine That einzugestehen, die er nie begangen hatte. Cocceji berichtete sofort an Friedrich den Großen, und infolge seines klaren, eingehenden Schreibens erließ der König die Kabinettsordre vom 4. August 1754.

Berlin war unter der Regierung der früheren Fürsten aus dem Hohenzollernschen Hause stets der Tummelplatz religiöser Kämpfe gewesen, und wenn diese auch unter Friedrich Wilhelms I. eisernem Regiment nachgelassen hatten, so war an ihre Stelle doch nichts Besseres getreten: der Hang zur Scheinfrömmigkeit, der offensichtliche Kirchenbesuch, eine zur Schau getragene Religiosität, welche tief entsittlichend auf das Volk wirkten. Friedrich der Große hat sich das nicht genug anzuerkennende Verdienst erworben, daß er unsere Stadt aus dem Bann der Unduldsamkeit und der Frömmelei erlöste, und daß er dadurch die Entwicklung Berlins zum geistigen Mittelpunkt Deutschlands möglich machte. Die Freiheit, für welche der große König auf politischem und sozialem Gebiet sein Volk noch nicht für reif hielt, auf dem Gebiet des Glaubens und Denkens gewährte er sie; sein großes Wort: „Die Religionen müssen alle tolerieret werden, hier muß ein jeder nach seiner Façon selig werden!“ blieb für seine Regierungszeit maßgebend. Bei jeder Gelegenheit zeigte Friedrich, wie verhaßt ihm leeres religiöses Formenwesen sei, deshalb ließ er auch das Prädikat „von Gottes Gnaden“ aus seinem Titel fort; noch verhaßter aber war ihm jene orthodoxe Unduldsamkeit, mit welcher sich die Prediger aller Bekenntnisse so gern brüsteten. Wo er diese traf, da überschüttete er sie mit derbem, beißendem Spott; die frömmelnden Prediger nannte er kaum anders als Mucker oder Pfaffen. Sein sprudelnder Witz traf oft rücksichtslos die in den Augen des Volkes noch heiligen Gebräuche, und dadurch hat er vielfach verletzt. Die Katholiken konnten es ihm nie vergeben, daß er ihre Wunder- und Heiligengläubigkeit häufig genug verspottete; nicht weniger aber wurden auch die gläubigen Protestanten durch manchen geistreichen Witz Friedrichs gekränkt. Eines Tages stand der König am Schloßfenster zu Berlin und hörte zu, wie die Chorschüler des grauen Klosters in der Burgstraße Gellerts berühmtes Lied: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte“ sangen. Er wandte sich lächelnd zu seiner Umgebung und sagte: „Gottes

Güte muß freilich groß und grenzenlos sein, sonst würde sie es nicht dulden, daß die Jungen so jammervoll singen!“.

Mehr noch als dieser harmlose Scherz kränkte die frommen, gläubigen Berliner eine etwas derbe Verfügung, welche Friedrich in dem berühmt gewordenen Gesangbuchstreit traf. Die Berliner hatten bisher zu ihren Andachtsübungen das alte Porstsche Gesangbuch benutzt, ein Buch, welches neben manchen schönen Kernliedern doch auch eine ganze Anzahl von Stücken enthielt, über die der Zeitgeist längst fortgeschritten war. Den aufgeklärteren Geistlichen war es ärgerlich, wenn in der Kirche Lieder gesungen wurden, welche teils in der Ausdrucksweise plump und unwürdig, teils sogar im Inhalt mehr als zweideutig und geeignet waren, die Sinnlichkeit aufzuregen. Dadurch sahen sich im Jahre 1765 die drei Prediger an der Marienkirche, Diterich, Bruhn und Kirchhof veranlaßt, unter dem Titel „Lieder für den öffentlichen Gottesdienst“ ein neues Gesangbuch herauszugeben. Sie hatten darin manche ältere, anstößige Lieder geändert, andere ganz fortgelassen. Diese Sammlung enthielt 236 Lieder, welche sowohl die Glaubens- als Sittenlehre umfaßten. Der Versuch, dieses Gesangbuch an die Stelle des alten Porstschen zu setzen, scheiterte aber an dem Widerspruche sowohl der Gemeinden als auch vieler Prediger; deshalb vereinigten sich der Propst Teller und der Prediger Diterich zu einem nochmaligen Versuche, das Porstsche Gesangbuch durchzusehen, einige besonders anstößige Lieder zu entfernen, andere zu verbessern und eine Anzahl neuer guter Lieder aufzunehmen. Im Jahre 1780 erschien das neue Gesangbuch, welches vom Oberkonsistorium eingeführt wurde. Die Herausgeber waren dabei nicht besonders glücklich verfahren, sie hatten manche undichterische und unschöne Lieder aufgenommen, an guten alten Liedern ohne Geschmack gefeilt und geändert. So war denn ihr Gesangbuch keineswegs vorzüglich, jedenfalls aber dem alten weit vorzuziehen. Trotzdem aber erhob sich gegen die Neuerung eine Schar von Eiferern, unter denen sich besonders ein schwärmerischer Berliner Kleinhändler, Namens Apitzsch, auszeichnete. Dieser ergriff das Panier der alten rechtgläubigen Kirche; er hielt Versammlungen der Gemeindegenossen ab, und so bildeten sich denn bald unter den Gemeindemitgliedern zwei Parteien, deren eine das neue Gesangbuch haben wollte, während die andere mit allen Kräften dagegen stritt. Die vier berlinischen Gemeinden von der Dreifaltigkeits-, Sankt Gertraud-, Cölnischen Vorstadt- (Louisen-) und Jerusalemerkirche baten in einer von Apitzsch veranlaßten Schrift den König um die Beibehaltung des alten Porstschen Gesangbuchs. Eine solche Eingabe war ganz geeignet, eine scharfe Entgegnung des Königs herauszufordern, und eine solche erfolgte auch sofort; Friedrich fügte ihr eigenhändig folgende Worte hinzu:

„Ein Jeder kann bei Mir glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist. Was die Gesangbücher angeht, so steht einem Jeden frei, zu singen: ‚Nun ruhen alle Wälder‘ oder dergleichen dummes und thörichtes Zeug mehr. Aber die Priester müssen die Toleranz nicht vergessen, denn ihnen wird keine Verfolgung gestattet werden.“

Die Freiheit, welche den Berlinern gelassen wurde, dergleichen dummes und thörichtes Zeug mehr zu singen, veranlaßte den berühmten Gleim zu dem Gedicht: „Der Monarch“, in welchem es heißt:

Er ließ uns alle Freiheit, selbst
die Freiheit — dumm zu sein.“

Die frommen Berliner brachte die beißende Antwort des Königs auf ihre Bittschrift in nicht geringe Aufregung, und die Zahl der Frommen war immer noch ziemlich groß, obgleich das Volk, dank dem Beispiel des Königs und seinem Bestreben, freisinnige Theologen nach Berlin zu ziehen, sich in seiner Mehrheit schon einer freien Richtung zugewandt hatte.

Im grellen Widerspruch zu dem Bestreben des Königs, die Aufklärung und religiöse Duldung in Preußen zur Herrschaft zu bringen, steht die große Abneigung, welche er bei allen Gelegenheiten gegen die Juden zur Schau trug. Die Juden blieben auch unter der Regierung Friedrichs des Großen die Parias der Gesellschaft, ausgeschlossen von den meisten bürgerlichen Rechten und belastet mit schweren, ungerechtfertigten Abgaben. Friedrich stand in seiner Abneigung gegen die Juden ganz auf dem Standpunkt des gewöhnlichen Volks; wie dieses hätte er am liebsten die verhaßten Wucherer und Betrüger aus dem Lande gejagt, und wenn er es nicht that, so hat eine solche Schonung nur darin ihren Grund, daß die reichen Juden eine einträgliche Geldquelle für ihn waren. Friedrichs Widerwille gegen die Juden war so groß, daß er nur höchst ungern ihre Vermehrung sah und jede Gelegenheit benutzte, um die ausgegebenen Schutzbriefe wieder einzuziehen. So erschien im Jahre 1747 eine Verordnung, welche anbefahl, daß jeder Jude, welcher sich der Hehlerei schuldig mache, des Schutzbriefes verlustig gehen und mit seiner Familie das Land verlassen solle, ohne daß an seiner Stelle ein anderer Jude aufgenommen werden dürfe. Charakteristisch für die Verordnung ist auch, daß die Judenschaft eines Ortes für jeden Diebstahl, den einer ihrer Gemeinde begangen hatte, solidarisch verpflichtet wurde, den Betrag des gestohlenen Guts zu ersetzen, wenn der Dieb dies nicht konnte. Trotz aller Erschwerungen, welche der Ausbreitung der Juden in Preußen durch die Beschränkung der Schutzbriefe in den Weg gelegt wurden, bürgerten sich doch die Juden mehr und mehr ein, und besonders in Berlin wuchs ihre Zahl von Jahr zu Jahr. Von vielen Seiten her kamen Klagen, daß die Juden sich erlaubten, in bürgerliche Gewerbe hineinzupfuschen, daß sie, wenn auch verdeckt durch Scheingeschäfte, Ländereien ankauften, und daß sie eine so große Anzahl von Häusern besäßen. Friedrich sah sich daher veranlaßt, die Verhältnisse der Juden im preußischen Staate einer gesetzlichen Ordnung zu unterziehen, es geschah dies durch das revidierte Generalprivilegium und Reglement vor die Judenschaft im Königreich Preußen vom 17. April 1750. Zwei Jahre lang war tüchtig an diesem Reglement gearbeitet worden, und Friedrich hatte selbst sorgsam daran gefeilt. Das Gesetz ist um so wichtiger, als es bis zum Jahre 1812 im großen und ganzen für die Juden in Preußen maßgebend gewesen ist. Die bisherige Judenkommission wurde aufgehoben, die Rechtsangelegenheiten der Juden wurden den Magistraten und Gerichten, die Schutzsachen dem Generaldirektorium überwiesen. Friedrich hielt den Grundsatz fest, daß die Zahl der Juden sich nicht vermehren dürfe, deshalb sollten fremde Juden nur, wenn sie 10,000 Thaler besäßen, durch besondere Gnade Aufnahme im Lande finden. Um die Vermehrung der Juden in sich selbst zu verhindern, sollten alle Juden, welche nicht Kaufleute waren und nicht zu den jüdischen Gemeindebeamten gehörten, durchaus keine Erlaubnis

zum Heiraten bekommen. Die angeseheneren Juden, welche besondere Schutzbriefe erhielten, durften diese doch nur auf ein Kind vererben, und erst später wurde es ihnen gegen Erlegung von 70,000 Thalern gestattet, daß sich ein zweites Kind im Lande verheiraten durfte, jedoch nur unter der Bedingung, daß bei jeder Heirat für 1500 Thaler inländische Manufakturwaren in das Ausland geführt werden mußten.

In ihrem Erwerbe wurden die Juden außerordentlich beschränkt. Alle zünftigen Gewerbe, der Landbau, der Handel mit Wolle und Wollwaren wurden ihnen streng untersagt, Landgüter durften sie gar nicht erwerben, von Häusern wurde ihnen nur eine bestimmte Zahl, in Berlin 40, gestattet; diese Zahl wurde später auf 70 erhöht. Außer diesen Beschränkungen des Gewerbebetriebes wurden den Juden noch alle möglichen Lasten auferlegt. Da hatten sie bei allen Gelegenheiten Abgaben an Kirchen und Schulen zu bezahlen, Schutzgelder, Leibzölle, Rekrutengelder und dergleichen mehr. Eine der lästigsten und unangenehmsten Beschränkungen, welche die Juden erleiden mußten, war die, daß sie, sie mochten wollen oder nicht, gezwungen wurden, Fabriken, welche sich nicht gut rentierten, anzukaufen und fortzuführen oder auch neue Fabriken, wenn Friedrich glaubte, daß sie das Vermögen dazu hätten, anzulegen. Mit großer Rücksichtslosigkeit wurde auch der schon erwähnte Befehl, daß die Juden Waren aus der königlichen Porzellanfabrik kaufen sollten, aufrecht erhalten. Trotz der schweren Lasten, welche die Judenschaft Berlins tragen mußte, wuchs sie dennoch, wenn auch nicht an der Zahl, so doch an Reichtum mit jedem Jahre. Die Münz- und Lieferungsgeschäfte während des siebenjährigen Krieges hatten wesentlich dazu beigetragen, die jüdischen Kaufleute Berlins zu heben; aber wie reich diese auch wurden, und wie sehr sie mit ihrem Reichtum prunkten durch köstliche Häuser, schöne Gärten, Kunstsammlungen und glänzende Gesellschaften, in denen sich die geistreichen Männer der Residenz versammelten, sie blieben dennoch die vom Volk verachteten Juden! Zu den jüdischen Festen kamen wohl die Christen, und manche setzten sich darüber hinweg, daß der Gastgeber ein Jude sei, und behandelten ihn wie ihresgleichen; die große Menge des Volkes aber blieb bei dem Haß und der Verachtung, welche sie seit Jahrhunderten gegen die Juden hegte. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß sich einzelne tiefere Denker fortsetzten über Vorurteile, welche so allgemein herrschten, in denen selbst so geistreiche Männer wie König Friedrich der Große befangen waren.

Vor allen verdient eine rühmliche Anerkennung der Geheime Archivar Dohm, der im Jahre 1781 ein Werk über die bürgerliche Verbesserung der Juden schrieb, welches eine allgemeine Aufmerksamkeit erregte, denn Dohm hatte die unerhörte Kühnheit, in Berlin die bürgerliche Freiheit der verachteten Juden zu fordern, die Juden sollten vollständig mit den Christen gleichgestellt, zu allen Gewerben, selbst zum Ackerbau, zugelassen werden. Noch ein anderer Schriftsteller trat ein für die Rechte der Juden, ein Mann, der selbst ein Jude, doch seiner tiefen Gelehrsamkeit, seines scharfen Geistes wegen sich die Achtung der Christen derart zu erwerben wußte, daß sogar die Akademie der Wissenschaften ihn unter ihre eigenen Mitglieder aufnehmen wollte, und daß eine solche Ehre ihm nur deshalb nicht widerfuhr, weil der König in seinen Vorurteilen gegen die Juden den Namen Moses Mendelssohn von der Liste der aufzunehmenden Akademiemitglieder strich.

Moses Mendelssohn kämpfte mit klarem und scharfem Geist für seinen Stand, indem er gegen die Vorurteile desselben den Kampf eröffnete und seine Glaubensgenossen zu manchen Reformen des alten, zerrütteten Judentums zwang. Wie trefflich aber auch Dohm und Moses Mendelssohn für die Menschenrechte der Juden stritten, sie vermochten in jener Zeit gegen das allgemeine Vorurteil*) nicht vorzudringen. Der Volkshaß blieb bestehen und wurde noch vermehrt durch manche Schriftsteller, die sich einen Ruhm durch beißende Schmähschriften gegen die Juden erwarben.

Fünftes Kapitel.

Unter der Regierung Friedrich Wilhelms I. war den Berlinern der Sinn für die Wissenschaften fast ganz verloren gegangen, unter der Regierung Friedrichs des Großen entwickelte er sich von neuem und gelangte zu einer ungeahnten Blüte. Berlin wuchs in einem Zeitraum von 46 Jahren heran zum Mittelpunkt der wissenschaftlichen Bestrebungen Deutschlands; nach unserer Stadt zogen die deutschen Gelehrten, hier fanden sie ein Feld des Schaffens, welcher Wissenschaft sie auch dienen mochten. Berlin verdankt die wissenschaftliche Bedeutung, auf welche wir heute noch stolz sind, vorzugsweise Friedrich dem Großen; nicht seiner Begünstigung wissenschaftlicher Bestrebungen, nicht unmittelbar die Wissenschaft fördernden Maßregeln, sondern dem Beispiel, welches der König selbst gab, sowie den Gelehrten und Schriftstellern, welche er an seinen Hof und in seinen täglichen Umgangskreis zog, und vor allem der Freiheit, welche er der geistigen Entwicklung des Volkes gewährte.

Geradezu fördernd ist Friedrich selten aufgetreten; er verachtete die deutsche Wissenschaft und hielt sein Volk noch für zu unreif, um mit den Franzosen auf dem Gebiete wissenschaftlicher Forschungen wetteifern zu können. Er hatte selbst nach vielen Richtungen hin eine sehr beschränkte Auffassung, welche ihn verhinderte, den Nutzen zu erkennen, den die Fortbildung jedes Wissenszweiges haben mußte. Er ließ deshalb die Gelehrten zwar frei gewähren, kümmerte sich aber nicht, wie er dies auf dem Gebiet des Handels und der Gewerbe so gern that, persönlich um ihre Bestrebungen. Oft genug wies er sogar Aufforderungen, welche deshalb an ihn ergingen, fast mit Hohn

*) Zu dem allgemeinen Vorurteil trug auch viel die Mißgunst bei, mit welcher sich die Juden gegenseitig verdächtigten. Sobald einer von ihnen sich durch Reichtum oder größere Bildung auszeichnete, wurde er sicher vom Haß der übrigen verfolgt. Als einst ein kluger Spekulant, der reiche Poser, sich unterstand, sich den Bart rasieren zu lassen (die übrigen Juden trugen noch sämtlich volle Bärte), erregte dies unter der Judenschaft großes Mißfallen. Der alte Ephraim verklagte ihn bei dem Oberlandesrabbiner, und dieser verbot dem abtrünnigen Sohn Israels bei strenger Strafe, sich in Zukunft zu rasieren. Poser war nicht geneigt, sich ein so willkürliches Verbot gefallen zu lassen, er wandte sich direkt an den König; aber auch hier fand er keinen Schutz, denn Friedrich schrieb an den Rand der Bittschrift:

„Der Jude Poser soll mich und seinen Bart ungeschoren lassen!"

zurück. Die Wissenschaft bedarf zu ihrem Emporblühen nicht des Staatsschutzes, nur die Freiheit ist zu ihrer Entwicklung notwendig, und diese gewährte ihr Friedrich.

Friedrich hat für das Schulwesen in Berlin wenig gethan, den Volksschulen war sogar sein Befehl, daß die entlassenen Invaliden vorzugsweise bei Besetzung von Schulmeisterstellen berücksichtigt werden sollten, wenn er auch hauptsächlich für Landschulen berechnet war, nachteilig. Nur eine einzige Schule ist in Berlin während Friedrichs 46jähriger Regierung auf seine unmittelbare Veranlassung und seine Kosten entstanden, und diese hatte für das Volk keine Bedeutung; es war die Militärakademie für Adlige, welche Friedrich im Jahre 1765 gründete, um sich Offiziere für das Heer vorzubilden. Er baute für diese Schule in der Burgstraße ein ansehnliches Haus und bekümmerte sich um den Unterrichtsplan und die Disziplin der neuen Anstalt.

Das Schulwesen Berlins befand sich beim Regierungsantritt Friedrichs in einem traurigen Zustande und blieb es auch während der nächsten 20 Jahre; erst nach und nach traten ohne Zuthun des Königs Verbesserungen ein. Auf den Gymnasien, sowohl den städtischen als dem königlichen Joachimsthalschen, herrschte eine pedantische Unterrichtsmethode, welche den frischen Geist der Knaben ertötete. Der einzige Lehrgegenstand, auf den ein Gewicht gelegt wurde, war das Lateinische, alle übrigen wurden vernachlässigt, am wenigsten gab man auf die deutsche Sprache und auf Mathematik; diese gehörten ja nicht zur sogenannten klassischen Bildung. Die Lehrmittel waren jämmerlich, die Klassenzimmer wahre Schmutzlöcher, von Schuldisziplin war kaum die Rede; die Schüler suchten schon auf dem Gymnasium, sich einen rohen, studentischen Ton anzueignen. Wenig erbaulich ist die Schilderung, welche uns Dr. Büsching von dem Zustande des Berlinischen und Cölnischen Gymnasiums giebt:

> „Der Gehalt der Lehrer verschaffte ihnen, wenn sie auch unverheiratet waren, geschweige denn, wenn sie Familie hatten, die wahre Notdurft nicht. Daß es ihnen an derselben fehlte, sah man an ihrer Kleidung, ihrem Hausgerät und ihrem Büchervorrat. Ihre Wohnungen waren so schlecht, daß sie in einer mittelmäßigen Provinzialstadt nicht schlechter gefunden werden konnten. Das Cölnische Gymnasium hatte zu den Klassen einige gute Zimmer, aber das Berlinische hatte nicht eine einzige gute Klasse. Als der Kriegsrat und erste Bürgermeister Riediger eine derselben zeigte, sagte er, sie wären gut zu Weinkellern, was sehr gut getroffen war. Sie waren alle kellermäßig dunkel, unangenehm und ungesund, weil sie einige Ellen tiefer als die Straßen und Höfe in der Erde lagen. Zwei dieser elenden Klassen waren nur durch Bretter, einige Ellen hoch, von einander abgesondert, so daß man in keiner laut reden durfte, um einander nicht zu stören. Man glaubte, daß die Zugänge zu den Klassen und diese selbst seit Jahrhunderten nicht geweißt wären. Katheder und Bänke waren im elendesten Zustande. In der Schreibeklasse waren nicht einmal ein paar Tische, sondern die Schüler mußten ihre Schreibebücher auf die niedrigsten Bänke legen und bei denselben zum Schreiben niederknieen. Weil die Klassen gewöhnlich um halb 8 Uhr angefangen wurden, so hatten sie im Winter Licht nötig. Wenn dies aber auch notdürftig vorhanden war,

so fehlte es an Leuchtern, die die Hände der Schüler vertreten mußten. Zu Reparaturen der Klassenwohnungen war kein Geld vorhanden; daß kleine Stücke vermoderten, verfaulten, zerbrachen, wurde nicht geachtet: wenn aber große Reparaturen vorgenommen werden mußten, geschahen sie mit geliehenem Gelde. Oeffentliche Prüfungen der Schüler waren seit vielen Jahren nicht vorgenommen worden, weil keine Magistratspersonen noch sonst jemand von einigem Ansehen bei denselben erschien."

In einem ähnlichen Zustande befanden sich auch die übrigen Gymnasien. Ihre Schülerzahl nahm infolgedessen immer mehr und mehr ab, obgleich beim Fortschreiten der Bildung das Bedürfnis, sich wissenschaftliche Kenntnisse zu erwerben, unter den wohlhabenden Bürgern Berlins ein allgemeines geworden war. Gegenüber diesem verfallenden Gymnasialunterricht blühte in Berlin das Realschulwesen empor; es verdankte seine Blüte dem Prediger an der Dreifaltigkeits-Kirche, Konsistorialrat Hecker. Hecker war 1738 in seine Stellung nach Berlin gekommen; er glaubte seine Amtspflichten nicht mit dem Predigen in der Kirche allein erfüllt zu haben. Mit unermüdlichem Eifer widmete er sich der Verbesserung des Schulwesens in seinem Sprengel; dazu verwandte er die Einkünfte des Klingelbeutels und die Erträge aus dem Verkauf verschiedener von ihm herausgegebenen religiösen Schriften. Als er sein Amt antrat, fand er in seinem Sprengel nur drei jämmerliche Schulen, deren eine durch einen Unteroffizier, die zweite von einer alten Frau, die dritte von einem unwissenden alten Manne geleitet wurde. Hier that Hülfe not, und Hecker ging nun mit wahrhaft unermüdlicher Thätigkeit ans Werk, um neue Schulen zu schaffen. Im Verlauf weniger Jahre, im November 1744, hatte er es schon dahin gebracht, daß drei Kandidaten der Theologie und vier Schulhalter angestellt waren und mit Erfolg unterrichteten. Hecker besuchte die sämtlichen Schulen Tag für Tag; er erteilte den Lehrern Instruktionen und war fortwährend bemüht, neue Geldmittel herbeizuschaffen, um noch weiter für die Verbesserung dieser Schulen zu wirken. Es gelang ihm dies auch, und er brachte es dahin, daß er ein eigenes Haus kaufen konnte. Im Jahre 1747 wurde ihm das in der Kochstraße gelegene Friedrichstädtische Gymnasium eingeräumt und käuflich überlassen. Jetzt zogen die meisten Schulhalter der Parochie in das neue Haus ein. Hier wurden fünf Klassen errichtet und ein geregelter Unterricht, der sich auf die Religion, die deutsche Sprache, die Anfangsgründe des Lateinischen, der Geographie, Geschichte, Naturlehre und des Rechnens erstreckte, eingeführt. Aber damit nicht zufrieden, vermehrte er seine Schule mit einer sogenannten Realklasse, und diese eröffnete er im Mai 1747, indem er dem Berliner Publikum die Absichten, welche er dabei hatte, in einer Ansprache erklärte. Er sagte:

„Unser Hauptverfahren in unserer ökonomischen und mathematischen Realschule zielt dahin, solche junge Leute, welche dem Studieren nicht eigentlich gewidmet sind, und die wir dennoch zur Feder, zur Handlung, Oekonomie, Künsten und Manufakturen fähig finden, in ihren natürlichen Trieben zu stärken und ihnen die erforderliche erste Anleitung zu geben."

Heckers Streben fand allgemeine Anerkennung in Berlin. Viele Eltern nahmen ihre Söhne aus den schlechten Gymnasien fort und übergaben sie

der neuen Schule, welche Hecker in drei Abteilungen geteilt hatte, in eine deutsche Schule, in der Unterricht in der Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen gegeben wurde, in eine lateinische, in der die klassischen Studien getrieben wurden, und in die Realschule, in der Arithmetik und Geometrie, Mechanik, Architektur, Zeichnen, Naturlehre, Oekonomie u. s. w. getrieben werden sollten. Auch der Seidenbau war dabei nicht vergessen, ebenso auch die Lehre vom Pflanzen der Obstbäume. Noch war kein Jahr vergangen, da zählten die drei verschiedenen Anstalten schon 600 Schüler, und sie geboten über so große Mittel, daß an 200 Schüler freier Unterricht erteilt werden konnte. Die Realschule bildete die Spitze des Ganzen, die deutsche und lateinische Schule waren ihre Vorklassen; diejenigen Schüler, welche sich dem geistlichen Stande widmen wollten, konnten aus der lateinischen Schule zu anderen höheren Anstalten übergehen. Im folgenden Jahre wurde auch noch eine Mädchenklasse eingerichtet, um auch das bisher so vernachlässigte weibliche Geschlecht eines gediegenen Schulunterrichts teilhaftig zu machen.

Auch König Friedrich nahm an dieser Schöpfung Anteil, und um das Unternehmen auch seinerseits zu fördern, errichtete er für die Schulanstalten an der Dreifaltigkeitskirche ein besonderes Kuratorium und schenkte ihnen Holz und Steine zum Ausbau des Schulhauses, gewährte auch sämtlichen Schullehrern freies Brennholz und Accisefreiheit; außerdem erteilte er der Schule das Privilegium zu einem eigenen Buchladen, dem ersten, der auf der Friedrichstraße errichtet wurde, und genehmigte auch eine Lotterie zum Besten der Realschule. Um tüchtige Lehrer heranzubilden, hatte Hecker schon 1748 ein Lehrerseminar eingerichtet, welches im Jahr 1753 zu einer Staatsanstalt gemacht wurde.

Die Errichtung der Realschule und ihr Emporblühen hatte für Berlin eine doppelte Bedeutung. Das alte Lehrsystem war durchbrochen, ein neuer Weg für den Unterricht gezeigt; außerdem traten aber auch alle die Gebrechen, an denen die Gymnasien der Stadt litten, jetzt um so greller ans Tageslicht und erforderten gebieterisch eine Abhülfe. Das Berlinische und Cölnische Gymnasium wurden infolgedessen in den obern Klassen vereinigt, ein tüchtiger Rektor, Dr. Büsching, der sich den Ruf eines ausgezeichneten Schulmannes erworben hatte, wurde an die Spitze der vereinigten Anstalt gesetzt (1766). Büsching brachte bald ein neues Leben durch eine Verbesserung des Unterrichtsplanes und eine schärfere Schulzucht in das vereinigte Gymnasium und die als Stadtschulen mit ihm verbundenen anderen Abteilungen. Dasselbe that Meierotto, der im Jahre 1775 Rektor des Joachimsthalschen Gymnasiums wurde. Das vereinigte Friedrichs-Werdersche und Friedrichsstädtische Gymnasium verdankte seine Reform im Jahre 1777 dem Direktor Gedicke.

Nach dem Zusammenschmelzen der verschiedenen Gymnasien zählte Berlin folgende höhere Lehranstalten:

1. Das Joachimsthalsche Gymnasium.
2. Das vereinigte Berlinische und Cölnische Gymnasium im grauen Kloster mit den beiden unter ihm stehenden Stadtschulen.
3. Das vereinigte Friedrichs-Werdersche und Friedrichsstädtische Gymnasium.
4. Das französische Gymnasium.
5. Die Realschule, bestehend aus dem Pädagogium, der Kunstschule, der deutschen Schule und der Mädchenschule, und
6. Die öffentliche Schule auf der Dorotheenstadt.

Außer diesen öffentlichen Anstalten bestand eine Anzahl von Privatschulen, welche sich meist die Aufgabe stellten, die Knaben jüngeren Alters für die höheren Lehranstalten vorzubereiten, von denen aber auch einige einen weiter greifenden Unterrichtsplan hatten. Diese Schulen waren für die wohlhabende Klasse der Berliner Bevölkerung berechnet, die niedere Volksklasse fand ihren Unterricht in den sogenannten Nebenschulen und Freischulen. Die Freischulen erteilten den Kindern der Armen vollständig freien Unterricht, da sie aber für die große Bevölkerung nicht ausreichten, so bezahlte der Magistrat für viele arme Kinder in den Nebenschulen, die von Privatleuten gehalten wurden, ein Schulgeld für die Armenkinder. Zu den Freischulen gehörten auch die Garnison- und Regimentsschulen, in denen Soldatenkinder unentgeltlich unterrichtet wurden, sowie die von der französischen Kolonie gegründete école de charité und die jüdische Freischule.

Zeigte Friedrich der Große nur ein geringes Interesse für das Schulwesen Berlins und überließ er es seiner eigenen Entwickelung, so glaubte er doch für die Pflege höherer wissenschaftlicher Bestrebungen fördernd eintreten zu müssen. Er that es, indem er die unter der Regierung seines Vaters ganz in Verfall geratene Akademie der Wissenschaften neu belebte. Die deutsche Wissenschaft wurde aber dadurch nur mittelbar gefördert, denn seinem durchaus französischem Bildungsgange gemäß schuf Friedrich auf deutschem Boden ein französisches Institut. Er zog bald nach seinem Regierungsantritt eine Anzahl berühmter Männer nach Berlin, um mit ihnen die Akademie neu zu begründen. Friedrich kannte die deutsche Wissenschaft nicht, da war es denn auch natürlich, daß er hauptsächlich Franzosen einlud, daß er seine wissenschaftlichen Freunde vor allen deutschen Gelehrten bevorzugte. Er schloß die Deutschen von der neu zu begründenden Akademie nicht aus, weder im Anfange noch in der Folge; manche berühmte deutsche Gelehrte wie gleich anfangs der Mathematiker Euler und später der Chemiker Markgraf u. a. sind Mitglieder der Akademie geworden; aber da er die deutschen Gelehrten kaum den Namen nach kannte, so mußte sein Augenmerk hauptsächlich auf Ausländer fallen, auf Männer wie Maupertuis, Vaucanson, Algarotti u. s. w. Die alte Akademie war so vollständig zerrüttet, daß sie kaum eine Grundlage der neu zu errichtenden sein konnte; es kam hinzu, daß ein im Marstall ausgebrochenes Feuer im Jahre 1742 die Lokalitäten der Akademie nebst ihren kostbaren Sammlungen in Asche gelegt hatte. Die nach Berlin gerufenen Gelehrten bildeten daher vorläufig unter dem Namen société littéraire eine wissenschaftliche Gesellschaft, welche sich bei dem Feldmarschall von Schmettau oder dem Minister von Borcke versammelte und mit Abfassung und Vorlesung von kleinen Denkschriften beschäftigte. Im Jahre 1744 waren endlich die Schwierigkeiten überwunden. Am 23. Januar konnte die neue Akademie ihre erste Sitzung im königlichen Schlosse halten. Sie führte den Namen Académie des sciences et belles lettres. Erst später baute ihr Friedrich ein neues Haus Unter den Linden, in welchem vom 1. Juni 1752 an die Sitzungen abgehalten wurden.

Die Akademie war ganz nach dem Muster der Pariser eingerichtet. Der König hatte sich selbst das Protektorat vorbehalten und einige der höchsten Staatsbeamten zu Kuratoren ernannt. An der Spitze standen ein Präsident und ein Vicepräsident. Die Mitglieder, 24 an der Zahl, unter denen sich

auch manche gute deutsche Namen befanden, hatten die Verpflichtung, jährlich einige wissenschaftliche Abhandlungen auszuarbeiten und vorzutragen. Außer den 24 Akademikern wurden noch 16 Ehrenmitglieder, vornehme Hof- und Staatsbeamte, ernannt. Bei der ersten Sitzung im königlichen Schloß wurden die Statuten des neuen Instituts vorgetragen. Nach diesen war die Akademie in 4 Klassen eingeteilt, jede aus 6 Mitgliedern bestehend; die eine hatte sich mit Physik, die zweite mit Mathematik, die dritte mit Philosophie und die vierte mit Philologie zu beschäftigen. An der Spitze jeder Abteilung stand ein Direktor, der in Verbindung mit dem Sekretär und Bibliothekar die Herausgabe der akademischen Schriften zu besorgen hatte. Jährlich am Stiftungstage sollten Preisschriften mit einem Preise von 50 Dukaten gekrönt werden, zu diesem Behuf sollten bestimmte wissenschaftliche Fragen öffentlich für die Preisbewerbung verkündet werden.

Alle Donnerstage fanden die Sitzungen der Akademie statt, diese waren zweimal im Jahre öffentlich. Alle Mitglieder waren zu reger Beteiligung verpflichtet; der König selbst blieb einer der thätigsten Mitarbeiter. Eine Reihe von Abhandlungen, teils philosophischen, teils historischen Inhalts, wurde von ihm der Akademie überliefert und in den Sitzungen durch seine Sekretäre öffentlich verlesen. Friedrich bethätigte seine Teilnahme an der Akademie auch noch anderweitig. Als Maupertuis, der im Jahre 1746 mit 3000 Thaler jährlichem Gehalt Präsident der Akademie geworden war, starb und d'Alembert die ihm angebotene Präsidentenstelle nicht annahm, verwaltete der König diese persönlich; er berief die neuen Mitglieder der Akademie selbst und übertrug nur die ökonomischen Angelegenheiten dem Hofmarschall Grafen Redern. Friedrich schrieb seine Abhandlungen, wie wir kaum zu erwähnen brauchen, sämtlich in französischer Sprache; überhaupt war die ganze Einrichtung der Akademie eine so durchaus französische, daß selbst die Abhandlungen der deutschen Mitglieder erst in das Französische übersetzt werden mußten, wenn sie der Akademie vorgetragen oder in ihre Denkschriften aufgenommen werden sollten. Außer einer tüchtigen wissenschaftlichen Thätigkeit entfaltete die Akademie auch eine praktische Thätigkeit durch den Verkauf der Kalender, der ihr zu gleicher Zeit eine nicht unbedeutende Geldeinnahme schaffte; auch das Landkartenwesen stand unter ihrer direkten Aufsicht. Der Verkauf aller von ihr nicht genehmigten Karten wurde verboten; ein Seeatlas von 13 Blättern wurde schon im Jahre 1749 von der Akademie herausgegeben, dann folgte ein Atlas von allen Ländern der Erde in 44 Blättern. Im Jahre 1751 wurde der Akademie das Privilegium für die berühmte, von Mylius angefangene Ediktensammlung gegeben.

Die rege Unterstützung, welche Friedrich der Wissenschaft zu teil werden ließ, und die vollkommene Freiheit, mit der er jede ihrer Richtungen duldete, waren die Veranlassung, daß die freigesinnten Gelehrten aus ganz Deutschland in Berlin zusammenströmten; hier war der Mittelpunkt, von dem aus sich die Aufklärung über das deutsche Vaterland verbreitete. In Berlin durften die Schriftsteller drucken lassen, was überall im übrigen Deutschland verboten worden wäre. Eine Flut von Schriften aller Art erschien in der preußischen Hauptstadt, gute und schlechte bunt durcheinander, und alle wurden gelesen, denn der Geschmack der Berliner war noch nicht besonders geläutert, aber dank den Bestrebungen ausgezeichneter Schriftsteller läuterte er sich



Luise, Königin von Preußen, geb. Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz,
geb. 10. März 1776 in Hannover, gest. 19. Juli 1810 in Hohenzieritz,
vermählt am 24. Dezember 1793 mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm.

mehr und mehr. Wesentlich trugen dazu die im Jahre 1759 in der Nicolaischen Buchhandlung erschienenen Briefe über die neueste Litteratur, an denen Lessing, Mylius, Mendelssohn und verschiedene andere Berliner Gelehrte arbeiteten. Sie bildeten den Beginn einer einsichtsvollen Kritik in Deutschland. Ihr Verdienst war es, wenn das Volk aufmerksam wurde auf manche gediegene Erscheinung in der deutschen Litteratur. Lessing war die Seele des Unternehmens, aus dem später im Jahre 1765 die allgemeine deutsche Bibliothek hervorging, welche von Nicolai herausgegeben wurde. Diese allgemeine deutsche Bibliothek war ein Centralblatt der gesamten europäischen Litteratur; alle in Europa erschienenen wichtigen Bücher wurden darin angezeigt und beurteilt; die besten deutschen Schriftsteller arbeiteten an dem 21 Jahre lang erscheinenden, bedeutenden Unternehmen mit und gewährten dadurch den gebildeten Ständen die Möglichkeit einer gediegenen Auswahl im Lesen.

In allen Zweigen der Litteratur entfaltete sich in Berlin zur Zeit Friedrichs des Großen ein merkwürdiges Leben. Glänzende Namen traten aus dem Dunkel hervor; wissenschaftliche Werke, welchen wir heute noch unsere Bewunderung zollen, erschienen. In der Philosophie errang Moses Mendelssohn, der arme Jude, die Palme. Als ein Trödeljunge kam er nach Berlin; jahrelang hatte er mit der äußersten Armut zu kämpfen, öfter mußte er viele Tage von trockenem Brote leben, und auch von diesem hatte er so wenig, daß er das Brot mit Einschnitten bezeichnen mußte, die ihm zeigten, wie viel er davon täglich essen dürfe. Trotz dieser Not aber zog ein glühender Hang zur Wissenschaft ihn zu den ernstesten Studien. Er erregte dadurch die Aufmerksamkeit einiger seiner Glaubensgenossen; ein reicher Seidenfabrikant in Berlin, Namens Bernhardt, nahm ihn als Lehrer für seine Kinder in das Haus und übertrug ihm zu gleicher Zeit eine Buchhalter- und später sogar eine Disponentenstelle in seiner Handlung. Im Jahre 1754 lernte Moses Mendelssohn Lessing kennen und übergab ihm seine philosophischen Gespräche zur Durchsicht. Lessing suchte einen Verleger und gab das Werk an Mendelssohn zu dessen höchstem Erstaunen gedruckt zurück. Von dieser Zeit an war Mendelssohn für die deutsche Litteratur gewonnen, er blieb Schriftsteller und veröffentlichte eine Reihe der trefflichsten Arbeiten, ohne dabei indessen sein Geschäft zu vernachlässigen. So wurde er zu gleicher Zeit ein reicher und ein berühmter Mann. Sein gastfreies Haus bildete den Mittelpunkt des gelehrten Berlins, und der Jude überwand alle seinem Stamm entgegentretenden Vorurteile; sein Name glänzte als ein Stern erster Größe am wissenschaftlichen Himmel Berlins. Die Akademie wollte ihn, ein unerhörtes Beispiel, als Mitglied aufnehmen; wir erzählten indessen schon, daß dies Vorhaben an dem Widerwillen Friedrichs gegen die Juden scheiterte.

Von den Aesthetikern, welche sich damals in Berlin einen Namen machten, nennen wir Sulzer, einen der wenigen deutschen Gelehrten, welche sich der persönlichen Freundschaft und Hochachtung Friedrichs des Großen erfreuten; von den Statistikern den Propst Süßmilch; von Geographen den Konsistorialrat Büsching. Das Gebiet der Geschichte wurde mit besonderer Vorliebe in Berlin bearbeitet. Da schrieb Küster sein altes und neues Berlin, Beckmann seine historische Beschreibung der Mark Brandenburg, der Hofrat Lenz gab eine wertvolle Sammlung von Urkunden heraus. In Berlin erschien auch vom Oberpfarrer Buchholz zu Lychen sein sechsbändiger Versuch einer Geschichte

der Kurmark Brandenburg; Gerken veröffentlichte eine Sammlung wertvoller Urkunden, Möhsen schrieb seine geistreiche Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg; der Ordensrat König forschte mit unermüdlichem Fleiße in den Archiven und lieferte eine Reihe wertvoller Arbeiten, deren eine, der Versuch einer historischen Schilderung von Berlin bis zum Jahre 1786 allerdings erst im Jahre 1798 erschien, aber in der Zeit Friedrichs des Großen vorbereitet wurde. Nicolai, der strebsame Buchhändler, der in Verbindung mit allen Gelehrten und Schriftstellern der Stadt stand, der selbst ein Gelehrter und Schriftsteller war, gab im Jahre 1786 seine Beschreibung der Residenzstädte Berlin und Potsdam in drei Bänden heraus, in der er die wichtigsten Materialien der Berlinischen Geschichte mit unermüdlichem Fleiße zusammengetragen hat. Die Werke dieser Männer haben einen bleibenden Wert behalten und sind noch heute unentbehrlich zum Studium der vaterländischen Geschichte.

Unter den Chemikern zeichneten sich aus: Markgraf, Achard,*) Gerhardt und Klapproth; in der Botanik: Gleditsch, als Mathematiker: Euler, Lagrange, Lambert, als Astronom: Bode. Wir könnten den genannten Namen noch viele andere ehrend hinzufügen; wo so viel treffliche Gelehrte gemeinsam wirkten, da mußte sich auch im Volk der Sinn für die Wissenschaft und die Litteratur mehr und mehr ausbilden. Während unter Friedrich Wilhelm jedermann, der sich mit den Wissenschaften beschäftigte, fast mit Verachtung angeschaut worden war, wurde es jetzt Mode, den Geist zu bilden. Wer sich zu den höheren Ständen rechnen wollte, mußte nach einer wissenschaftlichen Bildung streben und die neuesten Erscheinungen der Litteratur gelesen haben. Das Lesen wurde nicht nur in allen Volksklassen zur Gewohnheit, es wurde zur Notwendigkeit und artete sogar zur Lesesucht aus. In allen Gesellschaften wurde über die neuesten Preßerzeugnisse gesprochen; nur wer von allem mitreden konnte, stand in Achtung, und dies geschah nicht nur in den sogenannten gebildeten Ständen, sogar unter den niedrigsten Volksklassen: unter Knechten und Mägden, unter Gesellen und Arbeitern wurde das Lesen ganz allgemein.

Der Buchhandel bekam infolgedessen einen ungeheuren Aufschwung in Berlin, da aber die weniger Bemittelten nicht das Geld besaßen, um sich Bücher anzuschaffen, so entstanden Leihbibliotheken und Lesezirkel, in denen man für ein geringes Geld alle neu erscheinenden Bücher und Journale mitlesen konnte. Diese Lesesucht hatte, wenn sie einerseits auf die Bildung des Volks vorteilhaft wirkte, doch auch ihre Nachteile. Das zu viele Lesen mußte ein oberflächliches, unverdautes Wissen schaffen; es kam besonders den niederen Ständen nicht mehr darauf an, ein gutes Werk gründlich zu studieren, sondern alles zu lesen, was ihnen nur irgend zugänglich war. Jene glänzende Oberflächlichkeit, welche noch heute vielfach den Berlinern vorgeworfen wird, hat ihren Ursprung in der Zeit Friedrichs des Großen. Zu ihrer Erzeugung trug auch die wieder erwachende Sucht, den Franzosen nachzuahmen, welche durch die Vorliebe des Königs für alles Französische sehr befördert wurde,

*) Achard ließ im Jahre 1784 die erste Montgolfiere (einen durch erwärmte Luft gefüllten Ballon) in Berlin steigen; er fuhr aber nicht persönlich in die Höhe. Unter der Regierung Friedrichs des Großen kamen Luftfahrten noch nicht vor.

wesentlich bei. Da bei Hofe nur französisch gesprochen wurde, so glaubten die Berliner nicht zurückstehen zu dürfen. Es gehörte in der gebildeten Gesellschaft zum guten Ton, geläufig französisch parlieren zu können, wobei es freilich auf einige Schnitzer in der Grammatik nicht gerade ankam. Mit der französischen Litteratur mußte der gebildete Mann so genau bekannt sein wie mit der deutschen, wenn er etwas gelten wollte, und da nun jeder alles wissen wollte, so war ein oberflächliches Lesen die natürliche Folge. Man gewöhnte sich daran, das wenige, was man wußte, an den Mann zu bringen, gelehrt zu erscheinen, ohne gelehrt zu sein. Mit der französischen Sprache nahmen die Berliner naturgemäß auch die französische Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit an.

Wie die Wissenschaft, so entfaltete sich auch die Kunst unter der Regierung Friedrichs des Großen in Berlin zu einer ungeahnten Blüte und zwar ebensowenig wie die Wissenschaft durch eine materielle Unterstützung, welche ihr seitens des Königs gewährt wurde, vielmehr lediglich durch die geistige Freiheit, welche in Berlin ein neues, frisches Leben in Kunst und Wissenschaft schuf. Die deutsche Kunst, mit Ausnahme der Musik, war dem Könige so fremd wie die deutsche Wissenschaft. Von unserer Poesie wußte er, wie seine Abhandlung „über die deutsche Litteratur und ihre Gebrechen und über die Mittel zu ihrer Verbesserung“ zeigt, so viel wie nichts, und es entging ihm vollständig, daß gerade zu seiner Zeit die deutsche Dichtung einen neuen Aufschwung nahm.

Wir haben zwei Dichter zu nennen, die in der Zeit Friedrichs des Großen in Berlin ihren Wohnsitz hatten, Lessing und Ramler, von denen Lessing nur für wenige Jahre Berlin angehörte, Ramler aber hier ein ehrenvolles Amt bekleidete und sogar Mitglied der Akademie war. Ramler gehört zu den litterarischen Notabilitäten Berlins in jener Zeit; er hatte sowohl durch seine begeisterten Oden auf Friedrichs des Großen Thaten, als durch seine kritischen Arbeiten eine Bedeutung gewonnen; heutzutage sind Rammlers Werke fast vergessen, während seine Oden ihrer Zeit mit Begeisterung in Berlin gelesen wurden.

Ebenfalls der Vergessenheit anheimgefallen sind die Gedichte der Louise Karsch, welche zur Zeit Friedrichs des Großen in Berlin ein außerordentliches Aufsehen machten. Die Karschin, so nannte man die Dichterin in Berlin, hat ein merkwürdiges, für den Charakter der Berliner bezeichnendes Schicksal gehabt. Aus tiefem Elende wurde sie plötzlich herausgerissen, man bewunderte ihre Gedichte und überschüttete die Dichterin mit reichen Geschenken. Sie war der gesuchte hochverehrte Gast in den vornehmsten Kreisen, bis die Berliner andere Gegenstände ihrer Bewunderung gefunden hatten, dann wurde die Karschin ebenso schnell vergessen, wie sie früher in Mode gekommen war. Die Karsch war eine Naturdichterin, sie hatte nicht die geringste wissenschaftliche Bildung empfangen. In den ärmlichsten Verhältnissen aufgewachsen, hatte sie doch trotz schwerer Lebensprüfungen (sie war zweimal unglücklich verheiratet) ihr dichterisches Talent ausgebildet. Ihre reizenden und natürlichen Gedichte wurden in Berlin bekannt, sie erregten Aufsehen, und als nun die Dichterin selbst nach der Hauptstadt kam, wurde sie gefeiert als die deutsche Sappho, wie Gleim sie nannte. Man trug sie auf den Händen, keine litterarische Gesellschaft hatte einen Wert, bei der die Karschin fehlte, die

höchsten Kreise fühlten sich geehrt, wenn die Dichterin in ihnen erschien; überall vergötterte man sie, es war ja Mode, für die Improvisationen der himmlischen Karschin die ausschweifendste Bewunderung zur Schau zu tragen. Reiche Geschenke flossen der Dichterin von allen Seiten zu, sie lebte in Ueppigkeit und Ueberfluß, und ihr Ruf drang sogar bis zum König, der sonst von deutschen Dichtern wenig erfuhr. Friedrich war neugierig, die geniale Frau kennen zu lernen. Er ließ sie sich im Oktober 1763 in Sanssouci vorstellen.

Aber der Personenkultus war nicht von langer Dauer. Waren anfangs die Gedichte der Karsch göttlich, entzückend gewesen, so fanden doch bald die Kritiker, daß sie nicht korrekt seien, daß ihnen die Gediegenheit fehle, und dies war nur zu wahr. Lessing sprach sich in seinen litterarischen Briefen offen über die Mängel ihrer Gedichte aus; er machte es ihr zum Vorwurf, daß sie zu schnell produziere, sie müsse gründlicher sein, müsse feilen, um etwas Vollkommenes zu schaffen. Die Karsch hätte solche Lehren vielleicht gern befolgt, wenn sie es nur gekonnt hätte; aber ihrer Natur widerstrebte ein langsames, gründliches Arbeiten, ihr Talent gebot ihr einen eigenen Weg, den der Improvisation. Wenn sie an einem schnell hingeworfenen, niedlichen und natürlichen Gedicht feilen wollte, verdarb sie es jedesmal.

Der Dichterruhm der Karsch war erschüttert, man überschüttete sie nicht mehr mit Geschenken, und da die sorglose Frau in der Zeit des Ueberflusses nicht gespart hatte, so kam sie bald in Not und Sorgen. Sie wandte sich jetzt an ihre früheren Gönner und bat um Unterstützungen. Diese fielen karg genug aus; auch der König, an den sie mehrmals Bittgesuche richtete, gab zwar, aber mit jedem Male spärlicher. Als er ihr einst auf eine Bitte zwei Thaler schenkte, reichte sie diese dem Ueberbringer mit folgendem Stegreifreim zurück:

„Zwei Thaler sind zu wenig
Für einen großen König!
Zwei Thaler sind kein Glück,
Drum schick ich sie zurück.“

Friedrich lachte über den Vers, er nahm ihn der erzürnten Dichterin nicht übel, aber zu einer größeren Freigebigkeit ließ er sich dadurch nicht bewegen. Auf eine spätere Bitte der Karsch, er möge ihr ein kleines Haus schenken, schickte er ihr drei Thaler. Diesmal nahm sie das Geld an und quittierte darüber mit folgendem Gedichte:

„Seine Majestät befahlen,
Mir, statt eines Hauses Bau,
Doch drei Thaler auszuzahlen.
Der Befehl ward ganz genau
Prompt und willig ausgerichtet,
Und zum Dank bin ich verflichtet.
Aber für drei Thaler kann
Zu Berlin kein Hobelmann
Mir mein letztes Haus erbauen,
Sonst bestellt ich ohne Grauen
Morgen mir ein solches Haus,

Wo einst Würmer Tafel halten
Und sich ärgern übern Schmaus
Von des abgegrämten, alten,
Magern Weibes Ueberrest,
Das der König — darben läßt."

Die Karschin hat ihrer eigenen Aussage nach vom König alles in allem 97 Thaler an Unterstützungen bekommen. Der Nachfolger Friedrichs des Großen, König Friedrich Wilhelm II., unterstützte sie reichlicher, indem er ihren Wunsch erfüllte und ihr am Hackeschen Markt ein Haus bauen ließ. In diesem starb sie im Jahre 1791, 69 Jahre alt.

Ebensowenig wie die deutsche Dichtkunst fand auch das deutsche Schauspiel vor den Augen des Königs Gnade, und wenn es sich in Berlin während der Regierung Friedrichs des Großen in wahrhaft erstaunenswerter Weise vervollkommnete, so hat Friedrich daran doch keinen Teil. Der Oper und dem französischen Theater wandte er seine Unterstützungen zu, das deutsche Schauspiel überließ er seiner eigenen Entwicklung. Unmittelbar nach seinem Regierungsantritt ließ Friedrich im königlichen Schloß, in dem sogenannten Kurfürstensaal, eine Bühne für das französische Schauspiel herstellen, ein kleines Theater, welches nur ein Parterre, zwei Reihen Logen und eine Galerie enthielt; die letztere war für die Bürgerlichen bestimmt, denn nach den Anschauungen des Königs konnten diese unmöglich der Ehrenplätze des Adels teilhaftig werden. Eine französische Schauspielergesellschaft wurde gewonnen, und diese spielte auf der königlichen Bühne bis zum Jahre 1756 an jedem Mittwoch.

Die Zeit bis zum Beginn des siebenjährigen Krieges war die Blütezeit für das französische Theater in Berlin. Der König war noch jung und lebensfrisch, er interessierte sich für die Darstellungen und die Darsteller. Die vielen berühmten in Berlin anwesenden Franzosen, unter ihnen auch Voltaire, brachten das Unternehmen zu einer bedeutenden Höhe; klassische Stücke wurden von den Direktoren, anfangs dem Baron Pöllnitz, dann dem Baron Schwerts, gewählt und zur Aufführung gebracht.

Während des Krieges schlief nach und nach das französische Schauspiel ein. Friedrich war daran indessen so gewöhnt, daß er nach dem Feldzuge die Einrichtung des Theaters aufs neue in Aussicht nahm; eine neue Truppe wurde gewonnen. Es hatte sich inzwischen schon der Geschmack des Berliner Publikums so sehr der französischen Litteratur zugewandt, daß ein großer Teil lieber ein französisches als ein deutsches Schauspiel sah und deshalb dringend wünschte, es möge ein französisches Theater in Berlin begründet werden, welches dem gesamten Publikum zugänglich wäre. Infolge dieses vielfach ausgesprochenen Wunsches baute Berger bei Monbijou ein Schauspielhaus und ließ darin französische Singspiele und Pantomimen aufführen. Aber es kam zu Geldschwierigkeiten, infolge deren das Theater nach wenigen Jahren zum großen Bedauern des Königs aufhörte. Um das französische Theater zu erhalten, entschloß sich Friedrich, einem früheren Mitgliede der Hofschauspielergesellschaft, Fierville, jährlich 10,000 Thaler zu bewilligen, damit er eine neue Gesellschaft begründe. Fierville hatte dafür nur die Pflicht, Mittwochs für den Hof ohne Eintrittsgeld zu spielen, sonst aber durfte er an

drei Tagen wöchentlich Vorstellungen für das Publikum geben. Er eröffnete seine Bühne am 24. März 1769 im Schauspielhause in der Behrenstraße, aber auch er fand seine Rechnung nicht dabei; drei Jahre lang setzte er das Unternehmen fort, dann überließ er es an Chavanne, und als auch dieser dabei Geld zusetzte, wurde die Leitung des französischen Schauspiels dem königlichen Schauspieldirektor v. Arnim übertragen.

Im Jahre 1776 wurde das von Boumann erbaute neue königliche Komödienhaus auf dem großen Friedrichs-(Gendarmen-)Markt mit einem Stück von Corneille eröffnet. Das Haus war für ein großes Publikum berechnet, es konnte im ganzen ungefähr 1200 Personen umfassen. Es wurde dreimal wöchentlich darin französische Komödie gespielt, aber nur für wenige Jahre. Schon 1778 beim Ausbruch des bayrischen Erbfolgekrieges ließ der König das französische Schauspiel ganz eingehen, und Privatunternehmer, welche es fortgesetzt hätten, fanden sich nicht, denn wenn auch ein großer Teil des Berliner Publikums mit seinem Geschmack für die französische Litteratur und das Theater kokettierte, so blieb das letztere in der preußischen Hauptstadt doch immer nur eine Treibhauspflanze, die sich nicht selbst erhalten konnte, sondern der königlichen Pflege zu ihrer Existenz bedurfte.

Ein von dem Schicksal der französischen Schaubühnen durchaus verschiedenes Los hatte das deutsche Theater in Berlin. Ohne Staatsunterstützungen, die Theaterdirektoren mußten sogar nicht unbedeutende Abgaben an die Chargenkasse und bei den jedesmaligen Vorstellungen an das Armendirektorium geben, hob es sich aus eigener Kraft und wirkte sittlichend, den Volksgeschmack veredelnd. Beim Regierungsantritte Friedrichs ergötzte Eckenberg, der starke Mann, noch immer die Berliner teils mit Kraftkunststücken, teils mit Komödien; sein Schauspielhaus hatte er auf dem Neuen Markt, seine Künstlerbude auf dem Spittelmarkt aufgeschlagen; ihm zur Seite stand als würdiger Genosse Peter Hilferding, genannt „der Armen-Pantalon" (pantalone di bisognosi), dessen Bude auf dem Dönhoffsplatz dicht am Meilenstein aufgeschlagen war. Im Winter von 1741 zu 1742 spielten die Truppen dieser beiden Direktoren nebeneinander und suchten sich in der Gunst des Publikums Konkurrenz zu machen, um ihre Kassen zu füllen. Da wurden bald die derbsten, auf den rohen Geschmack der Masse berechneten Stücke herausgesucht und mit platter Gemeinheit gespielt, bald suchte Hilferding die Menge durch Stücke mit religiösem Hintergrund zu ködern.

Ein ganz anderer Geist wurde in das Theater getragen, als im September 1742 die Schönemann'sche Schauspielergesellschaft nach Berlin kam und auf dem Rathause ihre Vorstellungen begann. Schönemann suchte weniger durch äußeren Pomp als durch Gediegenheit der Darstellungen und Auswahl der Stücke zu wirken. Seine Dekorationen waren keineswegs glänzend, dagegen hatte er tüchtige Schauspieler, unter denen wir besonders den berühmt gewordenen Eckhoff nennen, gewonnen und ließ diese in guten, zum Teil klassischen Stücken spielen. Schönemann hatte schwer mit dem verdorbenen Geschmack des Publikums zu kämpfen; die ersten guten Stücke wollten der an die albernste Possenreißerei gewöhnten Masse noch nicht recht munden, und wohl oder übel mußte auch Schönemann hier und da ein possenhaftes Nachspiel oder auch eins der abgeschmackten Schäferspiele, welche damals beliebt wurden, geben.

Seine Nachfolger fühlten sich nicht ermutigt, dem Beispiele Schönemanns zu folgen; wenn sie auch nicht ganz wieder in die alte geschmacklose Richtung zurückkehrten, sondern hier und da ernste gute Stücke auf die Bühne brachten, um dem kunstsinnigen Teil des Publikums gerecht zu werden, so bildeten doch Singspiele, Schäferspiele und burleske Possen, in denen viel improvisiert wurde, den hauptsächlichsten Teil des Repertoirs der Schuchschen Gesellschaft, welche in einer Bude auf dem Gendarmenmarkt im Jahre 1754 auftrat und vielen Zulauf hatte. Ganz in die alte Unsitte verfallen konnte das Berliner



Das Schauspielhaus auf dem Gendarmenmarkte,
1801 von Langhans an Stelle des Französischen Komödienhauses gebaut;
1817 am 29. Juli abgebrannt.

Theater nicht wieder, dafür sorgten Lessing, Mendelssohn, Nikolai, Ramler und andere treffliche Schriftsteller, welche mit unablässigem Eifer bemüht waren, für die Verbreitung eines besseren Geschmacks im Publikum zu sorgen. So bestimmten Lessing, Mendelssohn und Nikolai im Jahre 1756 den Gewinn aus der von ihnen herausgegebenen Bibliothek der schönen Wissenschaften zu einem Preise auf die beste Tragödie und trugen dadurch dazu bei, daß die Schriftsteller wetteiferten, um etwas Besseres als die alte Possenreißerei zu schaffen.

Schuch spielte bis zum Jahre 1759 in seiner erwähnten Bude, dann siedelte er in das Haus auf dem Werder, dem späteren Finanzministerium, um. Er starb 1763. Nach Schuch übernahm sein Sohn Franz die Leitung der Gesellschaft und baute sich Behrenstraße 55 im Jahre 1764 ein Schauspielhaus, in welchem 800 Personen Platz fanden. Bis zum Jahre 1766 behielt auf dem Schuchschen Theater die Hanswurstiade den Vorrang; erst als der Schauspieler Döbbelin in diesem Jahre nach Berlin kam und der Ge-

sellschaft beitrat, erfolgte ein Umschwung. Döbbelin drang auf die Abschaffung des Hanswurstes und die Einführung guter Stücke. Die Kritiker, besonders Ramler, und die besseren Schauspieler standen Döbbelin bei, und dadurch gewann das Repertoire des Theaters ein neues Leben. Die Posse wurde durch Stücke von Lessing, Weiße, Schlegel u. s. w. sowie durch gute Uebersetzungen verdrängt. Schon im Jahre 1767 übernahm Döbbelin neben Schuch die Direktion der kleinen Schauspielergesellschaft und fuhr fort, gute Stücke ohne Possenreißerei zu geben. Noch immer hatte er schwer zu kämpfen gegen den verdorbenen Geschmack des Publikums, welches wenigstens Opern und Singspiele sehen wollte. Er würde vielleicht zu Grunde gegangen sein und bereitete sich schon vor, Berlin ganz zu verlassen, da wurde Lessing sein Retter in der Not.

„Minna von Barnhelm“ kam auf die Bühne. Es hatte Schwierigkeiten gemacht, das treffliche Stück zur Aufführung zu bringen. Die Schwierigkeiten wurden aber überwunden, „Minna von Barnhelm“ kam zur Aufführung und zwar mit einem Erfolg, wie er in Berlin unerhört war. So hatte das Publikum noch niemals das Theater bestürmt als an den Abenden, an denen „Minna von Barnhelm“ gegeben wurde, aber freilich war auch noch nie ein Stück so ganz aus dem Leben gegriffen auf einem Berliner Theater gegeben worden. Die Scenen, die dort gespielt wurden, jeder hatte sie in ähnlicher Weise selbst erlebt; waren doch die Berliner Zeugen von der Auflösung jener Freikorps gewesen, hatten sie doch die Schicksale mancher braven Offiziere, die im Elend leben mußten, fast täglich vor Augen. „Minna von Barnhelm“ wurde in 22 Tagen 19 mal vor überfülltem Hause gegeben, und hätte Döbbelin nicht für einige Zeit Berlin verlassen müssen, so würde er sicher noch ebenso oft das beliebte Stück mit gleichem Erfolge gegeben haben.

Im Jahre 1771 starb Schuch, und sein Privilegium erhielt der Direktor Koch, der der Begründer des ersten stehenden Theaters in Berlin wurde, denn bisher hatten die Theaterdirektoren immer nur für einige Monate hier ihre Vorstellungen gegeben. Koch eröffnete seine Bühne am 10. Juni 1771 mit „Miß Sara Sampson“ von Lessing und einem Prolog von Ramler; der Darstellung des Lessingschen Stückes folgte ein Ballet. Die Vorstellung war ausgezeichnet, der Beifall des Publikums außerordentlich, und in den nächsten acht Vorstellungen war das Theater so überfüllt, daß ebensoviele Zuschauer fortgehen mußten wie aufgenommen werden konnten. Ein ähnlicher Erfolg begleitete die ferneren Vorstellungen der Kochschen Gesellschaft, und diese verdiente ihn sowohl durch ihr Spiel als dadurch, daß Koch es verstand, durch eine gute Auswahl der Stücke, durch reiche Abwechslung zwischen ernsten Schauspielen und niedlichen Operetten sowie durch treffliches Spiel die Schaulust des Publikums immer wieder von neuem anzuregen. Koch starb schon 1775, und sein Privilegium ging nun an Döbbelin über, der fortan nur in Berlin spielen durfte. Der König erließ ihm aus besonderer Gnade die sonst üblichen Abgaben an die Chargenkasse sowie die Stempel- und Accisegebühren; er mußte sich nur verpflichten, 17 Thaler von jeder Vorstellung an die Armendirektion zu bezahlen.

Döbbelin eröffnete seine Bühne am 17. April 1775, unter ihm erreichte das deutsche Schauspiel in Berlin zur Zeit Friedrichs des Großen den Höhepunkt. So schwer Döbbelin auch mit der bevorzugten französischen Bühne zu

kämpfen hatte, er siegte dennoch; treffliche Schauspieler und Schauspielerinnen, der alte Bessel, Unzelmann, Schröder aus Hamburg, Demoiselle Döbbelin u. a. entzückten in klassischen Stücken die Berliner. Goethes und Schillers erste Meisterwerke, gute Uebersetzungen Shakespearescher Stücke trugen zur Veredlung des Geschmacks bei.

Ebenbürtig mit dem deutschen Schauspiel kam in Berlin zur Zeit Friedrichs des Großen auch die Musik zu einer Blüte, welche sie nie zuvor gehabt hatte. In der Musik huldigte Friedrich der deutschen Kunst; alle seine Kapellmeister, Graun, Agricola, Reichardt waren Deutsche. Von den Franzosen wollte Friedrich nichts wissen; „denn," so sagte er einst zum Grafen Zierotin, „die französische Musik taugt nichts." Auch in der Oper bevorzugte Friedrich die deutsche Kunst in Beziehung auf die Komponisten und ließ während seiner ganzen Regierung fast nur Opern von Graun und Hasse aufführen; ebenso wurden auch in der Kapelle fast nur deutsche Künstler angestellt. Von den deutschen Sängern und Sängerinnen aber wollte er nicht viel wissen; italienische Sänger sollten die Berliner Oper zur glänzendsten Deutschlands machen. Kaum zur Regierung gekommen, schickte Friedrich den berühmten Graun nach Italien, um Sänger und Sängerinnen für die zu begründende Oper zu verpflichten. Die erste Oper, welche in Berlin gegeben wurde, war „Rodelinde" von Graun. Die Aufführung fand am 13. Dezember 1741 auf dem königlichen Schloßtheater, welches später für das französische Schauspiel bestimmt wurde, statt.

Schon am 5. September 1741 hatte Friedrich den Grundstein zum Bau eines prächtigen Opernhauses gelegt, und im Dezember 1742 konnte es bereits durch Grauns Oper „Cleopatra und Cäsar" eröffnet werden.*) Es war mit höchster Pracht eingerichtet, die Kostüme allein kosteten 60,000 Thaler; für die Erleuchtung mit Wachslichtern an einem einzigen Redoutenabend wurden 3000 Thaler berechnet. Mit der Oper war auch ein Ballet verbunden; der Balletmeister sowie Tänzer und Tänzerinnen wurden aus Frankreich verschrieben. Während des Karnevals fanden regelmäßig wöchentlich zwei Vorstellungen statt, außerdem wurde jedes Fest in der königlichen Familie, jeder Besuch eines fremden Herrschers durch eine Vorstellung verherrlicht.

Friedrich beteiligte sich aufs lebhafteste an allen Opernaufführungen; er bestimmte selbst das Repertoire, häufig komponierte er einzelne Arien, dann wieder dichtete er auch den Text zu Grauns Musiken. Kein Stück durfte besetzt werden, ohne daß er vorher gefragt worden wäre, und bei der Aufführung selbst saß der König hinter dem Kapellmeister und schaute ihm in die Partitur. Wehe den Musikern, wenn sie nicht mit der höchsten Genauigkeit spielten!

Das kleine Parkett war überhaupt für den König und die Prinzen bestimmt, während das Parterre dem Bürgerstande überlassen war. In den ersten Ranglogen nahmen die königliche Familie und der hohe Adel Platz, insoweit diese nicht mit dem Könige auf dessen Einladung im Parkett ihren Sitz hatten. Die Parkett- und Parterre-Logen sowie die Logen des zweiten und dritten Ranges waren für die Staatsminister, die fremden Gesandten

*) In dieser Zeit komponierte Graun auch seinen „Tod Jesu" nach Ramlers Text. Die erste Aufführung fand am 11. April 1754 in der Domkirche statt. Seitdem ist der „Tod Jesu" an jedem Charfreitag in Berlin aufgeführt worden.

und den übrigen Hofadel bestimmt. Ein Eintrittsgeld wurde für die Oper nicht bezahlt, diese sollte zur musikalischen Ausbildung sowohl des Hofes als des Bürgerstandes dienen. Bis zum siebenjährigen Kriege stand die Oper in Berlin auf der glänzendsten Höhe. Graun komponierte für diese von 1741—1756 nicht weniger als 28 Opern. Die berühmte Sängerin Astroa, die Sänger Romani, Porporino und Carestini, die Tänzerin Barberini entzückten in dieser Zeit die Berliner.

Mit dem siebenjährigen Kriege erlosch der Glanz der Oper, und auch nach demselben sollte er nur noch einmal für kurze Zeit emporflackern. Graun starb im Jahre 1759; sein Nachfolger Agricola konnte ihn nicht ersetzen, auch war der König nicht geneigt, nach dem Kriege so große Summen wie früher für die Oper aufzuwenden; auch wandte er ihr nicht mehr die frühere Sorgsamkeit zu; trotzdem aber erhielt sie doch noch einmal, wenn auch nur für wenige Jahre, den alten Glanz und zwar durch eine deutsche Sängerin, durch die Mara.

Friedrich verachtete die deutschen Sänger und Sängerinnen, nur die Italiener, glaubte er, könnten im Gesange glänzen. Er entschloß sich daher schwer dazu, die ihm vielfach gerühmte Sängerin Gertrud Schmeling aus Kassel auch nur zu hören. Endlich ließ er auf vieles Zureden die Schmeling nach Sanssouci kommen, und er war ebenso erstaunt wie entzückt, als sie ihm eine der schwierigsten Arien Grauns mit herrlicher Stimme und wahrer Meisterschaft vortrug. Er legte ihr noch eine Bravourarie vor, welche sie nicht kennen konnte, aber auch diese sang sie ohne Fehler vom Blatt. Noch manche andere Beweise ihrer Kunst mußte sie ablegen; dann aber war Friedrich so eingenommen für sie, daß er sie mit einem Gehalt von 3000 Thalern auf Lebenszeit engagierte und ihr sogar versprach, das Gehalt in der Folge noch zu erhöhen. Gertrud Schmeling betrat zum ersten Male die Berliner Bühne. Sie hatte einen wunderbaren Erfolg; ohne schön zu sein, riß sie doch durch ihren Gesang das Publikum zum Entzücken hin, ihr Name war bald der gefeiertste Künstlername in Berlin. Leider blieb sie nicht lange der Oper erhalten, sie heiratete den Violoncellisten Mara aus der Kapelle des Prinzen Heinrich, Friedrichs Bruder; Mara machte sich bald durch ausschweifendes Leben und Trunksucht in Berlin unmöglich; er wurde mit Schande aus dem Amte gejagt, und seine Gattin, die er häufig genug mißhandelte, liebte ihn zu sehr, als daß sie ihn verlassen hätte. Mit ihrem Abgange war der Glanz der italienischen Oper verloren. Friedrich interessierte sich nicht mehr dafür, überhaupt war ihm die Musik mit dem zunehmenden Alter gleichgültig geworden; er konnte selbst nicht mehr Flöte blasen, da ihm die Zähne fehlten; da hatten denn auch die Konzerte für ihn keinen Wert mehr. Er ließ sie einschlummern, und damit verlor sich auch seine Liebe für die Musik überhaupt. Im Berliner Publikum aber blieb diese rege, der Sinn für die Musik hatte Wurzel gefaßt im Volke und entwickelte sich noch weiter.

Schon fand man in vielen bürgerlichen Häusern Klaviere, denn es war Mode geworden, zu musizieren; in allen Familien, welche auf Bildung Anspruch machen wollten, mußten die Söhne und Töchter Unterricht im Klavierspiel und Gesang nehmen. Die Kunst wurde hierdurch freilich wenig gefördert, nur ein oberflächliches Dilettantentum erzeugt; dies aber hielt wenigstens die Liebe für die Musik bei den Berlinern wach.

Die Malerei und Bildhauerkunst erfreuten sich zur Zeit Friedrichs des Großen in Berlin keines besonderen Fortschritts, der König hatte für sie kein großes Interesse. Stellte er doch die unter seinem Vater vollständig in Verfall geratene Akademie der Künste erst kurze Zeit vor seinem Tode wieder her. Erst am 14. Februar 1786 konnte unter dem Vorsitze des Staatsministers v. Heinitz, der zum Oberaufseher der Akademie ernannt worden war, die erste Generalversammlung gehalten werden. Es wurde das alte Reglement erneuert und nur durch einige zeitgemäße Bestimmungen vervollständigt. Die erste Berliner Kunstausstellung, welche infolge dieser Bestimmungen stattfand, wurde am 18. Mai eröffnet. Sie enthielt keine besonderen Meisterwerke neuerer Zeit, denn dergleichen waren nicht geschaffen worden; überhaupt hatten in der kurzen Zeit bis zur Eröffnung der Kunstausstellung nicht viele Neuigkeiten hergestellt werden können, und so waren denn meistens nur ältere Werke vorhanden. Das Publikum zeigte sein Interesse für die neue Einrichtung durch eine außerordentlich lebhafte Teilnahme, obgleich nicht viel besonderes zu sehen war.

Wirklich bedeutende Maler sind aus der Zeit Friedrichs des Großen in Berlin kaum zu nennen. Im Anfang dieser Geschichtsperiode stand Antoine Pesne an der Spitze der Berliner Maler. Nach seinem Tode im Jahre 1757 trat Vanloo als erster Maler des Königs an seine Stelle; außerdem haben wir von Malern, welche besonders bei den Bauten Friedrichs Beschäftigung fanden, noch Rode, Frisch und Le Sueur zu erwähnen. Als Porträtmalerin war Madame Theerbusch, welche sich besonders viel mit Anfertigung königlicher Porträts beschäftigte und manches andere verdienstvolle Werk geschaffen hat, geachtet. Auch in der Bildhauerei ist ein nennenswerter Fortschritt nicht zu bemerken, kein Künstler, der sich einen bleibenden Namen erworben hat, ist zu erwähnen.

Einen gewaltigen Fortschritt machte dagegen die Kupferstecherkunst in Berlin. Der Buchhandel war mächtig emporgeblüht, viele Werke erschienen mit Kupfern, und es war dadurch tüchtigen Künstlern die Gelegenheit gegeben, in Berlin ihr Fortkommen zu finden. Wir nennen unter diesen Georg Friedrich Schmidt, den schon früher von uns erwähnten berühmten Kupferstecher, der im Jahre 1744 aus Paris nach seiner Heimat zurückberufen wurde; außerdem Meil und Berger und vor allen anderen Chodowiecki, der in Berlin mit unerreichter Meisterschaft kostbare Kunstwerke schuf.

Sechstes Kapitel.

Von der größten Bedeutung für unsere Stadt war die Vorliebe, welche Friedrich für die Baukunst hatte. Er war ein nicht weniger leidenschaftlicher Baumeister als sein Vater, und nicht nur eine große Anzahl öffentlicher Gebäude, sondern auch außerordentlich viel Privathäuser in Berlin verdanken ihm ihre Entstehung. Friedrich gab selbst die Risse und Pläne für seine Bauten an, aber es fehlte ihm sowohl an einer gründlichen Kenntnis als an

einem geläuterten Geschmack. Seine Schöpfungen sind häufig barock, wie uns die königliche Bibliothek, die ein treffendes Bild einer altdeutschen Kommode ist, beweist und selten zweckentsprechend. Die Bürger zeigten sich häufig für die ihnen gemachten Bauten gar nicht sehr dankbar*). Sie hatten viel daran auszusetzen, und für manche Bürger war ein Haus von drei oder vier Stockwerken, welches ihnen der König auf der Friedrichsstadt erbauen ließ, ein ruinierendes Geschenk, denn zu vermieten vermochten sie, besonders in Kriegszeiten, das große Haus nicht, und doch mußten sie es im Stande erhalten. Es kamen so viele Klagen vor, daß Friedrich endlich ärgerlich wurde und im Jahre 1782 schrieb:

„Da die unruhigen, querulierenden Einwohner von Berlin Meine Gnade zu sehr mißbrauchen und sie Mir sogar mit Undank belohnen und sie mit Verdruß verbittern, so habe Ich beschlossen, für sie nicht mehr bauen zu lassen, und dieser Entschluß soll ihnen bekannt gemacht werden."

Der hervorragendste unter Friedrichs Baumeistern ist unstreitig der Freiherr von Knobelsdorf. Dieser war früher Militär gewesen und hatte es bis zum Hauptmann gebracht. Seine Liebhaberei für die Malerei und Architektur ließen ihn indessen im Militärstande keine Befriedigung finden. Er nahm im Jahre 1730 seinen Abschied, um sich ganz der Kunst zu widmen. Knobelsdorf stand bei Friedrich in solchem Ansehen, daß er ihn unmittelbar nach seiner Thronbesteigung zum Direktor aller königlichen Bauten ernannte und ihm die Erbauung des Opernhauses in Berlin sowie eines neuen Schloßflügels am königlichen Schloß zu Charlottenburg und eine geschmackvolle Einrichtung des Tiergartens übertrug.

Der unter Friedrich Wilhelms Regierung ganz vernachlässigte Tiergarten wurde von Knobelsdorf zu einem schönen Lustpark umgeschaffen. Die häßlichen Plankenzäune wurden fortgeräumt, weil es nicht mehr darauf ankam, Wild in dem Park zu hegen. Die Wege wurden verbessert und Anlagen aller Art gemacht. Wir nennen von diesen vorzüglich den Großen Stern, von dem aus die noch bestehenden Alleen durch den Park gelegt wurden. 16 Bildsäulen schmückten zu jeder Seite der auslaufenden Alleen den Platz, und deshalb nannte ihn noch lange das Volk die Puppen, obgleich die Bildsäulen längst verschwunden sind. Schon damals war der Tiergarten ein Lieblingserholungsort für die Berliner. Besonders nach dem sehr verschönerten Platze, den man den Kurfürstenplatz oder Zirkel nannte, strömten an den Sommernachmittagen gegen 6 Uhr Tausende von Spazierenden zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen zusammen. Häufig wurden von den Berliner Regimentern die Musikkorps auf dem Platze aufgestellt, um zum Vergnügen

*) Von dem Hause Alexanderstraße 45, welches der König auf die Bitte eines Bürgers diesem erbaut hatte, wird folgende Anekdote erzählt: Friedrich besichtigte das Haus unmittelbar nach dem Bau und fragte den Besitzer, ob er mit ihm zufrieden sei. Dieser aber schüttelte mit dem Kopf und meinte, es gefalle ihm nicht, daß das Haus gar keine schöne Verzierung habe. Friedrich ging sofort auf den Wunsch des Besitzers ein; er ließ die Façade mit 99 Schafsköpfen ausschmücken. Als der König das nächste Mal wieder zur Besichtigung des schönen Hauses kam, meinte er, der Besitzer könne nun wohl zufrieden sein, und wenn er 100 Schafsköpfe haben wolle, so brauche er nur den Kopf zum Fenster herauszustecken.

für die Spaziergänger zu spielen. Dann kamen auch die Mitglieder der königlichen Familie und mischten sich unter den bunten Haufen. Es gab an solchen Tagen in den zum Platze führenden Alleen einen improvisierten Korso. In großen, vergoldeten Glaskutschen oder in kleinen Wagen, auf deren Trittbrett die Pagen standen, fuhren die Prinzessinnen, gefolgt von den Equipagen der Hofdamen und dem vornehmsten Adel, durch die Alleen, welche vom Kurfürstenplatz fortführten. Um für die zahlreich versammelte Volksmenge Erfrischungen zu bieten, erhielten zwei Franzosen, Dortu und Thomassin, im Jahre 1745 die Erlaubnis, an der Spreeseite einige Leinwandzelte hinzusetzen, in denen sie Bier, Limonade und andere Getränke verkauften. Später wurde die Zahl bis auf sechs vermehrt, und davon hat der Platz den Namen „die Zelte", den er noch heute führt, erhalten.

Der am meisten beschäftigte Baumeister Friedrichs war der Schloßkastellan Boumann in Potsdam. Er hatte sich das Vertrauen des Königs durch viele in Potsdam nach dessen Plänen ausgeführte Bauten gewonnen. Vom Schloßkastellan wurde Boumann zum Oberbaudirektor befördert und nach Berlin versetzt. Hier erbaute er die Domkirche im Lustgarten, den Palast des Prinzen Heinrich, das spätere Universitätsgebäude; er war bei der katholischen Kirche mit thätig, das neue Münzgebäude in der Münzstraße, die Militärakademie in der Burgstraße, die Akademie der Wissenschaften und das Komödienhaus auf dem Gendarmenmarkt, eine große Anzahl von Kasernen und anderen öffentlichen Gebäuden sowie viele Privathäuser verdanken ihm ihre Erbauung. Boumann hat eine außerordentliche Thätigkeit entfaltet, und diese muß anerkannt werden, wenn er sich auch niemals durch Genialität oder auch nur durch ein besonderes Talent auszeichnete.

Sein Sohn, Georg Friedrich Boumann, der früher Hauptmann bei der Artillerie gewesen war, gehörte ebenfalls zu den Baumeistern Friedrichs. Er hat die königliche Bibliothek erbaut; an ihrer wunderlichen Außenseite trägt er aber keine Schuld, denn diese wurde durch den König selbst veranlaßt.

Der Hauptmann v. Gontard war ebenfalls eine Zeitlang ein beliebter Baumeister Friedrichs. Der Entwurf zur Königsbrücke und den Kolonnaden der Spittelbrücke und der Bau der beiden Türme auf dem Gendarmenmarkt wurden ihm übertragen, letzterer indessen nur bis zum Einsturz des einen Turmes; dann übernahm der Oberbaurat Unger den Weiterbau. Von Unger rühren auch das neue Schloß in Monbijou, die Arkaden der Jägerbrücke, die Spandauerbrücke,*) das Kadettenhaus und viele Privatgebäude her.

Die Georgenkirche ist von Boumann dem Jüngern, das Invalidenhaus von Hauptmann Petri, das Arbeitshaus von Feldmann erbaut. Mit Hülfe der genannten und einiger wenig bekannten Baumeister war Friedrich bestrebt, Berlin zu einer würdigen Hauptstadt umzugestalten, indem er rastlos sowohl öffentliche als Privatgebäude errichten ließ. Besonders großartig war seine Thätigkeit in dieser Beziehung vor dem siebenjährigen Kriege. Nachher wurde der König sparsamer; er berechnete genauer, ob der Bau notwendig sei oder nicht, und gab nur in einzelnen Fällen seiner Baulust auch da nach, wo es die Notwendigkeit nicht gebot.

*) Die jetzt nicht mehr als solche vorhanden sind.

Um die weitere räumliche Ausdehnung Berlins zu ermöglichen, wurden die alten Thore abgebrochen und die Wälle auf der berlinischen Seite der Stadt und die hinter dem Gießhause abgetragen. Da konnten denn neue Stadtteile entstehen und Berlin ein ganz verändertes Aeußere gewinnen. Am meisten bevorzugt von der Baulust des Königs waren die Dorotheen- und Friedrichstadt und die Spandauer Vorstadt. Vor allen anderen Straßen zeichnete Friedrich die Linden aus, jene damals noch ziemlich dürftige Allee, welche vom Schloß nach dem Tiergarten führte, und an deren Seiten beim Regierungsantritt Friedrichs hinter der Akademie nach dem Thore hin nur einzelne meist unansehnliche Häuser standen. Den Beginn der Prachtbauten Unter den Linden machte im Jahre 1741 das schon mehrfach erwähnte Opernhaus, von dem das nach dem Brand errichtete Haus noch heute ein gutes Bild bietet. Dem Opernhaus gegenüber wurde im Jahre 1754 der Bau eines Palastes für den Prinzen Heinrich, das jetzige Universitätsgebäude, begonnen, aber erst im Jahre 1764 vollendet. Neben diesem Palast war schon im Jahre 1745 der Wiederaufbau der abgebrannten Akademie der Wissenschaften begonnen worden. Seltsamerweise hatte auch jetzt wieder Friedrich das wissenschaftliche Institut in Verbindung mit den Ställen für die königlichen Maultiere und die Pferde des Regiments Gensdarmen gebracht, so daß der Berliner Witz dem Gebäude die Inschrift gab: „Musis et Mulis“ (den Musen und den Maultieren).

Hinter dem Opernhause wurde im Jahre 1747 der Bau der katholischen Kirche begonnen. Die Katholiken hatten bis dahin ihren Gottesdienst nur in einer kleinen Kapelle ausüben können. Diese wurde zu eng, als sich nach den schlesischen Kriegen die Zahl der Katholiken in Berlin bedeutend vermehrte. Bis zum Jahre 1755 ging der durch Büring und le Geay begonnene Bau rüstig fort, dann aber mußte innegehalten werden, da die Gelder zu fehlen anfingen und der im folgenden Jahre ausbrechende Krieg auch störend auf die ferneren Sammlungen einwirkte. Erst im Jahre 1757 fielen diese wieder ergiebiger aus, und so gelang es denn nach 6 Jahren Boumann dem Vater, die Kirche zu vollenden. Am 1. November 1773 wurde sie mit großer Feierlichkeit eingeweiht.

Ebenfalls nach dem Kriege, in den Jahren von 1775 bis 1779 wurde auch die königliche Bibliothek auf dem Opernplatz erbaut. Man spottete schon damals viel über das seltsame Gebäude und lachte über die von Friedrich gewählte schlechte lateinische Inschrift „Nutrimentum spiritus“.

Der Teil der Linden vom Schloß bis zu der Akademie hatte durch viele großartige Gebäude ein wesentlich anderes Aussehen erhalten. Friedrich wollte aber der ganzen Straße einen großstädtischen Charakter verleihen, deshalb ließ er die alten, häßlichen Häuser, welche die Straße bis dahin verunziert hatten, abreißen und den Besitzern neue, ansehnliche, meist vier Stock hohe Gebäude aufführen. Er ließ nicht weniger als 44 derartige Häuser auf seine Kosten erbauen. Auch der Lustgarten erhielt eine Verschönerung durch den Bau des neuen Doms. Der alte Dom auf dem Schloßplatz war längst baufällig geworden, seine Reparatur hätte große Kosten verursacht, und Friedrich beschloß daher, das ehrwürdige Bauwerk niederreißen zu lassen und sich dadurch vom Schloß aus eine freie Aussicht zu verschaffen. Am 9. Juli 1747 wurde der Gemeinde bekannt gemacht, daß am 16. Juli im alten Dom die letzte Kom-

munion gehalten und zum letzten Male gepredigt werde. Demnächst erfolgte der Abbruch. Die alten Mauern zeigten eine bewundernswerte Festigkeit, die Steine zersprangen eher, als der Kalk nachgab. Beim Abbruch entdeckte man in dem westlichen Teil des Gewölbes gegen 200 Särge, wahrscheinlich enthielten sie die Gebeine verstorbener Mönche. Die Grabgewölbe mit den fürstlichen Leichen wurden bis zur Vollendung des neuen Domgewölbes, zu welchem am 8. Oktober 1747 der Grundstein gelegt wurde, erhalten. Der neue Dom, der am Lustgarten gebaut wurde, konnte schon am 6. September 1750 eingeweiht werden. Im Januar desselben Jahres hatte eine eigentümliche Feierlichkeit stattgefunden. Die Särge, in denen die Gebeine der verstorbenen Mitglieder des Hauses der Hohenzollern ruhten, waren aus dem Grabgewölbe des alten Doms in das des neuen überführt worden; Friedrich wohnte persönlich der Beisetzung mit einigen seiner Adjutanten bei. Von allen seinen Vorfahren achtete er den Großen Kurfürsten am höchsten, er war begierig, dessen letzte Ueberreste zu sehen und ließ den Sarg öffnen. Die Leiche war trefflich erhalten, sie lag im Kurmantel mit einer großen Perrücke, einer gewaltigen Halskrause, gelben Stiefeln und einem Paar Handschuhen mit Fransen im Sarg; auch das Gesicht war noch kenntlich. Friedrich schaute lange gedankenvoll den Leichnam seines großen Ahnherrn an; er ergriff seine Hand, und während ihm die Thränen in die Augen traten, sagte er zu seinen Begleitern: „Messieurs, der hat viel gethan!" Dann ließ er den Sarg wieder schließen und entfernte sich schweigend.



Der Exerzierplatz, jetzige Königsplatz, im Jahre 1835, mit dem Raczynskischen Palais.

Eine ebenso gründliche Umformung als den Linden wurde auch dem Gendarmenmarkt, damals Friedrichsstädtischer Markt genannt, zu teil; aber freilich erst nach dem siebenjährigen Kriege. Der Friedrichsstädtische Markt war ein ziemlich unansehnlicher Platz; es standen die nicht sehr zierlichen Kirchen, die Französische und die Neue Kirche darauf, und um diese herum in zwei freistehenden Vierecken die Ställe für das Regiment Gensdarmen. Im Jahre 1773 ließ Friedrich diese Ställe fortreißen und durch Boumann den Vater 1774 das französische Komödienhaus erbauen. Die beiden Kirchen wurden durch zwei Türme geschmückt, welche freilich in einer seltsamen Disharmonie mit dem Unterbau standen. Der Bau der Türme begann im Jahre 1780. Friedrich, ein bereits alter Mann, wollte vor seinem Ende noch den Bau vollendet wissen, er trieb deshalb fortwährend zur Eile. Der Baumeister Hauptmann v. Gontard konnte ihm nicht schnell genug vorwärtskommen und mußte deshalb zu Hülfsmitteln seine Zuflucht nehmen, welche die Festigkeit des Baues gefährdeten. Die Folge der übermäßigen Eile war, daß in der Nacht des 28. Juli 1781 der Turm der Neuen Kirche zusammenstürzte. Es war ein großes Glück, daß der Zusammensturz in der Nacht und nicht am Tage, wo so viele Arbeiter beim Bau beschäftigt waren, erfolgte; kein Mensch verlor dabei sein Leben. Friedrich war außer sich vor Zorn, als ihm das Unglück mitgeteilt wurde, er ließ den Hauptmann v. Gontard sofort verhaften und nach Spandau abführen, aber es stellte sich bald genug heraus, daß nicht Gontard, sondern der König selbst die Schuld daran trug, und so mußte denn der unschuldige Baumeister entlassen werden. Der Bau wurde von neuem begonnen und im Jahre 1785 vollendet. Um den von niedrigen, kleinen Häusern umringten Platz zu einer Zierde der Stadt zu machen, ließ der König von 1777 bis 1785 auf seine Kosten nach Ungers Zeichnungen 13 und nach Gontards Zeichnungen 7 Häuser von Privatpersonen neu aufbauen.

Auch die sogenannte Spandauer Vorstadt, in welcher vor Friedrich dem Großen nur wenige Häuser gestanden hatten, obgleich sie den belebtesten Straßen Berlins so nahe lag, wurde vom Könige durch Bauten bevorzugt. Hier entstanden ganz neue Straßen und Plätze.

Bisher lag das Lustschloß Monbijou ziemlich abgeschnitten von der Stadt, Friedrich ließ die Neue Friedrichsbrücke (später Herkulesbrücke) aus Holz erbauen und sorgte dafür, daß die Gegend in der Nähe von Monbijou angebaut wurde. Damals entstanden die Neue Friedrichsstraße nach der Abtragung der Wälle, die Präsidentenstraße, welche nach dem Stadtpräsidenten Kircheisen ihren Namen erhielt. Nach dem Kommandanten der Stadt, dem General v. Haacke, der sich bei diesen Bauten besonders thätig zeigte, wurde der Markt der Gegend Haackescher Markt genannt. Die Spandauerbrücke, welche die Verbindung des neuen Stadtteils mit Berlin bewirkte, wurde nach Ungers Zeichnung auf Befehl des Königs erbaut.

Im Anschluß an die Spandauer Vorstadt entstand außerhalb der Ringmauer eine neue Vorstadt, das Voigtland. Zwischen dem Rosenthaler und Hamburger Thore hatte bis zum Jahre 1753 das Hochgericht gestanden. Dieses wurde abgebrochen und unter den üblichen Feierlichkeiten, dem Aufzug der beim Bau beteiligten Gewerke, weiter hinaus vor die Stadt nach dem Wedding zu verlegt. Unmittelbar vor den Thoren wurde eine neue Vorstadt begründet.

Wegen der vielfachen Bauten, welche der König und manche Privatleute unternahmen, fanden sich jährlich viele fremde Gesellen in Berlin ein, diese kamen meistens aus dem sächsischen Voigtland und verließen die Stadt wieder, um im Winter in ihre Heimat zurückzukehren. Hierdurch entstand häufig ein augenblicklicher Mangel an Arbeitern. Um dem vorzubeugen, beschloß Friedrich, den voigtländischen Gesellen eine Heimat in Berlin zu gründen, er schenkte ihnen Land und Baumaterialien zu kleinen Häusern, die in der Vorstadt in vier Reihen aufgeführt werden sollten. Nach der Heimat der Maurer- und Zimmergesellen wurde die Vorstadt das Voigtland genannt. Das neue Voigtland war eine Arbeiterstadt, die aber bald genug ihren Charakter veränderte, denn die Häuser kamen zum Teil in andere Hände; viele der Gesellen nahmen auch Mieter auf. In die weit entfernte Gegend aber zogen nur die ärmsten Bewohner der Stadt, und so erhielt denn schon unter der Regierung Friedrichs des Großen das Voigtland den Charakter eines Proletarierviertels, den es viele Jahre lang bewahrt hat und zum Teil noch heute trägt. Das Diebesgesindel der Residenz nahm vorzugsweise seine Wohnungen im Voigtland, von hier konnte es die umliegenden Dörfer und die Landstraßen mit größerer Sicherheit zur Ausübung von Raubthaten besuchen als von der Stadt aus, da es nicht nötig hatte, die Thore zu passieren.

Von den anderen durch den König bewirkten Bauten nennen wir nur noch das Invalidenhaus, das Arbeitshaus, die Sebastianskirche, das Gertraudenhospital, die Ritterakademie in der Burgstraße, das Kadettenhaus und die zahlreichen Kasernen. Zu erwähnen bleibt uns indessen noch eine bauliche Einrichtung, welche Friedrich traf, und an der Berlin lange Zeit krankte, die Errichtung zahlreicher Verkaufsbuden auf den belebtesten Straßen und öffentlichen Plätzen der Stadt. Nach dem siebenjährigen Kriege befanden sich in Berlin viele verabschiedete Soldaten, viele Frauen, deren Männer im Kriege gefallen waren, viele verarmte Handwerker, welche, um sich zu ernähren, kleine Verkaufsgeschäfte einrichteten, aber nicht die Mittel hatten, größere Läden dazu zu mieten. Um besonders den Invaliden die Begründung eines Geschäftes zu erleichtern, genehmigte Friedrich den Aufbau von Buden auf öffentlichen Plätzen und Straßen. Die Buden sollten dazu beitragen, den Verkehr in der Stadt zu heben; dies thaten sie nun freilich, aber nicht zum Vorteil der Residenz, denn die schönsten Plätze, die elegantesten Straßen wurden dadurch verunziert. Außerdem aber stellte sich bald noch ein anderer Uebelstand heraus, der, daß die kleinen Kaufleute, welche in den Buden ihre Läden aufschlugen, nur zu geneigt waren, Diebshehler zu werden. Es müssen die Buden schon zur Zeit ihrer Errichtung ein wahrer Krebsschaden für Berlin gewesen sein, dies geht aus einer Schilderung hervor, welche eine im Jahre 1788 unter dem Titel „Schattenriß von Berlin" erschienene Beschreibung der Residenz von ihnen macht.

„Die Buden," so heißt es in dem Buche, „sollten eigentlich zur Bequemlichkeit der Einwohner, die sich weite Wege ersparen wollen, dienen, allein die mehresten, besonders die Schenkbuden, sind wahre Diebeshöhlen. In einigen kauft man gestohlnes Gut um wohlfeilen Preis an sich, in andern beherbergt man Diebe. Noch vor wenigen Jahren wurde eine solche Bude gestört, die unter der Erde einen Keller voll gestohlener Sachen hatte."

Das Unwesen in den Buden wurde endlich so groß, daß täglich Klagen über sie beim Könige einliefen. Friedrich sah sich daher im Jahre 1783 zu einer Kabinettsordre veranlaßt, in der er die fernere Vermehrung der Buden verbot. Er mochte das Mißliche derselben wohl auch schon früher gefühlt haben, um aber gleichwohl die Zahl der Läden nicht zu vermindern, ließ er die Arkaden mit Verkaufsläden bei der Königsbrücke, auf der Spittel-, Jäger- und Laufbrücke erbauen.

Wir haben versucht, unseren Lesern in diesem Kapitel eine gedrängte Uebersicht der vorzüglichsten zur Regierungszeit Friedrichs des Großen entstandenen Bauten zu geben. Es ist kaum nötig, hinzuzufügen, daß mit den königlichen Bauten fast in gleichem Schritt auch die Privatbauten sich vermehrten. Berlin wuchs mehr und mehr heran zur Großstadt; die wenigen Jahre des siebenjährigen Krieges ausgenommen, vermehrte sich die Residenz fortdauernd in der Einwohnerzahl, auch vergrößerte sich die Stadt innerhalb ihrer weiten Grenzen durch Neubauten. Im Jahre 1740 betrug die Einwohnerzahl 90,000 Seelen einschließlich des Militärs, bis zum Jahre 1755 hatte sie sich schon auf 126,700 vermehrt. Da in den Kriegsjahren das Militär sich im Felde befand, und dadurch etwa 20,000 Mann, so hoch belief sich ungefähr die Garnison von Berlin, fehlten, da außerdem die herrschende Not viele Auswanderungen veranlaßte, Hunger und Krankheit unter der armen Bevölkerung verheerend wüteten, so verringerte sich die Einwohnerzahl bis zum Jahre 1758 auf 92,400 Seelen. Dann nahm sie wieder langsam zu, im Jahre 1762 betrug sie schon 98,000, im Jahre 1763 einschließlich etwa 19,000 Mann Garnison 119,000 Seelen. Nach dem Friedensschluß wuchs die Einwohnerzahl der Residenz in stetiger Progression, und im Todesjahr Friedrichs des Großen betrug sie einschließlich 34,000 Mann Garnison 147,000 Seelen.

Im gleichen Verhältnis war naturgemäß auch der Anbau der Stadt gewachsen. Sie umfaßte bei einem Umfang von 2$^{1}/_{8}$ Meilen einen Flächenraum von über 900,000 Quadratruten. 15 Thore, 268 Straßen und Plätze, 36 Brücken, 33 Kirchen und 6644 Häuser! Dies waren Zahlen, wohl einer Residenzstadt angemessen. Berlin war zur Großstadt geworden, viele Prachtgebäude schmückten diese, besonders die schnurgeraden Straßen der Friedrichstadt. Aber großstädtisch nach unserem Begriff sah es dennoch in der preußischen Hauptstadt nicht aus. In einer 1784 erschienenen „Charakteristik von Berlin“ heißt es:

„Im ganzen giebt's hier schöne breite Straßen, die kaum das schwache Auge absehen kann, besonders ist die Friedrichstadt sehr regelmäßig und schön gebaut, und der jetzige König hat alles angewandt, diesen Theil der Stadt auszeichnend und schön zu machen; da hingegen giebt es in Berlin selbst elende Gassen, wie man sie nur immer in einer Landstadt finden kann — finster, eng, daß wenn ein Wagen durchfährt, die Fußgänger so lange Halte machen müssen, und dann so schmutzig, daß man eine schlechte Idee von der großen Königsstadt bekommt; überhaupt hat Berlin für einen Fremden, der vom Hamburger, Schlesischen und Kottbuser Thor herein kommt, ein klägliches Ansehen, denn man findet elende gestützte Häuser, — wüste, unbebaute Plätze — große Misthaufen vor den Thüren, und die

Bewohner tragen das Zeichen der äußersten Dürftigkeit auf ihrer Stirne; hingegen kommt man ins Brandenburger und Potsdamer Thor, so ruhet das Auge mit Wohlgefallen auf den schönen Gassen und noch schönern Pallästen und Häusern, die nach der neuen Bauart, in verschiedenen mannichfaltigen Gusto, auf beiden Seiten erbaut sind.“

Der „Schattenriß von Berlin (1788)“ bestätigt diese Darstellung. Er giebt uns von den Straßen der Residenz folgende erbauliche Schilderung:

„So breit und schön die Straßen auch dem ersten Anblicke nach sind, so weiß doch der Fußgänger zuweilen nicht, wie er sich für schnellfahrenden Wagen, für Koth und Goßen hüten soll. Der eigentliche Gang für Fußgänger sollte, so wie in allen übrigen polizirten Städten, längs den Häusern hingehen, allein dieses hat man durch die hohen Auffahrten vor den Häusern fast unmöglich gemacht. Der Fußgänger wird alle Augenblick aufgehalten und ist gezwungen, über die Goßen weg, auf den sogenannten Damm zu schreiten. Nirgends ist diese Unbequemlichkeit sichtbarer, als in der Leipziger Straße, einer der schönsten von ganz Berlin. Außerdem sind vor den Häusern auch hohe steinerne Treppen angebracht. In der Mitten der Straße oder auf dem Damme ist es, bei schlechter Witterung, außerordentlich kothig und in dem Steinpflaster selbst giebt es unzählige Löcher, welches theils von dem sandigten Boden, theils von der unverantwortlichen Nachlässigkeit der Steinsetzer und ihrer Aufpasser herrührt. Die übermäßige große Steine, die zwischen einer Menge kleiner und spitzer Kieselsteine gelegt sind, verursachen, daß man aller Augenblicke Gefahr läuft, anzustoßen und zu Boden zu stürzen. Die Goßen sind zwar, wie es sich gehört, an beiden Seiten des Dammes angelegt, jedoch so, daß sie dem Fußgänger eine neue und gefährliche Fallbrücke werden. Ein Theil dieser tiefen Goßen ist nur eben vor den Hausthüren mit Brettern überlegt. Sobald man also des Abends längs der Häuser weggeht, stößt man alle zehn bis funfzehn Schritte an eine steinerne Treppe oder Auffahrt, die noch wohl, zu größerer Gefahr, mit einer kleinen Rönne umgeben ist; gehet man auf den Brettern, womit die Goßen bedeckt sind, herzhaft fort, so stürzt man, ehe man es sich versieht, mit einem Male drei bis vier Fuß tief in die Goße hinunter; gehet man aber in der Mitte des Dammes, so weiß man bei der geschwinden Annäherung eines oder gar mehrerer Wagen, nicht wo man sich hinwenden soll.“

Fast ein halbes Jahrhundert umfaßte die Regierung Friedrichs des Großen. Ein solcher Zeitraum ist stets für die geschichtliche Entwickelung von hoher Bedeutung, in jener Zeit aber und für unsere Stadt genügte er, um Berlin vollständig umzugestalten. Das Berlin zur Zeit Friedrich Wilhelms und das zu Ende der Regierung Friedrichs des Großen sind zwei so verschiedene Städte, daß sie kaum eine Aehnlichkeit miteinander haben.

Mit dem Regierungsantritt Friedrichs des Großen verschwand plötzlich jene finstere, heuchlerische, zur Schau getragene Sittenstrenge, jene Enthaltsamkeit von allen Vergnügungen, jene künstliche Einfachheit und Sparsamkeit, welche die Bürger nur aus Furcht vor dem Stock Friedrich Wilhelms I. und vor seinen ihre Freiheit bedrohenden Machtsprüchen angenommen hatten.

Der glänzende Hof des jungen Königs reizte zur Nachahmung an, die Hoffeste boten der Schaulust des Volkes willkommene Schauspiele; Theater, Konzerte, Ballete, öffentliche Darstellungen aller Art brachten ein neues Leben in die Residenz. In unglaublich kurzer Zeit vollendete sich die völlige Veränderung des herrschenden Gesellschaftstons, nur einige der orthodox-religiösen Richtung angehörende Familien blieben den von Friedrich Wilhelm eingeführten Sitten treu; die ganze übrige Bevölkerung ließ sich vom Geist der Zeit hinreißen. Der hohe Adel, die Gelehrten, Beamten, Kaufleute und Handwerker wetteiferten miteinander, sich gegenseitig zu überbieten in der Nachahmung des Hofes. Die verschiedenen Stände blieben dabei vollkommen abgesondert, ja die schon vorhandene Trennung wurde noch tiefer und schroffer während der Regierungszeit Friedrichs, denn dessen offen zur Schau getragene Vorliebe für den Adel flößte diesem ein Selbstbewußtsein ein, welches er unter dem bürgerlichen Regiment Friedrich Wilhelms nicht haben konnte. Der hohe Adel schaute mit Verachtung nieder auf den Bürger, die Offiziere bildeten einen durchaus abgeschlossenen Stand, höhere Beamte und Gelehrte wollten nicht gern etwas mit Subalternbeamten oder gar mit Kaufleuten und Handwerkern zu thun haben, und auch letztere waren wieder in ihre verschiedenen Kreise gespalten. Diese gegenseitige Abgeschlossenheit ging so weit, daß selbst in den zahlreich entstehenden Tabagien, Weinstuben und öffentlichen Vergnügungsorten nur höchst selten die verschiedenen Stände miteinander verkehrten. Die noch jetzt allen Ausländern in Berlin so unangenehm auffallende Zurückhaltung, welche verbietet, in öffentlichen Lokalen sich mit Fremden an einen Tisch zu setzen und ein freundliches Gespräch zu beginnen, hat ihren Ursprung in jener Zeit. Welcher Bürgerliche hätte es damals wagen dürfen, sich mit einem Unbekannten in einem Vergnügungsort an einen Tisch zu setzen und etwa ein Gespräch anzufangen! Traf er zufällig auf einen Adligen, so wurde er sicher derb zurückgewiesen.

In sich selbst einten sich die verschiedenen Stände um so inniger; da wurden Ressourcen, geschlossene Gesellschaften, gebildet, in denen die Standesgenossen miteinander verkehrten, da gab es Feste aller Art; man machte Landpartien zusammen nach Schönhausen, Pankow, nach dem Gesundbrunnen, nach Weißensee, Treptow und Stralau, Moabit, Martinicken, Charlottenburg oder Schöneberg; auch die näher vor den Thoren gelegenen Etablissements, die neue Welt, die Gartenlokale der Hasenheide und der dustere Keller boten häufig Gelegenheit zu fröhlichen Zusammenkünften. Eine der beliebtesten geselligen Vergnügungen waren die Picknicks, welche gewöhnlich bei beliebten Restaurateuren abgehalten wurden. Die Herren aus der Gesellschaft führten eine oder mehrere Damen zu irgend einem beliebten Restaurateur, dort wurde ein fröhliches Mahl veranstaltet, dem meistens, besonders im Winter, ein Tanz folgte; die Kosten wurden von den Herren getragen. Die vornehmen Stände liebten die Picknicks außerordentlich, besonders berühmt waren die, welche bei Richard im Tiergarten oder bei Corsica, dem Restaurateur am Wasser hinter dem Zeughause, abgehalten wurden. Bei den Gesellschaften und Picknicks wurde in allen Ständen ein Aufwand gemacht, der sich, die Zeit des siebenjährigen Krieges ausgeschlossen, von Jahr zu Jahr steigerte. Wenn man große Gesellschaften geben wollte, mußte man dazu auch die geeigneten Wohnungen haben. Es wurde ein Bedürfnis für alle

den besseren Ständen angehörenden Familien, geräumige Gesellschaftszimmer zu besitzen; Speise- und Tanzsäle, Visitenstuben und Boudoirs hielt man bald für notwendige Erfordernisse eines großen Hausstandes, und auch die Bürger folgten in diesem Luxus den vornehmeren Ständen. Zu schönen Wohnungen gehörten naturgemäß auch entsprechende Möbel; die alten dauerhaften, für ganze Geschlechter bestimmten Hausgeräte wurden abgeschafft, an ihre Stelle traten moderne Möbel nach französischem Geschmack, bei denen es auf Dauer und Güte nicht weiter ankam, sondern nur auf geschmackvolle elegante Form; man mußte ja der herrschenden Mode gemäß mit den Möbeln bald genug wechseln, denn die veralteten konnten in den Gesellschaftszimmern nicht stehen bleiben; kostbare Gemälde und Bildhauerwerke alter Meister gehörten naturgemäß zu der prächtigen Ausstattung.

Um solchen Luxus zu befriedigen, war ein voller Beutel notwendig. Einige reiche Familien konnten freilich ohne Unbequemlichkeit für ihre Kasse sich gegenseitig in der Entfaltung ihres Reichtums überbieten, die meisten Beamten, Fabrikanten, Kaufleute und Handwerker aber waren nur im stande, dem herrschenden Geschmack zu fröhnen, wenn sie Schulden machten, und dies geschah denn auch im reichsten Maße. Viele Bürgerfamilien ruinierten sich durch die zur Mode gewordenen luxuriösen Gesellschaften, und häufig genug kam es vor, daß nach dem Tode eines Mannes, der ein besonders stattliches Haus gemacht hatte, die Familie nichts erbte als seine Schulden, daß der Bankerott über das Vermögen ausbrach in demselben Augenblick, wo er die Augen schloß. Der Berliner Schwindel, der sich von jener Zeit an entwickelt hat, kam damals in Mode.

Der Gesellschaftston entsprach der äußeren Ausschmückung der Gesellschaftsräume an äußerem Glanz und innerer Hohlheit. Dem Beispiel des Hofes gemäß sollten Litteratur und Kunst die Würze der Geselligkeit bilden. In allen Gesellschaften bildete die Musik den Hauptbestandteil der Unterhaltung; während die jungen Leute musizierten, spielten die Väter und Mütter Karten; sie überließen sich ihrer durch die Einführung der Lotterie geförderten Spielsucht, und da am Spieltisch ungeheuere Summen gewonnen und verloren wurden, so war das Interesse so sehr daran gefesselt, daß die Eltern sich um ihre Töchter nicht zu bekümmern vermochten, daß sie diese ohne Aufsicht der berauschenden Lust der Gesellschaft überließen. Die Folge hiervon war eine Freiheit des Umgangs zwischen jungen Männern und Mädchen, welche oft genug zur Zügellosigkeit ausartete. Der Genuß war das Lebenselement der Berliner geworden, dem Vergnügen und zwar dem materiellen Vergnügen allein lebten sie, alle Stände, wie schroff sie auch getrennt sein mochten, waren hierin eines Sinnes, Männer und Frauen fanden ihre Freude nicht mehr in einer schönen Häuslichkeit, im traulichen Familienleben, sondern in öffentlichen Lokalen.

Die Zahl der Wirtshäuser, Weinstuben, Restaurationen, Gartenlokale und anderer Vergnügungsorte hatte sich infolge des wachsenden Bedürfnisses in außerordentlicher Weise vermehrt, und ungeheure Summen wurden jährlich in ihnen verschwendet, denn die Preise waren schon damals im Verhältnis zum Geldwert sehr hoch. Nikolai giebt in seiner im Jahre 1786 erschienenen Beschreibung von Berlin ein interessantes Verzeichnis der öffentlichen Lokale und der Preise; es gab hiernach in Berlin nicht weniger als 19 Gasthöfe

erster Klasse, 3 zweiter Klasse und 14 dritter Klasse, außerdem eine große Anzahl von Speisehäusern, Wein- und Bierstuben, Kaffeehäusern mit Billards, Kaffeegärten, in denen man besonders im Sommer außer Kaffee auch Wein, Bier und kalte Küche bekommen und zu Abend speisen konnte, Garküchen rc. Die Gasthäuser hatten eine bestimmte Taxe, welche in jedem Zimmer angeschlagen sein mußte; sie war vom Polizeidirektorium festgestellt, und die Wirte durften sie nicht übertreten; jeder Wirt, der überführt wurde, die Taxe überschritten zu haben, mußte für jeden Groschen, den er über diese genommen hatte, einen Thaler Strafe erlegen.

Aus der von Nikolai mitgeteilten Taxe erwähnen wir folgende Zahlen: Es kostete in den Gasthäusern erster Klasse eine Stube und Kammer mit Bett und Licht im 1. und 2. Stockwerk vorn heraus, inkl. Betten und Licht 1 Thlr.; hinten heraus eine Stube im 1. und 2. Stockwerk 12 Gr.; der Mittagstisch, welcher lediglich für fremde Passagiere gehalten wurde, bestehend in fünf guten, wohlgekochten Gerichten nach Beschaffenheit der Jahreszeit an Fleisch, Fischen, zahmen und Wildbraten nebst Dessert für jede Person 16 Gr.; der Abendtisch, bestehend in drei guten Schüsseln mit Butter und Käse 12 Gr.; ein Butterbrod mit Braten oder Pökelfleisch belegt 1 Gr. 6 Pf. u. s. w. — In Gasthöfen zweiter Klasse zahlte man für ein Logis in der 2. Etage vorn heraus mit Betten und Licht 8 bis 10 Gr.; für ein Logis in der oberen Etage oder hinten heraus 6 bis 8 Gr.; für das Mittagessen von drei guten Gerichten nebst Butter und Käse 6 Gr., wird aber auch ein Dessert gegeben, 8 Gr. — In den Gasthöfen dritter Klasse waren die Preise billiger; sollte ein Fremder eine besondere Stube mit Bett in diesen Wirtshäusern verlangen, so bezahlte er dafür nebst Licht 6 Gr., für eine Portion Mittagessen, bestehend in einer Suppe und Zugemüse mit Fleisch 3 Gr., für ein Nachtlager in der Gaststube auf Stroh mit Betten 2 Gr., ohne Betten 1 Gr.

In den Speisehäusern war der Preis für Mittagbrot je nach der Feinheit des Lokals und der gereichten Speisen schwankend, von 3 bis etwa 12 Groschen; dazu gab es auch schon damals Wein- und Delikatessenhandlungen, in denen die Feinschmecker die Seltenheiten anderer Länder mit vielen Thalern bezahlen mußten. Für die Arbeiter bestanden Garküchen, in denen man ein leidliches Mittagbrot, Suppe, Gemüse und Fleisch, mitunter auch einen Braten, für 1 Groschen 6 Pfennige und 2 Groschen erhalten konnte.

Für das Vergnügen des Volkes war ebenso gesorgt wie für das der vornehmen Stände. Die alten Volksfeste hatten neues Leben bekommen, der eingegangene Schützenplatz wurde wieder eröffnet, nachdem Friedrich im Jahre 1747 die Schützengilde wiederhergestellt hatte. Auf dem Schützenplatz vor dem Königsthor fand alljährlich ein Scheibenschießen statt, bei welchem die Schützenbrüder um ausgesetzte Preise kämpften. Das Königsschießen wurde am 27. August abgehalten; derjenige Schütze, der dem Mittelpunkt der Scheibe am nächsten gekommen war, wurde zum Schützenkönig erklärt und feierlich mit einer goldenen Kette geschmückt; er hatte dafür aber die Pflicht, die ganze Gilde im Saal des Schützenhauses zu bewirten. Dem Königsschießen folgte das Vogelschießen. Jeder, der ein Stück vom Vogel herabschoß, bekam einen gewissen Preis an Geld, der nach der Schwere des herabgeschossenen Stücks bemessen war. Wer den Kern herunterholte, erhielt

den ansehnlichsten Preis. Die große Masse des Volkes, welche nicht zur Schützengilde gehörte, hatte doch auf dem Schützenplatz alle Gelegenheit, sich zu vergnügen, teils im Zuschauen des Kampfes, teils bei den unzähligen Buden, die aufgestellt waren, und in denen Waren aller Art zum Verkauf ausgeboten wurden. Taschenspieler, Quacksalber, Bärenführer u. dgl. m. fanden sich stets in Menge zum Schützenplatz ein und trugen zur Belustigung des Volkes bei; auch für die Befriedigung der Spielsucht wurde gesorgt, denn in verschiedenen Buden wurden die Waren nicht verkauft, sondern ausgelost oder ausgewürfelt. Bei schönem Wetter war der Schützenplatz stets von Tausenden besucht.



Heinrich Friedrich Karl von Stein,
Staatsminister unter Friedrich Wilhelm III., Schöpfer der Städteordnung,
geb. 26. Okt. 1757 in Nassau, gest. 29. Juni 1831 in Westfalen.

In den letzten Jahren der Regierung Friedrichs des Großen kam auch das Fest des Stralauer Fischzugs bei den Berlinern in Mode, und nach und nach wurde es zum wirklichen Volksfest.

Wie die Berliner in ihren Sitten und Gewohnheiten, in ihrem gesellschaftlichen Verkehr sich mehr und mehr nach der französischen Mode richteten, so wurde auch die französische Kleidertracht bei ihnen allgemein, der Hof ging mit seinem Beispiel voran. Friedrich hatte kaum den Thron bestiegen, als die unter Friedrich Wilhelm herrschende, prunklose Kleidung am Hofe verschwand. Die königlichen Bedienten erhielten prachtvolle, von Gold und Silber strotzende Livreen, die Hofherren und Damen erschienen im reichsten Schmuck.

Wie sich der Hof trug, so wollten sich natürlich auch die Frauen der niederen Beamten, der reichen Kaufleute und Fabrikanten tragen. So kamen denn die ungeheuerlichen französischen Reifröcke, welche ursprünglich

nur von den Hofdamen beim höchsten Staat getragen wurden, bald in die allgemeine Mode; auch die Bürgerfrauen trugen sie, und es kam bald dahin, daß selbst die Dienstmädchen nicht mehr ohne Reifrock gehen wollten. Es muß seltsam genug ausgesehen haben, wenn eine Dame, mit dem gewaltigen Reifrock angethan, sich in die enge Thür einer Sänfte oder eines Fiakers zwängte; man erzählt, daß häufig genug von der Dame vor ihrem gewaltigen Rock gar nichts zu sehen gewesen sei. Aber die Reifröcke waren den Damen einmal ans Herz gewachsen, und bald genug brachten die Berlinerinnen es dahin, daß sie mit wunderbarer Geschicklichkeit sich in den unbequemen Kleidungsstücken zu bewegen verstanden.

Die Tracht der Männer war ebenso geschmacklos wie die der Frauen, es dauerte aber länger, ehe sie sich in Berlin verbreitete, und viele alte Bürger konnten sich nicht entschließen, das „dumme Zeug" mitzumachen: sie blieben beim steifen Zopf und bei der knappen, schmucklosen Kleidung, welche Friedrich Wilhelm eingeführt hatte. Die jungen Stutzer folgten natürlich der Hofmode. Schönes, langes Haar wurde für eine besondere Schönheit gehalten; man trug es in leichten fliegenden Seitenlocken und stark gepudert, um dem geschminkten Gesichte ein frisches, jugendliches Aeußere zu verleihen. An die Stelle der steifen Zöpfe traten die Haarbeutel, die anfangs von mächtiger Größe, später aber kleiner getragen wurden. Von der Kokarde des Haarbeutels schlang sich ein breites, schwarzes Band um den Hals, welches vorn am Jabot zierlich befestigt wurde; auf dem Kopfe trug der Stutzer ein feines, dreieckiges Hütchen, dessen Form in der Mode verschiedentlich wechselte; es wurde meist keck auf die rechte Seite des Auges gedrückt. Die Hüte waren reich mit Tressen versehen, auch wohl mit Gold und Silber gestickt und bei Adligen mit einer weißen Feder, bei Bürgerlichen mit einer schwarzen verziert. Ein Rock mit einer kurzen Taille, langen Schößen, breiten Aermeln, großen Knöpfen, dem ein seidenes Unterfutter nicht fehlen durfte, der stets von möglichst glänzender, in die Augen fallender Farbe gewählt wurde, und der zum weiteren Schmuck noch mit reichen goldenen und silbernen Tressen verziert war, schmückte den Stutzer. Ein Kleidungsstück, auf dessen Zierlichkeit der höchste Wert gelegt wurde, war die Weste; zu dieser wurden die teuersten, mit großen Kosten aus Frankreich verschriebenen Stoffe verwandt, Gold- und Silberstoffe, feine Tuche und Samte, die mit den kostspieligsten Tressen und Stickereien versehen waren. Um die Weste noch kostbarer zu machen, trug man sie mit möglichst langen Schößen.

Feine Leibwäsche war eine Hauptzierde des Stutzers; die Jabots und Manschetten mußten von der feinsten Leinwand gefertigt und mit kostbaren Kanten besetzt sein, besonders bei den Bürgern galt ein möglichst ellenreiches, weit aufgebauschtes Hemd von der feinsten Leinwand für einen Schmuck der jungen Modeherren, die nie verfehlten, beim Tanzen den Rock auszuziehen, um mit der Feinheit ihrer Wäsche zu prahlen, und um zu gleicher Zeit die prächtige seidene, mit Gold und Silber gestickte Schleife, die sie hinten an den Beinkleidern trugen, zu zeigen.

Fügen wir zu der auffallenden Kleidung noch einen kleinen Galanteriedegen hinzu, an dessen Gefäß ebenfalls eine ähnliche Schleife prangte, außerdem feine Handschuhe von englischem oder dänischem Leder, sehen wir, daß aus der rechten Rocktasche ein feines, seidenes Taschentuch nachlässig hervor-

ing, so können wir uns die Kleidung eines Stutzers jener Zeit vorstellen md haben nur noch das zierliche, mit einem Bernsteinknopf versehene Stöckchen u erwähnen, welches die jungen Stutzer stets sehr anmutig in der Hand u schwenken verstanden.

Die letzten Regierungsjahre Friedrichs des Großen waren für den König eine traurige Zeit; das Alter mit seinen körperlichen Beschwerden emmte den kühnen Flug des Geistes. Bis zum Jahre 1785 erfreute sich Friedrich einer ziemlich guten Gesundheit. Alljährlich litt er allerdings an Gicht und an Hämorrhoiden, und die Heimsuchung derselben steigerte sich nit jedem Jahr. Das große Herbstmannöver bei Potsdam, welches in dem Jahre 1785 besonders prächtig werden sollte, konnte Friedrich nicht mehr bhalten, er wohnte nur noch den am 10. September bei Berlin stattfindenden rtillerieübungen bei, dann kehrte er nach Potsdam zurück. Er sah Berlin icht wieder. Während der letzten Wochen litt Friedrich unsägliche Schmerzen, ber gerade in dieser schweren Zeit gewann er wieder jene freundliche iebenswürdigkeit, durch welche er sich früher so sehr ausgezeichnet hatte. r wurde mild und duldsam gegen seine Gesellschafter und Diener, und er eigte sogar große Schonung, als einige fromme Berliner den ungeschickten Versuch machten, ihn auf seinem Totenbett durch einen Brief zum wahren Christentum zu bekehren. „Man muß den Leuten höflich antworten, sie neinen es gut mit mir," sagte Friedrich lächelnd, als er den frommen Brief gehört hatte; in früherer Zeit würde er wohl anders geantwortet haben.

Schon am 15. August hatte der schwere Todeskampf begonnen, er auerte bis zum 17. August morgens 2 Uhr 20 Minuten mit kurzen Unterrechungen, dann erst verließ — um Friedrichs eigene Worte zu gebrauchen — ie Seele die abgenutzte Hülle. Friedrich starb in seinem Lieblingsschloß Sanssouci.

Der Schmerz des Volkes über den Hingang des großen Königs war ief und aufrichtig. Zwar war die Begeisterung, welche die siegreichen Schlachten des siebenjährigen Krieges im Volk und besonders in dem von Berlin erzeugt hatte, längst verrauscht, und in frischem Andenken standen die Bedrückungen der französischen Regie, die Plackereien der Kaffeeriecher und nanche scharfe Kabinettsordre, durch welche der König die Sympathien der Berliner verletzt hatte. Das Volk von Berlin liebte aber den großen König, md es hätte der Regierung des Nachfolgers, Friedrich Wilhelms II., nicht eburft, um den Berlinern klar zu machen, was sie durch den Tod Friedrichs erloren hatten.



Neunte Abteilung.

Berlin im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts und am Anfang des 19. Jahrhunderts.



Erstes Kapitel.

Friedrich Wilhelm war, als er den Thron bestieg, von dem Wunsche beseelt, ein guter und gerechter König zu werden; seine erste Regierungszeit zeigt, daß er vom ernsten Willen, Gutes zu schaffen, durchdrungen war. Er stand beim Tode seines Oheims schon im vorgerückten Alter; er war 42 Jahre alt. Von großer, fast herkulischer Gestalt — man hat ihm deshalb den Beinamen des Dicken gegeben — liebte Friedrich Wilhelm die Ruhe und Bequemlichkeit, welche seine Körperkonstitution ihm notwendig machte; trotzdem aber vertiefte er sich mit Ernst und Anstrengung in die Regierungsgeschäfte. Er, der früher jede Arbeit gescheut hatte, der nur schwer zu bewegen gewesen war, ein wissenschaftliches oder politisches Gespräch zu führen oder einen Brief zu schreiben, stand jetzt morgens früh auf und arbeitete viele Stunden lang mit seinen Räten und Ministern.

Friedrich der Große hatte seit vielen Jahren vom Berliner Volke ganz abgesondert gelebt, die Bürger hatten den greisen König wohl geliebt, aber auch gefürchtet, sie zitterten, wenn er sie mit seinen großen, blitzenden, blauen Augen durchdringend anschaute. Da war Friedrich Wilhelm II. ein ganz anderer Mann, so herablassend und freundlich, so ganz und gar nicht stolz, er gewann im Sturme die Herzen der Berliner. Im einfachen, blauen Rock mit metallenen Knöpfen ging Friedrich Wilhelm häufig gegen Mittag zu Fuß im Tiergarten spazieren; kein zahlreiches Gefolge von Offizieren und Kammerherren begleitete ihn, nur in der Ferne folgte ihm ein Jäger, um seine etwaigen Befehle zu erwarten. Bei diesen Spaziergängen sprach der König im freundlichsten Tone mit den Kindern, deren Spiele er beobachtete, welche er über ihre Eltern und über ihre Unterrichtsstunden ausfragte, und ebenso herablassend zeigte er sich auch gegen die Bürger, mit denen er etwa zufällig in das Gespräch kam. Der König behandelte diese stets mit der größten

Höflichkeit, ja er nannte sie sogar „Sie“, was von einem Fürsten bisher unerhört gewesen war, denn die Handwerker waren daran gewöhnt, von den Vornehmen am Hofe, selbst von den geringeren Adligen mit „Er“ angeredet zu werden.

Der Schmeichelname, Friedrich Wilhelm der Vielgeliebte, ist damals entstanden; Friedrich Wilhelm bestrebte sich in seinen ersten Regierungsjahren, den schönen Namen zu verdienen, eine Reihe von Verfügungen wurde getroffen, welche sämtlich wohl geeignet waren, die Zufriedenheit des Volkes zu erhöhen. Die Regie wurde aufgehoben, das französische Gesindel, welches bei ihr angestellt war, entlassen, der Kaffeeverkauf wurde freigegeben, die Kaffeeriecherei hörte auf, und auch die verhaßte Tabaksadministration wurde beseitigt. Vom 1. Juni 1787 an konnte jeder nach Belieben Tabak bauen und verkaufen. Auch das Zuckermonopol, welches bis dahin das Splittgerbersche Handlungshaus in Berlin besessen hatte, hörte auf; allen Unternehmern, welche Lust hatten, Zuckerraffinerien anzulegen, wurde dies gestattet, und der König erklärte bei dieser Gelegenheit, daß er fernerhin keinen Kleinhandel, der zum Schaden anderer einen einzelnen bereicherte, gestatten würde.

Aber nach Aufhebung der Regie, des Kaffeemonopols und der Tabaksadministration mußten neue Auflagen geschaffen werden. Da wurde eine Mehl- und Tabaksaccise eingeführt und die Weizensteuer erhöht, da vergrößerte man die Abgaben auf Salz, Zucker und die Stempelgebühren, und da auch diese Summen nicht zureichten, um den Staatshaushalt fortzuführen, wurde ein Zuschlag zur Accise erhoben, von jedem Thaler 1 Groschen, und später sogar 1 Groschen 4 Pfennig, gewissermaßen eine Accise von der Accise. Die Berliner, welche anfangs gejubelt hatten, daß sie nun wieder billigen Tabak rauchen und guten selbstgebrannten Kaffee trinken konnten, sahen bald genug ein, daß sie um nichts gebessert seien, denn gerade diejenigen Bedürfnisse, welche jeder einzelne im Haushalt hatte, Mehl, Salz, Zucker u. s. w. wurden mit hohen Abgaben beschwert. Wenn früher nur die Raucher und Kaffeetrinker geschimpft hatten, so schimpften jetzt alle. Auch auf allen anderen Gebieten folgte einem scheinbaren Fortschritte ein schneller Rückschritt. Am schroffsten trat dieser während Friedrich Wilhelms Regierung auf geistigem Gebiete hervor. Das berüchtigte Religionsedikt und die Beschränkung der geringen noch herrschenden Preßfreiheit waren seine Frucht.

Für Berlin hatte die kurze Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. eine große Bedeutung. Der König schmückte seine Hauptstadt mit manchen schönen Bauwerken, Kunst und Wissenschaft entwickelten sich, und das deutsche Element kam zu neuer Geltung; dagegen schritt auch der sittliche Verfall der Gesellschaft in der Residenz mächtig vor. Friedrich Wilhelm war nicht ohne Sinn für eine künstlerische Ausschmückung seiner Residenz; die Einzelheiten angefangener Bauten überließ er den Baumeistern, und er that wohl daran, denn er hatte tüchtige Kräfte in den königlichen Dienst gezogen. Vor allen anderen haben wir Langhans zu nennen, von dem die meisten schönen Bauten aus der Regierungszeit Friedrich Wilhelms herrühren.

Langhans hat sich um Berlin ein Verdienst vorzüglich dadurch erworben, daß er den französischen Geschmack bekämpfte und den Baumeistern, indem er ihnen die griechische Architektur als Muster hinstellte, eine neue edlere

Richtung vorschrieb. Den Beginn der großen Bauten Friedrich Wilhelms machte die Abtragung des Marienkirchturms, die im Jahre 1787 eingetretener Baufälligkeit wegen begann. In den Jahren 1789 bis 1790 wurde ein neuer Turm erbaut, der bis zu einer Höhe von 286 Fuß 8 Zoll emporwuchs und der höchste in Berlin wurde. Langhans lieferte die Zeichnungen zu dem im gotischen Stil erbauten Turm. Boumann der Jüngere leitete den Bau. Am 7. Juli 1790 wurde er durch die Aufsetzung des Knopfes beendet. Es fand dabei eine große Feierlichkeit statt, bei welcher sich sowohl die Staats- als städtischen Behörden beteiligten, und zu der das Berliner Volk mit seiner alle Zeit regen Schaulust in zahlloser Schar herbeigeströmt war. Vor der Aufsetzung hatte man die Papiere und Münzen, welche man in dem abgenommenen Knopf gefunden, dem neuen einverleibt; außerdem wurden in ihm auch geschriebene und gedruckte Nachrichten über die Zustände Berlins im Jahre 1789, über die Einwohnerzahl, die Zahl der Kirchen, Häuser u. s. w., über den Viehstand, die Preise der Lebensmittel und dergleichen statistische Nachrichten mehr sowie eine vom Oberkonsistorialrat Gedicke in lateinischer und deutscher Sprache verfaßte Urkunde verschlossen, welche einen Abriß der Zeitgeschichte enthielt.

Ein anderes unter Friedrich Wilhelms Regierung entstandenes Bauwerk ist das Vorgebäude des Schlosses Monbijou, welches nach der Zeichnung Ungers von Scheffler aufgeführt wurde. Das Schloß war der Königin zum Sommeraufenthalt angewiesen, und diese verschönerte nun den Garten durch Ankauf und Bepflanzung neuer Ländereien, durch die Anlage von englischen Partien, den Bau von Tempeln und Lusthäusern. Auch ein Badehaus von Gipsmarmor wurde in dem Garten, der später ein Lieblingsspaziergang der Berliner wurde, errichtet. In der Umgegend des Schlosses fanden ebenfalls Verschönerungen statt. 1792 erhielt der Monbijouplatz, der bis dahin eine wüste Sandfläche gewesen war, das so sehr nötige Pflaster, die hölzerne neue Friedrichsbrücke wurde abgebrochen, und an deren Stelle erbaute Langhans eine steinerne, die von jeder Seite mit großen Bildwerken geschmückt wurde. Eins stellt den Kampf des Herkules mit dem Löwen, das andere dessen Kampf mit dem Centauren Nessus vor. Die Brücke erhielt von dieser Zeit an den Namen Herkulesbrücke, vom Volk wurde sie auch häufig die Simsonbrücke genannt.*)

Auch die große Pomeranzenbrücke, welche von der Neuen Friedrichstraße nach Cöln hinüberführte, wurde neu erbaut und erhielt den Namen Neue Friedrichsbrücke.

Das großartigste Bauwerk, durch welches Langhans sich in der Baugeschichte Berlins einen dauernden Namen erworben hat, ist das in den Jahren von 1789—93 aufgeführte Brandenburger Thor; es ist eine Nachbildung der Vorhalle der Akropolis des alten Athens. Die Siegesgöttin, welche in einem von vier Rossen gezogenen Wagen das Thor krönt, wurde von dem Meister Schadow modelliert, von den Gebrüdern Wohlers in Potsdam in Holz ausgehauen und von dem Kupferschmied Jury daselbst in Kupfer getrieben. Das

---

*) Nach dem Abbruch der Herkulesbrücke sind diese Bildwerke in den Tiergarten übergeführt und zur Ausschmückung einer Brücke in der Nähe des Lützowplatzes verwandt worden.

Thor wurde zum erstenmal zum Empfange Friedrich Wilhelms II. geöffnet, als er von dem Feldzuge in der Champagne nach Berlin zurückkehrte. Bei dieser Gelegenheit sang man auch das später zum Volkslied gewordene: „Heil Dir im Siegerkranz", dessen Verfasser ein Dr. juris Schumacher in Lübeck war.

Von anderen aus der Zeit Friedrich Wilhelms II. entstandenen Bauwerken nennen wir die Vorderseite der alten Münze, die Kolonnaden der Mohrenbrücke, das Gebäude der Tierarzneischule, die Stadtmauer vom Unterbaum bis zum Schönhauserthor, welche an die Stelle der dort noch stehenden Pallisaden kam, das Oranienburger-, das Hamburger- und Rosenthalerthor. Außerdem erwähnen wir den inneren Umbau des königlichen Schlosses und des Opernhauses. Bei diesen zahlreichen Bauten und bei denen, welche Friedrich Wilhelm außerdem in Charlottenburg und Potsdam aufführen ließ, zeichneten sich außer Langhans folgende Baumeister aus: Becherer, Boumann der Jüngere, Genz, Gilly Vater und Sohn, Gontard, Krüger, Moser, Riedel, Scheffler, J. C. Schultze, C. G. Seidel, Tittel und Triest.

Zeigte Friedrich Wilhelm ein reges Interesse für die Baukunst, so war er nicht minder bestrebt, auch die übrigen Künste zu begünstigen, und besonders muß es anerkannt werden, daß er sich von dem ungerechten Vorurteil seines großen Vorgängers für die fremdländische Kunst losgesagt hatte, daß er die deutschen Künstler mit Achtung und Anerkennung behandelte. Der Akademie für die bildenden Künste wurde durch die Verordnung vom 26. Januar 1790 ein neues Leben eingehaucht; mit ihr wurde eine Lehranstalt verbunden, in welcher auch Lehrlinge und Gesellen, selbst wenn sie ganz unbemittelt waren, Unterricht empfangen konnten. Tüchtige Lehrer der Baukunst, der Malerei, Bildhauerei u. s. w. wurden angestellt.

Alljährlich, mindestens alle zwei Jahre sollte eine öffentliche, vier bis fünf Wochen dauernde Ausstellung von Gemälden und anderen Kunstsachen gehalten werden; seit 1793 wurde auch Handwerkern und Fabrikanten erlaubt, solche Arbeiten, die durch Neuheit in der Erfindung oder der Form oder durch einen hohen Grad der Vollendung der Aufmerksamkeit würdig waren, zur Ausstellung einzusenden.

Einen besonders bedeutenden Aufschwung nahm die Bildhauerkunst in Berlin, dank dem trefflichen Schadow, der sich um sie unvergeßliche Verdienste erworben hat. Schadow war ein Schneiderssohn aus der Mark; er hatte sich in der Werkstatt des Bildhauers Tessaert in Berlin gebildet, ging später nach Rom und wurde von dort durch die Gräfin Lichtenau wieder nach Berlin gezogen. Hier errichtete er eine Werkstatt, und von dieser Zeit an schreibt sich das Emporblühen der Bildhauerkunst in unserer Stadt. Wie Langhans als Baumeister, so Schadow als Bildhauer; beide kämpften gegen den verderbten französischen Geschmack, beide für die einfache Schönheit in der Antike. Schadows Meisterhand schuf damals das im Jahre 1791 in der Kirche der Dorotheenstadt aufgestellte Monument des verstorbenen jungen Grafen von der Mark, eines der schönsten Bildhauerwerke seines Jahrhunderts. Nicht weniger Ehre machte dem Meißel des trefflichen Meisters die im Jahre 1797 auf dem Wilhelmsplatz aufgestellte Bildsäule des Generals von Ziethen.

Von geringerer Bedeutung als in der Bildhauerkunst war der Fortschritt in der Malerei. Wir nennen als damals anerkannte Maler Rode,

Bardou, die Landschaftsmaler Genelly und Lütke, die Historien- und Porträtmaler Kretschmar, Riedlich, Schumann, Weitsch und Madame F. Robert geb. Tessaert. Von Kupferstechern haben wir außer Chodowiecki, Bollinger, Fr. Bolt, Buchhorn, Freidhoff, Meno Haas und Henne zu erwähnen.

Die Musik war diejenige Kunst, für welche Friedrich Wilhelm die größte Neigung und auch das größte Verständnis hatte. Er liebte die Musik und war selbst ein guter Cellospieler. Wöchentlich fanden zweimal Kammerkonzerte im königlichen Schlosse statt, an denen der König persönlich Anteil nahm, bis seine übermäßige Leibesstärke ihm das Halten dieses Instruments unmöglich machte. Auch für die Oper wurde von Friedrich Wilhelm II. viel gethan, aber den Glanz, welchen sie unter Friedrich dem Großen eine Zeitlang gehabt hatte, bekam sie nicht wieder, obgleich das geräumige neue Haus von allen denen, welche mit Eintrittskarten beglückt wurden, sehr zahlreiche Besuche erhielt. Der Kapellmeister Reichardt sorgte für die Anstellung trefflicher Sänger und Sängerinnen, der Freiherr von der Recke, dem die Leitung der Oper anvertraut war, unterstützte ihn dabei redlich. An reichen Gehältern ließ es Friedrich Wilhelm nicht fehlen; eine berühmte Sängerin, die Todi, erhielt 5000 Thaler, und ebensoviel erhielt sogar im Jahre 1790 eine Madame le Brun blos für die Karnevalzeit. Der König war ein regelmäßiger Gast der Oper; er saß wie Friedrich der Große unmittelbar hinter dem Orchester, umringt von den Prinzen und Generälen, die der Vorstellung stehend beiwohnen mußten. Die Opernvorstellungen wurden unentgeltlich gegeben; man teilte die Eintrittskarten an die Hofbeamten und auch an die Bürgerschaft, für welche das Parterre bestimmt war, umsonst aus. Dabei aber kamen freilich Menschlichkeiten genug vor, denn die mit der Austeilung betrauten Beamten legten einen Handel mit Karten an, um deren Preis sie auf die gemeinste Weise feilschten. Selbst dem Freiherrn von der Recke wird nachgesagt, daß auch er seine Hände bei diesem Handel nicht rein gehalten habe. Von den Käufern wurde ebenfalls ein Schacher mit den Eintrittskarten getrieben, der bei besonders beliebten Vorstellungen sehr vorteilhaft war. Bei den Vorstellungen ging es eigentümlich genug zu. Es war ein strenges Gesetz, daß alle Zuschauer im Gesellschaftsanzuge erscheinen mußten, und hierauf wurde mit großer Strenge gesehen, so daß jeder einfach Gekleidete vor der Thür zurückgewiesen wurde. Mit dieser Vorschrift aber stand das übrige Ceremoniell, welches beobachtet wurde, im grellen Widerspruch. Die Zuschauer brachten ihre Kinder mit in das Theater und stellten diese, damit sie besser sehen konnten, auf die Bänke. Auch die Kadetten, an welche viele Karten verteilt wurden, machten sich derselben Unart schuldig und verhinderten dadurch die hinter ihnen Befindlichen am Sehen. Es kam infolgedessen häufig zum Streit, denn wenn die Bürger die jungen Kadetten aufforderten, doch von den Bänken herabzusteigen, so glaubten diese, im Bewußtsein ihres adligen Blutes, nicht nötig zu haben, der Aufforderung Folge zu leisten, wodurch denn meistens heftige Wortwechsel entstanden. Auch die ungeheuren damals modernen Kopfputze der Damen waren eine stete Veranlassung zu Streit und Lärm. Herr Tlantlaquatlapatli, der Herausgeber der Chronik von Berlin, klagt hierüber, indem er erzählt: „Natürlich haben die Damen ein Vorrecht in den Logen alle oder soweit es der Raum gestattet, vornen zu sitzen. Die Herren stehen folglich hinter ihnen. Haben die Damen lange Federn oder große

Hüte à la Montgolfier oder Blanchard auf; so hindern sie nicht nur einander sich selbst, sondern benehmen auch den hintenstehenden Personen gänzlich die Aussicht."

Tlantlaquatlapatli rügt auch noch eine andere Unsitte, die, Hunde mit in die Oper zu bringen. Er klagt: „Kleine Pologneser, Möpschen sind gemeiniglich die vierfüßigen Lieblinge der Damen. Nicht nur bemerkte ich ebenfalls solche Geschöpfe, sondern auch einigemal Windspiele, Pudel, Jagdhunde. Sonderbar ist es, daß, da man so sehr auf diejenigen Menschen Achtung giebt, welche ohne Billete in die Oper wollen, doch diesen Geschöpfen freier Eintritt gestattet wird. So sehr dadurch Stille und Ruhe unterbrochen werden können, so leicht ist es, diesen vierfüßigen Zuschauern den Weg zu versperren." Wir können uns nach diesen naiven Mitteilungen eines Zeitgenossen einen Begriff davon machen, wie es in dem Zuschauerraum des Opernhauses hergegangen sein mag.

Das deutsche Theater fuhr unter der Regierung Friedrich Wilhelms fort, sich kräftig zu entwickeln. Unter Döbbelins einsichtsvoller Leitung wurden die unsinnigen Ritter- und Spektakelstücke mehr und mehr verdrängt und machten den Meisterwerken Shakespeares, Schillers und Goethes Platz, obwohl der wackere Döbbelin dabei fortwährend mit der Geschmacklosigkeit des Publikums zu kämpfen hatte. Das Publikum zeigte sich bei den Vorstellungen so wenig gesittet, daß am 30. April 1788 das Pochen, Pfeifen und Zischen und andere Unordnungen im Theater streng untersagt werden mußten.

Friedrich Wilhelm begünstigte die Entwickelnng des Theaters, indem er Döbbelin das französische Komödienhaus auf dem Gendarmenmarkte einräumte und die deutsche Bühne zum Nationaltheater erhob. Im Jahre 1789 ging der König noch weiter, er kaufte Döbbelin seine Garderobe und die Dekorationen für 14000 Thaler ab; außerdem gewährte er dem verdienten Manne, so lange er lebte, eine jährliche Pension von 1200 Thalern. Das Theater wurde fortan ein königliches; der berühmte Professor Engel vom Joachimsthalschen Gymnasium übernahm die Leitung, welche er bis zum Jahre 1794 fortführte. Treffliche Künstler wirkten unter Engels Direktorat bei der königlichen Bühne: Fleck, Unzelmann, die Tochter Döbbelins und vor allen anderen die reizende so berühmt gewordene Unzelmann, die spätere Madame Bethmann.



Fürst Karl August von Hardenberg,
Staatsminister unter Friedrich Wilhelm III.,
geboren 31. Mai 1750 zu Essenroda,
gestorben 26. Nov. 1822 in Berlin.

An Engels Stelle trat später in Beziehung auf den litterarischen Teil des Direktoriums der Dichter Ramler; Fleck wurde zum Regisseur er-

nannt; die technische Geschäftsführung erhielt der Geheimrat von Warsing. Auch in dieser Zeit wurden tüchtige Kräfte für das Theater gewonnen, wie Beschort, die liebenswürdige Eunicke, welche später als Madame Händel-Schütz sich einen großen Ruhm erwarb, und vor allen Iffland, der im Jahr 1796 als Gast auftrat, um ein Jahr später nicht nur angestellt, sondern mit der Leitung des Theaters betraut zu werden. Das Theater gewann durch die tüchtigen Kräfte, welche sich ihm widmeten, eine immer größere Bedeutung, und auch die Schauspieler, deren Stand ein bisher vom Volke verachteter gewesen war, erhielten eine andere Stellung in der Gesellschaft, obgleich sie noch durchaus nicht als vollkommen ehrenhaft angesehen wurden. Hierzu trug wohl viel die Ausnahmestellung bei, welche ihnen von den Gerichten gegeben wurde, denn alljährlich wurde die folgende aus dem Jahre 1784 stammende Verordnung in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht:

„Dem Publico wird die schon öfters bekannt gemachte Verordnung:

denen bei der Oper und Comödie stehenden Personen weder an Geld oder Waren nicht das geringste zu borgen oder zu leihen,

wiederholentlich in Erinnerung gebracht, und haben diejenigen, die wider diese Verordnung handeln, zu gewärtigen, daß sie ihres Credits gänzlich verlustigt gehen, indem diejenigen Klagen, worin dergleichen Schuldforderungen eingeklagt werden, bei keinem Judicio angenommen, sondern die Gläubiger mit ihren Forderungen abgewiesen werden sollen. Wonach sich jedermann zu achten und vor Schaden und Nachteil zu hüten hat.

Gegeben Berlin, den 4. Februar 1784.

Königl. Preuß. Hof- und Cammergericht."

Wie die deutsche Kunst*) so förderte Friedrich Wilhelm auch die deutsche Wissenschaft. Die Akademie der Wissenschaften, welche bisher, wie unsere Leser sich erinnern, nur ein fremdländisches Institut auf deutschem Boden gewesen war, wurde in ein nationales umgewandelt, indem der König deutsche Gelehrte zu Mitgliedern ernannte. Im Jahre 1794 wurde ein besonderer Ausschuß niedergesetzt, welcher die Aufgabe erhielt, sich mit der Bearbeitung und Ausbildung der deutschen Sprache zu beschäftigen und diese bei den Verhandlungen der Akademie zur Geltung zu bringen. Die Bildung dieses Ausschusses ist um so bemerkenswerter, da Friedrich Wilhelm selbst meist französisch sprach, und da die französische Sprache bei Hofe immer noch die Umgangssprache blieb, so daß sogar die Verhandlungen und Korrespondenzen mit den Ministern meist französisch geführt wurden.

Das immer noch sehr im Argen liegende Schulwesen wurde unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. nach Kräften verbessert. Im Jahre 1787 wurde das Oberschulkollegium begründet, welches die Aufgabe erhielt, für die Hebung des Schulwesens zu sorgen; auch Provinzialschulkollegien wurden eingerichtet, die Unterkonsistorien erhielten diese Stellung. Im Jahre 1789 erfolgte der Befehl, daß alle Schüler, welche studieren wollten,

*) Die deutsche Poesie fand ebenfalls in Friedrich Wilhelm einen eifrigen Freund; für Berliner Dichter aber vermochte der König wenig zu thun, denn deren gab es kaum, der alte Ramler ist der einzige erwähnenswerte.

entweder auf den Gymnasien oder bei den Universitäten eine Prüfung bestehen sollten; außerdem wurden Seminarien sowohl für Lehrer und Gelehrte als auch Landschulen errichtet und die schon vorhandenen vervollkommnet.

In Berlin wurde die Zahl der Gymnasien um eins vermehrt, indem bei der fünfzigjährigen Jubelfeier der Realschule am 9. Mai 1797 das damit verbundene Pädagogium die Vorrechte eines Gymnasiums und den Namen Friedrich-Wilhelm-Gymnasium erhielt. Es bekam in dem Hause Friedrichstraße 41/42 sein Heim. Für höhere wissenschaftliche Zwecke stiftete Friedrich Wilhelm in Berlin die Tierarzneischule, 1791 die Artillerie-Akademie, 1796 die chirurgische Pepinière zur Ausbildung für Militärärzte.

Das wissenschaftliche Leben Berlins war in jener Zeit ein sehr reges; eine große Anzahl tüchtiger Gelehrten wirkte in allen Zweigen des Wissens. Wir finden unter ihnen Namen, welche zu den bedeutendsten Deutschlands gehören, wie Willdenow und Sprengel als Botaniker, Karsten als Mineraloge, Heim als Mediziner, Genz als Staatswirt, Svarez als Jurist, Hirt als Altertumsforscher, David Friedländer als Hebraiker und vor allen andern Wilhelm und Alexander von Humboldt, die beiden geistreichen Brüder, welche damals ihre ruhmgekrönte Gelehrtenlaufbahn begannen.

Der Drang nach wissenschaftlicher Forschung, der sich in Berlin mächtig zeigte, führte Männer, welche ein gleiches Streben hatten, zu einer engeren Verbindung, in der sie die gemachten Erfahrungen gegenseitig austauschen wollten. Hierdurch entstanden gelehrte und litterarische Vereine, welche zum Teil eine dauernde Bedeutung gewonnen haben. Im Jahre 1792 bildeten der Direktor und die Lehrer des Berlinisch-Cölnischen Gymnasiums die Pädagogische Gesellschaft, welche sich die Aufgabe stellte, ihre Mitglieder in den Schulwissenschaften weiter auszubilden. Im Jahre 1796 entstand die Pharmaceutische Gesellschaft, gestiftet durch einen jungen Apotheker Namens Möbius; in den Jahren 1795—1796 wurden außerdem zwei litterarische Gesellschaften, die „Mittwochs-Gesellschaft" und die „Gesellschaft der Freunde der Humanität" gebildet, zu welchen Herren und Damen Zutritt hatten. In ihnen wurden Vorlesungen gehalten, an welche sich eine Kritik anschloß. Die Bildung der gelehrten Gesellschaften fand bei dem Könige eine rege Unterstützung. Der schon bestehenden Gesellschaft zur Förderung der Naturwissenschaften schenkte Friedrich Wilhelm sogar ein stattliches Haus.

Unter den Gelehrten Berlins nahmen die Juden eine ehrenvolle Stellung ein. Seit Moses Mendelssohn für die geistige Bildung seiner Stammesgenossen mit rastlosem Eifer gekämpft hatte, zeigten viele Juden den Drang, dem verehrten Mann nachzustreben. War früher der Gelderwerb das einzige Ziel des Strebens für das verachtete Volk Israels gewesen, hatte es durch Betrug und Wucher zum Teil den Haß verdient, der auf ihm lastete, so zeigte sich jetzt besonders unter den wohlhabenden jüdischen Familien ein anerkennenswerter Wissensdrang. In den Gesellschaften der reichen jüdischen Kaufleute fand man die Koryphäen der künstlerischen und gelehrten Welt Berlins. Die Juden waren stolz darauf, Wissenschaft und Kunst zu fördern, sie ließen ihren Kindern eine tüchtige Erziehung geben, und viele reiche, junge Israeliten warfen Elle und Wage beiseite oder verließen den Wechslertisch, um sich den Studien eifrigst zu widmen. Die Folge dieses Strebens war ein Umschwung in der öffentlichen Meinung; in gebildeten Kreisen, nicht in

den Adelsgesellschaften, denn diese blieben ihren alten Vorurteilen treu, schwanden Haß und Verachtung gegen die Juden, und als am 16. August 1788 Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ zum ersten Male gegeben wurde, fand die Theaterdirektion es schon nötig, sich gegen den Verdacht, als wolle sie das Vorurteil des Judenhasses neu erwecken, durch einen von Ramler gedichteten, von Fleck vorgetragenen Prolog ernstlich zu verwahren.

Die wahre Aufklärung hatte in Berlin schon zu fest Wurzel gefaßt, und vergeblich war der Kampf, der von einzelnen Kreisen gegen sie geführt wurde. Freilich herrschte in den niederen Klassen des Volkes noch der alte Aberglaube, der sie bei der Hinrichtung schwerer Verbrecher sich um das Schafott drängen ließ, um das Blut der Gerichteten aufzufangen. In der Nacht zum Ostersonntag konnte man noch viele Personen, männlichen und weiblichen Geschlechts, in den Straßen der Stadt treffen, die das Osterwasser schöpfen wollten, mit dem sie allerlei Gutes ausrichten konnten. Aber so tief eingewurzelt der Aberglaube in dem niederen Volk war, so sehr wurde er in den gebildeten Ständen verlacht; in diesen blieb trotz aller Regierungsmaßregeln eine freisinnige religiöse Richtung, welche sich mit dem Aberglauben nicht verträgt, herrschend, und sie wurde wesentlich durch die französische Revolution, die der freien religiösen auch die freie politische Anschauung zugesellte, befördert. Die gewaltigen Ereignisse in Frankreich wurden in Berlin mit dem gespanntesten Interesse verfolgt; in allen Wein- und Bierhäusern ward damals mit Eifer politisiert, und bald genug fanden die demokratischen Grundsätze der jungen französischen Republik talentvolle Verteidiger auch in der preußischen Residenz.

Es gab damals in Berlin kaum eine Gesellschaft, in welcher nicht mit scharfer Zunge politisiert worden wäre; da zog man Parallelen zwischen Ludwig XV., dem französischen Könige, der durch seine Mißregierung die Revolution erzeugt hatte, und Friedrich Wilhelm II., zwischen den Zuständen in Frankreich vor der Revolution und den herrschenden in Preußen, und man fand die wunderbarsten Aehnlichkeiten: dasselbe Mätressenregiment, dieselbe Zügellosigkeit des Adels, die gleiche Verschleuderung der öffentlichen Gelder im Privatinteresse des Monarchen und seiner Günstlinge, die gleiche Verderbtheit des Beamtenheers, welches hauptsächlich aus den Günstlingen der herrschenden Mätressen bestand, die gleiche Verachtung endlich auch gegen den König, dessen Name „der Vielgeliebte“ längst zum Spottnamen geworden war. Die Aehnlichkeit war treffend, aber die gleichen Verhältnisse erzeugten in Paris und in Berlin nicht gleiche Folgen, denn den Berliner Bürgern fehlte die Thatkraft der Pariser; sie schimpften wohl, aber sie handelten nicht, sie waren entnervt durch ein sittenloses, nur den sinnlichen Vergnügungen gewidmetes Leben. Das Vergnügen war der Gott der Berliner jener Zeit, ihm opferten sie freudig die Sitten, die Religion und die politische Ueberzeugung. Während das Volk nach Herzenslust schimpfte über die königliche Tyrannei, über die Mätressenwirtschaft und die Verschleuderung der Staatsgelder in üppigen Vergnügungen, drängte es sich doch während des Karnevals zu den königlichen Redouten, nahm es doch teil an allen Hoffesten, an den Einholungen fürstlicher Personen und überall, wo es etwas zu schauen und zu genießen gab; ja es zeigte bei diesen Gelegenheiten sogar den ausbündigsten Patriotismus. Die Unsittlichkeit, welche schon in den letzten Jahren der Regierung Friedrichs II. eine außerordentlich große gewesen war, wuchs

in Berlin zur Zeit Friedrich Wilhelms II.; sie durchdrang alle Stände. Die Zahl der Wirts- und Weinhäuser und vorzüglich der Freudenhäuser vermehrte sich in unglaublicher Weise; alle Tummelplätze des Vergnügens wurden zahlreich besucht, die Geschäfte aber vernachlässigt. Im Winter drängten sich die Bürger zu Picknicks, Redouten und Tanzgesellschaften, im Sommer zogen sie ins Freie zu den sogenannten Rosenfesten, auf den Stralauer Fischzug, auf den Schützenplatz, in die benachbarten Dörfer zu den Erntefesten und zu anderen derartigen Vergnügungen. Besonders besucht war Charlottenburg, wohin eine Chaussee vom Brandenburger Thor aus gebaut worden war. Dort war ein berühmtes Gasthaus unter dem Namen „das türkische Zelt" entstanden, welches seinen Namen davon führte, daß der Besitzer den Hauptsaal nach türkischer Art aufgeputzt hatte. In Charlottenburg wurden von den Berlinern die kostbarsten Sommerfeste gegeben.

Der Luxus stieg infolge der herrschenden Vergnügungssucht mehr und mehr; vom Hofe aus verbreitete er sich bis in die niedrigsten Klassen des Volks, viele Bürgerfamilien richteten sich in dem unsinnigen Bestreben, den Hofherren und Hofdamen nachäffen zu wollen, zu Grunde; besonders die Frauen thaten dies, indem sie in der Kleidung eine Ueppigkeit, welche alle Grenzen überstieg, zeigten. Die Kleider mit 6—10 Fuß langen Schleppen mußten von den teuersten Stoffen gefertigt und mit kostbarer Verbrämung selbst mit Perlen und Diamanten gestickt werden. Ein einziges solches Kleid erforderte oft einen Kostenaufwand von mehreren tausend Thalern. Die Reifröcke gewannen einen wahrhaft ungeheuerlichen Umfang, die Taillen wurden in gesundheitsgefährlicher Weise zusammengeschnürt; die Krone des ebenso teuern als häßlichen und unnatürlichen Anzugs bildete die ellenhohe Kopffrisur, welche die höchste Kunst der Haarkräusler erforderte; sie wurde geziert durch Hüte in Form von Luftballons mit herabhängenden Gondeln.

Zweites Kapitel.

Am 16. November 1797 starb Friedrich Wilhelm II., und sein am 3. August 1770 geborener Sohn Friedrich Wilhelm folgte ihm auf dem preußischen Königsthron. Anspruchslos und einfach, gewissenhaft in der Erfüllung seiner Pflichten, sittenstreng, liebevoll gegen seine Gemahlin und Kinder, war Friedrich Wilhelm als Privatmann ein trefflicher Mensch, aber die wichtigsten Regenteneigenschaften fehlten ihm. Vor allem zeigte er einen außerordentlichen Mangel an Thatkraft, der ihn häufig mitten auf dem Wege zu Reformen Halt machen ließ, eine oft übel angebrachte Milde und Nachsicht den Beamten seines Vorgängers gegenüber, die fortfuhren, den jungen König zu betrügen und die Einkünfte des Staates im eigenen Interesse zu verwenden, gerade wie sie es unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. gethan hatten. Er erkannte wohl die Fehler und Mängel, die seinem Beamtentum anhafteten, versuchte wohl auch durch eine und die andere Verordnung einen anderen, besseren Geist den Beamten einzuflößen, aber es

blieb fast stets bei erfolglosen Versuchen, ohne daß sein Streben in dieser Richtung einen nennenswerten Erfolg gehabt hätte.

So wenig fruchtbringend die Verordnungen waren, welche Friedrich Wilhelm erließ, um die Beamten zu tüchtigen Dienern des Staates zu machen, so wenig gelang es ihm auch, in die Offiziere der Armee einen anderen Geist zu bringen. Dem einfachen und humanen Wesen des Königs widerstrebte die Aufgeblasenheit und Selbstüberhebung, welche die adeligen Offiziere besonders die der Garde bei jeder Gelegenheit zeigten; er fühlte sich verletzt durch die Roheit und Ungeschliffenheit des adelsstolzen Gecken, und er erließ daher im Jahre 1798 einen Kabinettsbefehl, in dem er sagte:

„Es darf sich kein Soldat unterstehen, weß Standes er auch sei, einen der geringsten Meiner Bürger zu brusquiren; sie sind es, nicht ich, die die Armee unterhalten, in ihrem Brote steht das Heer der Meinen Befehlen anvertrauten Truppen, und Arrest, Cassation und Todesstrafe werden die Folge sein, die jeder Contravenient von Meiner unbeweglichen Strenge zu erwarten hat.

Friedrich Wilhelm."

So wohl gemeint dieser Befehl war, so wenig fruchtete er etwas, denn mit Worten ließen sich die Junker nicht zügeln; Friedrich Wilhelm hätte wirklich mit Kassation und Todesstrafe unter sie fahren, er hätte sie wie sein Vorfahr Joachim I., mit eiserner Hand anpacken müssen, denn mit Worten waren sie nicht zu bändigen, und bei Worten blieb es. Der Uebermut der Offiziere wuchs mit jedem Jahre, er wurde endlich fast unerträglich; ein Bürgerlicher erschien den adeligen, jungen Herren nur dazu auf der Welt, um ihn zu foppen und zu mißhandeln.

Im Bürgerstande wurzelten Kunst, Wissenschaft und Intelligenz, während der Adel auf seinen Rittergütern mehr und mehr verkümmerte oder im Hofleben sittlich verkam. Noch blieben ihm zwar die höchsten Ehrenstellen im Staatsdienst fast ausschließlich vorbehalten, aber auch hier begann schon die höhere geistige Kraft des Bürgerstandes sich geltend zu machen, und einzelne rissen durch überlegenes Genie die Schranken nieder, welche ihnen die höchsten Staatsberufe verschlossen; die niederen Staatsstellen bis zum Geheimen Finanzrat hinauf wurden fast ausschließlich von Bürgerlichen besetzt, fast alle namhaften Gelehrten und Künstler, die reichsten Fabrikanten und Kaufleute gehörten dem Bürgerstande an. Dieser mehr und mehr wachsenden Macht des Geistes und Geldes setzte der Adel die rohe Gewalt seiner Privilegien und seinen Adelsstolz entgegen.

Mit besonderer Schroffheit geschah dies in Berlin durch die Offiziere. An allen öffentlichen Orten benahmen sich die jungen Herren mit einer empörenden Roheit, sie erlaubten sich Unanständigkeiten gegen die Frauen und Töchter der Bürger, selbst höherer bürgerlichen Beamten, welche oft genug zum öffentlichen Skandal Veranlassung gaben; aber kein Bürgerlicher durfte es wagen, solcher Roheit mit Gewalt entgegenzutreten, denn wehe dem, der sich an des Königs Rock vergriff. Nur Klagen bei Vorgesetzten waren erlaubt aber nutzlos, denn die höheren Offiziere ergriffen stets Partei für ihre Untergebenen dem verachteten Bürger gegenüber. Auch die Gerichte waren machtlos, denn selbst, wenn die Offiziere Verbrechen begangen hatten, wurden diese von den Kriegsgerichten, welche gern ein Auge oder gar beide zudrückten,

beurteilt. Da war es denn wohl nicht zu verwundern, daß sie im wüstesten Leben fortfuhren und sich um die berühmte königliche Kabinettsordre nicht kümmerten.

Auch bei der Beförderung der wissenschaftlichen Bestrebungen in Preußen und Berlin zeigte Friedrich Wilhelm III. dieselbe Halbheit wie in seiner ganzen übrigen Regierungsthätigkeit. Alles übermäßige Wesen, jede Genialität war ihm zuwider, auch hervorragendes Wissen stieß ihn zurück; besonders aber widerstrebten seinem ganzen Wesen die seine Fassungskraft weit übersteigenden Forschungen der philosophischen Schule, welche in Kant, Fichte und Hegel ihre geistreichen Lehrer fand. Friedrich Wilhelm konnte sich wohl für eine Verbesserung des Volksschulwesens, nicht aber für die höhere Wissenschaft erwärmen.

Aus welchem Gesichtspunkt er die Jünger der letzteren betrachtete, geht am besten daraus hervor, daß er am 23. Juli 1798 eine Verordnung erließ, welche gegen die Ausschreitungen der Studenten gerichtet war und anbefahl, daß grobe Ruhestörungen wie Fenstereinwerfen, Zweikämpfe u. s. w. nicht mehr wie bisher mit Geldbußen und Ausschließung, sondern mit Gefängnis und Prügeln bestraft werden sollten.

Die Akademie der Wissenschaften in Berlin, mit der er merkwürdigerweise noch immer in französischer Sprache korrespondierte, ermahnte er, ihre Thätigkeit nicht in nutzlosen Forschungen zu vergeuden, die Metaphysik und spekulative Theorie mit gelehrten Entdeckungen zu bereichern, sondern ihre Arbeiten auf nützlichere Gegenstände, auf die Vervollkommnung der Kunst und der Gewerbe zu richten. Er forderte von der Akademie, daß sie dazu beitrage, die Nationalindustrie zu heben, und daß sie vor allen Dingen die verschiedenen Systeme der sittlichen und wissenschaftlichen Erziehung von den irrigen Grundsätzen reinige, welche durch die falschen Philosophen in sie hineingetragen worden seien; sie müsse ebensowohl gegen die Vorurteile, den Aberglauben des Volkes, als gegen die zügellosen und zerstörenden Anstrengungen dieser falschen Philosophen streiten. Der königlichen Aufforderung, ihre Thätigkeit auf nützliche Gegenstände zu richten, kam die Akademie nach; der Philosophie blieb sie fern, die berühmten Philosophen jener Zeit konnten nicht zu der Ehre gelangen, Akademiker zu werden, dagegen gelang einem Mitgliede der Akademie, dem Chemiker Achard, die Erfindung des Runkelrübenzuckers, welche er im Jahre 1800 bekannt machte.

So wenig Friedrich Wilhelm im Beginn seiner Regierung für die höhere Wissenschaft that, so eifrig war er auf die Hebung der Volksschulen bedacht, so weit sich diese auf den niedrigsten Elementarunterricht beschränkten, denn ein zu großes Maß des Wissens erschien ihm für Bürger und Bauern bedenklich; zu ruhigen, gehorsamen und fleißigen Unterthanen und zu guten Steuerzahlern wollte er die Kinder des Landes herangebildet haben, alles weitere erschien vom Uebel.

Das Volk von Berlin fühlte die Fehler der neuen Regierung sehr wohl, es erfreute sich zwar manchen Fortschritts, es erkannte auch dankbar die redlichen Absichten des Königs an, aber doch ließen sich schon damals leise Stimmen hören, welche prophezeihten, unter Friedrich Wilhelms schwacher Regierung würden dem Staate schwere Gefahren bevorstehen. Das Volk liebte den König wegen seiner bürgerlichen Tugenden, es achtete ihn als

Menschen, es vertraute unbedingt seinem redlichen Willen, aber mit Sorgen schauten die Verständigen in die Sturm drohende Zukunft. Der Verständigen gab es aber leider wenige, die große Masse des Volkes war sittlich herabgekommen und huldigte nur dem sinnlichen Genusse.

Es ist interessant, das Urteil eines Zeitgenossen über das Berliner Leben in jener Zeit zu vernehmen:

„Es giebt hier eine Menge von Leuten aus dem Militär-, Civil- und Handlungsstande, die ein wahres Studium daraus gemacht haben, das Leben zu genießen. Des Morgens werden die Italiener besucht, die Delikatessen des Auslandes nach den verschiedenen Jahreszeiten recht frisch verschlungen, die feinsten Weine aus den heißen Zonen dabei genossen, um den Magen in Spannung zu erhalten. Des Mittags nimmt man ein üppiges Mahl bei einem französischen Koch ein, der jedem Gericht eine Würze zu geben weiß, daß es nur eine Vorbereitung und Anspannung der Geschmacksnerven für das nächstfolgende ausmacht. Man verweilt dabei so lange, bis es Zeit ist, ins Schauspiel, zu einer Spiel- oder Theegesellschaft zu gehen. Im Theater und bei den Thees bestellt man eine Zusammenkunft mit verliebten Weibern oder spinnt neue Liebesintriguen an; beim Spiel setzt man auf den höchsten Point aus, um entweder sein Vermögen zu verdoppeln oder zu verlieren. Gegen 10 oder 11 Uhr gehts in die Freudenhäuser oder zum Liebchen. Die Weiber sind so verdorben, daß selbst vornehme, adelige Damen, eine F. v. C . . . , sich zu Kupplerinnen herabwürdigen, junge Weiber und Mädchen von Stande an sich ziehen, um sie zu verführen. Manche Zirkel von ausschweifenden Weibern von Stande vereinigten sich auch wohl und mieten ein möbliertes Quartier in Compagnie, wohin sie ihre Liebhaber bestellen und ohne Zwang Bacchanale und Orgien feiern, die selbst dem Regenten von Frankreich unbekannt und neu gewesen wären."

Dieses Bild enthält zwar grelle Farben, aber es ist leider wahr; die sittliche Versunkenheit der vornehmen Gesellschaft zeigte sich sogar durch eine Reihe grauenhafter Verbrechen, welche die Kriminalgerichte in Thätigkeit setzten. Da vergiftete ein Baron v. Essen, der in den vornehmsten Kreisen ein gern gesehener Gast war, seinen Freund, um dessen reiche Witwe zu heiraten, und als nun die Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde, da zeigte sich, daß er ein kühner Abenteurer, Namens Wilster, sei, der im Verdacht noch anderer schweren Verbrechen stand. — Die Geheimrätin Ursinus, eine geborene Baroneß von Weingarten, wurde plötzlich am 5. März 1803 aus einer glänzenden Gesellschaft heraus verhaftet. Sie saß gerade am Spieltische bei einer Whistpartie, als ein Diener in das Zimmer trat und ihr meldete, im Vorzimmer ständen Beamte der Polizei und wünschten sie zu sprechen. Ohne eine Miene zu verziehen stand die Geheimrätin auf, legte die Karten weg und bat ihre Mitspieler um Entschuldigung für die kleine Störung; in kurzer Zeit versprach sie zurück zu sein. Aber sie kam nicht wieder. Kaum aus dem Zimmer getreten, wurde sie verhaftet und in das Kriminalgefängnis geführt. Sie hatte versucht, ihren Bedienten durch Arsenik zu vergiften. Bei der eingeleiteten Untersuchung stellte sich mit der höchsten Wahrscheinlichkeit heraus, daß noch drei andere Giftmorde, der des Gatten,

eines Liebhabers und einer Tante auf ihrem Gewissen lasteten. Sie leugnete; der Mord des Gatten und des Liebhabers konnte nicht erwiesen werden, wohl aber der Mordversuch gegen den Bedienten und die Vergiftung der Tante. Sie wurde infolgedessen, da sie nicht gestanden hatte, zu lebenslänglicher Festungsstrafe, nicht zum Tode verurteilt. Solche Verbrechen waren in der gebildeten Gesellschaft Berlins bisher nicht erhört gewesen, sie bewiesen ihre tiefe, innere Verkommenheit.



Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher,
hervorragender protestantischer Theologe.
Prediger am Charitékrankenhause 1796 bis 1802,
1810 Professor an der neugegründeten Universität,
geboren 21. November 1768 in Breslau,
gestorben 12. Februar 1834 in Berlin.

Das Vergnügen in seiner sinnlichsten und gemeinsten Ausartung war der Gott der Berliner im Anfange dieses Jahrhunderts; in alle Schichten der Gesellschaft war die Vergnügungssucht tief eingedrungen. Im Sommer wurden Landpartien nach benachbarten Dörfern gemacht, im Winter waren die Wein- und Bierstuben stets gefüllt, und mehr noch als diese die berüchtigten Häuser, deren es eine ansehnliche Zahl gab. Hier trafen sich die vornehmen Herren vom Hofe, die Beamten und die wohlhabenderen Männer vom Bürgerstande, hier verkehrten sie auf gleichem Fuße. Desto strenger waren die Stände sonst in der Gesellschaft geschieden, nur im Laster und in der Wissenschaft trafen sie sich.

Der Drang nach geselligen Vergnügungen hatte außer den Freimaurerlogen, welche damals in großer Blüte standen, eine Menge von Privatgesellschaften, Ressourcen genannt, geschaffen. Wer Anspruch auf Bildung machen wollte, mußte Mitglied einer solchen Ressource sein. Die Männer fanden dort ihre Spielpartie, die Frauen ihre Unterhaltung, das junge Volk Gelegenheit zur Anknüpfung von Liebeshändeln, im Winter war für Bälle, im Sommer für andere Vergnügungen hinlänglich gesorgt. In den Ressourcen wurde auf den Stand meist streng gehalten, das Casino in der Charlottenstraße 31 nahm nur vornehme Adlige als Mitglieder auf. In anderen Ressourcen vereinte sich der höhere Beamtenstand, wieder in anderen

die niederen Beamten und die Kaufleute. Das gesellschaftliche Leben der Berliner war auf die Ressourcen nicht beschränkt, in allen wohlhabenden Familien wurde offenes Haus gehalten; Bälle und andere Gesellschaften folgten im Winter in ununterbrochener Reihe; es gehörte so sehr zur Mode, ein gastfreies Haus zu machen, daß sich nicht leicht eine einigermaßen wohlhabende Familie dem entziehen konnte. Der Ton in diesen Privatgesellschaften war naturgemäß ein sehr verschiedener, nach dem Bildungsgrade der Wirte. Während in manchen vornehmen Häusern die Gesellschaften nur dazu dienten, den Reichtum der Gastgeber durch üppige Mahle und glänzend ausgeschmückte Festsäle zu zeigen, während es dort entweder steif und förmlich zuging, oder eine an wilde Ausgelassenheit grenzende Ungebundenheit herrschte, waren doch andere Kreise ausgezeichnet durch die feine, in ihnen waltende Sitte, durch die geistreiche Unterhaltung, durch die Vereinigung der bedeutendsten Männer Berlins. Einen solchen Sammelpunkt gab die Villa des Prinzen Louis Ferdinand in Moabit ab. Aber außerdem machten sich noch manche andere vornehme Männer eine Ehre daraus, in ihren Salons die Größen der Wissenschaft und Kunst zu empfangen.

Das rege, geistige Leben, welches sich in Berlin entwickelte, nachdem die Stadt von dem Bann gelöst war, der unter dem Wöllnerschen Regiment*) auf ihr geruht hatte, zog viele tüchtige Gelehrte und Schriftsteller nach der preußischen Hauptstadt und eröffnete auch dem Buchhandel ein weites Feld; Berlin beschäftigte damals eine für jene Zeit recht beträchtliche Anzahl von Buchhandlungen und Druckereien, welche fast sämtlich gute Geschäfte machten. Es bestanden im Jahre 1806 34 Buchhandlungen und 32 Druckereien, die etwa 100 Pressen beschäftigten. Unter ihnen finden wir noch viele Namen, welche ihren Ruf bis in die Gegenwart hinein erhalten haben. Wir nennen Decker, Hahn, Littfaß, Spener, die Myliussche Buchhandlung, Nicolai und Oehmigcke. Für das rege Lesebedürfnis der Berliner wurde durch diese Buchhandlungen reichlich Sorge getragen, zahlreiche Lesezirkel und 15 Leihbibliotheken, von denen die Kralowskysche die bedeutendste war, trugen ebenfalls zur Befriedigung dessen bei.

Von einem nicht geringen Einfluß auf die Entwickelung der Litteratur in Berlin und auf das Urteil des Publikums waren die Zeitschriften, welche meistens viele Leser fanden. In der von Nicolai herausgegebenen allgemeinen deutschen Bibliothek wurden alle Erscheinungen der Litteratur kritisch besprochen, die Berliner Monatsschrift, von Gädicke und Biester herausgegeben, hatte ein gleiches Bestreben; sie fand so großen Anklang beim Publikum, daß sie bald den Sieg über die anderen Monatsschriften davontrug. Von politischen Zeitschriften erschienen dreimal wöchentlich die Spenersche und die Vossische Zeitung. Täglich kam das Intelligenzblatt heraus, eine Zeitung, welche nur für Anzeigen bestimmt war. Der Ertrag des Intelligenzkomtoirs, in dem die Anzeigen angenommen wurden, war für das Militärwaisenhaus in Potsdam bestimmt, und es wurde deshalb streng darauf geachtet, daß die Privilegien des Blattes aufrecht erhalten blieben. Alle diejenigen Inserate, welche überhaupt in einer Berliner Zeitung erschienen, mußten erst im

*) Wöllner, der Staatsminister Friedrich Wilhelms II., hatte diesen zu dem berüchtigten Religionsedikt veranlaßt, das noch heute seinen Namen trägt.

Intelligenzblatt abgedruckt werden, sie kosteten dort die Zeile 1 1/2 Gr. — Eins der besonders in der niederen Bürgerschaft gelesensten Blätter war der Beobachter an der Spree, der wöchentlich einmal herauskam und die Berliner Klatschgeschichten enthielt. Damals gab es wohl kaum eine Familie in den untersten Kreisen der Gesellschaft, welche den Beobachter nicht gelesen hätte. Der Freimütige, oder Scherz und Ernst, der von Merkel herausgegeben wurde und früher von Kotzebue geleitet wurde, erschien täglich. Zweimal in der Woche erschien der preußische Hausfreund von Theodor Heinsius, ebenso die Zeitschrift Komus oder der Freund des Scherzes und der Laune.

Daß die Zahl der Zeitungen trotz des mehr und mehr in Berlin um sich greifenden Lesebedürfnisses eine so geringe blieb, lag an den drückenden Beschränkungen der Censur. Die Censur war drückend und streng genug, wenn auch die Lobpreiser des preußischen Regiments über ihre Milde nicht Worte genug finden konnten. Das zeigen uns die Zeitungen aus dem ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, sie enthalten über die inneren Verhältnisse Preußens fast nichts als die Bekanntmachungen der Behörden, oder hier und da einige sehr bescheidene und wohlmeinende Betrachtungen; jeder Tadel der Regierung wurde unbarmherzig vom Censor gestrichen. Wer sich ein Licht über die Mängel der preußischen Staatsverwaltung verschaffen wollte, der konnte Berliner Zeitungen nicht lesen, er mußte versuchen, sich auswärtige Blätter zu verschaffen, und dies war schwer genug.

Es ist trotzdem nicht uninteressant, einen Blick auf die damaligen Zeitungen zu werfen, die Klatschgeschichten des Berliner Beobachter zu verfolgen, oder auch an den mageren Inhalt der Spenerschen und Vossischen Zeitung den Maßstab anzulegen, nach welchem heute ein Tagesblatt beurteilt wird. Wir finden zuerst in der Vossischen Zeitung obrigkeitliche Bekanntmachungen und offizielle Berichte über hohe Festlichkeiten, über das Empfangen irgend einer Deputation, über die Ankunft oder Abreise von Fürsten, Gesandten u. s. w. Damit sind die Berliner Nachrichten geschlossen; von Leitartikeln, welche heute jedes Zeitungsblatt enthält, ist keine Rede. Dann kommen die Nachrichten aus den Provinzen, nicht weniger dürftig als die von Berlin, ihnen folgt die Darstellung der Kriegsereignisse, ganz im Sinne der gerade in den höheren Regionen herrschenden Strömung geschrieben. Die vermischten Nachrichten enthalten allerhand wunderbare Ereignisse aus fernen Ländern. Von größerer Bedeutung sind die wissenschaftlichen und Kunstnachrichten, sie geben ein ziemlich ausführliches Bild der wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen jener Zeit, und besonders hatten die in keiner Nummer fehlenden Theater- und Konzertrecensionen oft einen wirklichen Wert; manche von ihnen möchten noch heute mustergiltig erscheinen. Den Recensionen folgten fast in jeder Nummer Gedichte und Rätsel meist untergeordneten Werts; sie waren berechnet auf den Geschmack der großen Menge, der noch wenig geläutert war. Wenn auch Goethe und Schiller, Lessing und andere Meister sich bemüht hatten, die deutsche Litteratur von der Geschmacklosigkeit des Zopftums zu befreien, so dauerte doch gerade damals der geistige Kampf um dieses fort, und das Publikum wollte durchaus seiner früheren Liebhaberei nicht entsagen. Kleine Scherzchen in Versen, womöglich etwas zweideutigen Inhalts waren die litterarische Lieblingskost der Menge, und eine Zeitung, welche Ab-

nehmer finden wollte, mußte sich bequemen, sie aufzunehmen. Den Gedichten und Rätseln folgten in der Vossischen Zeitung die Kurse und demnächst die Anzeigen. Der ganze politische Inhalt der nur dreimal in der Woche erscheinenden Zeitung wurde abgethan auf vier bis fünf Seiten des sehr kleinen Formats, der übrige Teil, besonders die Inserate, füllten wohl zehn bis zwölf Seiten.

Der bedeutende Raum, welchen die Zeitungen den Recensionen über das Theater widmeten, giebt uns schon einen Beweis für die Bedeutung, welche die Bühne damals in Berlin hatte, sie feierte unter der trefflichen Direktion Ifflands ihr goldenes Zeitalter. Die besten Schauspieler bildeten in Berlin ein Ensemble, wie es kaum besser gewünscht werden konnte. Die Herren Beschort, Bessel, Bethmann, Eunicke, Franz, Gern, Lemm, Rüthling, Unzelmann und die Damen Beschort, Bethmann, Döbbelin, Eunicke, Schick waren Künstler und Künstlerinnen meist ersten Ranges, welche von dem Meister in der Direktion stets an die rechte Stelle gestellt wurden. Iffland war nach bester Kraft bestrebt, durch klassische Stücke den Geschmack des Publikums zu veredeln und das Theater zur wahren Volksbildungsschule zu machen, aber auch er konnte sich der Strömung nicht ganz entziehen. Wollte er seine Künstler nicht vor leeren Bänken spielen lassen, dann mußte er der Posse Raum gewähren und vor allem Kotzebues Stücke zur Aufführung bringen, denn dies verlangte die Geschmacklosigkeit der Zeit gebieterisch.

Kotzebue beherrschte die damalige Bühne mehr als jemals ein Schriftsteller vor oder nach ihm. Rellstab*) giebt uns treffend die Ursache an, welche den damals so gefeierten Schriftsteller zu seiner Macht erhob.

„Es war das Geschick, eine äußerliche Spannung zu unterhalten, die Lustspiele mit wohlfeilem aber allverständlichem Witz, die ernsten Dramen mit ebenso allzugänglichen Gemeinplätzen im Ausdruck edler, rührender Gesinnungen zu würzen, ferner die Gewandtheit mannigfaltige, äußerlich gezeichnete Figuren leicht hinzustellen, die im ersten Augenblick, und bei flacher Auffassung für Charaktere gelten. — Alles das und manches andere, worauf hier nicht näher einzugehen ist, mußte ihm die Herrschaft sichern. Er war das größte Talent im Gebiete der Flachheit."

Schon damals urteilten die wahrhaft Gebildeten, die edleren Naturen hart über den berühmten Theaterdichter. So sagt Schleiermacher in einem Briefe vom 28. Januar 1809 an Henriette von Willich:

„— — — Seit undenklich langer Zeit bin ich zum ersten Male einmal wieder im Theater gewesen, Nanni wollte so gern einmal hingehen. Nun erfuhr ich, daß ein ziemlich neues Stück von Kotzebue sollte gegeben werden, worin Iffland und die Bethmann sehr schön spielen sollten. Wüßte ich, daß Du das Stück gelesen hättest, so sagt' ich etwas darüber. Der Kotzebue ist doch ein niederträchtiger Kerl. Er hat auch nicht die mindeste Vorstellung von wahrer Sittlichkeit und selbst, wo er edlere Charaktere aufstellen will, verdirbt er sie auf die gemeinste, ekelhafteste Art, und man schämt sich ordentlich und ärgert sich, wenn man sich bei einzelnen Situationen rühren läßt, was mir ehrlichem Hunde doch hie und da begegnet."

*) Aus meinem Leben, von Ludwig Rellstab.

Solche Urteile über Kotzebue, wie das Schleiermachers, waren in jener Zeit selten, die große Menge war entzückt von den seichten Stücken, und diese bildeten daher den wesentlichsten Inhalt des Repertoires, sie errangen größeren Beifall als die Meisterwerke Shakespeares, Schillers, Goethes und Lessings.

Auf fast gleicher Höhe als das Schauspiel stand die Oper, welche ebenfalls trefflich besetzt war, die Meisterwerke der Tonkunst wurden von den tüchtigsten Kräften vorzüglich dargestellt. In der Zeit des Karnevals bot auch die italienische Oper dem Publikum einen nennenswerten Kunstgenuß, und in der Singakademie, welche durch Fasch im Jahre 1791 begründet worden war, um die geistliche Musik in Aufnahme zu bringen, wurde unter Zelters Leitung für Kirchenmusik Ausgezeichnetes geleistet.

So lebendig der Sinn der Berliner für die künstlerischen Bestrebungen auch in den bildenden Künsten war, so fehlte es doch an großen Meistern, an denen ja jene Zeit überhaupt arm war. Nur in der Bildhauerkunst zeichneten sich Schadow und der junge Rauch aus, bedeutendere Maler dagegen fehlten. Als Kupferstecher sind Berger, Chodowiecky und Meil zu nennen, als ein bedeutender Holzschneider Unger. Auch großartige Bauwerke sind im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts nur wenige geschaffen worden.

Friedrich Wilhelm war sparsam; er glaubte nicht, ungeheure Summen für die Vergrößerung seiner Residenz opfern zu dürfen, obwohl ihm Sinn und Lust dazu nicht fehlten. Er folgte daher wohl den Geboten der Notwendigkeit und den Forderungen der Nützlichkeit, aber nur hier und da gab er dem Wunsche, die Stadt zu verschönern, nach. Von größeren Gebäuden, welche in jener Zeit gebaut wurden, nennen wir zuerst die Charité, deren Ausbau von Friedrich Wilhelm III. vollendet wurde. Ein großartiges Krankenhaus war für die gewaltig heranwachsende Stadt ein unabweisliches Bedürfnis; dieses wurde durch den Ausbau der Charité erfüllt. Der Zweck, die Armenkranken aufzunehmen, und der, eine Lehranstalt für Aerzte und Wundärzte zu begründen, wurde im gleichen Maße erreicht.

Im Jahre 1800 baute der Professor und Bauinspektor Gentz an Stelle des abgebrannten Werderschen Rathauses am Werderschen Markt die neue Münze; das Gebäude wurde sowohl zur Münze als für die mineralogischen Sammlungen bestimmt und sollte zu gleicher Zeit als Bauakademie dienen. Das rings herumlaufende, in Sandstein gearbeitete und bronzierte Relief war von Schadow angegeben. — Im Jahre 1801 erhielt der Baumeister Becherer, welcher sich schon durch die Erbauung mehrerer ansehnlichen Privatgebäude einen tüchtigen Ruf erworben hatte, von der Berliner Kaufmannschaft den Auftrag, am Lustgarten eine Börse zu erbauen; diese wurde im Jahre 1802 vollendet und 1805 feierlich eingeweiht.

1801—1802 wurde die Umgebung der Stadt mit einer massiven Mauer an den Stellen, wo noch Pallisaden standen, vollendet. Die alten Thore wurden zum Teil weiter hinausgerückt, das Prenzlauer, Neue Königs, Landsberger, Frankfurter und Stralauer Thor neu aufgebaut. Vom Jahre 1800 bis 1802 ließ der König Ställe und Kasernen für die reitende Artillerie in der Friedrichstraße, nahe dem Oranienburger Thore erbauen; die Kaserne erhielt die sinnreiche Inschrift: „Reitende Artillerie-Kaserne“.

In derselben Zeit wurde ein anderes, großartigeres Gebäude vollendet, das deutsche Schauspielhaus, welches Friedrich Wilhelm III. von Langhans erbauen ließ. Das frühere französische Schauspielhaus konnte die große Zahl der Schaulustigen nicht mehr fassen, ein größerer Kunsttempel war zur Notwendigkeit geworden.*) Das Schauspielhaus wurde am 1. Januar 1802 durch einen Prolog des Theaterdichters Herklots, welchen Iffland sprach, eröffnet. Das erste Stück, welches man gab, war „Die Kreuzfahrer" von Kotzebue; der König und die Königin wohnten der Vorstellung bei.

In den Jahren 1803 und 1804 wurde das baufällig gewordene Friedrich-Wilhelms-Gymnasium an der Koch- und Friedrichsstraßen-Ecke auf königliche Kosten neu aufgebaut, auch das städtische Friedrichswerdersche Gymnasium erhielt neue Räumlichkeiten, indem es durch den Magistrat nach dem Fürstenhause verlegt wurde. — Zu den größten Bauten jener Zeit gehört die Errichtung der königlichen Ritterakademie in der Breitenstraße 32—34 im Jahre 1805.

Drittes Kapitel.

Das erste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts war für das Wachstum der werdenden Großstadt Berlin nicht günstig, Berlin vermehrte sich weder an Einwohnerzahl, in den unglücklichen Kriegsjahren verminderte sich diese sogar, noch wuchs es im Umfang. Diese kurze Zeit des Stillstandes bietet uns eine Gelegenheit zu einem Gesamtüberblick der Stadt, wie sie sich damals dem Beschauer zeigte.

Die volkreichen Vorstädte, welche heute rings die eigentliche Stadt umgürten, und teils der Sitz einer reichen Fabrikthätigkeit sind, teils auch in palastähnlichen Häuserreihen den bevorzugten Klassen der Gesellschaft, welche das unruhige, geräuschvolle Treiben der inneren Stadt fliehen, elegante Wohnungen bieten, existierten damals noch nicht; die Stadtmauer begrenzte fast überall Berlin, und selbst innerhalb der Thore gab es noch große Flächen, welche entweder als Ackerland oder auch als Wiesen und Gärten benutzt wurden. Weniger als 200,000 Menschen**) hatten mehr als genügenden Raum innerhalb der Mauer, sie waren nicht genötigt, sich vor den Thoren anzusiedeln. Zwei-, höchstens dreistöckige Häuser genügten ihnen. Vier Treppen

*) Dieses Schauspielhaus ist im Jahre 1817 abgebrannt.

**) Die Einwohnerschaft Berlins betrug:

im Jahre

1800	172023,	darunter Civilbevölkerung	138799.
1804	182157,	„ „	156661.
1806		nur „	155000.
1808		„ „	145941.
1811	169763,	darunter „	157696.
1816	197721,	„ „	182001.
1819	201138,	„ „	184482.

hoch belegene Wohnungen kannte man kaum, und nur wenige gab es, zu denen man drei Treppen hoch emporklimmen mußte.

Wir wollen versuchen, uns ein wenn auch nur flüchtiges Bild von der Ausdehnung Berlins im Anfange dieses Jahrhunderts zu machen, indem wir die Stadt durchwandern und sie demnächst auch umkreisen; Reimanns im Jahre 1807 erschienener Grundriß von Berlin und Gaedickes 1806 herausgekommenes Lexikon von Berlin sollen uns auf dem Wege leiten. Die Wanderung beginnen wir am Brandenburger Thor, dessen Plattform durch die Viktoria geziert wurde. Nicht lange mehr sollte der herrliche Schmuck, der Stolz der Berliner, das Thor krönen, die Franzosen nahmen ihn fort und führten ihn als Siegesbeute nach Frankreich.

Blicken wir, ehe wir unsere Wanderung beginnen, zurück. Zur Seite des Thores halten lange Reihen offener Wagen, bestimmt, die vergnügungslustigen Berliner auf der breiten, schönen Chaussee für zwei Groschen à Person nach Charlottenburg zu fahren. Die Fahrt durch den Tiergarten war damals vielleicht noch mehr als heute eine Lieblingslustbarkeit der Bürger; bei schönem Wetter, besonders Sonntags, war kaum ein Platz in den Wagen zu finden; auch strömten aus dem Thore Tausende von Fußgängern, welche teils nach Charlottenburg wanderten — unterwegs ruhten sie bei den Puppen (dem Großen Stern) aus, — teils die zahlreichen Kaffeegärten zum Ziel hatten. Der Hofjäger, Kempers Garten, die Zelte an der Spree waren Lieblingsplätze.

Der Tiergarten selbst wurde nur in den vordersten Partieen zahlreich von Spaziergängern besucht, weniger im Walde; in diesem wurde es immer einsamer und stiller, je weiter man in ihn drang. Außer der Straße nach Charlottenburg gab es keinen chaussierten Weg darin, nur Sandwege kreuzten ihn, auf denen man fast nie einen Wagen traf. Wir verlassen den Tiergarten, durch das Brandenburger Thor überschreiten wir das Viereck, meist Quarré genannt, den heutigen Pariser Platz, und gehen die Linden entlang, die Hauptpromenade der Berliner innerhalb der Stadt. Quer überhängende Laternen erleuchteten sie im Winter abends, um die Abendspaziergänge möglich zu machen.

König Friedrich Wilhelm III. hatte die beliebte Promenade der Linden durch eine Einfassung von Eisenstäben, welche auf steinernen Ständern ruhten, sehr verbessert, früher war sie von einem häßlichen Holzgeländer umgeben gewesen. Die beiden Häuserreihen der Straße zeigten schon recht ansehnliche Gebäude, und mit Stolz erklärten die Berliner, in keiner Stadt der Welt gebe es etwas Herrlicheres als die Linden mit dem Platze am Zeughause und dem Lustgarten. Solche Prachtgebäude wie das Brandenburger Thor, die Akademie, der Palast des Prinzen Heinrich (die heutige Universität), das Zeughaus, die Bibliothek, die katholische Kirche, das Opernhaus, das königliche Schloß, die Domkirche und die Börse seien nirgends auf einem so kleinen Raum vereint.

In die Linden mündeten teils, teils durchschnitten sie folgende Straßen: Rechts die Wilhelmstraße, welche nach links noch keine Fortsetzung hatte, denn die Neue Wilhelmstraße existierte noch nicht, ebensowenig die Kleine Mauerstraße. Die zweite Querstraße rechts war die Friedrichstraße, dann die Charlottenstraße; zur linken Seite war vom Thor aus gerechnet die erste Quer-



Major Ferdinand von Schill,
preußischer Patriot aus der Zeit der Freiheitskriege,
geb. 6. Jan. 1776 in Wilmsdorf bei Dresden,
gest. 81. Mai 1809 im Straßenkampf in Stralsund.

straße die Kleine Wallstraße, heute Schadowstraße, sie führte bis zur letzten, heute Dorotheenstraße. Die Verbindung mit dem Schiffbauerdamm bildete ein schmaler Gang, der einige Häuser weiter stromabwärts bei dem Holzmarkt und Schlachthaus vorbei zur Judenbrücke führte. Bei der Neustädtischen Kirchstraße, Friedrichstraße, Charlotten- und Stallstraße, heute Universitätsstraße, vorbei gelangen wir auf den Platz am Opernhause und überschreiten den damals noch zu beiden Seiten offenen Graben auf der Opernbrücke. Links liegt uns die ziemlich unansehnliche Artilleriewache und das Zeughaus, rechts der Palast des Prinzen Ludwig und der des Königs Friedrich Wilhelm III., welche beide durch die Oberwallstraße getrennt, noch nicht durch einen Ueberbau verbunden waren, sowie die Kommandantur.

Ueber die Hundebrücke, heutige Schloßbrücke, eine hölzerne Zugbrücke, wandern wir nach dem Lustgarten, einem großen, mit Rasen bewachsenen Platz, der mit hohen Pappeln und Kastanienbäumen umsäumt war. Das Betreten dieses Platzes war streng verboten, denn die Grasnutzungen gehörten der Kommandantur. Nur im Frühjahr litt der Rasen etwas, weil dann der Platz zum Exerzieren benutzt wurde. Auf dem Lustgarten stand die im Jahre 1800 von Schadow vollendete Bildsäule des alten Dessauer, welche später nach dem Wilhelmsplatz versetzt worden ist. Da wo heute das Museum sich erhebt, verband ein breiter Graben die beiden Spreearme, über ihn führte die Pomeranzenbrücke nach dem ehemaligen Pomeranzenhaus, damals dem neuen Packhofe, der späteren Gesundheitsgeschirr-Niederlage.

Vom Lustgarten wandern wir die Schloßfreiheit entlang, das Schloß lassen wir links, die Stechbahn, welche damals durch ihre Verkaufsläden glänzte, rechts liegen. Ueber den Schloßplatz kommen wir zur Langen-, heutigen Kurfürstenbrücke. Links von uns im Wasser liegt das Badehaus auf der Spree an der Langen Brücke, der Stolz der Berliner. Darin konnten warme und kalte Bäder genommen werden; ein kaltes Bad im Spreestrome kostete 4 Groschen, in Gesellschaft mehrerer 2 Groschen. Das Baden war damals also kein billiges Vergnügen.

Wir verfolgen die Königsstraße, den Hauptverkehrsweg der Residenz, ausgezeichnet durch das rege Leben, durch die vielen Läden und die glänzenden Handelsgeschäfte; links bleibt uns die Post, rechts das alte, graue Rathaus liegen, das mit seinen vorspringenden Ecken, seiner unregelmäßigen Fassade recht altertümlich, aber gar nicht schön aussah. Ueber die Königs-

brücke gelangen wir in die Königsvorstadt, so wurde der jenseits der Brücke belegene Stadtteil, obwohl er innerhalb der Ringmauer lag, genannt. Auch zwei andere Stadtviertel, welche ebenfalls innerhalb der Mauer gelegen waren, trugen den Namen von Vorstädten, die Spandauer und Stralauer Vorstadt. Ueber den als Exerzierplatz viel benutzten Alexanderplatz, von dem sich nach rechts und links die „Auf der contre-escarpe" genannte Straße (Alexanderstraße) abzweigte, gelangen wir durch die Bernauer Straße zum Bernauer Thor (Neue Königsstraße und Neues Königsthor). Bis zur Neuen Schützenstraße, dem nach dem Schützenhaus genannten, zwischen der Prenzlauer und Bernauerstraße belegenen Teil der heutigen Linienstraße, zogen sich die Häuserreihen ununterbrochen fort; dahinter bis zum Thor aber standen nur noch einzelne Gebäude, am Thor selbst breiteten sich zu beiden Seiten der Straße innerhalb der Mauer Weinberge aus.

Um die Ausdehnung Berlins kennen zu lernen, müssen wir weiter. Wir verfolgen den Weg längs der Mauer um die Stadt herum. Vom Bernauer am Landsberger und Frankfurter Thore vorbei führt uns die Kommunikation bis zum Oberbaum fortwährend an Getreidefeldern, nur hier und da an Gärten vorüber. Die Gollnow- und Linienstraße (heute Weberstraße) bildeten bis zu den Frankfurter Linden die Grenze des Anbaues. In den Frankfurter Linden selbst standen nur einzelne Häuser.

Vor dem Thore begann die Chaussee nach Frankfurt a. O., eine der wenigen Chausseen, durch welche Berlin mit Nachbarstädten verbunden war. An dieser lagen die Neue Welt, ein Vergnügungslokal, und das Schlößchen, eine Meierei, die letztere mitten zwischen sumpfigen Wiesen. Der große Stadtteil zwischen der Frankfurterstraße und Spree war noch wenig angebaut; in der Holzmarktstraße, Mühlenstraße, Langen Gasse u. s. w. standen überall die Häuser vereinzelt zwischen Baustellen und Gärten, noch weniger bebaut aber war die Gegend jenseits der Spree, welche wir erreicht haben, nachdem wir die Oberbaumbrücke, auf der Reiter und Wagen einen Brückenzoll entrichten mußten, überschritten haben.


Gerhard Johann David von Scharnhorst,
preuß. General und Reorganisator des preuß. Heeres,
geb. 12. Nov. 1755 zu Bordenau in Hannover,
gest. 28. Juni 1813 in Prag.

Die Köpenickerstraße war etwa bis zur heutigen Michaelkirchstraße bebaut, dann folgten bis zum Thor vereinzelt einige Häuser, unter denen sich verschiedene königliche Magazine durch ihre Größe auszeichneten. Zwischen diesen lag das Familienhaus, eine ehemalige Kaserne, welche der König bestimmt hatte, um armen Familien von Handwerkern, besonders Zeugwebern, ein billiges Obdach

zu geben. Die Weber wohnten für einen sehr geringen Mietszins, Stube und Kammer kosteten jährlich je nach der Lage des Quartiers 6 Thlr., 10 Thlr. oder 12 Thlr. Die Mieten sollten nur dazu dienen, die Reparaturkosten des Hauses zu bestreiten. Ein ähnliches Familienhaus, wie das in der Köpenickerstraße, stand auch auf dem Holzmarktplatze.

Vor dem Schlesischen Thor lagen eine Meierei, einige Mühlen und Privathäuser. Hinter dem Landwehrgraben begann der Schlesische Busch, ein meist mit Erlen bewachsener, oft sumpfiger Wald, der von weiten Wiesenflächen begrenzt war. Mitten in Wald und Wiesen lag an der Spree, Stralau gegenüber, das reizende Magistrats-Försterhaus Treptow, zugleich ein Wirtshaus, welches seiner schönen Waldesfrische wegen von den Berlinern oft besucht wurde. Am Stralauer Fischzugtage ging es auch in Treptow stets lustig zu. Der Weg vom Schlesischen Thore bis zum Halleschen beim Kottbuser Thor vorüber führt uns über das weite Köpenickerfeld, eine große Ackerfläche ohne allen städtischen Anbau.

Die Alte Jacobstraße begrenzte die eigentliche Stadt, nur die Dresdenerstraße, Stallschreibergasse, Totengasse (heutige Kürassierstraße) und Oranienstraße bis zum Jacobikirchhof reichten mit wenigen schlecht gebauten Häusern ins Feld hinein. Erst bei der Feld- (Alexandrinen-) Straße treffen wir wieder auf Anbau, auf ein königliches Magazin, und an der Kommunikation auf ein Lazarett sowie auf einige Privathäuser, sonst aber ist alles Feld und Garten bis zur Lindenstraße, in welcher das eigentliche städtische Leben beginnt. Wir kommen an das Hallesche Thor. Der schöne, runde Platz an diesem in der Stadt hieß das Rondeel (jetzt Belle-Alliance-Platz). Am Thor lag neben der eigentlichen Thorwache noch die Husarenhauptwache und eine Kaserne; vor dem Thor führte eine Brücke über den Floßgraben nach dem Anbau vor dem Halleschen Thore, einem Holzmarkt, dem Friedrichsstädtischen Kirchhofe, einigen Gastwirtschaften und anderen Häusern und Mühlen. Der Tempelhofer Berg, der sich sandig am Wege erhob, war ein Tummelplatz für die Spiele der Berliner Jugend, auf den Feldern hinter ihm wurden jährlich die Paraden abgehalten.

Früher ging der Weg nach Halle durch das Hallesche Thor, seit die Chaussee nach Potsdam gebaut worden war, benutzten die Reisenden diese. Trotzdem aber war der alte Weg immer noch sehr besucht, denn im Sommer wanderten die Berliner oft scharenweis zum Halleschen Thor hinaus durch den tiefen Sand nach dem hübschen Dörfchen Tempelhof, einem beliebten Vergnügungsorte. Vom Halleschen nach dem Potsdamer Thore führt uns der Weg wieder ununterbrochen an Gärten vorüber; außerhalb der Mauer sehen wir nur hier und da ein Haus stehen, innerhalb treffen wir, ehe wir zu dem Potsdamer Thore gelangen, auf ein Lazarett.

Erst am Potsdamer Thore zeigt sich Berlin wieder als Residenzstadt. Das Achteck (jetzt Leipziger Platz), die schöne Leipzigerstraße mit ihren prächtigen Häuserreihen sind großstädtisch angelegt. Auch vor dem Thore ist es lebendig, eine Chaussee führt nach Potsdam, ein breiter Weg zum Schlosse Bellevue; an beiden Straßen liegen zerstreut Sommerhäuser und Gastwirtschaften, eine Art Vorstadt, freilich im bescheidensten Maßstabe. Sie wurde die Friedrichsstädtische Vorstadt genannt.

Durch den Tiergarten, beim Brandenburger Thor vorüber über den großen sandigen Exerzierplatz (jetzt Königsplatz) gelangen wir auf einem Sandwege, der zwischen dem königlichen Holzmarkt zur rechten und dem Holzplatz der Porzellanfabrik zur linken hindurchführt, zum Unterbaum, dem stromabwärts gelegenen Wasserthor Berlins, welches ebenso wie der Oberbaum während der Nacht durch einen starken, in die Spree gezogenen Baum versperrt wurde. Vom Unterbaum führt an der Spree eine Häuserreihe entlang zur Friedrichsstraße, der Schiffbauerdamm, von den dort angesiedelten Schiffbauern so genannt. Die Häuser beginnen indessen nicht gleich am Unterbaum, dort liegt eine große Wiese. Das zwischen dem Schiffbauerdamm, der Stadtmauer und der Friedrichstraße belegene Gelände, auf welchem gegenwärtig die schöne Friedrich-Wilhelmsstadt steht, war damals wenig bebaut, fast nur die Charité und die Tierarzneischule standen darauf. Außerhalb der Mauer lag der große Charitégarten, der bis zur Invalidenstraße reichte. Jenseits der Invalidenstraße erhob sich, rings von Maulbeeranlagen umgeben, das Invalidenhaus nebst zwei großen, dem Seidenbau gewidmeten Gebäuden. Innerhalb der Stadtmauer führte an der Kommunikation die Charitéstraße vom Unterbaum nach dem Oranienburger Thor, sie zählte aber nur vier Häuser, deren eines die Charité war.

Vom Oranienburger bis zum Bernauer Thor treffen wir innerhalb der Stadtmauer nicht mehr auf Getreidefelder oder Wiesen; an der Kommunikation standen freilich nur wenig Häuser, meist grenzten sie an die Gärten der Linienstraße*), diese war aber zum großen Teil angebaut. Hier und da waren freilich Baustellen liegen geblieben, auch die Garnisonkirchhöfe und der Koppesche Armenkirchhof bildeten große Lücken zwischen den Häusern, sonst aber war die Straße mit unansehnlichen, kleinen Gebäuden, in denen die arme Handwerkerbevölkerung wohnte, besetzt. Auch außerhalb der Mauer fand sich ein vorstädtischer Anbau, an der Chausseestraße lagen zerstreut Häuser. Bedeutender aber war die Bebauung zwischen dem Hamburger und Rosenthaler Thor, etwa 200 Häuser in 6 Straßen mit über 4000 Einwohnern bildeten das Voigtland.

Ursprünglich war die Vorstadt für Maurer und Zimmerleute, welche aus dem sächsischen Voigtlande im Sommer nach Berlin zogen, um Arbeit zu suchen, bestimmt gewesen, daher hatte sie im Volksmunde den Namen Voigtland erhalten, während sie eigentlich Rosenthaler Vorstadt genannt wurde. Nach und nach hatten sich aber auch andere Bewohner gefunden, Handwerker und Arbeiter nicht der besten Art, und endlich war das Voigtland der Stammsitz eines wüsten Gesindels geworden. Selbst bei Tage vermieden anständige Leute gern die Garten-, Berg-, Acker-, Brunnen- und Thorstraße, abends aber wagten sie sich gar nicht dorthin. Die kleinen Häuser waren meist Diebeshöhlen; flüchtige Verbrecher zogen sich am liebsten in das Voigtland zurück.

Vom Rosenthaler Thor an hörte der Ackerbau außerhalb der Stadt wieder auf, oder er beschränkte sich wenigstens auf ganz vereinzelte Häuser, wie vor dem Schönhauser Thor die Meierei. Der Windmühlenberg war

*) Man unterschied zwei Linienstraßen, die heutige, welche bis zur Prenzlauerstraße reichte, und eine zweite, die jetzige Weberstraße.

besetzt von Windmühlen, von denen er seinen Namen erhalten hat. So führt uns denn der Weg bis zum Bernauer Thor, von dem wir ausgegangen sind, nur an Ackerfeldern und wüsten Geländen vorüber. — Wir haben unsere kleine Reise vollendet, für einen Fußgänger einen nicht unbedeutender Weg, ein wenig mehr als zwei deutsche Meilen beim Umkreisen der Stadt und fast eine halbe Meile auf der Wanderung vom Brandenburger bis zum Bernauer Thor.

Die Entwickelung war eine so schnelle, daß die Stadt überall noch den Charakter des Werdens, des Unfertigen trug. Wie innerhalb der weit hinausgeschobenen Mauern die Getreidefelder Zeugnis davon ablegten, daß die Großstadt Berlins nur erst im Entstehen sei, so zeigten dies auch diejenigen städtischen Einrichtungen, welche auf das großstädtische Leben, auf den großstädtischen Verkehr berechnet waren. Nur in einigen Stadtteilen, den bevorzugten, in denen der Hof und die vornehme Beamtenwelt oder die reiche Kaufmannschaft wohnten, erhoben sich prächtige, öffentliche Gebäude und elegante Wohnhäuser, in den Nebenstraßen und entlegenen Stadtteilen waren die Häuser klein und unansehnlich, oft durch Baustellen und Gärten getrennt.

Die Reisenden, welche nach Berlin kamen, wurden, wenn sie nicht gerade beim Brandenburger oder Potsdamer Thore die Stadt zuerst betraten, meist sehr enttäuscht, sie fanden nicht die gerühmte, prächtige Residenz, sondern eine gewöhnliche, unbedeutende Landstadt, menschenleere, schlecht gepflasterte Straßen mit stinkenden Rinnsteinen, einzeln stehenden, unansehnlichen Häusern, zwischen denen sich Gärten oder gar Felder hinzogen. Erst wenn sie in die Königstraße kamen und dort das rege Verkehrsleben schauten, wenn sie die Friedrichsstadt, Cöln und den Friedrichs-Werder mit den herrlichen Prachtgebäuden betraten, begriffen sie, daß sie in der preußischen Residenz waren.

Ueber die Unreinlichkeit in den Straßen der Stadt wird von allen Berichterstattern jener Zeit allgemein geklagt. Es gab zwar polizeiliche Vorschriften, welche die Hauseigentümer verpflichteten, den Platz vor ihrem Hause wöchentlich zu fegen und den Kot auf einen Haufen zusammenkehren zu lassen, auch waren für die Fortschaffung der Unreinlichkeiten besondere Beamte bestellt. Der König gab zu diesem Zwecke jährlich 6500 Thaler her. Dies alles aber war nicht genügend, um die Straßen rein zu erhalten. Die Hauseigentümer befolgten das Gesetz nicht, welches halb vergessen war. Deshalb erließ am 10. Dezember 1809 der Polizeipräsident Gruner eine Verordnung wegen der Reinigung der Straßen, in welcher er die älteren gesetzlichen Vorschriften in Erinnerung brachte und neue Bestimmungen traf. Jeder Eigentümer sollte fortan den Bürgersteig, den Rinnstein und den Straßendamm bis zur Hälfte auf die ganze Breite seines Hauses reinigen lassen, auch wurde befohlen, daß der Bürgersteig täglich bis 9 Uhr vormittags abgefegt und dreimal in der Woche Dienstags, Donnerstags und Sonnabends vollständig gereinigt werde. Das Hinauswerfen von Schutt, Müll und Scherben, das Ausgießen von Unreinlichkeiten aus den Fenstern oder in den Rinnstein u. s. w. wurden streng verboten, auch den Hauswirten anbefohlen, bei Winterglätte den Bürgersteig vor dem Hause mit Torfasche zu bestreuen. Diese Bestimmungen, welche zum großen Teil den heute noch bestehenden zu Grunde liegen, erzeugten nach und nach einen besseren Zustand, es dauerte aber noch manches Jahr, ehe die Straßen Berlins nur erträglich rein wurden.

Nicht besser als mit der Straßenreinigung sah es auch mit der Straßenbeleuchtung aus. Erst im Jahre 1803 war das Erleuchtungswesen regelmäßig geordnet worden. Ganz Berlin erhielt eine Beleuchtung, während vorher in den meisten Straßen fast vollständige Dunkelheit geherrscht hatte. Es wurden große Laternen mit je zwei Lampen aufgestellt; in breiten Straßen standen sie auf Granitpfählen, in schmaleren auf eisernen Armen an den Häusern, in ganz engen Gassen hingen sie über den Weg, auch über der Lindenpromenade waren sie in solcher Weise aufgehängt. Eine besonders dazu errichtete Erleuchtungs-Invaliden-Kompagnie von 60 Mann mit einem Feldwebel und 5 Unteroffizieren besorgte unter der Oberaufsicht eines Offiziers das Anstecken und Reinigen der Lampen. Die Kompagnie zeichnete sich durch eine eigene Uniform, blaue Jacken mit dunkelroten Kragen, braune, lange Beinkleider, kurze Stiefel und runde Hüte mit einem Schilde aus. Die Unteroffiziere mußten nachmittags die Laternen nachsehen, das Oel in den Lampen abmessen und zusehen, ob die Gläser ordentlich gereinigt wären. Abends hatten sie sich zu überzeugen, daß die Laternen rechtzeitig angezündet würden. Die jährliche Erleuchtung Berlins kostete über 38,000 Thaler, wozu der König 22,853 Thaler angewiesen hatte. Sie bildete gegen früher schon einen nennenswerten Fortschritt zum Besseren, aber doch genügte sie bei weitem nicht. Nur in den Hauptstraßen waren Laternen in genügender Zahl angebracht, in den Nebenstraßen aber so vereinzelt, daß sie mehr dazu beitrugen, die Augen zu blenden, als die Straßen zu erleuchten; sie wurden außerdem, um zu sparen, mit so wenig Oel versehen, daß sie spätestens gegen 12 Uhr in der Nacht erloschen; stand aber Mondschein im Kalender, dann wurden sie überhaupt nicht angesteckt, auch wenn der Himmel dicht mit Wolken bedeckt war. Es herrschte dann so wie stets in den späteren Nachtstunden über ganz Berlin eine völlige Finsternis. Wer zu solcher Zeit durch die Straßen wandern wollte, mußte sich mit einer eigenen Laterne versehen, wenn er nicht in Gefahr geraten wollte, überfahren zu werden oder in die tiefen Rinnsteine und Schmutzlöcher zu stürzen. Auch durch eine Droschke konnte sich der unglückliche Verspätete nicht retten, denn derartige Fuhrwerke gab es noch nicht. Man hatte früher einmal einen Versuch gemacht, auf dem Schloßplatze eine Anzahl Fiaker zum öffentlichen Gebrauch aufzustelleu, aber die Besitzer mochten wohl ihre Rechnung nicht gefunden haben. So war denn diese Einrichtung wieder eingeschlafen. Wer einen Mietswagen benutzen wollte, mußte ihn in der Wohnung des Fuhrmanns bestellen; nur beim Schluß des Schauspiels oder der Oper standen Fuhrwerke bereit, aber sie waren ziemlich teuer. Eine Fahrt in der Stadt kostete 12—16 Groschen. Während schon in anderen Großstädten ein ausgebildetes Fiakersystem bestand, kannte man ein solches in Berlin noch gar nicht.

Wie wenig in jener Zeit für die Beförderung des Verkehrs innerhalb der Stadt geschah, zeigt uns auch die mangelhafte Einrichtung der Stadtpost, die überhaupt erst seit dem 8. September 1800 existierte und von den Gildeältesten und Kaufleuten mit einem Aufwande von 3500 Thalern errichtet worden war. Es war eine Fußbotenpost. Im Hauptkomtoir in der Klosterstraße Nr. 41 kamen sämtliche Boten, 13 an der Zahl, zusammen und beförderten die ihnen aufgegebenen Briefe nach allen Gegenden der Stadt. Im Sommer mußten sie acht- im Winter sechsmal hin- und hergehen. Besondere

Boten trugen die Briefe aus, andere sammelten sie ein. Jeder Bote hatte viermal täglich sein ihm angewiesenes Viertel zu durchlaufen. Sie waren ausgezeichnet durch braune Jacken mit pfirsichroten Aufschlägen, gleiche Hosen und gelbe Westen. Die Einsammler kündigten den Berlinern durch eine stark tönende Glocke ihr Nahen an, dann kamen aus den Häusern die Bewohner und legten die bereitgehaltenen Briefe in einen Kasten, den die Briefboten trugen. Billig genug war die Briefbotenpost, der Absender zahlte 6 Pfennige, der Empfänger 3 Pfennige für jeden Brief. Teuer hingegen war das Porto für Briefe, welches auf der königlichen Post besonders nach dem Auslande gezahlt werden mußte; so kostete ein Brief nach Augsburg 8 Groschen, einer nach Moskau gar 25 Groschen. Die königliche Post wachte eifersüchtig darüber, daß ihre Einnahmen aus der Beförderung von Briefen und Personen nicht geschmälert wurden. Sie trug einen nicht unbeträchtlichen Teil der preußischen Staatseinnahme, und von diesem Gesichtspunkte aus wurde sie vorzugsweise betrachtet. Das Postgesetz hatte durch strenge Strafandrohungen Fürsorge getroffen, daß der Brief- und Personenverkehr im ganzen Lande lediglich der Post vorbehalten blieb oder ihr wenigstens zinsbar wurde. Gesiegelte Briefe durfte kein Reisender von einem zum anderen Orte bringen. Die Lohnfuhrleute mußten sich, wenn sie Personen befördern wollten, vor ihrer Abreise aus Berlin bei dem Postamte einen Fuhrzettel lösen, und dieser kostete für jede Person, welche sie befördern wollten, auf die Meile 2 Groschen. Ein solcher Zettel war selbst für kleine Reisen, die nur einen Tag für Hin- und Rückfahrt in Anspruch nahmen, notwendig und mußte unterwegs als Legitimation gezeigt werden; geschah die Rückreise erst am anderen Tage, dann war der Fuhrmann verpflichtet, einen doppelten Zettel zu lösen. Damit der Post gar keine Einbuße durch das Lohnfuhrwerk erwachse, war den Kutschern streng verboten, Postillonslivree zu tragen oder ein Posthorn zu gebrauchen, sie durften auch Packete unter 40 Pfund nicht mitnehmen, diese blieben der Versendung durch die Post vorbehalten. Reisende, welche mit Extrapost nach Berlin gekommen waren, durften sich überhaupt ein Lohnfuhrwerk nicht nehmen, sie konnten nicht anders als mit der Post von Berlin wieder abreisen. Für die Bequemlichkeit der Reisenden war selbst bei den Postwagen, welchen von der Haupt- und Residenzstadt ausgingen, sehr wenig gethan, auf Seitenlinien noch weniger.

Rellstab schildert uns aus seiner Jugenderinnerung*) eine Postfahrt in anschaulicher Weise.

„Man reiste in jener Zeit freilich etwas anders als jetzt. Mit der ordinären Post (damals der gestempelte Ausdruck) fuhren wir von Berlin ab. Ein, was schon sybaritischer Luxus bei der ordinären Post war, bedeckter Wagen nahm uns auf. Die Sitze und Lehnen gepolstert, mit glattem Leder überzogen, der Wagen ohne Federn, zugleich in seinem Innern, im Hintergrunde, viele Gepäckstücke enthaltend, die mit zum Anlehnen benutzt wurden. (Auf Nebenstraßen gab es meist nur halb oder ganz unbedeckte Wagen.) Man saß nicht allzu weich, doch für einen so jungen Reiselustigen wie mich wundervoll, und das starke Stoßen und Schütteln war muthmaßlich gesünder als die jetzige nervenbetäubende Zitterbewegung des

*) Aus meinem Leben, von Ludwig Rellstab.

Eisenbahncoupees. Einige Frist, Land und Leute kennen zu lernen, hatte man auch. Selten wurde im mäßigen Trabe gefahren, nur auf ganz ebener Chaussee; bei geringen Erhebungen der schwerfälligste Schritt. Die Fahrzeit bis Zehlendorf — wir nahmen unsern Weg über Potsdam nach Wittenberg — war drei Stunden; dort anderthalb Stunden Aufenthalt, weil auf jeder Station alles Gepäck gezählt und somit der ganze Postwagen umgeladen wurde. Daher gelangten wir denn, morgens um 8 oder 9 Uhr ausgefahren, auch am späten Abend schon wohlbehalten nach Belitz, dem Städtchen 3 Meilen hinter Potsdam."

In ähnlicher Langsamkeit bewegten sich die Postwagen überall. Zu einer Fahrt von Berlin nach Leipzig gebrauchte man anderthalb volle Tage, nach Breslau vier Tage, nach Königsberg gar eine volle Woche. Die fahrende Post nach Leipzig ging Sonntags und Mittwochs morgens 9 Uhr von Berlin ab, Montags und Donnerstags nachts kam sie an; nach Breslau und Königsberg konnte man ebenfalls nur in zwei Tagen in der Woche reisen. Trotz dieser Langsamkeit war das Postreisen doch eine ziemlich teure Sache. Die Person mußte für jede Meile 6 Groschen und, außerdem dem Postillon ein Trinkgeld zahlen; so kostete denn, da die Post auch oft Umwege machte, das einfache Personengeld bis Königsberg nicht weniger als 23 Thaler 4 Groschen; dazu kam noch des Postillons Trinkgeld, welches sich etwa auf 3 Thaler belief; mit Zehrung unterwegs konnte daher ein Reisender kaum für 34 bis 36 Thaler nach Königsberg gelangen, eine Summe, deren Größe recht in die Augen springt, wenn wir den veränderten Geldwert zwischen damals und heute, wie er sich in den Gehalten der Beamten zeigt, in Betracht ziehen. Um nur ein Beispiel anzuführen, erwähnen wir, daß am 3. Februar 1795 der später so bekannt gewordene Professor Theodor Heinsius vom Magistrate am Friedrich-Werderschen Gymnasium als außerordentlicher Lehrer für 10 Lehrstunden zur Aushülfe des nervenschwachen Professors Weißer bestallt wurde, und daß er dafür ein Gehalt von 100 Thalern erhielt.

Die hohen Preise der Fahrt und der Zeitaufwand, welchen das Reisen erforderte, erklären es hinlänglich, daß Berlin selbst mit der wichtigen Handelsstadt Leipzig nur an zwei Tagen wöchentlich durch Posten verbunden war; es galt als etwas Außerordentliches, daß die Reise von Berlin nach Potsdam durch Journalièren zweimal täglich ermöglicht wurde. Nur wenige Menschen konnten und wollten reisen, deshalb genügte die seltene Verbindung. Auch der Handelsverkehr erforderte keine größere Ausdehnung des Postwesens, denn Berlin war im Anfang des Jahrhunderts nicht die großartige Handels- und Fabrikstadt wie heute.

Obgleich die Lage der Stadt an der schiffbaren Spree den Berliner Kaufleuten vermöge der billigen Wasserfahrt den Speditions- und Transithandel ungemein erleichterte, bereitete doch andererseits das unglückliche Accisesystem so große Hemmnisse, daß er sich nicht gedeihlich entwickeln konnte. Alle aus der Stadt nach dem Auslande geführten oder durch Berlin gehenden ausländischen Waren mußten einen Zoll erlegen; auf den Waren, die im Lande selbst verbraucht wurden, haftete eine Accise, welche man in Konsumtions- und Handelsaccise einteilte. Sie wurde nach einem besonderen Tarife erhoben, der nicht einmal in allen preußischen Städten gleich war; so kam

es denn, daß ein Gegenstand, der schon an einem Ort die Accise gezahlt hatte, am anderen Orte nochmals veraccist werden mußte. Es war nötig, eine sogenannte Ergänzungs- oder Nachschußaccise zu bezahlen. Wer von Berlin aus nach anderen preußischen Orten accisbare Waren verschicken oder solche von einer Provinzialstadt nach Berlin kommen lassen wollte, mußte sich einen Passierschein dafür besorgen, und dieser wurde an den Thoren genau geprüft. Schwere Strafen trafen den Defraudanten. Es leuchtet ein, wie lästig für den gesamten Verkehr eine solche Einrichtung war. Während jetzt die Fremden zur Weihnachtszeit in großer Zahl nach Berlin kommen, um hier ihre Einkäufe für das Fest zu machen, wurde ihnen dies in jener Zeit meistens leid. Es war viel zu unbequem, den lästigen Passierzettel zu lösen, der jedes Stück Ware begleiten mußte, wenn es nicht für Kontrebande erklärt werden sollte. Wenn auch die Kaufleute meistens besorgt waren, fremden Einkäufern solche Passierzettel zu besorgen, so machte doch schon die Unbequemlichkeit, welche damit verbunden war, das Geschäft stocken. Durch derartige Förmlichkeiten, deren wir noch viele, welche damals auf dem Verkehr und der Fabrikation ruhten, anführen könnten, wurde der Handel gehemmt, er beschränkte sich wesentlich auf das, was in der großen Stadt selbst gebraucht wurde; dadurch allein aber bot er schon der Spekulation einen ziemlich weiten Spielraum. und es gab daher eine ansehnliche Anzahl von Kaufleuten, welche sich durch glückliche Unternehmungen ein schönes Vermögen erwarben.



Graf Neithardt von Gneisenau,
preuß. Feldmarschall u. Generalstabschef unter Blücher, geb. 27. Oktob. 1760 zu Schildau in der Prov. Sachsen, gest. 24. Aug. 1831 in Posen.

Großer Reichtum herrschte in Berlin freilich nicht, denn das alte Sprichwort „wie gewonnen, so zerronnen“, fand gerade in der preußischen Residenz seine weiteste Anwendung. Bot die große Stadt den Kaufleuten und Handwerkern Gelegenheit, leichter als in der Provinz Geld zu verdienen, so bot sie auch die, es schneller zu vergeuden. Kaufleute und Handwerker wetteiferten in einem ihre Kräfte übersteigenden Luxus, und die Folge war eine Verarmung vieler Familien, die Bildung eines großstädtischen Proletariats, welches sich in Berlin schon im Anfange des Jahrhunderts recht widerlich zeigte.

So lange der Frieden dauerte, trat die Armut der Stadt noch nicht besonders grell hervor, als aber in dem unglücklichen Jahre 1806 der Krieg ausbrach, da zeigte es sich, daß der äußere Schein des Wohlstandes, den die Residenz bisher aufrecht erhalten hatte, trügerisch war. Die Mittel fehlten, um die schweren Kriegslasten zu tragen. Mit furchtbarer Schnelligkeit griff

eine gänzliche Verarmung des Handwerker- und kleinen Kaufmannstandes um sich. Die Straßen füllten sich mit Bettlern, und obgleich das Betteln streng verboten war, obgleich man eigene Armenwächter angestellt hatte, um die Bettler aufzugreifen und in das Arbeitshaus, den sogenannten Ochsenkopf, am Alexanderplatz zu stecken, so bot doch die grenzenlose Not jedem Gesetze Trotz. Der Hunger besiegte leicht die Furcht vor den Bettelvögten — diesen Namen gab das Volk den verhaßten Armenwächtern — und die Beamten verzweifelten daran, ihre Pflicht bei der Menge der Bettler zur Erfüllung zu bringen. Hungernde, weinende Kinder, zerlumpte Männer und Frauen, auf deren bleichen Zügen das tiefste Elend sich spiegelte, zogen bettelnd durch die Straßen, in denen die vornehme Welt Berlins verkehrte; besonders war die Lange Brücke der Tummelplatz der Bettler, hier lagerte zu den Füßen des Großen Kurfürsten neben den gefesselten Sklaven stets eine Schar von mindestens zwanzig halbnackten Kindern, welche das Mitleid der Vorübergehenden ansprachen. Zur Linderung der Not wurde von wohlwollenden Männern viel gethan. Zu allen Zeiten haben die Berliner sich ausgezeichnet durch ihren Wohlthätigkeitssinn, und auch in jener schweren Prüfung verleugneten sie diesen nicht.


August Wilhelm Iffland,
Schauspieler, Theaterdirektor und Dramatiker in Berlin seit 1796;
geboren 19. April 1759 in Hannover,
gestorben 22. Sept. 1814 in Berlin.

In der freiwilligen Arbeitsanstalt des Barons von Kottwitz an der Contre-escarpe Nr. 5 erhielten in der ehemaligen Winningschen Kaserne die Armen, welche arbeiten wollten, Arbeit und Speisung. Der Architekt Louis Catel nahm sich in Verbindung mit sieben achtungswerten Bürgern der Not der vielen verlassenen Kinder, welche dem Elende preisgegeben auf den Straßen und Brücken der Stadt verschmachteten, an; es wurde eine Berlinische Erziehungsanstalt ins Leben gerufen, welche am 17. Juli 1807 nach der Königin den Namen Luisenstift erhielt. — Der Hauptmann von Neander sammelte im März 1807 milde Beiträge, um jährlich 80—90 Soldatenkinder, welche ihren Ernährer verloren hatten, in einem Erziehungshause unterzubringen. So entstand das Friedrichsstift. — Alle diese und andere Bemühungen einzelner, den allgemeinen Notstand zu lindern, waren gewiß sehr anerkennenswert; aber sie vermochten doch das große herrschende Elend nicht zu beseitigen.

Viertes Kapitel.

Unterdessen war die Weltgeschichte ihren Gang gegangen, in Frankreich hatte die Revolution mit den zerrütteten Einrichtungen des Staates und der Gesellschaft einen blutigen Kehraus gehalten, Napoleon schrieb der Welt Gesetze vor, und Friedrich Wilhelm III. brachte durch seine Unentschlossenheit den preußischen Staat dem Untergange nahe.

In Berlin herrschte in jener Zeit eine gewaltige Aufregung; das Volk forderte ungestüm gegen Frankreich den Krieg, ohne zu bedenken, daß kaum ein Augenblick unglücklicher gewählt werden konnte als jene Zeit, in der Napoleon seine ganze Macht Preußen, welches infolge seiner bisherigen schwankenden Politik ohne Bundesgenossen war, entgegenzustellen vermochte.

Als im Theater „die Jungfrau von Orleans“ gegeben wurde, war im Offizierkorps die Verabredung getroffen, so zahlreich wie möglich zu erscheinen. Bei den Worten:

Für seinen König muß das Volk sich opfern;
Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!

wurde ein stürmischer Beifallsruf erhoben. Die Offiziere sprangen von ihren Sitzen auf und forderten jubelnd die Worte da capo. Auch in allen anderen Stücken, in denen irgendwie eine Anspielung auf die Zeitverhältnisse gefunden werden konnte, wurden diese mit donnerndem Beifall begrüßt. In „Wallensteins Lager“ stimmten die Offiziere das Reiterlied mit an, und das gesamte Publikum fiel in den Gesang ein. — Unter den Fenstern des französischen Gesandten wurden Nationallieder gesungen, die Offiziere stießen wilde Schimpfreden gegen die verhaßten Franzosen aus, und eines Tages wetzten sie ihre Säbel auf den Stufen des Hauses.

Niemand durfte es wagen, ohne sich den gröbsten Beleidigungen auszusetzen, an die Möglichkeit einer Niederlage zu denken, denn die Offiziere vom General herunter bis zum Lieutenant erklärten ja, das Heer Friedrichs des Großen sei unüberwindlich. Die Presse sprach in demselben Geiste. Die „Berliner Zeitung“ veröffentlichte Bardengesänge, sie versicherte, daß der kriegerische Geist der Nation sich niemals so kräftig und lebensvoll offenbart habe als gerade in dieser Zeit; von den Tagesblättern ward in die Welt hinausposaunt, der Kampf für deutsche Nationalität, Freiheit und Sitte werde jetzt erst beginnen! Toller als je ging's im Theater zu. „Wilhelm Tell,“ „Wallensteins Lager“ und besonders ein beliebtes Stück, der „politische Zinngießer“ boten Gelegenheit zu Ausbrüchen einer glühenden Begeisterung, die aus den Zuhörerräumen des Theaters sich fortpflanzten auf die Straßen. Allabendlich lagerten sich große Menschenmassen rings um das Theater, um mit zu singen und mit zu schreien, wenn die Offiziere das Zeichen dazu gaben.

Am 21. September 1806 verließen der König und die Königin Berlin, um sich zur Armee zu begeben. Am Tage der Abreise war vom Giebel des Zeughauses, der dem Palast des Königs gegenübersteht, die Bildsäule der Bellona bei windstillem Wetter auf das Steinpflaster herabgefallen und hatte den rechten Arm zerbrochen; am selben Tage war der alte 81 jährige Feld-

marschall von Möllendorf, als ihn seine Reitknechte vor dem Brandenburger Thor mit Mühe von der linken Seite auf das Pferd gehoben hatten, auf der rechten Seite wieder heruntergefallen. Das waren böse Vorzeichen! Die abergläubischen Berliner schüttelten bedenklich die Köpfe, und als nun bald Unglücksnachrichten nach Unglücksnachrichten eintrafen, da meinten sie: dies haben wir wohl vorhergesagt. Freilich konnten sie es vorhersagen, jeder konnte es, der dieses Heer und dieses Volk kannte!

Schon unmittelbar vor dem Kriege zeigte es sich, daß das Feuer der Begeisterung, welches das Volk vor dem Kampfe durchglüht hatte, ein elendes Strohfeuer gewesen war. Das erste Opfer, zu dem sich die Bürger entschließen sollten, zeigte die Hohlheit des in pomphaften Worten prahlenden Patriotismus. Der Berliner Magistrat hatte eine freiwillige Sammlung angeordnet, um für die Soldaten bei dem bevorstehenden Herbstfeldzuge Mäntel anzukaufen. 70,000 Thaler waren notwendig — eine Summe, die in Berlin sicherlich mit Leichtigkeit aufzubringen war, — als aber die Sammlung begann, da hatte niemand Geld, die lautesten Schreier zogen sich am ersten zurück, als es darauf ankam, ihre Vaterlandsliebe zu bethätigen; es kamen im ganzen nur 6000 Thaler zusammen. Dieselbe Lauheit zeigte sich, als die Bürger aufgefordert wurden, eine Bürgergarde zu bilden, um die Wachtposten der Stadt zu beziehen, während die Truppen im Felde ständen; die Wohlhabenden machten fast ohne Ausnahme von der Erlaubnis Gebrauch, für Geld Stellvertreter zu schaffen, und Gesindel wurde unter die Waffen gestellt, um als Berliner Bürgergarde zu paradieren.

Mit gespanntester Erwartung harrten die Berliner der Nachrichten vom Kriegsschauplatze; damals flog das Wort noch nicht mit blitzähnlicher Schnelle auf dem Telegraphendraht durch die Welt, Tage dauerte es, ehe aus Thüringen, wo die preußischen und französischen Heere zusammentreffen mußten, genaue Nachrichten nach Berlin kommen konnten. Wüste Gerüchte gingen von Mund zu Mund. Bald hörte man, eine gewaltige Schlacht sei geschlagen, Napoleons Heer vernichtet worden, der Kaiser sei auf der Flucht oder gar gefangen oder tot; in einigen Straßen fing man zur Siegesfeier schon zu illuminieren an, aber die Lichter wurden bald wieder ausgelöscht, denn andere Nachrichten kamen, und endlich die, daß Prinz Louis Ferdinand bei Saalfeld den Heldentod gestorben sei. Die Aufregung und Trauer war allgemein in Berlin; welche Fehler auch der Prinz gehabt haben mochte, in diesem Augenblicke wurden sie vergessen, man gedachte nur seiner Kühnheit, seines Patriotismus und aller der herrlichen Eigenschaften, durch welche er sich so sehr ausgezeichnet hatte.

Die von Leipzig eintreffenden Briefe brachten wieder die verschiedenartigsten Nachrichten. Im Theater wurde „die Jungfrau von Orleans" gegeben; alle Plätze waren besetzt, aber das Publikum hatte keine Aufmerksamkeit für das Stück; Zettel, welche die einander widersprechenden, bald Siege bald Niederlagen verkündenden Leipziger Nachrichten enthielten, gingen von Hand zu Hand. Wenn in irgend einem Verse des Trauerspiels eine Anspielung auf die Zeitverhältnisse gefunden werden konnte, sammelte sich das Publikum etwas und begrüßte die betreffende Stelle entweder mit donnerndem Beifall oder mit Murren und Zischen. Plötzlich kam die Nachricht, ein französisches Streifkorps sei im Anmarsch auf Berlin. Sofort meldeten sich

zwei Offiziere a. D. bei dem Gouverneur, dem Grafen Schulenburg, und erboten sich, Freikorps zu errichten, zu denen sie Freiwillige in Fülle finden würden, um die Stadt zu verteidigen; der Graf Schulenburg aber meinte, das sei ein allzu kühnes Unternehmen, es werde der Stadt, wenn die Franzosen wirklich kämen, nur ein um so härteres Geschick bereiten. So unterblieb denn die Bildung von Freikorps. Manche Bürger murrten darüber nicht wenig, viele andere aber sprachen offen ihre Zufriedenheit aus, denn eine große Stadt könne unmöglich gegen einen mächtigen Feind verteidigt werden, selbst der Versuch sei Wahnsinn und könne nur zu unnützem Blutvergießen, zur Plünderung Berlins führen.

Bis zum 17. Oktober mangelten alle sicheren Berichte von der Armee. Täglich versammelten sich vor dem Hause des Grafen Schulenburg in der Behrenstraße Tausende von Menschen, weil sie hofften, hier könnten sie die Wahrheit erfahren. Um die neugierige Menge nur einigermaßen zu befriedigen, ließ der Graf gedruckte Nachrichten, welche meistens günstig lauteten, an seine Thüren schlagen; er sandte auch Boten ab, um Erkundigungen einzuziehen, aber dies war ein vergebliches Bemühen. Erst am 17. Oktober traf ein Kurier vom Kriegsschauplatze ein und brachte den Bericht über die unglückselige Schlacht von Jena und Auerstädt.

Ein panischer Schrecken herrschte in der Residenz, niemand hatte Ruhe zu Hause, die ganze Bevölkerung wogte in den Straßen auf und nieder; man sah nur angstvoll verstörte Gesichter, jeder fragte, wie das Unglück gekommen, und niemand wußte zu antworten. In der Nacht verbreitete sich plötzlich wieder eine Siegesnachricht; Möllendorf sollte sich mit der Armee gesetzt und den Feind vollständig geschlagen haben. Aber jede Ungewißheit verschwand, als am Morgen des 18. Oktober an allen Straßenecken rote Zettel erschienen, welche in lakonischer Kürze das Unglück Preußens verkündeten:

„Der König hat eine Bataille verloren, jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht, ich bitte darum. Schulenburg."

So lautete die Verkündigung des Gouverneurs. „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!" Der edle Graf Schulenburg hätte kaum nötig gehabt, zur Ruhe zu ermahnen, wenn es nicht geschah, um seine eigene schätzbare Person und die einiger anderer Staatsverräter in Sicherheit zu bringen, denn an einen Widerstand dachten die Berliner nicht. Den Grafen Schulenburg peinigte das böse Gewissen, schon am 19. Oktober verließ er in eiliger Flucht Berlin, nachdem er seinen Schwiegersohn, den Fürsten Hatzfeld, zum Civilgouverneur eingesetzt hatte. Daran, die vielen noch in der Stadt befindlichen Kriegsvorräte und Waffen aus dem Zeughause zu schaffen und in Sicherheit bringen zu lassen, die königlichen Kassen zu retten, dachte er nicht, nur an sich selbst. Das Volk war wütend, es schrie über Verrat. Der Wagen, in welchem Schulenburg flüchten wollte, wurde aufgehalten. „Ich lasse Euch ja meine Kinder!" rief der geängstigte Mann dem Volke zu. Der Kutscher hieb wütend auf die Pferde, und endlich gelang die Flucht.

Ein Augenzeuge berichtet über die Aufregung, die in jenen Tagen in Berlin herrschte, folgendermaßen: „Alles wurde nun von Furcht und Angst so eingenommen wie kurz vorher von Freude; alles rannte mit den Köpfen gegeneinander; alles wollte fliehen. Berlin sah einem Bienenkorbe ähnlich.

der im Schwärmen begriffen ist. Alles, was reich und vornehm war, die hohen Offizianten, Kapitalisten, der Adel, eilten mit ihren Schätzen über Hals und Kopf nach Stettin, Küstrin oder Schlesien. Vom Lande flüchteten aber die Bauern mit ihren Betten und Kisten nach Berlin herein. Besonders nahmen die patriotischen Schriftsteller aus Berlin Reißaus, und der Freymütige, den die Berliner nun den Kleinmütigen nennen, eilte nach dem Norden und eröffnete das Wettrennen; der Verleger desselben, ferner der Dichter Müchler und andere folgten nach. Zuletzt war kein Pferd und kein Esel mehr in Berlin zu haben, um fortzukommen, und die Zurückgebliebenen waren in der festen Ueberzeugung, die Franzosen, die am 17. Oktober noch bei Halle bataillierten, würden am 18. in Berlin eintreffen.“

„Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!“ Nachdem der erste Schrecken sich gelegt hatte, bewiesen die Berliner, daß sie tief durchdrungen seien von dem Gebote des edlen Grafen Schulenburg. Der Civilgouverneur Fürst Hatzfeld ließ die Bürgergarde zusammentrommeln und von ihr die Thore besetzen, aber nicht zum Schutze gegen die Franzosen, denn an einen Kampf dachte er nicht. Das zerlumpteste Gesindel trat unter die Waffen, wer irgend die Mittel hatte, kaufte sich einen Stellvertreter, um nicht selbst Dienst thun zu müssen. Daß diese Bürgergarde nicht daran denken würde, dem französischen Heere einen Widerstand beim Einmarsch in Berlin zu leisten, war nicht schwer zu erraten; um aber ganz sicher zu gehen, erließ der Magistrat von Berlin am 19. Oktober einen Aufruf, in dem er jeden Widerstand bei Todesstrafe verbot. Auch Fürst Hatzfeld fand es notwendig, das Gebot: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!“ noch besonders einzuschärfen, und er erließ eine Bekanntmachung, in der er sagte:

„Ich verbiete alles Zusammenlaufen, Schreien auf den Straßen, alles öffentliche Teilnehmen an den so verschiedentlich einlaufenden Kriegsgerüchten; denn ruhige Fassung ist dermalen unser Los, unsere Aussichten müssen sich nicht über dasjenige entfernen, was in unseren Mauern vorgeht, dieses ist unser einziges höheres Interesse, mit welchem wir uns beschäftigen müssen.“

Einen bereitwilligeren Gehorsam als damals haben die Berliner niemals der hohen Obrigkeit geleistet. Sie waren ruhig, übermäßig ruhig, sie schliefen sogar, wenn sie als Bürgergardisten auf Wache standen. Als am ersten Tage der Bewachung Berlins durch die Bürger ein Offizier die verschiedenen Posten revidierte, fand er einen der Gardisten, sehr gemütlich in die Ecke des Schilderhauses gelehnt, schlafend. Er machte ihm heftige Vorwürfe über die Pflichtverletzung; der Bürger aber erwiderte mit derbem Berliner Witz: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht; ick gehorche!“

Dieselbe Ruhe zeigten die Berliner, als nun die erwarteten Franzosen wirklich kamen. Am 24. Oktober traf ein Adjutant des Generals Hullin, der zum Kommandanten von Berlin ausersehen war, in der Stadt ein und meldete, daß die Ankunft seines Vorgesetzten unmittelbar bevorstehe. Der Vortrab der französischen Truppen, aus Jägern zu Pferde, Husaren und etwas reitender Artillerie bestehend, bewegte sich durch die Stadt nach dem Berliner Rathause. Hier stellten sich die Franzosen auf. Der Fürst von Hatzfeld empfing die Offiziere mit außerordentlicher Höflichkeit; er führte sie in die Sitzungszimmer des Magistrats und bewillkommnete sie in Berlin.

Nach kurzer Zeit erschien der General Hullin, der in einem vierspännigen Wagen vor dem Rathause vorfuhr. Er wurde mit noch größerer Höflichkeit als seine Offiziere empfangen. Er gab sofort den Befehl, daß die wichtigsten öffentlichen Gebäude mit französischen Mannschaften besetzt würden, die königlichen Schlösser erhielten Schutzwachen. Am Abende desselben Tages erschien der Vortrab des Marschalls Davoust vor dem Halleschen Thor. Die Truppen marschierten noch nicht gleich in die Stadt, sie lagerten sich vor derselben.

Im ersten Augenblicke herrschte ein gewaltiger Schrecken in Berlin, denn die Bauern aus den benachbarten Dörfern, welche die Plünderungen des 30jährigen Krieges, von denen sie hatten erzählen hören, befürchteten, kamen in die Stadt gestürzt und erhoben ein Wehegeschrei. Aber schnell legte sich die Aufregung, die immer neugierigen Berliner faßten Mut, sie strömten zum Thore hinaus in das französische Lager und bewunderten das Schauspiel, welches sich dort ihnen darbot. Die französischen Soldaten empfingen ihre Besucher artig, und diese trieben sich im Biwak umher, als ob sie nicht Feinde sondern Freunde vor der Stadt hätten.

Am folgenden Tage marschierten die Franzosen teils in die Stadt, teils durch diese; da gafften die Berliner gewaltig, sie hatten sich die Sieger ganz anders vorgestellt! Von glänzenden Uniformen sahen sie da nichts, die französischen Krieger in ihren grauen Mänteln, mit ihren über das wilde Haar gestürzten, verbogenen Hüten, auf denen ein alter Löffel steckte, sahen gar nicht so martialisch aus, wie die prächtig uniformierten Preußen, an deren Anblick man in der Hauptstadt gewöhnt gewesen war, und unbegreiflich erschien es, daß solche Soldaten die Sieger sein könnten. Die Straßen Berlins hatten plötzlich ein anderes Aussehen gewonnen als noch am Tage vorher; da fuhren keine glänzenden Equipagen mehr, dagegen aber Kriegsfuhrwerke aller Art, da sah man keine preußische Uniform, nur die der Franzosen, die überall neugierig umher spazierten.

Am 26. Oktober traf der Marschall Davoust selbst ein. Am Potsdamer Thor trug ihm der Magistrat demütig die Schlüssel der Stadt entgegen, Davoust aber schlug sie stolz aus und befahl, sie dem Kaiser persönlich zu überreichen, der sich in Potsdam befinde und von dort aus bald seinen Einzug in Berlin halten werde. Napoleon war in der That am 24. Oktober in Potsdam angekommen. Widerstand hatte er nirgends gefunden, auch in den preußischen Festungen nicht; diese waren fast alle von ihren Befehlshabern übergeben worden. Auch Spandau ergab sich, ohne einen Schuß zu thun, am 25. Oktober.

Napoleon hatte im Schloß von Potsdam einen kurzen Aufenthalt genommen; er erließ von hier aus seine stolzen Siegesberichte. Während er aber auf die unzweideutigste Art seine Verachtung gegen den König von Preußen darin aussprach, zollte er Friedrich dem Großen den Tribut seiner Bewunderung. Von seinem Generalstabe begleitet, besuchte er die Gruft des großen Königs in der Garnisonkirche. Lange Zeit schaute er schweigend auf den Sarg, dann wandte er sich zu seinem Gefolge und sagte, auf die Grabstätte deutend: „Wenn du noch lebtest, wäre ich nicht hier.“ Auch in Sanssouci besuchte er die Zimmer Friedrichs des Großen; sein Gefolge und seine Dienerschaft mußten sich mit den besten Galakleidern bei diesem Besuche schmücken. Die Verehrung, welche Napoleon hierdurch dem Gedächtnis des

gewaltigen Feldherrn zollte, hielt ihn aber nicht ab, sich seinen Degen, die Generalsschärpe sowie die Dekorationen des schwarzen Adlerordens und die Fahnen, welche die preußische Garde im siebenjährigen Kriege geführt hatte, zuzueignen und diese dem Invalidenhause in Paris zum Geschenk zu machen, freilich mit der Zuschrift:

„Die Veteranen werden alles das mit heiliger Ehrfurcht empfangen, was dem ersten Feldherrn, den die Geschichte kennt, angehörig gewesen ist.“

In Potsdam empfing der Kaiser eine Abordnung der königlichen und städtischen Beamten Berlins; der Fürst Hatzfeld befand sich an ihrer Spitze. Die Aufgabe der Abordnung war, dem Sieger die Schlüssel der Stadt zu überreichen und Schonung für die Residenz zu erbitten. Der Empfang war abwechselnd gnädig und ungnädig. Napoleon sprach mit scharfem Hohne: „Sie haben in Berlin so laut den Krieg verlangt, jetzt haben sie ihn.“ Als nun aber die Abgeordneten mit den tiefsten Verbeugungen und in demutsvollster Weise versicherten, Se. Majestät sei falsch berichtet über die Stimmung des Volkes, dieses habe nie den Krieg gewünscht, nur einige lärmmachende Offiziere seien die Ruhestörer gewesen, als sie zugestanden, die Reise des Kaisers Alexander nach Berlin trage die Schuld an allem Unglück, da wurde der Kaiser gnädiger und versprach, die Stadt zu schonen.

Am 27. Oktober hielt Napoleon seinen glänzenden Einzug in Berlin. Von 4 Uhr nachmittags an verkündete das Läuten der Glocken und der Donner der Geschütze, daß der mächtige Kaiser nahe; von dem noch immer mit der Viktoria geschmückten Brandenburger Thore an standen die Linden herab in langen Reihen geordnet die französischen Regimenter. Eine gewaltige Volksmasse hatte sich versammelt, bis weithin auf dem Wege nach Charlottenburg zu, von woher der Kaiser kam. Eine Schar von Mamelucken eröffnete den Zug; staunend schauten die Berliner auf die prächtig geschmückten Soldaten, die in ihren bunten Turbanen, in ihrer reichen türkischen Bekleidung keine Aehnlichkeit mit irgend einem anderen Truppenkorps hatten; dann kamen bärtige Sappeurs mit ihren Beilen und Schurzfellen, Grenadiere mit den gewaltigen Bärenmützen und Jäger zu Pferde. Das Musikkorps der Franzosen diente dem Volke zu einer besonderen Belustigung. Die Gassenbuben jubelten laut auf, wenn der Tambourmajor seinen Stock mit dem großen, silbernen Knopfe hoch in die Luft schleuderte und mit großer Geschicklichkeit wieder auffing. Unter den Klängen der Marseillaise hielt der Kaiser seinen Einzug. Ein donnerndes „vive l'empereur!“ empfing ihn von den aufgestellten Truppen und nicht von ihnen allein, auch aus dem Volke ertönte manche Stimme. Vornehme Herren, die sich unter die Menge gemischt hatten, raunten den Arbeitern zu: „Schreit nur so laut ihr könnt, das wird unserer Stadt zu gute kommen“, und wenn auch die Arbeiter schwiegen, der vornehme Pöbel schrie um so lauter, und die Gassenbuben stimmten ein. Der Kaiser ritt, begleitet von dem glänzenden Gefolge seiner Marschälle und Generäle, die Linden entlang und schaute ernst, fast verächtlich auf die jubelnde Menge. Am Thor wurde der Magistrat durch den General Hullin dem Kaiser vorgestellt; er überreichte ihm abermals die Schlüssel der Stadt.

Napoleon nahm seine Wohnung im königlichen Schlosse; dort empfing er den Magistrat und die Spitzen der Behörden. Er blieb einen Monat in Berlin, und während dieser Zeit hatten die guten Bürger volle Gelegenheit, Vergleichungen anzustellen zwischen dem französischen und dem preußischen Regiment; nicht überall fielen diese zu Gunsten des letzteren aus. Die Kraft, welche Napoleon zeigte, imponierte den Bürgern von Berlin um so mehr, als der siegreiche Feind im ganzen milde genug war, als er selbst die tiefe Ehrfurcht, mit der ihm die städtischen Behörden entgegenkamen, die verächtliche Kriecherei, welche ihm von den Bürgern gezeigt wurde, nicht in dem Maße ausnutzte, wie man gefürchtet hatte. Kurz nach der Einnahme von Berlin hatte der General Hullin befohlen, daß alle Privatpersonen ihre Waffen abliefern sollten, damit etwaige Mißbräuche damit vermieden würden. Der Magistrat, dem der Befehl zugegangen war, überbot sich sofort in geflissentlicher Dienstwilligkeit, er erließ einen Befehl, daß jeder Bürger seine Gewehre, bei Strafe erschossen zn werden, sogleich abliefere. General Hullin war hierüber entrüstet, und es mag einen seltsamen Eindruck auf die Berliner gemacht haben, als die Zeitungen im Auftrage des Generals berichteten, er sei erstaunt, eine so strenge Verordnung in den öffentlichen Blättern zu finden; der Magistrat möge in Zukunft mit Androhungen solcher Zwangsmaßregeln warten, bis sie ihm vorgeschrieben würden, und nichts mehr proklamieren, ehe es dem Kommandanten mitgeteilt worden sei.

Kurze Zeit darauf erschien ein Befehl der Kommandantur, jedermann solle gehalten sein, Anzeige zu machen, wo sich etwa noch Waren oder Vorräte von Lebensmitteln und Kriegsmaterial, die dem Könige von Preußen gehörten, vorfänden; den Angebern wurde ein Viertel von dem Werte der Vorräte versprochen. Sofort erhob sich ein Wettstreit unter den Bürgern im Denunzieren, daß dieser selbst den Franzosen zum Ekel wurde. Man erzählt, der General Hullin habe einem Bürger, der ihm die Anzeige machte, in der Nähe von Pichelsdorf seien bedeutende Holzvorräte des Königs in die Havel versenkt, unwirsch erwidert, dies wisse er längst, er habe aber diese bisher noch nicht angerührt, damit Se. Majestät der König von Preußen Holz genug übrig behalte, um solche Hallunken wie die Denunzianten zu hängen. Die französische Polizei wurde mit Anerbietungen von Denunziationen und Spionagen überströmt; in allen Ständen der Gesellschaft fanden sich Subjekte, die sich freudig zu Spionen für das französische Regiment hergaben. Unter den Schriftstellern gab es solche, die sich bisher als die besten Patrioten gezeigt hatten, jetzt aber vor den Siegern schweifwedelten.

Ein gewisser Lange gab ein Schandblatt, den Telegraphen, heraus, in welchem er den Kaiser Napoleon fast als einen Halbgott hinstellte, und damit nicht genug, um sich bei den Siegern recht beliebt zu machen, griff er in schmutziger Weise das unglückliche, geflohene Königspaar an und scheute sich nicht, selbst den weiblichen Ruf der Königin Luise zu beflecken. Eine gleich niedrige Gesinnung zeigten die Bürger von Berlin im persönlichen Verkehr mit den Franzosen. Wie flogen die Hüte, wenn der Kaiser sich auf den Straßen sehen ließ! Mit welcher unbegrenzten Hochachtung wurden die französischen Offiziere in allen öffentlichen Lokalen behandelt! Die schmachvolle Kriecherei der Berliner aller Stände war so groß, daß Napoleon einst kopfschüttelnd sagte, er wisse nicht, ob er sich über das, was er in Berlin

ehe und höre, freuen oder schämen solle. Von solchem Volke hatte Napoleon nichts zu fürchten, er ließ deshalb auch seine gewaltige Hand nicht zu schwer auf der Stadt lasten, ja er gab ihr sogar eine Art Selbstverwaltung, von der die Berliner Bürger bisher keinen Begriff gehabt hatten.



Friedrich Ludwig Jahn, der „Turnvater“,
geboren 11. August 1778 zu Lanz in der Priegnitz,
gestorben 15. Oktober 1852 in Freiburg a. d. Unstrut.

Am 30. Oktober wurden auf kaiserlichen Befehl 2000 der angesehensten Bürger in der Petrikirche versammelt; sie wählten daselbst 60 aus ihrer Mitte zu einer Art Stadtverwaltung, die wieder einen Verwaltungsausschuß von sieben Personen zu wählen hatten. Der Kaiser bestätigte die Wahl.

Der Verwaltungsausschuß erhielt die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß allen Forderungen des kaiserlichen Heeres und allen Befehlen der Behörden Folge geleistet werde; eine kaiserliche Verordnung befahl außerdem, daß sämtliche noch in Thätigkeit befindliche Beamte ihren früheren Gehalt fortbeziehen sollten. Die Beamten und Mitglieder der Stadtverwaltung mußten dagegen folgenden Eid leisten:

„Ich schwöre, die Gewalt, die mir von Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen und Könige von Italien anvertraut ist, mit der größten Loyalität auszuüben und sie nicht anders, als zur Erhaltung der Ordnung und der

öffentlichen Ruhe anzuwenden, auch aus allen meinen Kräften beizutragen, um die Maßregeln und Anordnungen, welche mir für den Dienst der französischen Armee vorgeschrieben worden, auszuführen, und weder Briefwechsel noch irgend eine andere Art von Verbindung mit den Feinden derselben zu unterhalten. So wahr mir Gott helfe."

Der gleiche Eid wurde auch den Mitgliedern der Bürgergarde abgenommen, welche Napoleon neu einrichten ließ; sie erhielt den Auftrag, die Wachen zu besetzen und die öffentliche Ruhe und Ordnung zu erhalten; es wurden ihr obrigkeitliche Geschäfte zugewiesen, sogar das Recht, französische Soldaten, welche sich ungebührlich benahmen, zu verhaften; ein Teil der Bürgergarde hatte zu Pferde Dienst zu leisten. Von der früheren Bürgergarde hatten sich die Berliner nach Möglichkeit fern gehalten, dem Befehl des Königs waren sie nur zögernd nachgekommen, dem des Kaisers aber wagten sie nicht zu widerstehen; dafür aber erhielten sie auch eine schöne Uniform vom feinsten Tuch, die Farben waren blau und rot. Der prächtige Federbusch, die elegante Koppel, der zierliche Säbel kleideten die Bürgergardisten gar zu gut, und die jungen Leute aus den besten Familien drängten sich daher zum Dienst; sie schafften sich auch eine Militärmusik an. Als die französischen Gouverneure und Kommandanten Ordonnanzen gebrauchten, welche der deutschen Sprache mächtig und in der Stadt bekannt waren, bildete sich aus wohlhabenden, jungen Leuten ein Freiwilligenkorps, welches den Dienst in den Vorzimmern der feindlichen Generale verrichtete. Die jungen Bürgersöhne paradierten in einer prächtigen hellgrünen, mit Gold gestickten Uniform, sie waren stolz darauf, die Diener der französischen Offiziere zu sein. Mit Lust bezogen sie als Bürgergardisten, die Musik voran, die Wachen. Dort ging's dann lustig zu, das Schildwachstehen war freilich kein Vergnügen, und mancher der verweichlichten Modeherren mußte es mit einem Husten oder einem leichten Unwohlsein büßen, einer starb sogar infolge einer Erkältung beim Patrouillieren.

Das Volk von Berlin mußte, ehe es sich zu dem edeln Gefühl der Vaterlandsliebe, zu der Selbstaufopferung, welche es später so glorreich bewiesen hat, emporschwingen konnte, die herbe Schule des Leidens durchmachen, und diese Leiden kamen bald genug. In den ersten Monaten der französischen Besatzung, und so lange der Kaiser sich in der Stadt aufhielt, kamen die Berliner in dem Anschauen des vielen Neuen, welches sie sahen, kaum zu einem rechten Bewußtsein ihrer Lage; da gab es täglich neue Schauspiele, zu denen sich das neugierige Volk drängte, prächtige Paraden, Musterungen der durchziehenden Truppen u. s. w. Die Wein- und Bierhäuser waren gedrängt voll von fremden Gästen, die Wirte machten treffliche Geschäfte, und auch viele Berliner Handwerker hatten für die Franzosen tüchtig zu thun; Konzerte und Theater wurden fleißig besucht.

Der treffliche Iffland zeigte in dieser schweren Zeit sein Geschick zur Direktion, er wußte mit der Auswahl der Stücke genau die richtige Mitte zu halten, um weder die seiner Fürsorge anvertraute Bühne zu gefährden, noch sich dem Vorwurfe auszusetzen, er sei kein echter Patriot. Alle Stücke wurden vermieden, welche die ungebetenen Gäste hätten beleidigen können, ebenso aber auch die, welche irgend eine Schmeichelei gegen sie enthielten. Iffland duldete keine Improvisationen, um jeden Vorwurf von seiner Bühne fern zu halten.

Mit der Abreise des Kaisers wurde Berlin wieder weit stiller, und jetzt kam die Zeit, in welcher die Bürger die Drangsale des Krieges kennen lernten. Fortwährend maschierten Truppen durch die Stadt, welche einquartiert werden mußten. Früher hatten lediglich die Hauseigentümer die Einquartierung getragen, jetzt wurden auch die Mieter gezwungen, die Soldaten aufzunehmen und zu verpflegen; früher waren die gemeinen preußischen Soldaten in die erste beste Dachkammer gesteckt worden, oder man hatte sie mit ihren Zetteln zu Tagelöhnern geschickt, welche ihnen für billige Entschädigung Quartier gaben, jetzt aber war alles Ausmieten untersagt, die Wirte wurden verpflichtet, den Franzosen anständige Zimmer zu überweisen, und bei der Verpflegung durften sie nicht kargen, denn die siegreichen Soldaten forderten eine Beköstigung, wie sie die Berliner selbst nicht gewöhnt waren; Weißbrot, Wein und gute Fleischbrühen, auch Tabak und manche Leckereien; dabei brachten sie oft genug die Berliner Bürger durch ihre Artigkeiten gegen die Frauen und Töchter in Verzweiflung. Sie benahmen sich indessen im ganzen schonend genug, denn der General Hullin hielt strenge Manneszucht. Er hatte ausdrücklich bekannt machen lassen, daß die Soldaten unter keinerlei Vorwand mehr von den Bürgern verlangen dürften als die gewöhnlichen Mahlzeiten, welche diese ihrem Stande und Vermögen nach selbst einnahmen; aber die Franzosen glaubten oft mehr beanspruchen zu können, als ihre Gastgeber liefern konnten, denn sie wurden getäuscht durch die schönen Häuser, in denen selbst minder wohlhabende Leute wohnten. So fanden trotz der humanen Befehle Hullins mancherlei Bedrückungen statt, und diese wurden um so lästiger, da mit jedem Monate Handel und Verkehr mehr sanken, der Verdienst der Bürger geringer und daher auch die Einquartierungslast fühlbarer wurde.

Die Not stieg; wenn auch noch einzelne bei Lieferungen für die französische Armee verdienten, die große Masse der Bevölkerung versank in Armut; die meisten Gewerbe stockten, die Handwerker waren ohne Arbeit, die Beamten ohne Besoldung, denn der Befehl des Kaisers, daß sie ihre früheren Gehalte fortbeziehen sollten, konnte nicht in Ausführung gebracht werden, da die Staatseinnahmen dies nicht gestatteten, und die Franzosen aus eigenen Kassen nichts zulegen wollten. Manche Familien, die bis dahin im Wohlstande gelebt hatten, wurden in die tiefste Armut versetzt, der Kredit versiegte, und viel trug zu dem allgemeinen Elend bei, daß die vor dem Kriege ausgegebenen Schatzscheine im Nennwert bedeutend fielen, daß selbst die zinstragenden Staatspapiere, die Seehandlungs- und Bankobligationen, die ritterschaftlichen Pfandbriefe ebenfalls sanken und nur mit großen Verlusten von denen veräußert werden konnten, welche bares Geld brauchten, um sich und ihren Familien das liebe Leben zu erhalten. Dazu kamen die Kriegskontributionen, welche der Hauptstadt ebensowenig wie dem Lande erspart wurden. Der Verwaltungsausschuß suchte zu ihrer Deckung eine Anleihe für die Stadt aufzunehmen, aber es war schwer, die Papiere unterzubringen, dies konnte nur mit harten Verlusten geschehen. Auch der Wert der Grundstücke sank plötzlich auf die Hälfte und darunter, die Einwohnerzahl verminderte sich, die kleinen Bürger und Arbeiter sanken in immer tiefere Armut; dies aber war ein Glück für unsere Stadt, denn die materielle Not hatte eine geistige Erhebung des Volks zur Folge.

Jetzt begannen die Bürger mit weniger günstigen Augen auf die Franzosen zu schauen, jetzt erinnerten sie sich mit Ingrimm, daß auf den Befehl des Kaisers Berlin eines großen Teils seiner Kunstschätze beraubt worden war, daß Napoleon sogar die herrliche Viktoria vom Brandenburger Thor hatte fortnehmen und nach Paris bringen lassen; manche kleine, mit einer feindlichen Besatzung unzertrennbare Bedrückungen wurden jetzt erst schmerzlich empfunden. Die Strenge der Censur, welche jedes preußische, patriotische Wort unterdrückte — die Redakteure eines Blattes, „Der Hausfreund," Theodor Heinsius und der Kriegsrat Cölln, waren sogar mit einem vierzehntägigen Arrest bestraft worden, weil sie nicht wie der Schreiber des „Telegraphen" in die französische Lobposaune einstimmen wollten — fiel jetzt erst den Bürgern auf, und diejenigen Zeitungsschreiber, welche sich dem französischen Einfluß unterworfen hatten, traf die allgemeine Verachtung. Jetzt erst erschienen manche französische Neuerungen im Lichte der äußersten Gehässigkeit, vorzüglich das berüchtigte schwarze Kabinett, welches die Franzosen sofort nach ihrer Ankunft auf der Post eingerichtet hatten. Unter Friedrich Wilhelm III. war das Briefgeheimnis auf der preußischen Post mit höchster Gewissenhaftigkeit aufrecht erhalten worden, jetzt aber arbeiteten zahlreiche Beamte Tag für Tag daran, es zu verletzen; von morgens bis abends wurden mit glühenden Thonpfeifenröhren und Messern die Siegel gelöst oder mit heißen Dämpfen die Oblaten erweicht. Alle Briefe wurden gelesen, und erst zu spät erfuhren dies die Berliner, ehe sie sich in acht zu nehmen vermochten. Viele Personen wurden infolge der von ihnen unvorsichtig geschriebenen Aeußerungen verhaftet, manche mitten in der Nacht von französischen Gendarmen aus dem Schoße ihrer Familien gerissen und eingekerkert. Das Unglück, welches die französische Besatzung mit sich brachte, hat den leichtfertigen Sinn der Berliner gebrochen. Die Stimmung der Bürgerschaft änderte sich; wenn auch immer noch ein Teil sich kriechend gegen die Franzosen zeigte und sich hergab zu den gemeinsten Spiondiensten, die Mehrzahl wurde anderen Sinnes. Mit Begeisterung sprach man in kleinen Kreisen vom braven Iffland und dem trefflichen Oberkonsistorialrat Ermann, welche beide, der Schauspieler und der Prediger, es gewagt hatten, mit männlichem Mut ihr patriotisches Gefühl den Franzosen zu zeigen.

Am Geburtstag der Königin war von dem französischen Gouverneur jede öffentliche Festlichkeit streng verboten worden, auch Iffland hatte den Befehl erhalten, auf der Bühne jede Anspielung auf diesen Festtag zu vermeiden. Dazu aber konnte er sich nicht entschließen. Im „Essighändler" trat er selbst auf, er zog einen Blumenstrauß hervor, den er versteckt hielt, und diesen drückte er an die Brust, durch die Pantomime das Publikum, welches ihn vollkommen verstand und ihm laut seinen Beifall bezeigte, an die Königin erinnernd. Zur Strafe wurde er ins Gefängnis geworfen, und der Kommandant soll ihm sogar mit Erschießen gedroht haben. Er hat später dafür vom König Friedrich Wilhelm III. den roten Adlerorden erhalten.

Noch trotziger hatte sich der greise Prediger Ermann gezeigt. Als Napoleon in Gegenwart dieses Mannes bei einer Vorstellung der Behörden sich beleidigende Worte gegen die Königin Luise erlaubte, erwiderte ihm Ermann kurz: „Sire, ce n'est pas vrai!" (Sire, das ist nicht wahr.) Der Kaiser wurde über das kühne Wort so betroffen, daß er es nicht strafte, sondern

sogar Ermann stets seine größte Achtung erwies. Die Aeußerung Ermanns wurde bewundernd überall erzählt, man ehrte den trefflichen Mann. Die Franzosenfreunde dagegen verfielen der tiefsten Verachtung, vor allen anderen der Schriftsteller, der in seinem Schandblatt „Der Telegraph“ sich in elender Schmeichelei gegen die Gewalthaber nicht scheute, sogar den über allen Zweifel erhabenen Frauenruf der sittlich reinen, vom Volke schwärmerisch geliebten Königin Luise hämisch anzugreifen.

Der erwachende, bessere Geist des Volkes von Berlin wurde genährt durch tüchtige Männer, welche es sich zur Aufgabe machten, das patriotische Gefühl der Bürger zu beleben. Schleiermacher, der im Sommer 1807 nach Berlin kam, hielt Vorträge, in welchen er das Volk zur Vaterlandsliebe ermahnte, die Prediger Hanstein und Ribbeck mußten in ihren Predigten den Mut der Bürger aufs neue zu erfrischen, vor allen aber zeigte sich Fichte groß, der geistreiche Schüler Kants, der im Winter von 1807 zu 1808 in Berlin mit seinen Reden an die deutsche Nation auftrat. Er fand große Teilnahme, und seine Reden verfehlten ihre Wirkung nicht; in der schweren Schule des Leidens kräftigte sich der gesunde Geist des Berliner Volks, die Bürgerschaft ermannte sich; während sie früher nur dem sinnlichen Vergnügen gelebt hatte, gewann sie jetzt das Gefühl für höhere Interessen. Noch aber war der Patriotismus nicht so erstarkt, daß er sich im kräftigen Handeln gezeigt hätte, noch wagten nur einzelne, dem Feinde kühn die Stirn zu bieten, die Mehrzahl duldete schweigend die Bedrückung der Franzosen.

Am 9. Juli 1807 wurde zu Tilsit nach dem unglücklichen Kriege der traurigste Frieden geschlossen, der das Königreich Preußen auf die Hälfte des früheren Ländergebiets beschränkte. Der französische Kommandant von Berlin forderte sofort nach der ihm zugegangenen Nachricht vom Friedensschluß die Bürger auf, ohne ihnen den Inhalt des Friedens mitzuteilen, durch eine Illumination, ein Tedeum und durch Gastmahle ihre Freude zu bezeugen. Die Berliner mußten wohl oder übel dem Befehle folgen. Des Abends brannten in den Fenstern die Kerzen, aber nicht so hell und nicht so zahlreich wie an Freudentagen, denn niemand mochte sich eines Friedens freuen, der so schwer erkämpft war. Nur zwei Transparente waren bei der Illumination sichtbar, beide aber zeugten keineswegs von der Liebedienerei, welche die Berliner zu Anfang der französischen Besatzung an den Tag gelegt hatten. Bei einem Gewürzkrämer in der Friedrichsstraße war zu lesen:

Ich kenne zwar den Frieden nicht,
Doch aus Gehorsam und befohlener Pflicht
Verbrenne ich auch mein letztes Licht.

Ein armer Tischler in der Zimmerstraße hatte einen schwarzen, mit weißem Blech beschlagenen Sarg an das mit einigen Lichtern erhellte Fenster gestellt, mit der Aufschrift:

Hier findet Ihr den einz'gen wahren Frieden,
Der so dem Kaiser wie dem Bettler ist beschieden.

Auch die Stadtverordneten entsprachen ganz dem Sinne der Bürgerschaft, als sie ein Beileidsschreiben an den König richteten und diesem ihre Teilnahme über das Unglück aussprachen, welches das königliche Haus und

den gesamten Staat betroffen hatte, indem sie zugleich den Wunsch äußerten, Se. Majestät möge mit den Seinen recht bald nach Berlin, der treuen Residenzstadt, zurückkehren.

Mit dem Friedensschluß war die Zeit der Prüfung für die Stadt Berlin noch nicht vorüber; noch blieb die französische Besatzung trotz des Friedens; wie bisher herrschten die Franzosen, wie bisher war jede Aeußerung der Liebe zum Könige streng verboten. Selbst am 3. August, dem Geburtstag Friedrich Wilhelms, durften die Bürger ihre Häuser nicht mit Blumenkränzen schmücken, und einige, die dies versucht hatten, erhielten zur Strafe verstärkte Einquartierung.

Erst im September gelang es dem Prinzen Wilhelm von Preußen, der vom Könige als Abgeordneter nach Paris gesandt worden war, um über die Räumung des Landes von den Franzosen zu unterhandeln, einen Vergleich abzuschließen; die Bedingungen wurden in Erfurt völlig festgestellt und damit die Räumung Berlins von den Franzosen beschlossen. Immer aber dauerte es noch Monate bis zur Ausführung des Vergleichs. Prinz Wilhelm kam auf der Rückreise nach Königsberg durch Berlin, er wurde mit lautem Jubel von den Bürgern empfangen; nur zwei Tage hielt er sich in der Stadt auf, an diesen beiden Tagen aber zeigte sich eine große Freude unter der Bürgerschaft.

Am 3. Dezember fand endlich der Abzug der Franzosen statt, dem Prinzen Ferdinand von Preußen wurden von dem französischen General Saint-Hilaire die Schlüssel der Stadt übergeben, am 5. verließ Saint-Hilaire selbst Berlin, und die preußischen Behörden traten wieder die Regierung an. Es war ein grenzenloser Jubel unter dem Volk, als am 10. Dezember die preußischen Truppen einrückten und zwar gerade solche, welche mit Auszeichnung gedient hatten, ein Teil der Besatzung von Kolberg, jener Festung, die mit glänzender Tapferkeit sich gegen die Angriffe der Franzosen verteidigt hatte. Am Bernauer (dem neuen Königs-) Thore empfingen Abordnungen der städtischen Behörden die einziehenden Krieger, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen zogen diese um elf Uhr morgens durch das Thor nach dem Schlosse hin; besonders ehrenvoll begrüßt wurde der Major v. Schill, der sich bei der Verteidigung Kolbergs einen glänzenden Namen erworben hatte. Mit einem Jubelruf ohnegleichen wurde der Held empfangen; alte Krieger aus Friedrichs des Großen Zeit drängten sich zu seinem Pferde und bemühten sich, seine Säbelscheide, seine Steigbügel zu küssen.

Der Einzug Schills war der erste wahre Freudentag, welchen die Berliner seit dem Beginne des Krieges feiern konnten.



Zehnte Abteilung.

Berlin zur Zeit der Franzosenherrschaft und der Freiheitskriege (1806—1815).



Erstes Kapitel.

Die tief in das Volksleben eingreifenden Reformen, welche in den dem Frieden von Tilsit folgenden Jahren von Stein, Hardenberg und Scharnhorst im preußischen Staatswesen begründet wurden, gehören der allgemeinen Landesgeschichte an. Wir schildern sie nur insoweit, als sie durch ihre alle Verhältnisse durchdringenden Folgen auch die Geschichte unserer Stadt tief berühren.

Während Scharnhost unablässig bestrebt war, die Heeresreform zu vollenden, arbeitete Stein nicht minder thätig daran, den tief gesunkenen preußischen Staat wieder zu erheben. Sein erstes und vorzüglichstes Werk galt der Begründung einer neuen Städteordnung, deren Zweck es war, den Städten die volle Freiheit der Selbstverwaltung, welche sie in früheren Jahrhunderten genossen hatten, in einer der Neuzeit entsprechenden Verfassung zurückzugeben, jener berühmten Städteordnung vom 19. November 1808, welche die Grundlage der heute noch bestehenden, freilich vielfach veränderten Städteordnung ist. Betrachten wir sie in ihren Grundzügen etwas näher.

Die Staatsregierung sollte sich in die Gemeindeverwaltung nur mischen, um die allgemeinen Staatsgesetze aufrecht zu erhalten und die Vermögenskontrolle der Städte zu überwachen, außerdem dann, wenn es galt, Streitigkeiten zwischen den Gemeindebehörden zu schlichten. Zur Selbstregierung der Gemeinden sollten zwei Behörden, eine gesetzgebende, die Stadtverordneten, und eine verwaltende, der Magistrat, eingesetzt werden; beide sollten in kollegialischer Form beraten und beschließen, die Stadtverordneten von der Bürgerschaft, der Magistrat von den Stadtverordneten gewählt werden; für die Wahl des Magistrats aber behielt sich die Staatsbehörde die Zustimmung vor. Um die Wahl der Stadtverordneten durch die Bürgerschaft zu bewerkstelligen, war bestimmt, daß jede Stadt in Bezirke abgeteilt würde. Berlin wurde in 102 Bezirke, die lange Zeit bestanden haben, geschieden. Für die

Teilnahme an den Wahlen der Stadtverordneten wurde jeder Unterschied von Stand, Geburt und Religion, d. h. der christlichen Religion, aufgehoben. Wahlberechtigt und wählbar waren indessen nur die Bürger der Stadt, nicht die sogenannten Schutzverwandten, Einwohner, welche das Bürgerrecht nicht erworben hatten. Der Unterschied zwischen eigentlichen Bürgern und Einwohnern ohne Bürgerrecht, welcher noch aus dem Mittelalter stammte, wurde, wie wir sehen, auch in der Steinschen Städteordnung festgehalten. Der Gelehrte, der weder ein städtisches Grundstück besaß noch ein Gewerbe betrieb, hatte nach jener Anschauung wenig Interesse am städtischen Gemeindewesen, er sollte in der Stadt wohnen können, ohne nötig zu haben, Bürger zu werden und die damit verbundenen, oft recht lästigen und kostspieligen Bürgerpflichten zu erfüllen; natürlich fehlten ihm dann aber auch die Bürgerrechte. Jeder Einwohner einer Stadt, welcher ein Gewerbe betrieb oder sich mit Grundbesitz ansässig machte, war genötigt, das Bürgerrecht zu erwerben; er mußte die städtischen Aemter, die ihm übertragen wurden, unentgeltlich verwalten und sich auch zu persönlichen Diensten zur Sicherheit der Stadt, z. B. bei Feuersgefahr, stellen, dafür aber hatte er auch die Bürgerrechte, war Wähler und wählbar. Nach § 74 der Städteordnung war das Wahlrecht für die Stadtverordneten nur den Bürgern gewährt, welche in kleinen Städten ein reines Einkommen von 150 Thalern, in größeren Städten von 200 Thalern nachweisen konnten.

Die wahlberechtigten Bürger waren zur Wahl nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet; konnten sie nicht dazu erscheinen, so mußten sie sich hinreichend entschuldigen. Die Stadtverordneten wurden auf drei Jahre gewählt, ebenso auch ihre Stellvertreter, welche in Krankheits- und Todesfällen für sie eintreten sollten. Zwei Drittel von ihnen mußten Hausbesitzer sein. Alljährlich schied ein Drittel aus, um neu gewählt zu werden, die Bürgerschaft konnte dann durch Wiederwahl zeigen, ob die Gewählten noch ihr Vertrauen besaßen oder nicht. Die Wahl selbst war eine ganz eigentümliche, von dem heutigen Wahlverfahren durchaus abweichende. Alljährlich versammelten sich die stimmfähigen Gemeindewähler der Stadt zur Wahl der Stadtverordneten. Den Wahlakt leitete jedesmal eine gottesdienstliche Handlung ein. Ein Vertreter des Magistrats oder ein Bezirksvorsteher hatte als Vorsitzender die Wahl zu leiten. Vierzehn Tage vor dem Wahltage mußten durch die Zeitungen oder durch öffentliche Anschläge sowie durch Verkündigungen von den Kanzeln die Einladungen zur Wahl bewirkt werden. Der Magistratskommissarius las zuerst die auf die Wahl bezüglichen Paragraphen der Städteordnung vor, er machte dann bekannt, wie viele Personen in den betreffenden Bezirken zu wählen und wie viel Hausbesitzer unter ihnen sich befinden müßten. Die Versammlung wählte dann selbst einen Wahlaufseher und drei Beisitzer aus ihrer Mitte. Die Wahl wurde durch Handaufheben bewirkt. Nach Beendigung dieser Förmlichkeiten wurde mit der Aufstellung der Kandidaten begonnen. Jeder stimmfähige Bürger hatte das Recht, einen Kandidaten vorzuschlagen und ihn der Versammlung zu empfehlen. Der Vorgeschlagene wurde dann in der Liste der Wahlkandidaten verzeichnet, nur wenn er nicht wahlfähig war, durfte der Magistratskommissarius mit Angabe des Grundes gegen seine Einzeichnung Widerspruch erheben. Ueber jeden Wahlkandidaten wurde abgestimmt und zwar durch weiße und schwarze Zeichen.

von denen jenes für, dieses gegen den Kandidaten galt. Die Zeichen wurden in einem verdeckten Gefäß gesammelt. In Gegenwart der Versammlung mußte der Wahlaufseher das Gefäß, welches die Stimmen enthielt, öffnen und prüfen, ob es so viele Zeichen enthielt, als Wähler gegenwärtig waren. Wer nicht die Stimmenmehrheit für sich hatte, wurde von der Kandidatenliste gelöscht, die, welche die Mehrheit besaßen, in die Kandidatenliste eingeschrieben. Bei Stimmengleichheit entschied die Stimme des Kommissarius. Demnächst wurde geprüft, wie viele von denen, die die Mehrheit erhalten hatten, Hausbesitzer seien. Waren nicht genug von diesen gewählt, so mußten neue Kandidaten sich entweder selbst melden oder in Vorschlag gebracht werden, und eine neue Abstimmung erfolgte. Die Kandidaten, welche die meisten Stimmen erhielten, waren zu Stadtverordneten, die übrigen zu Stellvertretern gewählt. Hatten mehr Kandidaten, als Stadtverordnete oder Stellvertreter gewählt werden sollten, die Mehrheit erlangt, so schieden die mit den wenigsten Stimmen aus. Jedenfalls mußte die nötige Anzahl der Grundbesitzer gewählt sein, diese erhielten vor Nichtbesitzern den Vorzug, bis ihre Zahl erreicht war, auch wenn sie weniger Stimmen erhalten hatten. Bei Stimmengleichheit entschied das Los.

Die gewählten Stadtverordneten hatten die Pflicht, bei der Verwaltung der städtischen Angelegenheiten die Bürgerschaft zu vertreten. „Das Gesetz und ihre Wahl sind ihre Vollmacht, ihre Ueberzeugung und ihre Ansicht vom gemeinen Besten der Stadt ihre Instruktion, ihr Gewissen aber die Behörde, der sie deshalb Rechenschaft zu geben haben. Sie sind im vollsten Sinne Vertreter der ganzen Bürgerschaft, mithin so wenig Vertreter des einzelnen Bezirks, der sie gewählt hat, noch einer Korporation, Zunft u. s. w., zu der sie zufällig gehören."



Fichte als Landstürmer.
Johann Gottlieb Fichte,
Professor der Philosophie
an der Berliner Universität,
geb. 19. Mai 1762 zu Rammenau
i. d. Oberlausitz,
gest. 27. Jan. 1814 in Berlin.

So schildert § 110 die Aufgabe, welche den Stadtverordneten ihr Amt auferlegte. Sie allein hatten das Recht, Beschlüsse in allgemeinen Angelegenheiten im Namen der Bürgerschaft und für diese bindend zu fassen, doch zur Ausführung bringen konnten sie ihre Beschlüsse nicht, dies Recht stand allein dem Magistrat zu. Der Magistrat war die Exekutivbehörde. § 141 bestimmte, daß er nur aus Mitgliedern der Bürgerschaft bestehe, die deren Vertrauen genießen. Die Bürger also sollten auch im Magistrat vertreten sein, die Verwaltung nur durch Bürger geführt werden. Die meisten Mitglieder des Magistrats sollten unbesoldet sein, nur diejenigen für ihre Amtsführung entschädigt werden, welche ihr ihre Zeit ganz widmeten.

In großen Städten sollte der Magistrat aus einem besoldeten Oberbürgermeister, einem bis zwei besoldeten gelehrten Stadt-

räten, gesetzeskundigen Männern, die für die öffentliche Geschäftsführung vollständig ausgebildet waren, einem besoldeten Stadtrat für das Baufach, einem besoldeten Stadtrat als Syndikus, einem besoldeten Stadtrat als Kämmerer und 12—15 unbesoldeten Stadträten bestehen. Die besoldeten Stadträte wurden auf 12 Jahre, die übrigen nur auf 6 Jahre gewählt. Jährlich sollte von den letzteren in größeren Städten ein Teil ausscheiden und durch neue Mitglieder ersetzt werden. Sämtliche Mitglieder des Magistrats, mit Ausschluß des Oberbürgermeisters, wurden von den Stadtverordneten namens der Bürger erwählt, ihre Bestätigung erfolgte von der Provinzialbehörde. Zu dem Posten des Oberbürgermeisters hingegen hatten die Stadtverordneten drei Kandidaten dem Könige vorzuschlagen, von denen dieser einen als Oberbürgermeister bestätigte.

Als Unterbeamte des Magistrats waren für jeden Stadtbezirk Bezirksvorsteher zu wählen, angesehene, im Bezirk angesessene Hausbesitzer. Der Stadtverordnetenversammlung stand ihre Wahl, welche auf 6 Jahre erfolgte, zu, der Magistrat mußte diese bestätigen. Dem Bezirksvorsteher lag die Aufsicht über Straßen, Brücken, Brunnen, Wasserleitungen u. s. w. in dem Bezirke, die Kontrole über die Beleuchtung und die Nachtwachen ob, er hatte sich um alle Angelegenheiten des Gemeinwesens in seinem Bezirke zu kümmern und die Aufträge des Magistrats zur Ausführung zu bringen.

Ueber das Verhältnis zwischen Magistrat und Stadtverordnetenversammlung zu einander waren die Bestimmungen, welche die Städteordnung gab, ziemlich unbestimmt; es sollte den beiden Behörden überlassen bleiben, einen richtigen Weg des Zusammenwirkens selbst zu finden, nur wo sie diesen zu finden nicht vermochten, sollte die Staatsregierung entscheidend eintreten. Die Stadtverordneten waren die beratende, der Magistrat die ausführende Behörde und zugleich die städtische Obrigkeit; keine von beiden Behörden war der anderen untergeordnet. Die Stadtverordneten standen als einzelne Personen nur dann unter dem Magistrat, wenn sie bei der Verwaltung mitbeteiligt waren, als Versammlung niemals; ebensowenig aber war der Magistrat der Stadtverordnetenversammlung untergeordnet, wenn er auch verpflichtet war, sich ihrer Kontrolle überall zu unterwerfen.

Um die Bürgerschaft ebenfalls so viel wie möglich zur Selbstverwaltung heranzuziehen, bestimmte § 175 der Städteordnung:

> „Alle Angelegenheiten, womit Administration verbunden, oder die wenigstens anhaltende Aufsicht und Kontrolle oder Mitwirkung an Ort und Stelle bedürfen, werden hingegen durch Deputationen und Kommissionen besorgt, welche aus einzelnen oder wenigen Magistratsmitgliedern, dagegen größtenteils aus Stadtverordneten und Bürgern bestehen, die von der Stadtverordneten-Versammlung gewählt und vom Magistrat bestätigt werden."

Zur Geschäftsführung solcher Deputationen gehörten gerade die wichtigsten Verwaltungszweige, die kirchlichen Angelegenheiten, die Schulsachen, das Armenwesen, die Feuersocietäts-Angelegenheiten, die Sicherheitsanstalten, als: Nachtwachen, Feuerdienst u. s. w., die Sanitätspolizei, die Bauangelegenheiten, die Aufsicht über die Kämmereikasse, das Serviswesen u. s. w.

Am 19. November 1808 erhielt der Entwurf zur Städteordnung nebst der Instruktion für die Stadtverordneten die königliche Bestätigung, und die

Vorbereitungen zu ihrer Einführung in Berlin wurden nun rüstig in Angriff genommen. Schon am 2. Februar 1809 hatte das Ministerium des Innern bestimmt, daß unter der oberen Leitung des Oberpräsidenten Sack ein besonderer Ausschuß die Einführung der Städteordnung bewirken solle. Am 7. März war der Kammerrat Gruner, der am 1. April die Verwaltung des Polizeipräsidiums von Berlin übernahm, unter Beistand der Stadträte Köls und Rück zum Kommissarius ernannt worden.

Am 29. März verkündete der Magistrat die Einteilung der Stadt Berlin in 102 Wahlbezirke. Die Kommission hatte sich inzwischen mit der Bildung des neuen Magistrats beschäftigt. Am 29. März schlug sie dem Oberpräsidenten Sack vor, daß er aus einem Oberbürgermeister, einem Bürgermeister, zwei Syndicis, einem Baurat, einem Kämmerer, vier gelehrten Stadträten und fünfzehn unbesoldeten Ratsherren bestehen sollte. Diese Zusammensetzung wurde am 21. April vom Oberpräsidenten genehmigt. Auch die Geschäftsordnung für den Magistrat, welche Gruner einreichte, erhielt mit wenig Aenderung die Bestätigung.

Die Wahlen der Stadtverordneten wurden auf den 18. bis 22. April ausgeschrieben. Am 7. und 8. April brachten die Berliner Zeitungen eine Bekanntmachung, welche das Publikum benachrichtigte, in welcher Weise die Wahlen vorgenommen werden sollten. Die Wahlhandlung war in die Kirchen verlegt worden, alle Stimmfähigen sollten zu ihrer Legitimation Scheine erhalten, welche sie zum Einlaß in die Kirchen berechtigten. An den bestimmten Tagen hatten sie sich morgens um 9 Uhr einzufinden; durch ein zweimaliges Läuten sämtlicher Glocken von den Kirchtürmen der Stadt um 8½ und 9 Uhr sollten sie daran erinnert werden, daß die Pflicht des Wählens ihnen obliege.

In der Bürgerschaft zeigte sich für die Wahl eine rege Teilnahme; selbst die, welche gar nicht zufrieden mit dem neuen Gesetz waren, meinten doch, da es einmal da sei, müßten sie schon wählen. Von den Kanzeln herab wurden die Bürger ermahnt, recht sorglich und tüchtig zu wählen. Am 16. April fanden in allen an jenem Tage sehr besuchten Kirchen Vorbereitungspredigten auf die Wahl der Stadtverordneten statt.

An den festgesetzten Tagen wurde die Wahl vorgenommen, sie war eine ruhige, äußerst verständige, sie traf fast ausschließlich geachtete, durch ihre bürgerliche Tüchtigkeit bekannte Männer, meist Kaufleute, Handwerker, Fabrikanten, Apotheker u. s. w. Dem Gelehrtenstande gehörten nur wenige Gewählte an. Die Bürger hatten das richtige Gefühl bewiesen, daß es nicht ihre Aufgabe sei, glänzende Rednertalente und berühmte Männer in die Stadtverordneten-Versammlung zu schicken, ihre Gewählten sollten echte Bürgervertreter sein, und dies waren sie denn auch in ihrer großen Mehrzahl.

Am 25. April traten die neugewählten Stadtverordneten zu ihrer ersten Sitzung zusammen. Nachdem der Polizeipräsident Gruner die Versammlung eröffnet hatte, übernahm der Rentier Glaser als ältester Bürger den Vorsitz. Man schritt zur Wahl der Vorsteher, und diese traf mit großer Mehrheit den Präsidenten von Gerlach und als dessen Stellvertreter den Kaufmann Humbert, der später in die Vorsteherstelle einrückte. In der zweiten Versammlung der Stadtverordneten am 28. April wurden die Gehälter für die zehn besoldeten Magistratsmitglieder bestimmt. Für den Oberbürgermeister wurden 4000 Thlr., für den Bürgermeister 2500 Thlr., für jeden der Syndici

1800 Thlr., für den Kämmerer 1500 Thlr., für den Baurat 1400 Thlr. und für jeden der vier übrigen gelehrten Ratsmänner 1200 Thlr. jährlich ausgeworfen. Zugleich nahm die Stadtverordneten-Versammlung die ihr vom Präsidenten Gruner vorgelegte Geschäftsordnung für den Magistrat und ihre eigene Geschäftsordnung vorläufig an. Am ersten Mai trat sie zur Oberbürgermeisterwahl zusammen. Einstimmig sprach sie sich für die Wahl des Präsidenten von Gerlach aus; außerdem erhielt der Stadtpräsident Büsching 54 gegen 45 und der Stadtrat Laspeyres 50 gegen 49 Stimmen. Auch die Wahl der übrigen Magistratsmitglieder wurde nun ungesäumt von der Stadtverordneten-Versammlung vorgenommen, und schon am 6. Juli 1809 konnte in der Nikolaikirche die feierliche Vereidigung des neuen Magistrats erfolgen.

Es sind gewählt und bestätigt worden: 1. Zum Oberbürgermeister: Geheimer Oberfinanzrat und Kammerpräsident von Gerlach. 2. Zum ersten Stadtrat und Bürgermeister: Geheimer Kriegsrat und Stadtpräsident Büsching. Zu Syndicis: 3. Stadtsyndikus Wernitz. 4. Stadtsyndikus Metzing. Zu Stadträten: 5. Stadtrat Laspeyres. 6. Stadtrat Drake. 7. Stadtrat Carow. 8. Stadtrat und Kämmerer Oeding. 9. Stadtrat Langerhanns für das Baufach. 10. Kaufmann und Gildeältester Becker. 11. Ratszimmermeister Oertel. 12. Knopfmachermeister Meinhoff. 13. Bankbuchhalter Piper. 14. Kriegsrat und Assessor Spener. 15. Bäckermeister Witte. 16. Buchhändler Maurer. 17. Maurermeister Schülsky. 18. Kaufmann Jury. 19. Assessor Friedländer. 20. Bankier Beneke. 21. Bäckeraltmeister Schulze. So waren denn gemäß der neuen Stadtverordnung die städtischen Behörden eingesetzt und konnten ihre Amtsthätigkeit beginnen.

Die Bürgerschaft fühlte die Bedeutung der gewährten Freiheit. Anfangs allerdings war ihr diese ungewohnt, es kamen manche kleinere und größere Versehen vor, aber das dauerte nicht lange, schon in wenigen Jahren waren die Schwierigkeiten überwunden. Am wenigsten leicht wurde es den Bezirksvorstehern, mit den oft noch recht widerhaarigen Bürgern fertig zu werden, aber auch sie, welche sich anfangs im Gefühl ihrer Würde mitunter ein wenig überhoben hatten, lernten mit den Bürgern umgehen, und diese dagegen gewannen Vertrauen zu den bürgerlichen Beamten, so daß der Klagen auf beiden Seiten immer weniger wurden. Es ist die schnelle Gewöhnung der Berliner an die neue städtische Verfassung umsomehr anzuerkennen, als die Stellung der Stadtbehörde damals durchaus keine leichte war. Durch den Krieg, die Kontributionen, die herrschende Armut befanden sich die Stadtkassen in dem traurigsten Zustande. Berlin war mit Schulden überbürdet, und das Geld, diese zu bezahlen oder auch nur die drängendsten Bedürfnisse des Stadthaushalts zu befriedigen, fehlte. Schon bald nach ihrer Wahl, am 17. Juni 1809, mußten sich die Stadtverordneten an die bemittelten Einwohner wenden, um von diesen Vorschüsse für die Stadtkasse zu erbitten, damit nur die notwendigsten Zahlungen geleistet werden konnten.

Die gesamte Verwaltung mußte neu geschaffen werden. Wie mühselig dies selbst in scheinbar geringfügigen Kleinigkeiten war, möge ein einzelnes Beispiel zeigen. Die erste Versammlung der Stadtverordneten war von dem Polizeipräsidenten Gruner nach dem Palast des Prinzen Heinrich, der jetzigen Universität, berufen worden. Hier aber konnte die Versammlung nicht ferner

tagen, denn der Hofmarschall von Massow hatte die Räumlichkeit nur für eine, höchstens zwei Sitzungen zur Verfügung gestellt. Es war nicht leicht, ein Unterkommen zu finden; das Cölnische Rathaus war durch die Servis-deputation und das Gymnasium besetzt, im Berliner Rathause tagte der Magistrat und das Stadtgericht. Nirgends war Platz für die neue Behörde, und die Stadtverordneten mußten es daher dankend anerkennen, daß ihnen der Hofmarschall von Massow auf besondere Bitten einstweilen gestattete, ihre Sitzungen im Palast fortzusetzen, aber freilich nur unter der Bedingung, daß sie sich möglichst fleißig nach einem anderen Unterkommen umsehen möchten. Sie sahen sich auch fleißig um, aber das Finden war schwer. Säle, in denen 102 Personen zu einer Beratung Platz hatten, gab es überhaupt damals nicht viele in Berlin, und die wenigen vorhandenen konnten nur durch teure Mieten erkauft werden. Zu diesen aber fehlte das Geld, hatte man doch bisher nicht einmal die Bänke anschaffen können, auf denen die Väter der Stadt Platz nehmen sollten, war man doch gezwungen gewesen, diese aus dem Opernhause zu borgen, damit die Stadtverordneten wenigstens sitzen könnten. Endlich nach langem Suchen fand sich ein Lokal; in dem Hause Kurstraße Nr. 50 mietete die Stadtverordnetenversammlung die Bel-Etage, bestehend aus 1 Saal, 7 Stuben, 1 Kabinett, 2 Kammern, 1 Küche und 2 Holzböden, auf ein halbes Jahr, vom 1. Oktober 1809 bis 1. April 1810, für den Preis von 125 Thlr. Sie zog demnächst in ihre neue Wohnung, welche sie indessen nicht ganz für sich behielt, sondern von der sie zur Kostenersparung einen großen Teil an den Generalstab der Bürgergarde abgab. Auch für einige Sitzbänke mußte sie bald sorgen, denn die Opernvorstellungen fingen an, da brauchte denn der Direktor des Nationaltheaters die Bänke selbst, und es war natürlich wichtiger, daß die Zuschauer im Parterre sitzen konnten, als daß die Stadtverordneten noch länger im Besitz der geborgten Bänke blieben. Der Mietsvertrag war nur auf ein halbes Jahr abgeschlossen worden; nach Ablauf dieser Zeit mußte sich die Versammlung abermals auf die Wanderung begeben. Nach langem, beschwerlichem Suchen fand sie endlich eine neue Wohnung. Sie mietete in der Niederlagstraße Nr. 1 die große Bel-Etage für 500 Thlr. jährlich und 12 Thlr. Müll- und Schornsteinfegergeld. Ein so ungeheurer Preis wäre nicht zu erschwingen gewesen, hätte nicht abermals der Generalstab der Bürgergarde einen großen Teil der Wohnung zu seiner Benutzung erhalten, und hätte man nicht noch einen Teil der übrigen Räumlichkeiten an Privatpersonen vermieten können. Der Vertrag war ursprünglich auf zwei Jahre geschlossen, er wurde jedoch später auf neue zwei Jahre verlängert. Dann aber, im Jahre 1814 wurde das Quartier gekündigt, und noch immer war es nicht möglich, in den städtischen Rathäusern einen Raum für die Stadtverordneten zu gewinnen; diese mußten wie jeder andere Mieter ziehen, und sie konnten von Glück sagen, daß sie eine Zufluchtsstätte in der Börse fanden, in der sie für 300 Thlr. jährliche Miete und 6 Thlr. Müll- und Schornsteinfegergeld für eine Reihe von Jahren sich heimisch machten. Wenn auch das Geschrei der Schiffer, der Lärm, der mit den Arbeiten auf dem in der Nähe des Sitzungssaales befindlichen Ausladeplatz notwendig verbunden war, die Beratungen mitunter störte, so mußten sich doch die Stadtverordneten mit der Hoffnung trösten, daß endlich die Zeit kommen müsse, in der ihnen eins der Rathäuser seine Thore öffnen werde.

Das preußische Volk verdankt nächst Stein dem Grafen Hardenberg die Wiederaufrichtung des tief darnieder gebeugten preußischen Staates. Den Beginn seiner Reform bildet der berühmte Erlaß vom 27. Oktober 1810 über die Finanzen des Staates. Er schließt mit dem Versprechen:

„Der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation, sowohl in den Provinzen, als für das Ganze zu geben, deren Rat Wir gern benutzen, und in der Wir nach Unseren landesväterlichen Gesinnungen gern Unseren getreuen Unterthanen die Ueberzeugung fortwährend geben werden, daß der Zustand des Staats und der Finanzen sich bessere und daß die Opfer, welche zu dem Ende gebracht werden, nicht vergeblich sind. So wird sich das Band der Liebe und des Vertrauens zwischen Uns und Unserem treuen Volk immer fester knüpfen."

Das königliche Versprechen, welches im Drange der Zeit, die eine Anspannung aller Kräfte der Nation erforderte, gegeben wurde, um die Opferfreudigkeit anzufeuern, welches später mehrfach wiederholt wurde, fand seine thatsächliche Ausführung erst im Jahre 1848.

Dem Finanzerlaß vom 27. Oktober folgte schon in den nächsten Tagen eine Reihe wichtiger Verordnungen. Die erste verordnete die Einrichtung der neuen Konsumtions- und Luxussteuer. Durch die Konsumtionssteuer wurde endlich die verhaßte bisherige Accise, die den Handel innerhalb des Landes so unendlich erschwerte, aufgehoben. Das Gesetz über die Luxussteuer enthielt Bestimmungen, welche unserer heutigen Anschauung allerdings etwas fern liegen, damals aber allgemeine Billigung fanden. Für alle männlichen Bedienten, Haushofmeister, Köche, Kunstgärtner 2c. mußte eine Steuer gezahlt werden, und zwar für jeden jährlich 6 Thaler; wer zwei Bediente hielt, mußte für jeden 8 Thaler zahlen, und so stieg die Steuer derart, daß bei sechs Bedienten für jeden 20 Thaler jährlich zu zahlen waren. Ebenso war auch für die weiblichen Dienstboten eine Steuer von 2 Thalern festgestellt. Ein Dienstmädchen durfte in der Familie unversteuert gehalten werden; bei der Zahl der Dienstmädchen fand in der Steuer für jedes mehr gehaltene eine Steigerung statt. Das gleiche Verhältnis war für Reit- und Kutschpferde, für Hunde, mit Ausnahme von Hirten- und Ziehhunden, und für Equipagen festgestellt; natürlich blieben indessen die Pferde, welche den Gliedern der königlichen Familie gehörten, steuerfrei, da nach den Begriffen jener Zeit die Würde der königlichen Familie durch eine Besteuerung verletzt worden wäre.

Im November 1810 wurde eine Gesindeordnung veröffentlicht. Diese trug allerdings in vielen Punkten noch den Charakter der vergangenen Zeit an sich, sie ist ein Uebergangsprodukt aus dem vorigen Jahrhundert in das neue. Das Gesinde, städtisches und ländliches, war immer noch in seinen bürgerlichen Rechten schwer zurückgesetzt, die Herrschaft durfte es durch Scheltworte und geringe Thätlichkeiten beleidigen, ohne daß dafür eine gerichtliche Genugthuung gefordert werden konnte; nur gegen grobe Mißhandlungen schützte die Gesindeordnung die Dienstboten. Wie wenig vollkommen aber auch das Gesetz sein mochte, gegen die früheren Zustände, in denen das Gesinde der Herrschaft gegenüber gar kein Recht gehabt hatte, bildete es einen bedeutenden Fortschritt, denn es stellte zwischen Herrschaft und Dienstleuten

das Verhältnis eines rechtlichen Vertrages her und machte es überhaupt möglich, daß ein Dienstbote vor Gericht Recht gegen den Herrn zu erlangen vermochte.

Von besonderer Wichtigkeit für den gesellschaftlichen und gewerblichen Verkehr Berlins war eine Verordnung vom 11. März 1812, welche die Juden in Preußen von vielen Ausnahmebestimmungen befreite, denen sie bisher unterworfen gewesen waren. Die besonderen Judenabgaben sollten fortan wegfallen, die Juden brauchten nicht mehr zu den Ehebündnissen, die sie schließen wollten, eine höhere Genehmigung einzuholen. Das Gesetz vom 11. März warf alle diese Freiheitsschranken nieder. Die bisher im Staate heimisch gewesenen Juden sollten fortan als preußische Staatsbürger anerkannt werden, sie erhielten, wie sie gleiche Lasten mit den übrigen Bürgern tragen mußten, auch gleiche Rechte.

Zweites Kapitel.

Am 9. Juli 1807 war der Friede zu Tilsit zwischen Frankreich und Preußen geschlossen worden, aber erst am 23. Dezember des Jahres 1809 kehrte der Hof von Königsberg nach Berlin zurück. Die Stadt bereitete dem Königspaare einen festlichen Empfang; von Weißensee bis zum Schlosse in Berlin waren Ehrenpforten aufgebaut, die Bürger bildeten Spalier, Abordnungen des Magistrats und der Stadtverordneten, an ihrer Spitze der Oberbürgermeister v. Gerlach, empfingen das Königspaar mit patriotischen Ansprachen, welche den freudigen Gefühlen der Bürgerschaft über die Rückkehr des hohen Paares in seine Residenz Ausdruck verliehen.*) Mit Einbruch der Nacht war die ganze Stadt glänzend erleuchtet, und eine große Volksmenge bewegte sich in den prächtig geschmückten Straßen; auch das Königspaar nahm in einem der Königin zur Feier des Tages von der Stadt geschenkten Wagen die Erleuchtung der vornehmsten Straßen in Augenschein.

Nicht lange währten die Tage der Freude. Die Gesundheit der Königin Luise war schon in Königsberg nicht gut gewesen, die lange Reise im Winter hatte sie aufs neue angegriffen. Am 25. Juni reiste sie nach Strelitz, ihrer Heimat, um in der ruhigeren und frischeren Umgebung Genesung zu suchen; Friedrich Wilhelm folgte ihr bald dorthin. Ihre Hoffnung ging nicht in Erfüllung, am 19. Juli 1810 machte der Tod ihrem qualvollen Leiden ein Ende. Die Nachricht vom Tode der Königin Luise verbreitete in ganz Preußen die tiefste Trauer, besonders in Berlin war die Teilnahme des Volkes allgemein; die schöne Königin war beliebt gewesen, wie selten eine Fürstin. Die Leiche der teuren Verstorbenen wurde in feierlichem Zuge nach Berlin gebracht.

Am 30. Juli abends gegen 8 Uhr erfolgte die einstweilige Beisetzung des Sarges in der Sakristei der Domkirche mit den üblichen Feierlichkeiten.

*) Im Andenken an den festlichen Einzug des Königs erhielt die Bernauer Straße und das Bernauer Thor die Namen Neue Königsstraße und Königsthor.

Von dort wurde sie am 23. Dezember nach Charlottenburg gebracht und in dem Mausoleum beigesetzt, das Friedrich Wilhelm inmitten des schönen, schattigen Schloßgartens, an Luisens Lieblingsplatze, hatte erbauen lassen. Am 10. Mai 1815 erhielt im Mausoleum, gerade über der Gruft, das schöne Denkmal seinen Platz, das der Bildhauer Rauch im Auftrage des Königs aus karrarischem Marmor gefertigt hat.

Die Rückkehr des Königs und des Hofes hatte ein neues Leben nach Berlin gebracht. Waren in den vergangenen, traurigen Jahren die Bürger durch Einquartierungsnot und andere Lasten von den öffentlichen Vergnügungen vielfach zurückgehalten worden, so wollten sie jetzt sich entschädigen, wenn sie auch thatsächlich sich noch keineswegs in besseren Geldverhältnissen befanden, sondern im Gegenteil recht schwer zu kämpfen hatten, selbst um das Notwendigste zu beschaffen. Der allgemein in allen Ständen herrschende Geldmangel hielt die Berliner nicht ab, sich eifrig den zahlreich sich ihnen darbietenden Vergnügungen hinzugeben. Nicht nur die Feste, welche zu Ehren der Rückkehr des Königs in den verschiedensten Kreisen gefeiert wurden, fanden die allgemeine Teilnahme, auch alle anderen Vergnügungen blühten, sie wurden so fleißig besucht, als herrsche in der Hauptstadt der glänzendste Wohlstand. Besonders war dies bei den sogenannten Kunstausstellungen der Fall, die in höchster Blüte standen und ein eigentümliches Erzeugnis der Berliner Industrie zur Weihnachtszeit waren. Es war Mode in der Weihnachtswoche, von einer Ausstellung zur andern zu wandern; nur die Not der vergangenen Jahre hatte die Schaulust der guten Berliner Bürger etwas zurückgehalten, denn der Besuch jeder Ausstellung kostete 2—10 Groschen; eine Familie, welche mehrere besuchen wollte, und dies war eben die allgemeine Sitte, mußte daher schon den Geldbeutel tüchtig anstrengen. Nach der Rückkehr des Königs thaten die Bürger dies, und das Weihnachtsgeschäft wurde daher über alle Erwartungen glänzend.

Die sogenannten Weihnachts-Kunstausstellungen wurden meist von Konditoren, Spielwarenhändlern, Buchbindern u. s. w. veranstaltet; sie zeigten gewöhnlich eine mehr oder weniger schlecht gemalte Landschaft, welche durch einige Dekorationsstücke plastisch gemacht wurde, die Staffage bestand häufig aus Marionetten. Das Ganze war, nur wenige Ausstellungen ausgenommen, so kindisch wie möglich, aber besucht wurden selbst die schlechtesten Ausstellungen, obgleich die Zeitungen sie mit lobenswert offener Kritik besprachen. Der Mangel an Kunstverständnis, der noch im Anfang unseres Jahrhunderts in der Haupt- und Residenzstadt Berlin fast unter allen Ständen herrschte, zeigt sich nirgends klarer als in den zahlreichen Besuchen gerade dieser sogenannten Kunstausstellungen. Die besten waren die des Konditors Weide hinter der Petrikirche, d. h. am Petriplatz, denn die Kirche stand nicht mehr.*)

*) In der Nacht vom 19. zum 20. September 1809 brannte die Petrikirche ab. Es standen zu jener Zeit rings um die Kirche herum 42 Krambuden, auch diese gerieten in Flammen, außerdem 7 Häuser in der Gertraudtenstraße. Es war ein Feuer, wie es seit langen Jahren in Berlin nicht gesehen worden war. Mehrere Häuser in der Gertraudtenstraße, Roß-, Fischer-, Petri- und Grünstraße wurden durch die Gluthitze schwer beschädigt, sogar der Turm der weit entlegenen Waisenhauskirche am Ende der Stralauer Straße wurde vom Flugfeuer ergriffen und brannte ab, ohne indessen die Kirche zu schädigen. Obgleich es schon am 20. September gelang, des Feuers Herr zu



Alexander von Humboldt,
Naturforscher und Reisender,
geb. 14. Sept. 1769 in Berlin,
gest. 6. Mai 1859 in Berlin.

sowie die beiden Ausstellungen der Herren Gropius sen. und jun. in der Brüderstraße und Breitenstraße, — sie zeigten Landschaften, welche von anerkannten Künstlern gemalt waren.

Weit mehr als durch die Kunstausstellungen wurde der Geschmack der Berliner gebildet durch das Theater, welches jetzt wieder zahlreiche Besuche empfing. Iffland, der treffliche Direktor, der im Jahre 1810 den Titel „Generaldirektor der königlichen Schauspiele" und die gesamte Leitung des ganzen Schauspielwesens erhielt, dem selbst die beiden Kapellmeister der bisherigen italienischen Oper, Righini und Himmel, und der Musikdirektor des deutschen Schauspiels, Anselm Weber, untergeordnet wurden, überwachte die Vorstellungen sowohl im großen Opernhause als im neuen Schauspielhause. Im Opernhause wurden fortan die großen Opern und Ballette, die sogenannten Spektakelstücke und diejenigen Schauspiele gegeben, bei denen ein großer Andrang von Zuschauern zu erwarten war; die übrigen Schau- und Trauerspiele, komische Opern, Lustspiele und Possen, kleinere Ballette u. s. w. wurden im Schauspielhause aufgeführt.

Iffland sah sich jetzt durch den glänzendsten Erfolg für die traurige Zeit, die er unter der französischen Herrschaft hatte verleben müssen, ent-

---

werden, so daß weiterer Schaden verhindert werden konnte, brannte doch das Innere der Kirche noch 9 Tage. Erst im Jahre 1852 sind Kirche und Turm auf der alten Stelle wieder hergestellt worden. Der Verlust, welcher durch die Feuersbrunst der Berliner Bürgerschaft erwuchs, war außerordentlich groß, er traf die Stadt um so schwerer, als sie ohnehin durch die Kriegsnot verarmt war. Er wird auf 94000 Thaler berechnet, wobei die Kirche noch nicht mitgerechnet ist.

schädigt. Die bessere Einnahme des Theaters, welches nach der Rückkehr des Hofes stets gefüllt war, machte es Iffland möglich, die besten Kräfte zu gewinnen und in das Repertoire eine reiche Abwechselung zu bringen. Wenn er auch dem herrschenden Geschmack gemäß nicht vermeiden konnte, die Kotzebueschen Stücke und andere derartige Machwerke dem Publikum vorzuführen, hat er sich doch durch die Einführung klassischer Stücke ein unsterbliches Verdienst um unsere Bühne erworben.

Im Winter beschäftigten Theater, Kunstausstellungen, Bälle und andere große Gesellschaften das Berliner Publikum und führten es von einem Vergnügen zum anderen. Auch im Sommer blieb dieselbe Sucht nach Zerstreuungen jeder Art, nach den beliebten Landpartien und Schaustellungen im Freien, dem Schützenplatz und anderen derartigen althergebrachten Vergnügungen. Damals waren besonders die Luftfahrten sehr modern. Unter ungeheurem Zulauf machten verschiedene Luftschiffer ihre gefährlichen Reisen. Einen großen Ruf erwarb sich besonders der Professor Robertson, der mehrere glückliche Luftfahrten unternahm und dabei jedesmal das Publikum durch eine Fülle von Gedichten, die er aus der Höhe herabregnen ließ, erfreute. Auch kam damals zuerst das Schauspiel der Figurenballons, welche zum Ergötzen der Zuschauer in die Luft gesandt wurden, auf. Wichtiger als durch die reiche Fülle der Vergnügungen, welche sich den Residenzlern im Jahre 1810 bot, wurde das denkwürdige Jahr für die Berliner durch die Begründung eines wissenschaftlichen Instituts, welches von der höchsten Bedeutung für die Hauptstadt werden sollte, der Universität.

Der Gedanke, in Berlin eine hohe wissenschaftliche Lehranstalt zu errichten und mit der Akademie der Wissenschaften zu verbinden, war schon in den letzten Jahren des vergangenen Jahrhunderts rege geworden und bis zum Jahre 1806 mehrfach wieder aufgetaucht. Die Hauptstadt erschien für die Errichtung einer Universität oder eines ähnlichen, wissenschaftlichen Instituts besonders geeignet, weil sich in ihr ohnehin eine große Anzahl wissenschaftlicher Anstalten, an denen viele namhafte Gelehrte thätig waren, befanden. Da gab es die Akademie der Wissenschaften und Künste, die Militärakademie für Offiziere, die Artillerie- und Ingenieurschule, das Kadettenhaus, das Bürgereleven-Institut und die vielen Gymnasien, an denen allen wissenschaftlich gebildete Männer, zum Teil anerkannte Gelehrte wirkten. Es gab sogar für eine Wissenschaft, die Medizin, bereits eine Art von Universität, eine geschlossene, medizinische Fakultät, deren Aufgabe es war, junge Aerzte für das Heer vorzubilden. In ihr lehrten 20 Professoren teils die rein medizinischen, teils die Hülfswissenschaften: Physik, Chemie, Botanik. Sie hielten öffentliche wie private Vorlesungen gegen Honorar, die Studierenden wurden förmlich immatrikuliert, kurz, die Fakultät unterschied sich kaum von den übrigen medizinischen Fakultäten an Universitäten, nur daß sie akademische Würden nicht erteilen konnte. Auch die übrigen Zweige der Wissenschaft waren seit Friedrichs des Großen Zeit in Berlin durch Vorlesungen vielfach vertreten. Wissenschaftliche Vorträge jeder Art wurden in der Hauptstadt gehalten und fanden beim großen Publikum einen außerordentlichen Beifall. Die Gelehrten, welche in den verschiedenen Anstalten thätig waren, die Akademiker und Professoren, selbst die im Staatsdienst angestellten Verwaltungsräte und Geistlichen traten als Lehrer auf; sie erhielten gern von der Ortspolizei die not-

vendige Genehmigung, Vorlesungen zu halten, und schafften sich dadurch recht nsehnliche Nebeneinnahmen, denn alle derartige Vorträge wurden nach den Verhältnissen jener Zeit gut bezahlt.

Selbst die schwere Kriegszeit vermochte diese Thätigkeit nur für kurze Zeit zu unterbrechen; fuhr doch Fichte, auch während Berlin von den Franosen besetzt war, fort, seine trefflichen Vorlesungen zu halten, welche er zuerst n engeren Freundeskreise im Winter von 1801 zu 1802 begonnen hatte. Fichtes Philosophie war schnell in die vornehmen Klassen der Berliner Gesellhaft gedrungen, ein reicher Zuhörerkreis drängte sich in den Jahren 1803 nd 1804 um den berühmten Philosophen. Die Führer der vornehmen Welt, die ersten Räte des Königs, die Gelehrten und Tagesschriftsteller mußten, wenn sie in der Gesellschaft ihren Namen erhalten wollten, Fichte gehört haben.

Die Vorlesungen vieler bedeutenden Gelehrten, so wichtig sie auch für die Erweckung des wissenschaftlichen Lebens in Berlin waren, konnten doch ine Universität nicht ersetzen, da ihnen der innere Zusammenhang fehlte. Der Gedanke, sie zu einem festen Ganzen in einer höheren Lehranstalt zu vereinen, wurde daher in den gelehrten Kreisen Berlins immer lebendiger. Durch den Krieg des Jahres 1806 war der Plan der Universitätsbegründung n Berlin wieder in den Hintergrund getreten, mit dem Tilsiter Frieden über erwachte er aufs neue. Von den drei Landesuniversitäten: Königsberg, Frankfurt a. O. und Halle, war die wichtigste — Halle — von Berlin osgelöst und dem westfälischen Königreiche zugeteilt worden; ein Ersatz dafür rschien um so notwendiger, als Königsberg weit entlegen war, Frankfurt iber in keinem besonderen Rufe stand. Friedrich Wilhelm war jetzt zur Erichtung einer Universität in Berlin geneigt und erteilte durch einen Kabinettsefehl vom 4. September 1807 dem Kabinettsrate Beyme, einem aufgeklärten, philosophisch gebildeten Manne und Freunde Fichtes, den Auftrag, die nötigen Schritte zur Errichtung einer Berliner Universität zu thun. Dieser setzte sich ofort mit einer Reihe berühmter Männer der Wissenschaft in Verbindung, r lud sie ein, nach Berlin zu kommen, und sicherte ihnen recht ansehnliche Gehalte zu; von anderen forderte er Pläne für die neue Universität ein, da r beabsichtigte, sie abweichend von den bisherigen Formen zu begründen. Inmitten seiner eifrigen Thätigkeit wurde Beyme durch Steins Berufung in das Ministerium unterbrochen; die Verhandlungen standen stille, denn Stein war kein Freund des Planes, er hielt Berlin nicht für den geeigneten Ort zur Errichtung einer Universität, auch war seine Arbeitskraft zu sehr von einem großartigen, staatlichen Reformwerk in Anspruch genommen, als daß r sich mit einem Plane hätte beschäftigen können, den er nicht einmal billigte. Erst als Wilhelm von Humboldt, der berühmte Gelehrte und Staatsmann, welcher bisher Gesandter in Rom gewesen war, für die Abteilung des Unterichtswesens als Geheimer Staatsrat in das Ministerium berufen wurde (am 20. Februar 1809), gewannen die Verhandlungen wegen Errichtung einer Berliner Universität neues Leben.

Humboldt nahm sich mit großer Kraft der Sache an, aber er hatte manche Schwierigkeiten zu überwinden. Vor allem fehlte es an Geld. Humboldt ließ sich hierdurch nicht abschrecken, er wußte den König ganz zu gewinnen. Es fiel damals schwer ins Gewicht, daß eine berühmte Universität

in der Residenz der preußischen Krone neuen Glanz verleihen würde, dafür mußten denn wohl Opfer gebracht werden. Friedrich Wilhelm III. genehmigte, daß das prächtige Prinz Heinrichsche Palais Unter den Linden, in welchem sich noch heute die Universität befindet, dieser überlassen wurde; mehrere früher für die Universität Halle bestimmte Fonds sollten für die Berliner Hochschule verwendet, die sonst nötigen Mittel auf die Domäneneinkünfte angewiesen werden. Humboldt ging nun energisch ans Werk. Schon im Wintersemester 1809 durften Wolf, Schleiermacher, Schmalz und Fichte im Prinz Heinrichschen Palais ihre Vorlesungen halten, sie eröffneten damit gewissermaßen die neue Universität, deren vollständige Begründung indessen noch ein Jahr auf sich warten ließ. Am 2. November begann Schmalz seine Vorlesungen über römisch-deutsches Recht und Staatswissenschaft, Wolf las über Aristophanes und griechische Komödie in lateinischer Sprache, Schleiermacher über christliche Sittenlehre und die Hermeneutik, Fichte, der erst am 5. Dezember zu lesen begann, über die Kunst des Philosophierens als Einleitung in die Philosophie. Es galt vor allem, tüchtige Kräfte als Lehrer für die Universität zu gewinnen, die Lehrstühle sollten mit wissenschaftlichen Größen ersten Ranges besetzt werden, um der Residenz Ehre zu machen. Die wissenschaftlichen Größen waren schwer zu gewinnen, sie zögerten, der Einladung Humboldts zu folgen. Es erschien vielen Gelehrten von Namen gefährlich, gute Stellungen aufzugeben, um einem Rufe nach der preußischen Residenz zu folgen, da selbst die fernere Existenz des Königreichs Preußen damals keineswegs gesichert schien. Andere waren weniger ängstlich, und es gelang Humboldt, 15 Gelehrte ersten Ranges für die Universität zu gewinnen, Männer wie den Juristen Savigny, die Mediziner Hufeland, Reil, Rudolphi, Horkel, Bernstein, die Philosophen Klapproth, Tralles, Willdenow, Gauß, Oltmanns, Erman, Bekker, Hermbstädt, Fischer — Juristen, Mediziner, Philosophen und Naturforscher, welche zum Teil ihre Namen durch die gediegensten wissenschaftlichen Werke unsterblich gemacht haben.

Im Oktober 1810 konnten die Vorlesungen in geordneter Reihenfolge beginnen. Das erste Verzeichnis der Lesenden zählte nach Köpke*) 58 Dozenten, darunter 24 Ordinarien, 9 Extraordinarien, 14 Privatdozenten, 6 Mitglieder der Akademie und 5 Lektoren neuer Sprachen. Mit Ausschluß der 5 Lektoren zeigten die 53 Dozenten 116 Vorlesungen an, von denen auf die theologische Fakultät 10, auf die juristische Fakultät 10, die medizinische 34, die philosophische 62 kamen. Am 28. September wurden durch königliche Kabinettsordre Schmalz zum Rektor, Schleiermacher, Biener, Hufeland und Fichte zu Dekanen ernannt. Am 15. Oktober eröffnete Hufeland die neue Hochschule durch den Beginn seiner Vorlesungen. Es gab zur Feier dieses Ereignisses nicht, wie es sonst üblich gewesen war, glänzende Feste, feierliche Aufzüge und dergleichen, ohne alles Gepränge wurde die ernste wissenschaftliche Thätigkeit begonnen.

Die Begründung der Universität war für die Stadt Berlin von den bedeutsamsten Folgen. Anfangs schien es, als sollten die recht behalten,

---

*) Wir folgen bei der Gründungsgeschichte der Berliner Universität vorzugsweise dem trefflichen Werke von Rudolph Köpke: „Die Gründung der Königlichen Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin.“

velche behauptet hatten, die Residenz passe nicht für eine Universität, es gab jar manche Streitigkeiten zwischen Bürgern und Studenten. Wenn nach dem Beispiel, wie es in kleineren Universitätsstädten ganz an der Tagesordnung var, die Studenten in bunter, auffallender Tracht, mit den Rappieren an er Seite, durch die Straßen zogen und sangen, so fiel dies den ruhigen Berliner Bürgern unangenehm auf. Der Berliner Witz ergoß sich oft in ingebundener Weise über die Musensöhne, welche dies schwer übelnahmen, o daß es manchmal gar zu Prügeleien mit den Philistern kam. Der Stuentenion, der besonders von den aus Frankfurt a. O. kommenden alten emoosten Häuptern angeschlagen wurde, paßte einmal für Berlin durchaus nicht.

Der Rektor hatte in der ersten Zeit viel zu thun, um hier und dort u versöhnen, denn auch die Studenten beklagten sich über die Bürger und ußerdem darüber, daß ihnen gar manche Unordnung zugeschrieben werde, ie gar nicht von ihnen veranlaßt sei. Sie forderten deshalb, es solle für ie Studenten eine besondere Uniform eingeführt werden. Dieser Wunsch vurde ihnen zwar nicht erfüllt, aber sie erhielten Erkennungskarten, durch velche sie sich bei Konflikten mit der Polizei ausweisen konnten. Erst nach nd nach gewöhnten sich Bürger und Studierende aneinander; die ersteren ernten es, den jugendlichen Uebermut nachsichtiger zu beurteilen, die Stuierenden dagegen sahen bald genug ein, daß sie in einer großen Residenz in anderes Leben als in einer kleinen Universitätsstadt führen müßten; sie ießen die auffallenden Kleider und die Rappiere zu Haus und trugen sich vie andere bürgerliche Menschen. Dagegen übte der frische Geist, der von er Universität aus die Stadt durchwehte, einen wohlthätig belebenden Einuß auf die Bürgerschaft aus. Wo ein Fichte lehrte, da keimte in den ugendlichen Gemütern der Patriotismus kräftig empor. Die Berliner Studentenschaft leuchtete der deutschen Jugend voran durch das Feuer einer dlen Begeisterung, welche in ihr für die Freiheit des Vaterlandes glühte. Ind diese Begeisterung wirkte zurück auch auf die, deren Herz längst für ein olches Gefühl erstorben schien, auf die alten, in ihren Berufsgeschäften errauten Bürger, die sich an dem jugendlichen Feuer von neuem erwärmten.

Auf der Universität und in den Schulen Berlins bereitete sich in jenen Jahren der tiefsten Erniedrigung Preußens der gewaltige Umschwung vor, on welchem bald das ganze preußische Volk ergriffen werden sollte. Schon n Frühling des Jahres 1808 hatten sich patriotisch gesinnte Männer in Königsberg zur Gründung eines Vereins zusammengefunden, dessen Aufgabe s sein sollte, die innere, sittliche Kraft des Volkes neu zu erwecken und die ünftige Erhebung vorzubereiten. Dieser Verein, der Tugendbund, hatte durch öniglichen Kabinettsbefehl die staatliche Anerkennung erhalten, aber es gemg trotzdem nicht, ihm eine große Zahl von Mitgliedern zuzuführen. Beonders für Berlin hat der Verein nie eine Bedeutung gehabt, trotzdem seine Bestrebungen von Monat zu Monat eine günstigere Aufnahme fanden. Die ehrer an den Schulen bemühten sich, die Jugend zur Vaterlandsliebe und um Franzosenhaß anzufeuern; am Werderschen Gymnasium verstand es vorüglich der Professor Spilleke, die Gemüter der Knaben zu begeistern, indem r die Geschichtsstunden zur Darstellung des Lebens und der Thaten großer eutscher Freiheitshelden benutzte, um die Vaterlandsliebe zu entflammen und 1 den jugendlichen Gemütern den Haß gegen die Unterdrücker zu säen.

Aber einen noch weit bedeutenderen Einfluß auf die Jugend in den Schulen hatte während der Jahre bis 1813 ein Mann gewonnen, der im Jahre 1809 nach Berlin gekommen, in der Plamannschen Schulanstalt Lehrer und Erzieher war, Friedrich Ludwig Jahn. Ihm und seinem späteren treuen Gefährten Friedrich Friesen gebührt das höchste Verdienst um die Erweckung eines besseren Geistes in der Berliner Jugend. Beide beseelte ein gleiches Streben, der gleiche Wunsch, für die Befreiung Deutschlands vom französischen Joche zu wirken. Im Jahre 1810 wurde Jahn als Lehrer an dem Berlinischen Gymnasium zum Grauen Kloster, welches er früher als Schüler besucht hatte, angestellt. Hier fand er die beste Gelegenheit, mit seiner eigentümlichen Lehrmethode auf die Knaben zu wirken. Er wollte sie nicht nur unterrichten, vor allem kam es ihm darauf an, sie zu erziehen und zwar zu echten, tüchtigen deutschen Männern, die dereinst mit dem Schwerte in der Hand für die Freiheit ihres Vaterlandes kämpfen sollten. Deshalb genügte es ihm nicht, in den Lehrstunden Unterricht zu erteilen, er widmete seinen ganzen Geist, sein ganzes Wesen den Schülern. Mit diesen zog er hinaus ins Freie nach der Hasenheide, dort spielte er mit ihnen das beliebte Spiel „Räuber und Wanderer", dort leitete er sie zu kräftigen Leibesübungen im Springen, Ringen und Laufen an, und zu gleicher Zeit erzählte er ihnen von der ruhmreichen Geschichte der Deutschen. In jeder Weise wußte er ihre Aufmerksamkeit und ihre Lernbegierde zu fesseln.

Mit dem Frühjahr des Jahres 1810 wurden alle schulfreien Nachmittage am Mittwoch und Sonnabend zu solchen Ausflügen in Feld und Wald benutzt. Anfangs schlossen sich nur einige Schüler dem Lehrer an, denn die Berliner Knaben waren an weite Spaziergänge nicht gewöhnt. Bald aber wußten die, welche Jahn begleitet hatten, so Herrliches zu erzählen von den Freuden, die sie dort draußen durchlebt hatten, daß ihnen andere folgten, daß mit jedem neuen Mittwoch und Sonnabend die Zahl sich vermehrte. Und als nun endlich die Hundstagsferien kamen, da mußte Jahn kaum Rat zu schaffen unter der großen Menge derer, die mit ihm wandern wollten.

Im Frühling des Jahres 1811 eröffnete er den ersten Turnplatz in der Hasenheide. Das Wort „Turnplatz" hatte er selbst erfunden, es wurde bald ein allgemein gebrauchtes Wort in ganz Deutschland. Ein Werk wie das Jahns mußte wohl Feinde finden. Aber der tüchtige Mann kümmerte sich nicht um seine Gegner und fuhr fort, in der Hasenheide die Schüler des Grauen Klosters turnen zu lassen. Bald kamen auch die des Friedrich-Werderschen Gymnasiums hinzu. Schon die ersten Anfänge des Turnens hatten für die Berliner Jugend eine hohe Bedeutung. Die Schüler wurden gewonnen für ein höheres, reineres Streben; die Primaner und Sekundaner hatten bisher den Studenten nachgeahmt, mit ihnen die Kneipen besucht, hier mit der langen Tabakspfeife im Munde hinter den Bierkrügen gesessen und jene erbärmlichen Gassenhauer, die unter den verwilderten Musensöhnen Frankfurts an der Mode waren, gesungen. Einem solchen Leben trat Jahn auf das entschiedenste entgegen; er wußte auch die älteren Knaben so innig an sich zu fesseln, daß sie gern die Kneipen im Stich ließen, daß sie ihm auf den Turnplatz folgten, daß sie dort, statt in den sittenlosen Liedern, ihre hellen Stimmen im schönen, deutschen Volksliede erhoben.

Mit den älteren Schülern sprach Jahn offen über seine Hoffnungen ür die Wiedererhebung Deutschlands, sie ermahnte er, sich zu rüsten, daß sie n jedem Augenblicke dem Rufe „zu den Waffen“ zu folgen bereit seien; sie nachte er zu seinen Vertrauten und Freunden, in ihr Herz säete er den Haß legen die Franzosen, indem er ihnen das Elend des unterdrückten deutschen Vaterlandes schilderte. Die älteren Knaben wandten sich wieder an die üngeren, sie flößten diesen ihre eigene Begeisterung ein, und bald war keiner on denen, groß und klein, die hinauszogen nach dem Turnplatze in der Hasenheide, der nicht geglüht hätte vor Lust bei dem Gedanken, dereinst das Schwert zu führen im Kampfe gegen die verhaßten Franzosen. Zu diesem Kampfe mußten die Knaben sich vorbereiten durch die Spiele des Turnens, ie sämtlich darauf berechnet waren, die Körperkraft zu erwecken, die Knaben bzuhärten gegen die Einflüsse der Witterung und sie zu gewöhnen an alle Entbehrungen, die der Soldat im Felde etwa sich auferlegen mußte.

Die Söhne der reichen und vornehmen Kaufleute, welche bisher im ppigsten Luxus gelebt hatten, denen jedes weichliche Vergnügen von den Eltern gegönnt war, entsagten jetzt freiwillig allen den Genüssen, sie arbeiteten wie die Tagelöhner mit ihrem geliebten Lehrer, um den Turnplatz zu umäunen. Einige gruben Löcher für die Pfähle, andere schnitten Ruten und Zweige und flochten sie, und wenn endlich die ermüdende Arbeit vollendet war, dann wurde ein Mahl genossen, bestehend aus einem Stückchen Brod und Wasser, dazu gab es höchstens als besondere Leckerei Kartoffeln und Salz und selten einmal einen Schluck Bier. Und doch hielten die Knaben in solches Mahl unter freiem Himmel für weit höher und schöner als die rächtigste Festmahlzeit im elterlichen Hause, denn hier draußen würzte Jahn die Speise durch seine Erzählungen, sein belebendes Wort. Als der öchste Lohn für die Turner galt es, wenn Jahn mit ihnen eine Turnfahrt nternahm; dann ging's fröhlich hinaus in das Land unter Singen und Spielen, da war kein Graben zu breit, über den die rüstigen Turner nicht inwegsprangen, oder den sie nicht geschickt mit Weidengeflecht überbrückten. Bei der größten Sommerhitze zogen die glücklichen Turner durch die öden, dürren Sandsteppen der Mark Brandenburg, immer froh, immer frisch und reudig. Und noch eine andere Einwirkung hatte das Leben des Turnplatzes uf die Knaben. Hier vergaßen sie die Unterschiede des Ranges und des Standes, hier nannten sie sich gegenseitig Du, während es sonst schon längst Sitte gewesen war, daß in den oberen Gymnasialklassen die Knaben sich mit em steifen Sie anredeten, und daß sie mit Stolz herabblickten auf die Schüler der unteren Klassen, bei denen noch das Du gebräuchlich war, und ie auch von den Lehrern geduzt wurden. Jahn selbst und Friesen gaben nd empfingen als echte Turner das Du; selbst der Unterschied zwischen Lehrer nd Schüler wurde in dieser Beziehung verwischt.

Es war ein eigentümlicher Geist, der damals durch Jahn in der Berliner Jugend erweckt, und der von dieser mit echt jugendlicher Begeisterung weiter ausgebildet wurde. Bald waren die Söhne der reichsten Berliner Kaufleute und vornehmsten Beamten gar nicht wiederzuerkennen, sie suchten ine Ehre darin, nach Jahns Muster echt deutsch zu erscheinen, jedes Fremdwort zu vermeiden, sich loszusagen von den Genüssen der vornehmen Welt, uch zu Hause so einfach wie möglich zu leben, den Körper zu kräftigen, die



Karl Friedrich Schinkel,
hervorragender Architekt unter
Friedrich Wilhelm III.,
Schöpfer bedeutender Gebäude Berlins,
geb. 13. März 1781 zu Neuruppin,
gest. 9. Okt. 1841 in Berlin.

Kleidung nach deutscher Art von der französischen Mode abweichend zu tragen, den Franzosenhaß öffentlich zur Schau zu stellen. Es war natürlich und der Jugend ganz entsprechend, daß die Deutschtümler bald in das Extrem verfielen, daß manche Ausartungen die Folge der Jahnschen Lehrmethode werden mußten. So häßlich der übermäßige Gebrauch der Fremdwörter war, noch häßlicher und oft ganz unverständlich wurde die Uebersetzung von Wörtern, welche längst in den Sprachgebrauch des ganzen deutschen Volkes übergegangen waren. Die spartanische Entsagung von allen feineren Lebensgenüssen wurde oft lächerlich, die angenommene Einfachheit und Derbheit der Sitten artete in Roheit, der Franzosenhaß in Brutalität aus. Trotzdem aber war Jahns Wirken von größter Bedeutung für die Berliner und für ganz Deutschland. Vor allem mußte die feige Teilnahmlosigkeit, an der bisher das Volk gekrankt hatte, einem energischen Denken und Handeln weichen, und dieser Umschwung wurde jedenfalls erreicht. Die Bürger Berlins nahmen etwas von dem Geiste der Jugend in sich auf und wurden mehr und mehr aus der schlaffen Selbstsucht erweckt.

Schon die Städteordnung, welche die Bürger zur Teilnahme an der Verwaltung ihrer Gemeindeangelegenheiten zwang, hatte sie emporgerüttelt aus dem alten Schlendrian, jetzt waren sie auch wieder wehrhaft geworden. Durch das Reglement für die Bürgergarde Berlins vom 31. Oktober 1810 war ihnen das Recht und die Pflicht auferlegt worden, Waffen zu tragen. Dadurch kam ein anderer Geist unter die Bürger. Die Bürgergarde war verpflichtet, sich selbst zu uniformieren, nur die gänzlich Unvermögenden wurden von dieser Pflicht befreit, dafür aber war den Gardisten auch gestattet, außer Dienst mit der Uniform als einem Ehrenkleide zu prangen. An der Spitze der gesamten Bürgergarde stand ein Chef, der den Rang eines Obersten hatte und vom Könige aus drei Kandidaten erwählt wurde, von denen einer durch den Magistrat, einer durch die Stadtverordneten-Versammlung, einer durch den Generalstab der Bürgergarde vorgeschlagen werden mußte. Die übrigen Offiziere wurden durch die Garde selbst erwählt. Um im Dienste Regelmäßigkeit zu erzeugen, waren strenge Strafen gegen Dienstnachlässigkeit oder Unbotmäßigkeit festgesetzt. So währte es nicht lange, und der Berliner Geist wurde ein anderer. Die Saat, welche Schleiermacher, Fichte, Jahn, Friesen und noch manche andere tüchtige und zuverlässige Patrioten ausgestreut hatten, begann zu keimen. — Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf da die Patrioten die Nachricht von dem am 24. Februar 1812

zwischen Friedrich Wilhelm und Napoleon abgeschlossenen Bündnis gegen Rußland. Fast das ganze Land wurde durch den Vertrag den französischen Heeren geöffnet, auch Berlin sollte französische Einquartierung erhalten. Im März des Jahres 1812 zogen die französischen Truppen in Berlin ein, diesmal nicht als Feinde, sondern als Verbündete des Königs, aber als solche wurden sie nur von den Behörden empfangen, nicht vom Volke.

Die Bürgerschaft verhielt sich finster schweigend, sie durfte nicht offen ihren Haß gegen die Franzosen zeigen, dafür sorgten die französischen Kriegsgerichte, welche kein Erbarmen kannten, sondern den Tod durch Pulver und Blei unbarmherzig über jeden Aufrührer zu verhängen drohten; aber sie versuchte es auch nicht, freundlich zu heucheln, und es gelang nicht allen, ihre Gefühle zu verbergen, am wenigsten den Studenten. Als am 3. August, dem Geburtstage Friedrich Wilhelms III., zu der veranstalteten Feierlichkeit die Universität einer höheren Anweisung folgend auch den französischen Gouverneur und Kommandanten einlud und Böckh seine lateinische Festrede vor einer Zuhörerschaft von Studenten und französischen Offizieren hielt, da blieb zwar äußerlich alles scheinbar ruhig, aber die Studenten wußten es doch so einzurichten, daß sie die französischen Offiziere durch beleidigende Worte kränkten, und mehrere Duelle waren die Folge des Tages.

Jahn und Friesen waren unablässig bestrebt gewesen, durch ihren Einfluß auf die Jugend erhebend zu wirken; aber diese Thätigkeit genügte ihnen jetzt nicht mehr, sie sahen voraus, daß die Zeit zu kräftigem Handeln nahe sei, eine Zeit, welche den wehrhaften Arm der Männer erfordern werde. Obgleich ein Feind jeder geheimen Verschwörung, fühlte Jahn doch die Notwendigkeit, sich mit Gleichgesinnten zu verbinden, damit im rechten Augenblicke die rechten Mittel ergriffen werden könnten, um das Joch der französischen Zwingherrschaft abzuwerfen. Das konnte in einer von den Feinden besetzten Stadt nicht öffentlich, es mußte im geheimen geschehen. Jahn und Friesen stifteten zu diesem Zwecke einen sogenannten „deutschen Bund", sie verbanden sich mit Zeune, Graßhof und anderen Patrioten, sie traten in Verkehr mit Gruner, dem früheren Polizeipräsidenten von Berlin, der vor den Verfolgungen der Franzosen nach Prag geflüchtet, dort kräftig für die Erhebung des Volkes gegen die verhaßten Eindringlinge thätig war.

Bei Jahn, der an der Ecke der Markgrafen- und Lindenstraße ein bescheidenes Zimmer bewohnte, fanden sich die Verschworenen, wenn wir sie so nennen können, zusammen, Studenten, Beamte, Offiziere, ja selbst Schüler aus den oberen Klassen der Gymnasien. Nicht alle waren eingeweiht in das Geheimnis, denn nicht allen konnte Jahn ein solches anvertrauen; trotzdem aber wußte er, daß jeder bereit sei, zur rechten Zeit die Waffen zu ergreifen, und darauf anfeuernd zu wirken war sein Bestreben. Wie eifrig auch die französischen Spione wachen mochten, eine solche Thätigkeit vermochten sie dennoch nicht zu hemmen, und von Tag zu Tag zeigte es sich klarer, daß auch das Volk von Berlin vorbereitet sei, sich im Aufstande gegen den Feind des Vaterlandes zu erheben, daß es dazu nur einer günstigen Gelegenheit harre.

Die Nachricht vom Brande Moskaus, vom Rückzug der Franzosen, von den fürchterlichen Verlusten des Heeres an der Beresina, von der Flucht des Kaisers kam nach Berlin. Die Zeitungen schwiegen freilich, oder sie brachten

falsche Siegesnachrichten, sie durften ja nur das drucken, was ihnen die französische Censur erlaubte, aber unterdrücken ließen sich die unglücklichen Berichte, welche von Mund zu Mund gingen, nicht mehr. Jahn trug redlich dazu bei, sie zu verbreiten. Er wußte sich durch seine vielfachen Verbindungen genaue Nachrichten über das Unglück Napoleons in Rußland zu verschaffen, diese wurden abgeschrieben und in alle Kneipen, in welchen das gewöhnliche Volk verkehrte, gebracht; andere Blätter ließ er durch Schüler in den Straßen verstreuen, wo sie von den Vorübergehenden aufgefunden wurden, und von Mund zu Mund wanderten nun die Kriegsberichte. Noch schwankten die Berliner zwischen Furcht und Hoffnung, als das Gerücht kam, das gewaltige, mehr als eine halbe Million Krieger zählende Heer Napoleons sei auf dem Rückzuge durch Hunger, Kälte und Angriffe der Kosaken fast ganz vernichtet, nur eine schwache Schar unglücklicher Verwundeter kehre mit erfrorenen Gliedmaßen zurück; der Gesunden und Kampftüchtigen seien so wenige, daß sie kaum beachtet zu werden verdienten. Da hielten selbst die leichtgläubigsten Enthusiasten einen solchen Erfolg des Feldzuges für unmöglich, trotzdem aber rüsteten sie sich zum Kampfe, denn jetzt oder nie, das fühlten alle, war die Zeit gekommen.

Der Ungläubigste mußte endlich Glauben gewinnen, als von den Flüchtlingen auch viele in Berlin eintrafen. Der Jubel des Volkes war groß, aber auch in der Freude über die Niederlage der verhaßten Feinde vergaßen doch die Berliner jene schöne Menschlichkeit nicht, durch welche sie sich zu allen Zeiten ausgezeichnet haben. Rellstab erzählt uns: „Der Anblick der Unglücklichen war grausenerregend, und selbst die aufatmende Freude über das Ereignis im Großen mußte in solchen Augenblicken dem Eindruck weichen, den das namenlose Elend hervorbrachte, das die unschuldigen Einzelnen, die Opfer der Unersättlichkeit des Führers, erduldet hatten und noch erduldeten. Erbarmen trat an die Stelle des Hasses. Oefters habe ich gesehen, wenn die mit Stroh gefüllten Bauernwagen, auf denen die gräßlich entstellten Unglücklichen lagen, irgendwo anhalten mußten, weil in der Enge der Straße eine Stopfung der Fuhrwerke entstand, wie die Hausbewohner mit Erquickungen, Kleidungsstücken, wärmenden Getränken herbeieilten, um die halb erstarrten Opfer zu beleben, durch Bouillon, Kaffee, oder was eben zur Hand war, oder sie mit Geld zu unterstützen."

Auch preußische Truppen waren dem französischen Kaiser nach Rußland gefolgt; sie hatten, glücklicher als die übrigen Bundesgenossen, nicht das Schicksal der großen französischen Armee geteilt; unter Yorks einsichtsvoller Führung waren sie verschont geblieben von jenen fürchterlichen Leiden, welche die Hunderttausende der Franzosen und Rheinbündler hinrafften. Das wußte man in Berlin, aber mit banger Erwartung schauten die Bürger nach dem Osten, besorgt über das endliche Geschick der Freunde. Da kam plötzlich die ebenso unerwartete als freudige Nachricht, General York habe die verhaßte französische Bundesgenossenschaft gebrochen und am 30. Dezember 1812 die berühmte Konvention von Tauroggen mit den Russen abgeschlossen.

Drittes Kapitel.

Um vor einer Ueberrumpelung seitens der noch in Preußen befindlichen französischen Streitkräfte sicher zu sein, verließ der königliche Hof im Januar 1813 Berlin und siedelte nach Breslau über. Von dort erließ Friedrich Wilhelm seinen berühmten Aufruf vom 3. Februar 1813 zur Bildung von Freiwilligen-Jägerkorps. In diesem Aufruf war zwar kein Feind genannt, aber niemand zweifelte daran, daß nur die Franzosen gemeint sein konnten. Gegen diese zu kämpfen war der Wunsch aller Patrioten.

Von allen Städten des Landes zeichnete sich in glühender Opferfreudigkeit die Hauptstadt Berlin aus. Wie gewaltig hatte sich in wenigen Jahren die Stimmung geändert! Die Berliner vom Jahre 1806 und die vom Jahre 1813! Die selbstsüchtigen Residenzler, welche den Franzosen schmeichelten und für sie spionierten, und die begeisterten Kämpfer für die Freiheit, welche 1813 aus dieser Stadt zogen, um freudig in den Tod zu gehen — welch wundersamer, kaum glaublicher Gegensatz!

In drei Tagen hatten sich in Berlin nicht weniger als 9000 Freiwillige gemeldet. Zu Fuß, zu Roß und zu Wagen zogen sie nach Breslau. Professoren und Studenten, Lehrer und Schüler der Gymnasien folgten voll froher Begeisterung dem Rufe des Vaterlandes. Die Zurückbleibenden waren auch nicht müßig. Die Berliner Zeitungen enthielten täglich unter der Rubrik „Vaterlandsliebe" Mitteilungen über die reichen Gaben, welche nicht nur Wohlhabende, sondern auch die Unbemittelten, die nicht selbst in das Feld ziehen konnten, zur Ausrüstung freiwilliger Jäger machten, oder Bitten von Jünglingen, denen die Mittel fehlten, sich zu rüsten, und die doch gern an dem ruhmvollen Kampfe teilnehmen wollten.

Am 31. März 1813 verfaßte der Unternehmer einer Zeitungshalle, des Museums, Rudolph Werkmeister, einen Aufruf, der am 3. April in der Spenerschen Zeitung veröffentlicht wurde. Er schlug vor, es sollten goldene Trau- oder Verlobungsringe gesammelt werden, um aus dem Ertrage der Sammlung freiwillige Jäger bekleiden, bewaffnen und unterstützen zu können. Für jeden eingelieferten goldenen Ring sollte ein eiserner Reif ausgetauscht werden, der die Inschrift trug:

„Gold gab ich für Eisen 1813."

Werkmeisters Vorschlag hatte einen merkwürdig glücklichen Erfolg. Schon am ersten Tage nach der Aufforderung wurden 150 goldene Trauringe gegen eiserne vertauscht, in der Folgezeit mehrte sich ihre Zahl ins Unglaubliche, über 160,000 goldene Ringe, Ohrgehänge, Ketten und andere Schmucksachen sollen gegen ein eisernes Andenken eingetauscht worden sein.

Die wunderbare Wirkung, welche der Aufruf vom 3. Februar auf die Bürgerschaft Berlins hervorbrachte, erfüllte die Franzosen mit banger Besorgnis. In den ersten Tagen nahmen die französischen Offiziere den Drang der Berliner Jugend zu den Waffen günstig auf, waren doch die Preußen noch immer Bundesgenossen Napoleons, nur für diesen durften sie kämpfen, und als Bundesgenossen wurden sie daher betrachtet. Bald genug aber sahen die Franzosen ein, wie gewaltig sie sich getäuscht hatten, denn die Frei-

willigen machten gar kein Hehl daraus, daß sie eher ihr Schwert zerbrechen, als es für Napoleon ziehen würden.

Die Zeitungen, welche bisher in jeder Nummer unter der Ueberschrift „Vaterlandsliebe" Mitteilungen gebracht hatten, erhielten den Befehl, sich künftig derartiger Veröffentlichungen zu enthalten. Sie mußten gehorchen. So lange die Franzosen Berlin noch besetzt hielten, schwiegen die öffentlichen Blätter über die Gaben begeisterter Patrioten zur Bewaffnung Freiwilliger. Damit war freilich noch wenig gethan. Der Ausmarsch der Freiwilligen selbst sollte verhindert werden.

In Köpenick hatte der Vizekönig von Italien, Napoleons Stiefsohn, sein Hauptquartier genommen, von dort aus befahl er, daß die Bewaffnung der Freiwilligen eingestellt werden sollte, ja er verbot bei strenger Strafe, daß die bereits unter die Waffen Getretenen Berlin verließen; weder einzelne, noch ganze Abteilungen sollten sich nach Breslau begeben. Zu spät! Die Zeit war vorüber, in der die Berliner Bürger die Befehle der französischen Machthaber befolgt hatten. Seit aus Rußland die Scharen der jammervollen Flüchtlinge durch die Hauptstadt gekommen waren, fürchteten die Bürger die Franzosen nicht mehr, sie ließen sich jetzt nicht zurückhalten; alle Drohungen waren vergeblich. Die freiwilligen Jäger zogen wie früher aus den Thoren Berlins; wenn die französischen Wachtposten sie aufhalten wollten, machten sie sich auch wohl gewaltsam Bahn. Es erschien zu gefährlich, mit Waffengewalt gegen die begeisterten Jünglinge einzuschreiten, noch bestand ja kein Krieg zwischen Frankreich und Preußen, die Freiwilligen folgten nur dem Rufe ihres mit Napoleon verbündeten Königs, und jede Gewaltthat konnte leicht dem Könige Friedrich Wilhelm III. einen Grund zu einer gerade damals sehr wenig wünschenswerten Kriegserklärung geben; deshalb fügten sich die früher so übermütigen, französischen Befehlshaber in das, was sie doch nicht ändern konnten.

In Potsdam lag keine fremde Besatzung, dort konnten sich die Freiwilligen noch ungestörter als in Berlin sammeln, dorthin zogen deshalb auch viele, welche gern einen Streit mit den französischen Posten vermeiden wollten. Unter den ersten, die von Potsdam aus eine Freiwilligenschar nach Breslau zum Könige führten, war der Freiherr de la Motte-Fouqué, der berühmte Dichter der Undine, dessen Name damals in aller Mund war. Die Aufregung unter der Bürgerschaft war groß. Man wußte in Berlin sehr gut, daß der König mit dem Kaiser Alexander von Rußland wegen eines Bündnisses in Unterhandlung stehe, aber Wochen vergingen nach dem Erscheinen des Aufrufes vom 3. Februar, ohne daß etwas Entscheidendes geschah.

Mit peinlicher Strenge wachte der Polizeipräsident Le Coq, ein bei der Bürgerschaft verhaßter Franzosenfreund, darüber, daß die Censur aufs schärfste gehandhabt wurde. So erfuhren denn die Berliner wenig davon, daß die Russen schon im Anmarsch seien. Aber wenn auch die öffentlichen Blätter schwiegen, die Volksstimme sprach um so lauter. Fremde, welche nach Berlin kamen, brachten Nachrichten mit, und diese gingen von Mund zu Mund; einige eifrige Patrioten ließen sie drucken und in Flugblättern durch die ganze Stadt verteilen. Dadurch wurde es kund, wie gern die Franzosen dies auch verheimlicht hätten, daß die Russen die Weichsel überschritten hatten, daß sie an der Oder standen und dann, daß sie im Geschwindmarsche sich Berlin nahten.

Der Jubel war groß, und als nun die ersten Flüchtlinge vom Lande herein nach Berlin kamen und erzählten, daß sie mit eigenen Augen die langbärtigen Kosaken und deren zottige Pferde gesehen hätten, da harrten die Berliner mit Furcht und Hoffnung des Tages, der die Russen innerhalb der Stadt sehen würde; mit Hoffnung, weil sie glaubten, dann von der französischen Besatzung erlöst zu werden, mit Furcht, weil sie erwarten mußten, Marschall Augereau, der Befehlshaber der französischen Besatzung in Berlin, werde die preußische Haupt- und Residenzstadt, den wichtigsten Ort des ganzen Königreichs, nicht aufgeben ohne heftigen Kampf, und weil sie von diesem schwere Leiden und Gefahren besorgten.

Daß nicht eine große russische Armee, sondern nur ein schwaches Reiterkorps unter dem General Tschernitscheff und den Obersten von Benkendorf und Tettenborn der Stadt nahe sei, daß wenige Tausend Reiter ohne Infanterie und Artillerie kaum daran denken konnten, die von mehr als 10,000 Franzosen verteidigte, mit Geschütz wohl versehene Hauptstadt anzugreifen, davon wußten die Berliner nichts. Die Russen wiederum glaubten, auf ein kräftiges Eingreifen der Bürger in den Kampf rechnen zu dürfen, sobald sie den Angriff beginnen würden; sie unternahmen deshalb den aussichtslosen Ueberfall Berlins, über den die Spenersche Zeitung vom 11. März 1813 folgenden Bericht giebt:

„Die russischen Korps langten ohne Hindernis in Pankow, eine Meile von Berlin, an. Hier traf die Nachricht ein, daß feindliche Kavallerie aus der Stadt gerückt sei und die Vorposten zurückgedrängt habe. Oberst Tettenborn eilt sogleich an der Spitze eines Regiments Kosaken dem Feinde entgegen, indem sein übriges Detachement als Reserve folgt. Die feindliche Kavallerie widersteht dem Ungestüm des Angriffs nicht und wirft sich in Unordnung in die Stadt zurück, die Kosaken folgen und sprengen den Flüchtlingen nach bis auf den Alexanderplatz, wo feindliche Infanterie und Artillerie weiterer Verfolgung ein Ziel setzte, nicht sowohl durch ihre Contenance, denn die Gewehre zitterten in den Händen der Erschrockenen, sondern weil es unvorsichtig gewesen wäre, zu weit in einer Stadt vorzudringen, in der 6000 Mann Infanterie waren, und wo man sich bei allen Querstraßen durch Seitendetachements schwächen mußte. Einzelne Kosaken sprengten indes durch alle Straßen und verbreiteten überall Schrecken und Verwirrung unter den Franzosen, während sie von den Einwohnern mit lautem Jubel begrüßt wurden. Der Schrecken hatte sich der Gemüter der Franzosen so gänzlich bemächtigt, daß die seltsamsten Wirkungen daraus hervorgingen. Als der Oberst von Tettenborn, umringt von Offizieren, in der Hitze der Verfolgung bis an eine Kaserne sprengte, deren Fenster dicht mit französischen Tirailleurs besetzt waren, so erhielt er auf 15 Schritt eine Gewehrsalve, ohne daß irgend jemand auch nur verwundet ward. Die außer Fassung geratenen Tirailleurs hatten alles überschossen.

„Einzelne Kosaken jagten ganze Haufen Infanterie, und auf dem Schloßplatze sprengte ein von einem Trupp feindlicher Kavallerie verfolgter Kosak so verwegen auf ein Bataillon Infanterie ein, das ihm den Weg versperrte, daß dieses in seltsamster Betäubung Platz machte und ihn durchjagen ließ. Der Oberst Tettenborn zog sich nach einigen lebhaften

Scharmützeln wieder aus der Stadt zurück und ward vor dem Thore vom General Tschernitscheff aufgenommen. Beide vereint besetzten die Höhe, die ungefähr eine Kanonenschußweite vom Thore liegt. Der Feind, der sich vom ersten Schrecken erholt hatte, kam jetzt aus der Stadt, um die Höhe anzugreifen; alle seine Versuche scheiterten jedoch an der Tapferkeit der Kosaken, die sich jedesmal, wenn er die Höhe erreicht hatte, auf ihn stürzten und ihn bis ans Thor zurücktrieben. Das Gefecht endigte damit, daß der Feind wieder zurück in die Stadt zog und die Thore verrammelte. General Tschernitscheff und Oberst Tettenborn hielten darauf die Stadt von der Oderseite her enge eingeschlossen und wiesen einige Ausfälle, die der Feind unternahm, kräftig zurück."

Der Kampf hatte den Russen nur wenige Opfer gekostet. Eins der ersten war der Freiwillige Alexander von Blomberg, der in der Nähe des Neuen Königsthors fiel. Sein Andenken bewahrt eine am Thor befindliche Tafel, welche in goldenen Buchstaben folgende Inschrift trägt:

ALEXANDER
Freiherr
von BLOMBERG
geb. zu Iggenhausen
den 31. Jan. 1788
fiel als erstes Opfer im deutschen
Freiheitskampfe
am 20. Februar
1813.

Auch von den Bürgern Berlins waren mehrere gefallen, teils im Kampfe, teils nachher. Einige Nachtwandler waren von den französischen Schildwachen, denen sie das Losungswort nicht geben konnten, niedergeschossen worden.

Der Oberst Tettenborn, der sich der Hoffnung hingegeben hatte, sein Erscheinen in Berlin werde das Signal zu einer Revolution sein, und der, wenn auch ohne große Verluste, doch auch ohne einen Vorteil errungen zu haben, sich zurückziehen mußte, war wütend über die Berliner. In einem Berichte an Stein nannte er sie „Bestien, die kein Blut, sondern Wasser in den Adern haben". Den Polizeipräsidenten Le Coq empfahl er auf gut russische Art ohne weiteres hängen zu lassen, weil „der Racker" an der Seite Augereaus in den Straßen herumgeritten sei, um jede Empörung der Bürger zu unterdrücken, und weil er zu diesem Behufe sogar viele Verhaftungen habe vornehmen lassen. Der Herr Polizeipräsident hatte wirklich sein möglichstes gethan, um am 20. Februar die Bürger von einem unbesonnenen Schritte zurückzuhalten. Er fürchtete für sein eigenes Schicksal, auch vielleicht für das der Stadt Berlin, wenn die Einwohner sich am Kampfe beteiligten. An einen dauernden Erfolg der Russen glaubte er nicht. Er gehörte zur großen Zahl derer, welche Napoleon für unüberwindlich hielten und deshalb hofften, Friedrich Wilhelm III. werde noch in letzter Stunde das französische Bündnis aufrecht erhalten. Er meinte, als er durch Gendarmen und Bürgergarden vereinzelte Russenfreunde, welche sich bewaffnen und gegen die

Franzosen kämpfen wollten, verhaften ließ, im Interesse der Stadt zu handeln, die von Napoleon schwere Strafe, vielleicht gar eine Plünderung zu erwarten hatte, wenn das wechselnde Kriegsglück jetzt die Russen und später wieder die Franzosen begünstigte.

Der Abend des 20. Februar brachte den Bürgern Berlins Stunden schwerer Sorge. Die Russen hatten die Stadt wieder verlassen, nur einige versprengte Kosaken waren noch innerhalb der Thore, sie wurden, das wußte man, von treugesinnten Freunden verborgen; um so mehr aber fürchtete man die Rache der Franzosen. Diese hatten alle Maßregeln getroffen, um einem etwaigen zweiten Ueberfall ernster entgegenzutreten, als es im ersten Schrecken über die Ankunft der Kosaken am 20. geschehen war. Der Schloßplatz, der Lustgarten, der Alexanderplatz und die anderen großen Plätze wurden mit Geschütz besetzt, welches alle Hauptstraßen beherrschte, die Thore wurden verrammelt und mit starken Wachen versehen, die französische Besatzung blieb unter Waffen; mit geladenen Gewehren biwakierte sie auf den Straßen und Plätzen, jeden Augenblick bereit, den Kampf wieder zu beginnen, denn das Gerücht meldete, die große russische Armee werde in den nächsten Stunden vor Berlin eintreffen und die Stadt stürmen. Patrouillen zogen von Stunde zu Stunde durch die Straßen, sie riefen jeden Nachtwandler an und machten, wenn sie keine genügende Antwort erhielten, kurzen Prozeß. Gar mancher Unschuldige mußte es in jener Nacht mit dem Leben büßen, daß er nicht gelernt hatte, französisch zu sprechen, und daher auf den Anruf keine Antwort geben konnte. Geschlafen haben in der Nacht vom 20. zum 21. Februar die Berliner wenig. Mit banger Sorge erwarteten sie den folgenden Tag und einen neuen Angriff durch die Russen. Aber der Morgen kam, und die feindlichen Freunde ließen sich nicht mehr blicken. Auch die Besorgnis, daß die Franzosen schwere Rache an den Bürgern wegen des freundlichen Empfanges der Kosaken nehmen würden, zeigte sich unbegründet.

Die in der Stadt residierenden königlichen Ober-Regierungskommissare hatten sich bittend an den Marschall Augereau gewandt, er möge aus den Vorfällen des 20. keine Veranlassung zu harten Maßregeln gegen die Berliner nehmen. Ehe sie noch eine Antwort erhielten, hatten sie durch eine Bekanntmachung die Bürgerschaft zur Ruhe aufgefordert. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! das große Wort galt auch jetzt noch in vielen Beamtenköpfen, und die Ober-Regierungskommission suchte es auch in Berlin in anderer Form wieder in Erinnerung zu bringen. Dies hatte den besten Erfolg. In der That wäre es ein Wahnsinn gewesen, hätten die Bürger jetzt noch, nachdem der russische Ueberfall abgeschlagen war, versuchen wollen, gegen den gerüsteten Feind den Kampf zu beginnen. Das fühlten selbst die feurigsten Patrioten, und sie zügelten deshalb ihre glühenden Wünsche. Marschall Augereau zeigte sich milder, als die Berliner erwartet hatten. Er hielt es nicht für politisch, eine volkreiche Stadt durch harte Maßregeln, welche der Bürgerschaft den Mut der Verzweiflung geben konnten, zu belasten; daher antwortete er der Ober-Regierungskommission freundlich genug.

Die folgenden Tage vergingen für die Bürger Berlins in steter Erwartung großer Ereignisse. Langsam schlichen die Stunden hin, denn die Neuigkeiten, auf welche jedermann mit höchster Spannung harrte, blieben aus. Man erfuhr nur, daß die Russen sich fürerst etwas zurückgezogen hätten,

daß der Vizekönig von Italien in Köpenick französische Truppen zusammengezogen habe, und daß er entschlossen sei, Berlin und die Spreelinie gegen die heranziehenden Russen zu halten. Ein schweres Geschick schien der Stadt, die der Mittelpunkt eines heftigen Kampfes werden sollte, zu drohen. Um so größer war der allgemeine Jubel, als am 4. März 1813 am frühen Morgen die Bürger mit der Nachricht geweckt wurden, das französische Heer habe Berlin verlassen. Und so war es wirklich!

In der Nacht vom 3. zum 4. März verließen die Franzosen in aller Frühe Berlin. Es war 5 Uhr morgens, als ihre Nachhut sich dem Halleschen Thore nahte. Zu gleicher Zeit aber rückten auch die Russen vom Norden her in die Stadt ein. Die Spenersche Zeitung vom 9. März 1813 berichtet darüber:

„Am 4. März räumte die französische Garnison vor Tagesanbruch die Stadt und defilierte zum Halleschen Thor hinaus. Während dies auf der Südseite der Stadt geschah, drang von der Nordseite die russische leichte Kavallerie unter dem General Tschernitscheff gegen das Oranienburger Thor. Die Kosaken ebneten mit Hacken und Schaufeln augenblicklich die von den Franzosen veranstalteten Erdaufwürfe und Gräben, und um 6 Uhr zogen unter Anführung des kommandierenden Generals die russischen Truppen in die Stadt. Ihr Einmarsch ging durch die gedrängten Reihen des Volkes, das von allen Seiten hinzuströmte und ihnen den freundlichsten Willkommen entgegenbrachte. Der das 18. Kosaken-Regiment Grecov kommandierende Major Graf von Mussin-Puschkin hatte zur Versicherung seiner friedlichen Gesinnungen gegen die Bürger seine gesamte Mannschaft die preußische Nationalkokarde anstecken lassen, und so traten sie mit dem Ausruf: ‚Es lebe König Friedrich Wilhelm III.!‘ in die Stadt. Jener Zuruf ward von dem Volke mit dem ‚Hoch lebe Kaiser Alexander!‘ erwidert.

„Die siegreichen russisch-kaiserlichen Truppen stürzten ohne den mindesten Zeitverlust den ausrückenden französischen Truppen nach und erreichten die letzten Bataillone derselben noch innerhalb des Halleschen Thors. Diese gaben auf dem großen Platze, dem Rondel, auf die eindringenden Kosaken Feuer, wodurch von beiden Seiten mehrere blieben und verwundet, auch russischerseits Gefangene gemacht wurden. Die Russen verfolgten hiernächst auf mehreren Straßen den Feind und wiederholten ihre Angriffe, namentlich in der Nachbarschaft der Dörfer Schöneberg und Steglitz, wobei die Franzosen an Toten und Gefangenen gegen viertehalbhundert Mann verloren. An Nachzüglern und Verspäteten waren in der Stadt 218 Mann aufgegriffen worden, und in den Hospitälern an Verwundeten und Kranken ungefähr 1600 Mann in russische Gefangenschaft geraten.“

Die Freude, welche das Volk von Berlin erfüllte, als sich am Morgen die Nachricht verbreitete: „Die Franzosen sind fort, die Russen sind da!“ läßt sich kaum beschreiben. Die ersten Kosaken hatte man nicht so begrüßen können, wie dies ein Herzensbedürfnis für die Berliner war, zu schnell hatten die flüchtigen Reiter die Friedrichsstraße durcheilt, um die Franzosen zu verfolgen; als aber um 11 Uhr morgens das unter dem Befehl des Fürsten Repnin stehende Avantgardekorps in die Stadt rückte, blieb kein Berliner zu Haus, die ganze Bevölkerung war auf den Straßen, um die Freunde zu

mpfangen. Sie sahen reilich etwas schmutzig us, diese guten Freunde iit ihren verwilderten, ruppigen Bärten. Da- ach aber fragten die Berliner nicht, die häß- ichsten Kosaken und Baschkiren erschienen hnen gegen die ver- aßten Franzosen wie Engel des Lichts. Unter em Schall der Feld- nusik und den Gesängen hrer Nationallieder zo- jen die Russen nach dem Lustgarten. Hier stellten ie sich auf. Da aber er Raum zu eng war, vurden einige Abtei- ungen nach anderen großen Plätzen geführt, uf denen sie biwakieren ollten. Nur die Gene- ralität und die höchsten Offiziere nahmen Quar- ier in den vornehmsten Gasthöfen und einigen Privathäusern.



Das Nationaldenkmal auf dem Kreuzberge (Tempelhofer Berge), nach Schinkels Plänen 1818 bis 1821 ausgeführt.
Der Wasserfall im Viktoriaparke, nach dem Plane des Gartenbaudirektors Mächtig 1888 bis 1892.

Selbst die Frauen er vornehmsten Stände rachten persönlich den Soldaten Erquickungen n ihre Lager. Als der Abend kam und es zu unkeln begann, strahl- en plötzlich alle Fen- ter der Stadt im hell- ten Lichterschmuck. Das war keine anbefohlene oder auch nur verabredete Illumination; niemand wußte, was der andere thun würde, und dennoch war bis in die kleinsten Nebengassen hinein ganz Berlin festlich erleuchtet, denn alle waren vom gleichen Gefühl der Freude über die Befreiung der Hauptstadt von der Franzosenherrschaft durchdrungen. Im Schauspielhause war für den Abend das Trauerspiel „Othello“ angekündigt. Von Trauer aber wollte man nichts wissen; anstatt der versprochenen Tragödie ließ Iffland eine Oper, „die Dorfsängerin,“ und ein fröhliches Ballett aufführen. Die russischen Heerführer wurden bei ihrem Eintritt in die für sie bestimmte Loge mit einem freudigen Hurra, in welches das Orchester mit einem Tusch einfiel, empfangen.

Am 5., morgens um 11 Uhr, wurde auf dem Lustgarten von den dort aufgestellten russischen Truppen ein Dankfest gefeiert; eine Salve von 21 Kanonen donnerte, während der Segen erteilt wurde, dann brachten die Soldaten und das zahlreich versammelte Volk dem König Friedrich Wilhelm III. und dem Kaiser Alexander ein donnerndes Lebehoch. Der Monat März des Jahres 1813 war für die Berliner ein wahrer Wonnemond. Vergnügungen aller Art, Einholungen, Illuminationen, Festtheatervorstellungen, Ballette u. s. w. jagten einander. Als am 11. März der russische General Wittgenstein seinen feierlichen Einzug in die Stadt hielt, erwartete eine zahllose Volksmasse vor dem Thore, in der Königsstraße und auf dem Schloßplatze die Russen. Am Abend war die Stadt aufs glänzendste erleuchtet.

War schon der Empfang der Russen ein freudiger gewesen, so überbot sich das Volk im Jubel selbst, als endlich am 17. März die preußischen Truppen, geführt von dem General York, in Berlin einzogen. Das Volk von Berlin betrachtete den Feldherrn York als den Schöpfer einer neuen Zeit, die Konvention von Tauroggen als den Uranfang des Bündnisses zwischen Rußland und Preußen. Die Bürger hatten Yorks Thätigkeit in Ostpreußen mit Bewunderung verfolgt, und als nun der berühmte General in Berlin einzog, fand er ungeteilte Liebe und Bewunderung. Er wurde mit endlosem Jubel empfangen.

An demselben Tage teilte auch Friedrich Wilhelm endlich durch den berühmten Aufruf: „An mein Volk“ seinen Unterthanen mit, gegen welchen Feind die Rüstungen gerichtet waren. Der Aufruf lautete:

„An Mein Volk!

„So wenig für Mein treues Volk, als für Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen.

„Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte Meiner Unterthanen Mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht, denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, so wie der sonst so hochgebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung.

„Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich, Meinem Volke Erleichterungen zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vorteil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber Meine reinsten Absichten wurden durch Uebermut und Treulosigkeit vereitelt, und nur zur deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten; jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört.

„Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt, was Ihr seit sieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt, was euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden, erinnert euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich.

Bleibet eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften, Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen, gedenkt der Spanier und Portugiesen; selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen, erinnert euch an die heldenmütigen Schweizer und Niederländer.

„Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, denn unser Beginnen ist groß und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für euren angeborenen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, eure Söhne und eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Mut und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

„Aber welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein.

„Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen, für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen anderen Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegengehen. Um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen, Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklicheren Zeit.

Breslau, den 17. März 1813. Friedrich Wilhelm."

Der König war von Breslau zurückgekehrt. Nach einem kurzen Aufenthalte in Potsdam zog er am 24. März 1813 in Berlin ein. Er wurde von dem russischen und preußischen Militär und ebenso von der Berliner Bürgerschaft empfangen. Daß der König nach dem Empfang die übliche Parade abnahm, daß ihn auf seinem Wege viele tausendstimmige Lebehochs begrüßten, daß abends die Stadt abermals glänzend erleuchtet war, erwähnen wir eben nur; wir wollen unsere Leser nicht durch eine Beschreibung der Festlichkeiten, welche ganz den bei gleichen Gelegenheiten hergebrachten glichen, ermüden. Der König blieb nur wenige Tage in Berlin, schon am 30. März verließ er seine Hauptstadt wieder, um sich nach Breslau zurück zu begeben.

Während in Berlin die glänzendsten Feste sich in fast ununterbrochener Reihe folgten, machte doch auch der Ernst der Zeit sich oft recht fühlbar geltend. Alle Vorbereitungen zum Kriege wurden von der Regierung und vom Volke mit großer Energie getroffen. Die Rubrik „Vaterlandsliebe", welche in der Zeit der Franzosenherrschaft aus den Zeitungen verschwunden war, erschien aufs neue und vollzähliger als zuvor. Die städtischen Behörden Berlins stellten sich an die Spitze der Bewegung, der Magistrat erließ am 20. März 1813 einen Aufruf an die Einwohner Berlins, durch welche er diese zu freiwilligen Gaben aufforderte und eine Annahmestelle im Rathause

eröffnete. Der Magistratsaufruf hatte einen so glänzenden Erfolg, daß Friedrich Wilhelm III. sich verpflichtet fühlte, den Bürgern der Stadt Berlin seinen besonderen Dank auszusprechen, den der Magistrat stolz veröffentlichte.

Die Prinzessinnen des königlichen Hauses wollten nicht zurückstehen hinter der Bürgerschaft Berlins, sie betraten — ein bisher unerhörtes Beispiel in der preußischen Geschichte — den Weg der Oeffentlichkeit, sie wandten sich an die Frauen im preußischen Staate, um einen Frauenverein zum Wohl des Vaterlandes zu bilden. Auch dieser Aufruf hatte einen glänzenden Erfolg, weil er sich mit Frauenwort an Frauenherzen wandte, weil er kein Opfer edler Weiblichkeit verlangte, sondern dem Frauenverein eine Stellung anwies, welche seiner Natur gemäß ihm zukam.

Dagegen fiel ein anderer Aufruf vollkommen ins Wasser, den Kotzebue, der kaiserlich russische Staatsrat, der Lustspieldichter, welcher mit seinen Stücken immer noch die Bühne beherrschte, an die Berliner Frauen erließ. Kotzebue forderte in einem von ihm geschriebenen, damals weit verbreiteten russisch-deutschen Volksblatt die edlen deutschen Frauen und Mädchen auf, ihre verlorene Ehre von den Franzosen zurück zu erkämpfen, in Berlin eine Amazonenschar zu bilden und an der Seite der Männer in den heiligen Krieg zu ziehen. Auf einige phantastische Mädchen und Frauen mag Kotzebues Aufruf gewirkt haben, vielleicht hätten diese aber auch ohne sein Zuthun das Schwert ergriffen. Es ist ja bekannt genug, daß unter den freiwilligen Jägern sich Frauen befanden, daß Eleonore Prohaska, die achtzehnjährige Tochter eines invaliden Unteroffiziers in Potsdam, das elterliche Haus heimlich verließ, daß sie unter dem Namen August Renz in „Lützows wilder verwegener Jagd" tapfer kämpfte, daß sie endlich im Gefecht an der Göhrde am 16. September 1813 den Kriegertod fand. Aber nur einzelne Frauen und Mädchen verleugneten ihre Weiblichkeit so sehr, daß sie selbst in den Kampf zogen; die meisten zeigten in reinerer und besserer Art ihren Patriotismus durch reiche Opfergaben, durch freudige, aufopfernde Thätigkeit bei der Pflege der Verwundeten und Kranken.

Am 17. März wurde gleichzeitig mit dem „Aufruf an mein Volk" die Stiftungsurkunde des Eisernen Kreuzes veröffentlicht, in der Friedrich Wilhelm sagte:

„Wir haben beschlossen, das Verdienst, welches in dem jetzt ausbrechenden Kriege, entweder im wirklichen Kampfe mit dem Feinde, oder außerdem, im Felde oder daheim, jedoch in Beziehung auf diesen großen Kampf um Freiheit und Selbständigkeit, erworben wird, besonders auszuzeichnen, und diese eigentümliche Auszeichnung nach *diesem* Kriege nicht weiter zu verleihen. Demgemäß verordnen Wir wie folgt: Die nur für diesen Krieg bestehende Auszeichnung des Verdienstes Unserer Unterthanen um das Vaterland ist *das Eiserne Kreuz* von zwei Klassen und einem Großkreuz u. s. w."

Den Entwurf zu dieser Stiftungsurkunde hatte Scharnhorst aufgesetzt, der auch den gleichzeitig veröffentlichten Aufruf zur Landwehr und zum Landsturm ins Leben gerufen hatte.

In Berlin wurde die Berufung zur Landwehr sofort in Angriff genommen. Ein Ausschuß, an dessen Spitze der Polizeipräsident Le Coq stand,

wurde gebildet; er erließ schon am 26. März eine Bekanntmachung, in welcher er alle männlichen Einwohner Berlins vom 17. bis 40. Jahre, mit alleiniger Ausnahme der in wirklichem Dienste stehenden Präsidenten und Direktoren und der aktiven Militärpersonen, aufforderte, sich zur Landwehr zu stellen und sich darüber zu erklären, ob sie freiwillig in den aktiven Dienst treten wollten. Unter denen, welche eine solche Erklärung nicht abgeben würden, sollte demnächst gelost werden. Der Platz im Tiergarten vor den Zelten wurde zum Sammelpunkt bestimmt, und dort gab es an den betreffenden Tagen so viel freiwillige Landwehrmänner, als der Polizeipräsident Le Coq nur irgend wünschen konnte. Erst einige Zeit später, am 8. Mai, wurde der vom 21. April datierte Aufruf zur Bildung des Landsturmes veröffentlicht.

Auch in Berlin war die gesamte Bürgerschaft freudig bereit, sich dem Landsturm anzuschließen. Vor allen eifrig zeigten sich die Männer der Wissenschaft und Kunst. Die Professoren der Universität, die Mitglieder der Akademie, die Schauspieler unter Ifflands Führung, die Künstler ließen sich in die Liste der Landsturmmänner einzeichnen. Mit gewissenhafter Pünktlichkeit erschienen sie auf dem Alarm- und Exerzierplatz zu den Uebungen.

Fichte, der große Philosoph, kam aufs abenteuerlichste bewaffnet, um auch seine körperliche Kraft wie seine geistige dem Vaterlande zu widmen. Ein breiter Ledergurt, der fast einem Küraß glich, umschloß seinen Leib, zwei gewaltige Pistolen sowie ein mächtiger Pallasch, der hinter ihm auf dem Steinpflaster herrasselte und Funken daraus schlug, vollendeten seine Bewaffnung.

Schleiermacher war Lanzenträger, und in den Reihen der Landsturmmänner ließ er sein Wort so kräftig und patriotisch erschallen wie sonst vom Katheder und von der Kanzel herab.

Der Direktor Schadow von der Akademie der Künste führte die Schar der Apollosöhne; Maler, Bildhauer, Musiker folgten ihm; aus den Künstlerateliers hatten sie alte Ritterwaffen hervorgeholt, um sie sich umzuhängen.

Iffland brachte die Schauspieler zum Sammelplatz. Auch diese waren prunkvoll bewaffnet. Die Theatergarderobe hatte die Bühnenschwerter und Harnische hergeben müssen. Iffland selbst trug den Brustharnisch und das Schild der „Jungfrau von Orleans“.

Der Berliner Witz machte sich in jenen Tagen mit seiner gewohnten Schärfe über die Professoren und Künstler her. Freilich sahen diese in ihren seltsamen Kostümen gar nicht sehr fürchterlich und kriegerisch, sondern recht komisch aus. Es erschienen Bilder, welche Fichte als Landstürmer im vollen Waffenschmuck darstellten. Auch andere Gelehrte und Künstler wurden in gleicher Weise geneckt, die Verspotteten aber ließen sich dadurch nicht abhalten, ihre Pflicht zu erfüllen, und die Spötter folgten ihrem Beispiel. Lachend, über den eigenen, abenteuerlichen Aufzug witzelnd, ergriffen sie die Waffen; sie waren deshalb nicht weniger fest entschlossen, diese mit größter Kraft und Tapferkeit gegen die Franzosen zu gebrauchen.

Die Berliner haben zu allen Zeiten gern gute und schlechte Witze gerissen, am liebsten über sich selbst, so lachten und witzelten sie denn auch damals. Der Landsturm wurde nach allen Richtungen hin ein Gegenstand des Scherzes, aber nichtsdestoweniger suchten sich nur wenige, sehr wenige ihrer Pflicht zu entziehen. In merkwürdig kurzer Zeit wurde der Berliner

Landsturm organisiert, und das Militärgouvernement konnte bereits am 12. Mai 1813 eine Bekanntmachung erlassen, in welcher es anzeigte, daß der Landsturm formiert, vereidet und mit den gehörigen Offizieren versehen sei. Als Militärkommandant Berlins wurde für die Friedrichsstädtische Seite der Generalmajor von Brauchitsch und für die Königstädtische Seite der Generalmajor von Schenk ernannt.

Viertes Kapitel.

In den letzten Tagen des März 1813 verließen die Berliner Krieger die Stadt, begleitet von den heißen Segenswünschen der zurückbleibenden Freunde und Angehörigen. Es war leicht vorauszusehen, daß sie bald genug zum Kampfe kommen würden, denn der Vicekönig von Italien hatte in der Gegend von Magdeburg ein Heer von 30—40,000 Mann gesammelt, mit welchem er, wenn es ihm gelang, einen Sieg zu erringen, leicht Berlin ernstlich bedrohen konnte.

Mit banger Spannung erwarteten die Bürger Berichte von den ersten Erfolgen der preußischen Waffen. Ihre Ungeduld wurde auf keine lange Probe gestellt. Am 8. April verkündeten die Zeitungen zwei Siege zugleich, den der Russen bei Lüneburg und den der Preußen unter York bei Möckern. Der letzte Sieg befreite die Berliner für einige Zeit von der Sorge eines Angriffes der Franzosen. Am 8. Mai wurde die Nachricht von der bei Großgörschen unter Blücher geschlagenen Schlacht in Berlin verbreitet. Hier hatten viele Söhne reicher Berliner Bürger, viele, die kaum das 16. Lebensjahr zurückgelegt hatten, Kaufleute, Studenten, junge Männer aus den besten Ständen, die Liebe zum Vaterlande mit ihren Blute besiegelt.

In jenen Tagen zeigte sich, welche großartige Veränderung im Zeitraum weniger Jahre mit der Bürgerschaft Berlins vorgegangen war. Wohl gab es noch im Mai 1813 in der großen Stadt gar manche Feiglinge, besonders zeichneten sich mehrere vornehme Beamte durch Kleinmut aus; wohl rafften einige reiche Spießbürger eiligst ihre Schätze zusammen und verließen die bedrohte Stadt; mit ihnen zogen jene Beamte, ohne nur Urlaub genommen zu haben. Die große Mehrzahl der Bürger aber blieb treu zur Stelle, entschlossen, wenn es die Not erforderte, tapfer für den heimatlichen Herd zu kämpfen.

Ein damals nicht unbekannter Mann, der Schriftsteller Julius von Voß, der früher Offizier gewesen war, sich aber einem leichtfertigen Leben hingegeben hatte und so herabgekommen war, daß er im Berliner Voigtlande in einer Schlafstelle lag, hatte einen Plan für die Anlegung der Verteidigungslinien gemacht. Diesem Plan gemäß wurden auf den Bergzügen vor dem Halleschen Thor, dem heutigen Kreuzberge, auf den Rollbergen und anderen kleinen Erhöhungen Schanzen aufgeworfen, um Berlin wenigstens vor einem Ueberfall sicher zu stellen. Vornehm und gering, alt und jung eilte hinaus vor die Thore, um mit den Spaten in der Hand zu helfen an dem Verteidigungswerke. Es war ein rastloser Eifer, der die Berliner anfeuerte

jeder wollte mit Hand ans Werk legen. Durch die kräftige Arbeit stellte sich Mut und Frohsinn selbst bei den bisher Zaghaften bald wieder her, die Bürgerschaft erwartete ruhig den Feind.

Der Generallieutenant von Bülow sorgte dafür, daß der Feind fern von Berlin blieb. Er hatte sich schon damals und auch später um unsere Stadt ein unsterbliches Verdienst erworben, welches um so höher zu schätzen ist, als er mit den schwierigsten Verhältnissen zu kämpfen hatte, nicht nur mit einem stärkeren Feinde, sondern auch mit bitterem Mangel. Die Anstalten zur Verpflegung des Bülowschen Korps waren so schlecht getroffen, die Lieferanten erfüllten ihre Verpflichtungen so unregelmäßig, daß die braven Soldaten oft empfindlichen Hunger litten, denn aus den durch den Krieg bereits ausgesogenen Dorfschaften der Mark Brandenburg konnte der Proviant für ein Heer nicht beigetrieben werden. Die Nachricht, daß die Verteidiger Berlins mit Hunger und Not zu kämpfen hatten, kam nach der Hauptstadt. Der Polizeipräsident Le Coq veröffentlichte sie am 20. Mai, und zugleich forderte er die Bürger zu freiwilligen Gaben von Nahrungsmitteln jeder Art für die tapferen Soldaten auf.

Selten hat wohl ein Wohlthätigkeitsaufruf einen ähnlichen Erfolg gehabt wie der des Polizeipräsidenten Le Coq. Gleich in den ersten 24 Stunden war der Zufluß von Lebensmitteln so stark, daß 12 vierspännige Wagen beladen und an Bülow entsandt werden konnten. Alle Stände wetteiferten in reichlichen Gaben, täglich konnten neue Fuhren abgeschickt werden, und bald hörte beim Bülowschen Korps jede Not auf. Hat sich niemals der Wohlthätigkeitssinn der Berliner besser bewährt als damals, so ist er auch niemals glänzender belohnt worden. Mit seinen erfrischten Truppen konnte Bülow am 4. Juni den Franzosen das glänzende Gefecht bei Luckau liefern. Durch seinen Sieg zwang er den Marschall Oudinot, den Plan, gegen Berlin zu marschieren, aufzugeben. Das Gefecht von Luckau ist deshalb für die Geschichte Berlins von höchster Wichtigkeit.

Der an demselben Tage mit dem Feinde geschlossene Waffenstillstand, welcher bis zum 16. August währte, erlaubte den Berlinern, wenigstens vorerst von der Furcht vor einem Angriffe der Stadt durch die Franzosen sich zu erholen. Aber daß mit dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten Napoleons erstes Bestreben dahin gehen werde, einen Hauptangriff gegen Berlin zu richten, wurde allgemein und, wie sich bald herausstellen sollte, mit Recht geglaubt. Gleich nach Abbruch der Friedensunterhandlungen am 13. August hatte Napoleon den Marschall Oudinot beauftragt, am 17. von Baruth aus gegen Berlin vorzudringen und zugleich die Verbindung mit Magdeburg und Wittenberg sowie mit der unteren Elbe herzustellen. Ein Korps von 12,000 Mann sollte ihn von Magdeburg aus unterstützen, auch erhielt der Marschall Davoust den Befehl, von Hamburg aus mit 40,000 Mann gegen Berlin vorzudringen. So waren denn mit den Oudinotschen Heeresmassen gegen 120,000 Mann bestimmt, Berlin von verschiedenen Richtungen her anzugreifen. Der Kaiser hoffe, so ließ Napoleon an Oudinot schreiben, daß es mit einer solchen Armee leicht gelingen werde, den Feind zurückzutreiben, Berlin einzunehmen, die Einwohner zu entwaffnen, die ganze Landwehr und den Schwarm von Gesindel, den Landsturm, zu zerstreuen.

„Sollte Berlin Widerstand leisten," so fuhr der Kaiser in seinem Befehle fort, „so können Ihre Zwölfpfünder Bresche schießen und 50 Haubitzen die Stadt in Brand stecken. Auf diese Weise haben wir Wien, Madrid und andere Hauptstädte zur Uebergabe gezwungen."

Napoleon hielt Berlin für den eigentlichen geistigen Brennpunkt der norddeutschen Volkserhebung, hier konnte er diese tödlich treffen, wenn er ein furchtbares Exempel statuierte. Das wußten auch die Berliner, sie hatten ja das Beispiel Hamburgs vor Augen, wo erst vor kürzester Zeit Napoleon gezeigt hatte, bis zu welchem Uebermaß der Grausamkeit er gegen seine Feinde fähig war.

Dem Kronprinzen von Schweden, Bernadotte, war als dem Befehlshaber der Nordarmee die Aufgabe zu teil geworden, Berlin zu schützen. Dieser hatte aber wie Varnhagen v. Ense in seinem „Leben des Generals Grafen Bülow von Dennewitz" erzählt, allerlei Bedenklichkeiten dagegen, den Franzosen auf ihrem Marsche südlich von Berlin entgegenzutreten. Er setzte Mißtrauen in die Leistungen der Truppen, der vielen Landwehr, die zum ersten Mal den Feind sähe; er sprach von der Möglichkeit, daß Napoleon selbst vielleicht mit aller Heeresmacht im Anmarsche sein könne. In diesem Falle, meinte er, sei der Rückzug fortzusetzen und nördlich von Berlin eine Stellung zu nehmen. Für diesen Zweck sei die Brücke zu Charlottenburg glücklich vorhanden, und habe er eine zweite aus Vorsicht auch schon bei Moabit schlagen lassen. Bülow erhob sich gegen diese Ansicht mit allem Nachdruck und erklärte, Berlin dürfe in keinem Falle ohne Schlacht aufgegeben werden. Der Kronprinz rief aus: „Was ist Berlin? eine Stadt!", worauf Bülow mit Lebhaftigkeit erwiderte, die Hauptstadt Preußens sei einem Preußen etwas mehr, als der Kronprinz meine, und er versichere, daß er und seine Truppen von jenen Brücken keinen Gebrauch zu machen wünschten, sondern lieber vor Berlin mit den Waffen in der Hand fallen wollten. „Unsere Knochen sollen vor Berlin bleichen, nicht rückwärts." Am 23. August 1813 zeigte Bülow, wie ernst es ihm mit der Versicherung war, für die Hauptstadt Berlin sein Leben einzusetzen. Bei Großbeeren kam es zur Schlacht, in der 40,000 Preußen, meistens Landwehr, die durch anstrengende Märsche ermüdet waren, einen der Zahl nach weit überlegenen Feind vollständig zersprengten.

Die Einwohner Berlins hatten, während die Schlacht bei Großbeeren geschlagen wurde, wahre Folterqualen der Ungewißheit ausgestanden. Schon einige Tage vor dem 23. August waren in Berlin die Vorboten des Anmarsches der Franzosen eingetroffen, Flüchtlinge, die in der großen Stadt Sicherheit vor dem beutegierigen Feinde suchten.

Die Berliner mußten auf den Empfang der ungebetenen Gäste bedacht sein, sie bewaffneten sich. Wer nur ein Schwert tragen konnte, zog hinaus zu den Schanzen vor dem Halleschen und Kottbuser Thore. Schleiermacher, Fichte, Iffland und andere Gelehrte und Künstler boten sich zum Dienste an, sie waren freudig bereit, gegen die Franzosen zu kämpfen. Ein Glück aber war es doch für die Berliner, daß man dieser Kämpfer nicht bedurfte.

Am Nachmittage des 23. August hörte man in Berlin den Donner der Kanonen ganz deutlich von dem nicht fernen Schlachtfelde. Mit namenloser Spannung harrten die Berliner auf nähere Nachrichten. Sie waren aber

auch thätig, ihre draußen bei Großbeeren kämpfenden Brüder kräftig zu unterstützen und die Verwundeten oder Kranken, welche vom Schlachtfelde zur Stadt gebracht wurden, helfend zu empfangen. Fortwährend wurden Wagen mit Brot, Fleisch, Wein und Branntwein, mit allem, was irgendwie die Speisekammern der Bürger bieten konnten, beladen und nach dem Schlachtfelde geschickt. In der Stadt wurden aller Orte Lazarette eingerichtet, freiwillig räumten dazu die Bürger ihre Wohnungen ein; wer nur irgend ein überflüssiges Zimmer hatte, bot sich an, Verwundete oder Kranke aufzunehmen;



Das Blücherdenkmal von Rauch (1826) neben dem Opernhause.

auch hatten sich in den letzten Zeiten Frauenvereine gebildet, die sich erboten, die Pflege der Kranken in den Lazaretten zu übernehmen.

Als die Erwartung der Berliner am höchsten gespannt war, kamen endlich Eilboten vom Schlachtfelde an mit der Nachricht, ein glänzender Sieg sei erkämpft, die Stadt gerettet, die Franzosen seien auf dem Rückzuge. Da erhob sich in Berlin ein namenloser Jubel. Auf den Straßen teilte einer dem andern die Nachricht mit. Wildfremde Menschen umarmten sich gegenseitig, das Glück kannte keine Grenzen. Jetzt wurden die Wagen noch eifriger als zuvor bepackt. Kaum war Raum genug auf der Straße nach Großbeeren, so drängten sich die Fuhrwerke, die nach dem Schlachtfelde geschickt wurden, um Lebensmittel und Erfrischungen dorthin zu bringen, um Verwundete nach der Stadt zurückzuschaffen.

Und als nun der Morgen des 24. August anbrach, an dem sonst die Berliner gewohnt gewesen waren, nach Stralau zum Fischzuge hinauszuwandern und ein fröhliches Volksfest zu feiern, da gab es nur wenige, die

diesem Vergnügen zueilten. Stralau war an jenem Tage fast leer. Tausende und Abertausende dagegen strömten hinaus zum Halleschen und Potsdamer Thore, um den Weg nach Großbeeren einzuschlagen. Frauen und Kinder saßen zu Haus, alle beschäftigt, Charpie zu zupfen und Leinwand für den Verband der Verwundeten zurecht zu machen. Durch die Schlacht bei Großbeeren war der Marsch der Franzosen auf Berlin unterbrochen, die Hauptstadt augenblicklich von der Gefahr, erobert und verwüstet zu werden, befreit worden.

Es war für Napoleon so unendlich wichtig, Berlin wieder zu gewinnen, daß er Ney, demjenigen seiner Marschälle, zu welchem er das höchste Vertrauen besaß, den Auftrag erteilte, die Nordarmee zu sprengen und gegen die preußische Hauptstadt vorzudringen. Wiederum aber kam Bülow ihm zuvor; in einer mörderischen Schlacht bei Dennewitz erkämpfte er am 6. September einen Sieg, noch glänzender als den bei Großbeeren. Jede Gefahr für die preußische Hauptstadt war dadurch beseitigt. Nach der Schlacht bei Großbeeren lag Berlin dem Schauplatz des Kampfes so fern, daß die Hauptstadt von den Kriegsereignissen selbst nicht mehr berührt wurde, wohl aber verfolgten die Bürger den Gang derselben mit dem gespanntesten Interesse, und mit lärmender Freude begrüßten sie jede Siegesnachricht.

Schon am 18. Oktober hörte man, Blücher habe am 16. einen glänzenden Sieg über die Franzosen gefeiert, aber die entscheidende Schlacht stehe noch bevor. Endlich am 21. Oktober kam die amtliche Nachricht von der Völkerschlacht bei Leipzig in Berlin an; am Nachmittage brachte sie der als Kourier vom Hauptquartier abgesandte Rittmeister und Generaladjutant von Auer vom Leibhusarenregiment. Er wurde feierlich von den Militärbehörden eingeholt, eine Abteilung reitender Polizei und 32 blasende Postillone unter Führung von 4 Postsekretären ritten ihm voraus. Vom Potsdamer Thor aus ging der Zug unter beständigem Blasen der Postillone, während alle Glocken läuteten und das Volk in zahllosen Massen herzuströmte, durch die Leipziger- und Wilhelmstraße die Linden entlang nach dem Schlosse. Dort wurde Halt gemacht und die Siegesnachricht vor dem Balkon verlesen. Dann ging der Zug weiter durch die Hauptstraßen der Stadt. An mehreren Orten wurde wiederholt der Sieg verkündet. Die nächsten Tage waren ganz der Festesfreude gewidmet; jeder Brief, jeder Bericht, der vom Schlachtfelde eintraf, bestätigte den ungeheuren Sieg, und als nun der König den Kriegsschauplatz verließ, am 23. Oktober in Potsdam und am Sonntag, den 24., mittags 12 Uhr, in Berlin eintraf, da kannte der allgemeine Jubel keine Grenzen.

Zum Einzuge Friedrich Wilhelms III. in seine Hauptstadt waren zwar nicht die glänzenden Vorbereitungen getroffen, mit denen sonst derartige Ereignisse verherrlicht zu werden pflegen, aber die ungeheuchelte Freude des Volkes machte doch den Tag zu einem Festtage, wie er nur selten in Berlin gefeiert worden ist. In den Kirchen wurde feierlicher Gottesdienst abgehalten und selbst auf dem Opernplatze unter freiem Himmel, da es nicht möglich gewesen war, die ganze Garnison in den Kirchen zum Gebete zu versammeln. Nach dem Gottesdienste wurde die übliche Parade abgenommen, abends war wieder die ganze Stadt festlich erleuchtet. Der König erschien im Theater. Früher hatte er sich stets in seine kleine Hofloge zurückgezogen, es war ihm

unangenehm gewesen, wenn ihn die Zuschauer begrüßten. Heute aber machte er von seiner alten Gewohnheit eine Ausnahme. Als er mit tausendstimmigen Lebehochs und mit dem Liede: „Heil Dir im Siegerkranz“, welches in 1000 Exemplaren unter die Zuschauer verteilt worden war, empfangen wurde, bog er sich weit aus der großen Mittelloge, in der er Platz genommen hatte, vor und dankte mit freundlichem Kopfnicken.

Auch die folgenden Tage waren Freudentage. Der König empfing die Abordnungen der Bürgerschaft, der Stadtverordneten und des Magistrats, er sprach ihnen für die Opferfreudigkeit, welche die Berliner in der schweren Kriegszeit bewährt hatten, seinen Dank aus. Die nächsten Tage blieb er abwechselnd in Berlin, Potsdam und Charlottenburg, erst am 8. November kehrte er wieder zum Heere zurück.

Die letzten Monate des Jahres 1813 boten den Berlinern weniger Gelegenheit zu Freudenfesten. Nach der Schlacht bei Leipzig hatten die Kriegsberichte an allgemeinem Interesse verloren. Im November und Dezember des Jahres 1813 zeigte sich in Berlin jene natürliche Erschlaffung, welche der übergroßen geistigen Anspannung der vorhergegangenen Zeit notwendig folgen mußte. Noch immer nahm indessen der Krieg das allgemeine Interesse so sehr in Anspruch, daß alle Spekulationen, kaufmännische und andere, sich lediglich auf die Kriegserfolge bezogen. Die bekannten Berliner Weihnachtsausstellungen wurden nur besucht, wenn sie Schlachtendarstellungen brachten. Am meisten Zulauf hatte das mechanische Theater von Gropius, Französische Straße Nr. 43, weil es ein ziemlich gelungenes Tableau der Schlacht bei Leipzig darstellte. Wie die Weihnachtsausstellungen mußte sich auch der Buchhandel dem herrschenden Geiste fügen. Es ist interessant, die für jene Tage charakteristischen Bücherankündigungen in den Zeitungen zu verfolgen, sie betreffen fast nur militärische und patriotische Werke, weil andere gar nicht gekauft wurden. Aehnlich ging es auch mit allen anderen Waren. Nur die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse und die Artikel, welche durch den Krieg erforderlich waren, wurden gekauft, alle anderen Geschäfte stockten.

Das Geld war knapp, und die Opferwilligkeit des Volkes hatte sich in dem Maße vermindert, als die allgemeine Not gestiegen war und die Kriegführung an spannendem Interesse verloren hatte. Die Anforderungen, welche die Unterhaltung des Heeres an den Staat machte, waren dagegen mit jedem Monat größer geworden, und dennoch verringerten sich zugleich die Erträge der Steuern und die freiwilligen Opfergaben. So blieb denn der preußischen Regierung nichts anderes übrig, als zu allerhand seltsamen Auskunftsmitteln zu greifen, um sich das nötige Geld zur Kriegführung zu schaffen. Eins dieser Auskunftsmittel, welches in den Beamtenkreisen Berlins recht böses Blut machte, war die Herabsetzung der Gehälter und Pensionen aller Beamten, die Friedrich Wilhelm III. im Dezember 1813 durch eine Kabinettsordre anordnete.

Im folgenden Jahre wiederholten sich die Siegesfeiern in Berlin, die ihren Höhepunkt erreichten, als nach dem Friedensschlusse am 7. August die zurückgekehrten Krieger feierlich eingeholt wurden. Der Magistrat hatte keine Kosten gescheut, um die Straßen und Plätze prächtig auszuschmücken, der schönste Schmuck aber, der die Heimkehrenden begrüßte, war die aus Frankreich zurückgeholte Victoria, die wieder auf dem Brandenburger Thore prangte.

Mit der großartigen Einzugsfeier am 7. August war die Zahl der militärischen Feste noch nicht erschöpft, denn auch die durchziehenden Russen mußten auf Befehl des Königs feierlich empfangen werden; für diese wurde sogar das besondere Vergnügen einer Mahlzeit unter freiem Himmel veranstaltet. Im Lustgarten und Unter den Linden waren gedeckte Tische aufgestellt, die mit Speisen und Getränken dicht besetzt waren, wo der Soldat nach Belieben zulangen konnte. Dies geschah denn auch im reichsten Maße, und besonders die Getränke wurden von den Russen so gründlich vertilgt, daß bald eine fast allgemeine Trunkenheit unter ihnen herrschte. Der Gesamteindruck des Festes mußte natürlich sehr darunter leiden.

Die Friedenszeit sollte nicht lange währen. In Wien versammelten sich die Vertreter der europäischen Großmächte, um die Grenzen der einzelnen Länder zu bestimmen. Für Preußen waren Hardenberg und Wilhelm von Humboldt auf dem Kongresse thätig. Die Mächte konnten nicht einig werden, fast schien es, als ob sie auseinandergehen würden, um mit dem Schwerte ihre Streitigkeiten zum Austrag zu bringen. Da wurden sie plötzlich durch die Nachricht, Napoleon habe Elba verlassen, wieder geeint, und das gemeinsame Ziel, Europa von dem korsischen Ruhestörer zu befreien, ihnen nahe vor das Auge gerückt.

Es galt, den Kampf abermals zu beginnen. Preußens Kriegerscharen sollten wieder in erster Reihe stehen. Die entlassenen freiwilligen Jäger und Landwehrmänner wurden deshalb zu den Fahnen gerufen; mit kräftigem Wort forderte König Friedrich Wilhelm III. das Volk zu neuen Opfern auf. Wie im März 1813 erließ er im April 1815 einen Aufruf an sein Volk. Da es aber in jenen Tagen galt, die höchste Kraft des Volkes aufzubieten, um mit einem gewaltigen Schlage Napoleon für immer zu vernichten, da zu diesem Zweck aufs neue die größten Opfer erfordert wurden, so drängten Hardenberg und Wilhelm von Humboldt den König, jetzt endlich aus freier königlicher Entschließung seinem Volke das feste Versprechen einer konstitutionellen Verfassung zu geben.

Friedrich Wilhelm III. gab dem Rate seiner bewährten Minister nach, am 22. Mai 1815 erließ er das berühmte Gesetz über die künftige preußische Verfassung. Darin heißt es:

„Die Geschichte des preußischen Staats zeigt zwar, daß der wohlthätige Zustand bürgerlicher Freiheit und die Dauer einer gerechten, auf Ordnung gegründeten Verwaltung in den Eigenschaften der Regenten und in ihrer Eintracht mit dem Volke bisher diejenige Sicherheit fanden, die sich bei der Unvollkommenheit und dem Unbestande menschlicher Einrichtungen erreichen läßt. Damit sie jedoch desto fester gegründet, der preußischen Nation ein Pfand Unseres Vertrauens gegeben und der Nachkommenschaft die Grundsätze, nach welchen Unsere Vorfahren und Wir selbst die Regierung Unseres Reichs mit ernstlicher Vorsorge für das Glück Unserer Unterthanen geführt haben, treu überliefert und vermittelst einer schriftlichen Urkunde als Verfassung des preußischen Reichs, dauerhaft bewahrt werden haben Wir Nachstehendes beschlossen: Es soll eine Repräsentation des Volkes begründet werden."

Das Versprechen, dem preußischen Volke eine Verfassung zu gewähren, ist, in der Zeit der Not gegeben, in der Zeit der Ruhe und des Glückes nicht gehalten worden. Spätere Geschlechter haben büßen müssen, was Undank und Trotz damals verschuldet haben.

Nirgends in Deutschland ist die Rückkehr Napoleons nach Frankreich, die Aussicht auf einen neuen Krieg wohl so freudig begrüßt worden wie in Berlin. Die Berliner Patrioten gaben sich jetzt den süßesten Hoffnungen hin. Je mehr sie durch die Erfolge des Wiener Kongresses getäuscht worden waren, je mehr hofften sie, die preußischen Staatsmänner würden jetzt endlich belehrt sein, sie würden die günstige Gelegenheit ergreifen, für Preußen die Entschädigungen zu fordern, zu denen die im Kriege gebrachten Opfer berechtigten, sie würden nicht wie früher bedingungslos das preußische Volk und Heer zur Verfügung der Verbündeten stellen, um später im Frieden schmählich betrogen zu werden, sondern zur rechten Zeit der Bedeutung der preußischen Wehrkraft entsprechende Forderungen stellen. Am lautesten sprach eine solche Ansicht der alte Held Blücher aus, der seit der Beendigung des Feldzuges der Liebling der Berliner geworden war. Der alte Feldmarschall verstand es prächtig, mit dem leichtmütigen Völkchen umzugehen. Sein derber, oft treffender Witz, seine kräftige Naturwüchsigkeit, sein offenes, echt soldatisches Wesen verschafften ihm eine Volkstümlichkeit, um welche er viel beneidet wurde. Er wohnte, wenn er sich in Berlin aufhielt, in seinem Hause am Pariser Platz, welches ihm der König geschenkt hatte. Von hier aus machte er seine Spaziergänge durch die Stadt, meist in bürgerlicher Kleidung, denn er verschmähte es, mit dem Uniformrock zu prunken, wenn er nicht im Dienste war. Wo er ging, da grüßten ihn die Bürger mit liebevoller Ehrerbietung, oft wurde er mit jubelndem Hurra und Lebehoch empfangen, wenn er sich unter das Volk mischte.

Blücher erhielt die Nachricht, daß Napoleon Elba verlassen habe, durch einen Eilboten, welchen ihm Hardenberg von Wien aus sandte. Scherr erzählt: „In Berlin hatte der alte Vorwärts die große Neuigkeit kaum erfahren, als er in frühester Morgenzeit in das Hotel des englischen Gesandten eilte und den Erstaunenden mit der Frage aus dem Schlafe weckte: „Hat England eine Flotte im Mittelmeer?" „Eine Flotte? Ja wohl, ich denke." „Ich will Ihnen sagen, was ich denke. Nämlich wir müssen, Gott straf mir! von vorn anfangen, und daran seid Ihr Engländer schuld!" Sprach's, ging heim, vertauschte seinen bürgerlichen Rock mit der Feldmarschallsuniform und verfügte sich unter die Linden, wo das Volk den alten Recken kaum in seinem Kriegskleid erblickt hatte, als es jubelnd losbrach: „Hurra, Papa Blücher, nun geht's wieder vorwärts!"

Des Königs Aufruf fand die Berliner so freudig bereit, zum Schwert zu greifen, wie sie es im Jahre 1813 gewesen waren. Die kaum entlassenen Freiwilligen ließen sich abermals einkleiden, und ihnen gesellten sich die Knaben zu, welche in den letzten zwei Jahren zu Jünglingen herangewachsen waren. Wieder wie im Frühjahr 1813 leerten sich die Klassen der Gymnasien und anderer Schulen. Die Jünglinge aller Stände wollten teilnehmen an dem Kampfe; was nur die Waffen tragen konnte, ergriff sie, und wie im Frühjahr 1813 war auch im Sommer 1815 Berlin erfüllt von dem Waffenlärm der Freiwilligen, der Landwehrmänner und der Landstürmer.

Die, welche nicht in den Krieg ziehen konnten, suchten wenigstens, wie vor zwei Jahren, durch freiwillige Geldopfer ihren Patriotismus zu zeigen. Der Magistrat forderte am 12. April die Bürgerschaft Berlins zu Geldgaben und Darlehen auf, er stellte sich an die Spitze der patriotischen Bewegung, und wenn er auch nicht dieselben Erfolge hatte wie damals, so zeigte doch auch im Jahre 1815 das Volk von Berlin eine anerkennenswerte Opferfreudigkeit. Ein Verein deutscher Mädchen bildete sich, die jungen Berlinerinnen sammelten Handarbeiten aller Art ein und stellten sie zum öffentlichen Verkauf aus. Der Zweck des Vereins war, durch diese Gaben Mittel zur Erquickung und Verpflegung der Verwundeten zu erzielen.

Inmitten aller dieser Vorbereitungen zum neuen Kampfe herrschte in Berlin ein froher, frischer Geist. Das Volk war voll Siegeshoffnungen, es vertraute seinem trefflichen Heere und den bewährten Feldherren, vor allen anderen aber dem Helden Blücher. Als es bekannt wurde, daß dieser sich am Montag den 10. April zum Heere begeben wollte, fanden sich am Abend des Sonntags in seinem Hause die Offiziere der Garnison ein, um ihn zu beglückwünschen. Eine zahllose Volksmenge begleitete sie und brachte dem Volksliebling donnernde Lebehochs. Die Musikcorps aller in Berlin anwesenden Regimenter waren auf dem Pariser Platz aufgestellt, um dem alten Helden ein Ständchen zu bringen. Auch als der König am 30. Mai von Breslau in Charlottenburg eintraf, wurde er mit freudiger Siegeszuversicht vom Volke festlich empfangen.

Wenige Tage später, am 3. Juni, rückten morgens 6 Uhr die sämtlichen königlichen Garden, welche bisher in Berlin gestanden hatten, sowie das Kaiser Alexander- und Kaiser Franz-Regiment aus der Stadt aus, um sich nach dem Kriegsschauplatze zu begeben. Vor dem Ausmarsche waren die Truppen auf dem Leipziger Platz aufgestellt, hier hielt der Prediger Weber in Anwesenheit der Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses an die Soldaten eine eindringliche Rede. Er verrichtete ein kurzes Gebet, dann wurde dem Könige ein freudiges Lebehoch gebracht. Friedrich Wilhelm III. ließ die Garden an sich vorübermarschieren, dann zogen diese zum Thore hinaus, begleitet von einer zahllosen Menschenmenge, von allen denen, die ihren Lieben wenigstens noch eine kurze Strecke Weges das Geleit geben wollten.

Die nächsten Wochen brachten den Berlinern eine kurze Zeit der Ruhe. Die Berichte vom Kriegsschauplatz waren nicht von großer Bedeutung. Erst am 24. Juni, morgens 3 Uhr, traf ein Kourier Blüchers, der Lieutenant Nernst, in der Hauptstadt ein; er brachte dem Feldmarschall Grafen von Kalckreuth den Bericht über den glorreichen Sieg, den gleich nach Eröffnung der Feindseligkeiten die preußische Armee in Verbindung mit der englischen bei Belle-Alliance über Napoleon erkämpft hatte. Im Laufe des Vormittags wurde die Siegesnachricht den Berlinern durch Extrablätter verkündet. Daß die Freude in Berlin über die Siegesnachricht unendlich groß war, daß die üblichen Feste, Illuminationen u. s. w. gefeiert wurden, ist selbstverständlich. Die überaus gehobene Stimmung der Residenzbewohner konnte kaum mehr gesteigert werden, als am 11. Juli die zweite Kapitulation von Paris, welche am 3. abgeschlossen und am 4. ratifiziert worden war, verkündet wurde.

Am 19. Oktober 1815 traf König Friedrich Wilhelm III., nach kurzem Aufenthalt in Potsdam, wieder in Charlottenburg ein; auf eine feierliche Ein-

holung hatten diesmal die guten Berliner verzichtet; sie begnügten sich mit freudigen Lebehochs, die sie ihrem Könige bei einer großen Parade auf dem Exerzierplatz im Tiergarten brachten, stand ihnen doch schon in den nächsten Tagen ein anderes seltenes Fest bevor, dessen Feier sie für die versäumte Einholung zu entschädigen versprach: das 400jährige Hohenzollern-Jubiläum.

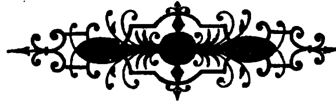
Am Sonntag den 20. Oktober 1415 hatten im Hohen Hause zu Berlin die Stände der Mark Brandenburg dem ersten Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern die Erbhuldigung geleistet. Am Sonntag den 22. Oktober 1815 sollte die Erinnerung dieses hochwichtigen Ereignisses in der Residenz durch ein glänzendes Fest gefeiert werden, durch ein Fest, bei welchem militärische Schaustellungen, Paraden u. s. w. mit Volksbelustigungen verbunden sein sollten. Bisher hatte die Hauptstadt eigentliche Volksfeste noch wenig gesehen. Früher waren die Erinnerungstage des königlichen Hauses nur durch Hofbelustigungen, Bälle und Theater gefeiert worden, auch hatte die Bürgerschaft sich durch prächtige Beleuchtung ihrer Häuser beteiligt, aber von besonderen Vergnügungen für das Volk war nie die Rede gewesen. Anders wurde es im Herbst des Jahres 1815 gehalten.

Das Hohenzollern-Jubiläum sollte nicht nur ein Hoffest, sondern auch ein Volksfest sein, und ein solches wurde es in der That. Am Sonntag den 22. Oktober fand während des Vormittags die militärische und kirchliche Feier statt, die sich von ähnlichen, bei dergleichen Gelegenheiten veranstalteten Feiern durch nichts unterschied. Interessanter für uns als die militärische Feier ist das Volksfest, zu welchem auf dem großen Exerzierplatz im Tiergarten die umfassendsten Vorbereitungen getroffen waren. Der Exerzierplatz war damals noch bedeutend größer als heute der Königsplatz, da das Krollsche Theater noch nicht existierte; er bildete ein längliches Viereck von 750 Schritt Länge und 320 Schritt Breite. Hier waren die Einrichtungen für alle möglichen Volksbelustigungen getroffen, zwei Rennbahnen für Wettläufer, jede 200 Schritt lang und 60 Schritt breit, eine von der anderen durch einen Zwischenraum von 200 Schritt getrennt, waren abgesteckt worden. Achtzig Schritt von den Rennbahnen befanden sich zwei Plätze, jeder 20 Schritt lang und 15 Schritt breit, die zu Hahnenschlägen eingerichtet waren. Außerdem hatte man Mastbäume von 70 Fuß Höhe errichtet, an deren mit Baumzweigen gekrönten Gipfeln auf wagerecht stehenden Wimpeln die Namen der denkwürdigsten Siegesorte Leipzig und Belle-Alliance zu lesen waren. Ungefähr 15 Fuß unter den Gipfeln hingen in einem mit Laubwerk geschmückten Kreise die Gewinne, welche sich die kühnen Kletterer von den Mastbäumen holen sollten. Ferner waren zwei Gerüste aufgestellt für die Musikcorps, die während des Festes zum Tanze spielen sollten. Zwischen den beiden Corps war ein besonderer Platz eingerichtet, von dem aus man Luftballons in die Höhe steigen lassen wollte. Um alle die einzelnen Spielplätze herum waren Schnüre gezogen, die den zu großen Andrang des Publikums abzuhalten bestimmt waren. Man vertraute damals und mit Recht darauf, daß das Volk die leichten Schnüre besser achten würde, als wenn zu diesem Zwecke ein Zwang angewandt würde. Nachmittags um 3 Uhr gab ein gelöster Kanonenschlag das Zeichen zum Beginn des Festes, die Musik ertönte, und die Spiele begannen. Auf den Rennbahnen bezeichneten zwei auf Fußgestellen aufgesteckte Fahnen das Ziel, ein grüner Kranz an den Fahnen bildete das Sinnbild des Sieges,

zwei Kampfrichter saßen an einem Tisch, um über die Rechtmäßigkeit des erlangten Siegespreises zu entscheiden, dem Sieger den Preis zu geben und seinen Namen niederzuschreiben. Die Preise selbst bestanden in Kleinigkeiten: seidenen Halstüchern, Westen, Tabakspfeifen, Brieftaschen und dergleichen mehr. Ehe ein Wettlauf begann, wurde jedesmal der Preis am Ziele emporgehalten, um die Kämpfer zu größeren Anstrengungen anzufeuern. Es fanden sich bald Preisrenner genug; die Berliner Jugend hat sich von jeher bei dergleichen Spielen ausgezeichnet, und mit besonderer Liebhaberei nahm sie an dem Wettlaufe teil. Viele, viele tausend Menschen — es wird die Zahl von 60,000 genannt — hatten sich auf dem Exerzierplatz versammelt. Nicht nur die Berliner, sondern auch die Bewohner der ganzen Umgegend, aus Spandau, Potsdam und allen anderen nahe gelegenen Städten und Dörfern wollten das Hohenzollern-Jubiläum in der Hauptstadt mitfeiern. Das Publikum drängte sich rings um die Bahnen und die anderen Spielplätze, aber überall achtete es die einfachen Schnüre, nirgends störte es durch unbescheidenes Eindringen in den abgesteckten Raum den Fortgang der Spiele. Die glücklichen Gewinner auf den Rennbahnen wurden mit lautem Jubel begrüßt, während ein Hohngelächter die zu langsamen oder auch die ungeschickten, die im schnellen Laufe hinpurzelten, empfing. Aehnlich ging es beim Hahnenschlag zu. Bedeutendere Preise und von größerem Werte als auf den Rennbahnen waren für die Sieger im Stangenklettern ausgesetzt: einige silberne Uhren, silberne Eß- und Theelöffel, eine Weste mit seidenem Halstuch und dergleichen mehr. Die Berliner Turnerschaft hatte die Preisrichter für diese Uebungen gestellt, und aus ihr gingen auch die Sieger beim Spiel hervor. Ein kleiner, kaum zwölfjähriger Turner war als der gewandteste zuerst auf dem einen Mastbaum, er hatte nur 10 Minuten mit Klettern zugebracht. Einen besonderen Jubel gab es für die Zuschauer, wenn hier und da einer der Preisbewerber kaum bis zur Mitte des Baumes gelangte und dann, wenn ihn die Kräfte verließen, schnell wieder hinabglitt. Am gedrängtesten standen die Zuschauer um den Platz, von welchem die Luftballons in die Höhe stiegen. Es waren nicht einfache Ballons, sondern meist Charakterfiguren, die unter dem Beifallklatschen der Menge sich in die Lüfte erhoben. Mit einbrechender Dunkelheit verkündete eine Anzahl Kanonenschläge den Anfang eines Feuerwerks, welches glücklich abgebrannt wurde, obgleich das feuchte Wetter einzelne Feuerwerkskörper verdorben hatte. Wenn aber auch nicht alles gelang, so waren die Berliner damaliger Zeit doch schon mit wenigem zufrieden, denn Feuerwerke waren immer ein seltenes Schauspiel, und da gerade die prächtigsten Stücke glücklich gelöst wurden, so war der Jubel groß. Als das Feuerwerk zu Ende war, flammten auf den rings um den ganzen Platz gestellten Kandelabern, welche Feuerbecken trugen, mächtige Kienfeuer in die Höhe, deren Licht dazu diente, der zahllosen Menge den Nachhauseweg zu erleuchten. Dies erste wirkliche Volksfest, welches in Berlin gefeiert wurde, verlief in ungestörter Ruhe so glücklich, daß die Zeitungen von dem Erfolge nicht genug zu erzählen wußten. Dem Volksfeste folgten bald andere Feierlichkeiten, bei denen die Residenzstadt Berlin den höchsten Glanz aufbot. Für die Geschichte haben sie kein Interesse, da sie sich nur in den uns bekannten Formen wiederholten.

Kaiser Alexander von Rußland hielt seinen Einzug in die preußische Hauptstadt, ihm folgten bald die durchziehenden russischen Truppen. Der

Empfang war so glänzend, wie ihn der russische Herrscher nur irgend wünschen konnte. Kaiser Alexander war damals in Berlin beim Volke sehr beliebt; die große Menge wußte ja nichts davon, daß Alexander eifersüchtig jede Machtvergrößerung Preußens beim Friedensschluß zu verhindern gesucht hatte, daß er seit dem Siege über Napoleon der preußischen Entwicklung ein gefährlicherer Feind geworden war, als selbst der französische Kaiser es gewesen. Das Volk sah in dem russischen Zaren nur den treuen Freund und Verbündeten seines Königs, und als bald darauf die Zeitungen verkündeten, die Freundschaft zwischen Friedrich Wilhelm III. und Alexander solle durch Familienbande noch enger geknüpft werden, am 4. November sei dem Hofe die Verlobung des russischen Thronfolgers Nikolaus mit der Tochter Friedrich Wilhelms III., der Prinzessin Charlotte, bekannt gemacht worden, fand das gute Volk von Berlin neue Gelegenheit zu Freudenfesten, die am Hofe und in Bürgerkreisen gefeiert wurden.



Elfte Abteilung.

Berlin unter der Regierung Friedrich Wilhelms III. bis zu dessen Tode.



Erstes Kapitel.

Die große Frage, welche das politische Leben der Nation in den Jahren nach der Beendigung der Freiheitskriege völlig beherrschte, war die Frage der Verfassung, welche Friedrich Wilhelm in seinem Aufrufe vom 22. Mai 1815 dem Volke verheißen hatte. In Berlin war die große Masse des Volkes so wenig politisch durchgebildet, daß sie kaum ein Verständnis, viel weniger ein Interesse für die Form der Regierung besaß. Was kümmerte es den Arbeiter und den einfachen Bürger, ob Preußen eine konstitutionelle oder eine absolute Monarchie war? Ihnen erschien es höchst gleichgültig, ob Reichsstände über die Aufrechterhaltung der Gesetze wachten und sie gaben, oder ob es der König persönlich that. Der Arbeiter hatte in keinem Falle dabei ein Wort mitzureden, denn an eine demokratische Mitbeteiligung des ganzen Volkes an der Regierungsgewalt dachten damals selbst die vorgeschrittenen Liberalen nicht, am wenigsten aber Männer wie Humboldt, Stein u. a., die eben nur eine aristokratisch-konstitutionelle Monarchie wollten, und für deren Bestrebungen daher das eigentliche Volk durchaus kein Verständnis besaß.

Die Unzufriedenheit über die Nichterfüllung des königlichen Versprechens vom 22. Mai 1815 zeigte sich deshalb nicht im ganzen Volke, sondern nur in den Kreisen der politisch Gebildeten, der Männer der Wissenschaft. Vor den Befreiungskriegen hatte in Berlin die schroffste Absonderung der Stände voneinander stattgefunden. Die Jahre 1813, 1814 und 1815 hatten diese allerdings für kurze Zeit aufgehoben, Adlige und Bürgerliche, Beamte, Kaufleute und Handwerker waren mit gleicher Begeisterung zu den Fahnen geeilt, um dem Vaterlande zu dienen, sie hatten im Kampfe nebeneinander gestanden und sich dadurch auch gesellschaftlich einander genähert. Bald nach dem Kriege aber war diese schöne Eintracht wieder zerstört worden. Der Adel hatte sich wie früher abgesondert vom Bürgertum, er suchte seine ausschließliche Stellung wieder einzunehmen, und wenn es ihm auch nicht gelang, die alten Vorrechte

zurückzuerobern, gesellschaftlich wollte er wenigstens den ersten Stand im Staate bilden. Noch immer waren die meisten höheren Stellen in der Staatsverwaltung und im Heere durch Adlige besetzt; kein Gesetz bestimmte dies, kein Gesetz verbot den Bürgern, zu den höchsten Staatsämtern emporzusteigen oder in der Garde die Offizierstellen in Anspruch zu nehmen, trotzdem aber wurden schon bald nach dem Kriege die Adligen wieder überall bevorzugt. Allerdings waren noch viele Bürgerliche, teils Offiziere und selbst hohe Offiziere, teils Staatsbeamte in den höchsten Aemtern, aber die so Bevorzugten schlossen sich ganz dem Adel an und blickten meist mit nicht weniger Stolz als dieser auf das eigentliche Bürgertum herab. Der Adel bildete in Berlin bald nach den Befreiungskriegen wieder gesellschaftlich einen scharf abgeschlossenen Kreis, in den er nur hier und da einen vornehmen bürgerlichen Beamten, einen berühmten Mann der Wissenschaft, einen ausgezeichneten Künstler eindringen ließ. Nicht minder schloß sich das Beamtentum gesellschaftlich vom eigentlichen Volke ab. Der alte Büreaukratenstolz erwachte von neuem. Ein höherer Beamter hielt sich vom Umgange mit Kaufleuten oder gar mit Handwerkern kühl zurück. Wie ihn eine unsichtbare, aber doch täglich unangenehm gefühlte Scheidewand von den Adelskreisen trennte, so zog er eine solche auch gegen die von ihm als tiefer stehend betrachtete bürgerliche Gesellschaft. Wie es nur wenige hochgestellte Adlige wagten, dem Standesvorurteil zu trotzen und sich ihre Gesellschaft lediglich nach ihrem Geschmack zu wählen, so meinten auch die meisten hohen Beamten, ihrer bevorzugten Stellung etwas zu vergeben, wenn sie herabstiegen in die Kreise des niederen Bürgertums.

Gesellschaftlich frei lebten nur die Männer der Wissenschaft und Kunst. Sie allein hatten Zutritt in die Adelskreise und in die Gesellschaften der höheren Beamtenwelt, weil bei der in Berlin seit Friedrich des Großen Zeit modernen und stets zur Schau getragenen Liebe der höheren Gesellschaft für alle wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen Wissenschaft und Kunst ihren Trägern eine vom Stand abgesonderte gesellschaftliche Stellung gewährten. Diese mußten daher auch ihrerseits duldsam sein. Aber wenn sie auch auf Rang und Stand keine Rücksicht nahmen, wenn sie den gebildeten jüdischen Kaufmann ebenso gern in ihre Gesellschaft zogen als den Minister oder Offizier, so zeigten sie sich um so ausschließlicher gegen alle, welche ihnen nicht geistig ebenbürtig waren.

Der eigentliche Bürgerstand Berlins stand bald nach den Befreiungskriegen der höheren Gesellschaft so fern wie jemals vorher. Er hatte kaum irgend eine Berührung mit den Kreisen des Adels, der höheren Beamten, der Männer der Wissenschaft und Kunst. In dieser gesellschaftlichen Abgeschlossenheit war der Bürger außer stande, sich politisch fortzubilden; die Mittel, welche er hierzu heutzutage hat, fehlten ihm damals ganz. Das Bürgertum Berlins versank nach und nach in einen tiefen, politischen Schlaf, es lebte nur für den gewerblichen Verdienst und für den Genuß des Erworbenen.

So stand es in Berlin, als das Jahr 1830 plötzlich in ganz Deutschland ein neues politisches Leben erweckte, ein Leben, aus welchem die Freiheitsfreunde neue Hoffnungen schöpften. Die Julirevolution in Paris hatte auch in Deutschland revolutionäre Bewegungen zur Folge. In Braunschweig, Kassel, Dresden und anderen Orten regte sich das Volk, es machte seine

Revolutiönchen nach dem Muster der französischen Revolution, und auch in Preußen gab es in manchen Städten unruhige Auftritte. In jenen stürmischen Tagen richteten sich die Blicke mancher begeisterten Anhänger der liberalen Ideen erwartungsvoll nach Berlin, der preußischen Haupt- und Residenzstadt. Wenn Berlin dem Beispiele von Paris folgte, wenn das preußische Volk sich erhob, um die versprochene Verfassung zu fordern, wenn es gelang, den König zur Erfüllung seines Versprechens zu zwingen, dann hatte in ganz Deutschland die Verfassungspartei gesiegt! Während des ganzen August des Jahres 1830 herrschte in der Residenz eine eigentümliche gereizte Stimmung unter der Bürgerschaft. Die Regierung erkannte dies wohl, sie bereitete sich auf ernste Unruhen vor. Von welcher Seite diese aber ausgehen würden, zu welchen Zielen sie führen sollten, davon hatte weder die Regierung noch die Bürgerschaft die geringste Ahnung.

Und der Ausbruch kam. Er war so kleinlich und erbärmlich, so ohne jede gerechte Veranlassung, ohne Zweck und Ziel, daß er den Spottnamen der Schneiderrevolution, den ihm die witzelnden Berliner selbst gegeben haben, wohl verdient. Der Thatbestand ist folgender: Ein Schneidergeselle wurde verhaftet, weil seine eigenen Zunftgenossen ihn als Neuerungen predigend der Behörde angegeben hatten. Daraus nahmen Polizeibeamte Veranlassung, einige beliebige andere Schneidergesellen als arbeitslose Herumtreiber einzusperren, obgleich diese gar nicht arbeitslos und gar keine Herumtreiber waren. Darauf erfolgte, wie die Spenersche Zeitung am 24. September berichtete:

„am Abend des 16. September in der zehnten Stunde ein Zusammenlauf von Gesellen auf dem Cölnischen Markt, welche mit Geschrei die Loslassung der Verhafteten verlangten. Diese Unordnung veranlaßte das Herzuströmen der Neugierigen in nicht geringer Menge, wodurch der ganze Schloßplatz gefüllt wurde. Schnell erschienen die Behörden, deren Amtspflicht das Einschreiten in solchen Momenten gebietet. Ihre einfache Ermahnung genügte, die Neugierigen zu zerstreuen. Einige der Unruhestifter und solche Personen, welche sich auf die geschehene Ermahnung nicht entfernten, wurden verhaftet, und um 11 Uhr war auch auf diesen Plätzen die völlige Ruhe zurückgekehrt, die schon in den angrenzenden Straßen und im ganzen übrigen Teile der Stadt nicht einen Augenblick war unterbrochen worden. Am 17. abends zwischen 7 und 8 Uhr lockte die Neugier, ob die gestrigen Vorgänge sich wiederholen würden, eine Menge Müßiggänger auf den Cölnischen Markt und den nahen Schloßplatz. Ohne ihr Erscheinen würde es kein Ruhestörer gewagt haben, sich heute zu zeigen, doch in der Menge versteckt, erlaubten sie sich unziemliches Geschrei und insultierten durch mehrfache Steinwürfe die Polizei und die Gendarmerie, die einen solchen Unfug nicht dulden durften und nun nach diesen geschehenen Thätlichkeiten, und da sie nicht anders zum Weichen zu bringen war, ohne weiteres die ganze Masse zerstreuen mußten, nur die Widersetzlichen zogen sich gefängliche Haft oder Verwundung zu, durch flache Säbelhiebe, von denen in der Dunkelheit und im Gewühl manche scharf gefallen sein können. Um 10 Uhr war auch hier Ruhe und Ordnung hergestellt, die, so wie am vorigen Abend, in keinem anderen Teile der Stadt auch nur auf Augenblicke gestört wurde."

Magistrat und Stadtverordnete waren über die Unruhen in ihrer friedlichen Stadt ernstlich besorgt, sie legten ihnen eine größere Wichtigkeit bei, als sie in der That besaßen. Der Magistrat erließ am 18. September eine Bekanntmachung, welche an die Hauseigentümer, die Kommunalbeamten und an die Gewerke verteilt wurde; er mahnte darin die Grundeigentümer mit dringenden Worten, sie möchten dafür sorgen, daß sowohl Erwachsene als auch besonders Jüngere sich vom Finsterwerden an zu Hause hielten, damit nicht durch Neugierige der Zulauf zu Volksansammlungen vermehrt werde



Der Lustgarten mit dem nach Schinkels Plan 1817 umgebauten Dome und dem von Schinkel 1830 vollendeten Museum.

und sogar diese verursacht würden. Gleichzeitig mit der Bekanntmachung des Magistrats erschien auch eine der Polizei, welche jedes Zusammenstehen von mehr als fünf Personen abends auf den Straßen bei Strafe der Verhaftung verbot. Die Stadtverordneten glaubten als Vertreter der Bürgerschaft vor allem die Verpflichtung zu haben, auch ihrerseits über die Maßregeln zur Verhütung weiterer Unruhen in Beratung zu treten. Sie vereinigten sich am Abend des 18. September in einer außerordentlichen Versammlung und beschlossen zwar nichts zu thun, da jedes Eingreifen nicht als zweckmäßig erschien, sich aber einem Schreiben des Magistrats an den König, in welchem die städtischen Behörden ihr Bedauern über die stattgehabten Unruhen ausdrücken wollten, anzuschließen. Sie versicherte in Verbindung mit dem Magistrat dem Könige in einer Adresse, daß die beklagenswerten Vorfälle nur einzelnen Mutwilligen zur Last fielen, daß aber die gesamte Bürgerschaft von der Gesinnung der ehrfurchtvollsten Treue und der innigsten Anhänglichkeit für Se. Majestät durchdrungen sei. Mit der gnädigen Antwort, welche der König auf diese Adresse gab, wäre wohl für die städtischen Behörden Berlins diese Angelegenheit erledigt gewesen, denn die Unruhen hatten sich nicht wiederholt, wären die Stadtverordneten nicht von allen Seiteu gedrängt worden,

sich der Bürgerschaft, deren Vertreter sie seien, anzunehmen. Gerade die ruhigsten Bürger der Stadt waren empört über die Vorfälle am 16. und 17. September. Hatten sie auch kein Mitgefühl mit den lärmenden und schreienden Volksscharen, welche an jenen Abenden durch die Straßen Berlins gezogen waren, so fühlten sie sich doch tief entrüstet über die rohe Gewalt, mit der manche Polizisten und Soldaten gegen das Volk aufgetreten waren, und zwar nicht allein gegen die Lärmmacher, sondern auch gegen ruhige Bürger, die zufällig des Weges gekommen und nur einige Augenblicke stehen geblieben waren, um mit der den Berlinern so eigenen Neugierde, den „Witz" mit anzusehen. Man erzählte in den Bürgerkreisen von wahrhaft empörenden Roheiten, deren sich Gendarmen und Soldaten schuldig gemacht haben sollten, mehrere Stadtverordnete waren selbst Augenzeugen von Gewaltmaßregeln gewesen, außerdem aber gingen der Versammlung auch schriftliche und mündliche Anzeigen aus der Mitte der Bürgerschaft zu. In der Versammlung der Stadtverordneten vom 23. September 1830 kamen zahlreiche derartige Klagen zur Sprache. Die Versammlung fühlte sich daher verpflichtet, die Rechte der Bürgerschaft wahrzunehmen. Sie wandte sich an den Magistrat und ersuchte ihn, bei den höchsten Behörden die strengste Untersuchung gegen diejenigen Polizeibeamten, welche ihre Amtsbefugnisse überschritten hätten, zu beantragen, denn es sei dringend notwendig, daß endlich die Grenzen festgestellt würden, innerhalb deren die Polizeibeamten sich bewegen dürften. Das anerkennenswerte Streben der Stadtverordneten-Versammlung hatte keinen Erfolg. Die Polizei war damals so allmächtig in Berlin, daß der Magistrat Anstand nahm, in dieser Angelegenheit weitere Schritte zu thun. Er lehnte den Antrag der Stadtverordneten ab, indem er erklärte, daß bei den bestehenden Ressortverhältnissen nur die Beteiligten selbst sich mit Beschwerden gegen die Polizeibeamten und Gendarmen an die diesen vorgesetzte Behörde, also das Polizeipräsidium, wenden könnten, die städtischen Behörden aber kein Recht hätten, hier einzugreifen. War so die Schneiderrevolution im Keime unterdrückt worden, so wurde auch die Erinnerung an sie bald aus den Gesprächen der Bürger durch einen unheimlichen Gast verdrängt, der sich aus Rußland und Polen anmeldete, durch die Cholera.

Noch war die Seuche von Berlin viele Meilen weit entfernt, und doch herrschte in der Residenz schon eine fabelhafte Furcht davor, welche durch die Regierungsbehörden fortwährend genährt wurde. Es gab damals nur ein Thema des Gesprächs in allen Kreisen der Gesellschaft Berlins: die Cholera! Wird sie auch nach der Hauptstadt kommen? Welche Maßregeln sollen ergriffen werden, um sie abzuhalten, welche, um sich vor ihr zu schützen, wenn sie dennoch kommt? Schon im Winter hatte die Regierung eine Anzahl Aerzte nach Moskau gesandt, die sich über das Wesen der Cholera unterrichten sollten. Auf Grund ihres Berichtes wurden an den Grenzen und auch innerhalb des Landes Kordons gezogen und Verkehr und Handel fast vollständig lahmlegende Grenzsperrungen angeordnet. Trotzdem kam die Cholera immer näher nach Berlin. Hier wurde aus hohen Militär-, Staats- und städtischen Beamten ein Gesundheitskomitee gebildet, welches unter Leitung des Stadtkommandanten Generallieutenant von Tippelskirch über die zu ergreifenden Maßregeln beraten sollte; zu den Mitgliedern dieses Komitees gehörten außerdem noch mehrere Aerzte. Ueber alle in die Stadt kommenden Fremden

wurde die strengste Aufsicht geübt; an den Thoren standen Wachen und Polizeibeamte, welche zu prüfen hatten, ob etwa die Fremden aus verdächtigen Gegenden kamen. Auch die Gasthöfe wurden zu diesem Zwecke noch besonders scharf überwacht. Der Unglückliche, dessen Heimat der Cholera verdächtig war, oder der auf seiner Reise einen verdächtigen Landstrich passiert hatte, wurde ohne weiteres in die Kontumaz gebracht, um dort zehn Tage Quarantaine zu halten. Zur Kontumazanstalt war das sogenannte Schlößchen vor dem Frankfurter Thore eingerichtet. Wichtig wäre es wohl gewesen, Fürsorge anderer Art zu treffen, z. B. Choleralazarette in genügender Zahl einzurichten, um für den Empfang des schauerlichen Gastes gerüstet zu sein. Dies aber geschah nur in höchst unzureichendem Maße, weil Stadt und Staat im Streite lagen, von welcher Seite die Kosten solcher Einrichtungen zu tragen seien. So wurde denn vorläufig nur das Pockenhaus in der Kirschallee vor dem Oranienburger Thor mit 13 Betten, sage 13 Betten!! — eingerichtet, und erst als die Krankheit wirklich ausgebrochen war, kam man dahin, weitere Fürsorge für die Aufnahme der Kranken zu treffen.

Am 29. August 1831 wurde der erste Cholerafall gemeldet: Auf einem Torfkahn bei Charlottenburg starb ein Schiffer, und schon am folgenden Tage brach die Krankheit auf einem Kahn, der am Schiffbauerdamm lag, in Berlin selbst aus. Die Krankheit nahm langsam zu. Es erkrankten in den ersten 3 Tagen 17 Personen, am 5ten Tage 20, am 8ten 26, am 13ten 43 u. s. w. Die Berliner hatten sich die Seuche viel schlimmer vorgestellt, trotzdem zeigten sie in den ersten Wochen der Epidemie noch immer eine wahnsinnige Furcht. Ich war beim Ausbruch der Cholera in Berlin ein Knabe von 8 Jahren. Viele wichtigere Ereignisse meiner Kindheit sind mir entschwunden, aber die Eindrücke, welche die erste Cholerazeit in Berlin machte, sind mir unverlöschlich geblieben. Ich sehe noch den traurigen Zug eines Kranken, der im Korbe nach dem Lazarett getragen wurde. Vor der warnenden Klingel flüchteten voll Grauen alle Begegnenden in die nächsten Häuser, aber die Neugierde trieb sie doch, aus den halb geöffneten Thüren dem Zuge nachzuschauen, dessen Aeußeres, das abenteuerliche Kostüm der in schwarzen Glanztaffet gekleideten Träger, schon Entsetzen erregte. Unvergeßlich wird mir ein kecker, übermütiger Schusterjunge sein, der neben dem Zuge her bald auf den Füßen, bald auf den Händen, den Bürgersteig entlang lief und dabei unaufhörlich schrie: „Man nich jraulich machen, ick kriege keene Cholera", bis ihn endlich der vorangehende Polizist durch ein paar tüchtige Jagdhiebe verscheuchte. Die Berliner Straßenbuben zeigten sich in jener Zeit mit ihrer naturwüchsigen Unverschämtheit am tapfersten, und sie haben wesentlich dazu beigetragen, die alberne Cholerafurcht zu verscheuchen. Die unglücklichen Aerzte, welche in den ersten Tagen mit Wachstuchmantel und Maske in den Straßen erschienen, um ihre Cholerakrankenbesuche zu machen, wurden so unbarmherzig von den Gassenbuben verspottet, daß sie bald genug sich gezwungen sahen, die auffallende Tracht zu Haus zu lassen. Mehr und mehr brach die gesunde Vernunft sich Bahn, als die Bürger von Berlin beachteten, daß einerseits die Krankheit so fürchterlich, wie sie geschildert worden, gar nicht sei,*) und daß andererseits alle Absperrungsmaßregeln,

*) Es erkrankten während der ganzen bis zum Schluß des Jahres dauernden Epidemie in Berlin 2271 Personen, von denen 1426 starben, also auf 1000 Seelen

Räucherungen, Desinfizierungen des Geldes und der Waren sich als nutzlos erwiesen. Die Theater und anderen Vergnügungsorte, welche anfangs leer gewesen waren, füllten sich wieder, das Publikum ging wie früher den Geschäften und den Lustbarkeiten nach.

Ein wesentliches Verdienst für die Befreiung der Berliner von der albernen Furcht hat sich eine eigentümliche Zeitschrift erworben. Gleich nach dem Ausbruch der Krankheit in Berlin wurden zwei Cholerazeitungen gegründet, welche nichts brachten, als Nachrichten über den Stand der Krankheit, Geschichten bemerkenswerter Heilungen u. s. w. Die eine dieser Zeitungen wurde von dem Medizinalrat Casper, die andere von dem praktischen Arzt Dr. Sachs herausgegeben. Die erstere war das amtliche Organ, die zweite hingegen ein freies Unternehmen, welches sich die Aufgabe stellte, der gesunden Vernunft das Wort zu reden. Anfangs hatte Dr. Sachs schwere Kämpfe zu bestehen. Die Censur strich unbarmherzig alle Artikel, welche sich gegen Sperrungsmaßregeln u. s. w. richteten. Bald aber änderte sich die herrschende Strömung, die Redaktion erhielt größere Freiheit und kämpfte nun mit beißendem Witz und glänzendem Erfolg gegen die angeordneten Sperrmaßregeln, die Kontumazen u. s. w., daß die Behörden nach und nach weniger peinlich in deren Durchführung wurden.

Auch am königlichen Hofe hatte sich bei Beginn der Seuche die in ganz Berlin herrschende Furcht geltend gemacht. Schloß und Park von Charlottenburg, wo die königliche Familie wohnte, waren von jedem Verkehr mit dem Publikum abgesperrt worden, aber der gesunde Sinn des Königs ließ diesen bald das Thörichte der Cholerafurcht erkennen, die Absperrungsmaßregeln wurden deshalb schon nach kurzer Zeit aufgehoben. Da der Hof sich so vorurteilsfrei zeigte, glaubten die Behörden, auch nachsichtig sein zu müssen. Als Anfang November der berühmte Philosoph Hegel an der Cholera erkrankte und starb, gaben sie dem allgemeinen Wunsche seiner vielen Verehrer nach. Hegel wurde 48 Stunden nach seinem Tode am Tage ganz in üblicher Weise ohne die albernen, für Choleraleichen gebotenen Formalitäten auf dem gewöhnlichen Kirchhof begraben, und zahllose Freunde folgten dem Dahingeschiedenen*). Alle Verordnungen wurden nun eine nach der andern entweder förmlich aufgehoben oder stillschweigend nicht mehr ausgeführt, bis sie endlich durch das Erlöschen der Epidemie von selbst sich erledigten.

Im Jahre 1835 wurde die Hauptstadt wieder der Schauplatz von scheinbar recht ernsten Unruhen, und doch hatten diese einen ebenso läppischen Ursprung wie die Schneiderrevolution von 1830 und standen der Politik ebenso fern wie jene. Der 3. August, der Geburtstag des Königs, war seit langen Jahren von den Berlinern zu Volksfestlichkeiten aller Art benutzt worden.

An jedem 3. August waren schon am frühen Morgen die Straßen Berlins belebt. Die Schuljugend hatte einen Feiertag, und sie benutzte [illegible]

(Berlin zählte damals etwa 249000 Einwohner) etwa 5,7 Tote, während die [illegible] von 1866 bei 670000 Einwohnern 6174 Todesfälle, also auf 1000 Seelen [illegible] 9 Tote ergab.

*) Sämtliche an der Cholera verstorbenen Personen wurden nicht auf dem gewöhnlichen Kirchhofe sondern auf besonders eingerichteten Cholerafriedhöfen beerdigt. Die Begleitung der Leiche war den Leidtragenden verboten.

meist begünstigt durch das Wetter, um sich auf den Straßen lärmenden Spielen zu überlassen. Hier und da auf den öffentlichen Plätzen wurde von den Jungen unter Jubelschrei ein Kanonenschlag gelöst, und ein besonderes Vergnügen machte es der ausgelassenen Schar, wenn sie dadurch die Vorübergehenden gründlich erschrecken konnte. An anderen Tagen hätte die Polizei solchem Unfug schnell ein Ende gemacht, am 3. August aber übersah sie ihn ganz. Nachmittags begann die eigentliche Feier des Tages. Die Werkstätten und Fabriken wurden fast ohne Ausnahme geschlossen. In allen öffentlichen Lokalen war Musik, hier und da wurden besondere Festlichkeiten veranstaltet. Den Hauptsammelplatz bildeten an jenem Tage für die Berliner die Linden und der Tiergarten. Während des ganzen Nachmittags und Abends bis spät in die Nacht hinein zogen jubelnde, lärmende Scharen von Arbeitern die Linden entlang. Das Lied: „Heil Dir im Siegerkranz" wurde mit lauter Stimme gesungen, und vor dem kleinen Hause des Königs (dem jetzigen, durch einen Aufbau bedeutend vergrößerten Palais Kaiser Friedrichs) ertönten unaufhörlich stürmische Lebehochs. Der rechte Jubel aber begann erst des Abends. Ganz Berlin schien am 3. August der Schauplatz eines allgemeinen Feuerwerks zu sein. Wo man ging, sah man Raketen, Leuchtkugeln und Schwärmer fliegen, auf allen Straßen knallten Freudenschüsse aus kleinen Pistolen und selbst aus Gewehren, hier und da wurde auch ein Kanonenschlag gelöst. Die großen Plätze, den Lustgarten, Dönhoffsplatz u. s. w. konnte man ohne Gefahr kaum überschreiten. Man mußte fortwährend besorgt sein, durch einen der zahllosen Feuerwerkskörper verbrannt zu werden. Am tollsten ging es auf dem großen sandigen Exerzierplatz, dem jetzigen Königsplatz,



Das Palais Kaiser Wilhelms I.,
von Langhans dem Jüngeren 1834 bis 1836 gebaut.

vor dem Brandenburger Thor zu; dort dauerte der Lärm bis tief in die Nacht hinein. Viele Jahre lang hatte das Berliner Volk in dieser Weise den Königsgeburtstag gefeiert, ohne je von der Polizei gestört zu werden. Der 3. August wurde deshalb von den zu jedem Unfug stets aufgelegten Berliner Gassenbuben als ein Tag angesehen, an dem die Polizei überhaupt nichts zu sagen habe; sie betrachteten es als ihr gutes Recht, an diesem Volkstage ohne irgend eine Aufsicht alles zu thun, was sonst verboten war, ja die kühnsten wagten sogar, abends auf den Straßen und im Tiergarten ihre Cigarren zu rauchen.

In den dreißiger Jahren war die Volksfeier des Königsgeburtstags noch lärmender gewesen als früher, so daß endlich die Behörden glaubten, der stürmischen Lust doch einen Zügel anlegen zu müssen. Besonders toll ging es am 3. August 1834 zu, der Lärm war größer als je, das Schießen auf den Straßen, das Abbrennen von Feuerwerkskörpern wurde in einem solchen Umfange getrieben, daß es mehrere ernste Unglücksfälle veranlaßte. Der Magistrat wandte sich deshalb an das königliche Polizeipräsidium mit dem dringenden Ersuchen, solchem Unfug endlich ein Ziel zu setzen, und dieselbe Aufforderung kam auch von mehreren angesehenen Staatsbeamten, sogar von einer sehr hochgestellten, aber beim Volke wenig beliebten Person, von der man erzählte, sie sei von den übermütigen Proletariern zur Feier des Königsgeburtstages arg mißhandelt worden. Man sprach von einem Schwärmer, den ein toller Schusterjunge dem hohen Herrn gerade unter der Nase abgebrannt habe. Andere wollten sogar wissen, einige böswillige Burschen hätten sich so weit vergessen, den betreffenden Herrn trotz seines bevorzugten Blutes wie einen gewöhnlichen Menschen durchzuprügeln, weil er sich erlaubt habe, ein Dämchen ihrer Gesellschaft unzart anzureden. Ein Erlaß des Ministeriums des Innern und der Polizei vom 14. August 1834, welches eine besonders strenge Handhabung der polizeilichen Ordnung auf den Straßen der Residenz am Geburtstage des Königs ausdrücklich vorschrieb, folgte der Missethat auf dem Fuße. Der Erlaß befahl, die gesetzlichen Strafbestimmungen gegen Straßenunfug, welche bisher am 3. August ganz unbeachtet geblieben waren, fortan an diesem Tage mit Strenge zur Ausführung zu bringen und durchaus keine Nachsicht walten zu lassen.

Die Berliner hörten mit Staunen, daß ihr Lieblingsfest ihnen gestört werden sollte; aber sie glaubten nicht recht an den Ernst des Ministerialerlasses. Um so mehr wurden sie überrascht, als das Polizeipräsidium in Gemeinschaft mit dem Gouvernement am 19. Juni und 24. Juli 1835 eine Bekanntmachung erließ, in welcher es auf das ungesetzmäßige Schießen und Abbrennen von Feuerwerkskörpern auf den Straßen aufmerksam machte und diesen Unfug auf das strengste verbot. Die Bekanntmachung wurde in der Vossischen und Spenerschen Zeitung zweimal veröffentlicht, außerdem erschien sie auch im Staats- und Intelligenzblatt, und das letzte Mal wurde sie mit gesperrter Schrift gedruckt, damit sie keinem Berliner entgehen könnte. Die Polizeikommissarien in allen Revieren der Stadt wurden außerdem verpflichtet, mündlich die Bevölkerung vor dem polizeiwidrigen Schießen und Feuerwerken noch besonders zu warnen; niemand sollte sich mit Unkenntnis des Gesetzes entschuldigen können.

Der 3. August 1835 nahte heran. In ganz Berlin sprach man schon mehrere Tage vorher davon, daß die Anordnungen der Behörden sicherlich schwere

Unruhen herbeiführen würden. Daß die Presse geknebelt war, daß politisch Verdächtige in Unzahl verhaftet und nach summarischem Prozesse auf die Festungen geschickt wurden, daß dem Volke die seit Jahren versprochene Verfassung nicht gewährt wurde, das alles ließen sich die Berliner ruhig und geduldig gefallen, unmöglich aber konnten sie ihre Freiheit, am 3. August den Feuerwerk-Unfug in den Straßen zu treiben, sich ohne Widerstand rauben lassen. Sie waren entschlossen, der Polizei sich ernstlich zu widersetzen, und die Polizei wußte dies, sie hatte deshalb ihre ganze Macht aufgeboten, um Siegerin in dem bevorstehenden Kampfe zu bleiben. Alle Polizeibeamte und Gendarmen waren auf den Beinen. Sie hatten besondere Anweisungen bekommen, wie sie die Ordnung aufrecht erhalten sollten. Der größere Teil war nach dem Tiergarten beordert worden, die Wachen am Brandenburger Thor, am Unterbaum und Potsdamer Thor waren verdoppelt. So glaubte die Polizei, mit Ruhe die kommenden Ereignisse erwarten zu dürfen. Am Nachmittage hatten sich auf dem Exerzierplatz vor dem Brandenburger Thor eine Masse von Lehrburschen und Gesellen versammelt und allerlei Mutwillen getrieben. Ein Schuß fiel. Der Thäter wurde verhaftet und in einem Wagen fortgeschleppt, ohne daß Widerstand geleistet wurde. Mit dem Einbruch der Dunkelheit aber änderte sich das Benehmen der Menge. Jetzt knallte es plötzlich an allen Orten aus Pistolen und Gewehren, Kanonenschläge wurden abgebrannt, Raketen und Schwärmer stiegen in die Luft, überall erglänzten die Leuchtkugeln in ihrem bunten Lichte. Anfangs suchten die Polizeibeamten und Gendarmen durch gütiges Zureden, dann durch ernste Aufforderungen, die Ordnung wieder herzustellen. Als aber alle Worte nichts nutzten, verhafteten sie einzelne der Widerspenstigen, und nun brach plötzlich ein wilder Tumult aus. Die Beamten wurden verhöhnt; Scharen von Jungen sammelten sich und suchten die Verhafteten zu befreien. Die Polizisten griffen zu den Waffen, besonders strenge zeigten sich die überhaupt verhaßten Gendarmen, sie machten mehrfach scharfen Gebrauch von ihren Säbeln und erregten dadurch die Wut der Masse. Einige Buben rafften Steine auf und gebrauchten diese gegen Polizei und Gendarmen. Es kam zu einem wirklich heftigen Kampfe, bei dem mehrere Polizisten, aber auch viele der Unruhstifter verwundet wurden. Eine Rotte der Anführer wandte sich nach dem Zirkusgebäude, welches damals auf dem Exerzierplatze aufgebaut war, und suchte die Thore zu erbrechen. Sie wollten vom Dache herab die Steine auf die Gendarmen schleudern. Der Skandal war so arg geworden, daß die Polizei seiner nicht mehr allein Herr werden konnte. Sie holte Militär herbei, und mit dessen Hülfe gelang es ihr, das Volk zum Brandenburger Thore hinein in die Stadt zu treiben. Hier aber entfaltete sich jetzt der tollste Unfug.

Der lärmende Haufen zertrümmerte Unter den Linden die Straßenlaternen; die eisernen Stangen der Barriere wurden mit wunderbarer Kraft aus den Steinpfeilern gerissen und zum Teil krumm gebogen, viele Bänke der Promenade wurden zerstört, und die Straßenbuben machten sich ein besonderes Vergnügen daraus, die Fenster in den Häusern mit Steinen einzuwerfen. Vom Brandenburger Thor her folgte das Militär den Ausschreitenden. Es hieb scharf ein. Besonders zeigten sich die Kürassiere, die mehrfach durch Steinwürfe beleidigt worden waren, erbittert; mit ihren schweren Pallaschen verwundeten sie viele der Aufrührer. Sie sprengten auf die Volkshaufen ein

und suchten diese hierdurch zu zerstreuen, selbst einzelne ruhige Spaziergänger wurden von den aufs äußerste gereizten Soldaten mit Pallaschhieben mißhandelt. In der Nacht um 1½ Uhr war endlich die Ruhe hergestellt; auch in den Straßen, wo ebenfalls die Laternen zertrümmert worden waren, war das Volk auseinandergetrieben.

Der Aufruhr des 3. August machte in Berlin viel von sich reden. Man hatte ihn erwartet, und vielleicht deshalb war er gekommen; aber er hatte größere Umrisse angenommen, als dies vorauszusehen war. Die ruhige Bürgerschaft mißbilligte den Pöbelskandal, wenn sie auch die vielfachen Uebergriffe der Polizei und Gendarmen nicht gutheißen konnte. Daß gerade durch die Art des Einschreitens, durch das Gewaltsame bei den Verhaftungen, durch das barsche Wesen der Gendarmen, welche das Volk zum Auseinandergehen aufgefordert hatten, viel geschehen war, um den Aufruhr größer zu machen, als er sonst geworden wäre, wurde allgemein behauptet. Ein politischer Hintergrund fehlte dem Skandal gänzlich, jeder Vernünftige mußte dies einsehen, und dennoch gab es einige überspannte Männer, welche glaubten, aus den Pöbelunruhen einen Volksaufstand machen und ihn zu politischen Zwecken gebrauchen zu können.

Man wußte in Berlin, daß am 4. August der Tumult sich wiederholen werde, dies war laut genug von den Pöbelhaufen, indem sie sich zerstreuten, ausgesprochen worden. Hierauf bauten einige Leute aus den besseren Ständen, thörichte Politiker, welche weder ihre Zeit noch ihr Volk kannten. Sie beschlossen, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen. Am Morgen des 4. August benachrichtigte eine Bekanntmachung des Polizeipräsidiums die Berliner von den Ereignissen des vergangenen Tages. Am Schlusse wurde das Verbot des Schießens auf den Straßen wiederholt. Einen Erfolg hatte die Bekanntmachung nicht, denn schon am Vormittag begannen die Unruhen von neuem. Gegen zehn Uhr fand sich eine große Menschenmasse auf dem Exerzierplatz zusammen. Sie stürmte den Cirkus und zerstörte das Innere des Gebäudes, ja einige der böswilligen Burschen legten sogar Feuer an und versuchten den Cirkus in Brand zu stecken. Zum Glück kam noch zur rechten Zeit eine Militärabteilung herbei und hinderte die Brandstiftung. Einige Bürger, welche neugierig sich ebenfalls auf dem Exerzierplatz eingefunden hatten, und welche versuchten, durch gütliches Zureden die Ordnung aufrecht zu erhalten, wurden von der Menge mißhandelt und mit Steinwürfen bis in die Stadt, wohin sie flohen, verfolgt.

Am Nachmittag wuchs der Lärm, und am Abend wurde er endlich fast toller wie am 3. August. Im Prinzessinnenpalais, im Kommandanturgebäude und in vielen Privathäusern wurden die Fensterscheiben eingeworfen. Die noch stehenden Straßenlaternen wurden zum Teil ausgerissen, die Barrieren Unter den Linden vollends zerstört. Polizei und Militär vermochten nur mit äußerster Anstrengung des Tumults Herr zu werden. Abends 9 Uhr wurde das Hallesche, Potsdamer, Brandenburger und Unterbaumsthor geschlossen. Wieder gab es nicht unbedeutende Kämpfe, aber gegen 11 Uhr gelang es, die Ordnung wieder herzustellen. Man hatte an diesem Tage unter den Ausschreitenden manche besser gekleidete Männer gesehen; einige von diesen wurden verhaftet unter der Beschuldigung, den Pöbel aufgewiegelt und zur Fortsetzung der Ausschreitungen ermuntert zu haben.

Am Morgen des 5. August erließ der Magistrat durch öffentlichen Anschlag eine Aufforderung an die Einwohner Berlins, in welcher er die Bürger dringend bat, zur Verhütung ähnlicher Ausschreitungen wie die am 3. und 4. verübten, mitzuwirken, namentlich durch Ermahnung und Verwarnung der Meister an ihre Gesellen und Lehrlinge, der Familienväter an ihre Söhne und Untergebenen. Auch ein Anschlag des Polizeipräsidenten erschien, in welchem die Strafen, die auf die Zertrümmerung von Straßenlaternen und Fensterscheiben sowie auf die Beschädigung öffentlicher, zum Gebrauche des Publikums bestimmten Anlagen u. s. w. aus Mutwillen und Bosheit gesetzt waren, in Erinnerung gebracht wurden. Für jede Nachweisung eines derartigen Frevels wurde eine Geldbelohnung von 10 Thalern verheißen.

Früh morgens am 5. bildeten sich auf dem Exerzierplatze wieder Zusammenrottungen, jedoch von geringerer Bedeutung. Es gelang, diese leicht zu zerstreuen, und die aufgestellten Mannschaften duldeten fernere Zusammenläufe nicht. Erst bei anbrechender Dunkelheit begann der Unfug von neuem Unter den Linden, aber nicht in dem Maße als abends zuvor. Militärpatrouillen gingen fortwährend die Linden auf und nieder; sie wurden hier und da noch durch Steinwürfe empfangen, besonders von einer Rotte, die zum größeren Teile aus dem liederlichsten Gesindel Berlins bestand. Die Aufrührer hatten sich mit Steinen und Knütteln bewaffnet und sich die letzteren dadurch verschafft, daß sie die Stützen der jungen Bäume Unter den Linden losgebrochen hatten. Schreiend und tobend zogen sie die Linden auf und nieder, rissen noch einige Stangen aus den Barrieren und suchten endlich die Kranzlersche Konditorei zu stürmen. Diesen Vorsatz aber vermochten sie nicht auszuführen, weil es den Militärpatrouillen gelang, sie zu zerstreuen. Schon gegen ½11 Uhr war die Ruhe wieder hergestellt. — Am 6. August wiederholten sich die unruhigen Auftritte nicht. Das Gesindel, welches den Kern der Aufrührer gebildet, hatte seine Lust gesättigt, und die wenigen Ueberspannten, die gehofft hatten, die Wut des Pöbels für ihre Zwecke ausbeuten zu können, waren zu der Ueberzeugung gekommen, daß hier jede Hoffnung vergeblich sei.

Der Skandal der vergangenen Tage hatte übrigens doch recht ernste Folgen. Es waren nicht weniger als 152 Personen verhaftet worden, meist Arbeiter, Gesellen und Lehrburschen, aber auch einige Männer aus den besseren Ständen, ein Offizier a. D., ein Student, ein Referendarius u. a., welche beschuldigt wurden, sich am zweiten Tage an die Spitze der Aufrührer gestellt und sie zum Kampfe gegen das Militär aufgefordert zu haben. Die Verwundungen waren zahlreich, sowohl unter dem Volk als unter dem Militär und den Polizeimannschaften. Das Volk hatte als Waffen nur Knüttel und Steine gehabt, mit diesen aber so energisch gekämpft, daß 32 Gendarmen und 40 Soldaten erheblich und eine große Anzahl Mannschaften leicht verwundet worden waren. Auch der Polizeipräsident von Gerlach hatte eine tüchtige Steinwunde abbekommen. Wie groß die Zahl der Verwundungen unter dem Volke war, hat natürlich nicht festgestellt werden können, weil die Verwundeten aus Furcht, in eine Untersuchung verwickelt zu werden, sich hüteten, selbst Meldung zu machen. So konnten denn nur die, welche schwer verletzt auf dem Platze blieben, gezählt werden, und deren waren 25, von denen zwei bald ihren Wunden erlagen. Einem Schneidergesellen war der rechte Arm vollständig abgehauen worden, er starb kurze Zeit darauf im Lazarett.

Dem Könige war von einer gewissen Seite her der Pöbelskandal als der Anfang einer politischen Revolution dargestellt worden, man hatte am Hofe viel von fein gekleideten Herren erzählt, die sich an die Spitze der Arbeiter gestellt, Geld unter diese verteilt und Lebehochs auf die Republik ausgebracht hätten. Gar zu gern hätte die Reaktionspartei die Feuerwerks-revolution, so nannten die Berliner den Tumult, ausgebeutet. Dies aber gelang nicht. Friedrich Wilhelm III. erkannte mit richtigem Blick die Bedeutungslosigkeit des ganzen Vorfalls, er bewies dies durch folgende Kabinetts-ordre, welche er an den Berliner Magistrat richtete:

„Ich halte Mich der treuen und anhänglichen Gesinnungen, welche der Magistrat als Vorstand und in Vertretung der hiesigen Bürgerschaft gegen Mich ausgesprochen hat, ebenso sehr als ihres Gehorsams gegen die Gesetze zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung versichert und weiß, daß die strafbaren Ausschweifungen, welche kürzlich die Ruhe der Stadt gestört und bis zu gewaltsamer Widersetzlichkeit gegen die bewaffnete Macht sich gesteigert haben, nicht der Bürgerschaft sondern nur einem zügellosen Haufen der niedrigsten Volksklasse zur Last zu legen sind. Indem Ich die Unfälle bedauere, von denen einzelne, unbeteiligte Personen zufällig oder aus Anlaß einer unzeitigen Neugier dabei etwa betroffen worden, und die in solchen Fällen unvermeidlich sind, habe Ich zugleich ernstliche Maßregeln angeordnet, der Wiederkehr eines solchen Unfugs und den Folgen vorzubeugen, welche noch unglücklicher hätten werden können, wenn sie diesesmal nicht durch die Mäßigung verhindert worden wären, mit der die Militärgewalt von ihrer gesetzlichen Autorität Gebrauch gemacht hat. Von der Bürgerschaft erwarte Ich hierbei, mit völligem Vertrauen, an der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit diejenige Teilnahme, zu welcher die Gesetze jeden Einzelnen in seinem Wirkungskreise anweisen und verpflichten.

Berlin, den 20. August 1835. gez. Friedrich Wilhelm.

An den hiesigen Magistrat."

Berlin war wieder ruhig, aber, so glaubte man allgemein, nur für kurze Zeit. Von den Verhafteten hatten mehrere ausgesagt, daß es am 24. August beim Stralauer Fischzuge zu neuen Ausschreitungen kommen werde, und erwartungsvoll sah man daher diesem Festtage entgegen. Die Polizei traf umfassende Vorbereitungen, um jeden Versuch eines Aufruhrs sofort zu unterdrücken. Auch der Magistrat that seine Pflicht; er wandte sich am 21. August 1835 an die Altmeister sämtlicher hiesigen Gewerke und Innungen, und forderte sie auf, auf das Ehr- und Rechtsgefühl der Gesellen und Lehrlinge zu wirken. Die Meister sollten das Schimpfliche des Skandals am 3. und 4. August ihren Gesellen und Lehrlingen darstellen und sie durch Wort und Handschlag zu dem Gelöbnis veranlassen, keinen Teil an solchen Ausschreitungen zu nehmen. Der Magistrat schloß diese Bekanntmachung mit den Worten:

„Wir halten uns völlig überzeugt, daß von Seiten jedes Gewerksmitgliedes bereitwillig mitgewirkt werden wird, daß der gute Ruf der Einwohner der Stadt, die sich als die erste der Monarchie stets durch Sitte und Anstand ausgezeichnet hat, nicht befleckt werde."

Der 24. August brach an. Mit dem frühesten Morgen schon eilten Tausende nach Stralau, um ja keinen Augenblick des interessanten Schauspiels der neuen Revolution zu versäumen. Als die Masse das Thor passierte, fiel ihr ein Anschlag in die Augen, ein großer Bogen Papier, der weit über Manneshöhe an den Thorpfeiler geklebt war und in mächtigen, weithin lesbaren Buchstaben folgende Inschrift trug:

„Wegen Unpäßlichkeit des Schusterjungen Herrn Friedrich Schulze kann heute die große Berliner Revolution nicht stattfinden!"

Und die große Berliner Revolution fand in der That nicht statt. Der Stralauer Fischzug verlief wie gewöhnlich. Einige Prügeleien ausgenommen, ging es in Stralau ganz ruhig zu, vielleicht weil die Polizei sich sehr friedlich eigte und nirgend in das Vergnügen eingriff.

Auch in den folgenden Jahren bot des Königs Geburtstag keine Veranlassung wieder zu unruhigen Auftritten. Die städtischen Behörden hatten durch die Bewilligung von 600 Thalern zur Veranstaltung von Volkslustbarkeiten vor den Thoren dafür gesorgt, daß die Berliner sich vergnügten, und mehr verlangte ja das damals politisch gänzlich teilnahmlose Völkchen nicht.

Zweites Kapitel.

In den 25 Friedensjahren von 1815 bis 1840 nahm die Haupt- und Residenzstadt Berlin einen mächtigen Aufschwung, sie wuchs gewaltig an Einwohnerzahl und Umfang, viele neue Straßen entstanden, die schönsten Plätze der Stadt wurden durch Prachtgebäude geschmückt, welche dem Könige ihre Entstehung verdankten. Friedrich Wilhelm war ein sparsamer Fürst, trotzdem aber scheute er niemals die Verwendung selbst bedeutender Geldsummen, wenn es galt, die Haupt- und Residenzstadt Preußens in einer des werdenden Großstaats würdigen Weise auszuschmücken. Das Geld zu prächtigen Bauten fehlte ihm nie, und eine ganze Reihe solcher Bauten ist in jenem Zeitraum errichtet worden. Die meisten zeichnen sich durch ihre künstlerische Ausführung sehr vor den in einer früheren Zeit gebauten aus, sie dienen der Hauptstadt zum würdigsten Schmucke. Friedrich Wilhelm III. besaß zwar selbst kein besonderes Verständnis für die Baukunst, aber er hatte das Glück, den Plan und zum Teil auch die Ausführung seiner Bauten einem Baumeister übertragen zu können, der sich um die Verschönerung Berlins unvergeßliche Verdienste erworben hat, dem unsterblichen Schinkel.

Schinkels Bauten zeichnen sich ohne Ausnahme durch ihre klassische Einfachheit aus. Er hatte sich die Meisterwerke der griechischen Baukunst in ihrer schönsten Blütezeit zum Muster genommen, und wie kein anderer verstand er es, die edle, griechische Form zu bewahren und trotzdem sie nicht sklavisch nachzuahmen, sondern dem jemaligen praktischen Bedürfnis unterzuordnen, Zweckmäßigkeit und Schönheit zu verbinden. Er fand für sein ideales und dabei doch praktisches Streben in Berlin einen glücklichen Boden.

In einer Reihe großartiger Gebäude konnte er seine Pläne zur Ausführung bringen; auch wurde ihm das glückliche Los weniger Künstler, daß er die Früchte seines Schaffens genoß, daß ihm schon während seines Lebens die Anerkennung sowohl von seinen Berufsgenossen als von den Behörden wurde. Er stieg zu den höchsten Ehrenstellen, zu denen im preußischen Staate ein Baumeister überhaupt steigen kann. Schon im Jahre 1811 nahm die königliche Akademie der Künste ihn unter ihre ordentlichen Mitglieder auf, im Dezember 1820 wurde er Professor und Mitglied des akademischen Senats, nachdem er im Jahre 1815 Geh. Oberbaurat geworden war. Im Jahre 1839 erhielt er die höchste Stelle im Staate für das Baufach, die eines Oberlandesbaudirektors.*) Die meisten großartigen und herrlichen Bauwerke, welche von 1815—1840 entstanden sind, verdanken Schinkel ihren Ursprung.

Schon kurze Zeit nach dem Kriege begann Friedrich Wilhelm III. das Verschönerungswerk Berlins durch herrliche Monumente, Statuen, Gebäude und Brücken. Von den auf den Krieg selbst bezüglichen Monumenten ist das bedeutendste das auf dem Kreuzberge, der dadurch erst seinen Namen erhalten hat, früher hieß er der Tempelhofer Berg. Am 19. September des Jahres 1818 fand die Grundsteinlegung zu dem Denkmal statt, durch welches der König den Anteil, den das Volk an den Ereignissen der Jahre 1813, 1814 und 1815 genommen, zu verherrlichen beschlossen hatte. Auf der Spitze des Tempelhofer Berges sollte es sich erheben und von weither sichtbar sein. Bis zur Vollendung und Einweihung des Denkmals selbst verflossen 2 Jahre und 7 Monate, sie fand am 30. März 1821 unter den bei solchen Gelegenheiten hergebrachten Feierlichkeiten statt. Das Denkmal ist nach einer Zeichnung von Schinkel gefertigt, es besteht aus Gußeisen und ist in der hiesigen königlichen Eisengießerei gegossen. Es wiegt 2297 Centner. Die in den Blenden stehenden Statuen sind nach Modellen von Rauch, Tieck und Wichmann gefertigt. An der Vorderseite des Unterbaues liest man die einfache Inschrift:

„Der König dem Volke, das auf seinen Ruf hochherzig Gut und Blut dem Vaterlande darbrachte. Den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung."

Wir wollen hier gleich berichten, daß der jetzige Zustand des Denkmals erst aus dem Jahre 1878 herrührt. In diesem Jahre nämlich wurde das Denkmal durch Anwendung hydraulischer Pressen um etwa 8 Meter gehoben und ein festes auf Pfeilern und Bogen ruhendes Mauerwerk darunter aufgeführt. Von diesem Unterbau führt ein Kranz von 19 Stufen zur Höhe des Denkmals, von welchem aus man nun einen schönen Blick auf die Stadt und die diese im Westen umgebenden Vororte hat.

Neben dem Denkmal auf dem Kreuzberge dienen die Bildsäulen, welche Friedrich Wilhelm III. den drei Helden Scharnhorst, Bülow und Blücher am Opernplatze errichten ließ, zur Erinnerung an die Befreiungskriege.

Der Opernplatz und die Umgebung des Schlosses wurden durch Friedrich Wilhelm III. sehr verschönert. Diese Gegend, auf welche schon im Anfange des Jahrhunderts die Berliner so stolz waren, sollte den Ruf, in welchem sie nach der Ansicht des Berliner Volkes stand, die schönste in allen Großstädten

*) Schinkel starb am 9. Oktober 1841.

Europas zu sein, auch wirklich verdienen. Im Anfange des Jahrhunderts noch verband eine häßliche, hölzerne Brücke die Linden mit dem Lustgarten, welcher ein großer, wüster, mit Pappeln umsäumter Platz war; an der Stelle, wo heute das Museum steht, verband ein breiter Graben die beiden Spreearme. Der Festungsgraben, der sogenannte Operngraben, gab oft so häßliche Ausdünstungen, daß der Kronprinz, wie erzählt wird, einst mit Recht ein Briefchen an seine Schwester adressieren konnte: „An die Prinzessin Luise, wohnhaft am stinkerigen Graben." Auch die alte Artilleriewache, welche in der Nähe des Zeughauses stand, war durchaus kein Schmuck dieser Gegend und stach seltsam von dem Prachtgebäude des Zeughauses ab. Hier that wirklich



Der Potsdamer Bahnhof im Jahre 1838.

Verschönerung not, und Friedrich Wilhelm bewirkte sie, ohne Geld zu sparen. Der Operngraben wurde teils eingeengt, so daß sein Wasser einen schnelleren Fluß bekam — der Graben ist jetzt schon seit längerer Zeit ganz zugeschüttet — teils überwölbt; die alte Artilleriewache wurde im Jahre 1818 abgerissen und an ihrer Stelle nach Schinkels Entwurf die schöne Neue Wache erbaut, der die Idee eines alten römischen Castrums zu Grunde gelegt worden war. Auch die baufällige Büchsenschäfterei, welche ebenfalls nicht mehr in diese Gegend paßte, wurde abgebrochen und nach dem Kupfergraben verlegt. Auf dem durch die Verengerung des Operngrabens entstandenen Raume zwischen diesem und dem Finanzgebäude erbaute die Gesellschaft der Singakademie sich ein eigenes Haus und schmückte dadurch die Gegend des Kastanienwaldes.

Das kleine Palais des Königs hatte schon früher eine Veränderung erlitten, es war durch einen bedeckten Bogengang mit dem Ludwigschen Palais, welches später die Fürstin Liegnitz*) bewohnte, verbunden worden. Die häßliche

*) Die zweite Gemahlin Friedrich Wilhelms III. in morganatischer Ehe, eine geborene Gräfin Harrach. Die Vermählung fand am 9. November 1824 in aller Stille in der Schloßkapelle in Charlottenburg statt.

Hundebrücke wurde abgerissen und durch die schöne steinerne Schloßbrücke, zu der Schinkel die Zeichnung lieferte, im Jahre 1823 ersetzt.

Noch bedeutsamer war die Umgestaltung des Lustgartens. Der Graben, welcher die beiden Spreearme verband, wurde zugeschüttet und diente teilweise zum Baugrund für das Neue Museum. Es war eine schwierige und auch kostspielige Arbeit, das Fundament zu legen, welches den Prachtbau tragen sollte. Im Jahre 1824 geschah dies; aber vorher mußte ein Pfahlrost den unsicheren, sumpfigen Baugrund befestigen. Mehrere tausend über 50 Fuß lange Baumstämme wurden eingerammt, dann erst konnte die eigentliche Bauarbeit beginnen. Im Jahre 1828 war der Bau, zu welchem Schinkel die Zeichnung geliefert hatte, vollendet, nur die innere Einrichtung fehlte noch, und auch diese wurde so schnell hergestellt, daß die Eröffnung am 3. August 1830, am Geburtstage des Königs, stattfinden konnte. Der ganze Bau hatte einschließlich der bedeutenden Grundstückserwerbung, der Umbauten in der Akademie, der Brücken- und Schälungsanlagen, doch nur etwas über 800,000 Thlr. gekostet, ein Beweis, wie wohlfeil damals der Grund und Boden in dieser Stadtgegend waren, und mit wie verhältnismäßig geringen Mitteln so großes erreicht werden konnte.

Das Museum erhielt die Bestimmung, alle Sammlungen älterer Kunstwerke jeder Art, aber nur solche verstorbener Meister, aufzunehmen. Es sollte, wie auch die auf Schinkels Ersuchen von Hirt entworfene und aus 24 Vorschlägen vom Könige gewählte Inschrift:

„Fridericus Guilelmus studio Antiquitatis omnigenae et Artium liberalium Museum constituit MDCCCXXVIII"

besagte, vorzugsweise dem Studium der alten Kunst dienen, und zu diesem Zwecke sowohl dem großen Publikum geöffnet sein, als den Künstlern Gelegenheit zum Kopieren älterer Meisterwerke bieten. Die in Berlin schon befindlichen, königlichen Sammlungen wurden dem Museum einverleibt, außerdem aber ließ der König auch noch bedeutende Ankäufe von Kunstwerken machen. Sie sind teilweise leider nicht ganz befriedigend ausgefallen, so daß das Museum als Kunstsammlung in jener Zeit nicht die Bedeutung hatte wie manche andere Sammlungen selbst in kleineren Residenzstädten. Durch das Museum war der Lustgarten auch auf der vierten Seite würdig abgeschlossen, nachdem schon im Jahre 1817 die Domkirche nach Schinkels Plan umgebaut worden war.

Der Lustgarten selbst mußte jetzt seiner ursprünglichen Bestimmung wiedergegeben und seinem Namen entsprechend eingerichtet werden. Dies geschah durch geschmackvolle Anpflanzungen. In der Mitte wurde der Springbrunnen angelegt und vor dem Museum die Granitschale aufgestellt, welche von Cantian aus einem kolossalen, bei Fürstenwalde gefundenen Granitblock gearbeitet worden war.

Hinter dem Museum am Kupfergraben wurde nach Schinkels Zeichnung das neue Packhofsgebäude gebaut. Der alte Packhof hatte sich bisher zwischen der Schleusenbrücke und der Schloßbrücke befunden. Er wurde niedergerissen, und an seiner Stelle entstand ein neuer Prachtbau Schinkels: die Bauakademie. Gleichzeitig mit dem Museum wurde in den Jahren 1824—1830 nicht fern der Bauakademie ein anderes Meisterwerk Schinkels, die Werdersche Kirche.

aufgerichtet. Wandern wir von der Werderschen Kirche wenige Schritte weiter die Jägerstraße entlang, nach dem Gendarmenmarkt, so bewundern wir in dem Schauspielhaus abermals ein Werk Schinkels. Es wurde im Jahre 1819—1820 an der Stelle des im Jahre 1817 abgebrannten Hauses erbaut, und schon am 10. Februar 1821 konnte der prächtige Konzert- und Ballsaal durch einen Subskriptionsball eingeweiht werden; am 26. Juni 1821 wurde das Schauspielhaus selbst eröffnet. Auch Unter den Linden entstand eine Reihe schöner Gebäude, welche teils von Privatleuten teils vom Könige gebaut wurden. Zu den letzteren gehört die nach Schinkels Zeichnung gebaute Artillerie- und Ingenieurschule an Stelle des ehemaligen, häßlichen Pontonhofes. Zu erwähnen ist auch die Kolonnade Nr. 76, welche ebenfalls nach Schinkels Zeichnung ausgeführt wurde; sie bildete den Durchgang nach der neu angelegten Neuen Wilhelmstraße. Für die Berliner hat sie später eine traurige Berühmtheit dadurch erlangt, daß die Stadt gezwungen worden ist, das Gebäude für eine gewaltige Summe anzukaufen, um die dem gewachsenen Verkehr nicht mehr genügende Durchfahrt zu verbreitern. Jetzt ist sie ganz verschwunden.

Von anderen in diesem Zeitraum errichteten Gebäuden Unter den Linden nennen wir nur noch das Palais, das später von Kaiser Wilhelm I. bewohnt wurde, und welches in den Jahren von 1834—1836 vom Baurat Langhans erbaut worden ist.

Auch in anderen Stadtgegenden hat Friedrich Wilhelm III. durch eine Reihe von Bauten zur Verschönerung Berlins beigetragen. Zu diesen gehört die von Schinkel in den Jahren 1833—1836 erbaute neue Sternwarte in der Charlottenstraße, durch welche ein dringend gefühltes wissenschaftliches Bedürfnis befriedigt wurde, denn die alte Sternwarte in der Dorotheenstraße genügte längst nicht mehr den Anforderungen der Astronomen. Zu erwähnen sind außerdem die Kaserne und das Exerzierhaus in der Karlstraße und das Militär-Arresthaus in der Lindenstraße. Die königlichen Bauten, welche zum großen Teil, wie unsere Leser bemerkt haben, nach Zeichnungen Schinkels errichtet wurden, trugen wesentlich dazu bei, den Baustil in Berlin zu verbessern.

Der unablässig sich vermehrenden Zahl der Einwohner*) mußte durch Neubauten Rechnung getragen werden. In allen Stadtteilen wurden deshalb die kleinen, niedrigen Häuser abgerissen, und an ihre Stelle traten oft wahre Prachtgebäude. Häuser zu erbauen, wurde eine gewinnbringende Spekulation, denn die Mietspreise stiegen in Berlin mit unglaublicher Geschwindigkeit von Jahr zu Jahr. Betrachten wir die in jenem Zeitraum entstandenen Privathäuser, so finden wir eine wesentliche Verbesserung im Geschmack gegen die Bauten der vergangenen Zeit. Wir bemerken überall das Streben nach einer würdigen Einfachheit, die allerdings oft bis zur Schmucklosigkeit übertrieben wurde. Da der Häuserbau fast lediglich auf Geldspekulation beruhte, so konnte es nicht fehlen, daß die Baumeister den teuren Grund und Boden möglichst zu verwerten suchten. Die Häuser erhielten hierdurch oft ein kasernenartiges Aeußere, denn es kam darauf an,

*) Die Einwohnerzahl Berlins betrug im Jahre 1815 etwa 191500, 1840 328700 Seelen.

in ihnen recht viele Wohnungen zu schaffen. Die neu gebauten Straßen litten an einer gewissen Einförmigkeit, da die meisten Gebäude nach derselben Schablone errichtet waren, aber die Häuser zeichneten sich meistens durch praktische und oft durch elegante innere Einrichtung aus. Für mehr als 137,000 Menschen, um soviel hatte sich die Einwohnerschaft in den letzten 25 Jahren vermehrt, mußte neuer Wohnraum geschaffen werden, teils durch Bauten innerhalb der alten Straßen teils durch Anlegung ganz neuer Straßen und Stadtteile. Am bedeutendsten breitete sich der Anbau auf dem sogenannten Köpenicker Felde, vor dem Potsdamer Thore, in der Friedrich-Wilhelmsstadt und vor dem Oranienburger Thore aus.

Das Köpenicker Feld war ein wirkliches Fruchtfeld, in welchem der städtische Anbau fast fehlte. Es blieb ein solches auch nahezu bis zum Ablauf der Geschichtsperiode, mit der wir uns beschäftigen. Noch im Jahre 1840 führte die Schäfergasse, jetzt Annenstraße, nur mit wenigen schlecht gebauten Häusern gerade auf das freie Feld. Die Köpenicker Straße bot noch Stellen unergründlichen Sandes auf dem Wege nach dem Schlesischen Thore. Von allen den prächtigen Palästen, mit welchen jetzt der neue Stadtteil geschmückt ist, war noch nicht die Rede. Aber doch begann schon die Bebauung sich dieser Stadtgegend zuzuwenden. Die in das Feld hineinreichenden Straßen dehnten sich weiter aus, und bald sollte der neue Stadtteil sich erheben.

Bedeutsamer war der Anbau vor dem Potsdamer Thore, dort entstand schon in den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III. das sogenannte Geheimratsviertel. Die neue Stadtgegend wurde belebt durch die Potsdamer Eisenbahn, die erste im preußischen Staate, welche am 21. September 1838 zuerst zwischen Berlin und Zehlendorf eröffnet wurde.

Es war ein großes Fest für die Berliner, als sie zum ersten Male mit dem Dampfwagen fahren konnten, aber ganz zufrieden waren sie mit der neuen Einrichtung doch nicht, sie hatten sich die Schnelligkeit des Fahrens noch viel größer gedacht. Bald nach der Eröffnung der Eisenbahn wandte sich ein boshafter Anonymus mit der scherzhaften Bitte an die Behörden, man möge doch Sorge tragen, daß die Fahrgäste nicht zu sehr durch das Betteln belästigt würden, besonders daß nicht Invaliden mit Stelzfüßen neben dem Zuge hinliefen, um eine milde Gabe zu fordern; dies sei nicht schicklich. Wenn ein Teil des Publikums nicht zufrieden war mit der bei den ersten Fahrten allerdings ziemlich mäßigen Schnelligkeit, so hielt dagegen ein anderer Teil diese für so bedeutend und gefährlich, daß gar manche wohlbedächtige und vorsichtige Bürger sich vermaßen, niemals mit der Eisenbahn zu fahren.

Nach kurzer Zeit hatten indessen die Berliner sich so sehr an das Eisenbahnfahren gewöhnt, daß jeder Widerstand dagegen fortfiel. Bemerkenswert ist es, wie wunderbar sich der Personenverkehr zwischen Berlin und Potsdam durch die Eisenbahn, als sie erst fertig war, vergrößerte. Man hatte es bis dahin als etwas ganz Besonderes erachtet, daß täglich sechsmal zwischen beiden Städten durch eine Postverbindung, die Journaliere, der Verkehr vermittelt wurde. Für unmöglich hielt man es, wenn man die Personen, die mit der Post und den übrigen Fuhrwerken befördert wurden, zählte, daß die Eisenbahn sich jemals rentieren könne. Und doch sah man nun plötzlich, daß durch die Erleichterung des Verkehrs, durch die schnellere und häufigere Fahrt

auch die Zahl der zwischen beiden Städten Hin- und Herreisenden sich in unglaublicher Weise vermehrte.

Der Potsdamer Bahn folgte bald die Anhaltische, deren Erbauung die Veranlassung zum Durchbruch der Anhaltstraße und zur Anlegung des Anhaltthors gab. Der rege Verkehr, der durch beide Eisenbahnen erzeugt wurde, hatte den schnellen Anbau der Gegend vor dem Anhalter und Potsdamer Thore zur Folge. Vor dem Oranienburger Thor begann ebenfalls in den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III. sich die Arbeitervorstadt zu entwickeln. Ihr schnelles Wachsen und ihre gewaltige Ausdehnung erhielt sie indessen erst später durch die sich mächtig hebende Bedeutung der Maschinenbauanstalten. — Am großartigsten zeigte sich das Wachstum Berlins in der Friedrich-Wilhelmsstadt, in jenem Stadtteil zwischen der Friedrichsstraße, dem Schiffbauerdamm und der Stadtmauer, in welchem wir bei unserer Wanderung durch Berlin im Anfang des Jahrhunderts nur vereinzelte Häuser bemerkt haben, der noch im Jahre 1815 innerhalb der Ringmauer fast nur Gärten, Wiesen und selbst Sümpfe zeigte. Dort entstanden prächtige Straßen. Den Namen Friedrich-Wilhelmstadt erhielt der Stadtteil im Jahre 1828, und wie ihm der Name des Königs erteilt wurde, so wurden die meisten Straßen in ihm nach den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses benannt. So die Karlsstraße, die Albrechtstraße, die Luisenstraße, die Marienstraße. Nur die Schumannstraße erhielt ihren Namen nach dem des Mannes, der die ersten Anlagen jener Gegend gemacht hatte. Um die Hauptstraße des Stadtteils, die Luisenstraße, mit der Wilhelmstraße zu verbinden, mußte die Neue Wilhelmstraße nach den Linden durchgebrochen und über die Spree eine Brücke, die Marschallsbrücke, nach dem Fürsten Blücher genannt, erbaut werden. Die Friedrich-Wilhelmsstadt wuchs schnell empor, durch ihre schönen Häuser erhielt sie ein durchaus großstädtisches Aeußere, und bald kam sie in Mode. Die Bauspekulation warf sich während einer Reihe von Jahren hauptsächlich auf diese Gegend. Da der Baugrund in dieser Stadtgegend aber größtenteils sumpfig war und die mächtigen Häuser nicht tragen konnte, so hatten sich viele Bauspekulanten arg verrechnet, und manche verloren dabei ihr ganzes Vermögen.

Wie Berlin durch seine neu angelegten Straßen und Stadtteile, durch die Prachtgebäude in der alten Stadt mehr und mehr ein großstädtisches Aeußere gewann, so wurden auch in den Jahren 1815—1840 manche kommunalen Einrichtungen getroffen, welche dem großstädtischen Leben in der preußischen Haupt- und Residenzstadt entsprachen. Langsam genug aber ging es damit, und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß Berlin in dieser Beziehung recht beträchtlich hinter anderen Großstädten zurückblieb. So weit durch königlichen Antrieb die großstädtischen Einrichtungen bewirkt werden konnten, geschah es, wo sie aber durch die städtischen Behörden ins Leben gerufen werden mußten, stockten sie, und doch konnte die Bürgerschaft ihrer Vertretung, dem Magistrat und den Stadtverordneten, daraus kaum einen Vorwurf machen. Der Krieg hatte so schwer auf Berlin gelastet, die lange französische Einquartierung so bedeutende Kosten verursacht, es waren von der Stadt so gewaltige Opfer gebracht worden, die Armenverwaltung kostete fortwährend so ungeheure Summen, daß die städtischen Behörden vor allen Dingen verpflichtet waren, zuerst Ordnung im Finanzwesen zu schaffen, ehe

sie sich mit Verschönerungen und dergleichen mehr beschäftigen konnten. Sie mußten selbst wirkliche Verbesserungen aufs notwendigste beschränken, da es ihnen nur bei peinlichster Sparsamkeit möglich war, mit den verfügbaren Mitteln den Stadthaushalt zu bestreiten. Vorzugsweise war dies in den dem Kriege unmittelbar folgenden Jahren der Fall.

Einen wesentlichen Fortschritt machte in dem Zeitraum von 1815—1840 die Straßenpflasterung Berlins. Bisher waren selbst in den belebtesten Stadtteilen Berlins die Fahrdämme mit ihrem unregelmäßigen Pflaster von schlechten Feldsteinen eine wahre Marter für alle Fahrenden gewesen. Die Fremden, welche nach der preußischen Hauptstadt kamen, wußten nicht genug von dem abscheulichen Pflaster zu erzählen. In den entfernteren Straßen aber war es noch schlimmer, da fehlte das Pflaster zum Teil ganz, man konnte in manchen Stadtteilen noch Sandwege finden, in denen zwei kräftige Pferde nur mit Mühe leichte Fuhrwerke fortzuschleppen vermochten. Die Bürgersteige, welche von den Hausbesitzern unterhalteu werden mußten, entsprachen den Straßendämmen; wo sie gepflastert waren, lagen unregelmäßige, spitze Steine, auf denen schon ein kurzer Spaziergang schmerzende Füße machte, und doch sehnte man sich in gar vielen Straßen selbst nach diesen abscheulichen Steinen, wenigstens bei schlechtem Wetter; man konnte, wo sie lagen, doch nicht in den tiefen Morast bis über die Knöchel einsinken. Diesen Uebelständen wurde durch die königlichen Behörden abgeholfen; die Dämme erhielten ein neues, besseres Pflaster, meist aus behauenen Granitsteinen bestehend, und auch für die Bürgersteige wurde gesorgt. Im Jahre 1825 sprach der König den Wunsch aus, daß in den besseren Stadtgegenden die sogenannten Trottoirs, breite Granitbahnen, gelegt würden. Da die Hauseigentümer verpflichtet waren, die Bürgersteige in stand zu halten, so mußte der Magistrat mit ihnen in dieser Beziehung ein Uebereinkommen treffen. Zuerst wurden vier Straßen, die Leipziger-, die Jäger-, die Neue Friedrichs- und die Königstraße als solche bezeichnet, in welchen der König die Anlage der Trottoirs vorzugsweise wünschte; er gab das Versprechen, daß, wenn die Bürger sich bereit erklärten, Trottoirs zu legen, daß dann auch vor allen königlichen Gebäuden der Bürgersteig in gleicher Weise auf königliche Kosten verbessert werden sollte. Der Magistrat bestrebte sich, den Wünschen des Königs zu entsprechen. Nicht nur in vier Straßen, sondern auch in einer Anzahl anderer bedeutender Verkehrswege wurden Unterhandlungen mit den Eigentümern gepflogen, und durch diese gelang es, auch in der Breitenstraße, der Brüderstraße, auf dem Schloßplatz u. s. w. die Hauseigentümer zu den von ihnen geforderten Opfern zu gewinnen.

Die Granitbahnen waren ein teurer Artikel, und gerade die Besitzer kleinerer Häuser konnten kaum die Mittel erschwingen, um sie zu legen. Das sahen die städtischen Behörden ein. Als die Klagen der Hausbesitzer sich mehrten, beschlossen sie, ihnen abzuhelfen und nicht ferner zu verlangen, daß die Besitzer allein die Kosten für die Legung der Trottoirs trügen, sondern städtischerseits dazu einen Beitrag und zwar einen bedeutenden Beitrag zu liefern. Unter dem 26. Mai 1829 beschloß die Gemeinde, daß die Hauseigentümer nur mit $^1/_3$ der Kosten herangezogen werden sollten, daß aber $^2/_3$ durch eine neu einzuführende Steuer, die Hundesteuer, aufgebracht werden müßten, daß ferner die Legung des Trottoirs, soweit die aus der Hundesteuer fließenden

Mittel reichten, straßenweise ausgeführt würde. Im Jahre 1830 wurde die Hundesteuer eingeführt und im Jahre 1835 eine eigene Verordnung erlassen, welche die Bestimmungen über die regelmäßige Legung des Trottoirs enthielt und den Grundbesitzern die Zurückerstattung von ²/₃ des Kostenpreises usicherte. Durch Einführung dieser Ordnung gelang es, bis zum Jahre 1840 ie meisten belebten Straßen der Stadt mit Trottoirs zu versehen.

Eine wunde Stelle der Großstadt Berlin bot in dem Zeitraum von 1815 is 1840 noch immer die Straßenreinigung. Der schlechte Witz: „Die Berliner Rinnen (Berlinerinnen) stinken sehr“ wurde oft gehört und hatte seine Beechtigung. Selbst in den besten Stadtteilen konnte man es in den Sommermonaten kaum vor dem pestilenzialischen Geruch der stagnierenden Rinnsteine ushalten. Dämme und Bürgersteige starrten vor Schmutz, und an heißen, rockenen Tagen lagerte über der ganzen Stadt eine dichte Staubwolke. Nur Unter den Linden wurde der mittlere Spaziergang auf öffentliche Kosten berengt, sonst blieb die Straßensprengung den Hauseigentümern überlassen nd wurde von diesen sehr lässig betrieben. Um Eis und Kot von den Plätzen und Brücken fortzuschaffen, waren in ganz Berlin 18 Straßenknechte nter drei Schirrmeistern angestellt. In den Straßen selbst lag die Reinigung en Hauseigentümern ob, welche den angehäuften Gassenkot und im Winter Eis und Schnee auf ihre Kosten aus der Stadt schaffen sollten. Die Folge iner solchen Einrichtung waren die stinkenden Rinnsteine, der unergründliche Schmutz bei nassem, der unerträgliche Staub bei trockenem Wetter.

Einen bedeutsamen, großstädtischen Fortschritt machte in dem Zeitraum on 1815—1840 das Erleuchtungswesen, aber auch hier ging wieder der Anoß nicht von den städtischen Behörden, sondern von der Regierung aus. Bis um Jahre 1826 war Berlin nur durch Oellampen beleuchtet, traurige aternen, welche kaum das tiefe Dunkel in den Straßen auch nur einigermaßen zu erhellen vermochten. Eine Verbesserung des Beleuchtungswesens wurde mit dem Anwachsen der Stadt der öffentlichen Sicherheit und der Sittlichkeit wegen zur unbedingten Notwendigkeit, und es durfte daher als in Fortschritt begrüßt werden, als am 21. April 1825 das Ministerium des Innern und der Polizei mit einer englischen Gesellschaft einen Vertrag abschloß, durch welchen diese sich verpflichtete, den größten Teil der innerhalb der Ringmauern Berlins belegenen Straßen und Plätze durch Gas zu erleuchten. Die städtischen Behörden wurden dabei nicht weiter gefragt, der Vertrag auf 1 Jahre bis zum 1. Januar 1847 abgeschlossen, ohne Magistrat und Stadterordnete über seine Bestimmungen zu hören. Nach diesem Vertrage belief ch die Zahl der aufzustellenden Laternen im ganzen auf 2719, von denen 789 durch Gas, 930 mit Oellampen beleuchtet werden sollten. Die Imperial-Continental-Gas-Association verpflichtete sich, die Straßenlampen 1300 Stunden ihrlich brennen zu lassen; sie erhielt dafür eine jährliche Entschädigung von 1,000 Thalern; außerdem übernahm sie durch den Vertrag die Verflichtung, Theater, Kaffeehäuser, Läden, Privatwohnungen auf Verlangen it Gaslicht unter billigen Bedingungen in den Straßen, durch welche sie ie Röhren führen würde, zu beleuchten, während sie andererseits dazu das usschließliche Privilegium erhielt. Am 19. September 1826 strahlten Unter en Linden die ersten Gasflammen ihr Licht aus, und damals glaubten die Berliner, als sie in dichten Scharen von den Linden bis zur Schloßbrücke

auf und ab wandelten und die prächtigen Gasflammen anstaunten, es sei etwas Rechtes geschehen. Bald nach Einrichtung der Gasflammen zeigte es sich, daß für die Straßenbeleuchtung eine Brennzeit von 1300 Stunden jährlich durchaus ungenügend sei, und auch als die Brennzeit auf 2000 Stunden für die Gasflammen erhöht worden war, blieben doch immer noch die stockdunklen Nächte, in denen Mondschein im Kalender stand, obgleich statt der früher festgesetzten 31,000 Thlr. der Gesellschaft für die Beleuchtung der Straßen 56,000 Thlr. jährlich bezahlt wurden.

Da wir auf die Geschichte der städtischen Gaswerke nicht mehr zurückkommen werden, wollen wir sie auch über die Regierungszeit Friedrich Wilhelms hinaus verfolgen. Die Beleuchtung der Stadt durch die englische Gesellschaft gab bald zu vielen Klagen Veranlassung. Die Gesellschaft suchte ihr Privilegium, da sie naturgemäß in den ersten Jahren Schaden machen mußte, in den späteren möglichst auszubeuten. Die ursprünglich billig gestellten Gaspreise wurden in die Höhe geschraubt, nachdem eine hinreichende Anzahl von Privatleuten sich an das Gasbrennen in Läden und Wohnungen gewöhnt hatte. Auf die Interessen der Stadt kam es natürlich der Gesellschaft nicht an, sondern nur darauf, daß sie die möglichsten Vorteile aus ihrem Privilegium ziehen konnte. Die städtischen Behörden fühlten sich infolgedessen verpflichtet, im März 1842 zu erklären, daß sie von der Verlängerung des bisherigen Vertrages mit der Imperial-Kontinental-Gas-Association oder der Abschließung eines neuen Vertrages gänzlich Abstand nehmen und die Erleuchtung Berlins mit Gas durch eigene Einrichtungen und Anstalten bewirken wollten. Am 18. Januar 1844 bewilligte die Stadtverordneten-Versammlung dem Magistrat eine Summe von 150,000 Thalern, um die ersten Ankäufe zur Begründung einer Gasanstalt zu machen, am 6. Juni 1844 genehmigte sie ferner, daß ein und eine halbe Million Thaler neue Stadtobligationen zu $3^1/_2$% ausgefertigt würden, um als Stammkapital für eine solche Anstalt zu dienen. Drei Monate später erhielt dieser Beschluß die königliche Genehmigung, mit der Bestimmung, daß das Kapital vom Jahre 1852 ab jährlich mit 1% zu amortisieren sei. Auf 50 Jahre erhielt die Stadt das Privilegium, Privatpersonen und öffentliche Gebäude mit Gas zu versorgen; der englischen Gasassociation blieb natürlich ihr durch den Vertrag vom 21. April 1825 erworbenes Recht zur Gaslieferung an Privatleute u. s. w. erhalten. Die städtischen Behörden gingen rüstig an die Ausführung ihres Planes. Am 1. Juli 1845 wurden die ersten Gasleitungsröhren in die Erde gelegt, und am 1. Januar 1847 war das Werk so weit gediehen, daß mit der Straßenbeleuchtung von Berlin auf städtische Kosten begonnen werden konnte, auch wurden bereits einer nicht unbedeutenden Anzahl von Bürgern, welche sich im richtig verstandenen Interesse an die städtischen Behörden gewandt und bei diesen ihren Gasbedarf bestellt hatten, die nötigen Gasflammen geliefert. Es war natürlich das Streben der englischen Gesellschaft, durch jedes Mittel der städtischen Anstalt Konkurrenz zu machen. In diesem Wettbewerb aber lag der Segen für die Bewohner Berlins. Sie hat es bewirkt, daß Berlin die billigsten Gaspreise von fast allen europäischen Großstädten hat. Im Zeitraum von 21 Jahren, während des englischen Privilegiums, hatte sich die Zahl der in Berlin brennenden Gasflammen von 1789 auf 1863 vermehrt, am Schlusse des Jahres 1860, also in 13 Jahren



Gasparo Spontini,
italienischer Komponist,
von 1820—1842 Generalmusikdirektor an der Berliner Oper;
geb. 14. Nov. 1774 in Jesi bei Ancona,
gest. 24. Jan. 1851 in Jesi bei Ancona.

von dem Entstehen der städtischen Gasanstalt an, hatte sie sich auf 4146 vermehrt. Im Jahre 1888 betrug sie gar schon 16,519. Unter der Herrschaft der Engländer brannte jede Flamme jährlich nur 2000 Stunden, am 31. Dezember 1850 war die jährliche Brennzeit der öffentlichen Flammen schon bis zu 2500 Stunden angewachsen, indem 100 Stunden jährlich für die dunklen Mondscheinnächte berechnet waren; gegenwärtig aber brennen sämtliche Flammen 3600 Stunden jährlich vom Dunkelwerden bis zum Tagesanbruch, ohne Rücksicht auf Mondschein im Kalender.

Von einem ganz ungeheuren Erfolg aber ist die Einrichtung der städtischen Gasanstalt für den Privatgasbedarf gewesen, und gerade in dieser Beziehung haben weder der Magistrat noch die Stadtverordneten, als sie die städtische Gasanstalt ins Leben riefen, eine Ahnung gehabt, wie Bedeutsames sie schufen. Die Einrichtung wurde getroffen für 25,000 Flammen, und man glaubte damit das höchste Maß, welches je in Anspruch genommen werden könnte, zu erreichen. Schon am 31. Dezember 1850 betrug die Zahl der öffentlichen Flammen 3350, der Privatflammen 15,114. Am 31. Dezember 1860 war die Zahl gewachsen auf 4146 öffentliche Flammen und 100,486 Privatflammen. Am 31. März 1888 sind die entsprechenden Zahlen 16,519 und 766,121.

Die ursprüngliche Anlage von zwei Gasanstalten genügte nicht mehr, man hat im Laufe der Jahre ihre Zahl auf fünf bringen müssen. Auch das Röhrensystem wurde beträchtlich erweitert, indem nicht nur die Gasleitungen weit aus den Thoren der Stadt hinausgelegt wurden, auch ihr Durchmesser mußte, um sie zur Aufnahme der größeren Gasmasse fähig zu machen, stetig vergrößert werden. Das ganze Röhrensystem ist miteinander verbunden, so daß jede Anstalt, sobald dies erforderlich wird, die andern unterstützen kann.

Drittes Kapitel.

Die Jahre von 1815—40 waren für die innere Verwaltungsgeschichte unserer Stadt von hoher Wichtigkeit. Wichtig vor allem ist die Entwicklung des kommunalen Selbstregimentes, wie es der Geist der Städteordnung vom 19. November 1808 erheischte, welches seinen Ausdruck in dem Verhältnis der städtischen Behörden, des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung gegeneinander und in ihren Beziehungen zur Staatsregierung findet.

Es war der Zweck der Städteordnung vom 19. November 1808, die Bürgerschaft zur Selbstverwaltung der städtischen Angelegenheiten heranzubilden. Zu diesem Zweck erschien es notwendig, sie auch praktisch bei der Verwaltung zu beteiligen. Nur wenn die Stadtverordneten sich eine genaue Kenntnis aller Einzelheiten der Verwaltung verschafften, konnten sie die Kontrolle mit Erfolg üben; eine solche Kenntnis war aber am leichtesten und sichersten zu erreichen durch eine persönliche Teilnahme an der Verwaltung, welche außerdem den Bürgern eine größere Bürgschaft als die Thätigkeit gewöhnlicher Beamten gegen etwaige Mißbräuche bieten mußte, und da sie unentgeltlich ausgeübt wurde, auch für den Stadtsäckel von hoher Bedeutung war. Diese Vorteile, welche aus der Teilnahme der Stadtverordneten an den Verwaltungs-Deputationen hervorgingen, waren gewiß von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung; indessen traten doch auch mancherlei Nachteile hervor, welche im Laufe der Jahre zu vielfachen unerquicklichen Verhandlungen in der Stadtverordneten-Versammlung oder zwischen dieser und dem Magistrat führten. Der Magistrat mußte naturgemäß wünschen, daß seine Mitglieder in der Deputation stets die Stimmenmehrheit hätten, sein Bestreben war es daher, den Verwaltungs-Deputationen so viel Magistratsmitglieder wie möglich zuzugesellen, dagegen die Mitgliederzahl aus der Stadtverordneten-Versammlung möglichst zu beschränken. Dies Bestreben gab im Jahre 1822 zu vielfachen Klagen seitens der Stadtverordneten-Versammlung und endlich zu einer Beschwerde des Magistrats an die Regierung Veranlassung. Diese hatte aber nur den Erfolg, daß der Staatskanzler Fürst Hardenberg den Magistrat anwies, sich ohne Einmischung der Regierung mit der Stadtverordneten-Versammlung friedlich auseinanderzusetzen. Das that denn auch der Magistrat, und von da ab zeigte er ein anerkennenswertes Bestreben, jeden Zwist zu vermeiden, indem er in der gefälligsten Weise der Stadtverordneten-Versammlung entgegenkam, selbst wenn diese vielleicht ihre Machtbefugnisse überschritt und sich in Angelegenheiten mischte, welche lediglich Magistratssachen waren. Die Stadtverordneten ihrerseits dehnten den Begriff des ihnen zustehenden Kontrollrechts ziemlich weit aus. Sie meinten die gesamte Geschäftsführung des Magistrats beaufsichtigen zu müssen, und zu diesem Behufe überwachten sie mit größter Aufmerksamkeit auch alle Vorgänge innerhalb des Magistratskollegiums. Sie erhielten sich in steter Kenntnis des Geschäftsganges, indem sie von Zeit zu Zeit vom Magistrat Berichte über die Verteilung der Geschäfte unter dessen einzelne Mitglieder einforderten und stets bereitwillig eingeliefert erhielten. Der Magistrat zeigte sich nicht empfindlich, als im Jahre 1831 die Stadtverordneten-Versammlung monierte, es sei zu ihrer Kenntnis gekommen, daß er nicht wie üblich zwei Sitzungen, sondern nur

ine wöchentlich halte. Er antwortete freundlich. Durch eine eingehende Darlegung der Gründe, welche ihn zu seinem Verfahren veranlaßt hätten, wußte er die Stadtverordneten von der Zweckmäßigkeit seines Geschäftsverfahrens zu überzeugen. Da die beiden städtischen Behörden bestrebt waren, n Eintracht miteinander zu leben, da sie außerdem jede in sich einig waren, o gingen die Geschäfte trotz der schwierigen Verhältnisse, mit denen Magistrat md Stadtverordnete zu kämpfen hatten, doch ihren ruhigen Gang. Sie wurden kräftig gefördert.

Während der Amtsdauer der beiden ersten Oberbürgermeister von Berlin, von Gerlach und Büsching, entwickelte sich die Verwaltung unserer Stadt in erfreulicher Weise. Ein wesentlich anderes Verhältnis aber trat sehr bald ein, nachdem der bisherige Bürgermeister von Bärensprung sein neues Amt als Oberbürgermeister angetreten hatte. Er betrachtete sich nicht sowohl für einen Kommunalbeamten als vielmehr für einen Beamten der Staatsregierung, der der Stadt gegenüber die Interessen des Staates wahrzunehmen habe; eine Auffassung, die, wie leicht erklärlich ist, innerhalb der städtischen Behörden eine Quelle unaufhörlicher Zwistigkeiten sein mußte. Es kam zwischen dem Oberbürgermeister von Bärensprung und den übrigen Magistratsmitgliedern, deren Führung der Bürgermeister Rehfeldt übernahm, zu heftigen persönlichen Reibereien, die schließlich auf die Abwicklung der Amtsgeschäfte den ungünstigsten Einfluß üben mußten. Damals erschien ein sogenannter Berliner Witz mit Abbildung, der unter der Hand verbreitet wurde: das Gespräch zweier Eckensteher, von denen der eine fragte: „Na, wat wird denn nanu eegentlich aus dem Streit im Magistrat werden?“ Antwort: „Nischt! Bärensprung schlägt sich und Rehfeldt verträgt sich.“ Der Zustand des inneren Unfriedens, die fortwährenden Zänkereien innerhalb des Magistrats waren bald nicht mehr zu ertragen. Weder der Oberbürgermeister noch irgend ein anderes Mitglied des Magistrats konnte mit Freudigkeit seinen Dienstgeschäften obliegen, diese mußten stocken, und unberechenbarer Schaden drohte dadurch der Stadt. Die Stadtverordneten sahen ein, daß es nur ein Mittel gebe, den Frieden wiederherzustellen, freilich ein kostspieliges Mittel, aber das einzig mögliche, die Pensionierung des Oberbürgermeisters. So sparsam die Stadtverordneten-Versammlung jener Zeit war, so schwer es ihr wurde, einen arbeitskräftigen Mann zu pensionieren und die große Summe des Gehalts für einen anderen Oberbürgermeister zu zahlen, so entschloß sie sich doch zu diesem Opfer, und sie begann zu diesem Behufe Unterhandlungen mit Herrn von Bärensprung, welche zu dem gewünschten Ziele führten.

Herr von Bärensprung wurde pensioniert, an seine Stelle trat im Oktober 1834 als Oberbürgermeister von Berlin der Geh. Justizrat Krausnick. Um die Wiederholung solcher Zwistigkeiten innerhalb der städtischen Behörden unmöglich zu machen, erließ die Regierung unter dem 14. Juli 1834 ein Regulativ über das Geschäftsverfahren des Magistrats. Durch dieses wurde der Oberbürgermeister, der bisher der Erste unter Gleichen im Magistrate gewesen, als der Vorgesetzte der Magistratsmitglieder anerkannt, der Magistrat verlor alle Rechte, die er bisher dem Oberbürgermeister gegenüber besessen hatte. Die Mißstimmung darüber innerhalb der Bürgerschaft war groß, und es dauerte lange Zeit, ehe Magistrat und Stadtverordnete sich wieder die volle Hochachtung der Bürgerschaft erringen konnten.

Zu den kommunalen Einrichtungen, deren Entwickelung in dem Zeitraum von 1815—1840 ein allgemeines Interesse gewährt, gehört vor allem das Armenwesen Berlins, weil seine Geschichte uns die gewaltigen Schwierigkeiten, mit denen die städtischen Behörden bei der Durchführung der Selbstverwaltung in der preußischen Haupt- und Residenzstadt zu kämpfen hatten, recht augenscheinlich zeigt. Das Armenwesen Berlins war in früherer Zeit durch das königliche Armendirektorium geleitet worden. Die notwendigen Armen-Unterstützungen flossen teils aus milden Gaben, teils aus den Zinsen der Stiftungskapitalien, teils auch wurden sie aus Staatsmitteln gewährt. Durch die Städteordnung vom 19. November 1808 trat für Berlin die Entwickelung des Armenwesens in ein durchaus neues Stadium. Nach den Bestimmungen der Städteordnung sollten die Städte auch die Armenpflege unter ihre Obhut nehmen. Die Armenverwaltung war daher jetzt dem Magistrat und den Stadtverordneten untergeordnet, praktisch aber konnte dieses Verhältnis noch nicht sogleich ins Leben geführt werden. Das königliche Armendirektorium stieß überall auf Widerstand, nicht nur bei den Armen selbst sondern auch bei den Bürgern, denn der büreaukratische Geschäftsgang der königlichen Behörden hatte sich beim ganzen Berliner Publikum so ausnehmend verhaßt gemacht, daß die milden, zur Armenverwaltung bestimmten Gaben höchst sparsam flossen, daß die Stadtverordneten sich weigerten, bei der Einsammlung thätig zu sein, und daß daher die Thätigkeit des Armendirektoriums durchaus keine ersprießliche sein konnte. Im Juli 1809 wurden vom Ministerium des Innern Schritte gethan, um die Bestimmung der Städteordnung, daß die Armenverwaltung wieder den Händen der Bürger anvertraut werde, zur Ausführung zu bringen. Magistrat und Stadtverordnete wurden zu Verhandlungen aufgefordert, in denen über die Ordnung der verwickelten Frage beraten werden sollte; aber bald zeigte es sich, wie schwierig es sein würde, die Verhältnisse mit den Bestimmungen des Gesetzes in Einklang zu bringen. Die Regierung wollte zwar die Armenverwaltung der Stadt übergeben, aber die bisher aus dem Staatssäckel geleisteten Zuschüsse sollten nicht nur fortfallen, auch diejenigen Einrichtungen, welche unter staatlicher Verwaltung größtenteils den Berliner Armen zu gute gekommen waren, die Charité und das Waisenhaus, nahm der Staat für sich in Anspruch. Eine von der Stadtverordneten-Versammlung niedergesetzte Kommission berechnete, daß die Stadt bei einer selbständigen Armenverwaltung, nachdem die königlichen Zuschüsse zurückgezogen worden seien, mindestens mit einer jährlichen Summe von 134,800 Thalern mehr belastet werden würde. So sehr die städtischen Behörden bestrebt waren, den Kreis ihrer Befugnisse zu erweitern, so glaubten sie doch ein solches Opfer für die Selbstverwaltung nicht bringen zu dürfen. Sie verhandelten weiter mit den Staatsbehörden, und das Resultat der Unterhandlungen war die Niedersetzung einer vorläufigen gemischten Verwaltung, welche zum Teil aus königlichen Beamten, zum Teil aus Magistratsmitgliedern, Stadtverordneten und Bürgerdeputierten bestand, welche aber nicht den städtischen Behörden untergeordnet war.

Das neue Armendirektorium konnte sich das Vertrauen der Berliner ebensowenig erwerben wie das frühere, vielleicht weil es eben so büreaukratisch verfuhr, vielleicht auch, weil bei der drängenden Not der Kriegsjahre die Ansprüche an das Armendirektorium in einer nicht zu befriedigenden Weise

gewachsen waren. Es verfuhr anfangs diktatorisch genug, indem es unter dem 1. Januar 1810 bestimmte, daß jeder Bettler, der sich nach dem 15. Januar noch auf den Straßen Berlins sehen lasse, aufgegriffen und ohne weiteres ins Arbeitshaus gesperrt werden sollte, aber es vermochte solche Beschlüsse nicht zur Ausführung zu bringen, und seine Wirksamkeit wurde durch die Ungunst, die ihm überall entgegentrat, gelähmt.

Die Bezirksvorsteher hatten damals ein böses Amt; sie mußten persönlich bei ihren Bezirksgenossen umherwandern, um Beiträge für das Armenwesen einzufordern oder dies durch ihre Familienangehörigen und durch befreundete Bürger thun lassen, während sie selbst verantwortlich für die Sammlungen waren. Wohin sie mit der Kollekte kamen, da wurden sie mit bitteren Worten empfangen. Mehr und mehr schrumpften die freiwilligen Beiträge zusammen, manche Bezirke fielen endlich ganz aus, so z. B. der Kottbuser Thorbezirk. Nur mit höchster Mühe vermochte der Stadtverordnete des Bezirks, der in Gemeinschaft mit einem Geistlichen von Haus zu Haus ging, die wohlhabenden Einwohner zusammen zu einem monatlichen Beitrag von 7 Thlr. 7½ Sgr. zu bewegen. Von 4000 Thalern monatlich sanken die gesamten Beiträge der Berliner Bürgerschaft nach einer Bekanntmachung des Armendirektoriums vom 11. März 1818 auf 1400 Thaler, d. h. auf 2 Sgr. 1 Pf. jährlich auf den Kopf der Berliner Bevölkerung. Solche Verhältnisse durften nicht für die Dauer bestehen. Neue Verhandlungen zwischen der Regierung und den Stadtbehörden begannen, um den letzteren die Gesamtleitung der Armenverwaltung im Sinne der Städteordnung zu überlassen, wieder aber zeigte sich dieselbe Schwierigkeit wie im Jahre 1809. Die städtischen Behörden verlangten die Armenverwaltung ganz und ungeteilt, während die Regierung sich die Leitung einiger wichtigen Institute vorbehalten wollte. Bei solcher Meinungsverschiedenheit schleppten sich die Unterhandlungen fruchtlos hin, bis endlich eine Kabinettsordre vom 3. Mai 1819 die Wünsche der städtischen Behörden erfüllte, indem sie bestimmte, daß fortan die Verwaltung des Armenwesens dem Inhalte der Städteordnung gemäß der Stadtgemeinde Berlin übertragen werden sollte; mit der Verwaltung des bisherigen Armendirektoriums sollten auch die von ihm ressortierenden Anstalten in die Stadtgemeinde übergehen, mit Ausnahme der Charité.

So war denn endlich das Streben der städtischen Behörden erfüllt. Am 29. Dezember 1819 legte das königliche Armendirektorium sein Amt nieder, und mit dem Jahre 1820 übernahm die städtische Armendirektion die Verwaltung des Armenwesens in Berlin. Sie erhielt für die Erfüllung ihrer Zwecke aus den königlichen Kassen einen jährlichen Zuschuß von 75,000 Thlr., der indessen im Jahre 1826 auf 55,000 Thlr. herabgesetzt wurde. Die neue städtische Armendirektion bestand aus dem Oberbürgermeister als Vorsteher, 4 Stadträten wobei 1 Syndikus, 8 Stadtverordneten, dem königlichen Polizeiintendanten, 1 Geistlichen, 2 Aerzten worunter der Stadtphysikus und 5 anderen angesehenen Bürgern der Stadt. Sie konnte nicht sofort nach ihrem Amtsantritt etwas Neues schaffen, sondern mußte naturgemäß zuerst den Geschäftsgang ganz so fortführen wie das frühere königliche Armendirektorium. Sie that dies aber nicht für lange Zeit, denn die städtischen Behörden waren in anerkennenswerter Weise bestrebt, ein frischeres Leben in die Verwaltung zu bringen, indem sie nach Möglichkeit die Bürger der Stadt dabei beteiligten.

Sie berieten außerdem eifrig über eine neue Armenordnung für Berlin, welche die Fehler der alten Verwaltung vermeiden und dem Publikum Vertrauen zur Armendirektion einflößen sollte. Es wurde zu diesem Behufe von den städtischen Behörden beschlossen, in allen Stadtbezirken Armenkommissionen einzurichten. Um aber erst Erfahrungen über die Wirksamkeit dieser neuen Einrichtung zu sammeln, wurde nicht gleich über die ganze Stadt ein Netz von Kommissionen ausgebreitet, sondern man machte im Jahre 1821 mit vier Kommissionen gewissermaßen einen ersten Versuch.

Nach dem Entwurf der Instruktion für die Bezirks-Armenkommissionen hiesiger Residenz, welcher am 9. November 1820 veröffentlicht wurde, sollten die Armenkommissionen eine Unterbehörde des Magistrats und der Armendirektion bilden, um die Geschäfte, welche die Armenpflege den Bezirken vorbehalte, zu besorgen. Der Geschäftskreis der Armenkommissionen erstreckte sich auch auf die Armenaufnahme in die Hospitäler, die Waisenhäuser und die Beaufsichtigung der in Familien untergebrachten Waisenkinder, auf die Beerdigung der Armen, die Sorge dafür, daß der Nachlaß dem Gesetze gemäß nicht für die Kommune verloren ginge, die Verpflegung der Armenkranken, die Zuweisung der Armenkinder zu den Freischulen und die Einsammlung der monatlichen Armenbeiträge. Die neuen Armenkommissionen bewährten sich. Da es indessen ziemlich lange dauerte, ehe sie recht vertraut mit ihren umfangreichen Geschäften wurden, so konnten nur nach und nach weitere Kommissionen eingerichtet werden, und erst im Jahre 1824 gelang es, die Zahl von 55 Kommissionen, welche die Armenpflege für die ganze innere Stadt zu verwalten hatte, herzustellen. Die Armendirektion war nach Kräften bemüht, die Mißliebigkeit, welche auf dem früheren Armendirektorium gelastet hatte, von sich abzuschütteln. Sie schilderte ihren Geschäftsgang in ausführlichen Berichten, welche nicht allein tote Zahlen enthielten, sondern wirklich einen Blick in die Verwaltung gestatteten. Trotzdem gelang der Armenverwaltung ihr Bestreben nicht so bald, denn die alte Armendirektion war unter den Bürgern so gründlich verhaßt, daß es vieljähriger Arbeit bedurfte, um für die neue Behörde Vertrauen zu gewinnen. Der Erfolg der Sammlungen in den Häusern zeigte indessen, daß nach und nach doch das alte Mißtrauen mehr und mehr schwand. Während der Betrag der Bezirkskollekte im Jahre 1822 nur 12,750 Thaler betragen hatte, hob er sich im Jahre 1825 bis auf 24,668 Thaler. Unter dem 3. Oktober 1826 wurde endlich auch die nach langen Beratungen vollendete Armenordnung für die Stadt Berlin veröffentlicht, durch welche vorläufig die Regelung des städtischen Armenwesens ihren Abschluß erhielt. Es wurde darin die Niedersetzung der Armenkommissionen beibehalten und der Armendirektion nur die Aufsicht über das ganze Kommunal-Armenwesen und die Verwaltung und Kontrolle desselben vorbehalten.

Vor dem Jahre 1820 waren zur Verhütung der Straßenbettelei in Berlin 12 Armenwächter, die sogenannten Bettelvögte, und ein Wachtmeister angestellt, welche die Aufgabe hatten, die Bettler aufzugreifen, zugleich auch verpflichtet waren, die aufgefundenen Leichen von Selbstmördern und Verunglückten nach dem Obduktionshause, dem sogenannten Türmchen, auf welches wir weiter zurückkommen werden, zu überführen. Zur Belebung ihres Diensteifers erhielten die Armenwächter für jeden aufgegriffenen Bettler, den

sie zur Bestrafung beförderten, eine Belohnung von $2^1/_2$ Silbergroschen. In alten Zeiten war das Amt eines Büttels ein unehrliches gewesen, das der Bettelvögte galt in den Augen des Berliner Volkes auch noch im Jahre 1820 für unehrenhaft. Kein Beamter der Polizei wurde so gehaßt und verachtet wie der Bettelvogt, den das niedere Volk fast unter den Schinderknecht stellte. Einen Bettelvogt zu höhnen, war die höchste Wonne der Berliner Straßenjugend; wo diese dem verachteten Beamten einen Schabernak spielen, wo sie ihn bei der Erfüllung seiner Amtspflicht stören konnte, that sie es gern, und sie erhielt stets bereitwillige Unterstützung auch von Erwachsenen, von allen Arbeitern und ärmeren Leuten, die jene Beamten als ihre natürlichen Feinde betrachteten. Die Bettelvögte lebten im Kriege mit aller Welt. Wo man einen Bettelvogt in seiner altertümlichen Kleidung sah, da konnte man sicher sein, auch ein Rudel pfeifender Straßenjungen zu treffen. Häufig genug gab es in den Straßen lustige Jagden. Der Bettelvogt bemühte sich einen flüchtigen Bettler zu greifen, vor und hinter ihm aber trabte ein Rudel Buben einher, welche ihn verhöhnten. Bald kam einer scheinbar zufällig dem Beamten in den Weg, daß er nicht vorwärts konnte, bald hingen sich ein paar verwegene Burschen ihm an den langen, blauen Rock, um ihn aufzuhalten; aber sofort ließen sie los, wenn er sich nach ihnen umwandte, und pfeilgeschwind entflohen sie der Verhaftung, die ihnen drohte. Es konnte nicht fehlen, daß sich zu dem verhaßten Amt nur wenige und nicht die besten Bewerber fanden. Nur ganz gefühllose und nicht besonders ehrliebende Menschen setzten sich über die allgemeine Verachtung fort, welche sie traf, und solche Beamten mißbrauchten ihr Amt, sie wurden wirklich eine Geißel der Armen und verdienten den Haß, der sie traf. Als im Jahre 1820 die Kommune die Armenpflege übernahm, erschien es ihr vor allen Dingen notwendig, neue Einrichtungen zu treffen. Den Armenwächtern mußte eine größere Autorität geschaffen werden, wenn sie überhaupt irgend etwas wirken sollten. Die bisherigen Bettelvögte, meistens alte, abgelebte Invaliden, wurden pensioniert, jüngere, rüstigere Männer angeworben. Sie erhielten eine neue, mehr den Zeitverhältnissen angemessene Uniform, und ein tüchtiger Mann wurde als Wachtmeister angestellt. Ihm erteilte man die Uniform eines Stadtsergeanten, damit er nicht ferner dem Spotte und der Verfolgung, welche seine Vorgänger zu erdulden hatten, ausgesetzt sei. Vor allem kam es darauf an, den Bettelvögten bei ihrer Amtsverrichtung eine größere Autorität zu verschaffen. Zu diesem Zwecke wurde ihnen eine gedruckte Instruktion übergeben und es ihnen zur Pflicht gemacht, sich jedes Schimpfens und jeder Thätlichkeit gegen die Bettler zu enthalten; sie sollten diese mit Schonung behandeln und alles vermeiden, was das Publikum gegen sie einnehmen könnte. Die bisherige Prämie von $2^1/_2$ Silbergroschen für die Einlieferung eines Bettlers hatte höchst nachteilig gewirkt, und oft genug waren alte Leute, die gar nicht an Betteln gedacht hatten, von den übereifrigen Bettelvögten aufgegriffen worden, nur zu dem Zweck der Prämienerlangung; deshalb wurde die Einlieferungsprämie ganz abgestellt.

So wesentlich die von den Kommunalbehörden angeordneten Verbesserungen waren, einen rechten Erfolg hatten sie doch nicht. Die neuuniformierten Armenwächter behielten im Volksmund den verhaßten Namen der Bettelvögte,

und auch auf sie vererbte sich die Verachtung, welche ihre Vorgänger sich erworben hatten. Jetzt wie früher wurden sie verhöhnt und beleidigt. Häufig genug gab es, da die kräftigen Männer sich den Beleidigungen widersetzten, förmliche Kämpfe mit dem Volke, die zu ganz bedenklichen Aufläufen führten. Die gänzliche Abschaffung der nicht mehr zeitgemäßen Bettelvögte wurde endlich zur dringenden Notwendigkeit. Nach langen Unterhandlungen mit den königlichen Behörden gelang es dem Magistrat endlich im Jahre 1839, zum Ziel zu kommen. Die Polizei übernahm die Verpflichtung, die Bettler aufzugreifen; sie erhielt dafür von Seiten der Stadt die jährliche Summe von 3000 Thalern. Die Bettelvögte konnten entlassen werden. Fast mit Bedauern sahen manche Berliner sie scheiden; sie waren stadtbekannte Figuren geworden und hatten oft genug zum Scherz und zur Erheiterung des Publikums gedient! Für das Geschäft des Leichentransports nach dem Türmchen genügten vier Träger und ein Wachtmeister. Das Türmchen, welches wir schon erwähnt haben, hatte in jener Zeit einen stadtbekannten Namen, an den sich manche grauenhafte Erzählung knüpfte.

Da wo heute die Große Hamburgerstraße die Auguststraße durchschneidet, in dieser Nr. 59, stand ein kleines, verwittertes, höchst unansehnliches, einstöckiges Haus; auf dem niedrigen Dach knarrte eine rostige Wetterfahne, über der schmutzigen Hausthür zeigte eine einfache, hölzerne Tafel die Bedeutung des Hauses an. Mit halb verwischten Buchstaben standen darauf die Worte: „Koppesches Armenhaus." Im Volksmunde aber trug das Haus den Namen „das Türmchen" von einem kleinen Turme, der früher das Dach geschmückt hatte, aber seiner Baufälligkeit wegen abgenommen worden war. Das Koppesche Armenhaus, über dessen Begründung bestimmte Nachrichten fehlen, ist wahrscheinlich im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts entstanden und von dem Ratsmanne und Stadtwachtmeister Koppe, der der Stadt den hinter dem Hause belegenen, großen Platz zur Anlage eines Armenkirchhofes geschenkt hatte, erbaut worden. Es war ein Hospital der traurigsten Art. 20 bis 24 alte Weiber fanden darin ihr Unterkommen. Sie waren in drei gar nicht besonders große Stuben zusammengepfercht, und die geringen Mittel der Stiftung gewährten jeder nur täglich 1 Silbergroschen 3 Pfennige; davon sollten die Unglücklichen ihren Lebensunterhalt bestreiten. Der Armentotengräber führte über sie die Aufsicht. Wahrlich ein trauriges Amt, denn nur die Aermsten, denen kein anderes Mittel blieb, das Leben zu erhalten, suchten in dem unheimlichen Türmchen ihre letzte Zuflucht. Die jammervollste, ja die schmutzigste Armut herrschte in dem Hause. Der Flur war zugleich die Küche für die sämtlichen Bewohnerinnen. Auf dem Hofe hinter dem Hause linker Hand befand sich das Grabgewölbe der Koppeschen Familie; eine Berliner Merkwürdigkeit, von der wohl die meisten Bewohner der Hauptstadt jener Zeit gehört, die aber nur wenige gesehen hatten, weil das Grauen vor dem berüchtigten Türmchen die Neugierigen von dem Besuche abhielt. Das Aeußere des Grabgewölbes war nicht von Bedeutung, es war einfach und schlicht. Ein im Winkel des Hofes bis zur Erde reichendes Zinkdach, starke Mauern von altmodischer Bauart boten weiter kein Interesse. Um so interessanter aber war das Innere. Wenn man einige unbequeme Stufen hinabstieg, so trat man in ein niedriges Tonnengewölbe, dessen weißgraue Wände von den Salzen, die sich darauf krystallisiert hatten, erglänzten. Das



Henriette Sontag,
berühmte Opern- und Konzertsängerin.
Am Königstädtischen Theater 1824—1826.
Geb. 3. Jan. 1806 in Koblenz,
gest. 17. Juni 1854 in Mexico.

kleine Gewölbe erhielt ein dürftiges Licht von zwei Luftlöchern, die in den dicken Wänden angebracht waren. Es herrschte deshalb eine schwüle, dumpfige Luft, an die man sich erst gewöhnen mußte, obgleich man von einem eigentlichen Leichengeruch nicht belästigt wurde. Auf dem Boden standen zwölf Särge verschiedener Größe, teils von Eichen-, teils von Kienholz; in ihnen ruhten die Leichen der Koppeschen Familie, die sich sämtlich gut erhalten hatten. Durch die im Gewölbe herrschende eigentümliche Luft waren sie zu Mumien verdorrt.

Hinter dem Hofe des Armenhauses dehnte sich ein wüster Platz, der Armenkirchhof, aus. In einem abgelegenen Winkel ruhten die, welche Verzweiflung zum Selbstmorde getrieben hatten. Der Armenkirchhof ist im Jahre 1840 geschlossen worden. Die Gräber sind verschwunden, heute tummelt sich auf dem schönen, von eleganten Häusern umgebenen Koppenplatze eine lustige Kinderschar. Das Armenhaus und der Armenkirchhof machten den Berlinern jener Zeit einen unheimlichen Eindruck, mehr aber noch das kleine, einstöckige, verwitterte Haus, welches auf dem Kirchhofe stand, das eigentliche Türmchen, oder wie es mit dem amtlichen Ausdruck genannt wurde, das Obduktionshaus, wohin vom Jahre 1810—1840 die in den Straßen der Stadt, in den Armen der Spree und in den zur Stadt gehörigen Wäldern aufgefundenen Leichen der Selbstmörder, der Verunglückten und Ermordeten von den Bettelvögten gebracht werden mußten, damit über sie die gerichtliche Totenschau gehalten und nötigenfalls die Sektion an den Körpern vorgenommen würde. Jeder Berliner kannte den Nasenquetscher (den unheimlichen, hölzernen Kasten, der von zwei Bettelvögten gezogen und nach dem Türmchen gefahren wurde); er enthielt die Leiche irgend eines Verunglückten. Mit scheuer Neugier folgte ihm stets eine Schar von Gassenbuben, die aber eine ganze Strecke von dem

Türmchen entfernt stehen blieb, um zu schauen, wie der Nasenquetscher nach dem Armenkirchhofe und Obduktionshause gefahren wurde. Die Roheit, mit welcher die fühllosen Bettelvögte die Leichen behandelten, wenn sie sie mit eisernen Haken aus dem Wasser zogen und in den Nasenquetscher warfen, trug wesentlich dazu bei, diese Beamten verachtet und verhaßt zu machen.

Werfen wir jetzt einen Blick in das eigentliche Türmchen, das damalige Obduktionshaus. Wir treten zuerst in eine Art Küche mit Rauchmantel und Feuerherd, die aber ihrem eigentlichen Zweck nicht mehr diente. Unser Blick fällt auf einige schmutzige, zusammengeschnürte Bündel von Kleidungsstücken, von denen jedes mit einem Zettel versehen ist. Es sind die Kleider der Verunglückten, welche man hier aufbewahrt; an ihnen allein erkannten oft die Hinterbliebenen die Leichen, deren halb verweste Züge kein Bild des Geschiedenen mehr gaben. Von der Küche führten rechts und links Thüren in innere Zimmer. Die zur linken Hand befindliche Thür gewährte den Eingang in ein zweifenstriges, weiß getünchtes Gemach, in die Totenkammer. Drei rohe, hölzerne Pritschen standen nebeneinander, meist waren sie, besonders im Sommer, mit halb verwesten Leichen bedeckt. Hier wurden die aufgefundenen Leichname bis zum Begräbnisse ausgestellt: hier suchten die Verwandten solche Personen, welche plötzlich verschwunden waren. Die andere Thür zur rechten Hand der Eingangsküche führte ebenfalls in ein zweifenstriges Zimmer. Ein großer Tisch von rotem Tannenholz, drei alte Lehnstühle, ein schwarzer, gewaltiger Ofen, ein hölzerner Schrank, in dem sich chirurgische Instrumente befanden und in einer Vertiefung mit gemauertem Estrich eine mannlange Tafel bildeten die Ausstattung des dürftigen Zimmers, welches teils als Verhörs-, teils als Sektionszimmer diente. Die Tafel war der Sektionstisch; auf die Lehnstühle um den Tisch von rotem Tannenholz setzten sich die Richter, um die Verbrecher zu verhören, welche stets hergeführt wurden, damit sie, von dem Anblick der Leichen der von ihnen Gemordeten erschüttert, leichter zum Geständnis gebracht würden. In diesem Zimmer haben gar manche Verbrecher sich selbst das Todesurteil gesprochen, indem sie im Angesicht der verstümmelten Leichen nicht ferner zu leugnen wagten.

Viertes Kapitel.

Die Entwickelung der Wissenschaften und Künste in Berlin im Zeitraum von 1815—1840 war eine ganz eigentümliche. Während die preußische Regierung unablässig bemüht war, jedes politische Leben im Volke zu ersticken, zeigte sie doch für die Förderung des geistigen Lebens der Nation, soweit es nicht in die Politik eingriff, den regsten Eifer. Der Minister von Altenstein erwarb sich in dieser Beziehung unsterbliche Verdienste. Er hat unendlich viel gethan, und noch heute wird sein Name von vielen Gelehrten mit Ehrfurcht und Dankbarkeit genannt. Die Berliner vor allen haben die Pflicht, den Namen Altenstein in hohen Ehren zu halten, da sie seinem Träger den Ruhm verdanken, daß ihre Stadt die wissenschaftliche und künstlerische Haupt-

stadt Deutschlands geworden ist, ein Ruhm, der sich in dem Namen Spree-athen, welchen Berlin in jener Zeit sich erwarb, aussprach.

Den Mittelpunkt des gelehrten Lebens in Berlin bildete naturgemäß die Universität. Sie blühte nach den Befreiungskriegen schnell und glänzend empor. Die früher gehegte Befürchtung, daß Berlin sich nicht zur Universität eigne, zeigte sich bald als gänzlich unbegründet. Wenn auch einzelne Studierende den Verführungen der großen Stadt nicht zu widerstehen vermochten und sich zügellosen Ausschweifungen hingaben und endlich darin untergingen, so war doch ihre Zahl eine verschwindend kleine. Gerade der Umstand, daß in der großen Stadt die Studierenden fast verschwanden, daß sie nicht im stande waren, sich die Geltung zu verschaffen, die sie in kleinen Universitätsstädten besaßen, trug wesentlich dazu bei, dem Universitätsleben in Berlin die Ausschweifungen fern zu halten, durch welche es in anderen Städten oft befleckt wurde. Auf der Berliner Universität waren die Vorlesungen am fleißigsten besucht, die Universität war eine wahre Arbeitsuniversität. Hierzu trugen freilich auch die trefflichen Kräfte bei, welche durch Altensteins Fürsorge für alle Fächer der Wissenschaft gewonnen worden waren, und welche der Berliner Universität*) einen weit über die Grenzen Deutschlands reichenden Ruf verschafften. Aus allen europäischen Ländern vereinten sich in Berlin die Jünger der Wissenschaft, teils um die Vorlesungen der Universität zu hören, teils um sich in Verbindung zu setzen mit den zahlreichen Gelehrten, welche in der preußischen Hauptstadt ihren Wohnsitz genommen hatten, ohne eigentlich zur Universität zu gehören, teils um die wissenschaftlichen Institute, die Bibliothek, die Sammlungen, die Laboratorien und die öffentlichen Krankenanstalten zu besuchen. Um unseren Lesern ein Bild der reichen Vereinigung wissenschaftlicher Kräfte in Berlin zu geben, wollen wir einige Namen nennen; eine eingehende Geschichte der Wissenschaft in Berlin würde uns zu weit führen.

Die Naturwissenschaften wurden mit besonderer Vorliebe von den Berlinern getrieben. Wo Männer wie Alexander von Humboldt, Erman, Link, Lichtenstein, Hermbstädt, Weiß, Mitscherlich, Heim, Ehrenberg, von Schlechtendal, Kunth, die Gebrüder Rose, Wiegmann, Schulz u. a. wirkten, da mußte wohl Gedeihliches geschaffen werden. — Für Geographie und Geschichte waren Ritter, Alexander von Humboldt, Leopold von Buch, von Raumer, Wilken u. a. thätig. — In den Sprachwissenschaften hatte Bopp,

*) Als Vorschulen für die Universität diente eine Reihe von Gymnasien, an denen vortreffliche Lehrkräfte vereint waren. Die Berliner Gymnasien hatten sich einen berechtigten Ruf erworben, sie vereinten viele Zöglinge aus den Provinzen in sich. In dem Zeitraum von 1815—1840 bestanden bereits das Joachimsthalsche Gymnasium, das Kloster, das Friedrich-Werdersche Gymnasium, das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in der Friedrichstraße, mit dem auch die Realschule und eine Mädchenschule unter dem Namen Elisabethschule verbunden waren, das Französische Gymnasium, das Cölnische Realgymnasium. Von anderen höheren Schulanstalten nennen wir: die Gewerbeschule und das Schullehrerseminar in der Oranienburgerstraße. Zur Vorbereitung für die Gymnasien dienten viele höhere Knabenschulen, welche meistens von Privatvorstehern geleitet wurden. Der Volksunterricht wurde in den sogenannten Parochialschulen und in elf Armenschulen erteilt; er war in vieler Beziehung noch mangelhaft, und erst nach dem Jahre 1840 hat er sich durch die Fürsorge der städtischen Behörden bedeutend gehoben.

der Sanskritgelehrte, der Forschung neue Bahnen gebrochen; er wurde kräftig unterstützt durch Wilhelm von Humboldt, den früheren Minister und genialen Gelehrten, durch Boeckh, Becker, Wolf u. a. — Die philosophische Fakultät war der Stolz der Berliner Universität. Wir dürfen nur den Namen Hegel nennen, um die Bedeutung, welche Berlin in dieser Wissenschaft besaß, zu bezeichnen.

Neander und Schleiermacher nahmen die ersten Plätze in der Theologie ein; ihnen gegenüber stand Hengstenberg, der frühere Burschenschafter, der von einem Extrem ins andere übergeschlagen war, und sich zum Haupt der Pietisten emporgeschwungen hatte, deren Fahne er in der evangelischen Kirchenzeitung erhob. — Savigny, Klenze, Gans u. a. erwarben der juristischen Fakultät einen wohlverdienten Ruf. — Die medizinische Fakultät, aus der heraus die Universität erwachsen war, zeigte eine reiche Fülle berühmter Namen. Die Zahl der Mediziner, welche nach Berlin kamen, um hier ihre Studien zu machen, war deshalb auch besonders groß; bot doch Berlin außer den Vorlesungen den Jüngern der Wissenschaft durch seine Krankenhäuser, durch die naturwissenschaftlichen Sammlungen, durch die Leichtigkeit, Leichname zur Sektion zu gewinnen, durch die große Zahl tüchtiger Aerzte, welche sich in der Hauptstadt vereinigten, nach allen Richtungen hin Gelegenheit, sich weiter auszubilden. Von den berühmten Universitätslehrern nennen wir Hufeland, Kluge, Jüngken und Dr. Kranichfeld, der ebenso gern sich mit pietistischen wie mit medizinischen Vorlesungen abgab. Von berühmten Aerzten erwähnen wir außer den Universitätslehrern nur noch Heim, Barrez, Dieffenbach.

Die Gelehrten fanden zur Erreichung ihrer Ziele überall in Berlin die freudigste Unterstützung, denn mehr als jemals früher war es in jenem Zeitraum in Berlin unter allen Klassen der gebildeten Gesellschaft Mode geworden, für Wissenschaft und Kunst zu schwärmen. Jeder gebildete Mann mußte mitreden können über die neuesten Fortschritte der Wissenschaft. In den Theegesellschaften wurden philosophische Gegenstände abgehandelt, und es gab oft recht hitzige, geistige Kämpfe zwischen den Hegelianern und den Anhängern anderer philosophischen Schulen. Die populären wissenschaftlichen Vorlesungen, welche einige Gelehrte hielten, wurden von Herren und Damen fleißig besucht, und viele Kaufleute betrachteten es als Ehrenpflicht, dieser oder jener wissenschaftlichen oder künstlerischen Gesellschaft anzugehören.

Die Zahl solcher Gesellschaften hatte sich außerordentlich vermehrt. Wir nennen nur einige der vorzüglichsten: die Gesellschaft naturforschender Freunde, die philomatische Gesellschaft, den Verein für Heilkunde, die medizinisch-chirurgische Gesellschaft, die Gesellschaft für Natur- und Heilkunde, die pharmazeutische Gesellschaft, die Gesellschaft für deutsche Sprache, die griechische Gesellschaft, den Berliner Schullehrerverein, die Gesellschaft für wissenschaftliche Kritik, die Humanitätsgesellschaft, die litterarische Mittwochsgesellschaft. Von den Künstlervereinen: den Berliner Künstlerverein, den Verein der Kunstfreunde und den Architektenverein. Auch mehrere technische Gesellschaften blieben den wissenschaftlichen Bestrebungen nicht fremd, wenn ihr Zweck auch nicht unmittelbar ein wissenschaftlicher war. Zu diesen Gesellschaften gehörten: der Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes, der Verein zur Beförderung des Gartenbaues, der Verein für Pferdezucht und Pferdedressur. Einige

Privatgesellschaften dienten nicht weniger als die gelehrten und künstlerischen Vereine dazu, den Sinn für Wissenschaft und Kunst in Berlin rege zu erhalten.

Wir haben schon bei einer früheren Gelegenheit erwähnt, daß die Wissenschaft das Band war, welches die verschiedenen Stände gesellschaftlich vereinigte. Die herrschende Mode gebot Achtung vor dem Geiste. Viele hoch gestellte und reiche Männer sahen es daher für ihre erste Pflicht an, ihre geistige Bildung dadurch zu bekräftigen, daß sie Gelehrte und Künstler in ihren Gesellschaftskreis zogen und hoch ehrten. Ging ihnen doch in dieser Beziehung der geistreiche, damals sehr freisinnige Kronprinz, der stets einen kleinen, auserwählten Kreis geistvoller Männer um sich versammelte, mit denen er oft harmlos verkehrte, mit bestem Beispiel voran.

Den glänzendsten geselligen Vereinigungspunkt wissenschaftlicher und künstlerischer Größen bildete in jener Zeit das Haus des reichen Bankiers Beer. Eine Einladung in das Beersche Haus war für junge Gelehrte, Künstler und Schriftsteller das Ziel des höchsten Strebens, denn in den geistreichen Kreis, der sich hier vereinigte, aufgenommen zu werden, galt für ebenso ehrenvoll wie angenehm. Das Beersche Haus ist dadurch für die wissenschaftliche Entwickelung Berlins in jener Zeit von hoher Bedeutung geworden. Es zeichnete sich vor anderen gesellschaftlichen Vereinigungspunkten dadurch aus, daß den gastfreien Wirt nicht eitle Prunksucht, sondern ein feines richtiges Gefühl bei den Einladungen leitete. Er hatte nicht nötig, seinem Namen durch die Gäste, die er bei sich sah, einen Nimbus zu geben, der Name Beer glänzte ohnehin als leuchtender Stern am Himmel der Wissenschaft und Kunst, dafür hatten die drei Söhne Beer gesorgt: Michael Beer, der geniale Dichter, Meyer-Beer, der große Komponist, und Wilhelm Beer, der ernste Gelehrte und Astronom, der sich durch seine Mondkarten einen bedeutenden Ruf erworben hatte.

Von ähnlicher Wichtigkeit für die gelehrten Berliner Gesellschaften wie das Beersche Haus, wenn auch von ganz anderem Charakter, war der Gesellschaftskreis Varnhagens von Ense, dessen Mittelpunkt die unvergeßliche Rahel, Varnhagens Gattin, bis zu ihrem Tode im Jahre 1833 bildete. Varnhagens ausgesprochene freisinnige politische Gesinnung gab diesem Kreise eine besondere Bedeutung; alle Größen der freisinnigen Partei verkehrten vorzugsweise gern mit Varnhagen, aber auch die politischen Gegner waren von seiner Gesellschaft nicht ausgeschlossen, wenn sie nur Geist genug besaßen, um sich in dem Kreis, den sie hier fanden, halten zu können.

Die Künste fanden in dem Zeitraum, welcher uns beschäftigt, in Berlin nicht minder als die Wissenschaften eine gedeihliche Pflege. Obgleich Friedrich Wilhelm III. selbst kein Kunstkenner war, obgleich er kein eigentliches Interesse für die Kunst besaß, so hielt er es doch für seine Pflicht, sie zu fördern nach bester Kraft. Wir haben bereits gesehen, wie unter seiner Regierung die Baukunst durch Schinkels glänzende Bauwerke in Berlin emporblühte. Auch für die Entwickelung der übrigen Künste in unserer Stadt waren die 25 Friedensjahre nach den Befreiungskriegen von höchster Bedeutung. Schon die Begründung des Museums schloß der Kunstentwicklung in Berlin eine neue Zeit auf. Eine Reihe tüchtiger Meister aus allen Zweigen der Kunst zog sich nach der preußischen Residenzstadt. Die alle zwei Jahre stattfindenden Kunstausstellungen wurden mit jeder Wiederholung glänzender und reicher, und auch das Diorama der Gebrüder Gropius, eine unentgeltliche Ausstellung von

verkäuflichen Werken Berliner Künstler, erzielte für einige Zeit recht bedeutende Erfolge.

Eine eigentliche Kunstschule aber hatte Berlin nicht. Die Akademie der Künste sollte zwar dazu dienen, junge strebende Künstler auszubilden, aber sie erreichte diesen Zweck nicht, es fehlte ihr der freie, frische Geist. Der Unterricht wurde schablonenmäßig erteilt, und bei Anstellung der Lehrer war oft der bureaukratische Zopf mehr maßgebend als die künstlerische Befähigung. Höchst nachteilig wirkte es auch auf die Akademie, daß Wilhelm Schadow zum Direktor der Kunstakademie in Düsseldorf ernannt wurde. Mehrere seiner talentvollsten Schüler folgten ihm dorthin, wo sie ein freieres akademisches Leben als in der Hauptstadt fanden. Berlin wurde deshalb von Düsseldorf überflügelt, und auf allen Ausstellungen ernteten die Düsseldorfer Bilder weit größeren Beifall als die Werke Berliner Künstler, obgleich sich bald eine gewisse Einseitigkeit der Düsseldorfer Schule herausstellte, während die Berliner Kunstwerke, gerade weil es in der Hauptstadt eine eigentliche Kunstschule nicht gab, ihre volle Individualität bewahrten. Trotz der Mangelhaftigkeit der Akademie wurde doch auch in Berlin mancher tüchtige Künstler herangebildet, allerdings weniger in der Staatsschule als in den Privat-Ateliers talentvoller Meister. Besonders berühmt waren die Ateliers der Maler Wach und Begas.

Von namhaften Malern, deren Bilder in jener Zeit auf den Ausstellungen Aufsehen machten, nennen wir Hensel, Herbig, Schröter, Magnus, Rösel, Agricola, Völcker u. s. w.

Unter den Bildhauern nahmen Schadow und Rauch die erste Stelle ein, ihnen schlossen sich Tieck und die beiden Gebrüder Wichmann an. Erst in den letzten Jahren des Zeitraums, der uns beschäftigt, wurde auch Kiß viel genannt, er machte sich durch seine Amazone*) einen berühmten Namen.

Von allen Künsten ging die Musik am meisten in das Volk über, sie nahm in Berlin fast die erste Stelle ein. Es gab wenige gebildete Familien, die nicht einen Flügel oder mindestens ein tafelförmiges Klavier besessen hätten. Der Klavierunterricht gehörte zu den ersten Anforderungen der Jugendbildung. Jedes junge Mädchen der besseren Stände mußte Klavier spielen können. Die Konzerte zureisender, berühmter Musiker wurden zahlreich besucht, und die sonst ziemlich sparsamen Berliner opferten für den Genuß eines Konzerts gern ihren Thaler, ja als Paganini nach Berlin kam, sogar das bisher unerhörte Eintrittsgeld von 2 Thalern für ein Billet. Die Musik war das Lieblingsthema der Gespräche aller auf Bildung Anspruch machenden Kreise, und oft genug wurde mit Heftigkeit in den Gesellschaften über die verschiedenen Schulen gestritten. Die Anhänger der deutschen Klassiker, wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen dürfen, standen in erbitterter Feindschaft den Freunden der leichten italienischen und französischen Musik gegenüber. Ueber die Werke Spontinis, dessen Anstellung als General-Musikdirektor schon in vielen Kreisen böses Blut gemacht hatte, gab es die heftigsten Kämpfe. Die einen erzählten triumphierend, Zelter habe, als er aus Spontinis Oper

*) Kiß hatte schwere Kämpfe zu bestehen, ehe er sein Meisterwerk, welches jetzt das Museum schmückt, zur Vollendung bringen konnte. Das Modell war im Lagerhaus ausgestellt, es wurde viel bewundert, aber auch schwer getadelt.

lcidor heimkehrend den Zapfenstreich hörte, freudig ausgerufen: „Endlich och wieder eine ruhige, vernünftige Musik!“ Die andern wußten die Großrtigkeit Spontinischer Tonwerke nicht genug zu preisen. Ebenso heftig wie ber die Kompositionen Spontinis entbrannte in der Gesellschaft der Streit ber die Opern Meyerbeers. Gerade weil der Komponist ein Berliner war, md er in der Hauptstadt ebenso viele Feinde wie Freunde. Die Berliner ritiker rissen zum Teil die Meyerbeerschen Opern jämmerlich herunter; sie delten in so ungemessenen Ausdrücken, daß der Verdacht persönlicher Feindhaft nahe lag. Man erzählte, die gehässigen Rezensionen gingen von solchen chriftstellern aus, welche vergeblich versucht hätten, Eingang in das Beersche aus zu erhalten.

Auch in die Kreise des untersten Bürgerstandes hatte sich die Musikebhaberei verbreitet. Es gab in Berlin kein Vergnügen ohne Konzert. Wie e Vornehmen und Reichen ihre Thaler opferten, um Paganini zu hören, zahlten die kleinen Handwerker ihre Zweigroschenstücke für das Trompetenzert im Freien, wobei dann freilich die Weiße und die lange Pfeife, die igarren waren noch ein Luxusartikel, zum gemütlicheren Genuß das ihrige aten. Die allgemeine Musikliebhaberei wurde auch von obenher gefördert. rofessor Zelter leitete an der Universität den Unterricht im Gesange und i Generalbaß, die höchsten Staatsbeamten wurden teils persönliche Mitglieder r unter Zelters Leitung stehenden Singakademie, teils ließen sie ihre Töchter d Söhne an der Akademie teilnehmen.

Nicht geringer als der Anteil, den die Berliner zu jener Zeit der Musik wandten, war der Enthusiasmus, den sie für das Theater hegten, und der h bei Gelegenheit oft stürmisch äußerte. Von dem Beifallssturm, den daals eine bedeutende Kunstleistung hervorrief, von dem Jubel, mit dem B. Henriette Sontag vom Publikum empfangen wurde, von der Dankrkeit, welche die Berliner in jener Zeit den großen Künstlern weihten, ben wir heute kaum noch eine Erinnerung. Die Berliner lebten im Theater, den Vorstellungen und mit den Schauspielern; ihre ganze Aufmerksamkeit, lche so selten für politische Fragen in Anspruch genommen wurde, richtete auf das Theater, und da es nur zwei Bühnen, das Königliche und das nigsstädtische Theater, gab, allein auf diese, denn die kleinen Liebhaberater Concordia und Urania waren nicht mitzurechnen, indem sie dem oßen Publikum nicht geöffnet wurden. Alles, was das Theater anbetraf, r interessant. Die sonst so mageren Zeitungen weihten der Theaterkritik ien bedeutenden Raum; Stücke und Personen wurden aufs aufmerksamste prochen, und häufig genug gab es in der Kritik die heftigsten Kämpfe : und wider, die sich dann in die Privatgesellschaften verpflanzten und in sen mit einem Ernst und Eifer geführt wurden, der heute nur noch den litischen Parteikämpfen eigen ist. Besonders groß war der Beifall, den bers berühmtes Tonwerk, der Freischütz, erntete. Er wurde am 18. Juni 21 zum ersten Male gegeben und mit schwer zu beschreibender Begeisterung rüßt. Bei dem Kampf der musikalischen Parteien, der wie erwähnt mals in der Berliner Gesellschaft stattfand, konnte es nicht fehlen, daß die lodien Webers die begeistertsten Freunde und die erbittertsten Gegner den. Zu den letzteren gehörte auch Zelter, der sich mehrfach sehr mißbig über die neue Oper äußerte und dadurch den Komponisten tief kränkte.

Am meisten aber ärgerte sich der angefeindete Künstler über einen schlechten Berliner Witz, den die Gegner des Freischütz in Umlauf setzten, die Umdrehung des Namens der Oper in „Schreifritz“ statt „Freischütz“. Trotz aller Anfeindungen hatte doch der Freischütz einen dauernden, glänzenden Erfolg. Er wurde, was damals unerhört war, in dem Zeitraume von sechs Monaten nicht weniger als achtzehnmal gegeben. Einen ähnlichen Erfolg, wenn auch nicht einen so großartigen, feierte auch desselben Meisters Werk Euryanthe.

Sehr interessant war der geistige Kampf, den die Aufführung des Goetheschen Meisterwerks, des Faust, in Berlin verursachte. Der Wunsch, den Faust auf der königlichen Bühne dargestellt zu sehen, war während des ganzen Zeitraums, der uns beschäftigt, vielfach angeregt, aber auch von den verschiedensten Seiten bekämpft worden. Der Faust, so hieß es, eigne sich überhaupt nicht zur Aufführung, nur beim Lesen vermöge man das großartige Werk zu verstehen, auch fehlten die Kräfte zur Darstellung, da jede Rolle einen Meister verlange. Fand der Faust in den litterarischen Kreisen schon Gegner genug, so war doch der Widerstand gegen seine Aufführung noch weit heftiger seitens der damals so mächtigen pietistischen Partei: Den Faust aufführen, heiße die Unmoralität von Staats wegen zur Nachahmung empfehlen, heiße Gott beleidigen und dem Teufel huldigen. So predigten die Mucker, und lange Zeit gelang es ihnen, die Darstellung des Meisterwerks zu verhindern. Endlich aber setzte Graf Redern, der Nachfolger des Grafen Brühl in der Intendantur der Königlichen Schauspiele, die Aufführung dennoch durch. Am 15. Mai 1838 wurde der Faust zum ersten Male gegeben. Der Schauspieler Seydelmann gab den Mephisto; er war der größte damals lebende Schauspieler, und das Publikum schwelgte fast ausnahmslos über seine wunderbare Leistung.*)

Der heftigste Streit erhob sich im Publikum bei den späteren Vorstellungen über die Rolle des Gretchen. Zwei Rivalinnen in der Gunst der Theaterbesuchenden teilten sich in diese Rolle und spielten sie abwechselnd. Klärchen Stich, die Tochter der Madame Crelinger aus erster Ehe, und Charlotte von Hagn. Klara Stich bezauberte durch ihre frische Jugend, ihre sanfte, melodische Stimme, durch den Hauch der Unschuld, der auf ihrem ganzen Wesen ruhte: sie war ganz das Gretchen, wie der Dichter es gedacht haben mußte, — Charlotte von Hagn dagegen riß durch die Vollendung ihres Spiels, durch die Macht ihrer Leidenschaft fort. Welcher von beiden sollte die Palme des Sieges erteilt werden? Beide waren entzückend, für beide erhob sich die Schar der begeisterten Verehrer in der Kritik, sowohl der gedruckten als ungedruckten, bis endlich eine Art von Vertrag zu stande kam. Man einigte sich darüber, daß Klara Stich in den ersten Akten als das unschuldige Gretchen, Charlotte von Hagn dagegen in der Wahnsinnsscene unübertrefflich sei.

*) Ich habe Seydelmann auch als Mephisto gesehen. Er wird mir stets unvergeßlich bleiben. Eine Kunstkritik vermochte ich freilich nicht an das Spiel des Meisters anzulegen; ich war noch zu jung, zu unerfahren, noch zu wenig litterarisch durchgebildet. Wohl aber erinnere ich mich, daß mir wochenlang nach der Vorstellung, im Wachen und im Träumen, das Bild dieses diabolischen Mephisto vorschwebte, daß ich, so oft es mein ziemlich karges Taschengeld erlaubte, wieder und immer wieder den Faust sah, der mit jeder neuen Vorstellung einen erhöhten, bezaubernden Reiz auf mich gewann.



Friedrich Wilhelm IV.,
König von Preußen,
geb. 15. Oktob. 1795,
gest. 2. Jan. 1861.

Dieselbe Begeisterung, mit ver die Berliner die neuen Stücke begrüßten, widmeten ie auch den Personen der Schauspieler und Schauspiele-innen. Waren diese früher von dem vorurteilsvollen Volke ils unehrlich betrachtet worden, o schlug damals die Volks-timmung in das andere Extrem iber, man machte halbe Götter us ihnen. Die Damen, selbst ie der vornehmen Welt, klei-eten sich nach dem Geschmacke erühmter Sängerinnen, die Männer ahmten die Sitten nd Gewohnheiten hervorra-enden Schauspieler nach, und iese erhielten hierdurch einen nberechenbaren Einfluß auf as gesamte Berliner Leben.

Als Ludwig Devrient, er Unvergeßliche, im Jahre 815 nach Berlin kam, sammelte r schnell einen geistreichen Freundeskreis um sich, dessen Mitglieder allen Ständen an-ehörten. Devrient und der Kam-nergerichtsrat Hoffmann, der Verfasser der Serapionsbrüder, er Phantasiestücke und des Kater Murr, saßen allabendlich t der Weinstube von Lutter und Wegener am Gendarmenmarkt; hier bildeten e den Mittelpunkt der geistreichsten und eigentümlichsten Gesellschaft, welche Berlin jemals besessen hat. Der Wein floß in Strömen; bis tief in die Nacht inein wurde gezecht, und dennoch feierte die lustige Gesellschaft keine Orgien, nd jeder, der an dem Gelage teilgenommen hatte, brachte abends außer em Rausch doch noch ein gutes Teil gewonnener Erkenntnis mit nach Hause. Die Weinstube von Lutter und Wegener wurde durch Devrient und Hoffmann erühmt, sie zog mit zauberischer Gewalt die geistreichen Köpfe der Residenz n. Kein Fremder von bedeutendem litterarischen oder künstlerischen Namen urfte nach Berlin kommen, ohne zu Lutter und Wegener zu gehen, und jeder, er zugelassen wurde zu der geistvollen Tafelrunde, rühmte sich dessen mit Stolz und Freude. Aber auch diejenigen, die nur von fern der Unterhaltung uschen durften, freuten sich dessen und trugen die erbeuteten Witze und Gedanken-äne, den Abfall des berühmten Kreises, in die Berliner Gesellschaft, in der e mit Bewunderung nacherzählt wurden. — Ludwig Devrient übte einen eitreichenden Einfluß aus, aber nur auf die Männerwelt und zwar gerade

auf die geistreichsten und genialsten Elemente derselben; Henriette Sontag aber, die schöne Henriette, die göttliche Henriette, so wurde sie allgemein genannt, bezauberte Männer und Frauen gleichmäßig. Der Sontag-Enthusiasmus wurde eine förmliche Krankheit der Berliner jener Zeit. Auch heutzutage finden berühmte Sängerinnen feurige Anbeter, ihre Photographien hängen in allen Kunstläden und werden eifrig gekauft, aber der Enthusiasmus, der für die Größen unserer Tage vom kunstliebenden Publikum an den Tag gelegt wird, bietet nur einen schwachen Abklatsch der Begeisterung, welche damals in allen Ständen in ganz Berlin für die göttliche Henriette herrschte. Die Marmor- und Alabasterbüsten der berühmten Sängerin, ihre Bilder in Kupferstich nnd Lithographie waren ein glänzender Handelsartikel, denn jedermann kaufte sie. Wie auf dem Schreibtische des Königs die Marmorbüste der Sontag neben der der Fürstin von Liegnitz stand, so schmückte das Bild der Sängerin in billiger Lithographie die einfache Stube des Handwerkers.

Das Berliner Theater hatte in den letzten Jahren unter Ifflands Direktion viel von seinem alten Glanz verloren. Iffland war kränklich geworden, er hatte seine Kraft in der schweren Zeit der französischen Fremdherrschaft, die der Fortbildung des Theaters so ungünstig wie möglich war, aufgerieben, und so besaß er denn in seinen letzten Lebensjahren nicht mehr die Frische und Energie, welche nötig gewesen wäre, um die zahllosen Schwierigkeiten, welche sich gerade damals ihm entgegenstellten, zu überwinden. Er blieb zwar bis zu seinem letzten Auftreten der große Schauspieler, der in manchen Rollen nicht wieder erreicht worden ist, aber seine Direktion ließ sowohl in der Auswahl der Stücke als in der Energie der Geschäftsführung und in der Ausstattung viel zu wünschen übrig. Das Theater kam in Verfall, besonders die Oper, für welche Iffland kein besonderes Interesse fühlte. Auch die Ausstattung der Stücke war oft jammervoll genug, denn Iffland legte darauf nur einen geringen Wert.

Der zum Nachfolger Ifflands im Jahre 1815 als Generalintendant der Königlichen Schauspiele ernannte Graf Brühl hatte keine leichte Aufgabe, als er sein Amt antrat. Vor allem war er bestrebt, die vernachlässigte äußere Ausstattung des Theaters wieder zu heben und sie des Kunsttempels der preußischen Residenz würdig zu machen.

Durch Ifflands Tod war unter den Schauspielern eine tiefe Lücke gerissen. Graf Brühl füllte sie aus, indem er Ludwig Devrient, den größten deutschen Mimen, mit dem schon Iffland Unterhandlungen angeknüpft hatte, für die Berliner Bühne gewann. Während seiner ganzen Verwaltung war Graf Brühl bemüht, die tüchtigsten Kräfte des Schauspiels und der Oper zum Berliner Theater heranzuziehen. Er engagierte das Wolffsche Ehepaar, die Milder, Eduard Devrient, Louis Schneider, Fräulein von Schaetzell, Stawinski und andere tüchtige Künstler und Künstlerinnen, außerdem suchte er durch Einladung der besten Kräfte des Schauspiels und der Oper zu Gastspielen in Berlin dem kunstliebenden Publikum in der Residenz die ersten Größen der gesamten deutschen Bühne vorzuführen. Auch das Repertoire war Graf Brühl bestrebt, nach bester Kraft zu erweitern und zu verbessern. Der Hofrat Teichmann, der langjährige, treue Mitarbeiter Brühls, berichtet darüber: „Calderons Werke: „Der standhafte Prinz“, „Das Leben ein Traum“, „Der Arzt seiner Ehre“, Moretos „Donna Diana“ wurden zuerst gegeben

Mit den „Brüdern" des Terenz und den „Gefangenen" des Plautus wurde am 6. Oktober 1815 und am 21. Juni 1816 der erste Versuch der Masken gemacht. Der Kreis der Shakespeareschen Dramen wird durch „Heinrich IV., I. und II. Teil", „König Johann", „Richard", „Was ihr wollt", „List und Liebe", „Weiber von Windsor" u. s. w. erweitert. Arbeiten unserer besten Dichter wie Goethe, Z. Werner, H. v. Kleist, Körner, Müllner, Oehlenschläger, Raupach, Grillparzer, Houwald, Schenk, Fouqué, Robert, Auffenberg sowie die ersten Gaben jüngerer, in dieser Zeit aufblühender Talente, wie Holtei, W. Alexis, M. Beer, Maltitz und Uechtritz, wurden auf das freudigste begrüßt. Den Reigen der musikalischen Feste eröffnete Mozarts „Zauberflöte"; Glucks „Alceste", „Armide" und „Iphigenia", Beethovens „Fidelio", Hoffmanns „Undine", Spohrs „Jessonda", Cherubinis „Abencerragen", Meyerbeers „Emma von Rodburg", Aubers „Maurer", „Der Schnee", Boieldieus „Weiße Dame", folgten; Spontinis Opern gingen mit allem Glanze in Scene, Rossini ließ sich in „Tankred", „Othello", im „Barbier von Sevilla", in der „Diebischen Elster" und „Elisabeth" hören. Auch die Kunst des Tanzes wurde gepflegt. Mit einem Wort: Kein dramatisches Produkt von entschiedenem Werte, insofern es nur irgend darstellbar war, blieb dem Publikum fremd."

Zu den gewaltigen Schwierigkeiten, mit denen Graf Brühl zu kämpfen hatte, und welche er glücklich überwunden hat, um dem Berliner Theater einen weltberühmten Ruf zu verschaffen, kam noch eine, die größte von allen, der Brand des Schauspielhauses. Am 28. Juli 1817 war in dem alten Hause mit dem neuen Schauspiel von Kotzebue „Der kranke Mann und die vornehmen Leute" die Reihe der Vorstellungen geschlossen, denn am folgenden Tage ging das Theater in Flammen auf. Das Feuer entstand während der Probe der „Räuber" und griff so schnell um sich, daß der Schauspieler Carlsberg, der erst vierzehn Tage vorher engagiert worden war und die Räumlichkeiten des Hauses nicht so gut kannte wie die übrigen im Hause anwesenden Mitglieder, sich nicht ins Freie retten konnte und im Feuer umkam. Noch am 11. August brannte der Schutt ganz hell in den gewölbten Gängen, so daß die Ueberreste des unglücklichen Carlsberg erst am 14. August auf dem katholischen Kirchhofe zur Ruhe bestattet werden konnten. Die Zerstörung des Schauspielhauses war zwar für die Residenz ein schwerer Verlust, der Energie des Grafen Brühl aber verdankten es die Berliner, daß die Theatervorstellungen ohne Unterbrechung fortgesetzt wurden. Im großen Opernhause wurden fortan Stücke jeder Gattung zur Aufführung gebracht.

Der Bau des neuen Schauspielhauses war für die preußische Residenzstadt eine unbedingte Notwendigkeit. Friedrich Wilhelm III. gab deshalb schon im Jahre 1817 den Befehl zum Wiederaufbau nach einem von Schinkel gefertigten Plane. Am 4. Juli 1818 wurde der Grundstein mit den üblichen Feierlichkeiten gelegt, und im Jahre 1821 konnte das herrliche, neue Schauspielhaus eröffnet werden.

Im Jahre 1828 trat an die Stelle des Grafen Brühl als Generalintendant der Königlichen Schauspiele der Graf Wilhelm von Redern. Er fand die Berliner Bühne im Zenit ihres Glanzes; ein Schauspiel, in welchem Ludwig Devrient, Rebenstein, Gern Vater und Sohn, Weiß, die Wolff, die Crelinger, eine Oper, in der die Milder, das Fräulein von Schaetzell und andere tüchtige Kräfte zusammen wirkten. Graf Redern hatte daher nur

die Aufgabe, das, was sein Vorgänger geschaffen, gewissenhaft zu erhalten, für die ausscheidenden Kräfte neue, gleichbedeutende zu gewinnen und das Repertoire mit dem Neuesten und Besten der dramatischen Litteratur zu bereichern. „Zu den früher genannten Opern traten vom Jahre 1832 Meyerbeers „Robert der Teufel“ und „die Hugenotten“, Aubers „Feensee“ und „die Krondiamanten“, Bellinis „Familien Capuletti und Montecchi“, „Puritaner“, „Nachtwandlerin“ und „Norma“ hinzu sowie verdienstliche Gaben der Meister Lortzing, Taubert, Herold, Donizetti, Rossini, Halévy, Adam u. a. Glänzender aber als alles war der vom besten Erfolg gekrönte Versuch, Goethes Riesenwerk „Faust“ in den engen Raum der Bühne zu bringen.“ — Für die schweren Verluste, welche die königliche Bühne durch den Tod ihrer besten Schauspieler, wir nennen nur Rebenstein und vor allen anderen Ludwig Devrient, während der Redernschen Verwaltung erlitt, suchte der Graf durch neue Engagements Ersatz zu schaffen. Und dies gelang ihm. Er gewann während seiner Amtsthätigkeit bis zum Jahre 1842 für das Theater von Berühmtheiten die Schauspieler Seydelmann, Rott, Grua, die Schauspielerinnen Charlotte von Hagn, Clara und Bertha Stich, die Sänger Mantius, Bötticher, Fischer, die Sängerinnen Tuczek, Grünbaum, Sophie Loewe. Die bedeutendsten Kräfte sämtlicher deutschen Schaubühnen wurden außerdem zu Gastspielen nach Berlin gezogen. Die königlichen Theater umfaßten das Schauspiel, die Oper, das Ballet und das französische Theater. Die Vorstellungen des letzteren fanden indessen nur im Winter statt. Sie wurden naturgemäß nicht für das größere Publikum, sondern für einen kleineren Kreis von Gebildeten berechnet.

Neben den königlichen Theatern gab es in dem Zeitraum, welcher uns beschäftigt, in der Residenz nur noch eine Bühne von Bedeutung, die der Königsstadt. Schon unmittelbar nach dem Kriege im Jahre 1815 hatte sich der Schauspieldirektor Döbbelin um die Konzession für ein zweites Theater in Berlin, welches ein Volkstheater werden sollte, beworben. Er wollte nur kleinere, leichte Stücke, Operetten, kleine Schauspiele und Lustspiele aufführen. Als Graf Brühl von dieser Bewerbung hörte, wandte er sich an den König und stellte diesem die Nachteile vor, welche die Ausführung eines derartigen Planes für die königliche Bühne haben müsse; noch sei diese keineswegs im stande, mit Erfolg gegen ein Konkurrenzunternehmen zu kämpfen, beide Theater müßten darunter leiden. Er erbot sich indessen, wenn die Begründung eines Volkstheaters nötig befunden werden sollte, selbst ein solches in einer Vorstadt zu errichten, es schnell und mit der größten Sparsamkeit herzustellen. Auf diesen Plan ging der König nicht ein. Die Angelegenheit blieb eine Zeitlang schwebend, aber sie wurde von neuem angeregt, als durch den Brand des Schauspielhauses der Residenz das einzige nur für das Schauspiel bestimmte Theater geraubt worden war. Graf Brühl machte sofort wieder Vorschläge zur Errichtung eines Vorstadttheaters, dessen Leitung er selbst führen wollte. Seine Vorschläge wurden abermals zurückgewiesen, dagegen erhielt einige Jahre später am 13. Mai 1822 der frühere Kaufmann Friedrich Cerf für sich und seine Nachkommen die Konzession zur Errichtung eines zweiten Theaters in Berlin, welches unter dem Namen des Königsstädtischen begründet werden sollte. Die Mittel zur Ausführung dieses Unternehmens verschaffte er sich durch die Begründung einer Aktiengesellschaft. Für das

Königsstädtische Theater wurde das Cerfsche Haus am Alexanderplatz bestimmt. Der Bau wurde mit so großer Schnelligkeit betrieben, daß schon am 4. August 1824 die Eröffnung des Theaters stattfinden konnte. Der Erfolg war zunächst ein geringer, die Einnahmen erreichten die Höhe der Ausgaben nicht, erst als die Direktion die Sängerin Henriette Sontag verpflichtet hatte, füllte sich das Haus allabendlich, und die Erfolge, welche das Theater nun erzielte, gingen über alle Erwartungen hinaus. Die Erfolge lagen aber doch mehr auf dem künstlerischen Gebiete als auf dem finanziellen. Die Aktiengesellschaft nahm einen Wechsel der Direktion vor; die neue Leitung vermochte den Finanzzustand aber noch weniger als die frühere zu verbessern. Das Theater kam unter den Hammer. Der Inhaber der Konzession, Herr Friedrich Cerf, hatte sich bei ihrer Verpachtung an die Aktionäre das Vorkaufsrecht ausbedungen. Er machte jetzt von seinem Rechte Gebrauch und erstand das Königsstädtische Theater weit unter der gerichtlichen Taxe, da niemand mehr bieten wollte oder konnte. Woher er die Mittel zu diesem Kauf nahm, darüber zerbrachen sich die Berliner viel die Köpfe. Thatsache war, daß er die Zahlungen mit großer Pünktlichkeit leistete. Das Gerücht hatte deshalb freien Spielraum, und es behauptete, Cerf habe die Gelder vom Könige erhalten, dieser sei der eigentliche Käufer. Dem Publikum gegenüber aber trat Herr Cerf als selbständiger Direktor auf. Er war vielleicht der seltsamste Schauspieldirektor, der jemals eine hauptstädtische Bühne geleitet hat. Man erzählte in Berlin merkwürdige Geschichten über seine Vergangenheit und über die Gründe, welche den König veranlaßt hätten, gerade ihm die vielbegehrte Konzession zu verleihen. Eigentümliche Gründe mußten es freilich sein, denn es war notorisch, daß dem neuen Theaterdirektor jede litterarische Bildung abging, daß er nicht einmal lesen und schreiben konnte, daß ihm jedes Gefühl für die Kunst fehlte und ihm kein anderes Interesse für das Theater inne wohnte als das, möglichst viel Geld zu verdienen. Am glaubwürdigsten erschien das vielfach verbreitete Gerücht, Cerf habe im Kriege dem Könige wichtige Dienste und zwar solche geleistet, von denen nicht gern gesprochen werde, die aber eine ausgezeichnete Belohnung erheischten. Diese Belohnung habe Cerf in der Theaterkonzession für sich und seine Erben erhalten. Für die Wahrheit dieses Gerüchtes sprach auch das Interesse, welches der König fortdauernd für Cerf zeigte, das Wohlwollen und die kräftige Unterstützung, welche er dem Königsstädtischen Theater unausgesetzt gewährte. Cerf wurde bald eine stadtbekannte Persönlichkeit, man erzählte von ihm Hunderte von Anekdoten, welche sämtlich seinen Mangel an Bildung kennzeichneten. Dieser völlig ungebildete Mann sollte das neue Theater leiten. Dies schien kaum möglich, und doch erlebte wunderbarerweise die Königsstädtische Bühne unter Cerfs Direktion eine recht glänzende Zeit. Das, was sie ihrer eigentlichen Bestimmung nach werden sollte, ein Volkstheater, wurde sie freilich nicht, aber doch bewahrte sie sich ihren weit berühmten Namen. Cerf hatte den Verstand, für sein Theater hervorragende Kräfte zu gewinnen. Die kleine Oper und das Singspiel blieben noch einige Jahre auf ihrer Höhe. Auch in der Posse und im Lustspiel leistete das Königsstädtische Theater viele Jahre hindurch Ausgezeichnetes. Schmelka, Plock und Beckmann, besonders der letztere, verstanden es meisterhaft, die Lachlust des Publikums zu erregen. Die Arbeiten von Holtei und Angeli wurden zum

Teil wahre Zugstücke, aber sie erreichten doch bei weitem eine kleine Posse nicht, welche zum Verfasser den Komiker Friedrich Beckmann hatte. „Der Eckensteher Nante im Verhör“ war der Titel des Stückes, welches ein wahrhaft unglaubliches Aufsehen machte, unendlich oft und immer vom rauschendsten Beifall begleitet gegeben wurde. Die Eckensteher, welche jetzt völlig ausgestorben sind, denn die heutigen Dienstleute gleichen ihnen nicht mehr als das heutige Berlin dem damaligen, waren berühmt wegen ihres dreisten Witzes und ihrer Trunksucht. Beckmann hatte einen von ihnen, Nr. 22, zum Helden seines Stückes gemacht, und da er selbst mit unübertrefflicher Meisterschaft die Titelrolle spielte, so hatte er das Berliner Publikum so bezaubert, daß Eckensteher Nante fortan eine stadtbekannte Person wurde. Den heutigen, an reich mit politischen Anspielungen gewürzte Couplets gewöhnten Berlinern würde der kleine Scherz wahrscheinlich kaum ein Lächeln abgewinnen, die damaligen Berliner riß er zu wahrhaft stürmischen Ausbrüchen der Lachlust hin, besonders wurde das Schlußlied immer und immer wieder da capo verlangt. Einige Verse mögen hier ihre Stelle finden, um ein Beispiel für den veränderten Geschmack des Berliner Theaterpublikums zu geben.

Det beste Leben hab' ich doch
Ick kann mir nich beklagen,
Pfeift och der Wind durch's Ermelloch,
Det will ick schon verdragen.
Det Morgens, wenn mir hungern duht,
Eß ick 'ne Butterstulle;
Dazu schmeckt mich der Kümmel jut
Aus meine volle Pulle (trinkt).

Ein Eckensteher führt' auf Ehr'
Det allerschönste Leben,
Man friert anjetzt zwar manchmal sehr,
Doch bald is det zu heben.
Von außen hau ick mit de Faust
Mir in de Seit' und Rücken,
Und wenn een Schneegestöber saust,
Muß Kümmel mir erquicken (trinkt).

Ick seh' manchmal, wenn große Herrn
Hinein ins Wirtshaus gehen,
Da steh' ick denn so still' von fern,
Duh uf den Kümmel sehen
Un denk bei mir, 's is ganz ejal
Ob Wein, ob Schnaps im Glase,
Von beeden kriegt man allemal
Doch eene rote Nase (trinkt). — — —

Das Eckensteherlied ging auf alle Leierkasten über, man hörte es überall in Berlin. Wenig gute Volkslieder sind so allgemein gesungen worden wie jenes Nantelied. Es ist gewiß für die Geschmacksrichtung der Berliner jener Zeit höchst bezeichnend, daß nicht nur auf dem Theater sondern auch in der Litteratur der Eckensteher Nante eine Bedeutung hatte.

Die Berliner sind ihres Witzes wegen von alter Zeit her bekannt gewesen, niemals aber hat der Berliner Witz eine größere Berühmtheit gewonnen als in dem Zeitraum von 1820—1840; damals erstand eine besondere Witzlitteratur, die sich bis auf unsere Tage erhalten hat und in einigen bekannten Witzblättern noch immer ihren Ausdruck findet. Die Saphirsche Schnellpost, welche im Jahre 1826 begründet wurde, war zwar eigentlich eine ausländische Pflanze, aber sie gedieh in dem Berliner Boden vortrefflich. Saphir, der witzige Schriftsteller, der Verspötter des Sontag-Enthusiasmus, wurde in Berlin bald ebenso bekannt und beliebt wie die schöne Henriette; sein Bild prangte wie das der lieblichen Sängerin in den Schaufenstern der Läden. Waren die Marmor- und Alabasterbüsten der schönen Henriette ein gesuchter Artikel, so wurden nicht weniger die kleinen Pappfiguren gekauft, welche den berühmten Humoristen mit der Brille auf der Nase und dem üppigen Haarwuchs darstellten. Die Schnellpost Saphirs gab den ersten Anstoß zu der Berliner Witzlitteratur, welche sich bald mit großer Schnelligkeit, aber keineswegs sehr gedeihlich entwickelte. Durch den Erfolg Saphirs gelockt, suchten auch andere Schriftsteller und zwar nicht die besten, ihm nachzuahmen. Witz um jeden Preis, das war in jenen Tagen die Losung, und da der Witz sich nicht auf das Feld der Politik werfen konnte, warf er sich auf das der Persönlichkeiten.

Die Aufführung und der glänzende Erfolg des Nante gaben der Witzlitteratur plötzlich eine neue Richtung. Das Berliner Volksleben wurde jetzt ihr Gegenstand; eine eigene Nantelitteratur erstand. Die meisten der Nanteschriften zeichneten sich ebensowohl durch Witzlosigkeit wie durch Gemeinheit aus, sie übten den nachteiligsten Einfluß auf den Geschmack des Berliner Publikums. Nur einer unter den zahllosen Schriftstellern, welche sich damals hervorthaten, hat vermocht, sich einen dauernden Namen zu machen, weil er weder ein Nachahmer Saphirs noch ein Nachtreter Beckmanns war, sondern mit eigenem, unverwüstlichem Humor aus dem Leben schöpfte — Adolph Glasbrenner, der unter dem Namen Brennglas das Berliner Volksleben in einer Reihe bunter Bilder geistreich und witzig schilderte.

Die Nantelitteratur war ein krankhafter Auswuchs des geistigen Lebens Berlins, sie wucherte deshalb so üppig empor, weil die bis zur Lächerlichkeit strenge Censur in dem sogenannten Spreeathen die litterarische Entwickelung niederhielt. Während nach der Julirevolution in ganz Dentschland sich ein freierer Geist regte — ein neues Schriftstellergeschlecht „Das junge Deutschland“ brach sich Bahn — blieb Berlin tot für den geistigen Fortschritt. Die Namen der Schriftsteller, welche sich der freieren Richtung angeschlossen hatten, waren in der preußischen Residenz geächtet. Die Werke der Mitglieder des jungen Deutschlands wurden in Leihbibliotheken verboten, und noch im Jahre 1840 galt es für ein Ereignis, daß ein Gutzkowsches Stück in Berlin zur Aufführung gelangen konnte.

Es erscheint uns überflüssig, hier auf eine nähere Darstellung der litterarischen Bestrebungen der Berliner Schriftsteller in jener Zeit einzugehen. Sie beschränkten sich, wenn wir von wissenschaftlichen Werken absehen, fast lediglich auf meist ziemlich unbedeutende Gedichte, auf tendenzlose Novellen, uninteressante Romane und kritische Erörterungen. Von einer politischen Litteratur konnte bei der strengen Censur gar nicht die Rede sein. Die drei

Zeitungen, die Vossische, Spenersche sowie die Staatszeitung, brachten wie in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts so bis zum Jahre 1840 über die inneren Verhältnisse Preußens fast gar nichts, und aus dem Auslande ein dürftiges Gerippe solcher politischen Nachrichten, deren Veröffentlichung die hohe Censur gestattete. Neben den politischen Zeitschriften erschien eine Flut von kleinen, meist belletristischen Tages- und Wochenblättern, deren wesentlichster Inhalt in Theater- und Kunstkritiken bestand. Auch diese Erzeugnisse der Litteratur waren fast sämtlich Eintagsfliegen, und wir verschonen daher unsere Leser mit ihren Titeln.

Fünftes Kapitel.

Auch für die Entwickelung des geselligen und sittlichen Lebens der Berliner ist die Geschichte der Jahre von 1815—1840 nicht ohne Interesse. Die große, durchlebte Zeit, der alle Stände durchdringende Freiheitsdrang, welcher sich in den Befreiungskriegen so glänzend Bahn gebrochen hatte, die Revolution in allen staatlichen Einrichtungen, die Volk und Regierung gemeinsam durchgekämpft hatten, war von einem mächtigen Einfluß auf das Volksleben gewesen. Das Berlin vor dem Jahre 1806 und das nach dem Jahre 1815 waren zwei völlig verschiedene Städte. Die leichtfertigen, sittenlosen Residenzler, deren frivoles Vergnügungsleben wir früher geschildert haben, schienen nach den Befreiungskriegen völlig umgewandelt. Aber diese Umwandlung hatte keinen sonderlich langen Bestand. Der sittliche Läuterungsprozeß, den die Turner und Burschenschafter auf das Volk übertrugen, wurde durch den traurigen Sieg der Reaktion unterbrochen. In demselben Maße, in welchem die Berliner teilnahmloser für die politische Entwickelung wurden, wandten sie sich wieder ihren früheren Liebhabereien zu.

Aus den Schilderungen mancher Zeitgenossen ersehen wir, daß schon in dem Jahrzehnt von 1820—1830 die Berliner Gesellschaft fast ebenso sehr in tiefe Entsittlichung versunken war wie im Anfang des Jahrhunderts. Holtei erzählt uns in seinen „Vierzig Jahren“ von den Orgien, welche er in dem Gartenhaus eines Freundes mitgefeiert hat, und auch andere Zeitgenossen bestätigen die wüste Vergnügungssucht, die Lust an Ausschweifungen, welche sich in fast allen Klassen der Gesellschaft, fast nur den eigentlichen Handwerkerstand ausgenommen, geltend machte. Wie im staatlichen, so war im gesellschaftlichen Leben die Reaktion der Revolution gefolgt, aber sie bildete nur einen Uebergang zu einer Entwickelung zum Bessern, die sich vorzugsweise in dem achtungswerten, kleinen Bürgerstand der Hauptstadt vollzog und nach und nach auch in die höhere Sphäre hineindrang. Der Samen, welchen Jahn in die jungen Herzen seiner Schüler gelegt hatte, war nicht völlig ausgerottet worden, und wenn er auch für kurze Zeit vom Unkraut überwuchert wurde, er trieb endlich doch empor und trug seine Früchte. Das neue, heranwachsende Geschlecht zeigte sich immer stärker und sittlicher als das alte, absterbende. — Gerade unter den gebildeten Ständen herrschte ein anderer Geist als früher, ihr Leben war nicht mehr lediglich der Befriedigung der Sinnenlust zugewandt, es erhielt höhere, reinere Ziele. Das Beispiel des Hofes hatte



Straßenkampf auf der Barrikade vor dem Cölnischen Rathause am 18. März 1848.

früher einen mächtigen Einfluß auf die Gewohnheiten der Residenzbewohner ausgeübt, oft einen wohlthätigen, oft einen schädlichen. Dieser Einfluß aber wurde mit dem Heranwachsen Berlins zur wirklichen Großstadt von Jahr zu Jahr schwächer. Hierzu trug die Abgeschlossenheit, in welcher Friedrich Wilhelm III. von seinem Volke lebte, wesentlich bei. Ein Hof, der fast ohne Verbindung mit dem eigentlichen Volke war, von welchem dieses nur bei einzelnen prunkvollen Festlichkeiten etwas sah und hörte, konnte das sittliche und gesellschaftliche Leben der Residenzler nicht mehr beeinflussen.

Galt es im Anfange des Jahrhunderts fast als Regel, daß jede verheiratete Frau ihren Liebhaber, jeder Mann seine Maitresse unterhalte, galt

ein junger Mann, der sich nicht dem üppigsten Lebens- und Sinnengenuß hingab, fast für einen Philister, und wiederholten sich diese traurigen Anschauungen zum Teil auch in dem Jahrzehnt von 1820—1830, so verloren sie sich doch in dem folgenden Jahrzehnt schon vollständig. Berlin wurde deshalb noch kein Tempel reiner Sittlichkeit, das Laster hatte in Berlin wie in jeder anderen großen Stadt viele geheime und öffentliche Zufluchtsstätten, aber es war doch schon ein großer Fortschritt, daß die Sittenlosigkeit nicht mehr offene Billigung fand, daß sie in der guten Gesellschaft geächtet war und nur im geheimen betrieben werden durfte.

Zur Hebung der Sittlichkeit in der preußischen Hauptstadt trug wesentlich eine glänzende Veränderung in der Lebensweise der Bewohner bei, eine Veränderung, welche sich schon bald nach den Befreiungskriegen recht deutlich bemerklich machte. Nicht mehr wie früher war das ganze Denken der Residenzler auf Vergnügungen aller Art gerichtet; der Bürgerstand zeichnete sich durch rastlose Arbeit und im großen und ganzen auch durch Einfachheit im häuslichen Leben aus, ja er zeigte bei seinen öffentlichen Vergnügungen oft sogar eine bis zum Geiz gehende Sparsamkeit. Es war nichts Ungewöhnliches, eine ziemlich wohlhabende Bürgerfamilie in einem Gartenkonzert zusammen um den Tisch sitzen zu sehen, auf dem eine einzige „Weiße" die Labung aller bildete; mitgebrachte „barfüßige Butterstullen" genügten zur Sättigung des Hungers, und wenige Groschen reichten daher hin, der Familie ein Sonntagsvergnügen zu machen. Aehnlich lebten auch die kleinen Beamten, deren niedriges Gehalt ihnen die peinlichste Einschränkung gebot. Eine anständige Wohnung, bei welcher eine Putzstube nicht fehlen durfte, war der einzige Luxus, den Bürger und kleine Beamte sich erlaubten, dafür wurde manches Opfer gebracht. Ohne Putzstube glaubte eine Familie des besseren Standes nicht leben zu können; um sie zu erhalten, pferchten sich Eltern und Kinder zusammen in die engsten Räume ein. Die Putzstube wurde mit den besten Möbeln versehen und nur geöffnet, wenn Besuch kam; sonst blieb sie ein verschlossenes Heiligtum, welches die Kinder niemals betreten durften. Mittags gab es vielleicht nur Kartoffeln und Salz, jedem Lebensgenuß wurde entsagt, nur die Putzstube mußte erhalten bleiben.

Auch die Gesellschaften in den gebildeten Kreisen des kleinen Bürger- und Beamtenstandes zeichneten sich im allgemeinen durch Prunklosigkeit aus. Von dem früheren, übertriebenen Luxus war in dem Zeitraum, welchen wir schildern, fast nirgends die Rede. Die Mode der musikalischen Abendgesellschaften trug ihre guten Früchte. Wenn nur der Wirt es verstand, für ein musikalisches Amüsement zu sorgen, dann begnügten sich seine Gäste freudig mit einer Tasse Thee und einem kaum belegten Butterbrote. Ansprüche an eine glänzendere Bewirtung wurden nicht gemacht. Im Gegensatz zu dieser Einfachheit des Lebens im Bürger- und kleinen Beamtenstande zeigte der reiche kaufmännische und höhere Beamtenstand einen Luxus, der an frühere Zeit erinnerte und für den Beamten oft die Quelle schwerer Sorgen wurde. Gesellschaften und zwar glänzende Gesellschaften mußten gegeben, deshalb ein großes, elegantes Quartier gemietet werden. Die Töchter mußten Bälle besuchen und gebrauchten dazu eine geschmackvolle, teure Toilette; die Söhne studierten, denn der Beamtenstolz litt nicht, daß sie eine andere als die Staatslaufbahn einschlugen. In seinem ganzen Auftreten mußte der hohe

Staatsbeamte Achtung gebieten, und doch war sein Gehalt verhältnismäßig so gering, daß er kaum die Mittel zum einfachen, anständigen Leben hatte und in keiner Weise mit dem prunkvollen Treiben der reichen Bankiers und Fabrikanten schritthalten konnte. Mit den traurigsten Entbehrungen im innern Familienleben allein vermochten jene unglücklichen Opfer ihrer bevorzugten Stellung den äußeren Glanz zu erkaufen. Mancher Geheimrat, an dessen Gesellschaftstafeln abends Offiziere, Gelehrte und Künstler schwelgten, war gezwungen, von dem Abhub dieser Tafel die ganze Woche lang seine Familie kümmerlich zu speisen.

Das Leben in den vornehmen Kreisen unserer Stadt haben wir bei Gelegenheit der musikalischen Parteikämpfe und an anderen Orten besprochen. Wir können daher übergehen zur Betrachtung eines anderen sozialen Kreises, der in dem Zeitraume von 1815—1840 für Berlin eine stets steigende Wichtigkeit gewann. Ein großer Teil der kleinen Bürger Berlins war infolge der Kriegsnot so verarmt, daß es ihm zur Unmöglichkeit wurde, sich im Frieden wieder zu erholen. Unter den niederen Ständen der Hauptstadt herrschte eine furchtbare, erdrückende Armut, und alle Anstrengungen der städtischen Behörden, diese zu lindern, zeigten sich um so nutzloser, als die Mittel, welche die Stadt zu diesem Behufe aufbieten konnte, nur geringe waren. Die Zahl der Bettler hatte sich in unglaublichem Maße vermehrt, und vom Betteln zum Stehlen ist nur ein Schritt. Aus dem Kriegssturm ging für die Residenz ein in tiefster Armut verkommenes und durch Verbrechen jeder Art herabgewürdigtes Proletariat hervor, eine Bevölkerungsklasse, welche in vollkommener Abgeschlossenheit von allen übrigen Ständen lebte, welche ihre eigenen Sitten und Gewohnheiten, ihre eigene Moral, ja selbst ihre eigene Sprache hatte. Unsere Leser wollen mit diesem großstädtischen Proletariat, welches sich nach den Befreiungskriegen in Berlin mit reißender Schnelligkeit vermehrte, nicht den ehrenwerten Arbeiterstand verwechseln. Dieser blieb dem hauptstädtischen Gesindel vollkommen fremd; er hatte überhaupt in jener Zeit in Berlin noch nicht die Bedeutung, welche er erlangt hat, seitdem die Hauptstadt zugleich eine mächtig emporblühende Fabrikstadt geworden ist. Die Arbeiter, deren Fleiß und Tüchtigkeit in Berlin stets besonders anerkennenswert gewesen sind, standen mit den kleinen Handwerkern ganz auf einer Stufe, meist gingen sie auch, wenn sie sich verheirateten, in den Handwerkerstand durch selbständige Etablierung über, denn von jenen großartigen Fabrik-Etablissements, welche Tausende niemals selbständig werdender Arbeiter beschäftigen, an denen jetzt unsere Stadt so reich ist, gab es damals ja nur wenige. Aber auch die verhältnismäßig geringe Zahl der eigentlichen Arbeiter, welche zu jener Zeit in Berlin lebten, zeichnete sich durch Fleiß, Rechtlichkeit und Tüchtigkeit aus, wenn auch naturgemäß einzelne verkommene Subjekte sich dem Proletariat einreihten.

Unter dem Proletariat verstand man das arbeitsscheue, nur auf Armenunterstützung oder unredlichen Erwerb rechnende Gesindel, welches einen Krebsschaden aller Großstädte bildet. In Berlin wuchs seine Zahl nach dem Jahre 1815 unglaublich schnell, und ein eigener Verbrecherstand ging aus ihm hervor. Die Kriegsjahre waren dem Gedeihen eines Verbrecherstandes besonders günstig gewesen. Diebesbanden hatten sich zusammengefunden und organisiert; in den entlegeneren Vierteln der Stadt fanden sich sichere Ver-

stecke, von denen aus sie ihre verbrecherischen Operationen bei Tag und Nacht betreiben konnten. Manche dieser Banden wurden entdeckt und zur Strafe gezogen. Andere aber blieben unentdeckt und konnten in rastloser Thätigkeit weiter arbeiten. Die Berliner wurden in den dem Freiheitskriege zunächst folgenden Jahren vielfach durch Verbrechen gegen das Eigentum beunruhigt. Einen wahrhaft erschreckenden Charakter nahmen diese mit dem Beginn des Jahres 1826 an. Die kühnsten Verbrechen wurden begangen sowohl bei Nacht als am hellen Tage, und ein geheimnisvolles Dunkel umhüllte diese. Kein reicher Mann hielt sich mehr sicher, nachdem von frechen Dieben verwegene Einbrüche in Kassenlokale, sogar in die wohlverwahrte Universitätskasse begangen wurden. Die Gleichartigkeit der Ausführung solcher Einbrüche, die dabei angewandte Gewalt und der merkwürdige Umstand, daß meist nur Geld und Geldeswert geraubt wurde, ließ darauf schließen, daß alle diese Verbrechen gegen das Eigentum von einer und derselben Vereinigung von Dieben, denn nicht ein einzelner konnte sie begangen haben, herrühren mußten. Die Polizei bot vergeblich die höchste Thätigkeit auf, um den Dieben auf die Spur zu kommen, aber bis zum Jahre 1830 entdeckte sie nichts. Erst im Jahre 1831 gelang es ihr endlich, die Verbrecher zu entlarven und zur Strafe zu ziehen. Eine Diebesbande der gefährlichsten Art, welche fast nur aus Juden bestand, hatte Berlin zum Mittelpunkt ihrer Thätigkeit gemacht. Die Führer der Bande wohnten in der Hauptstadt, ihre Mitglieder aber waren im Lande zerstreut. Die Mehrzahl hatte ihren Wohnsitz im Großherzogtum Posen und zwar vorzugsweise in dem kleinen Orte Betsche, der ein wirkliches Diebesnest war. Von Berlin aus gingen die Fäden, welche die mehrere hundert Personen umfassende Gaunerbande zusammenhielten. Die Mitglieder unterstützten sich gegenseitig bei den Verbrechen, welche sie im großartigsten Maßstabe verübten. Fremde Diebe kamen nach Berlin, um Einbrüche zu machen, zu denen die Berliner Genossen ihnen die Gelegenheit ausspioniert hatten, dann verschwanden sie plötzlich wieder, keine Spur hinterlassend. Die Berliner dagegen machten ihrerseits Reisen in die Provinzen, wenn sie in der Hauptstadt nicht genügende Beschäftigung fanden. Außer den jüdischen Gaunern, welche in der Verbrecherwelt Berlins einen durch Geldmittel bevorzugten Stand bildeten, gab es in jener Zeit noch eine große Anzahl kleinerer Diebesbanden, ja man kann behaupten, daß fast alle Diebe der Stadt in einer Art von Zusammenhang standen, daß sie sich wenigstens gegenseitig mehr oder weniger kannten. Ausgeschlossen von jedem Umgang mit ehrlichen Leuten, von ihnen als eine Pestbeule der Gesellschaft betrachtet, verachtet und gemieden, bildete und bildet noch heute das Verbrecherproletariat eine Welt für sich. Wer einmal in diese Genossenschaft eingeweiht worden war, vermochte selten oder nie sich ihr wieder zu entziehen, er war ihr verfallen auf immer, er mußte ihre Sitten und Gewohnheiten annehmen. Die Diebe hatten und haben ihre eigene Ehre; die Kühnheit und List, mit welcher ein Verbrechen ausgeführt worden ist, wird in diesen Kreisen wie eine Heldenthat verherrlicht, sie haben sogar, wie wir erwähnten, ihre eigene Sprache, welche von allen wirklichen Gaunern verstanden wird, sie besteht zum größten Teil aus verdorbenen hebräischen Worten, ein Beweis, daß die jüdischen Gauner bei ihrer Erfindung vorzugsweise thätig gewesen sind. — Groß war in jener Zeit die Zahl der Vergnügungslokale, von denen wir

einige, die sich besonders berühmt gemacht haben, unseren Lesern nennen wollen. Das größte und berühmteste war das Colosseum. Zu Anfang dieses Jahrhunderts befand sich in dem Hause Alte Jakobstraße 64 eine einfache Tanztabagie mit Gartenvergnügen, welche, für den kleinen Bürgerstand bestimmt, im Berliner Volksmunde den eigentümlichen Namen „das Hundeleben“ führte. Berühmt war das Hundeleben durch die große russische Schaukel im Garten, damals die einzige in Berlin. Einen noch größeren Ruf aber hatte es sich erworben, weil hier das bekannte Berliner Wort „Keilerei und Gartenvergnügen“ allsonntaglich zum vollsten Ausdruck kam. Die Gesellen und Soldaten rauften sich in jeder Woche, und oft gab es ziemlich blutige Kämpfe. Im Jahre 1822 wurde das ziemlich baufällige Haus abgerissen, und an der Stelle des Hundelebens entstand ein Tanzlokal unter dem Namen des Wiener Saales. Natürlich änderte sich jetzt das Publikum nicht gerade in der günstigsten Weise. In dem Maße wie das Herrenpublikum feiner wurde, zeigte sich das der Damen gemischter. Der Wiener Saal bestand nicht lange, im Jahre 1831 wurde er in ein neues Lokal, das Colosseum, verwandelt. Der Besitzer hatte in der Ausschmückung des neuen Etablissements eine Pracht aufgeboten, wie sie bisher in Berlin noch nicht gesehen worden war, und obgleich er anfangs ein für die damalige Zeit sehr teures Entree, 20 Silbergroschen für die Person, nahm, so war doch der Zudrang des Publikums so groß, daß die weiten Räume kaum die Menge der Besucher zu fassen vermochten. Der Glanz des Colosseums dauerte bis zum Jahre 1843. Am Donnerstag den 17. März war es zum letzten Male geöffnet. Einige Tage darauf ging es plötzlich in Flammen auf und wurde nicht wieder aufgebaut. — Neben dem Colosseum bestanden noch einige andere ähnliche Lokale, in denen ebenso wie dort ein sehr gemischtes Publikum verkehrte. Die vorzüglichsten dieser Lokale waren die Friedrichstädtische Halle in der Krausenstraße und Villa Bella vor dem Oranienburger Thore.

Weit tiefer als diese Lokale standen andere, welche aber ebenfalls in Berlin einen vielgenannten Namen hatten. Wir erwähnen nur zwei vom Ruf besonders begünstigte, den „Onkel“ in der Dorotheenstraße und das Gräbertsche Tanzlokal in der Kleinen Waldemarstraße. Das unter dem Namen „Onkel“ bekannte Tanzlokal gehörte zu den ältesten Berlins. Schon unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. bestand es, und damals hatte es seine glänzendste Zeit; es wurde sogar vom Hofe besucht. Die Nähe der Universität machte es zum Sammelplatz der Studenten, welche sich bei „Onkels“ oft einfanden, um dort Orgien zu feiern, von denen unglaubliche Dinge in Berlin erzählt wurden. Das Gräbertsche Lokal verdankte seinen Ruf vorzugsweise den theatralischen Vorstellungen und den Balletten, welche darin gegeben wurden. Der Montag war der Tag für Louis Gräbert. Nach der entfernten Waldemarstraße zogen dann die Berliner aller Stände, um einen lustigen Abend zu verleben. Meist war das Lokal so gefüllt, daß Hunderte fortgehen mußten, ohne Einlaß zu erhalten.

Von ganz anderem Charakter als die genannten waren viele Vergnügungslokale, deren Namen heute schon vergessen sind; sie bildeten den Sammelpunkt der Verbrecher jeder Art, welche sich hier zusammenfanden, um die Früchte der Diebstähle und des Betruges zu verjubeln. Hier und da wagte sich wohl auch ein neugieriger Fremder in diese Höhlen, aber er verließ

sie meistens bald wieder, weil ihm unheimlich wurde unter einer Gesellschaft, in der alle Mitglieder sich gegenseitig auf das genaueste kannten, und in der alle ihn mit mißtrauischen Augen als einen Eindringling und Spion betrachteten. Die Polizei kannte die Lokale, aber sie duldete sie, weil es ihr häufig gelang, durch plötzlichen Ueberfall Verbrecher dort zu fangen, welche bisher allen Nachstellungen entgangen waren. Diebe, die im sicheren Versteck den Nachforschungen der geschicktesten Polizisten, selbst denen des berühmten Polizeirats Duncker hätten trotzen können, vermochten doch der zauberischen Anziehungskraft dieser Vergnügungslokale nicht zu widerstehen. Um einen wonnigen Abend zu feiern, verließen sie ihre Zufluchtsstätten, und häufig fielen sie dann der Polizei in die Hände. Zu den berühmtesten Spelunken dieser Art gehörte die sogenannte „lederne Flinte" in der Jerusalemerstraße 23. Das niedere Volk jener Zeit hatte eine große Liebhaberei für Vorstellungen von Puppenspiel. Puppentheater, für geringes Geld gezeigt, wurden zahlreich besucht. Diese brachten ihrem Publikum alle Neuheiten des königlichen und Königsstädtischen Theaters, natürlich in einer besonders für die Zuschauer eingerichteten Form. Außerdem aber hatten sie auch eigene Stücke: „Der baierische Hiesel" und „Die Königin von Golkonda" waren Zugstücke für das große Publikum. Ein solches Puppentheater befand sich auch in der „ledernen Flinte". Abends prangte vor der Hausthür des kleinen, unscheinbaren Hauses eine Transparenttafel mit den Worten: „Theater von Richter." Durch einen engen Gang, welcher wahrscheinlich dem Lokale seinen Namen verschafft hatte, kam man nach dem eigentlichen Schauspielhause, welches zugleich ein Ballsaal und der Versammlungspunkt des niedrigsten Pöbels war.

Der „ledernen Flinte" in Charakter und Ruf nahe stand das Monnosche Lokal in der Grenadierstraße 33 und der Türkenkeller an der Neuen Promenade 3. Auch der berüchtigte Verbrecherkeller in der Leipzigerstraße an der Ecke der Jerusalemerstraße, der ununterbrochen Tag und Nacht geöffnet war, zog eine seinem Namen entsprechende Gesellschaft an. Ebenso waren der Schmoortopf in der Mulacksgasse 3, der Patzkopf, Linienstraße 35 und 36, und Spiegelbergs Tanzsaal vor dem Prenzlauer Thor Sammelpunkte für das Gaunergesindel der Residenz. Bei Tage fand sich dieses gern in dem sogenannten Silberladen, der elegant eingerichteten Kröcherschen Destillation in der Königsstraße zusammen. Der Silberladen bildete gewissermaßen die Verbrecherbörse. Hier sind unzählige Diebstähle und Einbrüche verabredet worden.



Zwölfte Abteilung.

Berlin unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV.



Erstes Kapitel.

In leidlicher Gesundheit, wenn auch nicht verschont von den Beschwerden seines hohen Alters, trat Friedrich Wilhelm III. das Jahr 1840 an. Schon in drei Jahrhunderten war die Jahreszahl 40 verhängnisvoll für die Fürsten aus dem Hause Hohenzollern gewesen. Im Jahr 1440 war Kurfürst Friedrich I., im Jahr 1640 Kurfürst Georg Wilhelm, im Jahr 1740 König Friedrich Wilhelm I. gestorben. Friedrich Wilhelm war nicht ohne Aberglauben, und vielleicht hatte dieser dazu beigetragen, das wahr zu machen, was er fürchtete. Er war überzeugt, daß er das Jahr 1840 nicht überleben würde. Dies äußerte er mehrfach gegen seine nächste Umgebung, und vergeblich suchte diese ihm seine Besorgnis auszureden. Es wird erzählt, der König habe während seines Aufenthalts in Paris sich von der berüchtigten Wahrsagerin Mademoiselle Lenormand die Zukunft prophezeien lassen, und diese habe das Jahr 1840 als sein Todesjahr bezeichnet; dieselbe Prophezeiung hatte auch ein Berliner, der Wahrsager Sohn, der damals viel von sich reden machte, ausgesprochen.

Im Frühjahr 1840 zeigte sich eine bedeutende Abnahme der Kräfte des Königs, er fühlte seinen Tod herannahen, und auch die Aerzte zuckten die Achseln, denn alle ihre Bemühungen, den Kranken zu stärken, waren vergeblich. Am 1. Juni fühlte sich Friedrich Wilhelm schon so krank und schwach, daß er der Grundsteinlegung für das Denkmal Friedrichs des Großen, welche an jenem Tage unter großer Feierlichkeit stattfand, nicht mehr beiwohnen konnte, nur aus dem Fenster beobachtete er den Gang der Festlichkeit eine Zeitlang. Er litt an einer Grippe, deren Anfälle sich wiederholt hatten, und welche bei dem Alter und der Schwäche des Kranken gefährlich erschien. Schon am 3. Juni war die Entkräftung so sehr gestiegen, daß die Aerzte das schlimmste befürchteten.

Die Nachricht: „der König ist krank, der König stirbt", verbreitete sich durch Berlin, und sie rief eine ungeheuere Aufregung hervor. Die Krankheit des

Königs bildete das allgemeine, das einzige Stadtgespräch. Wohin man auch kommen mochte, überall war die erste Frage, welche man hörte, die nach dem Befinden des Königs. Vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein stand Kopf an Kopf vor dem königlichen Palais eine dicht gedrängte Volksmenge in wahrer, inniger Teilnahme. Wieder zeigte es sich auf das unzweideutigste, wie beliebt der alte Herr war. Wer aus dem Palais kam, mußte Nachricht geben, wie es dem Kranken gehe, das Volk kümmerte sich dabei nicht um Rang und Stand. Die Prinzen wurden so gut befragt wie die Bedienten, und sie gaben Antwort wie diese.

Am ersten Pfingstfeiertage, es war am 7. Juni nachmittags gegen 3 Uhr, befand ich mich ebenfalls unter dem zahlreich versammelten Volke. Die Nachrichten, welche die vielen aus- und eingehenden Herren brachten, lauteten nur trübselig. Der König lag im Sterben. Es mochte gegen 1/24 Uhr sein, als ein vornehm aussehender Herr aus dem Palais trat. Es soll der Fürst Wittgenstein gewesen sein. Er wurde sofort umringt und gefragt, aber zu antworten vermochte er nicht. Er zog eiligst das Taschentuch vor und bedeckte seine Augen, aus denen Thränen rollten; die Hand erhob er zum Himmel. Das war die Todesnachricht. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die erschütternde Nachricht durch ganz Berlin. Nach kaum einer Stunde war sie allgemein bekannt, und aus den entlegensten Stadtteilen zogen Tausende von Menschen den Linden zu, um nach dem Palais des Verstorbenen zu wallfahrten. Das königliche Haus stand in den ersten Nachmittagsstunden dem Volke offen; jedermann war es gestattet, noch einmal die Züge des Entseelten zu schauen, und viele Tausende machten von dieser Erlaubnis Gebrauch. Männer und Frauen aller Stände drängten sich in die königlichen Gemächer. — Am folgenden Tage, am 8. Juni 1840, überreichte eine Abordnung des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung, welche durch den Oberbürgermeister Krausnick und den Stadtverordneten-Vorsteher Desselmann geführt wurde, dem Könige Friedrich Wilhelm IV. eine Beileidsadresse der beiden städtischen Behörden.

Am 11. Juni fand das feierliche Leichenbegängnis statt. König Friedrich Wilhelm III., der ein Feind jedes Prunkes gewesen war, hatte selbst alle Anordnungen dazu getroffen und dabei ebenso wohl die übermäßige Pracht vermieden wissen wollen, als er der Notwendigkeit, einer solchen Feier eine gewisse Würde zu geben, Rechnung getragen hatte.

Wenige Tage nach Beendigung der Trauerfeierlichkeiten, am 17. Juni 1840, erließ König Friedrich Wilhelm IV. eine vom 12. datierte Bekanntmachung, durch welche er zwei Dokumente der Oeffentlichkeit übergab, die sein Vater ihm hinterlassen hatte. Das eine war als „Mein letzter Wille" bezeichnet und trug das Datum des 1. Dezember 1827, das andere begann mit den Worten: „Auf Dich, meinen lieben Fritz, geht die Bürde der Regierungsgeschäfte mit der Schwere ihrer Verantwortlichkeit über", und war ebenfalls schon dreizehn Jahre vor dem Tode des Königs abgefaßt.

Die Berliner waren entzückt über die königlichen Worte; Magistrat und Stadtverordnete bewilligten namhafte Summen, um die vom Könige veröffentlichten Dokumente auf städtische Kosten drucken zu lassen; in allen Häusern wurden sie unentgeltlich verteilt, jeder Berliner sollte im Besitz dieser königlichen Worte sein.

Am 10. August wurde eine umfassende Amnestie für politische Verbrecher erlassen, die allgemeinen Jubel erregte, und kaum hatte sich dieser gelegt, so nahmen die Huldigungsfeierlichkeiten, die in Berlin am 15. Oktober stattfinden sollten, die Aufmerksamkeit der Bürger völlig in Anspruch. Am 10. September waren die Krönungsfeierlichkeiten in Königsberg vor sich gegangen; manche politische Hoffnungen knüpften sich an die dabei vom Könige gesprochenen Worte in betreff der schon von dem verstorbenen Könige verheißenen Verfassung, die jetzt nach fünfundzwanzig Jahren noch ihrer Verwirklichung entgegensah. Die Politik kümmerte aber die große Masse der Berliner wenig oder gar nicht, sie rüstete sich, den König bei seiner Rückkehr von Königsberg festlich zu empfangen, seinen Einzug in die Haupt- und Residenzstadt so glänzend wie möglich zu feiern.

Am 21. September 1840 war die Stadt mit Laub und Blumengewinden prächtig geschmückt, es war eine Ehrenpforte errichtet, die weiß gekleideten Jungfrauen begrüßten nach alter Sitte in poetischen Worten den König und die Königin, der Oberbürgermeister redete im Namen der Stadt den König an, und dieser antwortete gnädig. Der Jubel der Berliner Bürgerschaft war maßlos. Aber schon nach wenigen Tagen wurde er minder laut, und endlich verstummte er ganz, denn ein bitterer Tropfen fiel in den Freudenkelch, eine Kabinettsordre, welche niemand erwartet hatte, wurde veröffentlicht. In der Kabinettsordre befahl der König seinem Minister von Rochow:

„jeder irrigen Ansicht entgegenzutreten, als ob er durch den Landtagsabschied oder durch die Anerkennung, welche er demselben und mündlich den treuen Gesinnungen der Stände habe widerfahren lassen, seine Zustimmung zu dem in der Denkschrift enthaltenen Antrage auf Entwickelung der Landesverfassung im Sinne der Verordnung vom 22. Mai 1815 ausgesprochen hätte".

Die Mißstimmung, welche diese Kabinettsordre vom 4. Oktober bei den Berlinern erregte, würde vielleicht noch schärfer sich fühlbar gemacht haben, als es geschah, wären nicht gerade in jenen Tagen die Berliner auf das emsigste beschäftigt gewesen, ihre Stadt auszuschmücken und vorzubereiten auf das große Huldigungsfest, welches am 15. Oktober stattfinden sollte. Alle Zeitungen waren täglich angefüllt mit Anzeigen, in welchen den Huldigungs-Deputierten und Fremden, die zu dem Feste nach Berlin zu kommen beabsichtigten, Wohnungen und Verkaufsartikel jeder Art angeboten wurden. Die Hausbesitzer und die Inhaber größerer Wohnungen richteten sich ein, zu hohen Preisen Zimmer für die fremden Gäste zu gewähren, man wußte ja, daß über 1500 Deputierte aus allen Landesteilen nach der Hauptstadt kommen würden, daß viele von diesen ihre Frauen und Kinder mitzubringen beabsichtigten, daß der Fremdenzufluß aus ganz Deutschland, ja aus ganz Europa, nach der preußischen Residenz zum 15. Oktober ein ungeheurer sein müsse. Es ist berechnet worden, daß an jenem Tage mehr als dreißigtausend Gäste in der Stadt gewesen waren, und so viele erwartete man auch. Alle Preise der Lebensmittel stiegen unglaublich; die Mietskutscher wußten kaum mehr, was sie fordern sollten. Die Straßen Berlins waren schon vom 8. Oktober an so belebt, wie man sie kaum jemals gesehen hatte. Nicht nur die Fremden,

welche die Sehenswürdigkeiten der Stadt besichtigten, auch die Einheimischen, die dem bunten Verkehr zuschauen wollten, hatten nicht Ruhe im Innern der Häuser.

Die Stadt Berlin ließ auf dem Platze zwischen dem Opernhaus und der Bibliothek einen prächtigen Saal aufbauen, in welchem 1400 Personen speisen sollten, und der mit dem Opernhause verbunden war. In kurzer Zeit wuchs das Bauwerk wie durch Zauber aus der Erde hervor. Ebenso schnell wurde vor dem ersten Stockwerk des Schlosses ein großer Altan gebaut, auf welchem der König die Huldigung des Volkes empfangen wollte. Die Häuser Unter den Linden und am Schloßplatz wurden mit Blumen, Flaggen und Bändern verziert, ebenso die Standbilder Blüchers, Bülows und Scharnhorsts. Auf den Granitwürfeln der Schloßbrücke, auf denen damals die Marmorstatuen noch nicht standen, wurden Standbilder der Tugenden, durch welche ein Reich groß und glücklich wird, errichtet. Auf dem Lustgarten, zwischen dem Schloß und dem Dom und zwischen diesem und der Börse, neben dem Museum und vor der Säulenhalle und der Freitreppe der letzteren wurden für viele Tausende von Zuschauern Tribünen errichtet, der Lustgarten selbst aber durch Schranken bezeichnet, innerhalb deren die große Masse des Volkes und ein Teil der Deputierten Platz erhalten sollten. Ueberall, in allen Straßen sah man Vorbereitungen zu einer glänzenden Erleuchtung, die am Abende des Huldigungstages stattfinden sollte.

Der 15. Oktober, zugleich der Geburtstag des Königs, brach an, ein kalter, windiger Herbsttag. Der Himmel war bewölkt, nur für Minuten brach die Sonne hervor, um sich bald wieder hinter den dichten Wolken zu verstecken. Wenn es etwas zu schauen giebt, pflegen sich die Berliner nur wenig um die Ungunst des Wetters zu kümmern. So hielt sie denn auch am 15. Oktober 1840 der kalte Herbstregen nicht ab, in endlosen Scharen nach dem Lustgarten zu pilgern. Die Mitglieder der Gewerke versammelten sich auf den öffentlichen Plätzen der Stadt mit ihren Fahnen und Insignien, die Bürgerschaft bei den Bezirksvorstehern, die Stände in den Lokalen, die ihnen zu Sammelplätzen angewiesen worden waren. Von hier aus zogen sie einzeln nach den für sie bestimmten Plätzen in den Schranken. Von 8 Uhr morgens an war der Lustgarten mit einer dichten Menschenmasse gefüllt. Gleich nach 8 Uhr begann das Geläut der Domglocken.

Aller Augen waren nach dem über dem zweiten Schloßportal erbauten Thronbalkon gerichtet, dort erschien der König mit seinem Gefolge. Er wurde von einem tausendstimmigen Jubelrufe empfangen und nahm den Weg nach dem Dome, um dort dem Gottesdienst beizuwohnen. Auch die Königin war in einem achtspännigen Wagen langsam vom Schloß nach dem Dome gefahren. Geduldig harrte die zahllose Menschenmenge in dem Lustgarten, bis der Gottesdienst vollendet war, und der König nach dem Schloß zurückkehrte. Sie begrüßte den Monarchen abermals mit hellem Jubel. Friedrich Wilhelm IV. begab sich nun nach dem Rittersaal. Hier huldigten ihm die katholischen Bischöfe, die ehemaligen reichsunmittelbaren Fürsten und Grafen sowie die Fürsten und Standesherren, dann begab sich der König nach dem Weißen Saal, in welchem inzwischen die Vertreter der Ritterschaft zusammengekommen waren. Als deren Huldigung vollzogen war, nahm der König wiederum im Rittersaal die der Abgeordneten der Universitäten entgegen.

Die Feierlichkeiten im Schlosse, die Reden und Gegenreden hatten zwei volle Stunden gedauert; während dieser Zeit standen die Deputierten der Städte und der Bauern sowie die Bürger von Berlin und viele Tausende von Zuschauern (ihre Zahl wird auf etwa 40,000 bis 50,000 bemessen) im strömenden Regen unter freiem Himmel auf dem Lustgarten. Endlich erschien der König auf der vor dem Schloß erbauten Tribüne, von der die große Freitreppe nach dem Lustgarten herabführte. Er wurde mit vieltausendstimmigem, donnerndem Jubelruf begrüßt, als er auf dem Thron Platz nahm.

Der Minister von Rochow eröffnete, an den Stufen des Thrones stehend, die Feierlichkeit mit einer schwungvollen Rede, welche aber, ohne besonderen Eindruck zu machen, vorüberging, weil nur die Nächststehenden sie verstanden. Der Oberbürgermeister von Berlin, Krausnick, hatte die Aufgabe zu antworten. Er stand am Fuße der ungeheuren Freitreppe und sprach entblößten Hauptes im strömenden Regen von unten herauf zum Könige.

Die Eidesleistung sollte beginnen, da erhob sich Friedrich Wilhelm IV., um zum Volke zu sprechen; ohne auf den heftigen Regen zu achten, der trotz des Thronhimmels auch ihn traf, blieb er entblößten Hauptes, während er redete. Nur von wenigen konnten seine Worte verstanden werden, denn der sausende Wind, das Geräusch des heftig fallenden Regens, das Summen, welches über der ungeheuren Volksmenge schwebte, übertönte die Stimme des Königs.

Der König sprach unter anderem folgendes:

„In allen Stücken will Ich so regieren, daß man in Mir den echten Sohn des unvergeßlichen Vaters, der unvergeßlichen Mutter erkennen soll, deren Andenken von Geschlecht zu Geschlecht im Segen bleiben wird. Aber die Wege der Könige sind thränenreich und thränenwert, wenn Herz und Geist ihrer Völker ihnen nicht hülfreich zur Hand gehen. Darum, in der Begeisterung Meiner Liebe zu Meinem herrlichen Vaterlande, zu Meinem in Waffen, in Freiheit und in Gehorsam gebornen Volke —“

Die letzten Worte hatte der König mit hoch erhobener Stimme und gesteigertem Accent gesprochen; sie waren einem großen Teile der Versammelten verständlich geworden und hatten einen lange anhaltenden Jubelruf veranlaßt, der sich erst legte, als Friedrich Wilhelm IV. mehrmals ungeduldig winkte. Endlich wurde die Ruhe wieder hergestellt. Der König fuhr fort:

„Darum richte Ich an Sie, Meine Herren, in dieser ernsten Stunde eine ernste Frage! Können Sie, wie Ich hoffe, so antworten Sie Mir, im eigenen Namen, im Namen Derer, die Sie entsendet haben! Ritter! Bürger! Landleute! und von den hier unzählig Gescharten alle! die Meine Stimme vernehmen können — Ich frage Sie: wollen Sie mit Herz und Geist, mit Wort und That und ganzem Streben, in der heiligen Treue der Deutschen, in der heiligen Liebe der Christen Mir helfen und beistehen, Preußen zu erhalten, wie es ist, wie Ich es soeben, der Wahrheit entsprechend, bezeichnete, wie es bleiben muß, wenn es nicht untergehen soll? Wollen Sie Mir helfen und beistehen, die Eigenschaften immer herrlicher zu entfalten, durch welche Preußen mit seinen nur 14 Millionen den Groß-

Eine Deputation wurde niedergesetzt, um die Petition an den König zu beraten und zu entwerfen. Sie entledigte sich nach langen, eingehenden Beratungen dieses Auftrages, und am 4. Februar 1847 beschloß die Stadtverordneten-Versammlung, die ihr vorgelegte Petition direkt an den König zu senden und dem Magistrat eine Abschrift mitzuteilen. Diese Petition fand eine willkommene Unterstützung in einem Antrage, der in dem vom 11. April 1847 bis zum 26. Juni desselben Jahres in Berlin tagenden vereinigten Landtage fast einstimmig angenommen wurde und die Oeffentlichkeit der Stadtverordneten-Versammlungen forderte. Infolge dieses Antrages erließ Friedrich Wilhelm am 23. Juli 1847 den folgenden Kabinettsbefehl:

„Auf den Antrag des ersten Vereinigten Landtags bestimme Ich hierdurch, daß in allen Städten, in welchen entweder die Städteordnung vom 19. November 1808 oder die revidierte Städteordnung eingeführt ist, auf den übereinstimmenden Antrag des Magistrats und der Stadtverordneten zu den Sitzungen der letzteren auch anderen Personen der Zutritt gestattet werden darf, wenn der Regierung nachgewiesen worden, daß die Vertretung des Magistrats bei den öffentlichen Sitzungen angemessen geordnet und ein dazu geeignetes Lokal vorhanden ist. Die entgegenstehende Bestimmung des § 113 der Städteordnung vom 19. November 1808 wird hiernach abgeändert. Sollte wider Erwarten in einzelnen Städten diese Erlaubnis gemißbraucht werden, so behalte Ich Mir vor, dieselbe solchen Städten wieder zu entziehen. Mein gegenwärtiger Befehl ist durch die Gesetzsammlung zur öffentlichen Kenntnis zu bringen.

Berlin, den 23. Juli 1847. Friedrich Wilhelm.

An das Staatsministerium."

Dieser Kabinettsbefehl entsprach so sehr den Wünschen der Berliner Stadtverordneten, daß diese schon am 5. August dem Könige den Dank der Kommunalbehörden für die gewährte Oeffentlichkeit auszusprechen beschlossen, daß sie zugleich den Magistrat ersuchten, in gemischter Deputation mit ihnen die Maßregeln zu beraten, welche getroffen werden müßten, um die Oeffentlichkeit der Stadtverordneten-Versammlungen herbeizuführen. In Beziehung auf die Vertretung des Magistrats in der Stadtverordneten-Versammlung gab es zwar zwischen beiden Kommunalbehörden anfangs einige kleine Differenzen, diese aber wurden bald ausgeglichen; Magistrat und Stadtverordnete vereinigten sich, um bei der königlichen Regierung die Oeffentlichkeit der Stadtverordneten-Versammlung in Berlin zu beantragen, und am 11. Oktober 1847 erfolgte die nachgesuchte Genehmigung.

Der Sitzungssaal im Cölnischen Rathause wurde nun sofort erweitert, damit etwa 150 Zuhörer Platz hätten. Die erste Sitzung sollte am 19. November, dem Jahrestage der Städteordnung, stattfinden. Bei dem geringen der Bürgerschaft gewidmeten Raume konnte freilich die Oeffentlichkeit nur eine ziemlich beschränkte sein, es mußten Einlaßkarten ausgegeben werden, damit nicht ein störendes Gedränge stattfände.

Am 19. November hatten sich der Magistrat und die Stadtverordneten mit ihren goldenen Ketten geschmückt, morgens 10 Uhr im Cölnischen Rathause eingefunden. Der Zuhörerraum war gedrängt voll, auch der Oberpräsident der Provinz Brandenburg war anwesend. Patriotische Reden des



Major Rimpler,
Befehlshaber der Berliner Bürgerwehr
vom 2. Aug. 1848 bis zu ihrer Auflösung am 11. Nov. 1848.

lebt und habe sie und die Gesinnungen ihrer Bewohner bei verschiedenen Gelegenheiten kennen gelernt. Ich habe die Stadt in Meinen Jugendjahren gesehen; da ist sie Mir liebenswürdig erschienen. Ich habe sie zweimal in Trauer gesehen; da war sie ehrwürdig. Ich sah sie im Frühjahr des Jahres 1813 kurz vor der Schlacht bei Lützen; da war sie heldenmütig. Ich habe sie in den eben durchlebten, letzten Tagen gesehen; diese Tage werden Mir stets unvergeßlich bleiben. Somit will Ich denn der Stadt Berlin stets ein gnädiger König und Meiner geliebten Vaterstadt immer ein treuer Mitbürger sein, und so fordere Ich Sie nun, Meine Herren, die mit Mir heute Gäste der Stadt Berlin sind, auf, auf das Wohl der heldenmütigen und getreuen Stadt Berlin zu trinken. Sie lebe hoch!"

Der prächtige Saal wurde am folgenden Tage, am Abend des 18. Oktober noch einmal und zwar gemeinschaftlich mit dem Opernhause zu einem

Ein Attentat auf die geheiligte Person des Königs! Wer hätte in Berlin je an ein solches Verbrechen, welches bisher unerhört in der preußischen Geschichte war, gedacht! Die alte, fast eingeschlummerte Liebe zum Könige erwachte von neuem mit ganzer Kraft. Ueberall in den auf den Straßen zusammengelaufenen Volkshaufen hörte man Verwünschungen gegen den Mörder und so feurige Lobpreisungen des Königs, daß man sich in die schönste Zeit des Jahres 1840 zurückversetzt glauben konnte. Der Magistrat erfüllte seine Pflicht als eine Vertretung der Bürgerschaft, indem er sich noch an dem Vormittage des 26. Juli versammelte und den Beschluß faßte, sofort dem Könige durch eine Adresse, welche eine nachreisende Deputation dem Monarchen überbringen sollte, die Teilnahme der städtischen Behörden und der Bürgerschaft Berlins auszudrücken. Einen gleichen Beschluß faßte auch der Vorsteher der Stadtverordneten, weil die ganze zahlreiche Versammlung nicht sofort berufen werden konnte.

Die Deputation der beiden städtischen Behörden traf am Morgen des 27. Juli gegen 5 Uhr in Christiansstadt ein, wo der König und die Königin übernachtet hatten. Schon um 7 Uhr wurden sie empfangen. Friedrich Wilhelm war heiter und freundlich. Mit sichtlichem Wohlgefallen nahm er die Adressen der Kommunalbehörden aus der Hand des Oberbürgermeisters Krausnick und des Stadtverordneten-Vorstehers Desselmann entgegen. Auf die Anrede des Oberbürgermeisters erwiderte er einige herzliche Worte, deren Schluß lautete:

„Nichts kann Mein Vertrauen zu Meinem Volke erschüttern, am allerwenigsten eine solche That. Das Verhältnis zu Meinem Volke bleibt dasselbe, Ich lege ruhig Mein Haupt in den Schoß jedes einzelnen."

Wie die Stadtbehörden so war die Bürgerschaft Berlins in allen Kreisen der Bevölkerung am 26. Juli und an den folgenden Tagen bestrebt, ihren Abscheu gegen das Attentat und ihre treue Liebe zum Könige durch Demonstrationen aller Art zu bethätigen. Die Kirchen waren am nächsten Sonntage, am 28. Juli, so besucht wie selten. Schon am Abend des Sonnabend hatte ein feierliches Läuten von allen Türmen zu dem Dankgottesdienst eingeladen, der am folgenden Tage dargebracht werden sollte. Magistrat und Stadtverordnete befanden sich in der Nikolaikirche und die übrigen Kommunalbeamten in den Kirchen ihrer Bezirke. In der nächsten Woche mußte noch jedes oppositionelle Gelüst gegen die Regierung schweigen. Die Berliner Zeitungen füllten ihre Spalten mit Gedichten und Einsendungen, welche von Loyalität und treuer Königsliebe sowie von Abscheu gegen den ruchlosen Mörder überschäumten. Auch der Volkswitz bemächtigte sich der Sache. Spottlieder wurden damals über jedes merkwürdige Ereignis verfaßt, wie ernst es auch sein mochte. Die frivolen, witzelnden Berliner mußten singen und lachen; sie sangen und lachten über Hassenpflug, sie sangen und lachten selbst über den Königsmörder, den Bürgermeister Tschech. Eine große Anzahl von Spottgedichten wurde in Abschriften durch die Stadt verbreitet, man hörte sie häufig genug von den lustigen Straßenjungen öffentlich singen. Eins derselben begann mit der Strophe:

Wer war jemals wohl so frech,
Als der Bürgermeister Tschech,

einige, die sich besonders berühmt gemacht haben, unseren Lesern nennen wollen. Das größte und berühmteste war das Colosseum. Zu Anfang dieses Jahrhunderts befand sich in dem Hause Alte Jakobstraße 64 eine einfache Tanztabagie mit Gartenvergnügen, welche, für den kleinen Bürgerstand bestimmt, im Berliner Volksmunde den eigentümlichen Namen „das Hundeleben“ führte. Berühmt war das Hundeleben durch die große russische Schaukel im Garten, damals die einzige in Berlin. Einen noch größeren Ruf aber hatte es sich erworben, weil hier das bekannte Berliner Wort „Keilerei und Gartenvergnügen“ allsonntaglich zum vollsten Ausdruck kam. Die Gesellen und Soldaten rauften sich in jeder Woche, und oft gab es ziemlich blutige Kämpfe. Im Jahre 1822 wurde das ziemlich baufällige Haus abgerissen, und an der Stelle des Hundelebens entstand ein Tanzlokal unter dem Namen des Wiener Saales. Natürlich änderte sich jetzt das Publikum nicht gerade in der günstigsten Weise. In dem Maße wie das Herrenpublikum feiner wurde, zeigte sich das der Damen gemischter. Der Wiener Saal bestand nicht lange, im Jahre 1831 wurde er in ein neues Lokal, das Colosseum, verwandelt. Der Besitzer hatte in der Ausschmückung des neuen Etablissements eine Pracht aufgeboten, wie sie bisher in Berlin noch nicht gesehen worden war, und obgleich er anfangs ein für die damalige Zeit sehr teures Entree, 20 Silbergroschen für die Person, nahm, so war doch der Zudrang des Publikums so groß, daß die weiten Räume kaum die Menge der Besucher zu fassen vermochten. Der Glanz des Colosseums dauerte bis zum Jahre 1843. Am Donnerstag den 17. März war es zum letzten Male geöffnet. Einige Tage darauf ging es plötzlich in Flammen auf und wurde nicht wieder aufgebaut. — Neben dem Colosseum bestanden noch einige andere ähnliche Lokale, in denen ebenso wie dort ein sehr gemischtes Publikum verkehrte. Die vorzüglichsten dieser Lokale waren die Friedrichstädtische Halle in der Krausenstraße und Villa Bella vor dem Oranienburger Thore.

Weit tiefer als diese Lokale standen andere, welche aber ebenfalls in Berlin einen vielgenannten Namen hatten. Wir erwähnen nur zwei vom Ruf besonders begünstigte, den „Onkel“ in der Dorotheenstraße und das Gräbertsche Tanzlokal in der Kleinen Waldemarstraße. Das unter dem Namen „Onkel“ bekannte Tanzlokal gehörte zu den ältesten Berlins. Schon unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. bestand es, und damals hatte es seine glänzendste Zeit; es wurde sogar vom Hofe besucht. Die Nähe der Universität machte es zum Sammelplatz der Studenten, welche sich bei „Onkels“ oft einfanden, um dort Orgien zu feiern, von denen unglaubliche Dinge in Berlin erzählt wurden. Das Gräbertsche Lokal verdankte seinen Ruf vorzugsweise den theatralischen Vorstellungen und den Balletten, welche darin gegeben wurden. Der Montag war der Tag für Louis Gräbert. Nach der entfernten Waldemarstraße zogen dann die Berliner aller Stände, um einen lustigen Abend zu verleben. Meist war das Lokal so gefüllt, daß Hunderte fortgehen mußten, ohne Einlaß zu erhalten.

Von ganz anderem Charakter als die genannten waren viele Vergnügungslokale, deren Namen heute schon vergessen sind; sie bildeten den Sammelpunkt der Verbrecher jeder Art, welche sich hier zusammenfanden, um die Früchte der Diebstähle und des Betruges zu verjubeln. Hier und da wagte sich wohl auch ein neugieriger Fremder in diese Höhlen, aber er verließ

eröffnet. Der König hatte dafür das Zeughaus eingeräumt; sie war aus allen Ländern des Zollvereins reich beschickt worden. Die Eröffnung geschah durch den Finanzminister von Bodelschwingh, der sich mit den übrigen Ministern und vielen hohen Staatsbeamten nach dem Zeughause begeben hatte und eine schwungvolle Rede an die um ihn versammelten Aussteller hielt. Ueber die Ausstellung wollen wir die Vossische Zeitung vom 16. August 1844 in einem kurzen, übersichtlichen Bericht, der uns ein treues Bild giebt, sprechen lassen. Sie sagt:

„Der untere Raum des Zeughauses ist den schweren, im Raum ausgedehnteren Gegenständen gewidmet; gleich beim Eintritt sehen wir uns rechts und links von einer eleganten Wagenburg umgeben, hinter der sich die Fülle der Maschinen und Modelle aller Art von beiden Seiten ausbreitet. Charakteristisch für unsere Zeit ist die große Anzahl der Druckpressen. Der Geist stützt sich hier auf die ausgebeutete Kraft mechanischer Werkzeuge. Nächst ihnen macht der Dampf, gewissermaßen ein Mittelgeschöpf zwischen Geist und Körper, seine Herrschaft geltend; als Symbol einer unberechenbar wichtigen Richtung der Industrie unserer Zeit stellt sich die mächtige Lokomotive vor uns hin. Arbeiten in Eisen, Stein, Thon, Holz, z. B. reiche Parkettierungen, ferner chemische Apparate, größere Glaserzeugnisse u. s. w. helfen diese Wölbungen füllen. Wir möchten diese Abteilung die der Pracht und des Staunens nennen. Steigen wir die imposante und schön geschmückte Treppe hinan, so gelangen wir in die der Geschicklichkeit und des Reizes. Daß beide Gattungen sich in beiden Räumen auch mischen, bedarf keiner Erinnerung. Im oberen Geschoß begrüßt uns zunächst an der Treppe die Büste Sr. Majestät des Königs, in einer rosig durchschimmernden Halbrotunde, umgeben von edelsten plastischen Kunstwerken, aufgestellt. Der Vorschrift folgend, nehmen wir sodann unseren Weg rechts und wandern die Prachtstraße dahin, die auf der inneren Seite, uns zur Rechten, sich mit den mannigfaltigen gewebten Stoffen, zur Linken vorzugsweise mit den Erzeugnissen in Glas, Porzellan, feinen Metallen u. s. w. schmückt. Wahrhaftig staunenswürdig sind die Kunst und der vielgestaltige Geschmack, mit welchem die Anordnung der gewebten Stoffe, in bogengewölbten Nischen, deren Zahl gewiß in die Hunderte geht, getroffen ist. In der Eckwendung, die wir zunächst erreichen, werden wir fast geblendet von der Fülle der Silbergeräte, die uns hier entgegenstrahlen, und über denen der Kronleuchter schwebt, der dem Pascha von Aegypten zum Geschenk bestimmt ist. Eine in der Ecke aufgestellte camera clara zeigt uns die belebte Lindenpromenade. Am meisten wird das Auge in den Hallen überrascht, welche eine größere Vertiefung des Raumes gestatten und daher auch zur Aufstellung einer größeren Masse zum Ganzen geordneter Gegenstände des Luxus dienen konnten, als Möbel, Teppiche, Vasen, Metallgeräte, Lampen, Spiegel u. s. w. Als eine Einzel-

König von Preußen schoß und den 14. Dezember 1844 in Spandau hingerichtet wurde. Herausgegeben von seiner Tochter Elisabeth Tschech." Das Buch enthält viele interessante Notizen, welche allerdings mit großer Vorsicht aufgenommen werden müssen, da Elisabeth Tschech für ihren Vater eine fast abgöttische Verehrung fühlte und bestrebt war, ihn als eine Art Märtyrer zu zeichnen.

Wie das Volk von Berlin über jede Preßbeschränkung und jede Verfolgung freisinniger Schriftsteller dachte, zeigte es bei den verschiedensten Gelegenheiten ohne alle Scheu. Als Hoffmann von Fallersleben, der berühmte Verfasser der unpolitischen Lieder, die ihm eine Verfolgung seitens der Regierung eingetragen hatten, nach Berlin kam, wurde er hier mit Begeisterung aufgenommen. Ein den Gebrüdern Grimm gebrachter Studentenfackelzug bot die Gelegenheit, auch dem von der Staatsbehörde zur Untersuchung gezogenen Dichter eine glänzende Ovation zu bereiten; die Studenten brachten ihm, der sich zufällig bei den Gebrüdern Grimm befand, ein donnerndes Lebehoch, in welches auch das zahlreich versammelte Volk mit Begeisterung einstimmte. Das Lebehoch für Hoffmann von Fallersleben hatte bemerkenswerte Folgen. Für Hoffmann selbst keine angenehmen, denn er wurde aus Berlin ausgewiesen. Damit aber begnügte sich die Polizei nicht, sie glaubte weiter gehen zu müssen, und eröffnete eine Untersuchung gegen einige junge Schriftsteller, die an dem Fackelzuge teilgenommen hatten. Aber die Untersuchung ergab nichts und konnte nichts ergeben, da das Lebehoch nur einer augenblicklichen Eingebung der Teilnehmer am Fackelzuge entsprossen war.

Die Unzufriedenheit der Berliner zeigte sich in ihrem Verhalten an den Festtagen, welche früher stets die Veranlassung zu lauten Freudenbezeigungen gegeben hatten. Mit welchem Jubel war Königsgeburtstag während der Regierungszeit Friedrich Wilhelms III. sonst gefeiert worden, jetzt ging er ziemlich still vorüber. Wenn auch die städtischen Behörden noch immer ihre üblichen Festlichkeiten abhielten, das Volk von Berlin beteiligte sich daran wenig oder gar nicht. Die Polizei hatte nicht mehr nötig vor allzu stürmischen Ausbrüchen des Patriotismus zu warnen, diese blieben von selbst aus.

Die Veränderung, welche in der öffentlichen Meinung seit dem 4. Oktober des Jahres 1840 vor sich gegangen war, zeigte sich so klar und deutlich, daß sie dem Könige nicht verborgen bleiben konnte. Friedrich Wilhelm IV. legte ein hohes Gewicht auf die Volksliebe. Die freudigen Zurufe, mit denen er früher begrüßt worden war, hatten ihm wohlgethan. Er empfand es jetzt schmerzlich, daß sie verstummt waren. Oft erkundigte er sich bei seinen Vertrauten angelegentlichst, wie das Volk von Berlin über die Regierung denke, wie es sich äußere, und jeder der beißenden Witze, an denen jene Zeit so reich war, der ihn persönlich oder die von ihm beschützten Minister betraf, verletzte ihn tief. Der Berliner Witz stand damals in seiner vollsten Blüte, er heftete sich an jede mißliebige Regierungsmaßregel, an die Hoffeste, selbst an die persönlichen Liebhabereien des Königs. Jedes Witzwort verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch die ganze große Stadt, es ging von Mund zu Mund und fand gelegentlich auch seinen Weg in das Schloß und bis zum Könige.

Friedrich Wilhelm IV., der selbst geistreich und witzig wie wenige war, kämpfte anfangs mit dem Witz gegen den Witz. Er äußerte einst lachend: „In den ersten Tagen meiner Regierung haben mich die Berliner vor Liebe fressen wollen, jetzt aber thut es ihnen leid, daß sie es damals nicht gethan haben.“ In dem Scherzwort des Königs; so lustig es klang, lag doch der Seelenschmerz, der ihn erfüllte, verborgen, ein Schmerz, der sich von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr erhöhte. Sein Leben wurde immer freudenloser. Früher, als er noch Kronprinz gewesen war, hatte er sich umgeben

bruch fand. In Peterswaldau und Langenbielau empörten sich die Arbeiter, sie zerstörten die Fabriken und Maschinen. Die Handelsbücher der Fabrikanten wurden zerrissen und verbrannt, selbst Wertpapiere, Quittungen und Wechsel den Flammen überliefert. Aus Schweidnitz wurde Militär herbeigerufen. Es gab einen heftigen Kampf, Tote und Verwundete. Die Arbeiter blieben Sieger, aber bald erhielt das Militär Verstärkung, und nun wurde schnell der Aufruhr unterdrückt, dessen Anstifter später zu schweren Freiheitsstrafen verurteilt wurden. Der unglückliche Aufstand trug eine segensreiche Frucht. Alle deutschen Zeitungen enthielten Berichte über das grenzenlose Elend, welches im schlesischen Gebirge herrschte, entsetzenerregende und dennoch nicht übertriebene Schilderungen davon.

Die Berliner sahen vor ihren Füßen einen Abgrund gähnen, dessen Vorhandensein sie nicht einmal geahnt hatten. Die vorher in der Hauptstadt kaum erwähnte soziale Frage erhielt plötzlich eine schwere Bedeutung. Waren auch die Arbeiterverhältnisse in der Hauptstadt mit denen im schlesischen Gebirge nicht zu vergleichen, so zeigte sich doch bald genug, daß sie ebenfalls wohl geeignet waren, Besorgnis zu erregen. In mehreren Fabriken stellten die Kattundrucker die Arbeit ein, indem sie behaupteten, für den bisherigen Lohn nicht mehr arbeiten zu können; wenn sie einmal hungern sollten, so zögen sie es vor, nichtarbeitend zu hungern. Sie verübten zwar keine Ausschreitungen, und die Polizei sorgte dafür, daß die „Arbeitsscheuen“ zu ihrer „Pflicht“ zurückkehrten, daß sie sogar wegen ungesetzlicher Verabredung zur Arbeitseinstellung bestraft wurden; aber die Sorge, daß solche Auftritte sich wiederholen, daß sie sogar zu ähnlichen Auftritten wie in Schlesien führen könnten, wurde durch das Einschreiten der Polizei und die Bestrafung einiger Arbeiter nicht beseitigt.

Aus dem allgemeinen Drange, den Arbeitern zu helfen, entsprossen in jener Zeit zwei Vereine, welche später eine nicht unbedeutende Wirksamkeit erhalten sollten, der Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen und der Handwerkerverein. Das Interesse für den ersteren war zunächst ein allgemeines. Viele hohe Beamte schlossen sich ihm an, ja sogar der König wandte ihm seine Teilnahme zu und stellte ihm für seine Zwecke die Summe von 15 000 Thalern zur Verfügung. Aber schon bald nach seinem ersten Beginnen wurde der Verein von der Regierung mit Mißtrauen betrachtet. Weil in den Sitzungen hier und da ein freies, in die Politik tief eingreifendes Wort geäußert wurde, erschien er gefährlich und wurde dem Könige verdächtigt, denn, so äußerten sich vorsichtige Staatsmänner, unter der Maske der sozialen Bestrebungen seien politische Agitatoren verborgen. Die Polizei erhielt den Befehl, den Verein aufs schärfste zu überwachen, und sie kam diesem Befehle so gewissenhaft nach, daß die Mitglieder selbst die Lust verloren, etwas zu thun, und daß der Verein wenigstens vorläufig außer stande war, eine nennenswerte Wirksamkeit auszuüben.

Weit besser und kräftiger entwickelte sich ein anderer mehr auf die Selbsthülfe der Arbeiter berechneter Verein — der Handwerkerverein. Er hatte sich die Aufgabe gestellt, Bildung und Gesittung unter den Handwerkern und Arbeitern zu verbreiten. Die Mitglieder waren selbst Handwerker und Arbeiter, sie vereinten sich, um unter der Leitung tüchtiger Lehrer etwas zu lernen und nach dem Unterricht in gesitteter Geselligkeit genußreiche Abende

u verleben. Der Handwerkerverein hielt sich von der Tagespolitik durchaus fern, er erschien daher ungefährlich und wurde geduldet, wenn auch überwacht. Mehrere Schriftsteller und Gelehrte, zum Teil Männer, welche sich später einen berühmten Namen gemacht haben, schlossen sich freudig dem Vereine an, um ihm ihre wissenschaftlichen Kräfte zu leihen, um teils durch geordneten Unterricht, teils durch gediegene freie Vorträge ihm nützlich zu werden. Mit frischem, gesundem Sinn gaben sich die jungen Handwerker Berlins dem Vereine hin. Hatten sie früher ihre freien Abende trinkend und singend in den Kneipen zugebracht, so besuchten sie jetzt den Handwerkerverein, in dem sie neben der Belehrung eine veredelnde Geselligkeit fanden, durch die sie im freundschaftlichen Umgange mit ihren wissenschaftlich gebildeten Lehrern zu einer höheren Bildungsstufe erhoben wurden. Nur von einer Seite wurden die Bestrebungen des Handwerkervereins mit scheelen Augen angesehen, nämlich von den Pietisten, die vergeblich gesucht hatten, sich in den Verein einzudrängen und ihn für ihre Zwecke auszubeuten.



Graf Friedrich Heinrich Ernst von Wrangel,
preußischer Generalfeldmarschall;
während der Revolutionszeit Oberbefehlshaber der Truppen in den Marken;
geb. 13. April 1784 in Stettin,
gest. 1. Nov. 1877 in Berlin.

Auch auf religiösem Gebiete machten sich die Gegensätze in der damaligen Zeit mächtig geltend und trugen mit dazu bei, in die bis dahin träge, stumpfe Masse ein frisches Leben zu bringen. Die religiöse Bewegung ging von katholischer Seite aus. Am 18. August 1844 wurde der in der Domkirche zu Trier als heilige Reliquie aufbewahrte Rock Christi auf sechs Wochen öffentlich ausgestellt, und Hunderttausende gläubiger Katholiken pilgerten nach Trier, um den für ein Billiges ihnen in Aussicht gestellten Ablaß für ihre Sünden zu erwerben. Freisinnige Katholiken, an ihrer Spitze der ehemalige Kaplan Johannes Ronge in Laurahütte in Oberschlesien, wandten sich gegen diesen Versuch, dem gesunden Menschenverstande Gewalt anzuthun. Es kam zu einer Vereinigung der sogenannten Deutsch-Katholiken, und auch in Berlin trat im Februar 1845 eine deutsch-katholische Gemeinde zusammen. Man sollte nun meinen, daß alle Evangelischen gegen die Wiedererweckung mittelalterlichen Aberglaubens seitens der katholischen Kirche wie ein Mann Front gemacht hätten. Aber weit gefehlt! Hengstenbergs evangelische Kirchenzeitung

in Berlin und andere derartige Blätter lobten den frommen Eifer der nach Trier wallfahrenden Katholiken mit warmer Anerkennung, und ebenso sprachen sich die konservativen Zeitungen aus, weil sie wohl begriffen, daß ihr Parteiinteresse von ihnen die Unterstützung der von der preußischen Regierung genehmigten Schaustellung erfordere. Während die evangelische Kirchenzeitung weidlich auf Ronge schimpfte, nahm die Vossische Zeitung, das Organ des bürgerlichen Liberalismus, eifrig Partei für den Angegriffenen. Sie kämpfte wacker mit kräftigem Wort, obwohl die Verteidigung Ronges nicht ungefährlich war. Die Anschauungen der Vossischen Zeitung fanden in Berlin allgemeine Billigung sowohl bei dem niederen Volk als bei den gebildeten Klassen. Nur von der kleinen Partei des Rückschritts wurden sie verdammt.

Es entwickelte sich in jenen Jahren in Berlin ein merkwürdiger religiöser Kampf, vorzugsweise in der höheren Gesellschaft. Die Extreme berührten sich. Während auf der einen Seite die religiöse Freiheit, die rationalistische Anschauung immer weiter um sich griff, fand der Mysticismus und Pietismus auf der anderen Seite eine Reihe von hochangesehenen Anhängern. Zu diesen gehörte auch Friedrich Wilhelm IV., der es für seine Pflicht hielt, mit allen Mitteln seiner königlichen Gewalt der Weiterverbreitung einer religiösen Bewegung, die er für durchaus verderblich hielt, entgegenzutreten. Deshalb nahm er oft persönlich an dem Kampfe teil, deshalb förderte er eifrigst jede Regung der orthodoxen und pietistischen Partei*), während er sich den Bestrebungen der Lichtfreunde, so nannte man damals die Anhänger der rationalistischen Richtung, bei verschiedenen Gelegenheiten geradezu feindlich zeigte.

Die freireligiöse Bewegung hatte in Berlin so feste Wurzeln gefaßt, sie war so tief in alle Schichten des Volkes eingedrungen**), daß sich ihr auch der sonst so wohldenkende und patriotische Magistrat von Berlin nicht entziehen konnte; in einer Eingabe an den König beschwerte er sich über den Mangel an Gewissensfreiheit, über den Rückschritt in religiöser Beziehung, über die Weigerung vieler Prediger, eine gesetzlich erlaubte Ehe einzusegnen, wenn einer der beiden Teile geschieden worden sei. Die Eingabe wurde von Abgeordneten des Magistrats, dem Oberbürgermeister Krausnick an der Spitze, dem Könige am 2. Oktober persönlich überreicht und fand eine höchst ungnädige Aufnahme. Die offene Parteinahme des Königs für die Pietisten

*) Die Generalkonzession, welche die unter Friedrich Wilhelm III. so eifrig verfolgten Alt-Lutheraner am 23. Juni 1845 erhielten, und vermöge deren sie alle Rechte einer gesetzlich anerkannten Kirchengemeinschaft zurückempfingen, giebt für das Streben Friedrich Wilhelms IV., die orthodoxe Richtung zu befördern, einen schlagenden Beweis. Auch die Gründung des Krankenhauses Bethanien, in welchem evangelische barmherzige Schwestern nach dem Beispiele katholischer Nonnen einen Teil der Krankenpflege übernehmen sollten, spricht dafür. Am 23. Juli 1845 legte Friedrich Wilhelm IV. den Grundstein zu dem Krankenhause, welches schon am 10. Oktober 1847 eingeweiht werden konnte. Im Herbst des Jahres 1845 ließ der fromme König auch den Bau einer großartigen, schönen Kapelle im Schloß zu Berlin beginnen, diese wurde indessen erst am 18. Januar 1854 eingeweiht.

**) Der Berliner Witz zeigte sich damals wie immer durchaus lichtfreundlich und fortschrittlich. Die neu erbaute Rampe vor dem Königlichen Schlosse wurde allgemein der Hengstenberg genannt, und die beiden Rossebändiger erhielten den Namen der beförderte Rückschritt und der gehemmte Fortschritt.

Verwaltungsberichten u. s. w. zu sorgen, damit die Bürgerschaft mit dem Gange der Kommunalverwaltung möglichst bekannt werde. Von einer Oeffentlichkeit der Stadtverordneten-Versammlungen, von Zulassung von stimmfähigen Bürgern oder anderen Zuhörern auf die Tribünen war in dieser Verfügung nicht die Rede, und da die städtischen Behörden sich bei der Regierungsverfügung beruhigten, so fanden die Verhandlungen über die Oeffentlichkeit der Stadtverordneten-Sitzungen in Berlin vorläufig ihren Abschluß.

Die einmal aufgeworfene Frage konnte aber nicht für immer zur Ruhe gebracht werden. Schon zwei Jahre später wandten sich die Stadtverordneten an den Brandenburgischen Provinziallandtag mit dem Antrage um Gewährung der Oeffentlichkeit für ihre Sitzungen. Sie wurden abschläglich beschieden und waren mit diesem Bescheide so wenig zufrieden, daß sie beschlossen, weiter zu gehen. Deshalb forderten sie am 14. Oktober des Jahres 1845 den Magistrat auf, direkt beim Könige den Antrag zu wiederholen, den sie bereits vergeblich dem Landtage eingereicht hatten. Der Magistrat lehnte zunächst den Antrag der Stadtverordneten ab, erst als am 4. März 1846 diese ihn wiederholt aufforderten, mit ihnen gemeinschaftlich den König um die Erteilung der Oeffentlichkeit der Stadtverordneten-Sitzungen zu bitten, beriet er ernst und eingehend über die Frage. Er zeigte sich nicht ganz abgeneigt, auf die Wünsche der Stadtverordneten einzugehen, aber er knüpfte daran Bedingungen; vorzugsweise forderte er, daß, wenn den Stadtverordneten-Sitzungen eine Oeffentlichkeit gewährt werde, man auch ihm die Möglichkeit geben müsse, sich in den Stadtverordneten-Versammlungen durch Kommissarien vertreten zu lassen, diese sollten die Berechtigung haben, den Sitzungen beizuwohnen und verpflichtet sein, an der Erörterung teilzunehmen; da, wo es nötig erscheine, sowohl wenn es von der Stadtverordneten-Versammlung selbst, als auch wenn es vom Magistrat nötig erachtet werde, die Vorträge der Referenten zu ergänzen und zu vervollständigen. Die am 8. Mai 1846 datierte Antwort des Magistrats erregte unter den Stadtverordneten eine große Unzufriedenheit. Die Versammlung sah in dem Verlangen der Absendung von Kommissarien in ihre Sitzungen einen Uebergriff in ihre Rechte. Den Stadtverordneten erschien der natürliche und völlig gerechtfertigte Wunsch des Magistrats, in öffentlichen Sitzungen ebenfalls mit seinen Gründen durch seine Kommission gehört zu werden, das Recht der Verteidigung seiner Anträge, der Berichtigung von faktischen Irrtümern zu haben, als eine unerhörte Anmaßung; sie glaubten, der Magistrat würde durch seine Kommissarien eine ganz unberechtigte Einwirkung auf die Abstimmung ausüben, und dies dürfte in öffentlichen Sitzungen gerade am wenigsten geschehen, weil sich dadurch das Vertrauen der Bürgerschaft leicht von der Stadtverordneten-Versammlung ab und lediglich dem Magistrat zuwenden könnte; die Magistratskommissarien hätten stets vor den Stadtverordneten die größere Aktenkenntnis voraus und würden daher leicht ein Uebergewicht in der Stadtverordneten-Versammlung gewinnen, welches man ihnen nicht gewähren dürfte. Solche Anschauungen entsprangen einem beklagenswerten Mangel an Selbstvertrauen; sie waren so fest eingewurzelt, daß es am 14. Juli 1846 über die Magistratsvorlage sehr heftige Debatten in der Versammlung gab, nach denen endlich der Beschluß gefaßt wurde, die Vorlage abzulehnen und direkt dem Könige die Bitte um Gestattnng der Oeffentlichkeit der Sitzungen zu unterbreiten.

Eine Deputation wurde niedergesetzt, um die Petition an den König zu beraten und zu entwerfen. Sie entledigte sich nach langen, eingehenden Beratungen dieses Auftrages, und am 4. Februar 1847 beschloß die Stadtverordneten-Versammlung, die ihr vorgelegte Petition direkt an den König zu senden und dem Magistrat eine Abschrift mitzuteilen. Diese Petition fand eine willkommene Unterstützung in einem Antrage, der in dem vom 11. April 1847 bis zum 26. Juni desselben Jahres in Berlin tagenden vereinigten Landtage fast einstimmig angenommen wurde und die Oeffentlichkeit der Stadtverordneten-Versammlungen forderte. Infolge dieses Antrages erließ Friedrich Wilhelm am 23. Juli 1847 den folgenden Kabinettsbefehl:

„Auf den Antrag des ersten Vereinigten Landtags bestimme Ich hierdurch, daß in allen Städten, in welchen entweder die Städteordnung vom 19. November 1808 oder die revidierte Städteordnung eingeführt ist, auf den übereinstimmenden Antrag des Magistrats und der Stadtverordneten zu den Sitzungen der letzteren auch anderen Personen der Zutritt gestattet werden darf, wenn der Regierung nachgewiesen worden, daß die Vertretung des Magistrats bei den öffentlichen Sitzungen angemessen geordnet und ein dazu geeignetes Lokal vorhanden ist. Die entgegenstehende Bestimmung des § 113 der Städteordnung vom 19. November 1808 wird hiernach abgeändert. Sollte wider Erwarten in einzelnen Städten diese Erlaubnis gemißbraucht werden, so behalte Ich Mir vor, dieselbe solchen Städten wieder zu entziehen. Mein gegenwärtiger Befehl ist durch die Gesetzsammlung zur öffentlichen Kenntnis zu bringen.

Berlin, den 23. Juli 1847. Friedrich Wilhelm.

An das Staatsministerium."

Dieser Kabinettsbefehl entsprach so sehr den Wünschen der Berliner Stadtverordneten, daß diese schon am 5. August dem Könige den Dank der Kommunalbehörden für die gewährte Oeffentlichkeit auszusprechen beschlossen, daß sie zugleich den Magistrat ersuchten, in gemischter Deputation mit ihnen die Maßregeln zu beraten, welche getroffen werden müßten, um die Oeffentlichkeit der Stadtverordneten-Versammlungen herbeizuführen. In Beziehung auf die Vertretung des Magistrats in der Stadtverordneten-Versammlung gab es zwar zwischen beiden Kommunalbehörden anfangs einige kleine Differenzen, diese aber wurden bald ausgeglichen; Magistrat und Stadtverordnete vereinigten sich, um bei der königlichen Regierung die Oeffentlichkeit der Stadtverordneten-Versammlung in Berlin zu beantragen, und am 11. Oktober 1847 erfolgte die nachgesuchte Genehmigung.

Der Sitzungssaal im Cölnischen Rathause wurde nun sofort erweitert, damit etwa 150 Zuhörer Platz hätten. Die erste Sitzung sollte am 19. November, dem Jahrestage der Städteordnung, stattfinden. Bei dem geringen der Bürgerschaft gewidmeten Raume konnte freilich die Oeffentlichkeit nur eine ziemlich beschränkte sein, es mußten Einlaßkarten ausgegeben werden, damit nicht ein störendes Gedränge stattfände.

Am 19. November hatten sich der Magistrat und die Stadtverordneten, mit ihren goldenen Ketten geschmückt, morgens 10 Uhr im Cölnischen Rathause eingefunden. Der Zuhörerraum war gedrängt voll, auch der Oberpräsident der Provinz Brandenburg war anwesend. Patriotische Reden des

u bitten, wenn sich Stadtverordnete herbeiließen, in der verdächtigen Bürgergesellschaft Vorträge zu halten, was war dann von der übrigen unzufriedenen Volksmasse zu erwarten?

Trotz der Strenge, welche die Regierung gegen jede freisinnige Richtung m Volke zeigte, trotz der Verfolgungssucht, durch welche sie sich gerade im Beginn des Jahres 1847 verhaßt machte, gewannen doch die Gerüchte über en bevorstehenden Erlaß einer Verfassung täglich mehr Boden. Alle Zweifel wurden endlich gelöst, als am Abend des 3. Februar 1847 die Staatszeitung as berühmte königliche Patent über die Einführung des Vereinigten Landages brachte, durch welche Friedrich Wilhelm glaubte, über die Zusagen eines Vaters hinaus dem Volke eine Verfassung zu geben.

Das Patent vom 3. Februar und die es begleitenden Verordnungen machten im Volke einen ganz eigentümlichen Eindruck. Sie befriedigten irgends. „Wir baten Dich um Brot, und Du giebst uns einen Stein!" so ief ein Vorkämpfer für die konstitutionelle Freiheit dem Könige mit schneiendem Witz zu, und sein Wort fand ungeteilte Billigung.

Am 11. April 1847 wurde der erste Vereinigte Landtag in Berlin eierlich eröffnet. Friedrich Wilhelm hielt eine 35 Minuten währende Rede mit jenem nachdrücklichen, zum Herzen dringenden Ton, mit jenem Redefluß, ener scharfen Pointierung, welche alle seine Reden so sehr auszeichnete. Er prach seine Absichten klar und deutlich in den Worten aus:

„Wie im Feldlager ohne die allerdringendste Gefahr und größte Thorheit nur Ein Wille gebieten darf, so **können dieses Landes Geschicke, soll es nicht augenblicklich von seiner Höhe fallen, nur von Einem Willen geleitet werden.** Edle Herren und getreue Stände! Es drängt Mich zu der Erklärung, daß **es keiner Macht der Erde je gelingen soll, Mich zu bewegen, das natürliche, gerade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu wandeln,** und daß ich es nun und nimmermehr zugeben werde, daß **sich zwischen unseren Herr Gott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt, gleichsam als eine zweite Vorsehung eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte heilige Treue zu ersetzen."**

Diese Thronrede entfernte den König weiter von seinem Volke, als er es je gewesen war. Die Zeitungen vermochten allerdings bei der strengen Zensur der Meinung, welche die allgemein herrschende war, keinen Ausdruck zu geben, desto lauter aber sprach sich die Volksstimme in allen Privatkreisen, in Restaurationen und Konditoreien sowie in den Lesekabinetten aus. Schon am Abend des 11. April hörte man in Berlin über die Thronrede so rücksichtslose, ja erbitterte Worte, daß die überall gegenwärtigen geheimen Polizisten ihren Vorgesetzten recht beunruhigende Berichte machen mußten.

Während der Verhandlungen des Landtages gewann die Opposition, geführt von den Liberalen Hansemann, Camphausen, Vincke, Alfred v. Auerswald, immer mehr Boden. Alle Gesetzesvorlagen wurden einer scharfen und schneidenden Kritik unterzogen, vor allen anderen das Patent vom 3. Februar selbst. Als am 26. Juni 1847 die Schlußverhandlung stattfand, war niemand recht befriedigt, am wenigsten vielleicht Friedrich Wilhelm IV.

Während im Weißen Saale des Schlosses zu Berlin der Vereinigte Landtag tagte, herrschte unter der ärmeren Bevölkerung der Hauptstadt eine fast fieberhafte Unruhe. Teuerung und Geschäftslosigkeit hatten eine drückende Not in der Hauptstadt hervorgerufen, welche sich mit jedem Tage fühlbarer machte. Noch herrschte zwar nicht wie in Schlesien der Hungertyphus in den Vorstädten und Arbeitervierteln, so schlimm war es freilich in Berlin noch nicht, aber dennoch auch schlimm genug. Die Arbeit stockte. Berlin war im Begriff, sich zu einer Fabrikstadt zu erheben, viele Fabriken waren neu entstanden und hatten zahlreiche Arbeiter an sich gezogen, die jetzt ohne Beschäftigung waren. Den Winter hatten sie glücklich überwunden, im Frühling aber fehlte es an allem, und dazu kam, daß die Lebensmittel einen kaum zu erschwingenden Preis hatten. Die Regierung hatte schon im Januar die Einfuhrzölle für Getreide, Mehl u. s. w. gänzlich aufgehoben, trotzdem war bei der allgemeinen Mißernte des vergangenen Jahres der Preis aller Lebensmittel im fortwährenden Steigen begriffen. Die wohlhabenden und reichen Berliner thaten, was sie thun konnten, um die Not der unteren Klassen zu lindern. der Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen regte sich wieder, ohne indessen eine größere Wirksamkeit als früher erlangen zu können. Man gab Bälle und Konzerte zu Gunsten der Armen, man sammelte in allen Privatgesellschaften. Tausende kamen ein, aber Hunderttausende wären erforderlich gewesen. Die unter den Arbeitern herrschende Not erschien um so bedrohlicher, als durch sie die politische Unzufriedenheit nur noch mehr genährt wurde. War es nicht natürlich, daß die hungernden Arbeiter die Regierung verantwortlich machten dafür, daß nicht frühzeitig fürsorgende Mittel ergriffen worden waren, um den Notstand fern zu halten? Warum duldete es die Regierung, daß die Kornwucherer das Korn und die Kartoffeln aufkauften, um den Preis zu verteuern und sich zu mästen, reich zu werden auf Kosten der Armen? Eine Schande war es, daß nicht der Marktpreis fixiert wurde, und die Bauern schamlos wagen durften, 3 bis 4 Silbergroschen für die Metze Kartoffeln zu fordern, die doch nicht mehr als höchstens 1 Silbergroschen wert war und niemals mehr gekostet hatte? Solche Redensarten hörte man damals oft in Berlin. Im April 1847 hatte die Not der arbeitenden Klasse den Höhepunkt erreicht. Obgleich die Regierung eifrig bestrebt war, kräftige Maßregeln zur Linderung des herrschenden Elends zu ergreifen, gelang ihr dies doch nicht.

Am 19. April befahl der König durch Kabinettsordre, daß die Mahlsteuer bis zum 1. April gänzlich aufgehoben würde. Trotzdem aber wurde das Brot nicht größer; vorderhand gewannen nur die Berliner Bäcker durch diese Maßregel, denn auswärtige Verkäufer scheuten sich vielfach, die Märkte der Hauptstadt zu besuchen, da sie oft recht drohende Aeußerungen von den Käufern hörten und fürchten mußten, es werde zu gewaltthätigem Auftritten zwischen ihnen und den Arbeitern kommen. Die, welche die Lust am Gewinn bewegte, der Gefahr zu trotzen, machten ihre Preise ganz denen der Berliner Bäcker gemäß. Der Steuererlaß konnte nur nach und nach durch die zwingende Konkurrenz eine Preisverminderung des Brotes bewirken, für den Augenblick hatte er keinen Erfolg, und überdies wurde das Hauptnahrungsmittel der Armen, die Kartoffel, dadurch nicht betroffen. Mit jedem Markttage wurde die Stimmung der Arbeiter bedrohlicher, es gab ei

Denn der traf bei einem Haar
Unser teures Königspaar
Der verruchte Hochverräter,
Königsmörder, Attentäter,
Er schoß unsrer Landesmutter
Durch das gnäd'ge Unterfutter.

Das Attentat bot dem neugierigen Berliner Volke viele Tage und Wochen Stoff zu anregender Unterhaltung. Von dem Königsmörder wußte man wenig, man kannte in der ersten Zeit kaum mehr als seinen Namen und die kurzen Notizen, welche einige Berichte der Zeitungen über ihn gebracht hatten. Um so freierer Spielraum war den verschiedensten Gerüchten gegeben, welche sich täglich in veränderter Gestalt durch die Stadt verbreiteten. Noch heute sind die Motive, welche Tschech zu dem Attentat getrieben haben, nicht aufgeklärt. Ueber sein früheres Leben und über seinen Charakter haben wir ziemlich genaue Nachrichten*).

Der Prozeß gegen Tschech wurde in aller Stille mit dem Geheimnis, welches damals über dem preußischen Gerichtswesen ruhte, geführt. Sein Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein, denn Tschech war auf frischer That ergriffen worden, er leugnete auch gar nicht, sondern rühmte sich seiner That, er sprach nur sein Bedauern darüber aus, daß sie nicht ein besseres Resultat gehabt habe. Das Todesurteil, welches der Gerichtshof fällte, fand die Bestätigung des Königs, der gern Gnade üben wollte, falls der Attentäter darum bitten würde, oder falls er eine Spur von Reue über sein Verbrechen zeigen würde. Die Hoffnung des Königs war vergeblich, offenbar wünschte der Verbrecher zu sterben. Am 14. Dezember 1844 wurde er in Spandau enthauptet, und wenige Stunden darauf die Berliner durch eine an den Straßenecken angeschlagene Proklamation von der Hinrichtung unterrichtet. Die Berliner wurden durch die Vollziehung des Urteils aufs peinlichste überrascht. Varnhagen erzählt: „Die Ueberraschung der Leute war ungeheuer, man hatte die Sache bisher für unmöglich gehalten; die Schnelligkeit und Heimlichkeit, mit der die Hinrichtung betrieben worden, macht den übelsten Eindruck, selbst bei solchen Leuten, die der Hinrichtung beistimmen. Allein die Mehrzahl thut letzteres keineswegs, man ist erschrocken, daß der König nicht Gnade geübt, daß er sich nicht auf gleiche Höhe mit König Louis Philippe und Königin Victoria gestellt, man findet es häßlich für ihn, häßlich für Preußen, man bedauert ihn! — — —"

Viertes Kapitel.

In derselben Zeit, in der das Attentat gegen den König das Interesse der Bürger in Anspruch nahm, gab es ein anderes Ereignis in der Hauptstadt, das sie nicht weniger beschäftigte. Am 15. August 1844 wurde in der preußischen Hauptstadt eine allgemeine deutsche Gewerbeausstellung

*) Im Jahre 1849 ist in Bern ein kleines Buch erschienen, welches den Titel führt: „Leben und Tod des Bürgermeisters Tschech, welcher am 26. Juli 1844 auf den

Arbeitern zu, die ihnen auf der Straße begegneten, und forderten sie zur Teilnahme auf. „Nach der Revolution!“ Dies war das Losungswort an jenem Tage. Der Polizeipräsident und die städtischen Behörden hatten Bekanntmachungen erlassen, in welchen sie mit ernst mahnenden Worten das Volk von Berlin zur Aufrechthaltung der Gesetze aufforderten und darauf hinwiesen, daß die Gewaltthaten nur dazu dienen könnten, die Verkäufer von den Märkten fern zu halten und dadurch die Preise zu erhöhen. Alle solche Ermahnungen aber waren fruchtlos. Auf dem Alexanderplatze wiederholten sich die Scenen des gestrigen Tages. Der Aufruhr gewann sogar einen so gefährlichen Charakter, daß die Ladenbesitzer in vielen benachbarten Straßen die Geschäfte schlossen und die Thüren verrammelten, um sich vor Ueberfällen zu sichern. Den Bäckern nutzte dies nichts, denn ihre Läden wurden trotzdem erstürmt, auch einige andere Geschäfte wurden geplündert. Der Tumult gewann eine solche Ausdehnung, daß Militär einschreiten und die Königsstraße sperren mußte. Während dies aber hier geschah, wurden in anderen Stadtgegenden die Läden ungestört geplündert. Zwar gelang es den immer schnell zum Schutz herbeieilenden Militärpatrouillen, eine große Anzahl von Verhaftungen zu bewirken, aber das bedrohte Eigentum der unglücklichen Bäcker und Schlächter vermochten sie nur in seltenen Fällen zu retten; es war geraubt, ehe sie kamen.

Auch am folgenden Tage, dem 23. April, würde sich der Tumult wiederholt haben, denn wieder kamen die Vorstädter in dichten Scharen zu den Thoren herein, sie fanden die Stadt aber so vollständig von Militär besetzt, daß sie keine Plünderung wagen durften. Die ganze Garnison war aufgeboten und nach einem durchdachten Plan über die Stadt so verbreitet worden, daß überall im Augenblick jeder Angriff abgeschlagen werden konnte. Es war dies um so leichter möglich geworden, als die Uebelthäter von der Bürgerschaft naturgemäß nicht die geringste Unterstützung erhielten.

Auch die Dörfer in der Nähe Berlins wurden durch Militär geschützt, denn man hatte in Erfahrung gebracht, daß sich ein Haufen des hauptstädtischen Gesindels zu einem Raubzuge auf das Land begeben wollte. Alle Maßregeln waren mit solcher Umsicht getroffen worden, daß sogar auf dem Neuen Markte der Wochenmarkt ungestört abgehalten werden konnte. Die städtischen Behörden ließen dort eine bedeutende Menge Kartoffeln für den Preis von $2^1/_2$ Silbergroschen die Metze verkaufen. Natürlich erhielt jeder einzelne Käufer nur so viel, als eben zum Familienbedarf notwendig war, denn die Höker sollten nicht zu einem gewinnbringenden Geschäft herangelockt werden.

Die „Kartoffelrevolution“, diesen Namen hat der unglückliche Aufstand des Proletariats in der Berliner Geschichte erhalten, war mit dem 22. April beendet. Sie hatte nicht den geringsten politischen Hintergrund und dennoch eine Bedeutung, denn sie zeigte, daß in der sonst so ruhigen Stadt Berlin der günstige Moment einen Sturm erzeugen konnte. Ein zusammengelaufener Volkshaufen vermochte zwei Tage lang die Hauptstadt in Schrecken zu setzen, obwohl er ohne Halt in der Bürgerschaft dastand. Was war zu erwarten, wenn die Bürgerschaft sich dem Aufstande anschlösse? Das sollte die Zukunft bald lehren. Das politische Interesse der Bürger war erwacht und ließ sich nicht mehr einschläfern. Die Zeitungen hatten eine ungeahnte Bedeutung ge-

heit von überraschender Zierlichkeit dürfen wir eine ganze Laube von Korbgeflecht nicht übergehen. Der brennendste Farbenglanz in gewebten Stoffen findet sich da, wo die Erzeugnisse der Seidenwirkerei in ihrer üppigen Pracht ausgestellt sind. Genug, wohin der Fuß, wohin das Auge sich wendet, überall Fülle des Glanzes, des Geschmacks in den Erzeugnissen wie in der Anordnung, Gediegenheit vereinigt mit dem höchsten Reiz der Aeußerlichkeit. Zwischen den Eingangs- und Ausgangspforten befinden sich, eine symbolische Andeutung aussöhnender Harmonie des Ganzen, die musikalischen Instrumente aufgestellt, unter denen wir im Ueberblick einige vierzig Pianofortes! zählten. Wir stehen am Schluß des Raumes, aber noch kaum am Anfang der gewonnenen festen Eindrücke; vielfältig wiederholte, lange Wanderungen allein können uns in diesem letzteren vorwärts bringen."

Die Schilderung der Gewerbeausstellung, welche uns der Berichterstatter der Vossischen Zeitung gegeben hat, ist nicht übertrieben. Die Ausstellung war in der That schön, sie gab ein hoch erfreuliches Zeugnis für den Fortschritt der Industrie und vorzugsweise der Berliner Industrie. Trotzdem aber erregte sie doch gerade in jenen Tagen auch recht ernste Betrachtungen, denen Varnhagen von Ense in seinen Tagebüchern Worte giebt, indem er sagt:

„Vormittags eine Stunde in der Gewerbeausstellung; bloß um eine Uebersicht davon zu haben. Großer Reichtum an schönen Sachen, vortreffliche Anordnung. Das ganze Zeughaus ist angefüllt. Die Vervollkommnung der Technik ist bewundernswert, gebietet Ehrfurcht, der Aufschwung des Handwerks ist eine Veredelung des Menschlichen, ein weitwirkender Segen. Aber auch andere Betrachtungen drängen sich auf! Die Fortschritte sind groß, die Fülle des Erzeugens, der Wetteifer der Erfindung und des Fleißes verdienen Anerkennung; aber die große Menge, die Masse des Volks hat wenig Vorteil davon, geht unberührt nebenher! Selbst diese Dresch- und Säemaschinen, an unsere Bauern gelangen sie nicht. Der Vortrab unserer Civilisation, die Reichen und Gebildeten, verzehrt alles, und der nachziehende Haupttrupp, oder gar der Troß, kommt kümmerlich weiter."

Aehnliche Ansichten wie die, welche Varnhagen aussprach, wurden damals in Berlin von vielen Seiten geäußert. Der schlesische Weberaufstand hatte sie hervorgerufen. Im schlesischen Gebirge waren seit Jahren die dortigen Weber mehr und mehr verarmt. Zahlreiche Fabriken hatten sich der Leinwandweberei bemächtigt, und kaum vermochten die Handarbeiter auch mit äußerster Anstrengung ihrer Kräfte sich neben den Fabrikanten zu erhalten. Die Not trieb die hungernden Arbeiter schließlich zu verzweifelten Schritten. Sie schrieben ihr Elend nicht dem alle Nahrungsmittel verteuernden Mißwachs, nicht den unglücklichen Handelskonjunkturen, nicht den politischen Fehlern der preußischen Regierung, welche ihnen auswärtige Marktplätze verschlossen hatte, sondern den Maschinen zu, welche die Handarbeit entwerteten, den reichen Fabrikherren, welche schwelgten, während die Arbeiter hungerten. Gegen die Fabrikanten und die diesen gehörenden Maschinen richtete sich daher ihr Zorn, der am 4. Juni 1844 einen gewaltsamen Aus-

Der König baute auf die bewährte Anhänglichkeit und Liebe des Volkes, auf die Treue seines trefflichen Heeres. Es war ja leicht gewesen, die Kartoffelrevolution zu unterdrücken! Durch umsichtige Anordnungen hatte man den kleinen Aufstand fast im Keime erstickt. Von einer Gefahr für Preußens Königsthron konnte auch jetzt um so weniger die Rede sein, als der König überzeugt war, die neue Republik sei nur ein Eintagswerk.

Anders als am Hofe wurde die Pariser Februarrevolution vom Berliner Volk betrachtet. Kaum waren die ersten Nachrichten darüber nach der preußischen Hauptstadt gekommen, als sich hier plötzlich ein öffentliches Leben entfaltete, wie man es sonst in Berlin selbst in den bewegtesten Zeiten nicht gekannt hatte. Nie waren die Restaurationen, die Lesekabinette, die Konditoreien, alle jene öffentlichen Lokale, in denen Zeitungen gehalten wurden, so überfüllt gewesen wie in jenen Tagen. Die wenigen Blätter, welche Nachrichten aus Paris brachten, genügten der Lesewut des Publikums in keiner Weise. Sobald eine neue Zeitung ankam, durfte sie nicht ein einzelner in Beschlag nehmen; der sie erhielt wurde durch den Ruf der zahlreichen Mitgäste gezwungen, auf einen Stuhl oder Tisch zu steigen und laut den Inhalt zu verlesen. Und kaum war die Vorlesung beendet, da begann dann sofort eine aufgeregte Debatte über den Inhalt der Zeitung, über die merkwürdigen Nachrichten, über die Ursachen der Revolution in Frankreich. Naturgemäß knüpften sich daran Betrachtungen der inneren Zustände Preußens. Jede Restauration, jedes Lesekabinett wandelte sich nach dem Eintreffen der neuen Zeitungen sofort um in einen politischen Klub, der zwar nicht aus bestimmten Mitgliedern bestand, denn die Gäste wechselten, der sich aber täglich mehrere Male vereinigte und trennte. Von vorzüglicher Wichtigkeit wurde damals für das öffentliche Leben ein neu entstandenes, großartiges Lesekabinett, welches der Besitzer der Zeitungshalle, Julius, in Verbindung mit seiner neuen Zeitung eingerichtet hatte. Die Zeitungshalle, welche im Mittelpunkt der Stadt günstig gelegen war, sie befand sich in der Bel-Etage des Hauses an der Jäger- und Wallstraßenecke, war der Sammelpunkt für eine große Anzahl von Berliner Schriftstellern und freisinnigen Politikern. Hier wurde mit einer Freiheit politisiert, wie sie bis dahin in Berlin unerhört gewesen war.

Zu irgend welchen praktischen Resultaten führten freilich im Anfang alle diese kleineren und größeren Versammlungen in den Restaurationen und Lesekabinetten nicht, aber wohl dienten sie dazu, vorzubereiten auf die bald sich drängenden Ereignisse. Täglich kamen neue Nachrichten aus Süddeutschland, welche mit Begierde von den Lesern der Zeitungen verschlungen wurden; der Blitz der Revolution hatte im Süden schon gezündet, dort regte sich das Volk, und der alte Bundestag wurde aus seiner träumerischen Ruhe aufgestöbert.

Jetzt begann auch in Berlin die politische Bewegung sich kräftig zu entfalten. Es wurden allerhand Wünsche und Forderungen laut, dieselben, welche in Süddeutschland überall vom Volke gestellt und durchgesetzt worden waren. Eine Anzahl von jungen Künstlern und Gelehrten, welche in der Zeitungshalle sich zu treffen pflegten, beschlossen die Wünsche des Volkes in einer an den König zu richtenden Adresse niederzulegen. In der Stadt selbst erschien es immerhin bedenklich, eine politische Versammlung offen abzuhalten. Zur Beratung der Adresse ergingen deshalb in aller Stille Ein-

adungen zu einer Versammlung nach dem unter dem Namen „die Zelte" ekannten Lokale im Tiergarten.

Am Montag, den 6. März abends, fand diese erste politische Versammung statt in einem Saale der Zelte. Sie war nur von wenigen Teilnehmern, ur von einigen jungen Künstlern, Gelehrten und Studenten besucht, und ennoch sollte sie von großer Bedeutung für Berlin werden. Es gab lebendige, enn auch noch ziemlich ordnungslose Debatten, man konnte sich nicht gleich ber den Inhalt der Adresse einigen; nur darüber war man klar, der König nüßte unterrichtet werden über den in Berlin herrschenden Geist. Endlich wurden drei Mitglieder ernannt und beauftragt, eine Adresse zu entwerfen ınd diese in der nächsten Versammlung zur Beratung und Genehmigung orzulegen.

Auch der Berliner Magistrat fühlte sich veranlaßt, in Erwägung zu iehen, ob ihm nicht die Pflicht obliege, den König über die Wünsche des Volkes zu unterrichten. Drei Mitglieder, die Stadträte Duncker, Schulze und Gärtner, hatten den Antrag gestellt, der Magistrat sollte eine Bittschrift an en König richten und in dieser die Bitte um sofortige Berufung des Vereinigten Landtags, um Freiheit der Presse und Gleichberechtigung aller Bekenntnisse aussprechen. Es gab m 7. März im Magistrat eine ebhafte Debatte. In dieser beschwor der Oberbürgermeister Krausnick die Versammlung, sich nicht zu einem so unzeitigen Schritte bewegen zu lassen, man müsse der Weisheit des Königs ınd seiner Minister vertrauen, nan dürfe deren in jetziger Zeit ohnehin schwierige Lage nicht noch durch Petitionen vernehren; in solchem Unterfangen iege der Beginn des Umsturzes ller gesellschaftlichen Ordnung. Was solle geschehen, wenn auch n Berlin infolge dieser Anregung es Magistrats die Revolution usbräche, er, der Herr Oberbürgermeister, habe seinerseits urchaus keine Lust, einen Platz in einer provisorischen Regierung einzunehmen, wozu er, eiläufig gesagt, wohl schwerlich ufgefordert worden wäre. Mit 18 gegen 9 Stimmen lehnte der Magistrat den Antrag der drei Stadträte ab. — Was der Magistrat zu thun sich scheute, das forderte die Bürgerschaft von den Stadtverordneten; eine Adresse an diese wurde in Berlin verbreitet und fand zahlreiche Unterschriften. Sie sprach aus, die Stadtverordneten möchten sich an den König



Giacomo Meyerbeer,
berühmter Opernkomponist und Generalmusikdirektor
in Berlin seit 1842;
geb. 5. Sept. 1791 in Berlin,
gest. 2. Mai 1854 in Paris.

wenden, um die unverzügliche Einberufung des Vereinigten Landtages zu erbitten, und um ihm zugleich die vorzüglichsten Volkswünsche mitzuteilen.

Am Abend des 7. März, am Fastnachtsdienstag, fand unter den Zelten die bereits am Tage vorher verabredete Versammlung statt. Sie hatte einen ganz anderen Charakter als die vorhergegangene. Während die Versammlung am 6. März nur aus jungen Leuten bestand, hatte sich am 7. März eine große Anzahl von älteren Männern, von Gelehrten, Kaufleuten und sogar Handwerkern eingefunden, um teil an den Beratungen zu nehmen. Ein junger Gelehrter, Löwenberg, übernahm die Leitung der Debatten; er führte den Vorsitz, als sei er seit Jahren daran gewöhnt, in Volksversammlungen zu präsidieren. Die am Abend vorher gewählte Deputation legte die Entwürfe von zwei Adressen vor. Es gab eine erregte, verwickelte Debatte; vier Stunden sprach man, bis endlich eine Adresse mit allen möglichen Amendements fertig geworden war. Man ernannte eine Deputation von zehn Mitgliedern, die beauftragt wurde, am folgenden Tage sich in der Zeitungshalle zu versammeln, um über die geeignete Art der Absendung oder der direkten Uebergabe an den König zu beraten. Die Deputation wurde zugleich verpflichtet, der Versammlung Mitteilung über die Erledigung ihres Auftrags zu machen.

Die Forderungen, welche in dieser Adresse ausgesprochen waren, verlangten:

1. Unbedingte Preßfreiheit.
2. Vollständige Redefreiheit.
3. Sofortige und vollständige Amnestie aller wegen politischer und Preßvergehen Verurteilten und Verfolgten.
4. Freies Versammlungs- und Vereinigungsrecht.
5. Gleiche politische Berechtigung aller, ohne Rücksicht auf religiöses Bekenntnis und Besitz.
6. Geschworenengerichte und Unabhängigkeit des Richterstandes.
7. Verminderung des stehenden Heeres und Volksbewaffnung mit freier Wahl der Führer.
8. Allgemeine deutsche Volksvertretung.
9. Schleunige Einberufung des Vereinigten Landtags.

Die Adresse schloß mit den Worten:

„Nur die Gewährung dieser Wünsche wird im stande sein, die Eintracht zwischen König und Volk zu sichern, auf welcher allein die Kraft der Nation nach innen und nach außen beruht."

Am 8. März vormittags tagte in der Zeitungshalle die am Abende vorher in der Zeltenversammlung gewählte Deputation, um über den Weg, auf dem die Adresse an den König gelangen sollte, zu beraten. Da erschien plötzlich der Polizeipräsident Herr von Minutoli in voller Uniform und eröffnete den Deputierten, daß die Polizei alle ihre Mittel und Kräfte in Bewegung setzen würde, um zu verhindern, daß die Adresse unmittelbar durch die Unterzeichner in einem großen Zuge an den Thron gebracht würde. Sollte der Polizei Widerstand geleistet werden, so würde die Militärgewalt aufgeboten werden, und es würde Blut fließen. Die Folge dieser Unterhandlung war, daß die Deputation sofort den nächsten Abend für eine dritte Versammlung in den Zelten bestimmte.

Am Donnerstag, den 9. März, fand die von der Bürgerschaft Berlins mit großer Teilnahme erwartete öffentliche Sitzung der Stadtverordneten-Versammlung, in welcher die hochwichtigen Tagesfragen erörtert werden sollten, statt. Dichte Menschenmassen umlagerten den Sitzungssaal im Cölnischen Rathause, der nur eine kleine Zahl von Zuhörern faßte. Auf das Verlangen der Volksmassen wurden die Thüren des Saales geöffnet, so daß bei offenen Thüren verhandelt wurde. Drei wichtige Anträge lagen zur Beratung vor: Der erste, von mehreren geachteten Bürgern unterzeichnete, forderte die Vertreter der Stadt auf, eine permanente Kommission zu ernennen, die sich lediglich mit dem Wohl der arbeitenden Klasse beschäftigen sollte, außerdem sollten durch Selbstbesteuerung der wohlhabenden Bürger die Geldmittel zur Ausführung gemeinnütziger Anstalten herbeigeschafft werden. Nach eingehender Debatte beschloß die Versammlung, diesen Antrag einer Deputation zu übergeben, die sich auf das schleunigste zu versammeln und in der nächsten Sitzung Bericht zu erstatten habe.

Der zweite Antrag war der auf eine Adresse an den König, in der die Stadtverordneten die Wünsche der Bürgerschaft Seiner Majestät vortragen sollten. Die Adresse sollte die in jenen Tagen überall geäußerten Volkswünsche, die Bitte um eine frei gewählte Volksvertretung, um Preß-, Rede- und Gewissensfreiheit, um Gewährung des freien Versammlungsrechts enthalten, sie wurde beantragt durch die früher von uns erwähnte Bürgergesellschaft, der in neuester Zeit viele Mitglieder zugetreten waren, und zu der auch Dr. Nauwerk, Julius Berends und andere einflußreiche Männer gehörten. Die Stadtverordneten-Versammlung vermochte sich über den Antrag nicht schlüssig zu machen, er wurde ebenfalls nach langer Debatte durch die Ernennung einer Deputation erledigt.

Der dritte Antrag ging auf die Errichtung von bürgerlichen Schutzwachen hin. Er bezog sich auf die Aprilunruhen des vorigen Jahres und wies darauf hin, daß weder Polizei noch Militär dem Eigentum habe sofortigen Schutz gewähren können. Auch jetzt sei eine gleiche Gefahr vorhanden. Die Stadtverordneten-Versammlung war deshalb von denselben Bürgern, welche auch den ersten Antrag gestellt hatten, aufgefordert worden, die bewaffneten Schutzkommissionen, die eine Art Bürgergarde bilden sollten, zu organisieren. Die Versammlung beschloß, auch diesen Antrag der Deputation zur Vorberatung zu übergeben. Ein bestimmter Beschluß kam also in keiner der drei wichtigen Fragen zu stande, er wurde auf eine außerordentliche öffentliche Sitzung, die am Sonnabend den 11. März stattfinden sollte, vertagt.

Bald nach dem Schluß der Stadtverordneten-Versammlung fand am Abend des 9. März die dritte Bürgerversammlung unter den Zelten statt. Es war kaum 8 Uhr, als schon über 3000 Einwohner Berlins, welche den verschiedensten Ständen angehörten, sich unter den Zelten, teils in dem großen Saal des einen Lokals, teils auf dem freien Platze davor versammelt hatten. Gleich nach 8 Uhr eröffnete der Präsident Löwenberg die Versammlung. Ein Tisch wurde in den Saal in die Nähe der offenen Thür gestellt, und auf diesem stand der Redner, welcher zur Thür hinaus sprach, um allen, auch den im Freien stehenden, verständlich zu sein. Löwenberg las zuvörderst noch einmal die Adresse vor und machte dann die Versammlung darauf aufmerksam, daß man über die Art der Uebergabe an den König zu beraten habe.

Er wies darauf hin, daß der Polizeipräsident Herr von Minutoli ihm versichert habe, er werde den Versammlungen außerhalb der Stadt und der Unterzeichnung der Adresse nichts in den Weg legen, müsse sich aber der Absendung einer Deputation auf das Schloß nötigenfalls mit Gewalt widersetzen, da der König ihm selbst erklärt habe: Er werde die Adresse aus den Händen einer Deputation nicht entgegennehmen. Es entspann sich nun eine lebhafte Debatte. Etwa dreißig Redner traten hintereinander auf; die weit überwiegende Mehrzahl sprach sich dafür aus, die Forderung des Polizeipräsidenten unbedingt zu erfüllen und die Adresse durch die Post an den König zu befördern. Mit besonderer Entschiedenheit sprach sich dafür der Dr. Oppenheim aus, der mit grellen Farben den Konflikt schilderte, welcher sich aus einer persönlichen Ueberreichung der Adresse entwickeln würde. „Wissen Sie nicht," fragte er, „was die Folgen der beantragten Massenüberreichung sein werden? Eine Reibung zwischen dem Volk und dem Militär, ein Krawall und aus dem Krawall entstehend: Eine Emeute. Wissen Sie was eine Emeute ist? Das ist eine verunglückte Revolution!"

Nach stundenlangen Verhandlungen wurde endlich beschlossen, die Adresse den Stadtverordneten mit der Bitte zu übergeben, sie an den König zu befördern. Gegen Mitternacht wurde die Versammlung geschlossen. Die Teilnehmer zogen in kleinen Gruppen miteinander plaudernd der Stadt zu; sie verfügten sich so ruhig, als hätten sie nicht eben einer aufgeregten Volksversammlung beigewohnt, nach Haus.

Erst am folgenden Tage erfuhr man, daß die Regierung einen ganz anderen Ausgang der Versammlung gefürchtet hatte. Umfassende Vorsichtsmaßregeln waren getroffen worden. Militärabteilungen standen bereit, sofort gegen die Versammelten vorzurücken, wenn irgend eine Unregelmäßigkeit vorkommen würde.

Am Vormittage des 10. März überreichte die Deputation der Zeltenversammlung dem Stadtverordneten-Vorsteher Fournier die Adresse, welche gegen 6000 Unterschriften gefunden hatte, mit dem Ersuchen, die Stadtverordneten möchten diese dem König übergeben. Herr Fournier versprach, die Sache in der nächsten Sitzung vorzutragen, und überwies die Adresse der Deputation, welche von der Stadtverordneten-Versammlung eingesetzt worden war.

Am Sonnabend, den 11. März, morgens 9 Uhr, fand die außerordentliche Sitzung der Stadtverordneten-Versammlung, welche über die in der letzten Sitzung am Donnerstag vertagten Anträge beschließen sollte, statt. Wieder hatte sich eine überaus zahlreiche Menge von Zuhörern eingefunden. Die Beratung beschränkte sich zuerst auf die Frage, ob überhaupt eine Adresse an den König von der Stadtverordneten-Versammlung erlassen werden sollte. Nach 1½stündiger Debatte wurde dies einstimmig beschlossen; unter lautloser Stille der Versammlung und der zahlreichen Zuhörer wurde nun der Adreßentwurf verlesen. Er enthielt folgende Wünsche:

1. ein Preßgesetz, das sich auf die Bestrafung der wahren Mißbräuche der Presse beschränkte;
2. eine angemessene, volkstümliche Vertretung auf dem Landtage; Beschließungsrecht mit einfacher Stimmenmehrheit;
3. die Einführung der Geschworenengerichte;

4. die völlige Gleichstellung aller religiösen Bekenntnisse sowie die bürgerliche Gleichstellung ihrer Bekenner.

Der Entwurf wurde mit allen gegen zwei Stimmen, die des Dr. Nauwerk und Julius Berends, von der Versammlung angenommen. Dagegen ehnte es die Versammlung ab, die von der Zeltenversammlung beschlossene ldresse dem Könige zu übergeben.

Daß die städtischen Behörden sich der Volkswünsche annahmen, konnte icht verfehlen, einigen Eindruck auf die leitenden Staatsmänner zu machen; ieser wurde erhöht, als man erfuhr, daß auch der Magistrat von Berlin n einer Sitzung vom 12. März dem Beschluß der Stadtverordneten beigeetreten sei, und als am 13. vormittags eine gemischte Deputation von Stadtverordneten und Magistratsmitgliedern auf das Schloß kam, um eine ludienz beim Könige zur Uebergabe der Adresse zu erbitten. Sie wurde beschieden, daß sie erst am nächsten Tage, am 14., empfangen werde könnte. Es erschien nicht unbedenklich, daß sich die städtischen Behörden durch ihre ldresse gewissermaßen an die Spitze der Berliner Bewegung zu stellen veruchten, bedenklicher aber noch war es, daß am 12. der Oberpräsident der Rheinprovinz meldete, er könnte nicht länger für die Ruhe der Provinz einstehen, wenn nicht sofort wenigstens der Vereinigte Landtag einberufen würde.

Wie wenig auch der König geneigt sein mochte, der Revolution, so annte er die sich überall geltend machende Volksbewegung, nachzugeben, ennoch fühlte er, daß dies jetzt, wenn auch im geringsten Maße, geschehen üßte. Er beschloß die Einberufung des Landtages, ja er ging weiter, er vollte mit den Ständen sogar eine Art von Verfassung vereinbaren, ihnen Teilnahme an der Gesetzgebung und ein verantwortliches Ministerium gewähren. Zugleich wollte er die Zeit zu einer Reorganisation Deutschlands enutzen, die auf einem bald zu berufenden Fürstenkongreß beraten werden ollte. Mit diesen Zugeständnissen hoffte die Regierung, die ruhige Bürgerhaft ganz für sich zu gewinnen; dem aufrührerischen Pöbel aber, den ungestümen Litteraten, welche in den Volksversammlungen berieten und dort das roße Wort führten, durfte man keine Bewilligungen machen, wenn man nicht ine gefährliche Schwäche an den Tag legen wollte; diesen Ruhestörern mußte nit Strenge entgegengetreten werden. Schon die ihnen bisher gezeigte Nachicht erschien gefährlich, man sprach es am Hofe offen aus, daß die große Volksersammlung am 9. nicht zu stande gekommen wäre, wenn man sich nicht hwach gezeigt, wenn man nicht die beiden ersten kleineren Versammlungen eduldet hätte. Nur durch die strengste Aufrechterhaltung der Gesetze und nötigenills durch Waffengewalt konnte der Pöbel im Zaum gehalten werden, und ierzu war alles vorbereitet. Das Militär war in den Kasernen konsigniert, s wurde zum Einschreiten in jedem Augenblick bereit gehalten. Die Censur vurde schärfer als je gehandhabt, die Polizei entfaltete die höchste Wachamkeit, und alle Maßregeln wurden getroffen, um fernere Volksversammlungen nmöglich zu machen. Von den bisherigen Leitern dieser Versammlungen atte man nichts zu befürchten, aber andere konnten an ihre Stelle treten.

Die von der Volksversammlung gewählte Deputation zeigte sich sehr escheiden. Nachdem sie die Nachricht erhalten hatte, daß die Stadtverordneten-Versammlung ihre Adresse dem Könige nicht übergeben wollte, vandte sie sich an den Geh. Kabinettsrat Illaire und ersuchte diesen, den

König für die Mitglieder der Deputation um eine Audienz zu bitten, damit die von vielen Tausenden von Unterschriften bedeckte Adresse an Se. Majestät persönlich überreicht werden könnte. Ein solcher Schritt war so ungewöhnlich, daß er das Einschreiten der Polizei erforderte. Noch am Tage nach Absendung der Eingabe wurden die Unterzeichner des Briefes an den Kabinettsrat Illaire, die Doktoren Loewenberg und Lövinsohn zum Verhör vor die Polizei geladen. Ein Resultat hatte das Verhör nicht, die Vorgeladenen mußten endlich entlassen werden, nachdem ihnen eröffnet worden war, sie würden für alle Ausschreitungen und Unruhen, die etwa aus ferneren Volksversammlungen oder aus der Ueberreichung einer Adresse hervorgehen könnten, verantwortlich gemacht werden.

Am 13. März gegen Mittag erhielt Dr. Lövinsohn die Antwort des Kabinettsrats Illaire: der König lehnte die persönliche Ueberreichung der Adresse ab, dagegen erklärte Herr Illaire sich dazu bereit, die Bittschrift Sr. Majestät zu übergeben. Damit schien diese Angelegenheit erledigt. Die Deputation, welche sofort zusammentrat, beschloß, sie ruhen zu lassen und den Hergang durch die liberalen Zeitungen zu veröffentlichen. Sie beschloß zugleich, sich bei ferneren Versammlungen unter den Zelten nicht zu beteiligen.

Siebentes Kapitel.

Der 13. März des Jahres 1848 war der erste wunderschöne Frühlingstag. Die Handwerker Berlins machten deshalb schon früh blauen Montag, um den Nachmittag im Freien zuzubringen. In Scharen zogen sie mit Frauen und Kindern zum Brandenburger Thor hinaus nach den Zelten.

Im Laufe des Tages hatten sich manche beunruhigende Gerüchte verbreitet; man hörte, daß der Prinz von Preußen die Truppen in den Kasernen besucht und sich sehr kriegerisch gegen sie geäußert hätte; es war bekannt geworden, daß die Regierung Vorsichtsmaßregeln aller Art träfe, um auch in Berlin auf einen Aufstand vorbereitet zu sein. Das Schloß, das Zeughaus, die Bank und andere öffentliche Gebäude waren mit Militär besetzt, durch die Straßen zogen fortwährend kleinere und größere Patrouillen, auch die Kavallerie hatte den Befehl bekommen, sich um 6 Uhr abends bereit zu halten. Während des Nachmittags ging es unter den Zelten lebendig genug zu, man hörte hier und da politische Reden, aber zu einer eigentlichen Versammlung kam es nicht. Erst als ein großer Teil der Bürger sich wieder nach Haus begeben hatte, änderte sich der Charakter der dort draußen Versammelten. Ein Redner bestieg die Orchestertribüne, andere stellten sich auf Stühle, um von diesen herab dem kleinen Kreis, der sich um sie versammelte, politische Mitteilungen zu machen. Es ging ganz ruhig und friedlich zu, und gegen Abend ordneten sich die kleineren Versammlungen, welche sich gebildet hatten, mehr und mehr zu einer größeren, in der regelrechte Debatten gehalten wurden. Man erwartete in jedem Augenblick, die Polizei werde erscheinen, um die Versammlung auseinanderzutreiben. Dies aber

heftige Wortwechsel zwischen Käufern und Verkäufern, bei denen die ihrer Zungen- und Schimpffertigkeit wegen seit altersher berühmten Hökerinnen in dem Glauben an den Schutz der Polizei häufig genug die hungernden Käufer, die um den Preis der Kartoffeln handeln wollten, frech verhöhnten. War einmal der Markt schwächer als gewöhnlich durch auswärtige Verkäufer besucht, dann benutzten die Hökerinnen sofort den glücklichen Umstand zu einer plötzlichen Steigerung des Preises, und sie wurden dabei getreulich durch die Bauern unterstützt.

So geschah es auch am 21. April auf dem Gendarmenmarkt. Eine Hökerin, welche beim Beginn des Marktes noch die Metze Kartoffeln zu 3 Silbergroschen verkauft hatte, schlug plötzlich den Preis bis zu 4 Silbergroschen auf. Ihr Beispiel fand bei den nächstsitzenden Bauern sofort Nachahmung. Ein wilder Tumult erhob sich. Der unerschwingliche Preis erregte den tiefsten Unwillen der Käufer, die Kartoffeln haben mußten, um die Kinder zu Haus zu sättigen, und sie doch nicht bezahlen konnten. Anfangs gab es nur Schimpf- und Drohreden, die von den Hökerinnen und Bauern derb erwidert wurden, dann aber riß den Arbeiterfrauen, die an ihre hungernden Kinder dachten, die Geduld. Eine Frau war es, die zuerst das Zeichen zur Gewaltthat gab; mit einem scharfen Messer schnitt sie einen der zum Verkauf ausgestellten Kartoffelsäcke auf, die Kartoffeln rollten auf den Boden, und sofort warf sich jubelnd und schreiend die Menge darauf. Jeder suchte zusammenzuraffen, was er finden konnte, niemand dachte mehr ans Bezahlen. Die Verkäufer schimpften und tobten, sie versuchten, ihr Eigentum zu retten, aber sie wurden zurückgestoßen und mißhandelt. Wer dachte jetzt noch an Kaufen! Die Kartoffelsäcke und Brotschragen wurden geplündert, und die ohnmächtige Marktpolizei mußte thatenlos zuschauen, denn die wenigen Polizisten vermochten nichts gegen die wütende Menge auszurichten. Männer, Frauen und Kinder beteiligten sich mit gleicher Energie bei dem Raubwerk, ja die Frauen waren am kühnsten und rücksichtslosesten. Auf dem Molkenmarkt hatten sich zu gleicher Zeit ähnliche Ausschreitungen zugetragen. War es infolge einer Verabredung geschehen? Schwerlich! Dieselbe Ursache hatte an verschiedenen Orten die gleiche Folge gehabt.

Mit der Plünderung auf den Märkten war der Lärm nicht beendet, er begann vielmehr erst damit. Die Arbeiter rotteten sich zusammen. Eine wilde Schar, welche zum großen Teil aus Weibern bestand, zog durch die Straßen, um die Bäcker- und Fleischerläden zu plündern. Jenes hauptstädtische Diebsgesindel, welches sich sonst am Tage in seinen Schlupfwinkeln zu verbergen pflegt und nur in den entlegensten Vorstädten haust, ergriff freudig die Gelegenheit, um Beute zu machen. Es verband sich mit den vom bitteren Hunger zum Verbrechen Getriebenen, und wo diese nur Brot und Fleisch für die Kinder daheim raubten, stürmten jene die Konditor- und Cigarrenläden. Geld war ihnen lieber als Ware, sie erbrachen die Ladenkassen in einzelnen Geschäften. Erst spät am Abend gelang es dem energischen Einschreiten der Polizei, die Ruhe wieder herzustellen.

Schon früh am Morgen des 22. April wiederholten sich die Straßenskandale in verstärktem Maße. Aus den Vorstädten zogen singend und jubelnd große Massen zerlumpten Gesindels nach dem Alexanderplatz, wo Markt abgehalten werden sollte. „Wir wollen nach der Revolution!“ schrieen sie den

Am folgenden Tage, am Dienstag den 14., erschien eine Bekanntmachung des Magistrats und eine des Polizeipräsidiums. Beide forderten das Volk zur Ruhe auf — mit welchem Erfolge werden wir bald zu erzählen haben. Am Nachmittag des 14. um 2 Uhr begab sich die Deputation der städtischen Behörden, an ihrer Spitze der Oberbürgermeister Krausnick, auf das Schloß, um dem Könige die Adresse der Stadtverordneten und des Magistrats zu überbringen.

Nach einer kurzen Rede verlas der Oberbürgermeister die Adresse, dann antwortete der König:

„Er fühle die hohe Bedeutung des gegenwärtigen Augenblicks. Es sei ihm ein angenehmes Gefühl, daß er die erste Adresse, welche er in dieser bewegten Zeit von Hand zu Hand entgegennehme, von seiner lieben Hauptstadt, die sich auch in Zeiten der Bewegung in erfreulicher Weise bewährt habe, erhalte. Er freue sich, auf die Hauptbitte erwidern zu können, daß sie bereits gewährt sei. Seit mehreren Tagen sei die Einberufung des Vereinigten Landtags beschlossen und das Einberufungspatent bereits vollzogen. Mit vollster Offenheit und vollem Vertrauen würde er, der König, dem Landtage entgegentreten mit der Losung: Freie Fürsten, freie Völker. Die anderen in der Petition enthaltenen Bitten könnten nur durch den Landtag ihre Lösung erhalten. Kühn und bedächtig! das sei das Losungswort jedes guten Feldherrn, nicht eins dürfe über das andere vergessen werden. Wie der König dem Volke vertraue, so möge auch ihm das Volk vertrauen und dadurch eine recht innige Vereinigung der Regierung, der Stände und des Volkes bewirken. Nur durch festes Zusammenhalten könne das Unheil von dem deutschen Volke abgewendet werden, welches der Revolutionskrieg über dasselbe bringen würde.“

Der König ermächtigte schließlich die Deputierten, die Adresse und seine Antwort ihren Mitbürgern mitzuteilen, und dies that der Magistrat, indem er in der nächsten Nummer der Staatszeitung beide veröffentlichte. Das vom Könige erwähnte Patent über die Einberufung des Vereinigten Landtags erschien schon am 14. abends in der Staatszeitung. Der Landtag wurde auf Donnerstag den 27. April berufen. Die Regierung glaubte mit der Einberufung des Landtages bis zum 27. April warten zu können, weil sie die umfassendsten militärischen Maßregeln getroffen hatte, um einen Aufstand zu unterdrücken. An eine Revolution aber dachte noch am 14. März niemand in Berlin. Und doch gab es der Vorzeichen viele, welche einen stürmischen Ausbruch der Unzufriedenheit des Volkes verkündeten. Schon der Abend des 14. März zeigte dies und bewies nur zu klar für jeden, der sehen wollte und sehen konnte, daß die Regierung kein schlechteres Mittel, um Unruhen vorzubeugen, hätte ergreifen können, als die Entfaltung der Militärmacht gegen schreiende und lärmende Straßenbuben.

Am Tage war es in den Straßen der Stadt leidlich ruhig zugegangen. Zwar zeigte sich in ihnen eine größere Frequenz, hier und dort blieben an den Ecken wohl einzelne Spaziergänger stehen, um sich in einem kleinen Kreise zu besprechen, aber sie trennten sich immer bald wieder, und zu größeren Aufläufen kam es nicht. Unmittelbar nach dem Einbruch der Dunkelheit aber häuften sich auf dem Schloßplatz, in der Breiten- und Brüderstraße

große Volksmengen an, die sich auch nicht stören ließen, als starke Militärpatrouillen die Straßen durchzogen. Wieder wurden die Soldaten durch Pfeifen und Zischen verhöhnt. Seit mehreren Tagen war das Militär in den Kasernen konsigniert gewesen, es hatte selbst in der Nacht die Waffen nicht ablegen dürfen und war deshalb in der übelsten Stimmung. Es konnte nicht fehlen, daß es aufgereizt wurde durch die Verhöhnungen, die es von den unnützen Buben erdulden mußte, und daß es die erste Gelegenheit ergriff, um dem Aerger Luft zu machen, von dem es erfüllt war. Bald nach 9 Uhr kam es zu ernsten Zusammenstößen, über deren Entstehung jede Aufklärung fehlt. Die Brüderstraße wurde nach dem Schloßplatz zu abgesperrt, die Volksmenge daraus vertrieben. Sie flüchtete sich zum Teil nach dem Petriplatz, zum Teil die Spreegasse entlang. Nur wenige Menschen befanden sich noch in der Straße, zum Teil solche, welche vom Schloßplatz herkamen, und auf ihre Bitten von dem dort befehlenden Offizier die Erlaubnis erhalten hatten, die Straße zu passieren. Da jagte plötzlich eine Abteilung Kavallerie vom Petriplatz her durch die Straße, und diese machte gegen die waffenlosen ruhig einherwandelnden Bürger Gebrauch von ihren Pallaschen. Mehrere Menschen, die sich in die verschlossenen Häuser nicht zu flüchten vermochten, wurden unbarmherzig niedergehauen. Auch in anderen Teilen der Stadt kam es zu ähnlichen Zusammenstößen, erst gegen Mitternacht legte sich der Tumult.

Die Nachricht von dem abermaligen Einschreiten des Militärs, von den Verwundungen, welche friedliche Bürger betroffen hatten, verbreitete sich am Morgen des 15. März schnell durch die ganze Stadt. Schon früh fand sich eine zahlreiche Menschenmenge auf dem Schloßplatz und in der Breitenstraße ein, sie sah mit Entsetzen die Blutspuren, welche die Verwundeten am vergangenen Abend dort hinterlassen hatten. Ueberall bildeten sich Gruppen von Bürgern, die in tiefer Erregung über die Roheit sprachen, mit der die Kürassiere gehaust haben sollten. Am Vormittage gegen 9 Uhr versammelten sich bei dem in der Brüderstraße wohnenden Justizrat Bergling mehrere angesehene Bürger, welche von ihren Fenstern aus das Einhauen der Kürassiere mit angesehen hatten, sie gaben hier ihre Aussagen zu Protokoll und erwählten eine Deputation, zu der außer einigen sehr geachteten Bankiers und Fabrikanten auch der Schriftsteller Dr. Woeniger zugezogen wurde. Die Deputation erhielt den Auftrag, sich beschwerdeführend an die höheren Behörden zu wenden. Sie genügte sofort ihrer Pflicht, und überall, sowohl beim Polizeipräsidenten v. Minutoli als beim Stadtkommandanten v. Ditfurth und dem Minister v. Bodelschwingh fand sie die wohlwollendste Aufnahme und das Versprechen, daß eine strenge Untersuchung gegen die Soldaten eingeleitet werden sollte, welche sich der Mißhandlung friedlicher Bürger schuldig gemacht hätten. Am Nachmittage kehrte die Deputation zur Brüderstraße zurück. Dr. Woeniger hielt eine Ansprache an die Volksmenge, in der er von dem Erfolge der Deputation berichtete und schließlich das Volk aufforderte, Vertrauen zu den Behörden zu fassen und zu zeigen, daß die Bürger stark genug seien, um für die Aufrechterhaltung der Ordnung sorgen zu können. Seine Worte fanden allgemeine Zustimmung. Den Zusicherungen, welche die Deputation von den höchsten Behörden erhalten, entsprach eine Bekanntmachung des Polizeipräsidiums und des Gouvernements, die eine strenge

Der König baute auf die bewährte Anhänglichkeit und Liebe des Volkes, auf die Treue seines trefflichen Heeres. Es war ja leicht gewesen, die Kartoffelrevolution zu unterdrücken! Durch umsichtige Anordnungen hatte man den kleinen Aufstand fast im Keime erstickt. Von einer Gefahr für Preußens Königsthron konnte auch jetzt um so weniger die Rede sein, als der König überzeugt war, die neue Republik sei nur ein Eintagswerk.

Anders als am Hofe wurde die Pariser Februarrevolution vom Berliner Volk betrachtet. Kaum waren die ersten Nachrichten darüber nach der preußischen Hauptstadt gekommen, als sich hier plötzlich ein öffentliches Leben entfaltete, wie man es sonst in Berlin selbst in den bewegtesten Zeiten nicht gekannt hatte. Nie waren die Restaurationen, die Lesekabinette, die Konditoreien, alle jene öffentlichen Lokale, in denen Zeitungen gehalten wurden, so überfüllt gewesen wie in jenen Tagen. Die wenigen Blätter, welche Nachrichten aus Paris brachten, genügten der Lesewut des Publikums in keiner Weise. Sobald eine neue Zeitung ankam, durfte sie nicht ein einzelner in Beschlag nehmen; der sie erhielt wurde durch den Ruf der zahlreichen Mitgäste gezwungen, auf einen Stuhl oder Tisch zu steigen und laut den Inhalt zu verlesen. Und kaum war die Vorlesung beendet, da begann dann sofort eine aufgeregte Debatte über den Inhalt der Zeitung, über die merkwürdigen Nachrichten, über die Ursachen der Revolution in Frankreich. Naturgemäß knüpften sich daran Betrachtungen der inneren Zustände Preußens. Jede Restauration, jedes Lesekabinett wandelte sich nach dem Eintreffen der neuen Zeitungen sofort um in einen politischen Klub, der zwar nicht aus bestimmten Mitgliedern bestand, denn die Gäste wechselten, der sich aber täglich mehrere Male vereinigte und trennte. Von vorzüglicher Wichtigkeit wurde damals für das öffentliche Leben ein neu entstandenes, großartiges Lesekabinett, welches der Besitzer der Zeitungshalle, Julius, in Verbindung mit seiner neuen Zeitung eingerichtet hatte. Die Zeitungshalle, welche im Mittelpunkt der Stadt günstig gelegen war, sie befand sich in der Bel-Etage des Hauses an der Jäger- und Wallstraßenecke, war der Sammelpunkt für eine große Anzahl von Berliner Schriftstellern und freisinnigen Politikern. Hier wurde mit einer Freiheit politisiert, wie sie bis dahin in Berlin unerhört gewesen war.

Zu irgend welchen praktischen Resultaten führten freilich im Anfang alle diese kleineren und größeren Versammlungen in den Restaurationen und Lesekabinetten nicht, aber wohl dienten sie dazu, vorzubereiten auf die bald sich drängenden Ereignisse. Täglich kamen neue Nachrichten aus Süddeutschland, welche mit Begierde von den Lesern der Zeitungen verschlungen wurden; der Blitz der Revolution hatte im Süden schon gezündet, dort regte sich das Volk, und der alte Bundestag wurde aus seiner träumerischen Ruhe aufgestöbert.

Jetzt begann auch in Berlin die politische Bewegung sich kräftig zu entfalten. Es wurden allerhand Wünsche und Forderungen laut, dieselben, welche in Süddeutschland überall vom Volke gestellt und durchgesetzt worden waren. Eine Anzahl von jungen Künstlern und Gelehrten, welche in der Zeitungshalle sich zu treffen pflegten, beschlossen die Wünsche des Volkes in einer an den König zu richtenden Adresse niederzulegen. In der Stadt selbst erschien es immerhin bedenklich, eine politische Versammlung offen abzuhalten. Zur Beratung der Adresse ergingen deshalb in aller Stille Ein-

en unzähligen Gruppen, welche sich schnell m irgend einen Erzähler bildeten, wieder uflösten und wieder ildeten. Man sprach uch von den Vorgängen des vergangenen lbends, von der tiefen rbitterung, welche die Soldaten, welche doch elbst aus dem Volke ervorgegangen seien, egen das Volk gezeigt ätten; daran sei nur ie Aufhetzung durch die Offiziere schuld. Man rzählte, daß sich am Hofe eine Kriegspartei ebildet hätte, an deren Spitze der Prinz von Preußen stände, daß die höheren Offiziere vütend über die Mäßigung wären, welche der König gegen das Volk eigte, daß sie die rnstesten Maßregeln, in Blutbad unter den Empörern forderten, ur durch ein solches önnte die Ruhe hergestellt werden. Die unvahrscheinlichsten Gerüchte über das finstere Walten jener militärischen Reaktion fanden Glauben. Eins dieser allgemeinen für wahr gehaltenen Gerüchte erwähnt auch Varnagen in seinen Tagebüchern, indem er erzählt: „Gestern hatte Pfuel*) die Truppen unter den Steinwürfen des Volkes etwas in das Schloßportal zurückezogen, ließ nicht schießen, aber Reiterei von der Stechbahn hervorsprengen, nd es gelang auf diese Weise einige zwanzig Meuterer zu verhaften. Der Prinz von Preußen aber trat zornig an Pfuel heran und sagte: „Herr General, alles, was ich mit so vieler Mühe geschaffen, diese gute Stimmung um Angriff, haben Sie verdorben, mein ganzes Werk vernichtet, die Truppen emoralisiert, Sie haben die ganze Verantwortung davon, es ist indigne!" Pfuel antwortete rasch: „Königliche Hoheit, ich beschwere mich sogleich über Sie bei Seiner Majestät; was ich gethan, hatte guten Grund und Erfolg,



Rauchs Denkmal Friedrichs des Großen,
enthüllt am 31. Mai 1851.

*) Der kommandierende General.

und ich werd' es verantworten." Pfuel ging zum Könige, verlangte Genugthuung oder Entlassung; der Prinz kam dazu, bat, ihm seine Uebereilung zu verzeihen, und so war's gut." — Der Name des Prinzen von Preußen wurde von vielen Seiten her recht geflissentlich genannt, dem Prinzen wollte man die Hauptschuld daran, daß Bürgerblut geflossen war, aufbürden.

Nähere Nachrichten aus Wien, welche den Sieg der Revolution verkündeten, waren im Laufe des Tages eingetroffen, sie fanden schnell Verbreitung und erregten großen Jubel. „Wir werden auch siegen, wenn wir es nur wagen zu kämpfen," so hörte man manchen Redner auf offener Straße unter dem Beifall der Umstehenden sprechen. Das Volk gewöhnte sich an den Gedanken, im offenen Kampf dem Militär zu widerstehen und eine Revolution zu machen. Zu welchem Zweck? Wer fragte danach! In Paris war gekämpft worden, in Süddeutschland, in Wien, überall hatte das Volk Revolution gemacht und gesiegt, in Berlin mußte das Gleiche geschehen. Daß es geschehen würde, darüber war alles einig, nur wann und auf welche Veranlassung hin, das wußte man nicht. Es handelte sich bei der großen Volksmenge gar nicht um bestimmte Freiheitsfragen, die sie durchzusetzen entschlossen war. Für sie waren jene Wünsche, die in Adressen dem Könige vorgelegt worden waren, nur leere Phrasen, von denen sie grundwenig verstand. Die Menge wurde getragen durch eine fieberhafte Aufregung, welche sich infolge des militärischen Einschreitens ihrer bemächtigt hatte, sie fühlte den Durst nach Rache, den unbestimmten Antrieb, etwas zu thun, sich nicht an Mut und Energie durch die Wiener überbieten zu lassen. Es war ein unklares Gefühl, welches sie beherrschte. Eine Revolution, welche durch solche Antriebe erzeugt wurde, konnte schwerlich segensreiche Früchte tragen. In den Regierungskreisen kannte man die Stimmung der Berliner, wenn man sie auch nicht ihrer ganzen Gefährlichkeit nach würdigte.

Schon am Morgen des 16. März hatte eine Ministerkonferenz stattgefunden, zu welcher auch der Gouverneur, der Kommandant, der Oberbürgermeister und der Stadtverordneten-Vorsteher zugezogen worden waren. Man hatte beschlossen, schleunigst die bürgerlichen Schutzkommissionen zu errichten, und zu diesem Beschlusse die königliche Genehmigung erhalten. In den 102 Stadtbezirken sollten unter der Leitung von Kommunalbeamten die Schutzkommissionen zusammentreten. Die dazu berufenen Bürger sollten eine Art von amtlichen Charakter bekommen und vor der Beleidigung durch das Publikum dadurch geschützt werden, daß man Strafen auf Widersetzlichkeit gegen Befehle der Schutzbeamten festsetzte. Um die Schutzbürger kenntlich zu machen, sollten sie eine weiße, mit dem Wort „Schutzbeamter" bedruckte Binde um den Arm und in der Hand einen weißen Stab von etwa 1½ Fuß Länge tragen. Um den Volkswünschen gerecht zu werden, sollte das Militär nicht eher einschreiten, als bis die Schutzkommissionen erklärt hätten, sie vermöchten nichts mehr zu bewirken, dann erst hatte das Militär das Recht, nachdem ein dreimaliges Signal mit der Trommel oder Trompete gegeben worden, bei einem Aufruhr gegen das Volk die Waffen zu ergreifen.

Unmittelbar nach der Ministerkonferenz fand wieder eine öffentliche Sitzung der Stadtverordneten statt. Die Zuhörertribüne war abermals dicht gefüllt, aber das Publikum ein anderes als an den früheren Tagen. Die Beratung verlief deshalb auch ruhiger als sonst. Die Stadtverordneten be-

Am Donnerstag, den 9. März, fand die von der Bürgerschaft Berlins mit großer Teilnahme erwartete öffentliche Sitzung der Stadtverordneten-Versammlung, in welcher die hochwichtigen Tagesfragen erörtert werden sollten, statt. Dichte Menschenmassen umlagerten den Sitzungssaal im Cölnischen Rathause, der nur eine kleine Zahl von Zuhörern faßte. Auf das Verlangen der Volksmassen wurden die Thüren des Saales geöffnet, so daß bei offenen Thüren verhandelt wurde. Drei wichtige Anträge lagen zur Beratung vor: Der erste, von mehreren geachteten Bürgern unterzeichnete, forderte die Vertreter der Stadt auf, eine permanente Kommission zu ernennen, die sich lediglich mit dem Wohl der arbeitenden Klasse beschäftigen sollte, außerdem sollten durch Selbstbesteuerung der wohlhabenden Bürger die Geldmittel zur Ausführung gemeinnütziger Anstalten herbeigeschafft werden. Nach eingehender Debatte beschloß die Versammlung, diesen Antrag einer Deputation zu übergeben, die sich auf das schleunigste zu versammeln und in der nächsten Sitzung Bericht zu erstatten habe.

Der zweite Antrag war der auf eine Adresse an den König, in der die Stadtverordneten die Wünsche der Bürgerschaft Seiner Majestät vortragen sollten. Die Adresse sollte die in jenen Tagen überall geäußerten Volkswünsche, die Bitte um eine frei gewählte Volksvertretung, um Preß-, Rede- und Gewissensfreiheit, um Gewährung des freien Versammlungsrechts enthalten, sie wurde beantragt durch die früher von uns erwähnte Bürgergesellschaft, der in neuester Zeit viele Mitglieder zugetreten waren, und zu der auch Dr. Nauwerk, Julius Berends und andere einflußreiche Männer gehörten. Die Stadtverordneten-Versammlung vermochte sich über den Antrag nicht schlüssig zu machen, er wurde ebenfalls nach langer Debatte durch die Ernennung einer Deputation erledigt.

Der dritte Antrag ging auf die Errichtung von bürgerlichen Schutzwachen hin. Er bezog sich auf die Aprilunruhen des vorigen Jahres und wies darauf hin, daß weder Polizei noch Militär dem Eigentum habe sofortigen Schutz gewähren können. Auch jetzt sei eine gleiche Gefahr vorhanden. Die Stadtverordneten-Versammlung war deshalb von denselben Bürgern, welche auch den ersten Antrag gestellt hatten, aufgefordert worden, die bewaffneten Schutzkommissionen, die eine Art Bürgergarde bilden sollten, zu organisieren. Die Versammlung beschloß, auch diesen Antrag der Deputation zur Vorberatung zu übergeben. Ein bestimmter Beschluß kam also in keiner der drei wichtigen Fragen zu stande, er wurde auf eine außerordentliche öffentliche Sitzung, die am Sonnabend den 11. März stattfinden sollte, vertagt.

Bald nach dem Schluß der Stadtverordneten-Versammlung fand am Abend des 9. März die dritte Bürgerversammlung unter den Zelten statt. Es war kaum 8 Uhr, als schon über 3000 Einwohner Berlins, welche den verschiedensten Ständen angehörten, sich unter den Zelten, teils in dem großen Saal des einen Lokals, teils auf dem freien Platze davor versammelt hatten. Gleich nach 8 Uhr eröffnete der Präsident Löwenberg die Versammlung. Ein Tisch wurde in den Saal in die Nähe der offenen Thür gestellt, und auf diesem stand der Redner, welcher zur Thür hinaus sprach, um allen, auch den im Freien stehenden, verständlich zu sein. Löwenberg las zuvörderst noch einmal die Adresse vor und machte dann die Versammlung darauf aufmerksam, daß man über die Art der Uebergabe an den König zu beraten habe.

Er wies darauf hin, daß der Polizeipräsident Herr von Minutoli ihm versichert habe, er werde den Versammlungen außerhalb der Stadt und der Unterzeichnung der Adresse nichts in den Weg legen, müsse sich aber der Absendung einer Deputation auf das Schloß nötigenfalls mit Gewalt widersetzen, da der König ihm selbst erklärt habe: Er werde die Adresse aus den Händen einer Deputation nicht entgegennehmen. Es entspann sich nun eine lebhafte Debatte. Etwa dreißig Redner traten hintereinander auf; die weit überwiegende Mehrzahl sprach sich dafür aus, die Forderung des Polizeipräsidenten unbedingt zu erfüllen und die Adresse durch die Post an den König zu befördern. Mit besonderer Entschiedenheit sprach sich dafür der Dr. Oppenheim aus, der mit grellen Farben den Konflikt schilderte, welcher sich aus einer persönlichen Ueberreichung der Adresse entwickeln würde. „Wissen Sie nicht," fragte er, „was die Folgen der beantragten Massenüberreichung sein werden? Eine Reibung zwischen dem Volk und dem Militär, ein Krawall und aus dem Krawall entstehend: Eine Emeute. Wissen Sie was eine Emeute ist? Das ist eine verunglückte Revolution!"

Nach stundenlangen Verhandlungen wurde endlich beschlossen, die Adresse den Stadtverordneten mit der Bitte zu übergeben, sie an den König zu befördern. Gegen Mitternacht wurde die Versammlung geschlossen. Die Teilnehmer zogen in kleinen Gruppen miteinander plaudernd der Stadt zu; sie verfügten sich so ruhig, als hätten sie nicht eben einer aufgeregten Volksversammlung beigewohnt, nach Haus.

Erst am folgenden Tage erfuhr man, daß die Regierung einen ganz anderen Ausgang der Versammlung gefürchtet hatte. Umfassende Vorsichtsmaßregeln waren getroffen worden. Militärabteilungen standen bereit, sofort gegen die Versammelten vorzurücken, wenn irgend eine Unregelmäßigkeit vorkommen würde.

Am Vormittage des 10. März überreichte die Deputation der Zeltenversammlung dem Stadtverordneten-Vorsteher Fournier die Adresse, welche gegen 6000 Unterschriften gefunden hatte, mit dem Ersuchen, die Stadtverordneten möchten diese dem König übergeben. Herr Fournier versprach, die Sache in der nächsten Sitzung vorzutragen, und überwies die Adresse der Deputation, welche von der Stadtverordneten-Versammlung eingesetzt worden war.

Am Sonnabend, den 11. März, morgens 9 Uhr, fand die außerordentliche Sitzung der Stadtverordneten-Versammlung, welche über die in der letzten Sitzung am Donnerstag vertagten Anträge beschließen sollte, statt. Wieder hatte sich eine überaus zahlreiche Menge von Zuhörern eingefunden. Die Beratung beschränkte sich zuerst auf die Frage, ob überhaupt eine Adresse an den König von der Stadtverordneten-Versammlung erlassen werden sollte. Nach $1^1/_2$stündiger Debatte wurde dies einstimmig beschlossen; unter lautloser Stille der Versammlung und der zahlreichen Zuhörer wurde nun der Adreßentwurf verlesen. Er enthielt folgende Wünsche:

1. ein Preßgesetz, das sich auf die Bestrafung der wahren Mißbräuche der Presse beschränkte;
2. eine angemessene, volkstümliche Vertretung auf dem Landtage; Beschließungsrecht mit einfacher Stimmenmehrheit;
3. die Einführung der Geschworenengerichte;

4. die völlige Gleichstellung aller religiösen Bekenntnisse sowie die bürgerliche Gleichstellung ihrer Bekenner.

Der Entwurf wurde mit allen gegen zwei Stimmen, die des Dr. Nauwerk und Julius Berends, von der Versammlung angenommen. Dagegen lehnte es die Versammlung ab, die von der Zeltenversammlung beschlossene Adresse dem Könige zu übergeben.

Daß die städtischen Behörden sich der Volkswünsche annahmen, konnte nicht verfehlen, einigen Eindruck auf die leitenden Staatsmänner zu machen; dieser wurde erhöht, als man erfuhr, daß auch der Magistrat von Berlin in einer Sitzung vom 12. März dem Beschluß der Stadtverordneten beigegetreten sei, und als am 13. vormittags eine gemischte Deputation von Stadtverordneten und Magistratsmitgliedern auf das Schloß kam, um eine Audienz beim Könige zur Uebergabe der Adresse zu erbitten. Sie wurde beschieden, daß sie erst am nächsten Tage, am 14., empfangen werde könnte. Es erschien nicht unbedenklich, daß sich die städtischen Behörden durch ihre Adresse gewissermaßen an die Spitze der Berliner Bewegung zu stellen versuchten, bedenklicher aber noch war es, daß am 12. der Oberpräsident der Rheinprovinz meldete, er könnte nicht länger für die Ruhe der Provinz einstehen, wenn nicht sofort wenigstens der Vereinigte Landtag einberufen würde.

Wie wenig auch der König geneigt sein mochte, der Revolution, so nannte er die sich überall geltend machende Volksbewegung, nachzugeben, dennoch fühlte er, daß dies jetzt, wenn auch im geringsten Maße, geschehen müßte. Er beschloß die Einberufung des Landtages, ja er ging weiter, er wollte mit den Ständen sogar eine Art von Verfassung vereinbaren, ihnen Teilnahme an der Gesetzgebung und ein verantwortliches Ministerium gewähren. Zugleich wollte er die Zeit zu einer Reorganisation Deutschlands benutzen, die auf einem bald zu berufenden Fürstenkongreß beraten werden sollte. Mit diesen Zugeständnissen hoffte die Regierung, die ruhige Bürgerschaft ganz für sich zu gewinnen; dem aufrührerischen Pöbel aber, den ungestümen Litteraten, welche in den Volksversammlungen berieten und dort das große Wort führten, durfte man keine Bewilligungen machen, wenn man nicht eine gefährliche Schwäche an den Tag legen wollte; diesen Ruhestörern mußte mit Strenge entgegengetreten werden. Schon die ihnen bisher gezeigte Nachsicht erschien gefährlich, man sprach es am Hofe offen aus, daß die große Volksversammlung am 9. nicht zu stande gekommen wäre, wenn man sich nicht schwach gezeigt, wenn man nicht die beiden ersten kleineren Versammlungen geduldet hätte. Nur durch die strengste Aufrechterhaltung der Gesetze und nötigenfalls durch Waffengewalt konnte der Pöbel im Zaum gehalten werden, und hierzu war alles vorbereitet. Das Militär war in den Kasernen konsigniert, es wurde zum Einschreiten in jedem Augenblick bereit gehalten. Die Censur wurde schärfer als je gehandhabt, die Polizei entfaltete die höchste Wachsamkeit, und alle Maßregeln wurden getroffen, um fernere Volksversammlungen unmöglich zu machen. Von den bisherigen Leitern dieser Versammlungen hatte man nichts zu befürchten, aber andere konnten an ihre Stelle treten.

Die von der Volksversammlung gewählte Deputation zeigte sich sehr bescheiden. Nachdem sie die Nachricht erhalten hatte, daß die Stadtverordneten-Versammlung ihre Adresse dem Könige nicht übergeben wollte, wandte sie sich an den Geh. Kabinettsrat Illaire und ersuchte diesen, den

des Professors Leo in Halle, sprechen von einer durch fremde Emissäre und einheimische Revolutionäre systematisch vorbereiteten und organisierten Revolution; von anderer Seite wird dagegen behauptet, noch am 18. März mittags hätte niemand in Berlin eine Ahnung davon gehabt, daß ein Kampf ausbrechen könne. Beides ist gleich unrichtig. — Die „Polen, Juden und Franzosen" der Kreuzzeitung sind eine leere Parteierfindung. Wenn auch ziemlich viel Polen sich damals in Berlin aufgehalten haben, einen Einfluß auf das Volk haben sie ebensowenig ausgeübt wie die wenigen Franzosen, welche vielleicht zufällig, wie zu jeder anderen Zeit, so auch in jenen Tagen, in der preußischen Residenz zum Besuch anwesend waren. Herr von Minutoli, der Polizeipräsident, welcher später in Ungnade gefallen ist, hat in einer zu seiner Rechtfertigung als Manuskript gedruckten Schrift auf das bestimmteste bestritten, daß Hunderte von Franzosen und Polen nach Berlin gekommen wären, um Straßenkämpfe zu organisieren.

Herr von Minutoli ist ein wohlunterrichteter und ein um so glaubwürdigerer Zeuge, als er nur zu geneigt war, Verdacht gegen die revolutionären Polen zu hegen. Die berühmt gewordenen „Polen, Juden und Franzosen" spuken eben nur in der Phantasie von Leuten, welche es nicht begreifen können, daß die früher so gemütlichen Berliner sich aufraffen konnten zu einem Mut und einer Verzweiflung, wie sie am 18. März sich kundgeben sollten. Ebenso unrichtig ist aber auch die Behauptung, das Volk von Berlin sei gar nicht auf eine Revolution vorbereitet gewesen, diese sei urplötzlich durch die zwei Schüsse, von denen wir bald zu erzählen haben werden, entstanden. Ich kann als Augen- und Ohrenzeuge bestätigen, daß ich am Abend des 17. März nicht ein-, sondern wohl hundertmal in verschiedenen kleineren und größeren Versammlungen auf den Straßen das Wort: „Morgen geht's los, morgen wird es sich entscheiden" und Aehnliches gehört habe. Von einem bestimmten Plan war nirgends die Rede; nur ein unbestimmter, namenloser Thatendrang beherrschte die Volksmenge. Sie wollte sich nicht ferner willenlos zusammenschießen lassen. Sie hätte dies freilich überhaupt nicht nötig gehabt, wenn sie zu Hause geblieben wäre und das Militär nicht geneckt und verhöhnt hätte. Aber solche Ueberlegungen stellte sie nicht an. War es doch von jeher ein gutes Recht der Berliner gewesen, überall dabei zu sein, wo „etwas los" ist, den Berliner Witz überall spielen zu lassen ohne Scheu, und jetzt plötzlich wurde auf Neckereien mit Kugeln geantwortet, jetzt sollte man sich fern halten von jedem Volksauflauf, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, die Neugier mit dem Leben zu bezahlen. Das empörte selbst den ruhigsten Berliner Weißbierphilister, der sich in seinem guten Recht gekränkt glaubte.

Die Schutzbürger, welche von Gruppe zu Gruppe eilten, waren die eigentlichen Propagandisten für die Revolution, wenn auch ohne es zu wollen. Sie glaubten eine großartige, aber friedliche Kundgebung vorzubereiten, und sie bereiteten die Revolution vor. „Morgen geht's los!" Das wußte man am Abend des 17. März in ganz Berlin. Auch der Polizeipräsident v. Minutoli wußte es und meldete es auf dem Schlosse. Aber er fand keinen Glauben.

Der Glaube, daß der folgende Tag, der 18. März, ein entscheidender sein werde, bewirkte, daß der 17. März selbst ruhig verfloß, ohne daß es zu einem Zusammenstoß mit dem Militär kam. Das Volk, welches in den

geschah nicht, obgleich der Polizeipräsident persönlich sich einfand. Er sprach mit einigen Bürgern recht freundlich und forderte sie auf, sie möchten dafür sorgen, daß die Versammlung sich friedlich halte. Zum Dank dafür brachte ihm die Menge ein Lebehoch. Nach sieben Uhr rückte Militär heran. Zu einem Einschreiten kam es nicht, denn aus der Versammlung selbst ertönte der Ruf, man sollte friedlich nach Hause gehen. So bildete sich denn bald ein langer Zug, der von den Zelten aus den Rückweg nach der Stadt antrat. Auffallend war es, daß auf diesem Wege eine Anzahl von unbekannten Leuten Proklamationen, die in einer Arbeiteradresse die Bitte an den König um Ernennung eines Arbeiterministeriums enthielten, unter die Spaziergänger verteilte. Von wem diese gedruckten Zettel ausgingen, wußte man nicht.

Es waren wohl über 10,000 Menschen, die am Abende in das Brandenburger Thor einzogen. Die Thorwache war stark besetzt, Unter den Linden standen überall Militärpiketts. Anfangs verhielt sich das Volk ruhig; beim Anblick der Menge Soldaten aber erhob sich Zischen und Pfeifen, besonders that sich eine Herde Gassenbuben darin hervor, diese machte sich ein Vergnügen daraus, das Militär zu necken. Zu irgend einem ernsten Konflikt aber gaben die mutwilligen Buben keine Veranlassung, und niemand konnte daher erwarten, daß das Militär mit Waffengewalt gegen die im ganzen ruhige Menge einschreiten werde. Und doch geschah dies. Auf dem Schloßplatz rückte plötzlich Kavallerie vor. Sie erhielt, von wem ist nicht offenbart worden, den Befehl, die Menge auseinanderzutreiben, und sie that es, indem sie teils mit flacher, teils aber auch mit scharfer Klinge auf die Auseinanderstiebenden einhieb. Mehrere Flüchtende wurden verwundet, selbst Frauen erhielten Säbelhiebe. In anderen Straßen wiederholte sich ein gleiches Schauspiel. Die Menge wurde von der Infanterie durch Kolbenstöße auseinandergetrieben. Eine Gegenwehr versuchte das Volk nur in der Grünstraße, es riß hier das Pflaster auf und errichtete eine Barrikade, die erste in Berlin; darauf wurde die Brücke in die Höhe gezogen. Aber der Versuch war ohnmächtig, denn es fehlte ja an Waffen. Gegen 10 Uhr war die Ruhe endlich vollständig wiederhergestellt.

Das Jahr 1848 hatte auch in der preußischen Hauptstadt seine ersten blutigen Opfer gefordert, ohne irgend eine Veranlassung; so meinten wenigstens die Berliner, denn sie begriffen nicht, aus welchem Grunde eigentlich an jenem Abende das Militär sich seiner Waffen bedient hatte. Das Pfeifen einiger Gassenbuben konnte unmöglich genügen, um den Befehl zum Einhauen zu rechtfertigen. Erst am folgenden Tage hörte man, daß er gegeben worden sei, um Ausschreitungen vorzubeugen. Es war ein trauriger Irrtum, der sich hart bestrafen sollte, denn das Einschreiten des Militärs rief nur Erbitterung auch bei den friedlichsten Bürgern hervor, gerade bei denen, die am wenigsten Sympathie für die Revolution hatten. Ruhige Spaziergänger waren verwundet worden, sie allein, denn die leichtfüßigen Gassenbuben, die Schreier und Zischer hatten sich zur rechten Zeit aus dem Staube gemacht. Glaubte die Regierung, um ihre Autorität aufrecht zu erhalten, ein Exempel statuieren zu müssen, so hatte sie den falschesten Weg gewählt. Sie reizte die Berliner nur zu hartnäckigerem Widerstande.

Am folgenden Tage, am Dienstag den 14., erschien eine Bekanntmachung des Magistrats und eine des Polizeipräsidiums. Beide forderten das Volk zur Ruhe auf — mit welchem Erfolge werden wir bald zu erzählen haben. Am Nachmittag des 14. um 2 Uhr begab sich die Deputation der städtischen Behörden, an ihrer Spitze der Oberbürgermeister Krausnick, auf das Schloß, um dem Könige die Adresse der Stadtverordneten und des Magistrats zu überbringen.

Nach einer kurzen Rede verlas der Oberbürgermeister die Adresse, dann antwortete der König:

„Er fühle die hohe Bedeutung des gegenwärtigen Augenblicks. Es sei ihm ein angenehmes Gefühl, daß er die erste Adresse, welche er in dieser bewegten Zeit von Hand zu Hand entgegennehme, von seiner lieben Hauptstadt, die sich auch in Zeiten der Bewegung in erfreulicher Weise bewährt habe, erhalte. Er freue sich, auf die Hauptbitte erwidern zu können, daß sie bereits gewährt sei. Seit mehreren Tagen sei die Einberufung des Vereinigten Landtags beschlossen und das Einberufungspatent bereits vollzogen. Mit vollster Offenheit und vollem Vertrauen würde er, der König, dem Landtage entgegentreten mit der Losung: Freie Fürsten, freie Völker. Die anderen in der Petition enthaltenen Bitten könnten nur durch den Landtag ihre Lösung erhalten. Kühn und bedächtig! das sei das Losungswort jedes guten Feldherrn, nicht eins dürfe über das andere vergessen werden. Wie der König dem Volke vertraue, so möge auch ihm das Volk vertrauen und dadurch eine recht innige Vereinigung der Regierung, der Stände und des Volkes bewirken. Nur durch festes Zusammenhalten könne das Unheil von dem deutschen Volke abgewendet werden, welches der Revolutionskrieg über dasselbe bringen würde."

Der König ermächtigte schließlich die Deputierten, die Adresse und seine Antwort ihren Mitbürgern mitzuteilen, und dies that der Magistrat, indem er in der nächsten Nummer der Staatszeitung beide veröffentlichte. Das vom Könige erwähnte Patent über die Einberufung des Vereinigten Landtags erschien schon am 14. abends in der Staatszeitung. Der Landtag wurde auf Donnerstag den 27. April berufen. Die Regierung glaubte mit der Einberufung des Landtages bis zum 27. April warten zu können, weil sie die umfassendsten militärischen Maßregeln getroffen hatte, um einen Aufstand zu unterdrücken. An eine Revolution aber dachte noch am 14. März niemand in Berlin. Und doch gab es der Vorzeichen viele, welche einen stürmischen Ausbruch der Unzufriedenheit des Volkes verkündeten. Schon der Abend des 14. März zeigte dies und bewies nur zu klar für jeden, der sehen wollte und sehen konnte, daß die Regierung kein schlechteres Mittel, um Unruhen vorzubeugen, hätte ergreifen können, als die Entfaltung der Militärmacht gegen schreiende und lärmende Straßenbuben.

Am Tage war es in den Straßen der Stadt leidlich ruhig zugegangen. Zwar zeigte sich in ihnen eine größere Frequenz, hier und dort blieben an den Ecken wohl einzelne Spaziergänger stehen, um sich in einem kleinen Kreise zu besprechen, aber sie trennten sich immer bald wieder, und zu größeren Aufläufen kam es nicht. Unmittelbar nach dem Einbruch der Dunkelheit aber häuften sich auf dem Schloßplatz, in der Breiten- und Brüderstraße

große Volksmengen an, die sich auch nicht stören ließen, als starke Militärpatrouillen die Straßen durchzogen. Wieder wurden die Soldaten durch Pfeifen und Zischen verhöhnt. Seit mehreren Tagen war das Militär in den Kasernen konsigniert gewesen, es hatte selbst in der Nacht die Waffen nicht ablegen dürfen und war deshalb in der übelsten Stimmung. Es konnte nicht fehlen, daß es aufgereizt wurde durch die Verhöhnungen, die es von den unnützen Buben erdulden mußte, und daß es die erste Gelegenheit ergriff, um dem Aerger Luft zu machen, von dem es erfüllt war. Bald nach 9 Uhr kam es zu ernsten Zusammenstößen, über deren Entstehung jede Aufklärung fehlt. Die Brüderstraße wurde nach dem Schloßplatz zu abgesperrt, die Volksmenge daraus vertrieben. Sie flüchtete sich zum Teil nach dem Petriplatz, zum Teil die Spreegasse entlang. Nur wenige Menschen befanden sich noch in der Straße, zum Teil solche, welche vom Schloßplatz herkamen, und auf ihre Bitten von dem dort befehlenden Offizier die Erlaubnis erhalten hatten, die Straße zu passieren. Da jagte plötzlich eine Abteilung Kavallerie vom Petriplatz her durch die Straße, und diese machte gegen die waffenlosen ruhig einherwandelnden Bürger Gebrauch von ihren Pallaschen. Mehrere Menschen, die sich in die verschlossenen Häuser nicht zu flüchten vermochten, wurden unbarmherzig niedergehauen. Auch in anderen Teilen der Stadt kam es zu ähnlichen Zusammenstößen, erst gegen Mitternacht legte sich der Tumult.

Die Nachricht von dem abermaligen Einschreiten des Militärs, von den Verwundungen, welche friedliche Bürger betroffen hatten, verbreitete sich am Morgen des 15. März schnell durch die ganze Stadt. Schon früh fand sich eine zahlreiche Menschenmenge auf dem Schloßplatz und in der Breitenstraße ein, sie sah mit Entsetzen die Blutspuren, welche die Verwundeten am vergangenen Abend dort hinterlassen hatten. Ueberall bildeten sich Gruppen von Bürgern, die in tiefer Erregung über die Roheit sprachen, mit der die Kürassiere gehaust haben sollten. Am Vormittage gegen 9 Uhr versammelten sich bei dem in der Brüderstraße wohnenden Justizrat Bergling mehrere angesehene Bürger, welche von ihren Fenstern aus das Einhauen der Kürassiere mit angesehen hatten, sie gaben hier ihre Aussagen zu Protokoll und erwählten eine Deputation, zu der außer einigen sehr geachteten Bankiers und Fabrikanten auch der Schriftsteller Dr. Woeniger zugezogen wurde. Die Deputation erhielt den Auftrag, sich beschwerdeführend an die höheren Behörden zu wenden. Sie genügte sofort ihrer Pflicht, und überall, sowohl beim Polizeipräsidenten v. Minutoli als beim Stadtkommandanten v. Ditfurth und dem Minister v. Bodelschwingh fand sie die wohlwollendste Aufnahme und das Versprechen, daß eine strenge Untersuchung gegen die Soldaten eingeleitet werden sollte, welche sich der Mißhandlung friedlicher Bürger schuldig gemacht hätten. Am Nachmittage kehrte die Deputation zur Brüderstraße zurück. Dr. Woeniger hielt eine Ansprache an die Volksmenge, in der er von dem Erfolge der Deputation berichtete und schließlich das Volk aufforderte, Vertrauen zu den Behörden zu fassen und zu zeigen, daß die Bürger stark genug seien, um für die Aufrechterhaltung der Ordnung sorgen zu können. Seine Worte fanden allgemeine Zustimmung. Den Zusicherungen, welche die Deputation von den höchsten Behörden erhalten, entsprach eine Bekanntmachung des Polizeipräsidiums und des Gouvernements, die eine strenge

Bürgerschaft Berlins angehörte. Ein lauter Jubel erschallte, als die Magistratsplakate verteilt wurden.

Gegen 2 Uhr erschien der König auf dem Balkon des Schlosses. Er wurde empfangen mit einem donnernden Beifallsgeschrei, mit einem schallenden Lebehoch. Wohl 10,000 Menschen waren auf dem Platz versammelt. Der König winkte, er versuchte zu sprechen, aber seine Stimme vermochte das Getöse nicht zu durchdringen. Ein Herr neben ihm, der Minister von Bodelschwingh, so hörte man später, ergriff das Wort und rief mit donnernder Stimme: Der König habe die Preßfreiheit proklamiert, den Landtag berufen, er wolle eine Konstitution auf den freisinnigsten Grundlagen für alle deutschen Länder begründen, eine deutsche Nationalflagge solle künftig auf den Meeren wehen, alle Zollschlagbäume in Deutschland sollten fallen, Preußen werde sich dem Willen des Königs gemäß an die Spitze der deutschen Bewegung stellen! Nicht viele hatten den Redner verstanden, aber doch einige, und von diesen ging ein neuer, donnernder Jubelruf aus.

Der König zog sich zurück; nach kurzer Zeit erschien er abermals. Wieder versuchte er zu sprechen, er wehte mit dem Tuche, aber es war ihm unmöglich, zu Worte zu kommen. Der Jubelruf war so stürmisch, er ertönte von allen Seiten des weiten Platzes her, daß keine menschliche Stimme ihn zu übertönen vermochte. Zum Zeichen des Dankes verneigte sich der König, auch rief der Minister von Bodelschwingh abermals einige Worte zum Volke herunter, in denen er den Dank Sr. Majestät und zugleich den Wunsch aussprach, jetzt möge, nachdem alles gewährt sei, das Volk sich entfernen.

Auch die, welche von den Worten des Ministers nichts gehört hatten, sollten im nächsten Augenblicke alle die vom Könige gemachten Konzessionen erfahren. Ein Extrablatt der Allgemeinen Preußischen (Staats-) Zeitung, welches soeben ausgegeben worden war, enthielt die Verordnung über die Preßfreiheit vom 17. März und das Patent über die Einberufung des Vereinigten Landtages. Das Zeitungsblatt wurde in einer Anzahl von Exemplaren auf dem Schloßplatz verteilt. Sofort ergriffen es einige Männer, die ihren Lungen vertrauen konnten, um es vorzulesen; hier und da wurden sie auf die Schultern anderer gehoben, und unter lauten Jubelrufen vollendeten sie die schwierige Vorlesung. Gerade hierdurch aber hatte sich auf dem Platz ein chaotisches Durcheinanderwirren erzeugt. Das Gedränge war groß geworden. Ein Teil des Volkes war bis in die Schloßportale hineingedrungen. Hier entdeckte man bedeutende Militärabteilungen, welche auf den Schloßhöfen kampffertig aufgestellt waren. Sofort erschallte der Ruf: „Militär zurück!"

Man erinnerte sich der traurigen Vorfälle der vergangenen Abende. Nicht eher glaubten die Berliner Bürger sich sicher, nicht eher meinten sie den Verheißungen der Regierung trauen zu dürfen, als bis die Soldaten zurückgezogen wären. Der Ruf: „Die Soldaten fort! das Militär zurück!" verbreitete sich von einem Ende des Platzes zum anderen; mit jedem Augenblicke wurde er lauter und stürmischer.

Ein paar Herren traten aus dem Schloß und mischten sich unter das Volk, unter ihnen auch der Minister von Bodelschwingh. Sie bemühten sich vergeblich, den Herandrängenden gut zuzureden; der König habe ja alles gewährt, was man irgend wünschen könne, auch das Ministerium wolle er entlassen, die beliebtesten Abgeordneten des Landtages, Männer wie Camphausen

nd Auerswald sollten in die Regierung berufen werden, die der Graf von rnim bilden werde. Jetzt aber sei es auch an der Zeit, daß das Volk ver:aue; es möge sich zurückziehen, den Platz räumen, dem Könige Ruhe önnen. Diese gütlichen Worte verhallten ungehört. Das wilde Geschrei: Militär zurück, Militär zurück!" wurde stürmischer als zuvor. Es mochte ohl denen, welche es in den königlichen Gemächern oben im Schlosse hörten, edrohlich genug erscheinen.

Statt des Jubels, der anfangs die Gewährungen des Königs begrüßt atte, erschallte jetzt jener vieltausendstimmige Ruf. Die Volksmasse drängte ch gegen die Schloßportale. Beabsichtigte sie vielleicht einen Angriff? Man rach im Schloß von fremden Emissären, welche das Volk aufwiegelten, man rach davon, die ruhigen Bürger hätten längst den Schloßplatz verlassen, iesen fülle jetzt nur eine wilde Pöbelmasse aus, raubgieriges, aufstandlustiges, on Revolutionären geleitetes Gesindel. Glaubte sich der König persönlich edroht? Fühlte er sich in seiner königlichen Würde verletzt dadurch, daß das 'olk seinen Mahnungen, sich zu zerstreuen, nicht nachgegeben hatte, daß es :otz den ihm gemachten Zugeständnissen jetzt Neues, die vollständige Zurückehung des Militärs forderte? Verlangte er nach den Tagen der Aufregung :tzt endlich erschöpft nach Ruhe? Wir wissen es nicht; historisch erwiesen ist ur, daß er einen verhängnisvollen Befehl gab. Gerade in jenem entscheienden Augenblick entzog er dem General von Pfuel, dem freisinnigen, volks:eundlichen Feldherrn, welchem jedes Blutvergießen ein Greuel war, den 'berbefehl über die Berliner Truppen und übertrug ihn dem Generallieuteant von Prittwitz, dem er zugleich den Befehl gab, den Schloßplatz durch 'avallerie säubern zu lassen.

Ein sehr wohl unterrichteter, militärischer Schriftsteller giebt uns hierber folgenden Bericht:*) „Gegen 2 Uhr erhielt Generallieutenant v. Prittwitz ie Nachricht, daß ihm der Oberbefehl über alle in und bei Berlin verımmelten Truppen anvertraut worden sei, und er sich sofort bei Sr. Majestät ı melden habe. Es geschah, wobei der Monarch in bestimmten Worten verigte: Er möge die Kavallerie nehmen, mit derselben den Schloßplatz säubern nd dem dort herrschenden Skandal ein Ende machen. Jedoch solle die 'avallerie nur Schritt reiten und das Gewehr nicht aufnehmen. Unmittelar darauf, also kurz nach 2 Uhr, begab sich der Oberbefehlshaber zu dem littmeister von Vorstell, welcher mit einer Schwadron Dragoner — der inzigen damals vorhandenen Kavallerie — im zweiten Hofe hielt, und ihrte dieselbe zu dreien, im Schritt und mit eingestecktem Gewehr durch das 'ortal Nr. 4 über die Schloßfreiheit nach dem Schloßplatze. Vor der Stechahn angekommen, ließ er Front machen nach der Langen Brücke, halten nd ritt, von dem Rittmeister und einem Trompeter begleitet, ein weißes Schnupftuch in der Hand, auf den Volkshaufen zu, welcher sich vor dem 'ortal Nr. 2 befand. Eine noch größere Masse drang währenddessen gegen as Portal Nr. 1. Sobald das Volk die Reiter wahrnahm, stürzte es ihnen iit gewaltigem Geschrei entgegen, wobei nur die Worte: „Militär zurück!" ı dem Getöse zu unterscheiden waren. Die Hoffnung, sich einer Menge ver-

*) „Die Berliner Märztage, vom militärischen Standpunkt aus geschildert." Ein nteressantes Buch, in zweiter Auflage im Jahre 1850 erschienen.

ständlich machen zu können, die im höchsten Affekt, mit erhitzten Gesichtern und Schaum vor dem Munde andrang, mußte sogleich aufgegeben werden. Unwillkürlich wichen die Pferde vor dem Lärm zurück, bald befand sich der General mit seinen Begleitern bei der Schwadron, deren Pferde ebenfalls unruhig geworden und bereits bis auf die Kellerthüren vor der Stechbahn zurückgetreten waren. Es war unmöglich, das eigene Wort zu hören, deshalb vergingen mehrere Sekunden, bis der Rittmeister von Vorstell den Auftrag vernahm, abzuschwenken und in Schwadronskolonnen in Zügen auf dem Platz herumzureiten. Gleichzeitig wurden einige Dragoner vom linken Flügel, welche, um erfahrenen Unbilden zu begegnen, das Gewehr aufgenommen hatten, veranlaßt, dasselbe wieder einzustecken. Da kein Kommando vernehmbar war, riß Herr von Vorstell den Säbel aus der Scheide*), um seinen Leuten zu winken; sie verstanden ihn und rückten zehn bis zwanzig Schritt vor, die Volksmasse wich hastig zurück. Inzwischen waren die Haufen vor dem Schlosse immer zahlreicher, die thätlichen Beleidigungen der Soldaten immer häufiger geworden, weshalb Major von Falckenstein**) die 1. Kompagnie des Kaiser Franz Grenadierregiments vor dem Portal Nr. 2 hatte aufmarschieren lassen. Als er den Generallieutenant von Prittwitz von der tobenden Menge umringt, also in dringender Gefahr bemerkte, führte er die Kompagnie mit Trommelschlag, aber Gewehr über, bis an die Breitestraße vor, wo sie halten blieb. Die 2. Kompagnie folgte, jedoch in der Richtung nach der Langen Brücke zu, die Schwadron Dragoner kam von der Stechbahn aus anmarschiert. Hierdurch wurde der Schloßplatz ziemlich von Menschen gereinigt, nur an den Häusern zwischen der Langen Brücke und Breitenstraße waren noch viele stehen geblieben, welche durch Schimpfen und Drohen mit den Stöcken eine feindliche Stimmung bezeugten. Um auch diese zu entfernen, ließ der genannte Stabsoffizier den Schützenzug der 1. Kompagnie unter dem Lieutenant von Preuß von der Breitenstraßenecke gegen die Lange Brücke vorrücken. Bei dieser Gelegenheit entlud sich das Gewehr des Grenadiers Kühn dadurch, daß derselbe mit dem Hahn des Gewehrs an dem Säbel hängen blieb; ein zweiter Schuß fiel, indem ein Bürger dem Unteroffizier Hettchen auf das Piston schlug. Diese beiden Schüsse schienen die Veranlassung zum sofortigen Auseinandergehen der Menge gegeben zu haben."

Das Vorrücken der Kavallerie und Infanterie gegen die unbewaffnete Volksmenge, unter welcher sich der Kern der Berliner Bürgerschaft befand, das Säubern des Schloßplatzes, jene zufälligen beiden Schüsse, von welchen uns der militärische Berichterstatter erzählt, hatten eine furchtbare Wirkung. Mit dem Schmerzensruf: „Verrat! Verrat! man schießt auf das Volk!" flohen

*) Es ist später von reaktionärer Seite her behauptet worden, die Dragoner hätten nur mit dem Säbel in der Scheide den Schloßplatz zu säubern versucht, während unzählige Zeugen bekunden, daß die Kavallerie die Säbel gezogen hatte; auch von einem Einhauen der Dragoner ist von anderer Seite her vielfach die Rede gewesen. Gewiß mit Unrecht, denn es ist eine Thatsache, daß auf dem Schloßplatz niemand durch Säbelhiebe verwundet worden ist, während dies bei einem Einhauen doch nicht hätte ausbleiben können. Bei den sich entgegenstehenden Zeugenaussagen läßt sich nur annehmen, daß ein Teil der Dragoner dem Beispiele ihres Rittmeisters folgend die Säbel ohne Kommando gezogen habe, wie dies ja auch schon vorher geschehen war.

**) Der später so berühmt gewordene Feldherr Vogel von Falckenstein.

schlossen, die Schutzkommissionen anzunehmen, aber sich nicht damit zu begnügen, daß diese unbewaffnet blieben, sondern um Errichtung einer bewaffneten Bürgerwehr zu bitten, zu der indessen die sogenannten Schutzverwandten, die Nichtbürger, nicht hinzugezogen werden sollten. Die Väter der Stadt fürchteten, durch eine Bewaffnung der Arbeiter die Revolution herauf zu beschwören. Um die Arbeiter zu versöhnen, wurde eine Reihe anderer Beschlüsse: Erhöhung des Lohnes bei den Arbeiten auf dem Wedding, vergrößerte Zahl der dort beschäftigten Arbeiter u. s. w. gefaßt. Im Laufe des Tages erschienen Bekanntmachungen des Magistrats, der die Bildung der Schutzkommissionen veröffentlichte, und eine des Gouverneurs und des Polizeipräsidenten, in der unter dem Vorwande, daß der Verkehr nicht gestört werden dürfte, jede Versammlung auf Straßen und Plätzen verboten wurde. — Wie die Stadtverordneten beschlossen auch die Studenten, für die Aufrechthaltung der Ruhe zu sorgen, sie wollten sich den Schutzbeamten anschließen und mit ihnen gemeinschaftlich ohne Waffen durch gütliches Zureden wirken.

Alle diese Bemühungen, den Frieden zu erhalten, sollten sich als gänzlich erfolglos zeigen. Während noch die Studenten berieten, fielen schon draußen vor der Universität die ersten Schüsse. Auf dem Opernplatz hatte sich im Laufe des Nachmittags eine große Volksmenge angesammelt. Es gab einen gewaltigen Lärm, als unter dieser die friedlichen Schutzbeamten mit ihren Binden und weißen Stäben erschienen. „Fort mit den Ballkellen! laßt die Schwefelhölzer zu Haus!" riefen einige Mutwillige den guten Bürgern zu, die sich dadurch im Bewußtsein ihrer Amtswürde nicht wenig beleidigt fühlten. Es gab Reden und Gegenreden, denn die Schutzbeamten wollten sich nicht gutwillig verspotten lassen. Sie forderten die Versammelten anfangs mit guten Worten, dann aber gebieterisch auf, sich zu zerstreuen, dafür ernteten sie nur neuen Spott. Manchem wurde nach beliebter Manier der Hut angetrieben, anderen riß der unfuglustige Pöbel die „Ballkellen" und die weißen Binden fort. Daß die Schutzbeamten nichts ausrichten konnten, war augenscheinlich, aber ein Grund, mit Waffengewalt gegen das Volk einzuschreiten, lag nicht vor, denn die versammelte Menge würde ganz von selbst sich verloren haben, hätte man sie nur in Frieden gelassen. Das aber geschah nicht. Wieder wurden gegen sieben Uhr abends Militärmassen aufgeboten. Die Trommeln wirbelten als Warnungszeichen dreimal schnell hintereinander, dann erfolgten zwei Gewehrsalven, die eine in die Luft, die andere gegen die Menge. Mit wildem Geschrei floh das Volk auseinander, einige Verwundete schleppten sich schwerfällig fort, zwei blieben auf dem Platze, der eine tot, der andere tötlich getroffen.

Die flüchtende Menge stürzte mit dem Rufe: Waffen! Zu den Waffen! durch die Straßen, aber noch fand dieser Ruf keinen Wiederhall bei der Bürgerschaft. Wohl sammelten sich selbst in den entferntesten Straßen kleine Gruppen, in denen aufregende Reden gehalten wurden, in denen man von Rache gegen die Soldaten sprach, wohl hörte man verwirrtes Geschrei, wilde durcheinander tönende Rufe, aber dies war auch alles. Früher als an dem vorhergehenden Abend hatte sich die Volksmenge wieder verlaufen.

Am 17. März waren die Berliner schon vom Morgen ab wieder auf den Straßen. Es mußte etwas geschehen gegen das Niederschießen friedlicher Bürger. Aber was sollte geschehen? Man wollte den König bitten, man wollte Deputationen zu ihm schicken, die Bürgerschaft wollte sich ver-

einen, um selbst den Schutz der Stadt zu übernehmen. Es war an der Zeit, daß auch in Preußen wie überall in Deutschland, wie selbst in Wien die Volksforderungen gewährt würden, das reaktionäre Ministerium mußte abtreten, um einem freier gesinnten Platz zu machen. Man wollte Preßfreiheit, die schnellste Einberufung des Landtages; die Arbeiter verlangten Arbeit, Schutz durch den Staat, womöglich ein eigenes Arbeiterministerium. Dieses Chaos von Wünschen wurde laut, wo auf den Straßen Menschengruppen zusammentraten, in den Restaurationen und Bierhäusern, überall, wo ein Vereinigungspunkt war, denn überall bildeten sich im Augenblick kleinere und größere Klubs, in denen eifrig politisiert wurde. Klar über die Tragweite dieser Volksforderungen war eigentlich niemand, nur über eins waren alle klar und alle einig, das Volk durfte nicht ferner den Angriffen der Soldaten preisgegeben sein, das Militär mußte zurückgezogen werden. Die Bürger konnten selbst für die Ruhe der Stadt sorgen, und zu diesem Zweck war eine Bürgerbewaffnung durchaus notwendig. Einzelne mochten bei dieser Forderung wohl einen Hintergedanken haben, sie mochten daran denken, daß die bewaffneten Bürger ebensowohl zum Kampfe gegen das Militär als zur Aufrechterhaltung der Ruhe dienen dürften, die große Menge aber dachte daran am Morgen des 17. März noch nicht. Erst im Laufe des Tages entwickelte sich diese Ansicht in ihrer vollen Tragweite.

In verschiedenen größeren Lokalen der Stadt fanden am 17. Versammlungen von Bürgern statt, in denen darüber beraten wurde, wie die Volksbewaffnung zur Ausführung gebracht werden könne. Ueberall wurde nur ein Weg für möglich erachtet, der einer abermaligen Petition an den König. Die wichtigste von allen diesen Versammlungen war die, welche am Nachmittag gegen 3 Uhr in einem Saal der Köpenickerstraße stattfand. Sie bestand nur aus Schutzbeamten,*) die sich aus etwa 13 verschiedenen Revieren vereinigt hatten. Es war der Antrag gestellt worden, die Bürgerschaft sollte die Volkswünsche dem Könige in einer Adresse vorstellen, aber nicht wie früher die Adresse durch eine einfache Deputation übergeben lassen oder gar den Stadtverordneten übersenden, sondern die Gelegenheit benutzen, um die Regierung zum Eingehen auf die Wünsche des Volkes durch eine großartige Kundgebung zu zwingen.

Am folgenden Tage, am 18. März, mittags 2 Uhr, sollte eine Deputation der Versammlung dem Könige die Adresse überbringen, die Deputierten aber sollten begleitet werden durch Tausende von Bürgern, durch alle Schutzbeamte der Stadt, die mit der Binde am Arm und mit dem Stabe in der Hand sich auf dem Schloßplatz aufstellen sollten, um Sr. Majestät zu zeigen, die dort unten, die besten Bürger der Stadt, seien es, welche die Wünsche des Volkes aussprächen. Eine solche friedliche Kundgebung, so meinten die Antragsteller, würde der Revolution vorbeugen, denn der König könnte nicht umhin, so überreichte Wünsche des Volkes zu gewähren. Einer der Hauptredner in der Versammlung war der Schriftsteller Dr. Woeniger. Er erhielt den Auftrag, die Adresse zu entwerfen. Und das that er, er legte der Ver-

*) Die Schutzbeamten waren vorzugsweise Kommunalbeamte, auch einige nicht im Kommunaldienst stehende, angesehene Bürger der Stadt waren indessen in die Reihe der Schutzbeamten eingetreten.

sammlung einen Entwurf vor, der sofort genehmigt wurde. Die wichtigste Stelle in diesem Adreßentwurf lautete:

„Allergnädigster König!

Unerreichbares zu erstreben, liegt nicht in unserer Absicht; wir beschränken uns auf das Notwendigste, dadurch nur die Pfade weiterer Entwickelung anbahnend. Dahin gehört:

1. Zurückziehung der militärischen Macht;
2. Organisation einer bewaffneten Bürgergarde;
3. Gewährung der uns seit einem Menschenalter verbürgten, unbedingten Preßfreiheit;
4. Einberufung des Vereinigten Landtages.

Wird uns dies gewährt, wird es uns sofort gewährt, dann garantieren wir den wahren Frieden unserer Stadt."

Nachdem die Adresse von der Versammlung angenommen worden war, trennte sich diese; sie hatte noch den Beschluß gefaßt, die Schutzkommissionen in der ganzen Stadt zu benachrichtigen, daß sie sich am folgenden Tage Punkt 2 Uhr mittags auf dem Schloßplatz einfinden sollten, um dort die friedliche Kundgebung vollenden zu helfen. Es war ein Beschluß, dessen ungeheure Folge die meisten der guten Bürger, welche ihn gefaßt hatten, durchaus nicht ahnten, am wenigsten vielleicht Dr. Woeniger selbst, der Verfasser der Adresse, der Hauptagitator in der Versammlung*).

Was die radikalen Litteraten unter den Zelten nicht gewagt hatten, das wagten jetzt wenige Tage später die soliden und friedlichen Schutzbürger: Eine Massendemonstration, eine revolutionäre Demonstration! Als solche wurde der Beschluß der Versammlung allgemein in Berlin aufgefaßt, als er mit wunderbarer Schnelligkeit bekannt wurde. Die Schutzbürger selbst hatten dies bewirkt. Nach der Versammlung verbreiteten sich ihre Teilnehmer durch die Stadt; überall, wo sie einen Menschenknäuel fanden, traten sie zu diesem und erzählten, sie würden morgen nachmittag 2 Uhr in corpore auf dem Schloßplatz erscheinen und dem Könige eine Petition übergeben, Se. Majestät sollte sehen, daß nicht, wie er geglaubt, die Hefe, sondern die Elite des Berliner Volkes die Zurückziehung des Militärs und die Bewaffnung der Bürgerschaft forderte. Solchen Bitten müßte der König wohl nachgeben. Manche von den Zuhörern schüttelten über diese freudige Zuversicht wohl die Köpfe, andere begrüßten mit Jubel die revolutionäre Demonstration, und am Abend hörte man überall auf den Straßen, wohin man auch kommen mochte, das Wort: „Morgen geht's los!" „Was denn?" „Natürlich die Revolution!" — Auf welche Veranlassung hin, mit welchen Mitteln, das hätte schwerlich jemand zu beantworten gewußt, man fragte auch nicht danach, war es doch genug, daß man wußte: Morgen geht's los.

In einer späteren Zeit sind von den verschiedenen Parteien die seltsamsten sich durchaus widersprechenden Behauptungen über die Revolution vom 18. März aufgestellt worden. Die reaktionären Zeitungen und Broschüren, wir verweisen besonders auf die berühmt gewordene „Signatura temporis"

*) Dr. Woeniger wurde später eine Hauptstütze der konservativen Partei.

des Professors Leo in Halle, sprechen von einer durch fremde Emissäre und einheimische Revolutionäre systematisch vorbereiteten und organisierten Revolution; von anderer Seite wird dagegen behauptet, noch am 18. März mittags hätte niemand in Berlin eine Ahnung davon gehabt, daß ein Kampf ausbrechen könne. Beides ist gleich unrichtig. — Die „Polen, Juden und Franzosen" der Kreuzzeitung sind eine leere Parteierfindung. Wenn auch ziemlich viel Polen sich damals in Berlin aufgehalten haben, einen Einfluß auf das Volk haben sie ebensowenig ausgeübt wie die wenigen Franzosen, welche vielleicht zufällig, wie zu jeder anderen Zeit, so auch in jenen Tagen, in der preußischen Residenz zum Besuch anwesend waren. Herr von Minutoli, der Polizeipräsident, welcher später in Ungnade gefallen ist, hat in einer zu seiner Rechtfertigung als Manuskript gedruckten Schrift auf das bestimmteste bestritten, daß Hunderte von Franzosen und Polen nach Berlin gekommen wären, um Straßenkämpfe zu organisieren.

Herr von Minutoli ist ein wohlunterrichteter und ein um so glaubwürdigerer Zeuge, als er nur zu geneigt war, Verdacht gegen die revolutionären Polen zu hegen. Die berühmt gewordenen „Polen, Juden und Franzosen" spuken eben nur in der Phantasie von Leuten, welche es nicht begreifen können, daß die früher so gemütlichen Berliner sich aufraffen konnten zu einem Mut und einer Verzweiflung, wie sie am 18. März sich kundgeben sollten. Ebenso unrichtig ist aber auch die Behauptung, das Volk von Berlin sei gar nicht auf eine Revolution vorbereitet gewesen, diese sei urplötzlich durch die zwei Schüsse, von denen wir bald zu erzählen haben werden, entstanden. Ich kann als Augen- und Ohrenzeuge bestätigen, daß ich am Abend des 17. März nicht ein-, sondern wohl hundertmal in verschiedenen kleineren und größeren Versammlungen auf den Straßen das Wort: „Morgen geht's los, morgen wird es sich entscheiden" und Aehnliches gehört habe. Von einem bestimmten Plan war nirgends die Rede; nur ein unbestimmter, namenloser Thatendrang beherrschte die Volksmenge. Sie wollte sich nicht ferner willenlos zusammenschießen lassen. Sie hätte dies freilich überhaupt nicht nötig gehabt, wenn sie zu Hause geblieben wäre und das Militär nicht geneckt und verhöhnt hätte. Aber solche Ueberlegungen stellte sie nicht an. War es doch von jeher ein gutes Recht der Berliner gewesen, überall dabei zu sein, wo „etwas los" ist, den Berliner Witz überall spielen zu lassen ohne Scheu, und jetzt plötzlich wurde auf Neckereien mit Kugeln geantwortet, jetzt sollte man sich fern halten von jedem Volksauflauf, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, die Neugier mit dem Leben zu bezahlen. Das empörte selbst den ruhigsten Berliner Weißbierphilister, der sich in seinem guten Recht gekränkt glaubte.

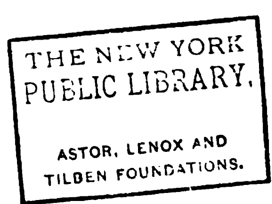
Die Schutzbürger, welche von Gruppe zu Gruppe eilten, waren die eigentlichen Propagandisten für die Revolution, wenn auch ohne es zu wollen. Sie glaubten eine großartige, aber friedliche Kundgebung vorzubereiten, und sie bereiteten die Revolution vor. „Morgen geht's los!" Das wußte man am Abend des 17. März in ganz Berlin. Auch der Polizeipräsident v. Minutoli wußte es und meldete es auf dem Schlosse. Aber er fand keinen Glauben.

Der Glaube, daß der folgende Tag, der 18. März, ein entscheidender sein werde, bewirkte, daß der 17. März selbst ruhig verfloß, ohne daß es zu einem Zusammenstoß mit dem Militär kam. Das Volk, welches in den

Schutzbürgern jetzt Verbündete sah, folgte ihren Ermahnungen auseinanderzugehen, wenn hier und da eine der kleinen Versammlungen auf offener Straße einen zu bedeutenden Umfang anzunehmen drohte. Jeder kleine Konflikt mit den Truppen erschien nutzlos, da es am folgenden Tage doch zum ernsten Kampf kommen sollte. Am Abend des 17. März fand noch auf dem Cölnischen Rathause eine Versammlung statt, welche nicht ohne Bedeutung war. Das Cölnische Rathaus bildete den Hauptsammelplatz der Schutzbürger. Eine ziemlich große Zahl von diesen war vereint, als gegen 8 Uhr Dr. Woeniger mit den Schutzbürgern des Brüderstraßenbezirks erschien. Er bestieg die Rednertribüne und hielt mit dem ihm eigenen Wortreichtum eine feurige Ansprache an die Versammlung, in welcher er zeigte, wie bedeutend der gegenwärtige Augenblick sei. Die Aufgabe der Schutzbürger sei es nicht allein, auf den Straßen das Volk auseinanderzutreiben, Unruhen zu dämpfen, sie müßten auch die Regierung mahnen an ihre Pflicht. Er fordere aus diesem Grunde die versammelten Schutzbürger auf, sich am folgenden Tage, am 18. mittags um 2 Uhr ebenfalls auf dem Schloßplatz einzufinden, um vereint mit der übrigen Schutzbürgerschaft dem Könige die Adresse, welche der Redner vorlas, zu überbringen. Dr. Woeniger hatte so gut gesprochen, daß ein donnernder Beifall ihm lohnte. Der größte Teil der Versammlung war geneigt, sich sofort für die Mitüberreichung der Adresse zu erklären, nur einige weniger begeisterte, ältere Männer behielten die ruhige Besonnenheit, unter ihnen auch der Stadtrat Gärtner; der meinte, es sei nicht wohlgethan, wenn sich Tausende auf dem Schloßplatz zusammenfänden; mit dem Inhalt der Adresse sei er einverstanden, aber nicht mit der Art der Ueberreichung. Eine Deputation genüge dazu, aber die Versammlung der Schutzbürgerschaft in corpore könne bedenkliche Folgen haben. Auch der Direktor des Cölnischen Gymnasiums, ein seiner Freisinnigkeit wegen allgemein bekannter, geachteter Mann, Dr. August, erklärte, die friedliche Demonstration des Dr. Woeniger könne leicht zum Ausbruch ernster Unruhen führen, er beschwor deshalb Herrn Woeniger, von diesem Plane abzugehen und alles zu thun, damit die Massendemonstration nicht vorgenommen werde. Die ruhigen und vernünftigen Worte der beiden älteren Männer fanden bei der Versammlung keine gute Aufnahme. Wilde Debatten und heftiger Streit waren die Folge. Dr. Woeniger erklärte, mit dem besten Willen könne er jetzt nichts mehr thun, es sei zu spät, um die Demonstration zu verhindern, denn schon durchlaufe die Aufforderung dazu die ganze Stadt. Er hatte recht, es war zu spät. Schon hatte sich die Nachricht von dem Vorhaben durch Berlin verbreitet; es war nicht mehr zurückzunehmen.

Achtes Kapitel.

Während am 17. März die Bürgerschaft sich vorbereitete zu der großen Demonstration, die am folgenden Tage stattfinden sollte, traf die Regierung ebenfalls ihre Vorbereitungen, aber solche, welche der Revolution vorbeugen sollten. Der in Wien glücklich vollendete Volksaufstand hatte auch den König



gabeln, Schwertern, Lanzen, Pistolen, Planken; die Knaben dringen in die Häuser, um große Körbe mit Steinen auf die Dächer zu tragen. Man will auch das Stadtgerichtsgebäude stürmen, um von den Fenstern aus eine Position zum Hineinwerfen zu gewinnen; da schreiben mehrere Herren aus dem Kronprinzen mit Kreide an die Läden des Stadtgerichts: Bürgereigentum — und man zieht sich zurück. Die Schuldgefangenen, die Einwohner des sogenannten „Ochsenkopfes" werden in Freiheit gesetzt, ein Versuch, der Wachen im Lagerhause und im Kadettenhaus sich zu bemächtigen, mißlingt. Nun kommt ein merkwürdiger Zug vom Alexanderplatz herab. Vorn ein junger Ulan, augenscheinlich ein Pole, mit polnischer Mütze und mit dem Degen in der Hand; er ruft: Es lebe die Freiheit! Dann ein Trommler, dann mehrere Fahnenträger mit roten und gelben Fahnen, dann etwa 200 Leute mit Degen, Pallaschen, Schüppen, Pistolen, Aexten, Mistgabeln. Die Fahnen — meistens rote, aus Zufall — werden auf die Barrikaden gepflanzt, die Leute verschanzen sich hinter denselben; an den Fenstern, auf den Dächern sind Männer mit Steinen postiert. Da kommt die Nachricht, die ganze Stadt sei verbarrikadiert, sie habe sich wie ein Mann erhoben. Zwischen 4 und 5 Uhr prasselt die erste Kartätsche von der Kurfürstenbrücke aus die Königsstraße hinab, sie vermag die Barrikaden nicht zu zerstören. Kanonendonner folgt Schlag auf Schlag; die Barrikaden sind erschüttert; zerrissene Leichen liegen an den Straßenecken. Zwischen 5 und 6 Uhr kommen Infanteriepiketts. Man schießt auf sie aus den Fenstern, man schleudert Steine auf sie von den Dächern. Ein furchtbares Gemetzel beginnt; die Soldaten nehmen die Häuser, aus welchen geschossen und geworfen wird, einzeln ein, viele Opfer fallen, von den Soldaten im ganzen wenige. Aus den Gaststuben namentlich wird geschossen, und eine schwere Gegenwehr trifft sie. Die Soldaten dringen in die Zimmer und töten die Schießenden, sie postieren sich an die Fenster in den Stuben und richten das Gewehr auf die Dächer, von welchen geworfen wurde; ja — sie gehen auf die Dächer und holen sich die Leute herunter; gegen 7 Uhr ist die Königsstraße eingenommen unter großem Blutvergießen; in einzelnen Häusern liegen zehn Tote. Der Donner der Kanonen, der Kartätschen, das Feuern der Flinten hält in der Königsstraße bis sieben Uhr an; an der Spandauerstraßenecke werden Kanonen aufgepflanzt; was sich auf den Straßen sehen läßt, wird erschossen oder arretiert; fortwährend fallen die Schüsse in die Häuser. — Um sieben Uhr ist alles in der Königsstraße ruhig."

Bis nach dem Alexanderplatz drang das Militär siegreich vor, da aber fand es einen Widerstand, den es nicht überwand. Eine gewaltige Barrikade war in der Neuen Königsstraße erbaut, sie war fester als irgend eine andere. Ein paar umgeworfene Wagen hatten auch hier den Anfang zum Bau gemacht, da aber die Barrikade selbst schwerem Geschütz widerstehen sollte, und Zeit genug zum Bau gewesen war, hatten die Bürger sie mit allen nur zu Gebote stehenden Mitteln befestigt. Die Granitplatten des Trottoirs und Eisenplatten aus einer nahe gelegenen Eisenhandlung waren verwendet worden, um einen festen Schutz gegen die Geschützkugeln zu gewähren; man hatte Schanzkörbe herbeigeschleppt und mit Sand alle Zwischenräume ausgefüllt. Eine dreifarbige schwarz-rot-goldene Fahne wehte auf ihr. Aus dem nahen Schützenhause hatte man zwei Messingböller herbeigeschleppt. Ein paar

Bürgerschaft Berlins angehörte. Ein lauter Jubel erschallte, als die Magistratsplakate verteilt wurden.

Gegen 2 Uhr erschien der König auf dem Balkon des Schlosses. Er wurde empfangen mit einem donnernden Beifallsgeschrei, mit einem schallenden Lebehoch. Wohl 10,000 Menschen waren auf dem Platz versammelt. Der König winkte, er versuchte zu sprechen, aber seine Stimme vermochte das Getöse nicht zu durchdringen. Ein Herr neben ihm, der Minister von Bodelschwingh, so hörte man später, ergriff das Wort und rief mit donnernder Stimme: Der König habe die Preßfreiheit proklamiert, den Landtag berufen, er wolle eine Konstitution auf den freisinnigsten Grundlagen für alle deutschen Länder begründen, eine deutsche Nationalflagge solle künftig auf den Meeren wehen, alle Zollschlagbäume in Deutschland sollten fallen, Preußen werde sich dem Willen des Königs gemäß an die Spitze der deutschen Bewegung stellen! Nicht viele hatten den Redner verstanden, aber doch einige, und von diesen ging ein neuer, donnernder Jubelruf aus.

Der König zog sich zurück; nach kurzer Zeit erschien er abermals. Wieder versuchte er zu sprechen, er wehte mit dem Tuche, aber es war ihm unmöglich, zu Worte zu kommen. Der Jubelruf war so stürmisch, er ertönte von allen Seiten des weiten Platzes her, daß keine menschliche Stimme ihn zu übertönen vermochte. Zum Zeichen des Dankes verneigte sich der König, auch rief der Minister von Bodelschwingh abermals einige Worte zum Volke herunter, in denen er den Dank Sr. Majestät und zugleich den Wunsch aussprach, jetzt möge, nachdem alles gewährt sei, das Volk sich entfernen.

Auch die, welche von den Worten des Ministers nichts gehört hatten, sollten im nächsten Augenblicke alle die vom Könige gemachten Konzessionen erfahren. Ein Extrablatt der Allgemeinen Preußischen (Staats-) Zeitung, welches soeben ausgegeben worden war, enthielt die Verordnung über die Preßfreiheit vom 17. März und das Patent über die Einberufung des Vereinigten Landtages. Das Zeitungsblatt wurde in einer Anzahl von Exemplaren auf dem Schloßplatz verteilt. Sofort ergriffen es einige Männer, die ihren Lungen vertrauen konnten, um es vorzulesen; hier und da wurden sie auf die Schultern anderer gehoben, und unter lauten Jubelrufen vollendeten sie die schwierige Vorlesung. Gerade hierdurch aber hatte sich auf dem Platz ein chaotisches Durcheinanderwirren erzeugt. Das Gedränge war groß geworden. Ein Teil des Volkes war bis in die Schloßportale hineingedrungen. Hier entdeckte man bedeutende Militärabteilungen, welche auf den Schloßhöfen kampffertig aufgestellt waren. Sofort erschallte der Ruf: „Militär zurück!“

Man erinnerte sich der traurigen Vorfälle der vergangenen Abende. Nicht eher glaubten die Berliner Bürger sich sicher, nicht eher meinten sie den Verheißungen der Regierung trauen zu dürfen, als bis die Soldaten zurückgezogen wären. Der Ruf: „Die Soldaten fort! das Militär zurück!“ verbreitete sich von einem Ende des Platzes zum anderen; mit jedem Augenblicke wurde er lauter und stürmischer.

Ein paar Herren traten aus dem Schloß und mischten sich unter das Volk, unter ihnen auch der Minister von Bodelschwingh. Sie bemühten sich vergeblich, den Herandrängenden gut zuzureden; der König habe ja alles gewährt, was man irgend wünschen könne, auch das Ministerium wolle er entlassen, die beliebtesten Abgeordneten des Landtages, Männer wie Camphausen

von der in der Gertraudtenstraße liegenden Ecke des Rathauses nach der Ecke der Breitenstraße und des Cölnischen Marktes. Der Haupteingang in das Rathaus von der Breitenstraße her, und die ebenfalls gesperrte Scharrenstraße lagen daher vor derselben. Ihre Widerstandsfähigkeit war überaus groß, indem sie nicht allein von den Häusern zu beiden Seiten und vom Cölnischen Rathause, sondern auch von dem bis zum Dache besetzten d'Heureuseschen Gebäude, welches in der Verlängerung der Breitenstraße gelegen, diese vollständig übersieht — verteidigt wurde. Major von Falckenstein erhielt den Auftrag, sie mit dem 1. Bataillon vom Kaiser Franz zu nehmen, dem aber eine Kompagnie fehlte, die das Baugerüst am Portal Nr. 3 besetzt hatte. Ein dreimaliger Wirbel sämtlicher Tambours als Warnung für die Aufrührer entbehrte des Erfolges; sie antworteten ebenfalls mit einem Trommelwirbel, wüstem Gebrüll und Flintenschüssen, so daß mehrere Kugeln den Schloßplatz und das Schloß erreichten. Demnächst zog man zwei Sechspfünder vor, die nacheinander in der Breitenstraße bis zum königlichen Marstall vorgingen und 3 Kugel- sowie 4 Kartätschenschüsse gegen die Barrikade thaten. Major von Falckenstein führte nun zwei Kompagnien zum Angriff, ließ auf 80 Schritt eine Salve geben und dann gegen die Verrammlung anstürmen. Wegen ihrer Höhe gelang nur wenigen, sie zu erklettern, und Werkzeuge zum schnellen Abbrechen fehlten ganz. Dagegen erfolgte ein heftiges Feuer und noch heftigerer Steinregen aus den Fenstern und von den Dächern der zur Seite, vorwärts und sogar rückwärts gelegenen Häuser. Das beginnende Feuergefecht konnte zu keinem Ergebnis führen, der Rückzug wurde deshalb angeordnet. Zwei siebenpfündige Haubitzen, etwa zweihundert Schritte in der Breitenstraße vorgegangen, thaten nun 21 Rollwürfe mit schwacher Ladung, wobei nicht alle Granaten krepierten, vielleicht weil einige auf den Steinen zerschellt oder die Zünder beim Aufschlagen abgestoßen waren. Unmittelbar nachher machten alle drei Kompagnien einen Angriff und zwar — im Vertrauen auf die Wirkung der Hohlkugeln — wieder mit der Absicht, sich der Barrikade im ersten Anlauf zu bemächtigen. Die Wiederholung der eben geschilderten Ereignisse bewog den Major, etwa 120 Schritt, d. i. bis dahin zurückzugehen, wo die ersten Schüsse aus den Häusern fielen. Er ließ sie erbrechen, von den Feinden säubern, mit dieser Maßregel von Haus zu Haus vorgehen und aus den genommenen Fenstern auf die Rebellen feuern. Bald darauf nötigte ihn eine Wunde, das Kommando abzugeben. General von Prittwitz ließ jetzt die 5. Kompagnie des 1. Garderegiments zur Unterstützung vorgehen, die 7. als Reserve folgen. Erstere rückte in rechtsabmarschierter Zugkolonne mit klingendem Spiel an, fällte in der Nähe der Barrikade das Gewehr und erreichte selbe mit Marsch-Marsch. Obgleich sie unbesetzt und das Bataillon von Kaiser Franz mit dem Absuchen der nächsten Häuser beschäftigt war, erfolgte doch ein heftiges Gewehr- und Büchsenfeuer sowie ein noch heftigerer Hagel von Steinen, Balkenstücken, Brettern, Schutt, namentlich aus dem Cölnischen Rat- und d'Heureuseschen Hause, das rechtzeitig gegebene Signal „Stopfen" ließ die Kompagnie die in ihrer Lage nicht angebrachte Erwiderung des Feuers vermeiden, der zweite Zug verteilte sich rechts und links, teils nach den Fenstern und Dächern der noch besetzten Häuser schießend, teils die im Wege stehenden Hindernisse wegräumend. Ein Teil des zweiten Zuges gelangte gemeinschaftlich mit Grenadieren vom Kaiser Franz an das Cölnische

Rathaus und kletterte über die schon bedeutend zusammengefallene Barrikade. Der Widerstand der festen Eingangsthür setzte die Stürmenden dem Feuer- und Steinregen aus, bis mittelst einer hergebrachten Spitzhacke die Oeffnung gelang. Der erste ihnen mit anschlagender Büchse entgegentretende Feind wurde von dem Lieutenant von Kleist niedergehauen. Sonst fanden sie die hell erleuchteten Gänge, Säle u. s. w. des Erdgeschosses leer, erfuhren aber, daß die Besatzung sich im oberen Stockwerk und Bodenraume befinde. Lieutenant von Raville mit ungefähr 20 Mann erhielt den Auftrag, die oberen Stockwerke zu durchsuchen. In der ersten Etage hätte die übereilte Handlung des daselbst wohnenden Direktors des Cölnischen Gymnasiums, August, leicht die unglücklichsten Folgen für ihn und seine Familie nach sich ziehen können. Derselbe sprang nämlich plötzlich aus einer Thür, was den Anschein hatte, als gehöre er zu den Tumultuanten und wolle entfliehen. Einigen, hoffentlich nur leichten, Verwundungen konnte er bei der Aufgeregtheit der Grenadiere nicht entgehen, doch geschah nach Aufklärung des Irrtums natürlich weder ihm noch seiner Familie ein Leid. Endlich gelangte die Abteilung an die durch Schränke versetzte Bodentreppe, zu deren Verteidigung etliche Schüsse von oben fielen. Die Gefangenen mußten bei Freimachung der Treppe helfen! Auf dem Boden erfolgten noch einige Schüsse vom Dachstuhl her; sie wurden bald zum Schweigen gebracht, und bei näherer Untersuchung gegen 30 unter Möbeln, Schränken und in Holzkammern versteckte Menschen aufgefunden. Während der hier erwähnten Durchsuchung drang der Unteroffizier Hübsch mit einigen Grenadieren in die Kellerräume, fand diese zwar leer, bemerkte aber, daß aus dem oberen Stockwerke des d'Heureuse'schen Hauses noch immer auf die Straße und nach den Fenstern des Rathauses geschossen wurde. Dies bewog ihn, dahin zu eilen, einzudringen und eine Absuchung vorzunehmen, wobei 15 meist bewaffnete Individuen ihren Tod fanden oder in Gefangenschaft gerieten.

Um 11 Uhr kehrten die beiden Kompagnien des 1. Garderegiments nach dem Schloß zurück, die Besetzung des Cölnischen Rathauses mit dessen nächsten Umgebungen wurde dem 1. Bataillon vom Kaiser Franz übertragen. Das geschilderte Gefecht kostete den drei Kompagnien dieses Regiments 4 Mann tot, 2 Offiziere, 56 Mann verwundet, der 5. Kompagnie des 1. Garderegiments 1 Mann tot, 10 verwundet. Nach einer mäßigen Schätzung wurden im Cölnischen Rathaus allein 70 Rebellen getötet oder gefangen. Unter den Gefangenen befanden sich viele Juden, einige Ausländer, ein Franzos; der Rest bestand aus echten, für ihr Verhältnis reich mit Gelde versehenen Proletariern."

Zur Ergänzung des vorstehenden militärischen Berichts wird eine Erzählung des Direktors August dienen. Herr August, ein Veteran der Freiheitskriege, ein begeisterter Verehrer des Königs, ein Mann, der trotz seiner Freisinnigkeit doch niemals in den Verdacht revolutionärer Sympathien gekommen ist, der noch am Nachmittage des 18. März auf das eifrigste bemüht gewesen war, den unglücklichen Kampf zu verhindern, ist gewiß ein unparteiischer Zeuge. Der militärische Bericht meldet, daß Herr August zwar bei der Aufgeregtheit der Grenadiere einigen leichten Verwundungen nicht habe entgehen können, daß aber natürlich weder ihm noch seiner Familie ein weiteres Leid geschehen sei. Hören wir jetzt, was Herr Direktor August

die Bürger vom Schloßplatz. Nach allen Seiten verbreiteten sie sich. Der Ruf zu den Waffen ertönte. Die beiden verhängnisvollen Schüsse waren das Signal zur Berliner Revolution. Noch im letzten Augenblicke vor dem Kampfe, als schon die zwei Schüsse gefallen waren und die Dragoner den Schloßplatz gesäubert hatten, versuchte ein Bürger, die wildaufgeregten Gemüter zu beruhigen. Er fertigte schleunigst ein großes Plakat an, auf dem die Worte

„Ein Mißverständnis,
Der König will das Beste!"

mit mächtigen, schwarzen Buchstaben geschrieben waren. An zwei Stangen befestigt, wurde es von zwei Bürgern über den Schloßplatz getragen; ein dritter Bürger eilte, den Hut schwenkend voran, er zeigte auf das Plakat und brachte ein Hoch auf den König aus. Es waren auf dem Platze nur noch wenige Personen anwesend, solche, die dort nach der Räumung wieder zusammengekommen waren. Aber auch diese wenigen stimmten in den Lebehochruf nicht ein, und als die Friedensstifter mit ihrem Banner an der Kurfürstenbrücke erschienen, fanden sie dort nur Verhöhnung, keinen Beifall.

Schon hatten sich Barrikaden in der Königsstraße erhoben. Das Volk glaubte nicht an das Mißverständnis, es glaubte solchen einfachen Zusicherungen nicht, es erwartete den Kampf. Obgleich dieser Versöhnungsversuch vollkommen fruchtlos ausfiel, sollten doch noch andere gemacht werden. Der Graf von Arnim, der am folgenden Tage an die Spitze des Ministeriums treten sollte, erschien zu Pferde vor der Barrikade am Ende der Breitenstraße, er suchte zu versöhnen, aber auch seinen Worten wurde nicht geglaubt. Noch hoffte man im Schlosse durch Proklamationen wirken zu können. Der Minister von Bodelschwingh erließ eine solche, ebenso der Generaladjutant des Königs in dessen Auftrage. Beide Proklamationen wurden mit seltener Schnelligkeit in der Deckerschen Geheimen Hofbuchdruckerei gesetzt und gedruckt, sie sollten überall in der Stadt verteilt werden, um dem Kampf, der doch schon begonnen hatte, vorzubeugen oder ihn im Augenblick zu beenden. Aber auch dieser Versuch mißglückte vollständig, nicht einmal die Verteilung der Bekanntmachung gelang.

Während vom königlichen Schlosse aus diese vergeblichen Versuche gemacht wurden, in letzter Stunde noch den Kampf zu vermeiden, war schon Blut in den Straßen der Residenz geflossen. Nach den beiden Schüssen hatte sich das Volk unter dem wilden Ruf: „Verrat! zu den Waffen!" nach allen Richtungen der Stadt hin zerstreut. Ein Teil der vom Schloßplatz Fliehenden stürzte die Werderschen Mühlen entlang nach der Schleuse und Jägerstraße. Vor der Bank standen zwei Schildwachen, denen wohl bei dem wüsten Lärm bange werden mochte, welche aber zu gute Soldaten waren, um den ihnen anvertrauten Posten zu verlassen. Plötzlich bemerkte das Volk die Unglücklichen. „Nieder mit den Hunden von Soldaten!" rief eine rauhe Stimme, und im nächsten Moment stürzte sich ein Teil des sich immer vergrößernden Volkshaufens auf beide Soldaten. Man suchte ihnen die Gewehre zu entreißen, aber die Grenadiere widerstanden tapfer; sie hielten ihre Waffen so fest, daß sechs bis acht kräftige Männer sich vergeblich bemühten, diese ihren Händen zu entringen. „Laß nur Dein Gewehr los, es geschieht Dir nichts!" rief ein

Leichen und Verwundeten, die in meinem Vorzimmer lagen, in die Zimmer meiner Wohnung zurück und beschworen mich, den wütenden Soldaten beschwichtigend entgegenzutreten, daß diese sich mit Verhaftung der Wehrlosen begnügen und nicht ohne Not Bürgerblut hinopfern möchten. Ich ergriff schnell das Klingelschild meiner Eingangsthür, rief den Offizieren zu, daß hier eine Privatwohnung mitten im Rathause sei, nannte mich, versicherte mit der Pfändung meines Lebens, dies sei die einzige Thür meiner Wohnung. Man möge sie besetzen, ich würde meine Familie rekognoscieren, dann könne man verhaften; aus meinen Fenstern sei nicht geschossen, Verwundete zu pflegen sei Christenpflicht.

Meine Worte wirkten nicht, es zeigte sich hier zuerst die grausame Wirkung der Maßregel, fremde Regimenter zur Aufrechterhaltung der Ordnung nach Berlin berufen zu haben. Offiziere hiesiger Garnison hätten mich leichter erkannt oder hätten die Wahrheit meiner Worte schneller begriffen. Hier trat Unkunde zur Wut, die an sich schon blind war. Ich fühlte den Degen des Offiziers in meinem Gesicht und sah mein Blut herabrieseln. An Ausrufungen der Verwünschungen ließen es die Herren auch nicht fehlen. Kolbenstöße, Bajonettstiche, Schüsse bedrohten mein Leben. Ich riß mir die Kriegsmedaille ab und rief den Wütenden entgegen, daß ich für das Vaterland und den König gefochten, noch ehe sie lebten, daß ich Kriegssitte kenne, daß ihre Grausamkeit und Mordlust ein Schandfleck für das preußische Heer sei. Durch diese Rede entging ich dem Tode, aber nicht den Mißhandlungen. Meine Bitte für die Meinigen fand kein Gehör. Diese waren in dem engen Raume der Küche, dem einzigen, der nach keiner Straße hinausliegt, zusammengedrängt. Meine Frau, drei erwachsene Töchter, meine beiden jüngsten Kinder noch in Betten, mein halberwachsener Sohn, in Gesellschaft zweier Schwestersöhne meiner Frau, die am Nachmittage, als sie von der Bedrängnis gehört, in welcher wir uns befanden, zu uns geeilt waren. Ohne mich anzuhören, packten mich die Gardisten fest, man riß zuerst meinen Neffen, den stud. jur. Hermann von Holtzendorff, am Barte von der Seite meiner Frau, als ob dieser Bart besonders verdächtig sei, und schleppte den jungen Mann mit rohem Ungestüm hinweg; nach ihm meinen zweiten Neffen, den Schulamtskandidaten Georg Zelle. Auch mein Sohn Richard entging der Wut nicht: an den Haaren aus den Armen der Mutter, der man das Bajonett auf die Brust hielt, fortgezerrt, wurde er draußen auf dem Flur zu den anderen gestellt, die man in meiner Wohnung aufgefunden hatte. Einige andere hatten sich durch die Hülfe eines entschlossenen Dienstmädchens vermittelst einer Waschleine aus einem Fenster nach dem Schulhofe hinabgelassen, sie selbst voran, wobei sie sich den Fuß verstauchte, und als die anderen glücklich entkommen waren, an einem Seile von mitleidigen Nachbarn in das erste Stockwerk eines anderen Hauses gerettet wurde. Inzwischen verschwendete ich fruchtlose Bitten an die Offiziere, mich bei den Meinigen zu lassen. Ich wurde mit allen Verhafteten fortgeschleppt und erhielt auf der Treppe viele Kolbenstöße, zuletzt noch an der Ecke der Scharrenstraße von einem Tambour Schläge auf den Kopf mit einem Trommelstock, ohne daß der Offizier ihn davon zurückhielt. So allgemein war das Vergnügen an Mißhandlungen bei dem 1. Potsdamer Garderegiment verbreitet. In der Breitenstraße gelang es mir, mich einigen höheren Offizieren bemerklich zu machen. Die Generale

wurden. Es galt, die Stadt in Verteidigungszustand gegen das Militär, dessen Angriff man erwartete, zu setzen. Das Volk erinnerte sich, daß in Paris und Wien Barrikaden auf den Straßen gebaut worden seien, und diesem Beispiele folgte es. Das Straßenpflaster wurde aufgerissen; die vorüberfahrenden Wagen, mochten es Arbeitswagen, Droschken oder Equipagen sein, mußten halten, man warf sie quer über die Straße, und nun wurde aus allen Häusern Material jeder Art herbeigeschafft. Hier trug man Balken und Bretter zusammen, dort holte ein fein gekleideter Herr eine alte Tonne aus irgend einem Winkel, die Brunnengehäuse wurden zerstört und zum Bau der Barrikaden verwendet. Tausend und aber tausend Hände halfen, und im Zeitraum von wenigen Stunden waren solche unkünstlerische Bauwerke überall in den Straßen Berlins entstanden. Einige von ihnen, an denen das Volk Zeit hatte, länger zu arbeiten, erhielten eine merkwürdige Festigkeit; man grub die Erde auf, warf sie zwischen die Bretter, Steine und Tonnen, die Pflastersteine wurden dazwischen gerammt, die Trottoire der Bürgersteige benutzt, um ihnen eine noch größere Festigkeit zu geben; selbst Frauen halfen in manchen Gegenden der Stadt bei dieser Arbeit.

Vor den Barrikaden wurden die Pflastersteine fortgenommen und in Säcken auf die Böden der Häuser gebracht, von dort aus sollten sie als Wurfgeschosse gegen das herannahende Militär dienen. Die Kirchenthüren wurden erbrochen, einige Arbeiter eilten zu den Glockentürmen und läuteten Sturm. In wenigen Stunden war die ganze Stadt verschanzt; jede Straße enthielt eine Anzahl kleiner Festungen, welche freilich nur von wenigen, meist unbewaffneten Männern verteidigt wurden, aber die Kampfbegier, welche alle Seelen erfüllte, ersetzte dem Volke die Waffen.

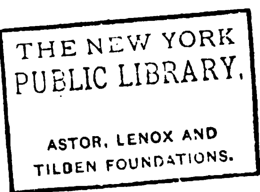
Es war ein schwerer, ungleicher Kampf, den die Berliner beginnen wollten. Eine zum größten Teil waffenlose, völlig undisziplinierte und unorganisierte Volksmenge glaubte einem geübten, von tüchtigen Generalen befehligten Heere widerstehen zu können, einem Heere von über 14,000 Mann, welches 36 Feuerschlünde gegen das Volk gebrauchen konnte. Die Militärmacht, welche am 18. März zum Kampfe gegen die Berliner zur Verfügung der Regierung war, bestand aus folgenden Truppenteilen:

1)	2 Bataillone I. Garde-Regt. z. F. . .	1200	Mann
2)	dem II. Garde-Regt. z. F.	1800	„
3)	„ Kaiser Alexander Gren.-Regt. . .	1800	„
4)	„ Kaiser Franz Gren.-Regt. . . .	1800	„
5)	1 Bataillon Garde-Reserve-Regt. . .	600	„
6)	1 „ „ Schützen	400	„
7)	2 „ II. Inf. (Königs) Regt. .	1000	„
8)	dem 8. Infanterie- (Leib-) Regt. . . .	2500	„
9)	1 Bataillon 12. Inf.-Regt.	1000	„
10)	dem Füsilier-Bat. 31. Inf.-Regt. . . .	500	„
11)	1 Eskadron Garde du Corps.	150	„
12)	dem Garde-Kürassier-Regt.	500	„
13)	„ „ Dragoner „	500	„
14)	„ „ Ulanen „	500	„
	In Summa aus	14,250	Mann

mit 36 Geschützen der Gardeartillerie.

Am 18. März wurde die Wache durch ein Kommando von 60 Mann Artillerie unter Befehl des Lieutenant von Reibnitz verstärkt, vornehmlich zum Schutze der Wohnung des Prinzen bestimmt. Man hatte den Artilleristen, welche gewöhnlich nur mit kurzen Pallaschen versehen sind, alte Infanteriegewehre gegeben, welche nicht in stand gesetzt waren, denn sogar die Feuersteine fehlten; von Munition war nicht die Rede. Die Wachmannschaft vom Kaiser Franzregiment hatte scharf geladen und war mit Patronen versorgt. In letzter Zeit war es in der Versammlung der Stadtverordneten mehrmals zur Sprache gebracht worden, daß der linke Flügel des Gartenschlosses Monbijou zur Hälfte auf städtischem Grund erbaut worden sei, wodurch die Verbindung des Platzes mit der Oranienburgerstraße auf eine den Verkehr hemmende, die Fußgänger gefährdende Weise erschwert werde, weshalb der Antrag gestellt worden war, Se. Majestät zu bitten, einen Teil dieses Schlosses abtragen zu lassen. Ein Bescheid auf diese Bitte war noch nicht erfolgt und unter dem Volkshaufen, welcher sich am 18. des Nachmittags, nachdem das Kanonenfeuer in der Königsstraße begonnen hatte, auf dem Monbijouplatze einfand, erhoben sich Stimmen, welche aufforderten, kurzen Prozeß mit der Erweiterung der Straße zu machen und den auf Grund und Boden der Bürger stehenden Flügel des Schlosses, welcher doch nur eine unnütze Rumpelkammer sei, zu demolieren. Und gerade in diesem Schlosse befanden sich die erwähnten Handzeichnungen und Kupferstiche von unschätzbarem Werte. Einer der Konservatoren des königlichen Museums, Professor Hotho, Sohn eines unserer achtbarsten Bürgerältesten, wohnte in dem Hause seines Vaters in unmittelbarster Nähe. Er eilte auf den Platz und bot dem Offizier seine guten Dienste zur Beschwichtigung der Menge an, fand jedoch anfänglich bei ihm keine günstige Aufnahme. Der Lieutenant von Reibnitz erkannte das Bedenkliche seines Postens nicht, welchen er mit seinen unzulänglichen Verteidigungsmitteln, zumal wenn die Volksführer erfahren hätten, mit welchen Waffen seine Leute führten, zu behaupten nicht im stande gewesen sein würde. Professor Hotho begab sich nochmals zu ihm und machte ihn bemerklich, daß es hier einzig und allein darauf ankommen könne, eine Sammlung von unschätzbarem Kunstwerte zu sichern, und beschwor ihn, durch keine herausfordernden Maßregeln das Volk zu Gewaltthaten aufzuregen. Der Lieutenant nahm jetzt die Vermittelung des Professors an, dieser begab sich mit seinem Sohne mitten unter die aufgeregte, die Waffen der Wache fordernde Menge, und auf seine Anfrage, ob sich nicht Studenten unter ihnen befänden, traten sogleich drei hervor, welche ihn als einen der wenigen Professoren der Universität kannten, welche den Einflüssen des Ministeriums mutigen Widerstand geleistet. Der Professor beschwor sie, ihren ganzen Einfluß aufzubieten, um die Menge von der Erstürmung und Demolierung des Schlosses, in welchem so kostbare Sammlungen sich befänden, abzuhalten. Die Studenten versprachen dies unter der Bedingung, daß die Besatzung die Waffen ausliefere und den Garten verlasse. Hotho begab sich zu dem Lieutenant zurück, welcher sich darauf beschränkte, seine Mannschaft vor dem Eingange zum Garten so aufzustellen, daß die mit scharf geladenen Gewehren versehenen im ersten Gliede, die übrigen dahinter standen. Während er auf einen Augenblick sich entfernt hatte, um Maßregeln gegen einen Ueberfall von der Seite der Oranienburgerstraße zu treffen, hatte der Unteroffizier

om Kaiser Franzregiment, da einige Steine gegen die Wache flogen, Feuer eben lassen, wodurch einem Arbeiter die Hand zerschmettert und ein auf em Balkon seines Hauses am äußersten Ende des Platzes stehender Bürger n die Backe geschossen wurde. Jetzt drang das Volk mit erneuter Wut vor, ie Mannschaft und die herrliche Sammlung würde verloren gewesen sein, venn nicht Professor Hotho und die Studenten dazwischen getreten wären, ugleich aber auch der Offizier laut und vernehmlich dem Unteroffizier mit rengsten Worten es verwiesen, daß er ohne seinen Befehl habe Feuer geben assen und sofort den Abzug der ganzen Mannschaft aus dem Garten be-ohlen hätte. Die Menge drang jetzt in die Wachstube ein, zerschlug Thüren nd Fenster und forderte Waffen. Dem anstürmenden Haufen trat jetzt von Reibnitz ganz allein entgegen, gab sein Ehrenwort, daß hier keine Waffen orhanden seien, und er der gesamten Mannschaft Befehl erteilt habe, den Garten durch die Hinterthür zu verlassen und sich durch die Ziegelstraße nach er Kaserne zurückzuziehen. Den Befehl, die Waffen dem Volke zu über-geben, könne und werde er nicht erteilen, er stehe hier unbewaffnet und llein, er biete ihnen seine Brust zum Durchbohren an, er werde nicht von er Stelle weichen. Einige mit Pistolen und Flinten Bewaffnete stellten sich neben ihn, andere Bewaffnete und Fackelträger übernahmen es, den Garten u durchsuchen und erklärten, den Lieutenant auf der Stelle niederzuschießen, venn sich auch nur ein Soldat noch im Garten versteckt fände. Der Hof-gärtner Meyer und seine Gehülfen mußten die Fackelträger begleiten, es waren Studenten dabei, welche die schonende Rücksicht hatten, die Durchsuchung nur auf den Garten zu beschränken und den Gartenbewohnern selbst den guten Rat erteilten, den etwa Eindringenden entgegen zu rufen: Altertümer! Nationaleigentum! Gewerbeinstitut. Da dem Publikum der freie Zutritt u allen Kunstsammlungen gestattet ist, so wußten auch die heutigen, nächt-ichen Besucher, daß sich das Museum vaterländischer Altertümer und das igyptische Museum hier befinden. Als an eine der Thüren im Innern des Gartenschlosses, hinter welcher man Soldaten versteckt glaubte, von der Menge heftig angeklopft wurde, trat eine unheimliche Gestalt heraus, man hätte sie ür eine Dame d'honneur der philosophischen Königin Sophie Charlotte halten können. Sie rief mit hohler Stimme und feierlichem Ernste der Patrouille entgegen: „Altertum, nichts wie Altertum!“ Ein Fackelträger be-euchtete die Gestalt und sagte begütigend: „Legen Sie sich ruhig zu Bette, iebe Mumie! Achtung vor das Altertum.“ Man fand glücklicherweise keine Soldaten mehr in dem Garten, auf den Rapport hiervon wurde der brave Lieutenant von Reibnitz freigelassen, und die Wohnung des Prinzen sowohl ls das Kupferstichkabinett waren gerettet; sie blieben unter dem Schutze einiger wohlgesinnter Männer des Volkes. Als in der Nacht ein zweiter Volkshaufe mit Fackeln heranzog, um das Schloß zu demolieren, trat Professor Hotho wiederum zu den Leuten heran und erklärte seinen Wunsch, den Führer u sprechen, welcher auch sofort hervortrat. Es war ein mit einem Infanterie-gewehr bewaffneter Handwerker. Hotho erklärte ihm, daß hier schon alles gethan, die Wache von den Bürgern genommen und besetzt sei; er möge mit seinen Leuten dahin ziehen, wo Hülfe Not thue, wo noch gekämpft werde. Der brave Mann ließ sich bedeuten und zog mit seiner Mannschaft auf der Stelle weiter nach der Neuen Promenade. Der Lieutenant von Reibnitz



gabeln, Schwertern, Lanzen, Pistolen, Planken; die Knaben dringen in die Häuser, um große Körbe mit Steinen auf die Dächer zu tragen. Man will auch das Stadtgerichtsgebäude stürmen, um von den Fenstern aus eine Position zum Hineinwerfen zu gewinnen; da schreiben mehrere Herren aus dem Kronprinzen mit Kreide an die Läden des Stadtgerichts: Bürgereigentum — und man zieht sich zurück. Die Schuldgefangenen, die Einwohner des sogenannten „Ochsenkopfes" werden in Freiheit gesetzt, ein Versuch, der Wachen im Lagerhause und im Kadettenhaus sich zu bemächtigen, mißlingt. Nun kommt ein merkwürdiger Zug vom Alexanderplatz herab. Vorn ein junger Ulan, augenscheinlich ein Pole, mit polnischer Mütze und mit dem Degen in der Hand; er ruft: Es lebe die Freiheit! Dann ein Trommler, dann mehrere Fahnenträger mit roten und gelben Fahnen, dann etwa 200 Leute mit Degen, Pallaschen, Schüppen, Pistolen, Aexten, Mistgabeln. Die Fahnen — meistens rote, aus Zufall — werden auf die Barrikaden gepflanzt, die Leute verschanzen sich hinter denselben; an den Fenstern, auf den Dächern sind Männer mit Steinen postiert. Da kommt die Nachricht, die ganze Stadt sei verbarrikadiert, sie habe sich wie ein Mann erhoben. Zwischen 4 und 5 Uhr prasselt die erste Kartätsche von der Kurfürstenbrücke aus die Königsstraße hinab, sie vermag die Barrikaden nicht zu zerstören. Kanonendonner folgt Schlag auf Schlag; die Barrikaden sind erschüttert; zerrissene Leichen liegen an den Straßenecken. Zwischen 5 und 6 Uhr kommen Infanteriepiketts. Man schießt auf sie aus den Fenstern, man schleudert Steine auf sie von den Dächern. Ein furchtbares Gemetzel beginnt; die Soldaten nehmen die Häuser, aus welchen geschossen und geworfen wird, einzeln ein, viele Opfer fallen, von den Soldaten im ganzen wenige. Aus den Gaststuben namentlich wird geschossen, und eine schwere Gegenwehr trifft sie. Die Soldaten dringen in die Zimmer und töten die Schießenden, sie postieren sich an die Fenster in den Stuben und richten das Gewehr auf die Dächer, von welchen geworfen wurde; ja — sie gehen auf die Dächer und holen sich die Leute herunter; gegen 7 Uhr ist die Königsstraße eingenommen unter großem Blutvergießen; in einzelnen Häusern liegen zehn Tote. Der Donner der Kanonen, der Kartätschen, das Feuern der Flinten hält in der Königsstraße bis sieben Uhr an; an der Spandauerstraßenecke werden Kanonen aufgepflanzt; was sich auf den Straßen sehen läßt, wird erschossen oder arretiert; fortwährend fallen die Schüsse in die Häuser. — Um sieben Uhr ist alles in der Königsstraße ruhig."

Bis nach dem Alexanderplatz drang das Militär siegreich vor, da aber fand es einen Widerstand, den es nicht überwand. Eine gewaltige Barrikade war in der Neuen Königsstraße erbaut, sie war fester als irgend eine andere. Ein paar umgeworfene Wagen hatten auch hier den Anfang zum Bau gemacht, da aber die Barrikade selbst schwerem Geschütz widerstehen sollte, und Zeit genug zum Bau gewesen war, hatten die Bürger sie mit allen nur zu Gebote stehenden Mitteln befestigt. Die Granitplatten des Trottoirs und Eisenplatten aus einer nahe gelegenen Eisenhandlung waren verwendet worden, um einen festen Schutz gegen die Geschützkugeln zu gewähren; man hatte Schanzkörbe herbeigeschleppt und mit Sand alle Zwischenräume ausgefüllt. Eine dreifarbige schwarz-rot-goldene Fahne wehte auf ihr. Aus dem nahen Schützenhause hatte man zwei Messingböller herbeigeschleppt. Ein paar

Bürger, die früher Artilleristen gewesen waren, zeigten sich bereit, sie zu bedienen. Kugeln hatten die Bürgerartilleristen freilich nicht, aber sie wußten sich zu helfen, aus den nahe liegenden Läden wurden jene kleinen Steinkugeln, deren sich die Knaben in Berlin zum Spielen bedienen, und die sie Murmel nennen, herbeigeholt; diese in einen alten Strumpf gesteckt, bildeten eine Kartätschenladung. Zwei Waschkörbe voll Murmeln standen hinter der Barrikade bereit. Auch an Lunten fehlte es; die beiden Kanoniere aber wußten auch dafür Rat, sie schossen in das Zündloch ein mit Pulver gefülltes Terzerol ab, um ihre Geschütze abzufeuern. Von der Barrikade aus wurde ein hartnäckiger und erbitterter Kampf gegen das Militär geführt. Das Eckhaus der Neuen Königsstraße war mit bürgerlichen Schützen besetzt, welche ein heftiges Feuer gegen die an der Königsbrücke aufgestellten Soldaten unterhielten, ein Feuer, welches wirksam genug war, obgleich auch das Militär sich durch eine Barrikade von Mehlsäcken gedeckt hatte.

Ein kleines Beispiel mag zum Zeugnis für den Todesmut dienen, welchen hier die Bürgerlichen bewiesen. Im Königsstädtischen Theater hatten sich Mannschaften postiert, welche von hier aus um so sicherer schossen, als sie noch außerdem gedeckt waren durch eine Bretterbude, die sich vor dem Theater auf dem Alexanderplatze befand. So lange die Bude stand, konnten hinter ihr hervor die Tirailleure geschützt auf die Bürger zielen. „Wir müssen die Bude in Brand stecken,“ so rief einer der Anführer an der Barrikade, „Freiwillige vor!“ Ein Student und ein paar Arbeiter zeigten sich sofort bereit, trotz der höchsten Gefahr, auf dem Weg über den freien Platz erschossen zu werden, das Wagestück zu unternehmen. Mit Brandfackeln und Brennmaterial sowie mit ein paar Aexten ausgerüstet, rückten sie gegen die Bude vor, und in kurzer Zeit loderte diese in Flammen empor, obgleich von der Königsbrücke aus ein heftiges Feuer gegen die Kühnen unterhalten wurde. Die Lage der Barrikadenverteidiger am Alexanderplatz war eine höchst gefährliche; in der Front wurden sie angegriffen von der Besatzung der Königsbrücke, welche unter dem Befehl des Generals von Möllendorf stand, und zugleich war sie in den Flanken bedroht von den Besatzungen der Kasernen in der Münzstraße und der Alexanderstraße, während sie erwarten mußte, im Rücken angegriffen zu werden von einem Regiment, welches durch das Frankfurter Thor in die Stadt eingedrungen war und sich den Weg nach dem Alexanderplatz zu erkämpfte. Daß die Verteidiger der Barrikade trotz ihrer schwer bedrohten Stellung dennoch aushielten, daß sie mehrfache Angriffe zurückwiesen, ist wohl das glänzendste Zeugnis für ihren Mut. Es ist kaum zu bezweifeln, daß auch die Barrikade am Alexanderplatz das Schicksal der übrigen geteilt haben würde, wenn sie mit aller Kraft durch die weit überlegene militärische Macht angegriffen worden wäre. Ebenso unzweifelhaft aber ist es auch, daß ihre Erstürmung nur nach heftigen Kämpfen und mit großen Opfern hätte bewerkstelligt werden können, und daß wohl aus diesem Grunde ein wirklicher Sturm nicht versucht worden ist, sondern General von Möllendorf nur leichtere Angriffe unternommen hat.

Ein überaus heftiger Kampf fand an der Barrikade statt, welche am Cölnischen Rathaus errichtet war. Wir haben soeben einen bürgerlichen Erzähler gehört, möge jetzt der militärische Berichterstatter sprechen. „Diese allgemach zu großer Festigkeit gelangte Barrikade hatte eine schräge Richtung

von der in der Gertraudtenstraße liegenden Ecke des Rathauses nach der Ecke der Breitenstraße und des Cölnischen Marktes. Der Haupteingang in das Rathaus von der Breitenstraße her, und die ebenfalls gesperrte Scharrenstraße lagen daher vor derselben. Ihre Widerstandsfähigkeit war überaus groß, indem sie nicht allein von den Häusern zu beiden Seiten und vom Cölnischen Rathause, sondern auch von dem bis zum Dache besetzten d'Heureuseschen Gebäude, welches in der Verlängerung der Breitenstraße gelegen, diese vollständig übersieht — verteidigt wurde. Major von Falckenstein erhielt den Auftrag, sie mit dem 1. Bataillon vom Kaiser Franz zu nehmen, dem aber eine Kompagnie fehlte, die das Baugerüst am Portal Nr. 3 besetzt hatte. Ein dreimaliger Wirbel sämtlicher Tambours als Warnung für die Aufrührer entbehrte des Erfolges; sie antworteten ebenfalls mit einem Trommelwirbel, wüstem Gebrüll und Flintenschüssen, so daß mehrere Kugeln den Schloßplatz und das Schloß erreichten. Demnächst zog man zwei Sechspfünder vor, die nacheinander in der Breitenstraße bis zum königlichen Marstall vorgingen und 3 Kugel- sowie 4 Kartätschenschüsse gegen die Barrikade thaten. Major von Falckenstein führte nun zwei Kompagnien zum Angriff, ließ auf 80 Schritt eine Salve geben und dann gegen die Verrammlung anstürmen. Wegen ihrer Höhe gelang nur wenigen, sie zu erklettern, und Werkzeuge zum schnellen Abbrechen fehlten ganz. Dagegen erfolgte ein heftiges Feuer und noch heftigerer Steinregen aus den Fenstern und von den Dächern der zur Seite, vorwärts und sogar rückwärts gelegenen Häuser. Das beginnende Feuergefecht konnte zu keinem Ergebnis führen, der Rückzug wurde deshalb angeordnet. Zwei siebenpfündige Haubitzen, etwa zweihundert Schritte in der Breitenstraße vorgegangen, thaten nun 21 Rollwürfe mit schwacher Ladung, wobei nicht alle Granaten krepierten, vielleicht weil einige auf den Steinen zerschellt oder die Zünder beim Aufschlagen abgestoßen waren. Unmittelbar nachher machten alle drei Kompagnien einen Angriff und zwar — im Vertrauen auf die Wirkung der Hohlkugeln — wieder mit der Absicht, sich der Barrikade im ersten Anlauf zu bemächtigen. Die Wiederholung der eben geschilderten Ereignisse bewog den Major, etwa 120 Schritt, d. i. bis dahin zurückzugehen, wo die ersten Schüsse aus den Häusern fielen. Er ließ sie erbrechen, von den Feinden säubern, mit dieser Maßregel von Haus zu Haus vorgehen und aus den genommenen Fenstern auf die Rebellen feuern. Bald darauf nötigte ihn eine Wunde, das Kommando abzugeben. General von Prittwitz ließ jetzt die 5. Kompagnie des 1. Garderegiments zur Unterstützung vorgehen, die 7. als Reserve folgen. Erstere rückte in rechtsabmarschierter Zugkolonne mit klingendem Spiel an, fällte in der Nähe der Barrikade das Gewehr und erreichte selbe mit Marsch-Marsch. Obgleich sie unbesetzt und das Bataillon von Kaiser Franz mit dem Absuchen der nächsten Häuser beschäftigt war, erfolgte doch ein heftiges Gewehr- und Büchsenfeuer sowie ein noch heftigerer Hagel von Steinen, Balkenstücken, Brettern, Schutt, namentlich aus dem Cölnischen Rat- und d'Heureuseschen Hause, das rechtzeitig gegebene Signal „Stopfen" ließ die Kompagnie die in ihrer Lage nicht angebrachte Erwiderung des Feuers vermeiden, der zweite Zug verteilte sich rechts und links, teils nach den Fenstern und Dächern der noch besetzten Häuser schießend, teils die im Wege stehenden Hindernisse wegräumend. Ein Teil des zweiten Zuges gelangte gemeinschaftlich mit Grenadieren vom Kaiser Franz an das Cölnische

Rathaus und kletterte über die schon bedeutend zusammengefallene Barrikade. Der Widerstand der festen Eingangsthür setzte die Stürmenden dem Feuer- und Steinregen aus, bis mittelst einer hergebrachten Spitzhacke die Oeffnung gelang. Der erste ihnen mit anschlagender Büchse entgegentretende Feind wurde von dem Lieutenant von Kleist niedergehauen. Sonst fanden sie die hell erleuchteten Gänge, Säle u. s. w. des Erdgeschosses leer, erfuhren aber, daß die Besatzung sich im oberen Stockwerk und Bodenraume befinde. Lieutenant von Raville mit ungefähr 20 Mann erhielt den Auftrag, die oberen Stockwerke zu durchsuchen. In der ersten Etage hätte die übereilte Handlung des daselbst wohnenden Direktors des Cölnischen Gymnasiums, August, leicht die unglücklichsten Folgen für ihn und seine Familie nach sich ziehen können. Derselbe sprang nämlich plötzlich aus einer Thür, was den Anschein hatte, als gehöre er zu den Tumultuanten und wolle entfliehen. Einigen, hoffentlich nur leichten, Verwundungen konnte er bei der Aufgeregtheit der Grenadiere nicht entgehen, doch geschah nach Aufklärung des Irrtums natürlich weder ihm noch seiner Familie ein Leid. Endlich gelangte die Abteilung an die durch Schränke versetzte Bodentreppe, zu deren Verteidigung etliche Schüsse von oben fielen. Die Gefangenen mußten bei Freimachung der Treppe helfen! Auf dem Boden erfolgten noch einige Schüsse vom Dachstuhl her; sie wurden bald zum Schweigen gebracht, und bei näherer Untersuchung gegen 30 unter Möbeln, Schränken und in Holzkammern versteckte Menschen aufgefunden. Während der hier erwähnten Durchsuchung drang der Unteroffizier Hübsch mit einigen Grenadieren in die Kellerräume, fand diese zwar leer, bemerkte aber, daß aus dem oberen Stockwerke des d'Heureuse'schen Hauses noch immer auf die Straße und nach den Fenstern des Rathauses geschossen wurde. Dies bewog ihn, dahin zu eilen, einzudringen und eine Absuchung vorzunehmen, wobei 15 meist bewaffnete Individuen ihren Tod fanden oder in Gefangenschaft gerieten.

Um 11 Uhr kehrten die beiden Kompagnien des 1. Garderegiments nach dem Schloß zurück, die Besetzung des Cölnischen Rathauses mit dessen nächsten Umgebungen wurde dem 1. Bataillon vom Kaiser Franz übertragen. Das geschilderte Gefecht kostete den drei Kompagnien dieses Regiments 4 Mann tot, 2 Offiziere, 56 Mann verwundet, der 5. Kompagnie des 1. Garderegiments 1 Mann tot, 10 verwundet. Nach einer mäßigen Schätzung wurden im Cölnischen Rathaus allein 70 Rebellen getötet oder gefangen. Unter den Gefangenen befanden sich viele Juden, einige Ausländer, ein Franzos; der Rest bestand aus echten, für ihr Verhältnis reich mit Gelde versehenen Proletariern."

Zur Ergänzung des vorstehenden militärischen Berichts wird eine Erzählung des Direktors August dienen. Herr August, ein Veteran der Freiheitskriege, ein begeisterter Verehrer des Königs, ein Mann, der trotz seiner Freisinnigkeit doch niemals in den Verdacht revolutionärer Sympathien gekommen ist, der noch am Nachmittage des 18. März auf das eifrigste bemüht gewesen war, den unglücklichen Kampf zu verhindern, ist gewiß ein unparteiischer Zeuge. Der militärische Bericht meldet, daß Herr August zwar bei der Aufgeregtheit der Grenadiere einigen leichten Verwundungen nicht habe entgehen können, daß aber natürlich weder ihm noch seiner Familie ein weiteres Leid geschehen sei. Hören wir jetzt, was Herr Direktor August



Kaiser Wilhelm I.,

geb. 22. März 1797, gest. 9. März 1888.

rauen, einige Barrikaden wurden deshalb auch nicht fortgeräumt, die meisten verschwanden aber fast so schnell, wie sie entstanden waren.

Es war für Offiziere und Soldaten gewiß eine schwere Aufgabe, dem Befehle zu gehorchen. Sie glaubten Sieger zu sein, und jetzt mußten sie gleich Besiegten das Schlachtfeld verlassen, es dem jubelnden Volke einräumen. Daß nirgends die tief in ihrer militärischen Ehre gekränkten Offiziere den Versuch gemacht haben, sich ungehorsam zu zeigen, ist ein glänzendes Zeugnis für die im preußischen Heere herrschende Manneszucht.

Die sich zurückziehenden Truppen wurden überall vom Volke mit Jubelrufen begrüßt. Die Militärmusik mußte ertönen, aber nicht in fröhlicher

Leichen und Verwundeten, die in meinem Vorzimmer lagen, in die Zimmer meiner Wohnung zurück und beschworen mich, den wütenden Soldaten beschwichtigend entgegenzutreten, daß diese sich mit Verhaftung der Wehrlosen begnügen und nicht ohne Not Bürgerblut hinopfern möchten. Ich ergriff schnell das Klingelschild meiner Eingangsthür, rief den Offizieren zu, daß hier eine Privatwohnung mitten im Rathause sei, nannte mich, versicherte mit der Pfändung meines Lebens, dies sei die einzige Thür meiner Wohnung. Man möge sie besetzen, ich würde meine Familie rekognoscieren, dann könne man verhaften; aus meinen Fenstern sei nicht geschossen, Verwundete zu pflegen sei Christenpflicht.

Meine Worte wirkten nicht, es zeigte sich hier zuerst die grausame Wirkung der Maßregel, fremde Regimenter zur Aufrechterhaltung der Ordnung nach Berlin berufen zu haben. Offiziere hiesiger Garnison hätten mich leichter erkannt oder hätten die Wahrheit meiner Worte schneller begriffen. Hier trat Unkunde zur Wut, die an sich schon blind war. Ich fühlte den Degen des Offiziers in meinem Gesicht und sah mein Blut herabrieseln. An Ausrufungen der Verwünschungen ließen es die Herren auch nicht fehlen. Kolbenstöße, Bajonettstiche, Schüsse bedrohten mein Leben. Ich riß mir die Kriegsmedaille ab und rief den Wütenden entgegen, daß ich für das Vaterland und den König gefochten, noch ehe sie lebten, daß ich Kriegssitte kenne, daß ihre Grausamkeit und Mordlust ein Schandfleck für das preußische Heer sei. Durch diese Rede entging ich dem Tode, aber nicht den Mißhandlungen. Meine Bitte für die Meinigen fand kein Gehör. Diese waren in dem engen Raume der Küche, dem einzigen, der nach keiner Straße hinausliegt, zusammengedrängt. Meine Frau, drei erwachsene Töchter, meine beiden jüngsten Kinder noch in Betten, mein halberwachsener Sohn, in Gesellschaft zweier Schwestersöhne meiner Frau, die am Nachmittage, als sie von der Bedrängnis gehört, in welcher wir uns befanden, zu uns geeilt waren. Ohne mich anzuhören, packten mich die Gardisten fest, man riß zuerst meinen Neffen, den stud. jur. Hermann von Holtzendorff, am Barte von der Seite meiner Frau, als ob dieser Bart besonders verdächtig sei, und schleppte den jungen Mann mit rohem Ungestüm hinweg; nach ihm meinen zweiten Neffen, den Schulamtskandidaten Georg Zelle. Auch mein Sohn Richard entging der Wut nicht; an den Haaren aus den Armen der Mutter, der man das Bajonett auf die Brust hielt, fortgezerrt, wurde er draußen auf dem Flur zu den anderen gestellt, die man in meiner Wohnung aufgefunden hatte. Einige andere hatten sich durch die Hülfe eines entschlossenen Dienstmädchens vermittelst einer Waschleine aus einem Fenster nach dem Schulhofe hinabgelassen, sie selbst voran, wobei sie sich den Fuß verstauchte, und als die anderen glücklich entkommen waren, an einem Seile von mitleidigen Nachbarn in das erste Stockwerk eines anderen Hauses gerettet wurde. Inzwischen verschwendete ich fruchtlose Bitten an die Offiziere, mich bei den Meinigen zu lassen. Ich wurde mit allen Verhafteten fortgeschleppt und erhielt auf der Treppe viele Kolbenstöße, zuletzt noch an der Ecke der Scharrenstraße von einem Tambour Schläge auf den Kopf mit einem Trommelstock, ohne daß der Offizier ihn davon zurückhielt. So allgemein war das Vergnügen an Mißhandlungen bei dem 1. Potsdamer Garderegiment verbreitet. In der Breitenstraße gelang es mir, mich einigen höheren Offizieren bemerklich zu machen. Die Generale

von Aschoff und von Rauch befreiten mich und meinen Sohn und erwiesen mir auf meine Bitten die Liebe, mich durch die höchst aufgebrachten Soldaten, die bei jedem Schritte auf mich Blutenden eindringen wollten, zu den geängstigten Meinigen zu führen. Herr Oberst von Bonin trat zu mir heran und sagte mir die baldige Befreiung meiner beiden Neffen zu. Einer derselben, der Schulamtskandidat Georg Zelle, der bei der Festnehmung einen Bajonettstich in den Arm erhielt, wurde auch um 2 Uhr frei. Der andere, stud. jur. von Holtzendorff, war bereits ein Opfer soldatischer Wut geworden. Die Maßregel, auswärtiges Militär zur Aufrechterhaltung der Ruhe in der Hauptstadt anzuwenden, zeigte sich bei ihm am schrecklichsten. Er wurde zuerst ganz rücksichtslos fortgeschleppt und von zwei Soldaten, die den Weg zum Schlosse nicht kannten, in die Roßstraße, mitten unter die erbitterten Bürger geführt. Auf den Ruf „Loslassen" entließ ihn einer der Gardisten. Da erschoß ihn der andere, und diese Unthat brachte das schmerzliche Unglück über einen Familienverband, der mit der Liebe zum gediegenen Fortschritt der deutschen Sache treue Anhänglichkeit nie verleugnete. Der Gefallene ist der Sohn des Rittergutsbesitzers Herrn von Holtzendorff-Jagow und der Enkel des noch in gutem Andenken stehenden Professor Fischer, der einst Lehrer unseres Königs war.

Zu den Meinigen zurückgekehrt, setzte ich, obwohl durch zwei Wunden und eine Quetschung geschwächt, die Pflege des einzigen Verwundeten, der noch in meinem Vorzimmer lebte, fort und fand noch Gelegenheit, einen zweiten in Schutz und Pflege zu nehmen, der auf dem Boden des Rathauses unbewaffnet einen Säbelhieb über den Kopf erhalten hatte. Inzwischen hatte eine Truppenabteilung des 8. Frankfurter Regiments die Mannschaft der Potsdamer Garde auf dem Rathause abgelöst. Die Offiziere bewiesen sich menschlich gegen diejenigen, welche auf dem Turme bei jeder neuen Untersuchung gefangen wurden; so daß solche, die sich bei den Schüssen der Garde tot gestellt oder sonst versteckt hatten, sich diesen menschlicheren Truppen freiwillig ergaben. Ein junger Offizier, Herr von Schönermark, hat durch sein ehrenhaftes Verhalten im Dienst der Pflicht auf der einen Seite und durch seine Menschenfreundlichkeit in Behandlung der Verwundeten den Edelmut gezeigt, der als die schönste Tugend der preußischen Offiziere geehrt werden muß, und der unser Heer im Freiheitskampfe 1813—15 vor anderen im Lande des Feindes auszeichnete."

Im Jahre 1848 ist unter dem Titel: „Amtliche Berichte und Mitteilungen über die Berliner Barrikadenkämpfe" ein Werkchen in Heften erschienen, welches seinen amtlichen Charakter zwar nur der Buchhändlerspekulation verdankt, dessen Mitteilungen aber sich vor anderen durch Genauigkeit auszeichnen. Diese Berichte geben eine interessante Schilderung über die Vorgänge beim Schlosse Monbijou, Vorgänge, welche zwar keinen Einfluß auf die Entwickelung des Kampfes gehabt haben, aber wohl geeignet sind, das Verhalten der Bürger und Arbeiter am 18. März zu kennzeichnen. Schloß Monbijou, der damalige Wohnsitz des Prinzen Adalbert von Preußen, enthielt bedeutende Kunstschätze. Außer dem Kupferstichkabinett befand sich im Hauptgebäude im Garten das ägyptische Museum und eine Sammlung vaterländischer Altertümer.

„Am 18. März wurde die Wache durch ein Kommando von 60 Mann Artillerie unter Befehl des Lieutenant von Reibnitz verstärkt, vornehmlich zum Schutze der Wohnung des Prinzen bestimmt. Man hatte den Artilleristen, welche gewöhnlich nur mit kurzen Pallaschen versehen sind, alte Infanteriegewehre gegeben, welche nicht in stand gesetzt waren, denn sogar die Feuersteine fehlten; von Munition war nicht die Rede. Die Wachmannschaft vom Kaiser Franzregiment hatte scharf geladen und war mit Patronen versorgt. In letzter Zeit war es in der Versammlung der Stadtverordneten mehrmals zur Sprache gebracht worden, daß der linke Flügel des Gartenschlosses Monbijou zur Hälfte auf städtischem Grund erbaut worden sei, wodurch die Verbindung des Platzes mit der Oranienburgerstraße auf eine den Verkehr hemmende, die Fußgänger gefährdende Weise erschwert werde, weshalb der Antrag gestellt worden war, Se. Majestät zu bitten, einen Teil dieses Schlosses abtragen zu lassen. Ein Bescheid auf diese Bitte war noch nicht erfolgt, und unter dem Volkshaufen, welcher sich am 18. des Nachmittags, nachdem das Kanonenfeuer in der Königsstraße begonnen hatte, auf dem Monbijouplatze einfand, erhoben sich Stimmen, welche aufforderten, kurzen Prozeß mit der Erweiterung der Straße zu machen und den auf Grund und Boden der Bürger stehenden Flügel des Schlosses, welcher doch nur eine unnütze Gartenbudike sei, zu demolieren. Und gerade in diesem Schlosse befanden sich die erwähnten Handzeichnungen und Kupferstiche von unschätzbarem Werte. Einer der Konservatoren des königlichen Museums, Professor Hotho, Sohn eines unserer achtbarsten Bürgerältesten, wohnte in dem Hause seines Vaters in unmittelbarster Nähe. Er eilte auf den Platz und bot dem Offizier seine guten Dienste zur Beschwichtigung der Menge an, fand jedoch anfänglich bei ihm keine günstige Aufnahme. Der Lieutenant von Reibnitz erkannte das Bedenkliche seines Postens nicht, welchen er mit seinen unzulänglichen Verteidigungsmitteln, zumal wenn die Volksführer erfahren hätten, wie schlechte Waffen seine Leute führten, zu behaupten nicht im stande gewesen sein würde. Professor Hotho begab sich nochmals zu ihm und machte ihm bemerklich, daß es hier einzig und allein darauf ankommen könne, eine Sammlung von unschätzbarem Kunstwerte zu sichern, und beschwor ihn, durch keine herausfordernden Maßregeln das Volk zu Gewaltthaten aufzuregen. Der Lieutenant nahm jetzt die Vermittelung des Professors an, dieser begab sich mit seinem Sohne mitten unter die aufgeregte, die Waffen der Wache fordernde Menge, und auf seine Anfrage, ob sich nicht Studenten unter ihnen befänden, traten sogleich drei hervor, welche ihn als einen der wenigen Professoren der Universität kannten, welche den Einflüssen des Ministeriums mutigen Widerstand geleistet. Der Professor beschwor sie, ihren ganzen Einfluß aufzubieten, um die Menge von der Erstürmung und Demolierung des Schlosses, in welchem so kostbare Sammlungen sich befänden, abzuhalten. Die Studenten versprachen dies unter der Bedingung, daß die Besatzung die Waffen ausliefere und den Garten verlasse. Hotho begab sich zu dem Lieutenant zurück, welcher sich darauf beschränkte, seine Mannschaft vor dem Eingange zum Garten so aufzustellen, daß die mit scharf geladenen Gewehren versehenen im ersten Gliede, die übrigen dahinter standen. Während er auf einen Augenblick sich entfernt hatte, um Maßregeln gegen einen Ueberfall von der Seite der Oranienburgerstraße zu treffen, hatte der Unteroffizier

vom Kaiser Franzregiment, da einige Steine gegen die Wache flogen, Feuer geben lassen, wodurch einem Arbeiter die Hand zerschmettert und ein auf dem Balkon seines Hauses am äußersten Ende des Platzes stehender Bürger in die Backe geschossen wurde. Jetzt drang das Volk mit erneuter Wut vor, die Mannschaft und die herrliche Sammlung würde verloren gewesen sein, wenn nicht Professor Hotho und die Studenten dazwischen getreten wären, zugleich aber auch der Offizier laut und vernehmlich dem Unteroffizier mit strengsten Worten es verwiesen, daß er ohne seinen Befehl habe Feuer geben lassen und sofort den Abzug der ganzen Mannschaft aus dem Garten befohlen hätte. Die Menge drang jetzt in die Wachstube ein, zerschlug Thüren und Fenster und forderte Waffen. Dem anstürmenden Haufen trat jetzt von Reibnitz ganz allein entgegen, gab sein Ehrenwort, daß hier keine Waffen vorhanden seien, und er der gesamten Mannschaft Befehl erteilt habe, den Garten durch die Hinterthür zu verlassen und sich durch die Ziegelstraße nach der Kaserne zurückzuziehen. Den Befehl, die Waffen dem Volke zu übergeben, könne und werde er nicht erteilen, er stehe hier unbewaffnet und allein, er biete ihnen seine Brust zum Durchbohren an, er werde nicht von der Stelle weichen. Einige mit Pistolen und Flinten Bewaffnete stellten sich neben ihn, andere Bewaffnete und Fackelträger übernahmen es, den Garten zu durchsuchen und erklärten, den Lieutenant auf der Stelle niederzuschießen, wenn sich auch nur ein Soldat noch im Garten versteckt fände. Der Hofgärtner Meyer und seine Gehülfen mußten die Fackelträger begleiten, es waren Studenten dabei, welche die schonende Rücksicht hatten, die Durchsuchung nur auf den Garten zu beschränken und den Gartenbewohnern selbst den guten Rat erteilten, den etwa Eindringenden entgegen zu rufen: Altertümer! Nationaleigentum! Gewerbeinstitut. Da dem Publikum der freie Zutritt zu allen Kunstsammlungen gestattet ist, so wußten auch die heutigen, nächtlichen Besucher, daß sich das Museum vaterländischer Altertümer und das ägyptische Museum hier befinden. Als an eine der Thüren im Innern des Gartenschlosses, hinter welcher man Soldaten versteckt glaubte, von der Menge heftig angeklopft wurde, trat eine unheimliche Gestalt heraus, man hätte sie für eine Dame d'honneur der philosophischen Königin Sophie Charlotte halten können. Sie rief mit hohler Stimme und feierlichem Ernste der Patrouille entgegen: „Altertum, nichts wie Altertum!" Ein Fackelträger beleuchtete die Gestalt und sagte begütigend: „Legen Sie sich ruhig zu Bette, liebe Mumie! Achtung vor das Altertum." Man fand glücklicherweise keine Soldaten mehr in dem Garten, auf den Rapport hiervon wurde der brave Lieutenant von Reibnitz freigelassen, und die Wohnung des Prinzen sowohl als das Kupferstichkabinett waren gerettet; sie blieben unter dem Schutze einiger wohlgesinnter Männer des Volkes. Als in der Nacht ein zweiter Volkshaufe mit Fackeln heranzog, um das Schloß zu demolieren, trat Professor Hotho wiederum zu den Leuten heran und erklärte seinen Wunsch, den Führer zu sprechen, welcher auch sofort hervortrat. Es war ein mit einem Infanteriegewehr bewaffneter Handwerker. Hotho erklärte ihm, daß hier schon alles gethan, die Wache von den Bürgern genommen und besetzt sei; er möge mit seinen Leuten dahin ziehen, wo Hülfe Not thue, wo noch gekämpft werde. Der brave Mann ließ sich bedeuten und zog mit seiner Mannschaft auf der Stelle weiter nach der Neuen Promenade. Der Lieutenant von Reibnitz

nahm fürs erste die Einladung des Professors Hotho, der ihm eine Freistatt in seinem Hause anbot, an; während der Nacht begab er sich in die von dem Prinzen Adalbert bewohnten Zimmer nach Monbijou, ließ dem Prinzen, welcher sich auf dem königlichen Schlosse befand, Nachricht geben und sorgte dafür, daß die Kammerdiener seine wertvollen Sachen überbringen konnten. Wäre am Sonntage der Kampf erneut worden, so läge das Schloß Monbijou mit seinen reichen Sammlungen heute in Trümmer und Asche."

Der Kampf in den Straßen Berlins dauerte mit kurzen Unterbrechungen bis gegen 5 Uhr morgens am 19. März. Um diese Zeit erhielten die Truppen vom Schlosse aus Befehl, nicht ferner angriffsweise zu verfahren, sondern ruhig in ihren Stellungen zu verharren und diese nur im Falle eines Angriffs zu verteidigen. Ein solcher Angriff erfolgte nicht, der Kampf war daher beendet und zwar überall siegreich für die Truppen, denn nur die Barrikade am Alexanderplatz hatte von ihnen nicht genommen werden können. Am Morgen des 19. um 5 Uhr hatte das Militär zwar nicht den größten, aber den wichtigsten Teil der Stadt in seiner Gewalt. Die Truppen beherrschten die Linie vom Brandenburger Thor bis zum Alexanderplatz, vom Potsdamer Thor bis zur Friedrichsstraße und letztere von der Leipzigerstraßenecke an bis zur Spree. Die Spreebrücken waren besetzt und durch Geschütze verteidigt, auch der Weg vom Oranienburger Thor bis zum Schlosse konnte in jedem Augenblick frei gemacht werden, die Gegend um das Schloß herum, der Lustgarten bis Monbijou, der Stadtteil zwischen den Linden und der Spree und zwischen den Linden und der Leipzigerstraße mit Ausnahme der Mauerstraße, die ganze Jägerstraße, der Hausvoigteiplatz, die Straßen um die Werdersche Kirche herum, die Umgebungen der Königsstraße waren im unbestrittenen Besitz des Militärs; in allen anderen Stadtteilen aber standen noch immer die Barrikaden, die von Stunde zu Stunde mehr befestigt wurden und deren Erstürmung, wenn es zu weiteren Kämpfen kam, weit schwieriger werden mußte, als die der bisherigen Barrikaden gewesen war.

Zehntes Kapitel.

Friedrich Wilhelm hatte keinen Augenblick aufgehört, den Frieden herbeizusehnen, aber er wollte ihn nicht durch feige Nachgiebigkeit gegen die Empörer erkaufen; wenn die Bürgerschaft, von der er glaubte, daß sie keinen Teil an dem Aufstande hätte, sich aufraffte, wenn sie dafür sorgte, daß die Barrikaden weggeräumt würden, dann sollte auch das Militär sich zurückziehen, aber nicht früher! Der Bürgerschaft sollte zu jeder Stunde Gelegenheit gegeben werden, dem Könige ihre Wünsche vorzutragen, jede Deputation der Bürger wurde bereitwillig durch die vom Militär besetzten Schloßportale gelassen und erhielt die Erlaubnis, die Minister und selbst den König zu sprechen. Von dieser Erlaubnis wurde der weitgehendste Gebrauch gemacht. Wir lesen von einer großen Anzahl von Deputationen der städtischen Behörden und der Bürgerschaft, welche von dem Beginn des Kampfes an bis

zum Morgen des 19. den König auf dem Schlosse persönlich angeredet haben. Auch dem in der Stadt hochangesehenen Mitarbeiter der Vossischen Zeitung, Ludwig Rellstab, der in der Breitenstraße seine Wohnung hatte und Zeuge der erschütternden Scenen des Kampfes zwischen Bürgern und Soldaten gewesen war, gelang es, vor den König geführt zu werden und ihm eine Proklamation vorzulegen, die er in seinem Namen verfaßt hatte. Der König empfing ihn gütig, lehnte aber nach einer eingehenden Unterredung seine Bitte, das Militär zurückzuziehen, ab. Denselben Erfolg hatten alle anderen Deputationen, die der König vor sich ließ.

Bis zum Abend des 18. März hielt der König an der Ansicht fest, daß nur der niedrigste Pöbel hinter den Barrikaden sich verschanzt hätte; die übereinstimmenden Berichte aber, welche er von den verschiedensten Deputationen erhielt, machten doch endlich seinen Glauben wankend, und er begann jetzt den Aufstand aus einem anderen Gesichtspunkte zu betrachten; die Pöbelrotte konnte leicht von dem siegreichen Heer vernichtet werden, der Kampf gegen die Bürgerschaft einer ganzen, großen, volkreichen Stadt aber erschien gefährlicher.

Friedrich Wilhelm IV. war durchdrungen von tiefem Weh darüber, daß in seiner schönen und ihm so lieben Residenz der blutige Kampf entbrannt war. Noch einen Versuch wollte er machen, ihn zu beenden, er wollte sich persönlich an seine Berliner wenden, ihr Gefühl, ihre Liebe zu ihm anrufen, ihnen die Augen öffnen darüber, daß sie, verführt von fremden Emissären und Bösewichtern, ganz unnütz die Waffen ergriffen hätten. Allein in seinem Kabinett in der Nacht um 12 Uhr, ergriff der König die Feder und schrieb jene merkwürdige, ihm aus dem tiefsten Herzen quellende Proklamation an die Berliner, die das wichtigste Aktenstück des 18. März geworden ist, weil sie uns die Anschauung des Königs über die Tagesereignisse mit durchsichtigster Klarheit wiederspiegelt. Die Proklamation lautete:

An Meine lieben Berliner!

Durch Mein Einberufungspatent vom heutigen Tage habt Ihr das Pfand der treuen Gesinnung Eures Königs zu Euch und zum gesamten deutschen Vaterlande empfangen. Noch war der Jubel, mit dem unzählige treue Herzen Mich begrüßten, nicht verhallt, so mischte ein Haufen Ruhestörer aufrührerische und freche Forderungen ein und vergrößerte sich in dem Maße, als die Wohlgesinnten sich entfernten. Da ihr ungestümes Vordringen bis ins Portal des Schlosses mit Recht arge Absichten befürchten ließ, und Beleidigungen wider Meine tapfern und treuen Soldaten ausgestoßen wurden, mußte der Platz durch Kavallerie im Schritt und mit eingesteckter Waffe gesäubert werden, und zwei Gewehre der Infanterie entluden sich von selbst, Gottlob, ohne irgend jemand zu treffen. Eine Rotte von Bösewichtern, meist aus Fremden bestehend, die sich seit einer Woche, obgleich aufgesucht, doch zu verbergen gewußt hatten, haben diesen Umstand im Sinne ihrer argen Pläne durch augenscheinliche Lüge verdreht und die erhitzten Gemüter von vielen Meiner treuen und lieben Berliner mit Rachegedanken um vermeintlich vergossenes Blut erfüllt, und sind so die greulichen Urheber von Blutvergießen geworden. Meine Truppen, Eure Brüder und Landsleute, haben erst dann von der Waffe Gebrauch gemacht,

als sie durch viele Schüsse aus der Königsstraße dazu gezwungen wurden. Das siegreiche Vordringen der Truppen war die notwendige Folge davon.

An Euch, Einwohner Meiner geliebten Vaterstadt, ist es jetzt, größerem Unheil vorzubeugen. Erkennt, Euer König und treuester Freund beschwört Euch darum, bei allem, was Euch heilig ist, den unseligen Irrtum! Kehrt zum Frieden zurück, räumt die Barrikaden, die noch stehen, hinweg und entsendet an Mich Männer, voll des echten, alten Berliner Geistes, mit Worten, wie sie sich Eurem König gegenüber geziemen, und Ich gebe Euch Mein königliches Wort, daß alle Straßen und Plätze sofort von den Truppen geräumt werden sollen und die militärische Besatzung nur auf die notwendigen Gebäude des Schlosses, des Zeughauses und weniger anderer, und da auch nur auf kurze Zeit beschränkt werden wird. Hört die Stimme Eures Königs, Bewohner Meines treuen und schönen Berlins, und vergesset das Geschehene, wie Ich es vergessen will und werde in Meinem Herzen, um der großen Zukunft willen, die unter dem Friedenssegen Gottes für Preußen und durch Preußen für Deutschland anbrechen wird.

Eure liebreiche Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die sehr leidend darnieder liegt, vereinigt ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den Meinigen.

Geschrieben in der Nacht vom 18. zum 19. März 1848.

Friedrich Wilhelm.

Diese Proklamation hatte ebenso wenig wie die vorangegangenen Versuche zur Wiederherstellnng des Friedens den vom Könige erhofften Erfolg. Sobald die Bürger den Eingang gelesen hatten, die Geschichte der zwei Schüsse, der Rotte von Bösewichtern, meist aus Fremden bestehend u. s. w., warfen sie die Proklamation mit Unwillen von sich, ja einige zerrissen sie in wilder Wut, sie sprachen von Lügen, die dem Könige vorgegaukelt seien, sie riefen, daß sie schändlich verraten seien, und traten das Papier mit Füßen. Niemand wollte den königlichen Worten glauben. Wußten doch die Bürger, daß nicht der Pöbel, sondern sie selbst hinter den Barrikaden gestanden und gekämpft hatten, daß sie nicht verführt worden, sondern freiwillig im Gefühl der höchsten Erregung zum Kampf geeilt seien. Selbst der Berliner Witz machte sich in giftigster Weise mit der Proklamation zu schaffen. In einem hölzernen Brunnengehäuse der Breitenstraße war ein Stück einer Granate stecken geblieben. Ein Witzbold schnitt von der Proklamation die Ueberschrift und Unterschrift ab. Die Ueberschrift: „An Meine lieben Berliner", klebte er über, die Unterschrift „Friedrich Wilhelm IV." unter das Kugelstück*).

In dem Kriegsrate, der in der Nacht im Schlosse gehalten worden, und aus dem der Befehl an die Truppen, nicht weiter vorzudringen, hervorgegangen war, hatte der General von Prittwitz sich dahin ausgesprochen, daß er sich zwar stark genug fühlte, mit den ihm zu Gebote stehenden Truppen die eingenommenen Stellungen zu behaupten, nicht aber stark genug, um die ganze Stadt zu erobern. Wenn die Einwohnerschaft sich nicht freiwillig unterwerfe, werde es notwendig sein, Berlin eng einzuschließen und in anderer Weise

*) Auch in der ersten Nummer des Kladderadatsch vom 7. Mai 1848 ist die Proklamation: „An Meine lieben Berliner" in der Einladung zum Abonnement parodiert.

den Kampf fortzusetzen. Diese Ansicht des Oberbefehlshabers hatte den Befehl zum Stillstand an die Truppen zur Folge. Seitdem aber waren manche nicht eben günstige Nachrichten im Schlosse eingetroffen. Die Soldaten waren vom langen Kampf erschöpft, während die Bürger am Morgen des 19. mit frischer Kraft an die Barrikaden geeilt waren, vorläufig freilich, ohne im Kampf fortzufahren, da sie nicht angegriffen wurden, aber doch bereit, in jedem Augenblick von neuem die Waffen zu führen.

Es gab heftige Debatten unter den Ministern und Generalen; die große Mehrzahl erklärte, daß nur das Zurückziehen der Truppen zum schnellen Frieden führen könnte, während andere Offiziere den Kampf energisch fortgeführt sehen wollten. Endlich wurde mit Genehmigung des Königs der Beschluß gefaßt, die Truppen sollten langsam zurückgezogen werden, das Schloß, das Zeughaus und andere öffentliche Gebäude aber militärisch besetzt bleiben. Dieser Beschluß des Königs wurde von ihm persönlich auch einer gerade im Schlosse anwesenden Anzahl von Bürgern mitgeteilt. Unter diesen befanden sich der Bürgermeister Naunyn, der Stadtrat Duncker, der Bezirksvorsteher Vollmer und der frühere Polizist Dr. Stieber, der sich in der letzten Zeit durch Verteidigung der von der Regierung verfolgten Demagogen einen Namen gemacht hatte. Wir wollen die weiteren Vorgänge den mehrerwähnten militärischen Berichterstatter erzählen lassen: „Nach dem Gespräche mit jenen Bürgern hatte sich der König mit den beiden Ministern von Bodelschwingh und Graf von Arnim in sein Kabinett zurückgezogen. Bald nachher erschien Herr von Bodelschwingh allein und erklärte: „Da man begonnen habe, die Barrikaden zu räumen, und versprochen, damit fortzufahren, und die Ordnung aufrecht zu erhalten, so befehle Se. Majestät der König, daß die Truppen von den Straßen und Plätzen zurückgezogen würden." Eine hohe Person unterbrach den Minister mit den Worten: Schloß, Zeughaus, Schloßplatz, Lustgarten müßten doch besetzt bleiben; Herr von Bodelschwingh aber erwiderte; die Ausdrücke Sr. Majestät seien bestimmt gewesen „von Straßen und Plätzen". Ein Mitglied der Deputation schlug vor, man möge erklären, von den Straßen und öffentlichen Plätzen, unter letzteren wären Schloßplatz und Lustgarten nicht verstanden. Minister von Bodelschwingh rief jedoch in aufgeregtem, heftigem Tone, an einem königlichen Wort dürfe nicht gedeutelt werden, es sei der letzte Befehl, den er als Beamter brächte u. s. w. Einige Mitglieder der Deputation riefen: Nun nur rasch die Stabsoffiziere bestimmen, welche zu den Truppen reiten, denn unseren Worten allein wird nicht geglaubt; andere äußerten Bedenken über die völlige Entfernung der Truppen. Der kurz vorher eingetretene General von Prittwitz erklärte bestimmt, daß bei dem augenblicklichen Zustande der Straßen ein allmähliches, schritt- und bedingungsweises Zurückgehen der Truppen unausführbar, das Verschwinden derselben von Straßen und Plätzen ganz unmöglich sei. Er erklärte weiter, daß, wenn dieses Verschwinden eintreten solle, nur übrig bleibe, die fremden Truppen nach den Kantonnierungen, die einheimischen nach den Kasernen abrücken zu lassen. Damit gehe aber sofort die Verbindung der einzelnen Truppenteile, nicht allein unter sich, sondern auch mit dem Befehlshaber verloren, Schloß und Zeughaus könnten nicht mehr unterstützt werden, und die Truppen sähen sich mit gebundenen Händen dem Gegner überliefert. Auch dieser Erklärung setzte der Minister den be-

stimmten königlichen Befehl entgegen, und zwar in lebhafter, keinen Widerspruch duldender Weise. General von Prittwitz führte die Deputation nach dem kleinen Schloßhofe und rief hier (es mochte nicht völlig 11 Uhr sein), einige mit Pferden versehene Offiziere zu sich, denen er eröffnete: Se. Majestät habe nicht allein das Aufhören der Feindseligkeiten, sondern auch den Rückzug befohlen, jedoch unter der Bedingung, daß die Gegner die Barrikaden niederlegten. Der Bürgermeister Naunyn erbat sich den Major Graf Rödern zum Begleiter nach der Friedrichsstraße, Oberst Graf Schlieffen ging mit dem Bezirksvorsteher Vollmer und dem Dr. Stieber nach dem Dönhoffsplatze ab, Lieutenant von L'Estocq wurde zum General von Möllendorf gesendet. Adjutanten eilten nach allen Punkten, wo sich kleinere Detachements befanden."

Der Befehl zum Rückzug der Truppen war gegeben. Hatte ihn der König so erlassen, wie ihn der Minister von Bodelschwingh deutete? Ein Dunkel schwebt über den Hergängen jenes Morgens, welches bis zum heutigen Tage noch nicht völlig gelichtet ist. Die am meisten beteiligten Staatsmänner, die Minister von Bodelschwingh und von Arnim und der General von Prittwitz, haben jeder die Schuld, daß sie den königlichen Befehl mißverstanden und in zu weiter Ausdehnung befolgt hätten, von sich abzuwälzen und den anderen zuzuschieben versucht. Sie haben sich völlig widersprechende öffentliche Erklärungen abgegeben. Keiner von ihnen wollte verantwortlich sein für die verhängnisvollen Folgen, welche der Rückzugsbefehl der Truppen trug, keiner dafür, daß durch ihn das siegreiche Heer zu einem besiegten wurde, daß der Straßenkampf des 18. März, der bis zu diesem Augenblick nicht mehr als ein gewöhnlicher Volksaufstand gewesen war, den Charakter einer siegreichen Revolution gewann.

Es war ein wunderschöner, herrlicher Frühlingsmorgen. So freundlich hatte die Sonne lange nicht geschienen wie früh am 19. März.

Die Straßen Berlins boten an jenem Morgen einen furchtbaren Anblick. Vor den Barrikaden und einzelnen Häusern standen Blutlachen, furchtbar entstellte Leichen der gefallenen Bürger lagen auf dem Pflaster; in der Nacht hatten sie nicht fortgebracht werden können, jetzt erst, in der Zeit des Waffenstillstandes wurden sie auf schnell zubereitete Tragbahren gelegt, um wenigstens in die Häuser getragen zu werden. Neben den Toten lagen Verwundete, die erschöpft von dem Blutverlust der unverbundenen Wunden, kaum noch den Ort zu stammeln vermochten, wohin man sie bringen sollte. Der Verwundeten aber waren nur wenige, die Soldaten hatten meistens dafür gesorgt, daß die Bürger vor den Barrikaden nur Leichen fanden. Tote und verwundete Militärs bemerkte man nicht, denn die Truppen hatten ihre Gefallenen und Verwundeten immer gleich fortgeführt.

Bald nach Tagesanbruch regte sich auf den Straßen Berlins wieder ein geschäftiges Leben. Unter den Linden versammelte sich nach und nach eine große Zahl neugieriger Menschen; das Militär ließ sie ruhig passieren, auch in anderen Straßen wurde dies gestattet.

Als die Nachricht kam, der König habe den Rückzug der Truppen befohlen, war der Jubel groß. Den vom Schlosse abgesandten Offizieren, welche die Friedensnachrichten zu verbreiten die Aufgabe hatten, schlossen sich viele Bürger an, und mit unglaublicher Schnelligkeit drang das Friedenswort durch die ganze Stadt. Nur an einzelnen Stellen traf es auf Miß-



Kaiser Wilhelm I.,
geb. 22. März 1797, gest. 9. März 1888.

:auen, einige Barrikaden wurden deshalb auch nicht fortgeräumt, die meisten erschwanden aber fast so schnell, wie sie entstanden waren.

Es war für Offiziere und Soldaten gewiß eine schwere Aufgabe, dem Befehle zu gehorchen. Sie glaubten Sieger zu sein, und jetzt mußten sie leich Besiegten das Schlachtfeld verlassen, es dem jubelnden Volke ein- äumen. Daß nirgends die tief in ihrer militärischen Ehre gekränkten Offi- iere den Versuch gemacht haben, sich ungehorsam zu zeigen, ist ein glänzendes Zeugnis für die im preußischen Heere herrschende Manneszucht.

Die sich zurückziehenden Truppen wurden überall vom Volke mit Jubelrufen begrüßt. Die Militärmusik mußte ertönen, aber nicht in fröhlicher

Weise, welche schlecht zu den traurigen Vorgängen der vergangenen Nacht gepaßt hätte, sondern in ernsten Melodien, am liebsten in Chorälen. Die Truppen vermieden auf ihrem Rückzuge die Straßen, in welchen sie am Tage vorher und in der Nacht siegreich gekämpft hatten.

Die auswärtigen Truppen verließen die Stadt, die Berliner Regimenter zogen sich in ihre Kasernen zurück; nur an einzelnen Punkten, so in der Neuen Wache, in der Bank und im königlichen Schlosse waren schwache Besatzungen zurückgeblieben; im Schlosse 6 Kompagnien, die einstweilen im Hofe aufgestellt, dann aber in das Innere des Gebäudes, in die Säle und Gänge zurückgezogen wurden, um das Volk, welches von allen Teilen der Stadt her nach dem Schlosse drängte, vollständig zu beruhigen.

Der Schloßplatz war wieder wie am Mittage des 18. der Sammelplatz einer zahllosen Volksmenge. Auch die Schloßhöfe wurden ihr geöffnet. Hierhin brachte man die Leichen der auf den Barrikaden gefallenen Kämpfer. Sie wurden auf Bahren durch die Straßen getragen, man holte sie aus den Häusern, in denen das Militär während der Nacht am furchtbarsten gehaust hatte und legte sie auf schnell herbeigeholte Leiterwagen. Die blutigen Wunden wurden mit Blumen geschmückt. Ein wildes, wirres Durcheinander herrschte auf den Schloßhöfen, auf dem Schloßplatz und Lustgarten. Die aufgeregte Menge konnte leicht durch irgend einen Zufall zu Gewaltthaten verführt werden.

Ein neuer Leichenzug langte vor dem Schlosse an, er war grauenhafter als einer der früheren. Vier Leichen, die mit grünen Zweigen geschmückt, deren Bahren mit Blumen belegt waren, wurden in das Schloß getragen. Man hatte ihre Wunden entblößt. Vor dem Schloßportal unter dem Balkon des Königs hielten die Träger. In wilder Wut rief die versammelte Menge, der König solle erscheinen. Die Grafen Arnim und Schwerin traten auf den Balkon, sie versuchten es vergeblich, durch versöhnende Worte das Volk zu beschwichtigen. Immer lauter, immer wilder ertönte der Schrei: „Der König!“ Die Minister vermochten durch den tosenden Lärm nicht mit ihrer Stimme zu dringen. Die Aufregung wuchs, sie erschien so gefährlich, daß endlich der König sich bewegen ließ, auf den Balkon zu treten. Am Arme führte er die Königin. Als er hinaustrat und die blutigen, entstellten Leichen sah, zeigte er sich schmerzlich bewegt, die Königin bebte erschreckt vor dem entsetzlichen Anblick zurück. Der Ruf: „Hut ab!“ erschallte. Der König zuckte beleidigt zusammen, aber er zollte den Toten seine Achtung, indem er das Haupt entblößte. Er wollte zum Volke sprechen; der Lärm war so groß, daß er sich vergeblich bemühte, zu Worte zu kommen. Grüßend trat er zurück, tief erschüttert, tief erschöpft; die Leichen wurden fortgetragen, das Volk aber stimmte den Choral: „Jesus, meine Zuversicht“ an.

Am Nachmittage wurde durch amtliche Anschläge die Ministerveränderung dem Volke bekannt gegeben. Graf Arnim übernahm den Vorsitz im Staatsministerium, Graf Schwerin das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten. Auch die vom Volke stürmisch verlangte Bürgerbewaffnung gewährte der König. Ihre Leitung übernahm der Polizeipräsident von Minutoli, dem sich freiwillig, einige Bürger anschlossen. Die beiden Minister, die Grafen Arnim und Schwerin, zeigten sich dabei äußerst thätig, sie leiteten selbst im Zeughause die Aus-

teilung der Gewehre. Nachmittags gegen 5 Uhr traf eine kleine Abteilung der Bürgerschützengilde im Schlosse ein. Auf ihrem Wege durch die Königsstraße waren die Bürgerschützen, welche in ihren glänzenden Uniformen nach dem Schlosse zogen, vom Volke mit lautem Jubel empfangen worden. Eine Stunde später besetzte mit den Bürgerschützen gemeinschaftlich eine schnell organisierte Abteilung der neuen Bürgerwehr das Schloß.

Der König vertraute sich dem Schutze seiner Bürger an, der freilich schwach genug gewesen wäre, wenn das Volk von Berlin überhaupt an eine Fortsetzung der Revolution gedacht hätte. Von einem wirklichen Wachtdienst war nicht viel die Rede. Die neuen Bürgerwehrmänner erzählten sich, während sie Schildwacht standen, harmlos etwas mit den sie umringenden Neugierigen, sie rauchten gemütlich ihre Cigarren, tauschten mit irgend einem der Vorübergehenden Feuer aus und ließen es sich im übrigen wohl in der Wachtstube sein. Der gute Wein, der ihnen aus dem königlichen Keller geliefert wurde, das Abendbrot, für welches die königliche Küche sorgte, mundete ihnen vortrefflich. Auch die Neue Wache wurde durch Freiwillige der Bürgerwehr besetzt, das Militär hielt sie gemeinschaftlich mit den Bürgern nur kurze Zeit, dann zog es sich in die Kaserne zurück.

Von dem Augenblicke an, wo die Truppen zurückgezogen waren, herrschte in Berlin am 19. eine völlige Gesetzlosigkeit. Das Volk regierte sich für einige Tage selbst, denn die königlichen Behörden waren außer Thätigkeit gesetzt. Daß es nach dem Kampfe nicht ohne einige Ausschreitungen abgehen konnte, ist natürlich; niemals aber haben die Berliner einen schlagenderen Beweis für den sie durchdringenden gesetzlichen Sinn gegeben als an jenem Tage, denn selbst das großstädtische Gesindel, welches die Kartoffelrevolution zu Diebstählen und Plünderungen der Ladenkassen benutzt hatte, wurde ohne besondere Anstrengung im Zaume gehalten. Die Bürger übten eine so gute Polizei, daß vielleicht niemals in Berlin weniger gestohlen worden ist als am 19. März. Die Pöbelexzesse, welche vorkamen, beschränkten sich auf die Bestrafung einiger Männer, welche das Volk entweder für fanatische Anhänger des absoluten Königtums oder gar für Verräter hielt. So wurde der Oberbürgermeister Krausnick von einem Volkshaufen in der Königsstraße umringt und zur Abdankung aufgefordert. Es gelang ihm aber, unter dem Schutze einiger Bürger in das Schloß zu kommen.

Unter den Linden unweit der Friedrichstraße wohnte der Hofhandschuhmacher Wernicke. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, Wernicke habe ein paar Polen dem Militär angezeigt und ihre Verhaftung bewirkt. Ein großer Volkshaufen, unter dem man auch viele anständig, ja vornehm gekleidete Männer bemerkte, versammelte sich vor der Thür des Herrn Wernicke. Der Laden wurde erbrochen und alles, was sich darin befand, teils demoliert, teils auf die Straße geschleppt. Die sämtlichen Handschuhe wurden in kleine Stücke zerrissen und überhaupt alles, was irgend Wert hatte, vernichtet. Eine wunderbare Ordnung zeigte sich bei diesem Vorfalle. Wenn man auch zerstörte, so war man doch weit davon entfernt, irgend etwas zu nehmen, ja man bestrafte einen Knaben, der einen fast wertlosen Lederlappen zu sich stecken wollte, auf der Stelle durch tüchtige Prügel. „Wir sind keine Diebe!“ so rief dem Jungen ein Arbeitsmann zu, indem er ihn derb züchtigte, und das war die Meinung aller. Man wollte strafen, nicht

rauben! An die Thür des Ladens schrieb man nach vollbrachter Strafe mit Kreide die Worte: „So straft man einen Verräter!" Nachdem man auf diese Weise die sämtlichen Mobilien und Warenvorräte des sogenannten Verräters der Vernichtung preisgegeben hatte, zog der Volkshaufen weiter, dem Palaste des Prinzen von Preußen zu.

Der Prinz von Preußen wurde vom Volke als eigentlicher Urheber des Straßenkampfes angesehen. Man erzählt, von ihm sei schon in den Tagen vor dem 18. März der Befehl ausgegangen, auf das Volk zu schießen, und in der Nacht vom 18. zum 19. habe er vorzugsweise darauf gedrungen, daß das Militär nicht zurückgezogen werde, sondern den Kampf mit äußerster Energie fortsetze. Von welcher Seite her und zu welchem Zwecke diese Gerüchte ausgesprengt wurden, ist nicht bekannt geworden, aber Thatsache ist es, daß sie am 19. März fast allgemein geglaubt wurden. Gegen die Person des abwesenden Prinzen konnte sich die Wut der Volksmasse nicht richten, wohl aber gegen sein Eigentum. Als nach der Zerstörung der Wernickeschen Ladenvorräte sich der Ruf erhob: „Nach dem Palais des Prinzen von Preußen, kein Stein soll auf dem andern bleiben!" fand er sofort Gehorsam. Der Volkshaufe zog lärmend und schreiend seinem Ziel entgegen. Zwei Bürger standen vor dem Palais, um es zu beschützen. Man forderte sie auf, diesen Posten zu verlassen, und wollte dann die Zerstörung beginnen, als eine laute Stimme, alles Geschrei übertönend, aus dem Volkshaufen laut wurde: „Schont das Nationaleigentum, das Palais des Prinzen von Preußen wird hiermit zum Nationaleigentum erklärt!" Ein ungeheurer Jubel erhob sich unter dem Volke, der immer lauter wurde, als auf den Balkon ein Redner, Ludwig Eichler, trat, der eine große schwarz-rot-goldene Fahne in der Hand hielt und sie schwenkte; dann aber mit wenigen ergreifenden Worten zur Ruhe mahnte, so lange die für die Freiheit gefallenen Helden noch nicht bestattet seien. Als am folgenden Tage der Tumult vor dem Palais des Prinzen von Preußen sich wiederholte, brachte man vier große Inschriften: „Volkseigentum", „Nationalgut", und zweimal: „Eigentum der ganzen Nation" an dem Gebäude an. Es ist bezeichnend genug für die Urteilslosigkeit der Volksmasse, daß sie sich durch das leere Wort Nationaleigentum beruhigen ließ. Ludwig Eichler hat sich damals ein großes Verdienst um die Stadt erworben, welches nicht vergessen werden sollte. Einige Wütende verlangten an jenem Tage, der Palast sollte den Flammen überliefert werden. Die Folgen, welche ein solcher Vandalismus, durch den auch die Schätze der angrenzenden königlichen Bibliothek gefährdet worden wären, gehabt haben würde, lassen sich gar nicht übersehen.

In der Königsstraße fand ein ähnlicher Akt der Volksjustiz wie bei dem Handschuhmacher Wernicke statt. Der Major a. D. von Preuß solle in der Nacht vom 18. zum 19. mehrere junge Leute, wie man sagte Studenten, unter dem Vorgeben in seine Wohnung gelockt haben, daß sie von den Fenstern mit größerer Sicherheit auf das Militär schießen könnten; dann aber habe er sich, so erzählte man, in Uniform geworfen, habe Soldaten geholt und diesen befohlen, die jungen Leute zu erschießen. Eine so furchtbare Anklage mußte die Wut des Volkes im höchsten Grad erregen, und daß von einer Untersuchung, ob die Anklage begründet sei oder nicht, bei einer Volksaufregung wie die damals herrschende, gar nicht die Rede sein konnte, versteht

ich wohl von selbst. Auch vor der Wohnung des Majors von Preuß versammelte sich ein Volkshaufen. Man erbrach die Thür und brachte alles, was sich irgend von Wert vorfand, auf die Straße. Die kostbarsten Möbel, herrliche Spiegel wurden aus den Fenstern geworfen. Mitten auf dem Damme hatte man ein Feuer angezündet, welches von den Möbeln, die man aus dem Hause brachte, genährt wurde, und in dieses warf man alles irgend Wertvolle; kostbare Gemälde, silberne Leuchter, ganze Pakete von Papiergeld und wertvollen Scheinen wurden in die Flammen geworfen und ohne Gnade vernichtet; niemand aber nahm auch nur eine Kleinigkeit an sich, niemand wollte sich mit dem Gute des vermeintlichen Verräters besudeln. Der Schaden, welcher dem Major von Preuß durch die Zerstörung seines Eigentums erwuchs, wurde von ihm selbst später auf über 20,000 Thaler berechnet. Nach einem Zeitungsbericht, der wenige Tage nach dem 19. erschien, war das Schicksal des Herrn von Preuß um so härter, als es ihn ganz ohne sein Verschulden traf. Einige geachtete Bürger bezeugten, daß sie der vielgeschmähte Mann am Nachmittage des 18. März, als sie von dem in das Haus gedrungenen Militär verfolgt wurden, in seiner Wohnung verborgen und ihnen dadurch das Leben gerettet hätte.

Andere sogenannte Volksverräter traf ein milderes Schicksal als Herrn von Preuß, das Volk begnügte sich, ihnen ein Pereat zu bringen und Spottlieder vor ihren Thüren zu singen.

Am Abend des 19. März war ganz Berlin so glänzend erleuchtet, wie es sonst nur bei besonderen Freudenfesten des Hofes, bei Huldigungen, Einholungen u. s. w. der Fall zu sein pflegte. Heute galt die Illumination dem Siege der Revolution. In allen Straßen hörte man jubeln und singen; heitere, geputzte Männer und Frauen durchzogen die Stadt, Freudenschüsse knallten, und selbst Feuerräder und Raketen sah man in vielen Orten in die Luft steigen. Alles war voll Freude und Lust. Man vergaß, daß man das Glück des Augenblicks durch den Kampf, durch den Tod von Freunden und Brüdern errungen habe.

Es war längst Nacht geworden, als in die Thore Berlins kleine Trupps von je zehn Männern einzogen, welche mit neugierigen Blicken um sich schauten und freudig bewegt die festlich erleuchteten Häuser anblickten. Das Aussehen dieser Männer kontrastierte seltsam mit dem der geschmückten Leute, denen sie auf der Straße begegneten. Die meisten Ankommenden schleppten sich nur mühsam vorwärts. Viele hatten schlecht verbundene Wunden, und nur wenige waren unverletzt. Es waren dies die Gefangenen, welche soeben von Spandau kamen. Die vom Militär während des Kampfes gemachten Gefangenen hatten am frühen Morgen nach Spandau marschieren müssen. Auf dem Wege waren sie nicht nur von den eskortierenden Soldaten, sondern sogar von den Einwohnern Charlottenburgs und Spandaus auf empörende Weise verhöhnt und vielfach mißhandelt worden. Ueber die Qualen, welche die Unglücklichen auf dem Marsche erleiden mußten, giebt uns die Schrift eines Teilnehmers jenes Zuges, Adalbert Rördanß, eine ausführliche Schilderung. In Spandau wurden die Gefangenen in die Kasematten geführt und dort einquartiert. In den mit Ziegelsteinen gepflasterten Raum wurde nicht einmal Stroh gebracht, damit die bis zum Tode Erschöpften etwas ausruhen könnten, zudem herrschte eine eisige Kälte, so daß sie sich zu Haufen zusammendrängen mußten,

um nur etwas erwärmt zu werden. Gegen 12 Uhr wurde Kommißbrot unter die Gefangenen verteilt, welche vor Hunger und Durst ganz erschöpft waren, und mit wahrer Begierde fielen alle über die grobe, ungewohnte Speise her. Auch ein Eimer Wasser wurde herumgereicht, damit einer nach dem anderen daraus seinen Durst löschen könnte. So wurde es wieder Abend, denn schon um 3 Uhr nachmittags trat die Nacht in jenem Gefängnisse ein, da öffnete sich plötzlich die Thür, und in kleinen Trupps zu zehn Mann wurden die Gefangenen einzeln herausgelassen; immer nach einer Pause von etwa zehn Minuten öffnete man wieder die Thür für neue zehn Mann, und die Zurückbleibenden wußten nicht, was aus den Fortgeführten wurde. Den kleinen Trupps, welche man herausgeführt hatte, kündigte zu ihrem höchsten Staunen, denn es wußte ja keiner von ihnen, was in Berlin während dieser Zeit vorgegangen war, ein Offizier der Besatzung ihre Befreiung an, indem er sagte: der König wolle sie begnadigen, weil er davon überzeugt sei, daß die meisten unter ihnen nur verführt oder ganz unschuldig wären. Die Gefangenen wären natürlich gern auf der Eisenbahn oder zu Wagen nach Berlin zurückgekehrt, denn ihre Glieder waren durch die erlittenen Mißhandlungen wie zerschlagen, sie waren todmüde von den Strapazen der vergangenen Nacht, von denen sie sich auf einem harten Steinlager nicht hatten erholen können, aber auch dies wurde ihnen nicht gestattet, sie mußten auf einem Nebenwege, über die Jungfernheide und Moabit nach Berlin zurückkehren. Nur unter dieser Bedingung gab man ihnen die Freiheit. So wurde es denn Nacht, ehe die Gefangenen, welche ihre müden Glieder kaum fortzuschleppen vermochten, nach Berlin kamen, und hier zu ihrer unendlichen Freude die Nachricht von dem Siege vernahmen, welchen das Volk von Berlin in der vorigen Nacht erkämpft hatte, von dem Siege, dem allein sie ihre Befreiung verdankten.

Elftes Kapitel.

Am Morgen des 20. März hatte Berlin äußerlich fast wieder sein altes Aussehen gewonnen; die Barrikaden waren fast sämtlich fortgeräumt, nur hier und da erinnerte das aufgerissene Straßenpflaster noch an den Ort, wo sie gestanden hatten. Die Läden waren wieder wie gewöhnlich geöffnet, aber das Leben in der Residenz war wie durch einen Zauberschlag verändert; an Geschäfte dachte auch am 20. März noch niemand, die Ladenbesitzer standen vor den Thüren und unterhielten sich mit den Nachbarn und den Vorübergehenden. Vergeblich schaute man sich in den Straßen nach den glänzenden Uniformen der Gardeoffiziere um, sie waren verschwunden; die wenigen in Berlin zurückgebliebenen Offiziere hatten die bunte Tracht mit einem Civilanzuge vertauscht. Aber Soldaten gab es doch in Berlin! Die Bürger, welche sich so schnell wie möglich zur Bürgerwehr organisiert hatten, trabten als Patrouillen einher. Sie fühlten sich recht wichtig in ihrer neuen Würde, und vor allem glaubten sie die Aufgabe zu haben, jeden etwa entstehenden Auflauf im Keime zu ersticken. Der Sinn für Gesetz und Ordnung war allen Bürgern Berlins so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie

am zweiten Tage nach der Revolution ihren höchsten Beruf darin fanden, Polizei zu spielen; vorläufig freilich noch in recht gemütlicher Weise. Die Bürgerschildwachen und Patrouillen rauchten ihre Cigarren und plauderten mit den Spaziergängern, und ihre Polizeiautorität wendeten sie nur im äußersten Falle an.

Das Volk von Berlin fühlte sich zum ersten Male frei, und von dieser neu gewonnenen Freiheit machte es den ausbündigsten Gebrauch, indem es die Cigarren nicht ausgehen ließ. Das freie Tabakrauchen auf den Straßen wurde später in der Zeit der Reaktion vom Berliner Witz als die vorzüglichste, ja als die einzige Errungenschaft der Revolution bezeichnet. Man rauchte auf den Straßen, fliegende Buchhändler erschienen plötzlich und verkauften Zeitungen, Broschüren und Plakate, die Straßenecken bedeckten sich mit Anzeigen, welche ohne Genehmigung einer hohen Polizei gedruckt und angeschlagen worden waren. Vor vielen Häusern wurden Tische und Stühle mit Becken und Tellern aufgestellt, welche die Ueberschrift trugen: „Für die Hinterbliebenen der im Kampfe Gefallenen", und auch diese Sammlungen wurden natürlich ohne vorher eingeholte polizeiliche Erlaubnis veranstaltet. Die Straßen waren mit schwarz-rot-goldenen Fahnen geschmückt, Kokarden von denselben bisher verpönten Farben prangten an den Hüten, Volksversammlungen wurden berufen; alles dies geschah, obgleich die dagegen sprechenden Verbote noch nicht formell aufgehoben waren.

Hierauf allein aber beschränkten sich auch die Ungesetzlichkeiten der Berliner. Schon am 20. herrschte im großen und ganzen in der revolutionären Stadt eine so große Ruhe, eine so ungestörte Sicherheit, als wären Wochen seit dem Straßenkampfe vergangen.

Nicht so schnell wie das Volk sammelte sich die Regierung. Sie lebte und handelte noch immer unter dem Eindrucke der Ereignisse des 18. und 19. März. Schon am 20. erschien der Kabinettsbefehl, nach welchem der bisherige Präsident des Ober-Censurgerichts, Dr. Bornemann, zum Justizminister ernannt, und auch der Abgeordnete Camphausen in das Ministerium berufen wurde. Am 21. erhielt der bisherige Gesandte in Paris, Freiherr Heinrich von Arnim, das Ministerium des Aeußern. Das neue Ministerium befand sich in einer bösen Lage. Von einer eigentlichen Regierungsgewalt war in den ersten Tagen seines Bestehens kaum die Rede, denn alle Behörden waren ja außer Thätigkeit gesetzt. Es konnte nur vereinzelte Schritte thun, welche teils darauf berechnet waren, zur Beruhigung der noch immer aufgeregten Volksmasse zu wirken, dem Könige seine Volkstümlichkeit wiederzugewinnen, teils aber künftige Maßregeln vorbereiten sollten. Mit Meisterschaft war besonders Graf Arnim, welcher trotz seiner konservativen Gesinnung Ministerpräsident geblieben war, im letzteren Sinne thätig. Meisterhaft verstand er es, mit ganz unscheinbaren, kleinen Maßregeln, welche gar keinen Verdacht erregen konnten, doch Großes zu bewirken. So erließ er schon am 20. März folgenden Befehl:

> Die Herren Direktoren der hiesigen königlichen Behörden ersuche ich, die Beamten ihres Ressorts anweisen zu wollen, sich, so viel es der Dienst gestattet, der Bürgergarde anzuschließen. Das Kommando der letzteren wird dafür Sorge tragen, daß den sich meldenden Beamten Waffen verabfolgt werden. Graf Arnim.

Was konnte sich gegen einen so echt bürgerfreundlichen Erlaß sagen lassen? War es nicht natürlich, daß auch die Beamten ihrer Bürgerpflicht genügten und in die Reihen der Bürgerwehr eintraten? Sollten sie etwa von dem beschwerlichen Wachdienst fern bleiben? Wenn sie durch ihre höhere Bildung bald zu einem Einfluß gelangten, wenn ihnen vorzugsweise die Offiziersstellen anvertraut wurden, wenn sie in systematischer Thätigkeit den Bürgern das Soldatenspielen verleideten, so war dies nicht die Schuld des Ministers sondern der Bürger selbst. Außer dem scharfsinnigen Staatsmann wußten am 20. März nur wenige Politiker, welche verhängnisvollen Folgen der unscheinbare Befehl des Ministers haben würde.

Recht augenscheinlich war diejenige Thätigkeit der Minister, welche darauf hinzielte, die Regierung beim Volke und zwar vorzugsweise bei den unteren Volksklassen und bei der kräftigen, waffenbereiten Jugend, also bei den Klassen beliebt zu machen, welche man für die eigentlichen Träger der Revolution hielt.

Graf Schwerin, der durch seinen verdienten Ruf als rechtlicher, ehrenwerter und wirklich freisinniger Mann besonders geeignet war, mit dem Volke in direkten Verkehr zu treten, that es bereitwillig. Er hatte vorzugsweise die Aufgabe, mit den zahlreichen Abordnungen zu verhandeln, welche kamen, um die verschiedensten Wünsche vorzutragen. Graf Schwerin verkehrte als Bürger mit den Bürgern und zwar nicht mit gemachter Herzlichkeit oder geheuchelter Herablassung, sondern einfach und herzlich, wie es ihm natürlich war. Er wandte sich auch oft persönlich an das Volk. Am 20. erschien er unter den Studenten in der Aula, er hielt an die jungen Leute eine freundliche Ansprache, durch welche er alle Herzen gewann.

Der neue Justizminister Bornemann war zwar weniger populär als Graf Schwerin, aber er war bekannt als ein freisinniger Mann und trefflicher Jurist; von ihm durfte man mit Recht erwarten, daß er die langersehnten Schwurgerichte aufs schleunigste ins Leben rufen werde, und dazu that er auch sofort nach seinem Amtsantritt die geeigneten Schritte. Mit unermüdlicher Thätigkeit bereitete er die Reform der preußischen Justizpflege vor.

Die äußerlichen Kundgebungen des Ministeriums wurden sämtlich vom Berliner Volke mit großer Befriedigung empfangen. Es erschien ein Erlaß, nach welchem auf königliche Kosten alle Pfänder, welche in den Leihhäusern für 5 Thaler und darunter versetzt waren, eingelöst werden sollten. Ein praktisches Mittel, um gerade bei den Aermsten den König beliebt zu machen! Von großer politischer Tragweite war die am Mittage des 20. März durch Straßenanschläge verkündete Amnestie für die wegen politischer und Preßvergehen Angeklagten und Verurteilten. Saßen doch gar viele freiheitglühende Männer hinter den Gittern der Gefängnisse, Schriftsteller, welche gewagt hatten, ein allzukühnes Wort zu schreiben, und vor allen anderen die unglücklichen Polen, welche der Abführung zur Verbüßung langjähriger, ja lebenslänglicher Zuchthausstrafen harrten. Ein Aufstand der Polen war für den 21. Februar 1846 vorbereitet, aber von der Regierung rechtzeitig vereitelt worden. Mehr als 250 Polen befanden sich in dem neu erbauten Zellengefängnis in Berlin. Auch diese wurden an demselben Tage mittags aus dem Gefängnisse entlassen und von einer jubelnden Volksschar im Triumphe durch die Straßen

bis zum Schlosse geführt, wo der König, umgeben von seinen Ministern, sich dem Volke zeigte, um den in stürmischen Zurufen sich äußernden Dank der Befreiten entgegenzunehmen.

Wie das Staatsministerium bestrebt war, durch populäre Maßregeln sich Vertrauen und Liebe beim Volke zu erwerben, so auch die städtischen Behörden. Der damalige Magistrat ging in dieser Hinsicht so weit, daß ihm später mit Recht der Vorwurf der Zweizüngigkeit gemacht worden ist. In jenen Tagen war der Oberbürgermeister Krausnick das Opfer eines Volkshasses, den er weniger als viele andere verdient hatte. Auf seine Schultern allein wurde jede mißliebige Maßregel der städtischen Behörde gewälzt, er allein sollte die Schuld an deren Schwanken in den politisch erregten Tagen vor dem 18. März tragen. Der Magistrat war schwach genug, seinen Vorsitzenden der ungerechtfertigten Volksstimmung zu opfern. Er erließ folgende Bekanntmachung:

„Bekanntmachung.

Der Geheime Oberregierungsrat Krausnick hat sein Amt als Oberbürgermeister niedergelegt.

Den Vorsitz im Magistrat hat vorläufig der Bürgermeister Naunyn übernommen.

Berlin, den 20. März 1848.

Der Magistrat."

Die Absetzung des Oberbürgermeisters durch den Magistrat, denn etwas anderes bedeutete die Proklamation nicht, wäre eine echt revolutionäre Maßregel gewesen und hätte vielleicht durch den Drang der Zeit gerechtfertigt werden können; nie aber konnte es gebilligt werden, daß der Magistrat wissentlich eine unwahre Proklamation, nur um die Volksmasse zu beschwichtigen, erließ. Und doch mußte die erste städtische Behörde später, im Juni 1848, in einer öffentlichen Sitzung der Stadtverordneten erklären, sie habe sich einer solchen Zweizüngigkeit schuldig gemacht. Herr Krausnick war weder gezwungen worden, sein Amt niederzulegen, noch hatte er dies freiwillig gethan. Er zog sich vorläufig allerdings von einer öffentlichen Thätigkeit zurück, aber er blieb das Haupt des Magistrats, und dieser erkannte ihn als solches an.

Eine Frage, welche am 20. März und in den nächsten Tagen die Berliner vor allen anderen beschäftigte, war die über das Begräbnis der Gefallenen und die Fürsorge für deren Hinterbliebene sowie die Pflege der Verwundeten. Die städtischen Behörden glaubten mit Recht im Sinne des Berliner Volkes zu handeln, als sie folgende Bekanntmachung erließen:

„Bekanntmachung.

Wir machen unseren Mitbürgern bekannt:

1. Unseren im letzten Kampfe gefallenen Brüdern wird ein feierliches Begräbnis auf Veranstaltung und aus den Mitteln der Stadt bereitet werden. Ein aus Mitgliedern der Kommunalbehörde und der Bürgerschaft gebildetes Komitee wird die erforderliche Einleitung dazu treffen.
2. Die Fürsorge für die Verwundeten und die Familien der Hinterbliebenen übernimmt die Stadt Berlin.

3. Nach uns zugegangener amtlicher Benachrichtigung sind sämtliche wegen politischer Verbrechen und Vergehen Verhaftete der Haft entlassen und frei.

Magistrat und Stadtverordnete von Berlin."

Im Anschluß an diese Bekanntmachung bildeten die städtischen Behörden Komitees, welche für das Begräbnis sorgen und die Sammlungen für die Märzkämpfer und deren Hinterbliebene kräftig in die Hand nehmen sollten. Sie wurden treulich unterstützt durch das Publikum selbst. Auf allen Straßen, in allen öffentlichen Lokalen wurden Sammlungen veranstaltet; die Zeitungen erboten sich zur Annahme von Beiträgen, welche reichlich flossen. Nicht immer war die Teilnahme ein Resultat der Begeisterung und der Dankbarkeit, oft genug entsproß sie der Feigheit. Jene wetterwendischen, politischen Leute, welche stets der Macht zujauchzen, machten sich damals in den Zeitungen und Komitees breit, um die Märzhelden, die sie später begeifern und beschimpfen sollten, in den Himmel zu erheben.

Es macht einen wunderbaren Eindruck, wenn wir heute in den Zeitungen jener Tage die Namen und Titel derer lesen, welche sich damals bei den Sammlungen hervorthaten, wir finden da die Namen von Männern, welche unveränderlich den Freiheitsbestrebungen treu geblieben sind, neben solchen, die schon nach kurzer Zeit als die Träger der äußersten Reaktion genannt werden sollten. Ein kurzer Satz aus Wolffs Revolutions-Chronik mag hierfür Zeugnis ablegen:

„Der Advokat-Anwalt Volkmar zeigt an: „Mein Verdienst bis zum 1. Mai d. J. gehört den Hinterbliebenen der gefallenen Opfer."

Die Herren Noack, Hutmacher Sr. Majestät des Königs, und Huppel eröffnen eine Kollekte „für die bedürftigen Erbauer und Verteidiger der Barrikaden an den Ecken der Kommandantenstraße", zu welcher der Geh. Kabinettsrat Illaire 10 und die Frau Minister von Mühler 25 Thaler beisteuern. — Die königliche Schauspielregie entschließt sich, am 21. im Schauspielhause „Nathan der Weise" und im Opernhause das „Requiem" von Mozart und die „Schöpfung" von Haydn ebenfalls „zum Besten der Verwundeten und der Witwen und Waisen der im Kampfe Gefallenen aufführen zu lassen."

Einen wahrhaft wohlthuenden Eindruck macht es, wenn wir zugleich in den Zeitungen die Namen von drei pensionierten Offizieren lesen, welche den Mut hatten, aufzufordern zu Beiträgen für die Witwen und Waisen der am 18. März Gefallenen und für die Pflege der verwundeten Soldaten. Ehre diesen Männern, dem Oberstlieutenant a. D. von Köbke, Major a. D. S. von Winterfeldt und Oberst a. D. Freiherr von Bülow. Die Zeitungen, welche am 20. und den folgenden Tagen diese interessanten Aufforderungen zu Beiträgen für die Märzhelden brachten, bieten uns außerdem noch mancherlei Stoff zum Nachdenken. Welche Fülle von Dankschreiben ferner Städte an die Berliner für ihren Heldenkampf enthalten sie, von Dankschreiben, deren Verfasser später nicht gern an ihre Märzbegeisterung erinnert werden mochten! Die zum ersten Male frei vom Druck der Censur erscheinenden

Zeitungen sind natürlich für den herrlichen Kampf begeistert. Die Vossische Zeitung ließ ein Extrablatt der Freude erscheinen! Die anderen Zeitungen jubelten ebenfalls, alle waren voll seliger Freiheitshoffnungen für die Zukunft, alle berichteten wunderbar abenteuerliche Schilderungen der Kämpfe des 18. März. Neben den Kampferzählungen finden wir in den Zeitungen jener Tage eine Reihe von recht verworrenen und unklaren Vorschlägen für die Reformen, die auf das schleunigste ins Leben gerufen werden müßten. Alle die Politiker, welche bis zum 18. März nur gewagt hatten, in der stillen Studierstube grimmig die Fäuste in der Tasche zu ballen, traten jetzt plötzlich an das Tageslicht, und jeder von ihnen glaubte sich berufen, das Licht seiner Weisheit leuchten zu lassen. Es war keine Gefahr mehr dabei. Die Zeitungshalle und die Vossische Zeitung waren es vorzüglich, welche den neu erstandenen Politikern dienten, um ihre Ratschläge für die Zukunft zu veröffentlichen. Unter der großen Zahl derer, die mit ihren Volksbeglückungsplänen damals an die Oeffentlichkeit traten, wollen wir nur Rudolph Schramm, den später begeisterten Agenten des Ministeriums Bismarck, Crelinger, der nachher Präsident des konstitutionellen Klubs wurde, Dr. Küttge, später eine der vorzüglichsten litterarischen Stützen der konservativen Partei, nennen. Auch der Assessor Georg Jung warnte vor dem Ruf der Aengstlichen nach Ruhe und Ordnung und forderte die sofortige Berufung einer Nationalversammlung.

Der 20. März war in merkwürdiger Ruhe und Ordnung vorübergegangen. Der Abend dieses Tages aber brachte noch eine Scene unbeschreiblicher Aufregung. Als schon die Lichter in den Fenstern der zur Feier der Revolution abermals illuminierten Häuser zu erlöschen begannen, und die Bewohner sich eben zur Ruhe niederlegen wollten, ertönte plötzlich der Ruf: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ durch alle Straßen, jener Ruf, der vom 18. März her noch in schrecklicher Erinnerung war. Aus den Häusern stürzten die Bürger, jeder bewaffnet, so gut es eben ging, nur wenige mit Gewehren, die meisten mit Aexten, Piken und manchen anderen nicht übermäßig gefährlichen Mordwerkzeugen. Bürgerpatrouillen zogen durch die Stadt, reitende Boten jagten nach den Thoren. Was war eigentlich geschehen? Niemand wußte es, aber die abenteuerlichsten Gerüchte liefen um. „Die Russen kommen, sie sind schon am Schönhauser Thor“, hieß es in einer, „der Prinz von Preußen rückt mit einer Armee in das Hallesche Thor ein“, in einer anderen Gegend der Stadt. Beide gleich unsinnige Gerüchte fanden doch Glauben. Man fing wieder an, Barrikaden zu bauen; die Bürgerwehr sammelte sich, aber ganz so vollzählig wie am Tage war sie nicht. Die Barrikaden standen da, und die Verteidiger waren bereit, den Feind zu empfangen. Der aber ließ sich nicht blicken. Die Bürgerpatrouillen, welche vor die Thore geschickt worden waren, kehrten zurück und meldeten, nirgends könne man eine Spur weder vom Prinzen von Preußen und seiner Armee noch von den Russen entdecken. Auch von dem Schlosse her kam die Nachricht, der König sei persönlich auf der Schloßwache erschienen und habe sein Wort gegeben, daß gar nichts zu besorgen sei. Aehnliche Versicherungen wurden auch von dem Polizeipräsidenten erteilt. Reitende Boten jagten abermals durch die Stadt und trugen die Nachricht herum, es sei nichts, die Bürger möchten nur nach Haus und zu Bette gehen.

Am folgenden Tage wurden die Barrikaden überall wieder fortgeräumt. Ein Resultat aber hatte der sonderbare Alarm doch. Um die Bürger gänzlich zu beruhigen, schickte der König das letzte Militär, ein Bataillon Infanterie, welches noch im Schlosse zurückgeblieben war, ebenfalls aus der Stadt. Später erfuhr man, daß das Gerücht vom Ueberfall des Prinzen von Preußen nicht, wie man anfangs geglaubt hatte, infolge eines böswilligen Scherzes sich in der Stadt verbreitet habe, sondern daß zwei nach Berlin zurückkehrende Postillone, welche die Nachricht vom Anrücken der Truppen gebracht hatten, von der Wahrheit ihrer Behauptungen vollständig überzeugt waren. Es mochte dies Mißverständnis daher rühren, daß die in der Nähe Berlins auf den Dörfern kantonnierende Kavallerie vielleicht noch spät am Abend Signale zum Abfüttern gegeben hatte, welche von den Postillonen für Angriffsignale gehalten worden waren.

Es war morgens 9 Uhr, als an allen Straßenecken von Zettelträgern Plakate angeheftet wurden, welche große Neugierde erregten. Sie hatten folgenden Inhalt:

„Eine neue glorreiche Geschichte hebt mit dem heutigen Tage für Euch an. Ihr seid fortan wieder eine einige große Nation, stark, frei und mächtig im Herzen von Europa! Preußens Friedrich Wilhelm IV. hat Sich, im Vertrauen auf Euren heldenmütigen Beistand und Eure geistige Wiedergeburt, zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesamt-Vaterlandes gestellt. Ihr werdet ihn mit den alten, ehrwürdigen Farben deutscher Nation noch heute zu Pferde in Eurer Mitte erblicken. Heil und Segen dem konstitutionellen Fürsten, dem Führer des gesamten deutschen Volkes, dem neuen Könige, der freien, wiedergeborenen deutschen Nation!“

Von wem ging diese seltsame Proklamation aus, die keine Unterschrift trug? Niemand wußte es; daß sie aber einen amtlichen Ursprung habe, durfte man wohl mutmaßen, denn sie war in der Deckerschen Geheimen Oberhofbuchdruckerei gedruckt worden. Die allgemeine Neugier war erregt, irgend etwas Besonderes mußte geschehen, und jedenfalls wurde beim Schloß irgend ein neues Schauspiel aufgeführt. Dorthin zogen daher die Berliner, um Zeugen davon zu sein. Bald hatte sich eine große Menschenmenge auf dem Schloßplatze versammelt. Mit lautem Jubelschrei verlangte das Volk den König zu sehen, und dieser erschien auch wirklich auf dem Balkon und rief den Versammelten zu, daß er bald zu Pferde unter ihnen erscheinen würde. Er bat zu gleicher Zeit: es möge ihm jemand eine schwarz-rot-goldene Fahne bringen, denn diese sei fortan sein Panier. Dem Wunsche wurde sofort genüge geleistet. Man legte eine Leiter an ein Haus in der Breitenstraße, an welchem eine stattliche, dreifarbige Fahne wehte. Der Doktor Stieber sprang schnell auf den Sprossen der Leiter in die Höhe, nahm die Fahne ab und brachte sie dem Könige. Kurze Zeit darauf, es war um 11 Uhr mittags, bestieg der König ein Pferd, um den vielbesprochenen Umzug in Berlin zu halten. Er war mit der Uniform und dem Helm des ersten Garderegiments bekleidet, aber mit den deutschen Farben geschmückt. Die in Berlin anwesenden Prinzen, die Minister sowie viele Generale und mehrere Bürger begleiteten ihn; ein Mitglied der Schützengilde, Herr Krause, trug die schwarz-rot-goldene Fahne voran. Alle Begleiter des Königs trugen die drei deut-

chen Farben und zwar meistens wie der König selbst in Form einer schwarz-rot-goldenen Armbinde. Es war ein gar seltsamer Zug. Da sah man den früheren Polizisten Dr. Stieber und den Stadtverordneten Gleich, den Bezirksvorsteher Fuhrherrn Wolff aus der Mittelstraße, der sich später durch besondere Wut gegen die Demokraten auszeichnen sollte, und den Barrikadenkämpfer vom Alexanderplatz, den Tierarzt Urban, die Minister und die Generale, alle in deutschbrüderlicher Eintracht um den König geschart. Der Zug bewegte sich mit musterhafter Ordnung und dem lautesten Hurra- und Jubelgeschrei des Volkes vorwärts. Ueberall wurde der König von dem Jauchzen, von den Lebehochs der Menge empfangen, welche sich auf dem Schloßplatz mit einem wahren Enthusiasmus hören ließen, als fast in dem Augenblick, wo der Zug sich in Bewegung setzte, auf dem Schlosse eine prächtige, schwarz-rot-goldene Fahne aufgezogen wurde.

Gleich anfangs richtete der König folgende Worte an das Volk, welche mit einem unermeßlichen Jubel aufgenommen wurden:

„Es ist keine Usurpation von mir, wenn ich mich zur Rettung der deutschen Freiheit und Einigkeit berufen fühle; ich schwöre zu Gott, daß ich keinen Fürsten vom Throne stoßen will, aber Deutschlands Einheit und Freiheit will ich schützen; sie muß geschirmt werden durch deutsche Treue, auf den Grundlagen einer aufrichtigen konstitutionellen deutschen Verfassung."

Nur mit Mühe konnte sich anfangs der Zug Platz machen, da die ungeheure Menge von Menschen, welche auf dem Schloßplatze versammelt waren, sich dem Könige zudrängte, um ihn näher zu sehen, da die ihn Umdrängenden seine Hand drückten und küßten, da ihm fortwährend auf der Straße Bittgesuche u. s. w. vorgetragen wurden. Der König war gegen alle, welche ihn umgaben, äußerst freundlich. Er sprach mit vielen, gewährte einige Bitten auf der Stelle und ließ sich während des Zuges von dem Dr. Stieber und dem Stadtverordneten Gleich, welche seine nächsten Begleiter waren, die Ereignisse der vergangenen Tage umständlich erzählen.

Der Zug bewegte sich nun in folgender Ordnung der Schloßfreiheit zu: Voran ritten zwei Generale mit den deutschen Farben um den Arm, dann folgten drei Minister und ihnen die dreifarbige Fahne. Unmittelbar hinter der Fahne ritt der König, geführt von den beiden schon genannten Männern und umgeben von den Prinzen und Generalen. Wohin der König kam, da empfing ihn der laute Jubel und der begeisterte Zuruf der Menge. Alle Fenster der Häuser, an welchen er vorbeiritt, waren dicht mit Zuschauern besetzt, welche mit weißen Tüchern wehten und in den Jubel des Volkes auf der Straße einstimmten. Der Zug ging nun die Schloßfreiheit entlang nach den Linden. Bei der Königswache waren die dienstthuenden Bürger ins Gewehr getreten und salutierten. Der König hielt sein Pferd an und sprach folgende Worte zu ihnen:

„Ich sehe Euch hier auf der Wache, ich kann es nicht genugsam in Worte kleiden, was ich Euch danke — glaubt's mir!"

Der König hatte kaum ausgeredet, als sich unter den Versammelten von einzelnen Stimmen der laute Ruf erhob: „Es lebe der Kaiser von Deutschland!" — „Nicht doch," erwiderte der König scheinbar unwillig, „das will, das mag ich nicht!"

Der Zug setzte sich nun wieder in Bewegung und ging bei der Blücherstatue vorbei über den Opernplatz, wo sich der Polizeipräsident von Minutoli anschloß, die Behrenstraße entlang, über die Linden zurück. Mehrere Male sprach der König vom Pferde herab zu dem Volke, so zu den Studenten, die bei dem Friedrichsdenkmal unter der Führung der Professoren Müller und Hecker sich aufgestellt hatten, dann in der Breiten- und Königsstraße, auch am Cölnischen Rathause zu den Stadtverordneten, denen er im wesentlichen das schon in früheren Reden Erwähnte wiederholte, dann aber mit folgenden Worten schloß:

„Bürger, ich weiß es wohl, daß ich nicht stark bin durch die Waffen meines gewiß starken und tapferen Heeres, daß ich nicht stark bin durch meinen gefüllten Schatz, sondern nur durch die Herzen und die Treue meines Volkes. Und nicht wahr, diese Herzen, diese Treue werdet Ihr mir schenken! Ich schwöre es Euch, ich will nur das Gute für Euch und Deutschland."

An alle Wachen ritt der König heran und dankte für die ihm und der Stadt geleisteten mühevollen Dienste. Nach dem langen Zuge kehrte der König nach dem Schlosse zurück und sprach hier noch viel mit seinen Begleitern über die Wünsche der Bürgerschaft in Berlin. Auf die Bemerkung, daß viele Bürger darüber unzufrieden seien, daß die Bürgerwehr allerdings die Gewehre, aber keine Munition erhalten habe und sich solche auch nicht verschaffen könne, da zu den großen Pistons die im Handel gangbaren Zündhütchen nicht paßten, erwiderte der König, daß diesem Uebelstande abgeholfen werden sollte, indem an die Bezirksvorsteher vollständige Munition mit passenden Zündhütchen verteilt werden würde.

Kurze Zeit darauf mischten sich der König und der Prinz Albrecht noch einmal und zwar beide zu Fuß unter das Volk. Sie wurden mit dem größten Jubel aufgenommen, und der Friede zwischen dem Könige und den Bewohnern von Berlin schien völlig wiederhergestellt zu sein. Am Nachmittage erschien dann noch eine von dem Könige und dem Gesamtministerium unterzeichnete Proklamation „An mein Volk, an die deutsche Nation!", in der Friedrich Wilhelm den Beschluß, sich an die Spitze der deutschen Bewegung zu stellen und die freiheitlichen Volksforderungen zu erfüllen, feierlich bekräftigte.

Die Vorbereitungen für die Feierlichkeit, mit welcher am 22. März die zahlreichen, im Revolutionskampfe Gefallenen beerdigt werden sollten, nahmen am 21. die Aufmerksamkeit der Berliner so sehr in Anspruch, daß selbst der Umzug des Königs mit den deutschen Farben nur ein vorübergehendes Interesse darbot; man betrachtete ihn als eins der vielen seltsamen Schauspiele, an welche man sich in den letzten Tagen gewöhnt hatte, und schon eine Stunde, nachdem er beendet war, sprach man kaum mehr darüber. Desto eifriger aber wurde die Begräbnisfrage auf Straßen und Plätzen, in öffentlichen und geschlossenen Lokalen beraten. Daß die Feierlichkeit eine großartige, erhebende sein müsse, darüber war man einig; die Sorge für die technischen Vorbereitungen überließ man getrost dem aus Mitgliedern der städtischen Behörden und angesehenen Bürgern bestehenden Komitee, welches im Cölnischen Rathause in dauernder Sitzung vereinigt war; desto eifriger aber wurde in allen Kreisen der Stadt die Frage erörtert, ob, wie von

manchen Seiten vorgeschlagen worden war, die Leichen der gefallenen Bürger mit denen der gefallenen Soldaten gemeinschaftlich beerdigt werden sollten. Das Beerdigungskomitee erließ in diesem Sinne eine Proklamation, die aber bei dem größten Teile des Berliner Volkes einen Sturm der Entrüstung hervorrief. Die Erinnerung an den Kampf war noch zu frisch, als daß der Haß gegen die Soldaten sich hätte besänftigen können. Wenn Bürger und Soldaten die Gefallenen Arm in Arm zu Grabe geleiten sollten, dann mußte vorher doch das Militär nach Berlin zurückkehren, und davon wollten die Berliner damals noch nichts wissen. Deputationen verschiedener Versammlungen trafen auf dem Schlosse ein, um teils für, teils gegen dies gemeinsame Begräbnis sich bei den Ministern zu verwenden. Die letztere Ansicht gewann endlich die Ueberhand; die Militärbehörden erklärten selbst, daß sie eine gemeinsame Beerdigung nicht wünschten, und lösten hierdurch jeden Zweifel.

Die Leichen der Gefallenen waren schon vom Schlosse, aus den verschiedenen Kirchen und Privathäusern nach der neuen Kirche auf dem Gendarmenmarkt gebracht worden. Die bei weitem größte Zahl wurde von Freunden oder Verwandten rekognosziert, 33 aber kannte niemand. In der Nacht vom Dienstag zum Mittwoch wurde auf der großen Freitreppe ein riesenhafter Trauerkatafalk aufgebaut, der die Särge aufnehmen sollte. Am Morgen des Mittwoch wurden diese, 183 an der Zahl, auf den Trauerkatafalk gebracht und dort reihenweise aufgestellt; man bemerkte unter ihnen auch 5 Särge, in denen Frauen ruhten und 2 mit Knaben.

Eine tiefe Stille herrschte, obgleich viele Tausend Menschen auf dem Gendarmenmarkt sich versammelt hatten, als das Musikkorps den Choral, „Jesus, meine Zuversicht“ ertönen ließ. Nachdem drei Geistliche, ein Protestant, der Prediger Sydow, ein Katholik, der Kaplan Rulandt, und ein Jude, der Rabbiner Sachs, ergreifende Worte an das Volk gerichtet hatten, setzte sich unter dem Läuten der Glocken von allen Kirchen Berlins der ungeheuere Leichenzug gegen 2 Uhr nachmittags in Bewegung. Er nahm den Weg über die Charlottenstraße, die Linden, den Schloßplatz beim Schloß vorbei und dann die Königsstraße entlang. Die Ordnung des Zuges war folgende: Ein Trauermusikkorps schritt voran, dem die Mitglieder der Berliner Schützengilde und die Abordnungen anderer Schützengilden wie die aus Halle, Halberstadt, Magdeburg, Braunschweig, Luckenwalde und Potsdam folgten. Dann kam der Assessor Wache als Trauermarschall, diesem folgte der Bezirksvorsteher Drewitz, welcher ein Kissen von Atlas mit folgender Inschrift trug: „Den gefallenen Helden des 18. und 19. März 1848 die Frauen und Jungfrauen des Neuen Markt-Bezirks.“ 15 junge Mädchen, deren jede ein weißes Atlaskissen mit einem grünen Kranze trug, folgten nun. Dann die 183 Särge in langer Reihe. Je sechs Männer trugen einen Sarg, meistens Freunde oder Gewerksgenossen des Gebliebenen. Die Särge wurden in einzelnen Abteilungen getragen, je nach den Gewerken, denen die Toten angehörten; die Gewerke selbst mit ihren Fahnen folgten diesen Abteilungen. Der Stadtverordnete Gleich schloß den Zug der Särge, ihm folgte die gesamte Geistlichkeit Berlins mit den leidtragenden Hinterbliebenen der Gefallenen; der Bischof Neander und der Prediger Sydow als Grabredner gingen voran. Den Geistlichen folgte die Universität im vollen Ornate, an deren Spitze der Rektor und Alexander von Humboldt, dann kamen die sämtlichen

Staatsbehörden, die Akademie, die Künstlervereine, der Magistrat, die Stadtverordneten, die Kommunalbeamten, Deputationen der Bürgerschaft, und eine große Menge von Fabrikarbeitern und anderen Leuten, welche in der Nacht vom 18. März gekämpft hatten, und die nun ihre gefallenen Kampfgenossen zu Grabe geleiten wollten.

Es war ein Leichenzug ohnegleichen in der Geschichte Berlins. Der Anblick der zahllosen Särge machte einen tief erschütternden Eindruck, der sich aber milderte durch die pomphaften Schaustellungen der unzähligen, schwarz-rot-goldenen und schwarzen Fahnen, der Gewerksstandarten u. s. w., die im Zuge prangten, durch die blitzenden Säbel, mit denen sich die Studenten geschmückt hatten, durch die allegorischen Darstellungen, die zur Schau einhergetragen wurden. Als die Spitze des Zuges nach dem Opernhause kam, wurde sie durch den auf dessen Treppe aufgestellten Domchor mit dem Choral „Jesus, meine Zuversicht" begrüßt. Jetzt näherte sich der Zug dem Schlosse. Aller Augen waren auf den Balkon gerichtet, welcher nach den Zimmern des Königs führt; da öffneten sich plötzlich die Flügelthüren. Der König erschien auf dem Balkon, als eben die ersten Särge vorübergetragen wurden. Er war in Generalsuniform, und grüßend nahm er den Helm ab, als die Särge kamen. Der König sah angegriffen aus. Die Minister und Adjutanten umgaben ihn, auch sie blieben natürlich entblößten Hauptes. Zwei große, schwarze Trauerfahnen wurden zu beiden Seiten und eine dreifarbige etwa in der Mitte des Balkons grüßend herabgeneigt, als der Zug ankam. Die Särge wurden, wie wir bereits gesagt haben, in einzelnen Abteilungen getragen. Jedesmal, wenn eine vorüber war, trat der König in seine Zimmer zurück, kam aber sogleich wieder auf den Balkon, wenn die nächste Abteilung der Särge vorübergetragen wurde; er blieb während dieser Zeit fortwährend mit entblößtem Haupte stehen.

Vom Schlosse aus ging der Leichenzug die Königsstraße entlang, über den Alexanderplatz, zum Landsberger Thor hinaus, dem Friedrichshaine zu, wo die ungeheuere Gruft gegraben war. Die Sonne neigte sich ihrem Untergange zu, als der Zug im Friedrichshain ankam. Das Grab bestand aus vier langen, unterirdischen Straßen, in deren Mitte eine viereckige Terrasse stehen geblieben war. In dieser Gruft wurden die Särge nebeneinander beigesetzt und mit Blumen bestreut, auf der Terrasse stellte sich die Geistlichkeit auf. Der Prediger Sydow hielt die Leichenrede, nach ihm sprach der Bischof Neander den Segen, dann wurden die Fahnen gesenkt, und die Schützengilde gab über das Grab die Ehrensalve. Mit dieser sollte die Feierlichkeit beendet werden. Da aber trat Herr Georg Jung vor, um noch einige Worte zu dem zahlreich versammelten Volk zu sprechen. Er hielt eine begeisterte und begeisternde Rede, in der er die Versammelten ermahnte, das, was die Gefallenen mit ihrem Blute bezahlt, die Freiheit, wohl zu bewahren, die Errungenschaften des Kampfes als das höchste Gut zu verteidigen und es sich durch niemanden verkümmern zu lassen. Nachdem Herr Jung seine Rede beendet hatte, war die Feierlichkeit geschlossen, die Teilnehmer kehrten in die Stadt zurück. Keine, auch nicht die kleinste Unordnung hatte die Würde des Leichenbegängnisses*) gestört, die Berliner hatten abermals be-

*) Von den am 18. März verwundeten Bürgern starben nach dem 22. März noch manche, welche vereinzelt, aber meist mit ehrenvollen Gefolgen beerdigt wurden. Es

wiesen, daß sie der Polizei nicht bedurften, um die Ordnung bei einer öffentlichen Feierlichkeit aufrecht zu erhalten.

Am 24. März erfolgte die Beerdigung der gefallenen Soldaten. Von dem Garnisonlazarett am Brandenburger Thore aus ging der Leichenzug die Louisenstraße hinunter nach dem Invalidenkirchhof. Voran schritten Abteilungen der Schützengilde und der Studierenden, denen ein Sängerchor folgte, dann kamen Deputationen der Bürgergarde, angeführt durch ihren Chef, den Polizeipräsidenten von Minutoli. Hinter dem Leichenwagen folgten katholische und evangelische Geistliche, eine Menge hoher in Berlin anwesender



Das Denkmal Friedrich Wilhelms III.,
im Lustgarten, von A. Wolff modelliert, am 16. Juni 1871 enthüllt.

Offiziere, der Berliner Sängerbund, Abteilungen von Maschinenarbeitern, deren schwarz-rot-goldene Fahnen vorangetragen wurden. Ein Teil der Bürgergarde beschloß den Zug.

Auf dem Invalidenkirchhof war ein weites Grab gegraben, in welchem die Särge nebeneinander gestellt wurden. Der Divisionsprediger Ziehe hielt den Gefallenen die Gedächtnisrede, dann sprach auch der Prediger des Invalidenhauses, worauf die Bürger und Schützen über das Grab feuerten. Als die Teilnehmer des Leichengefolges von dem Begräbnis zurückkamen, sprachen sie sich mit hoher Verwunderung über die geringe Anzahl der Särge aus. Es waren nur 15 Leichen beerdigt worden, 4 der Gefallenen hatte man schon am Tage vorher begraben.

mögen im ganzen im Revolutionskampf zwischen 230 bis 240 Bürgerliche gefallen sein. Die Zahl der Verwundeten läßt sich auch nicht annähernd angeben.

Nach allen den bisher veröffentlichten Berichten von dem Heldenmut der Barrikadenkämpfer war man im Berliner Volk geneigt zu glauben, daß das Militär eine weit höhere Zahl von Toten als die Bürgerlichen zu begraben hätte. Da gab es manche sogenannte Helden, welche behaupteten, sie hätten selbst mehrere Feinde niedergestreckt, jeder wollte mit eigenen Augen mehr als 20 haben fallen sehen. In einem Berichte hieß es, die Soldaten hätten mehr als 500, in einem anderen, sie hätten mehr als 1000 Tote gehabt, und nun waren im ganzen 19 begraben worden. Nur durch eine amtliche Bekanntmachung des Kriegsministeriums konnte das Rätsel gelöst werden, die aber ließ lange auf sich warten. Erst am 11. April wurde die amtliche Verlustliste veröffentlicht, nach der gefallen und an den Wunden verstorben waren 3 Offiziere, 17 Unteroffiziere und Gemeine, verwundet 14 Offiziere, 240 Unteroffiziere und Gemeine. Die amtliche Verlustliste fand wenig Glauben bei den Berlinern, und diese behaupteten, das Kriegsministerium verkleinere die Anzahl der Toten, um den bürgerlichen Kämpfern einen Teil ihres Ruhmes zu rauben.

Zwölftes Kapitel.

Die Beerdigungsfeierlichkeit der Opfer des 18. März bildete für Berlin den ersten Abschluß der Revolutionsbewegung. Nach dem 22. März organisierte sich die Revolutionspartei, und nach diesem Tage sonderten sich aus dem Chaos der Anarchie die verschiedenen Parteien, welche bis dahin bunt durcheinander gewogt hatten. Die Konservativen sammelten sich, die Altliberalen verbündeten sich zum Teil mit ihnen, die Revolutionspartei aber erlitt das Schicksal jeder siegreichen Partei, sie spaltete sich in zwei große Fraktionen, deren eine, die der Konstitutionellen, zufrieden mit dem Errungenen, dies bewahren wollte und jeden stürmischen, weiteren Fortschritt fürchtete, während die zweite, die der radikalen Demokratie, die Erwerbungen des 18. März nur als einen ersten Schritt betrachtete, auf dem sie weiter zu bauen entschlossen war.

Die radikale Demokratie fand in dem politischen Klub, dessen Präsident Assessor Jung war, ihren Einigungspunkt. Seine Mitglieder, meist feurige junge Männer, welche mit glühender Begeisterung die neu erworbene Freiheit des Wortes gebrauchten, verhöhnten die ängstlichen Gemüter, deren Schrecken sie verachteten. Manche Beschlüsse wurden gefaßt, welche mehr von revolutionärer Thatkraft und jugendlicher Begeisterung als von politischer Einsicht zeugten, und welche selbst den Mitgliedern zu weit gingen, die auf demselben demokratischen Boden wie die Mehrheit standen, die aber der Ueberzeugung waren, es lasse sich ein dauernder Sieg nur dann erringen, wenn die Bürgerschaft für die Demokratie gewonnen werde. Diese Männer zogen sich bald vom politischen Klub zurück und überließen ihn ganz jener feurigen Jugend.

Die konstitutionelle Partei glaubte sich ebenfalls einen Vereinigungspunkt durch einen Verein schaffen zu müssen. So wurde in einer zahlreich

besuchten Versammlung am 28. März der konstitutionelle Klub unter dem Vorsitze Ludwig Crelingers gegründet. Der Klub erwarb sich, wenn er auch nicht ganz so rührig und feurig wie der politische Klub in die politische Bewegung eintrat, doch durch eine große Zahl ausgezeichneter Mitglieder bald Achtung und politische Bedeutung. Die Bürgerschaft der Hauptstadt fühlte für ihn ein besonderes Interesse; sie meinte, eine solche Versammlung sei ebenso geeignet, die Errungenschaften des 18. März festzuhalten, wie sie sicher dem allzustürmischen Fortschritt der Demokratie entgegenwirken werde.

Auf die große Masse des Volkes, auf die Arbeiter, hatte der konstitutionelle Klub keine Einwirkung, für diese war er viel zu vornehm. Seine Mitglieder gingen nicht wie die des politischen Klubs in die Volksversammlungen und in die sogenannten Straßenklubs, welche sich allabendlich Unter den Linden bildeten, und in denen eifrig politisiert wurde. Der Lindenklub — so wurden die freiwilligen und ordnungslosen, sich täglich neu bildenden und auseinanderlaufenden Versammlungen Neugieriger, die fortwährend an der Ecke der Friedrichsstraße und der Linden stattfanden, genannt — war für die politische Bewegung jener Zeit nicht ohne Bedeutung; in ihm traten oft Volksredner auf, die mit schlagendem Berliner Witz die politischen Ereignisse erzählten und bekrittelten. Einer derselben, der den bezeichnenden Namen Lindenmüller erhielt, gewann durch sein scharfes Wort bald einen großen Einfluß. Vater Karbe, ein gewisser Reich u. a. wurden stehende Redner des Lindenklubs und machten in diesem ihre Namen bekannt. Auch unter den Zelten wurden häufig Volksversammlungen abgehalten. Ihr Vorsitzender war Dr. Max Schaßler, dem zwar der Berliner Witz damals seiner nicht immer ganz klaren Reden wegen den Spottnamen Dr. Max Quaßler gab, der sich aber doch als Präsident großer Versammlungen bewährte.

Das wirkungsreichste Mittel für die Parteien, ihre Ansichten zur Geltung zu bringen und Propaganda für diese zu machen, war naturgemäß die Presse, welche nach dem 18. März in Berlin einen unglaublichen Aufschwung gewonnen hatte. Die Reaktionspartei hatte im März 1848 nur ein einziges Organ und nicht einmal ein politisches zu ihrer Verfügung, Hengstenbergs evangelische Kirchenzeitung, denn die Allgemeine Preußische Zeitung, das Regierungsblatt, mußte wohl oder übel der allgemeinen Stimmung einigermaßen Rechnung tragen, erschien es doch am 22., am Begräbnistage der Gefallenen, wie die übrigen Zeitungen, mit einem schwarzen Trauerrande. Die Spenersche und die Vossische Zeitung konnten für Organe der konstitutionellen Partei gelten, obgleich sie eigentlich nur solche des unpolitischen Bürgertums waren. Alle die politischen Schwankungen und Widersprüche, welche sich im Bürgertume kundgaben, fanden ihren lebendigen Ausdruck in den beiden ältesten Berliner Zeitungen; diese bieten deshalb für die Erkenntnis der Revolutionsbewegung Berlins im Jahre 1848 das höchste Interesse dar. Das Organ der radikalen Demokratie war die Zeitungshalle, die mit scharfen Worten den Kampf gegen die Unterdrückung der revolutionären Bewegung führte. Sie machte sich aber bei den Bürgern, besonders als sie bei der Schilderhebung der Polen in der Provinz Posen ziemlich offen deren Partei ergriff, so mißliebig, daß sich zur Begründung einer neuen Zeitung ein Ausschuß zusammenfand, der am 1. April 1848 die Nationalzeitung ins Leben rief. Diese sollte die Anschauungen der Konstitutionellen und der gemäßigten Demokraten

vertreten. An demselben Tage erschien auch zum ersten Male die Lokomotive, ein demokratisches, kleines Blatt, welches Herr Held, der sich schon als Volksredner einen Namen erworben hatte, herausgab.

Für die große Masse des Volkes, welche sich an das Zeitungslesen noch nicht gewöhnt hatte, war die Flut der Broschüren und Flugblätter, die im März 1848 erschienen, fast noch wichtiger als die Zeitungen. Auf allen Straßen boten die fliegenden Buchhändler Plakate und Broschüren feil, welche die Tagesfragen fast ohne Ausnahme im Geiste der entschiedensten Demokratie behandelten. Gedichte erschienen in Massen, sie zeichneten sich weniger durch poetische Empfindung als durch ungezügelte und rücksichtslose Sprache aus.

Die wichtigste Frage, welche nach dem 22. März das Volk beschäftigte, deren Erörterung zu manchen unruhigen Auftritten in politischen Klubs und Volksversammlungen, zu zahllosen Zeitungsartikeln, Plakaten und Broschüren Anlaß gab, war die: Soll das Militär nach Berlin zurückkehren? Mit großem Jubel hatten die Berliner es als den bedeutendsten Erfolg der Revolution begrüßt, daß die Soldaten die Hauptstadt verlassen mußten, daß der Schutz der Residenz der bewaffneten Bürgerschaft anvertraut wurde, und nun plötzlich ertönte der Ruf nach der Rückkehr des Militärs von allen Seiten. Schon war die Bürgerwehr müde geworden, und doch lebte sie erst ein paar Tage! Die Bürgerwehr war es, welche am lautesten den Wunsch nach der Rückkehr des Militärs aussprach, und welche dadurch den ersten Schritt auf der Bahn der Reaktion, zur Vernichtung der Revolution, aus der sie hervorgegangen war, that. Graf Arnim, gezwungen durch die furchtbare Scene am Vormittage des 19. März, hatte seine Einwilligung zur Volksbewaffnung geben müssen. Die Organisation der Bürgerwehr aber überließ er dieser selbst; er sorgte nur dafür, daß möglichst viele Beamte sich unter die Bürger mischten und Waffen erhielten. Das übrige mußte sich finden, — und es fand sich.

Im ersten Enthusiasmus wollten alle Bürger die Waffen tragen; man ließ sie gewähren. Die Berufsgenossen fanden sich zusammen, um eigene Abteilungen der Bürgerwehr, die sogenannten fliegenden Korps, zu bilden. Da gab es fliegende Korps der Künstler, des Handwerkervereins, der Studenten und der jungen Kaufleute. Neben diesen fliegenden Korps organisierte sich der eigentliche Bürgerwehrstamm unter dem Oberbefehl des Polizeipräsidenten von Minutoli in den Stadtbezirken, bald standen nahe an 20,000 Bürger unter den Waffen. Herr von Minutoli wurde von den Hauptleuten zum Kommandeur der Bürgerwehr erwählt, und provisorische Anordnungen zur Regelung des Dienstes wurden erlassen. Diese stellten die Bürgerwehr lediglich als eine Bürgerpolizei hin, welche der Staatspolizei untergeordnet sein sollte, denn im § 11 der Anordnung wurde ausdrücklich anbefohlen, daß die Bürgerwehrwachen den Weisungen der öffentlichen Sicherheitsbeamten unbedingt Folge leisten müßten. Eine solche Stellung widersprach zwar dem Gefühl mancher Bürgerwehrmänner, es erschienen Proteste in den Zeitungen, die große Menge der Bürgerwehrmänner aber war ganz einverstanden mit der ihnen vorzugsweise überwiesenen Aufgabe. Die Patrouillen, welche fortwährend die Straßen durchzogen, zeigten sich als die eifrigsten Polizeimannschaften. Um die Ruhe und Ordnung in der Stadt aufrecht zu erhalten, verhafteten sie nach Herzenslust alle Aufwiegler und

Ruhestörer oder die, welche sie dafür hielten. Die Führer der Bürgerwehr, meist Staats- und städtische Beamte, waren unablässig bemüht, diese Sucht nach polizeilicher Thätigkeit zu fördern; sie wünschten, wie dies der Stadtrat Nobiling offen in einer Schrift ausgesprochen hat, die Zurückberufung des Militärs, und zur Erfüllung dieses Wunsches verstanden sie, durch Anwendung praktischer Mittel auch die Mannschaften geneigt zu machen.

Besorgliche Nachrichten von Pöbelskandalen, die bevorstehen sollten, von dem beabsichtigten Ausbruch einer neuen Revolution, die vorbereitet werde durch die ruchlosen Demokraten, die Mitglieder des politischen Klubs, wurden täglich in den Wachstuben verbreitet, Nachrichten, von welchen außer denen, die sie brachten, kein Mensch in Berlin etwas wußte. Natürlich mußten infolge davon die Wachen verstärkt werden; auch der Patrouillendienst erforderte aus demselben Grunde größere Anstrengung. So lange im königlichen Schlosse, wo die größte Zahl der Bürgerwehrmänner zum Schutze des Königs auf Wache war, Küche und Keller herhielten, war der Dienst dort recht angenehm. Die freie Verpflegung hörte aber bald auf, und nun wurde das Wachtstubenleben langweilig. Das Soldatenspiel zeigte seine Schattenseiten, und schon nach wenigen Tagen wurden die guten Bürger seiner einigermaßen müde, sie meinten, den unbequemen Wachtdienst könnten die dafür bezahlten Soldaten viel besser als sie besorgen, sie sehnten sich recht ernstlich nach der Rückkehr dieser und sprachen es offen auf den Wachen und sogar in den Zeitungen aus. Eine Petition der Bürgerwehr, welche schnell gegen 15,000 Unterschriften fand, gab diesem Wunsche Ausdruck, und die Stadtverordneten schlossen sich ihm an. Von hoher Stelle her wurde die Agitation für die Zurückberufung des Militärs eifrig unterstützt; man unterließ nichts, was zur Versöhnung der Bürger mit den Soldaten führen, nichts, was das Vertrauen zum Heere wieder herstellen konnte.

Am 25. März sprach der König in Potsdam zu dem Offizierskorps:

> „Ich habe den gesunden und edlen Sinn meiner Bürger kennen gelernt, in Berlin ist bei dem Mangel an städtischen Sicherheitsbehörden die tiefste Ruhe. Ich bin niemals freier und sicherer gewesen als unter dem Schutze meiner Bürger. Was ich gegeben und gethan habe, das habe ich aus vollster und freier Ueberzeugung gethan und längst vorbereitet; nur die großen Ereignisse haben den Abschluß beschleunigt, und keine Macht kann und wird mich nun bewegen, das Gegebene zurückzunehmen; auch habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß es zu Deutschlands Heil notwendig, mich an die Spitze der Bewegung zu stellen. In Berlin herrscht ein so ausgezeichneter Geist in der Bürgerschaft, wie er in der Geschichte ohne Beispiel ist. Ich wünsche daher, daß auch das Offizierskorps den Geist der Zeit ebenso erfassen möge, wie ich ihn erfaßt habe, und daß Sie alle von nun an ebenso als treue Staatsbürger sich bewähren mögen, wie Sie sich als treue Soldaten bewährt haben."

Die königlichen Worte hatten eine mächtige Wirkung; zwar wurden sie von der konservativen Partei nicht gerade sehr günstig aufgenommen, denn sie brachen den reaktionären Bestrebungen vor der Hand die Spitze ab, dafür aber beruhigten sie die vertrauensvollen Bürger von Berlin vollkommen. Jetzt erschien selbst der Gedanke an eine Reaktion, welche mit Hülfe der

Truppen bewirkt werden könnte, als ein Frevel, jetzt, meinten die Berliner, wäre gar kein Grund mehr vorhanden, weshalb das Militär nicht nach Berlin zurückkehren sollte. Der politische Klub war anderer Ansicht, er kämpfte in Versammlungen, Zeitungen und Plakaten mit Wort und Schrift gegen die zu frühzeitige Rückkehr der Soldaten; aber sein Bemühen war vergeblich, er überzeugte höchstens einige Arbeiter, die große Menge der Bürgerschaft wurde durch seinen Widerstand eher in ihrem Willen gestärkt als von der Thorheit ihrer Wünsche überzeugt. Die Rückkehr des Militärs nach Berlin wurde beschlossen.

Am Mittage des 30. März zogen die Truppen durch das Potsdamer Thor in Berlin ein. Maschinenarbeiter aus den Werkstätten von Borsig, Egells, Rüdiger u. s. w. waren ihnen mit dreifarbigen Fahnen entgegen gegangen, ebenso auch starke Abteilungen der Bürgerwehr, andere bildeten in der Potsdamer- und Leipzigerstraße zu beiden Seiten des Fahrwegs ein Spalier, durch welches die Truppen marschierten. Außerdem füllten ungeheure Volksmengen die Straßen an, um den so lange entbehrten Anblick bunter Uniformen zu genießen. Alle Fenster der Straßen, durch welche die Truppen zogen, waren dicht mit Neugierigen besetzt. Mit klingendem Spiel zogen die Truppen daher, meist begleitete ein tausendstimmiger Gesang die Musik. Die Deputationen der Arbeiter hatten sich mit ihren Fahnen unter die Soldaten gemischt, so daß immer ein Zug Arbeiter und dann wieder ein Zug Soldaten nacheinander marschierten. Alle waren mit grünen Zweigen geschmückt, die Soldaten hatten sie um die Helme, die Arbeiter um Hüte und Mützen gewunden. Selbst zwischen den Reihen der Soldaten sah man junge Handwerker und Arbeiter neben irgend einem Freunde oder Bruder gehen. Aus allen Fenstern der Häuser, bei denen die Truppen vorüberzogen, wehten die Frauen ihnen mit weißen Tüchern Willkommen zu, und wo dies nicht gleich geschah, schrie das mitziehende Volk so lange „Tücher rauswedeln!“, bis die Säumigen sich zu dieser oft unfreiwilligen Freudenbezeugung bequemten. In solcher Weise ging der Zug unter allgemeiner Heiterkeit durch das Potsdamer Thor, die Leipzigerstraße und Friedrichsstraße hinab, nach der Kaserne des 2. Garderegiments, welche das 24. Regiment fortan bewohnen sollte. Auch das 9. Infanterieregiment zog am folgenden Tage unter ähnlichen Freudenbezeugungen in Berlin ein.

Eine andere Frage, welche im März 1848 die Berliner eifrigst beschäftigte, war die: Wie kann den brotlosen Arbeitern geholfen werden? Die Geschäfte stockten infolge der Revolution, die Kapitalisten scheuten sich vor gewerblichen Unternehmungen, die Handwerker hatten keine Arbeit. Wer wollte sich bei der unsicheren Zukunft in das Risiko eines Geschäfts einlassen? War doch plötzlich das Vertrauen aller Klassen der Gesellschaft zu den bestehenden Verhältnissen so gründlich erschüttert worden, daß sogar die Berliner Sparkasse in schwere Verlegenheit geriet, denn alle Sparer strömten ihr zu und wollten ihre kleinen Einlagen zurücknehmen, um einen baren Notgroschen im Hause zu haben. Es waren viele Arbeiter brotlos geworden, und diesen mußte geholfen werden. Staatliche und städtische Behörden gingen der Bürgerschaft mit gutem Beispiel voran, indem sie sowohl durch direkte Hülfe als durch Beschaffung von Arbeit die herrschende Not zu lindern versuchten. Der Magistrat machte bekannt, daß sämtliche Mietssteuerreste bis Ende Dezember 1847, alle

ückstände an Schulgeldern sowie auch die festgesetzten Strafgelder durch Kommunalbeschluß niedergeschlagen worden seien. Eine Reihe von öffentlichen lrbeiten, besonders Bauten und Erdarbeiten, wurden durch den Staat und ie Stadt in Angriff genommen, die Anlage eines schiffbaren Kanals von Roabit nach Spandau, der Abbruch der Gebäude des Pulvermühlengeländes, ie Planierung desselben, Neubau der Kirche auf dem Stralauer Platz, Abeißung und Neubau des alten Teils des Grauen Kloster-Gymnasiums, eine Verstärkung der Arbeiten auf den Boulevards am neuen Kanal vor dem Halleschen Thore, Neubauten von zwei Kirchen in der Landsberger und Frankurter Vorstadt u. s. w. Auch der Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen gab wieder Lebenszeichen von sich; es wurde ihm natürlich von der Regierung kein Hindernis mehr in den Weg gelegt, er erhielt sogar Korpoationsrechte, Portofreiheit, und die ihm lange versprochenen 15,000 Thaler vurden ihm endlich ausgezahlt. In großen Kreisen vereinten sich angesehene Bürger, um Mittel zu direkter Hülfe für die brotlosen Arbeiter zu finden. Man kaufte Brote an und verteilte sie unter die Armen; Sammlungen zu iesem Zweck wurden veranstaltet und erhielten reiche Beiträge. Den Arbeitern ollte und mußte geholfen werden, diese versuchten es aber auch, sich selbst u helfen, wobei sie denn freilich nicht immer sonderlich klug zu Werke gingen. In Volksversammlungen auf dem Exerzierplatz vor dem Schönhauser Thore ei der „einsamen Pappel“ führte der Barrikadenkämpfer, Tierarzt Urban, das roße Wort. Dort wurden zur Lösung der sozialen Frage von den verschiedensten Arbeitern die kuriosesten Vorschläge gemacht.

Auch zu Ausständen kam es mehrfach, indem die Arbeiter, ohne Rücksicht auf die Geschäftslosigkeit zu nehmen, höhere Löhne und geringere Arbeitszeit zu ertrotzen suchten. Für einen Augenblick gelang ihnen dies oft, enn die furchtsamen Arbeitsgeber fügten sich vielfach den Forderungen ihrer Arbeiter, entließen diese aber nach und nach, weil sie unmöglich mit dauerndem Schaden fabrizieren konnten. Die erzwungene Lohnerhöhung vurde hierdurch der schwerste Verlust für die Aermsten.

Am 29. März fand schon wieder eine Ministerveränderung statt. Die Minister konnten sich nicht darüber einigen, ob der alte Vereinigte Landtag vieder zusammenberufen werden sollte, um über die Verfassung und die Neugestaltung des Staates zu beraten, oder ob einer neugewählten Nationalversammlung, die aus allgemeinen Wahlen hervorgegangen wäre, diese Aufgabe zuteil werden sollte. Graf Arnim trat von der Leitung der Geschäfte urück, an seine Stelle trat Camphausen, der bisherige Finanzminister, dessen Posten Hansemann einnahm. Am 2. April mittags 12 Uhr wurde der Landtag durch den Ministerpräsidenten Camphausen eröffnet; er hatte ein urzes Leben, denn er wurde bereits am 10. April nach seiner vierten Sitzung geschlossen, nachdem er der Regierung zwei Kredite von 15 und 25 Millionen Thalern bewilligt hatte. In dieser zweiten und letzten Tagung des Vereinigten Landtages war es, wo Herr von Bismarck-Schönhausen durch ein mannhaftes Eintreten für die Interessen des Junkertums, sich jeder eigen Nachgiebigkeit gegen die Zeitströmung widersetzend, die politischen Sporen verdiente. Die Verhandlungen des Landtages boten der Masse des Volkes wenig Interesse. Dagegen waren die Volksversammlungen, in denen unaufhörlich die Arbeiterfrage behandelt wurde, stets gut besucht.

Der Magistrat beschäftigte so viele Arbeiter wie möglich, bis 1300 Mann bei den städtischen Arbeiten, und erhöhte ihren Lohn, um sie bei guter Laune zu erhalten, von $12^{1}/_{2}$ Sgr. auf 15 Sgr. täglich. Auch andere Vergünstigungen in Bezug auf Arbeitszeit, auf die Wahl ihrer Aufseher durch die Arbeiter selbst, auf Vergütung der Zeit, welche einige von ihnen bei der Bürgerwehr beschäftigt waren u. s. w., wurden von den städtischen Behörden beschlossen, genügten aber keineswegs, um die große Menge der Arbeiter zufrieden zu stellen. Ihre Stimmung erschien oft recht bedenklich. Bei den städtischen Erdarbeiten in den Rehbergen und an anderen Orten waren große Massen von Arbeitern auf einer Stelle vereinigt, in jedem Augenblick konnten sie sich sammeln und nach der Stadt ziehen. Je weniger auf diesen Arbeitsplätzen gearbeitet wurde, je mehr wurde politisch gekannegießert.

Von allen Seiten hörten die Arbeiter, sie seien der eigentliche Kern des Volkes, ihr natürliches Menschenrecht werde mit Füßen getreten, der Staat habe die Verpflichtung, für sie zu sorgen, er erfülle diese nicht, sie seien die Heroen der Revolution, und ihnen gebühre der Dank für die errungene Freiheit. Alle Parteien bemühten sich, ihnen zu schmeicheln, um die Gunst der schwieligen Fäuste zu erhalten. Die Seele der Arbeiterbewegung war damals ein junger Student, Namens Schlöffel, der Sohn eines schlesischen Gutsbesitzers. Daß Schlöffel ein ganz unerfahrener Jüngling war, daß ihm jedes Verständnis für die Grundgesetze der Volkswirtschaft fehlte, daß seine Vorschläge ebenso unausführbar wie geeignet waren, die Bürgerschaft von der revolutionären Bewegung zurückzuschrecken, kümmerte die Arbeiter wenig; sie liebten den jungen Mann und vertrauten ihm, der in dem von ihm redigierten kleinen Blatt „Der Volksfreund" mit ganzer Seele für ihr vermeintliches Interesse eintrat, und der sich mit Stolz der Vertreter der Tagelöhner nannte. Er stellte den Arbeitern vor, daß sie eine Macht nur vereinigt gewinnen, dann aber durch ihre Menge den Bürgern imponieren und ihre Forderungen durchsetzen könnten, namentlich eine, welche in den letzten Tagen in allen Versammlungen zur Sprache gebracht worden war, die, daß der Magistrat angehalten werde, den Bäckern die Lieferung größeren Brotes anzubefehlen. Ein 5 Silbergroschen-Brot müsse mindestens 9 bis 10 Pfund wiegen! Bei den städtischen Behörden war man schon in Verhandlungen über eine Brottaxe eingetreten, als die Arbeiter selbst die Sache in ihrer Weise in die Hand nahmen.

Am 17. April sammelten sich plötzlich auf den Straßen ganze Scharen von Arbeitern, denen Frauen und Kinder folgten; vorzugsweise war dies Unter den Linden und in den benachbarten Straßen der Fall. Ein Arbeiter, der eine Wage trug, ging voran, von Bäckerladen zu Bäckerladen. Ueberall wurde das Brot gewogen; wo es ein zu geringes Gewicht hatte, wurde eins genommen und mit einem Nagel an der Ladenthür befestigt. Der untersuchende Arbeiter schrieb das Gewicht darunter und gewöhnlich noch irgend einen Vers dazu: „Das kleine Brot muß größer sein, muß größer sein!" oder etwas anderes derartiges. Bei manchem Bäcker, welcher große Brote gebacken hatte, wurde eine lobende Bemerkung an die Ladenthür geschrieben und die versammelte Volksmenge brachte dem Bäcker ein Lebehoch aus. Im ganzen benahmen sich die Arbeiter höflich genug, nur wo sie die Brote zu klein fanden, drohten sie dem Ladenbesitzer mit der künftigen Rache des Volkes.

So unbedeutend an und für sich die Bäckerunruhen waren, welche sich auch am folgenden Tage wiederholten, so wenig gefährlich auch bei dem eigentümlichen Geist der Berliner Arbeiter ihre Versammlungen und ihre Festzüge durch die Straßen waren, wenn es ihnen gelungen, einen höheren Lohn zu erzielen, — die Unruhen trugen doch dazu bei, die Bürgerschaft besorgt zu machen. Die Bürger Berlins glaubten sich auf eine neue Revolution vorbereiten zu müssen, und da sie jetzt als Bürgerwehr die Waffen in der Hand hatten, waren sie entschlossen, von diesen kräftig Gebrauch zu machen zum Schutze ihres Lebens und Eigentums, womöglich es aber gar nicht zum Kampfe kommen zu lassen, sondern durch Verhaftung aller Aufwiegler und Ruhestörer die beabsichtigte Revolution im Keime zu unterdrücken. Der Polizeigeist, der von Anfang an die Bürgerwehr beseelt hatte, entwickelte sich in gedeihlichster Weise und wurde von Seiten des Kommandeurs kräftig genährt.

Am 6. April war an Stelle des Polizeipräsidenten von Minutoli, der seine ganze Thätigkeit der Polizeiverwaltung zuwenden mußte, der Generalmajor von Aschoff zum Chef der Bürgerwehr gewählt worden. Dieser zeigte sich recht bürgerfreundlich, aber unter seinem Befehle nahm die Bürgerwehr mehr und mehr den Charakter einer Mannschaft von Polizeisoldaten an. Schon in der letzten Zeit der Amtsführung des Herrn von Minutoli waren die armen Bürger fast allnächtlich oft auf die geringfügigsten Anlässe hin alarmiert worden. Tag und Nacht hatten die guten Bürger keine Ruhe. Sie sollten Wache stehen, Patrouillen ablaufen, und außerdem ertönte zu allen Tageszeiten das Signalhorn, welches sie zu den Sammelplätzen rief. Bald gaben Arbeiterversammlungen, bald eine Volksversammlung, dann wieder ein Zug mit Fahnen oder der Zug gegen die Bäckerläden die Veranlassung zum Alarmsignal. Mitunter auch war keine Veranlassung dazu ersichtlich. Die Bürger schimpften und fluchten — nicht auf die unnötigen Alarmierungen, sondern über die Aufwiegler und Ruhestörer und die Demokraten, welche sie nachts aus den Betten trieben und bei Tage von ihren Geschäften abriefen. Sie verhafteten die Aufwiegler nach Herzenslust und gingen dabei keineswegs sanft mit ihnen um. Die Verhafteten erlitten häufig rohe Mißhandlungen von den empörten Bürgern. Die Zeitungen teilten fast täglich Berichte über derartige skandalöse Scenen mit, welche nur dazu beitrugen, den Zwiespalt zwischen der eigentlichen Bürgerschaft Berlins und den Arbeitern zu vergrößern. Die anfangs von der Rückschrittspartei so sehr gefürchtete Bürgerwehr wurde denn auch bald von der Regierung als ihre treueste Stütze erkannt.

Am Gründonnerstag, dem 20. April, hatten die Demokraten, besonders die Arbeiter unter ihnen, eine sogenannte „friedliche Demonstration“ in Scene setzen wollen. In großem, geordnetem Zuge wollten sie unter Vorantritt von Musikkorps vom Alexanderplatze aus durch die Königsstraße bis zum Schlosse ziehen. Plakate an Stangen sollten im Zuge getragen werden, deren Aufschriften die Wünsche der Demonstranten nach direkten Wahlen vor aller Welt verkünden sollten. Besonnene Politiker hatten vor der Demonstration gewarnt, die Stadtverordneten hatten in einer Proklamation die Bürger zur Geduld und Ruhe gemahnt, die Regierung hatte keinen Zweifel darüber bestehen lassen, daß sie die Demonstration nicht dulden würde. Jedermann erwartete infolgedessen an jenem Tage schwere, folgenreiche Ereignisse.

Die Bürgerwehr sammelte sich so vollzählig, wie sie noch nie erschienen war. Sie war in einer bösen Stimmung gegen die Demokraten und entschlossen, von den Waffen Gebrauch zu machen, wenn es nötig sein sollte.

Trotzdem die Arbeiter in hellen Haufen zur Teilnahme an der friedlichen Demonstration zusammengekommen waren, verließ sie doch angesichts des Aufgebots der Bürgerwehr im letzten Augenblicke der Mut; sie verzichteten auf den Zug zum Schlosse und hielten sich in einer Volksversammlung unter der einsamen Pappel für die ins Wasser gefallene Demonstration schadlos, indem sie sich von Herrn Studiosus Schlöffel einen von ihm verfaßten Artikel aus dem Volksfreund vorlesen ließen, der für den Verfasser verhängnisvoll werden sollte. Er wurde am Tage darauf verhaftet und am 11. Mai wegen versuchter Verleitung zum Aufruhr in öffentlicher Gerichtssitzung zu sechsmonatlichem Festungsarrest verurteilt.*)

Daß Schlöffel hatte verhaftet werden können, daß ihm der Prozeß gemacht werden konnte, ohne einen Aufruhr seiner zahlreichen Anhänger hervorzurufen, gab der konservativen Partei und den Behörden den besten Beweis dafür, daß sie jetzt wieder thatkräftiger in die Bewegung eingreifen konnten. Die Straßenecken bedeckten sich mit reaktionären Plakaten, welche Warnungen vor den Aufwieglern und Wühlern enthielten, die Zeitungen empfingen Eingesandtes gleichen Inhalts und Proteste gegen die Revolution.

Die Polizei begann jetzt auch wieder ihre Macht zu zeigen. Mehrere Ausweisungen erfolgten, sie betrafen teils Polen teils auch Arbeiter, von denen man fürchtete, sie könnten einen nachteiligen Einfluß auf ihre Genossen ausüben. Sogar die Volksversammlungen bedrohte der Polizeipräsident, indem er am 28. April eine Bekanntmachung erließ, in welcher er darauf aufmerksam machte, daß zwar Versammlungen unter freiem Himmel von der Obrigkeit gestattet werden dürften, sofern sie für die öffentliche Sicherheit und Ordnung nicht gefahrbringend seien, daß aber die Ordner von Volksversammlungen von jeder beabsichtigten Volksversammlung vorher rechtzeitig Anzeige zu machen hätten.

Am 1. Mai fanden die Wahlmännerwahlen zur Berliner Nationalversammlung statt. Hartnäckige und erbitterte Kämpfe der verschiedenen Klubs, der blauen und der roten Demokraten, waren voraufgegangen. Am Tage der Wahl waren alle Büreaus der Behörden, alle Läden und Werkstätten geschlossen. Mehr als 60,000 Urwähler hatten sich versammelt, um in 140 Wahlbezirken, in welche die 102 städtischen Bezirke Berlins eingeteilt wurden, ihr Wahlrecht auszuüben.

Die Ruhe der Stadt wurde am 1. Mai durch die noch nicht wahlberechtigte Jugend aufrecht erhalten; fortwährend durchzogen Patrouillen von jungen Künstlern, Handwerksgesellen, Studenten und Schülern der oberen Gymnasialklassen bewaffnet die Straßen, um an Stelle der wählenden Bürgerwehrmänner das Eigentum zu beschützen. Die jungen Leute hatten dabei wohl viel Vergnügen, aber wenig Last, denn niemand dachte an eine

*) Schlöffel hatte seine Strafe in der Festung Magdeburg zu verbüßen. Es gelang ihm, 3 Wochen vor dem Ablauf der 6 Monate zu entfliehen. Später nahm er an dem Aufstande in Baden teil, er trat in das Badensche Revolutionsheer ein, in einem Gefecht bei Waghäusel am 21. Juni 1849 wurde er von einer Kanonenkugel niedergerissen

Ruhestörung. Die Wahlberechtigten waren bei den Wahlen beschäftigt, die andern benutzten den freien Tag, um sich ein Vergnügen zu machen.

Acht Tage später, am 8. Mai, fanden die Abgeordnetenwahlen statt. Sie hatten für die meisten Berliner ein überraschendes Ergebnis, indem sie in durchaus liberalem Sinne ausfielen. Es wurden gewählt: Im I. (Nikolaikirch-) Wahlbezirke der Staatsanwalt v. Kirchmann und der Fabrikant F. A. Zacharias; im II. (Dorotheenstädtischen-) Wahlbezirke der Geheime Obertribunalsrat Waldeck und der Oberbürgermeister Grabow aus Prenzlau; im III. (Jerusalemerkirch-) Wahlbezirke der Geheime Revisionsrat Bauer und der Buchdruckereibesitzer Jul. Berends; im IV. (Georgenkirch-) Wahlbezirke der Buchdruckereibesitzer Berends und der Geheime Revisionsrat Jonas; im V. (Sophienkirch-) Wahlbezirke Prediger Sydow und der Assessor Jung. Bei der Nachwahl am 19. Mai wurden an Stelle der doppelt gewählten Grabow und Berends der Stadtrat Duncker und Dr. Johann Jakoby gewählt.

Kaum hatte sich die durch die Wahlen hervorgerufene Aufregung der Bürger einigermaßen gelegt, als schon wieder eine neue Frage die Gemüter gefangen nahm. Am 11. Mai erschien im preußischen Staatsanzeiger ein Ministerialerlaß an den Prinzen von Preußen, der ihn zur Rückkehr nach Berlin aufforderte. Die Aufregung, welche infolge dieses Erlasses sich über Berlin verbreitete, ist kaum zu beschreiben. Noch am selben Abend sammelten sich in den verschiedenen öffentlichen Lokalen, auf den Straßen und Plätzen und besonders Unter den Linden große Volksmengen an, welche sich mit der tiefsten Entrüstung besprachen über die Zurückberufung des Prinzen von Preußen, über diese Maßregel der Regierung, welche fast erschien wie ein herber Spott gegen alle Wünsche, alle Sympathien des Volks. Der Glaube, daß der Prinz von Preußen der eigentliche Urheber des Blutvergießens am 18. März gewesen sei, daß er, ein erbitterter Gegner der konstitutionellen Monarchie, mit Ungeduld auf den Augenblick warte, in welchem er an der Spitze seines Heeres gegen Berlin marschieren und alle Revolutions-Errungenschaften durch eine Kontrerevolution vernichten könne, war in Berlin noch allgemein verbreitet. Nicht etwa die demokratische Partei allein betrachtete den Prinzen aus diesem irrigen Gesichtspunkt, auch die ruhige Bürgerschaft und selbst die konstitutionelle Partei teilte den allgemeinen Irrtum; auch ihr schien die Zurückberufung des Prinzen als Beginn einer kontrerevolutionären Bewegung durch das Ministerium. Schon am 12. waren alle Straßenecken Berlins mit Plakaten bedeckt, welche Proteste gegen die Zurückberufung des Prinzen enthielten. Die Straßen waren am 12. Mai wieder dicht gedrängt von Menschen. Ueberall sah man kleine Klubs, welche in tiefer Aufregung den Erlaß des Ministeriums besprachen. In vielen Lokalen fanden schnell zusammengerufene Bürgerversammlungen statt, an denen sich auch die Bürgerwehr eifrig beteiligte. Der Bürgerwehrklub trat zusammen, alle Vereine hielten Beratungen, und überall herrschte nur eine Meinung, die, das Ministerium müsse seinen Erlaß zurücknehmen, wenn es nicht eine Revolution heraufbeschwören wolle. In diesem Sinne sprachen sich zahlreiche Deputationen aus, welche von allen Seiten an den Ministerpräsidenten Camphausen entsandt wurden, aber stets nur ausweichende Antworten erhielten.

Am Abend wurde das prinzliche Palais Unter den Linden wieder von Volkshaufen bedroht. Die Bürgerwehr verhielt sich diesmal volksfreundlich,

sie begnügte sich damit, Ausschreitungen zu verhindern. Dem Demagogen Held gelang es durch eine glänzende Rede, in der er zur Ruhe mahnte, die Volkshaufen zum Auseinandergehen zu bewegen.

Am Sonnabend, den 13. Mai, herrschte in Berlin eine gleiche Aufregung wie am Tage zuvor. Die Plakate an den Straßenecken, welche Proteste gegen die Zurückberufung des Prinzen enthielten, mehrten sich. Sie kamen von allen Seiten, von einzelnen, von Vereinen, von der Studentenschaft und von der Bürgerwehr. Sie hatten keinen Erfolg, das Ministerium blieb fest. Die Rückkehr des Prinzen, der damals noch in England weilte, wurde zwar um vierzehn Tage hinausgeschoben, aber daß sie ganz verhindert wurde, konnte nicht einmal durch einen 40,000 bis 50,000 Mann starken Volkshaufen, der am Nachmittage des 14. Mai von den Zelten aus vor das Ministerhotel des Grafen Schwerin zog, erreicht werden. Die Festigkeit, welche die Regierung bei dieser Gelegenheit zeigte, und die Niederlage, welche die vergebliche Demonstration der Demokratie gebracht hatte, ließ sofort die Konservativen ihre Häupter höher erheben. Es wurde der Preußenverein gegründet, der mit der seit dem 18. März etwas in Mißkredit gekommenen Devise: „Mit Gott für König und Vaterland“ alle konservativen Elemente um sich sammelte und von der Regierung natürlich mit Freuden begrüßt und unterstützt wurde.

Die Stimmung der Berliner Bürgerschaft war überhaupt schon recht umgeschlagen, hauptsächlich der Fehler wegen, welche die Führer der Demokraten begangen hatten. Davon zeugte die Stadtverordneten-Versammlung lebhaft. Die alten Stadtverordneten hatten ihr Mandat niedergelegt, um der Bürgerschaft Gelegenheit zu geben, Männer des Vertrauens zu wählen. Sie führten nur vorläufig die Geschäfte fort. Die Neuwahl fand statt. Sie hatte ein höchst unerwartetes Resultat. Von den 102 Stadtverordneten wurden nur 31 wieder gewählt, und unter diesen waren gerade die Männer nicht, welche bisher in der Versammlung die demokratische Richtung mit Mut und Erfolg vertreten hatten. Julius Berends, Nauwerk u. a. waren bei der Wahl durchgefallen. Die Regierung that natürlich alles, was in ihren Kräften stand, um diese Stimmung der Bürgerschaft sich zu erhalten.

Am 16. Mai kam der König aus Potsdam nach Berlin und empfing die Majore und Hauptleute der Bürgerwehr im Schlosse. Der Empfang war ein äußerst freundlicher und schloß damit, daß Friedrich Wilhelm den General Aschoff sogar umarmte und küßte. Dieser königliche Kuß machte Aufsehen in Berlin, am Tage darauf erschien in einem Witzblatt, dem Berliner Krakehler, ein witziges Lied vom langen Kuß, welches in der Stadt große Verbreitung fand und viel belacht wurde.

Der Berliner Witz machte sich überhaupt in dieser Zeit wieder recht scharf und schneidig geltend. Eine Reihe von neuen Witzblättern war entstanden, deren einzelne Nummern auf den Straßen von den fliegenden Buchhändlern ausgeboten und viel verkauft wurden.

Zuerst erschien „Die ewige Lampe“. Das Blatt hatte seinen Namen von einem dunklen, räucherigen Lokal in der Neumannsgasse erhalten, welches die ewige Lampe genannt wurde, weil zu jeder Tages- und Nachtzeit dort durstige Seelen Eingang fanden, um in dem dunklen Lokal bei Lampenschein Bier zu trinken. Das Lokal der ewigen Lampe wurde von einer geistreichen Gesellschaft, die sich dort zusammengefunden hatte, viel besucht. An ihrer

Spitze stand der Schriftsteller Arthur Müller, der das neue Witzblatt herausgab. Es zeichnete sich durch die Schärfe und Bissigkeit, mit der es schonungslos alle Gegner der Demokratie angriff, aus. Es verschmähte nicht, selbst in die intimsten Privatverhältnisse einzudringen, um seine Gegner an den Pranger zu stellen.

Nächst der ewigen Lampe zog der „Kladderadatsch" die Aufmerksamkeit der Berliner schnell auf sich. Er nannte sich Organ für und von Bummlern. Die jüdischen Gelehrten des Kladderadatsch gaben diesem eine ganz eigentümliche, das Volk von Berlin sehr ansprechende Färbung.

Auch ein drittes Witzblatt, der „Berliner Krakehler", brachte oft ausgezeichnete humoristische Gedichte. Es fand ebenfalls viele Abnehmer. Weniger gut gelang es dem alten, bewährten Humoristen Adolph Glasbrenner in seinen freien Blättern den Ton der Neuzeit zu treffen. Die ewige Lampe bemerkte boshaft, die freien Blätter müßten den Namen: „Witzfreie Blätter" führen. Diese Kritik war ungerecht, denn Glasbrenner hatte keineswegs seinen alten, guten Humor verloren, aber die Berliner verlangten im Frühling des Jahres 1848 eine schärfere Geisteskost. Neben den genannten waren noch einige andere Witzblätter entstanden, welche aber als Eintagsfliegen der Nennung nicht wert sind. Sie verschwanden schnell wieder.

Auch in anderer Weise machte sich der Berliner Witz bemerklich. Es hatte sich seit dem Sonntag, dem 21., in Berlin nach dem Vorbilde von Wien und Breslau ein Katzenmusikkorps gebildet, welches allabendlich bis in die tiefe Nacht hinein durch die Straßen der Residenz zog, um mißliebigen Personen ein Ständchen zu bringen. Es waren diese Katzenmusiken ohne alle politische Bedeutung, denn die Musiker waren mit ihrer Erteilung so verschwenderisch, daß sie diese sowohl einem beim Volk in Ungnade gefallenen Minister als einem Kaufmann brachten, der seinen Laden nicht zur rechten Zeit schloß, wie seine Ladendiener es wünschten. Jeden Abend wurden sechs bis acht Katzenmusiken gebracht und zwar den verschiedensten Personen, am reichlichsten begabt wurden Herr Aschoff, die Minister Camphausen, Schwerin und Hansemann, die Redaktion der Vossischen Zeitung, der Polizeipräsident Minutoli und der Schauspieler Louis Schneider, welch letzterer ganz besonders den Haß des Volkes auf sich geladen hatte, weil er seinen Einfluß als Unteroffizier der Landwehr bei vielen Landwehrmännern aufgeboten, um diese gegen die übrige Bevölkerung Berlins zu erregen.

Der ärgste Skandal fand am 26. Mai statt. Eine Katzenmusik war gegen Abend auf dem Gendarmenmarkt gebracht worden, aber sogleich ertönte das Signalhorn, und die Bürgerwehr der nächsten Bezirke trat unter die Waffen. Unter den Linden und in der Friedrichstraße kam es zu einem Zusammentreffen zwischen Bürgerwehr und Volk, bei welchem einige nicht unbedeutende Verwundungen durch Kolbenstöße und Bajonettstiche abfielen. Wütend, im höchsten Grade aufgeregt, zerstreuten sich die Volkshaufen, sammelten sich indessen sogleich wieder und zogen vor das Haus des Generals Aschoff, dem sie die Hauptschuld an dem gewaltsamen Einschreiten der Bürgerwehr beilegten, um diesen zum Abdanken zu bewegen. Vor dem Hause des Generals Aschoff blieb der Volkshaufen mehrere Stunden tobend und schreiend stehen, ohne indessen zu irgend einem Resultate zu gelangen,

bis er durch die mittlerweile herangezogene Bürgerwehr auseinandergetrieben wurde, wobei denn ebenfalls einige Verwundungen vorkamen.

Die Besorgnis, daß die Katzenmusiken zu noch ärgeren Skandalen führen könnten, veranlaßten die Behörden zu Bekanntmachungen, in denen sie vor weiteren Unruhen ernstlich warnten. Der Polizeipräsident, der General von Aschoff und der Magistrat erließen dergleichen Proklamationen, und ihnen schlossen sich auch Privatleute an. Trotz der Bekanntmachungen waren am folgenden Abende dennoch die Straßen Berlins von großen Menschenmassen angefüllt, und es schien wieder eine unruhige Nacht bevorzustehen. Nur den gemeinschaftlichen Anstrengungen vieler wohlmeinender Bürger, welche sich unter das Volk mischten und überall zur Ruhe redeten, gelang es, die Volkshaufen zum Auseinandergehen zu bewegen, indem sie auf das dringendste vor jedem Zwiespalt zwischen Volk und Bürgerwehr warnten. So blieb denn alles ruhig, und die Katzenmusiken hörten auf.

Dreizehntes Kapitel.

Die Nationalversammlung war am 25. Mai zusammengetreten und beriet den von der Regierung ihr vorgelegten Verfassungsentwurf. Die Berliner Bürgerschaft folgte den Verhandlungen mit der größten Teilnahme, und in den politischen Klubs und in den Vereinen wurden die in der Nationalversammlung geführten Kämpfe weiter gesponnen.

In den letzten Tagen des Mai und in den ersten des Juni herrschte in Berlin wieder eine fieberhafte Aufregung. Der Verdacht, daß die Reaktion mit finsteren Plänen zur Vernichtung der kaum gewonnenen Volksfreiheit umginge, machte die Bürgerschaft besorgt, während sie sich andererseits vor den Arbeitern, welche gerade damals sich recht unruhig zeigten, fürchtete. Die Handwerksgesellen, die in den Gewerken beschäftigten Arbeiter hatten sich nach und nach beruhigt. Ihre Forderungen auf Lohnerhöhung und Verkürzung der Arbeitszeit waren meist bewilligt worden*). So war denn gut für die gesorgt, welche überhaupt Arbeit hatten, um so schlimmer aber für diejenigen, die arbeitslos waren; sie mußten, um nicht zu verhungern, zu den gewöhnlichen Erdarbeiten bei den Rehbergen ihre Zuflucht nehmen. Es war ein trauriges Brot. Die, welche es erhielten, betrachteten es als ein Almosen, welches ihnen nicht aus gutem Willen gegeben wurde, sondern zu dem die Stadt oder der Staat verpflichtet sei, um sie nicht hungern zu lassen. Hoher Lohn und wenig Arbeit war die Losung, welche allgemeinen Beifall fand. Jeder Arbeiter, der es etwa wagen wollte, fleißig zu sein, wurde von seinen Mitgenossen verhöhnt und sogar mißhandelt. Für Tausende von Thalern, welche an Arbeitslohn gezahlt werden mußten, geschah auf den großen Arbeitsstätten so gut wie nichts. Diesem Unwesen mußte endlich gesteuert werden. Der Magistrat befahl die Einführung von Akkordarbeiten, bei denen der Fleißige

---

*) Auch die Buchdrucker hatten in den letzten Tagen des April durch eine Arbeitseinstellung sich einen höhern Lohn ertrotzt.

gut bestehen, der Faule und Schwache aber nur wenig verdienen konnte. Die Arbeiter widersetzten sich dieser Anordnung. Viele mußten entlassen werden und vermehrten so die ohnehin große Zahl der brotlosen Arbeiter in Berlin. Die Not war groß. Die Arbeiter rotteten sich zusammen, zogen in Scharen durch die Straßen und umlagerten das Rathaus und die Wohnungen der Minister, um stürmisch Arbeit und Brot zu verlangen.

Am 30. Mai nachmittags 5 Uhr zogen etwa 700—800 Arbeiter vor die Wohnung des Arbeitsministers v. Patow, um ebenfalls von ihm Arbeit zu erlangen. Als sie auf den abschlägigen Bescheid des Ministers Miene machten, Ausschreitungen zu begehen, erkaufte der Minister sich ihre Ruhe, indem er jedem von ihnen 10 Silbergroschen als Darlehn auszahlen ließ. Solche durch die Arbeiter veranlaßten Auftritte machten den Berliner Bürgern schwere Sorge, welche noch erhöht wurde durch fortwährend auftauchende Gerüchte, daß rings um Berlin Truppenmassen zusammengezogen würden, daß der Prinz von Preußen heimlich zurückgekehrt und bereit sei, an der Spitze des Heeres gegen das revolutionäre Berlin zu ziehen.

Um die Besorgnis der Bürger zu erhöhen, war gerade in jenen Tagen die Bürgerwehr in sich selbst uneinig. Der General Aschoff hatte durch seine vielfachen unnützen Alarmierungen den Verdacht erregt, er wolle systematisch die Bürgerschaft unzufrieden mit dem Dienste machen. Von vielen Seiten waren dem General offene Mißtrauensvoten gegeben worden, und am 30. Mai hatte bei einer Abstimmung in den Bezirken sich eine große Mehrheit der Bürgerwehr dahin ausgesprochen, Herr von Aschoff habe das Vertrauen verloren. Der General legte deshalb sein Amt nieder, welches vorläufig der Major Blesson übernahm. Am 2. Juni wurde dies bekannt gemacht. Auch in Herrn Blesson setzte weder die Bürgerwehr, noch das übrige Volk Berlins ein sonderliches Vertrauen, am wenigsten erwartete man, daß er bei einem etwaigen Angriff der Stadt durch das Heer diesem einen energischen Widerstand zu leisten versuchen werde.

Bei der Gefahr eines Kampfes, den man nahe glaubte, verlangte das Volk eine größere Ausdehnung der Bürgerwehr, eine Bewaffnung der Gesellen und Arbeiter, nicht der bei den Rehbergen und überhaupt bei den Erdarbeiten beschäftigten, sondern der Fabrikarbeiter und vorzugsweise der kräftigen und intelligenten Maschinenbauer.

Diese Forderung wurde abgelehnt, nur eine teilweise Bewaffnung der Maschinenarbeiter versprochen. Dagegen wurde ein Sicherheitsausschuß eingesetzt, der jeden Tag morgens 9 Uhr in der Oberwallstraße 4 sich versammelte, von allem, was die öffentliche Ruhe gefährdete, Kenntnis nehmen sollte und die nötigen Schritte zur Herbeiführung der Ruhe verabreden und veranlassen sollte.

Am Sonntag, den 4. Juni feierten die Berliner ein Erinnerungsfest an die Kämpfe des 18. März. Auf dem Gendarmenmarkte hatte sich eine zahllose Menge eingefunden. Fast alle Vereine, die meisten Gewerke mit ihren Fahnen und Musikkorps, viele Abgeordnete und Stadtverordnete, eine große Zahl von Bürgerwehrmännern, die Studentenschaft und unzählige Bürger und Arbeiter zogen, wohl 50,000 Mann stark, durch die mit schwarz-rot-goldenen Fahnen und Guirlanden geschmückten Straßen der Stadt hinaus in den Friedrichshain, um die Gräber der Märzkämpfer mit Blumen und

Kränzen zu schmücken. Der Abgeordnete Graf Reichenbach, der Professor Benary sprachen zum Volke; den Schluß der Feier bildete die Bekränzung der Gräber. Erst spät am Abende wurde der Rückzug in die Stadt angetreten. Nicht die geringste Störung hatte die erste Feier der Revolution entweiht.

Die großartige Revolutionsfeier hatte die Berliner so vollständig beschäftigt, daß die am 8. Juni stattfindende Rückkehr des Prinzen von Preußen nach Berlin, die kurz vorher die Bürger in so große Aufregung versetzt hatte, fast spurlos vorüberging. Der Prinz war für den Kreis Wirsitz zum Abgeordneten in die Nationalversammlung gewählt worden. Die Versammlung hielt in der Singakademie im Kastanienwäldchen ihre Sitzungen ab.

In jenen Tagen hielten sich stets in dem Kastanienwäldchen und vor der Singakademie viele Neugierige auf, welche Mitteilungen über die Verhandlungen der Nationalversammlung gern aus erster Quelle von den den Sitzungssaal verlassenden Zuhörern erhalten wollten. Es waren zum großen Teil brotlose Arbeiter, echte Berliner Bummler. Da kam es denn häufig zu widerwärtigen Scenen. Als der Prinz am 8. Juni das Gebäude verließ, wurde er von dem Volkshaufen mit Zischen und Pfeifen empfangen. Am folgenden Tage gerieten der Prediger Sydow und der Minister von Arnim beim Verlassen der Singakademie in ein fürchterliches Gedränge. Sie konnten nur mit Mühe mit Hülfe einiger Wohlgesinnten aus den Händen der wütenden Volksmassen in die Universität hinein gerettet werden. Und woher die Erbitterung der Volksmassen gegen diese Abgeordneten? Der Abgeordnete Berends hatte beantragt, die Nationalversammlung solle die Revolution anerkennen und den Kämpfen des 18. März ihren Dank aussprechen. Der Antrag war abgelehnt worden, und dies hatte das ganze Berliner Volk erbittert.

Die Anerkennung der Revolution war ein Glaubensartikel für die Berliner Bürger. Sogar die neue, in der Mehrheit doch keineswegs freisinnige Stadtverordneten-Versammlung konnte sich dem Einfluß der allgemeinen Stimmung nicht entziehen. Sie mußte in ihrer ersten Sitzung am 10. Juni eine förmliche Anerkennung der Revolution aussprechen. Natürlich äußerten sich in ähnlicher Weise die meisten Klubs, die Urwähler und die Wahlmänner Berlins. So herrschte denn in den Tagen nach dem 9. Juni in Berlin wieder eine politische Gewitterschwüle, die am 14. zum heftigen Ausbruch kam. An diesem Tage wurden nämlich die Schloßhöfe durch große eiserne Gitter abgesperrt, und die Nachricht verbreitete sich gegen Mittag Berlin. Unter dem in der Gegend der Linden, des Zeughauses und Kastanienwäldchen zahlreich versammelten Volke erhob sich gegen 1 Uhr pl der Ruf: „Nach dem Schloß! Die eisernen Gitter müssen fort!“

Wer den ersten Anstoß zu diesem Ruf gegeben, das ist nicht zu mitteln gewesen, kaum war er aber ausgestoßen, als er augenblicklich a meinen Anklang fand und tausendfältig wiederholt wurde. Die Volksm drängten sich dem Schlosse zu, trieben die Bürgerwehr, welche sich ihnen gegensetzen wollte, ohne besondere Mühe zurück und drangen nun ins S ein. Die Gitter wurden abgerissen und unter ungeheurem Jubel nach Aula der Universität getragen, wo man sie den Studenten zur Aufbewahrung übergab. Gleich darnach verließen die Volksmengen das Schloß wieder. Das Abreißen der Gitterthore hat später zu einem gerichtlichen Verfahren

gegen die, welche als Führer des Unternehmens betrachtet wurden, Veranlassung gegeben. Sie sind zu schweren Freiheitsstrafen verurteilt worden, z. B. der Referendarius Gustav Rasch, der bekannte Schriftsteller, zu einer 15monatlichen Festungshaft.

Auch an anderen Stellen der Stadt kam es an diesem Tage zu Zusammenstößen zwischen Volksmassen und der Bürgerwehr; so am Brandenburger Thore, wo ein Haufe von 30 bis 40 Arbeitslosen, die mit Fahnen und Aufschriften in die Stadt hineinziehen wollten, von der die Wache haltenden Bürgerwehrabteilung ohne sonderliche Mühe daran verhindert wurde. Am schlimmsten aber ging es im Kastanienwäldchen zu, wo die Volksmassen sich zwischen der Singakademie und dem Zeughause immer mehr verdichteten, da sich in der ganzen Stadt das Gerücht verbreitet hatte, daß für den Abend ein Kampf bevorstände. Hier traten Redner auf, die mit donnernden Worten die allgemeine Bewaffnung des Volkes verlangten; wenn dem Volke nicht freiwillig Waffen übergeben würden, so müßte man in das Zeughaus dringen, um sie sich mit Gewalt zu holen. Die im Verhältnis zu der ungeheuren Volksmenge schwache Bürgerwehr verhielt sich zuerst abwartend und ruhig, bis plötzlich, sei es durch Zufall, sei es absichtlich, ein Schuß fiel, der die aufgeregte Volksmasse zum Angriff auf die Bürgerwehr veranlaßte. Ein Steinhagel traf diese und wurde, ohne daß der Kommandierende Befehl dazu gegeben hatte, durch Feuer erwidert. Dadurch wurden zwei Arbeiter getötet, mehrere verwundet. Für den Augenblick wich die Menge entsetzt zurück, dann aber brach sie in ein lautes, furchtbares Wutgeschrei aus, stürzte



Reinhold Begas' Schillerdenkmal vor dem Schauspielhause,
am 10. November 1871 enthüllt.

sich über die Toten, tauchte die weißen Taschentücher in das über das Steinpflaster hinfließende Blut und befestigte sie als rote Fahnen an Stöcken, dann zerstreute sie sich, und durch alle Straßen Berlins liefen Männer, welche mit lauter, furchtbarer Stimme: „Verrat! Verrat! Zu den Waffen! Zu den Waffen! Die Soldaten schießen auf das Volk!“ riefen.

Ueberall wurde Generalmarsch geschlagen, die Bürgerwehrbataillone sammelten sich, aber sie konnten nichts thun, denn sie erhielten keine Verhaltungsbefehle von dem Kommando der Bürgerwehr, welches vollkommen rat- und thatlos war. Die einzelnen Bataillone standen auf ihren Sammelplätzen, sie wußten nicht, was sie thun sollten, und zogen daher teils bald wieder nach Haus, teils blieben sie, in allen Stadtteilen zerstreut, unschlüssig stehen. Während so der Generalmarsch durch die Straßen Berlins wirbelte und die Bürgerwehr sich versammelte aber unthätig blieb, war das Volk nicht müßig. Von allen Teilen der Stadt her strömten neue Scharen den Linden und dem Zeughause zu. In einigen Straßen wurden Barrikaden gebaut, so in der Behren-, Leipziger- und Landsbergerstraße, auch rote Fahnen wurden aufgepflanzt, einzelne Brauseköpfe riefen sogar die Republik aus. Ueberall, wo Waffenläden waren, versammelten sich Volkshaufen, sie brachen mit Gewalt in die Läden ein, um sich der Waffen zu bemächtigen; auch die Magazine des Opernhauses und des Königsstädter Theaters wurden vom Volke erstürmt und die darin befindlichen Waffen herausgeholt.

Die Leichen der Gefallenen wurden die eine nach der Universität gebracht und dort zur Schau gestellt, die andere trugen einige Arbeiter durch die Straßen nach der Königsstadt, indem sie wütend nach Rache riefen. Außerdem wurde bald ein Akt ungerechter Volksjustiz geübt. Es hieß nämlich, der Major Benda habe das Kommando zum Feuern gegeben, durch welches jene zwei Opfer gefallen seien. Ein großer Volkshaufen stürmte sofort nach der Wohnung des Majors, erbrach diese und zerstörte mit vandalischer Lust alles, was sich ihm an wertvollen Gegenständen darbot, wodurch dem Herrn Benda ein Schaden von mehreren tausend Thalern bereitet worden sein soll.

Was thaten in dieser Zeit der Aufregung die Behörden? Nichts! Der Sicherheitsausschuß hätte die trefflichste Gelegenheit gehabt, sich zu bewähren. Er trat auch gegen 8 Uhr abends zusammen; aber er war nicht minder ratlos als das Bürgerwehrkommando. Er hielt lange Debatten darüber, ob er das Militär zum Kampf herbeiziehen sollte; aber zu einem Resultat kam er nicht.

Es war gegen 9 Uhr abends, als der Handwerkerverein, der ein fliegendes Korps der Bürgerwehr bildete, vor dem Zeughause eintraf. Er fand nur schwache Bürgerwehrabteilungen zum Schutze desselben; denn nach den verhängnisvollen Schüssen hatten sich viele Bürgerwehrmänner zurückgezogen, weil sie einen neuen, blutigen Zusammenstoß mit dem Volke, an dem sie nicht teilhaben wollten, befürchteten. Die Besatzung des Zeughauses bildete eine Kompagnie des 24. Regiments unter dem Befehle des Hauptmanns von Natzmer, welche in den inneren Räumen aufgestellt war. Gegen 10 Uhr abends erhielt der Führer des Handwerkervereins, Doktor Rieß, vom Major Blesson den Befehl, die untern Räume des Zeughauses zu besetzen. Durch Vermittelung eines Offiziers, des Lieutenants Techow,

der mit dem Hauptmann von Natzmer in Unterhandlung trat, gelang es ihm, die Ausführung seines Befehles zu ermöglichen. Es wurde ihm das hintere Portal des Zeughauses geöffnet. Die Militärbesatzung zog sich in die oberen Räume zurück. Während dieser Unterhandlungen hatte die sich immer wilder gebärdende Volksmenge schon versucht, das Portal am Kastanienwäldchen zu erbrechen. Sie riß die Rinnsteinbrücken auf und benutzte die Bohlen, um den Thorweg einzustoßen. Dies gelang ihr in demselben Augenblicke, in welchem das hintere Portal dem Handwerkerverein geöffnet wurde. Von der einen Seite drang das Volk, von der andern der Handwerkerverein in das Haus. Die aufgeregte Menge vermischte sich mit den Handwerkern und machte diesen im Innern des Hauses ein kräftiges Zusammenhalten unmöglich. Leitern wurden herbeigeschleppt, um auch das obere noch vom Militär besetzte Stockwerk zu erstürmen. Der Ruf, man solle Feuer anlegen, um die Soldaten auszuräuchern, ertönte. Ein wütender Kampf drohte, wenn das Militär den Versuch, das obere Stockwerk zu verteidigen, machen wollte. In diesem Augenblick der höchsten Gefahr unternahm es der Lieutenant Techow, mit dem Hauptmann von Natzmer zu unterhandeln, um ihn zu einem friedlichen Abzug zu bewegen. Dieser kämpfte einen verzweiflungsvollen Kampf zwischen seiner Pflicht und seinem Gewissen. Endlich gab er nach und verließ mit seinen Soldaten das Zeughaus. Jetzt war das Volk in dessen ungestörtem Besitze, denn der Handwerkerverein und einige andere Bürgerwehrkompagnien, welche mittlerweile, ohne von dem Kommandanten Blesson Befehl dazu erhalten zu haben, nach dem Zeughause marschiert waren, konnten nichts gegen die Menschenmassen ausrichten. Es wurden nun Fackeln angesteckt, mit diesen zog das Volk im Zeughause herum, indem es die Kisten plünderte, die mit Gewehren und Munition angefüllt waren; nachdem die Arbeiter sich mit Kugeln und Munition versehen hatten, entfernten sich nach und nach alle, deren Zweck es gewesen war, sich Waffen zu verschaffen, und nur ein nichtswürdiger, beutegieriger Pöbel, wie er ja in allen großen Hauptstädten sich vorfindet, blieb im Zeughause zurück, um in blinder Zerstörungswut und ekelhafter Raubsucht dort zu hausen. Es wurden die alten, zum Gebrauch völlig untauglichen Waffen geraubt, welche nur durch die historischen Erinnerungen, die an ihnen hingen, Wert hatten. Auch die im Zeughause befindlichen Fahnen und Trophäen wurden herabgerissen, und das Diebesgesindel scheute sich nicht, von einigen die silbernen Troddeln und Quasten abzuschneiden und dadurch die wertvollen Andenken zu verstümmeln. So hauste der im Zeughause zurückbleibende Pöbel kurze Zeit, bis zwei Bataillone des 24. Infanterieregiments und mehrere Bataillone der Bürgerwehr heranmarschierten und das Zeughaus besetzten. Das Gesindel floh, so schnell es fliehen konnte. Es überließ gern seinen Raub den Bürgerwehrmännern, welche um das Haus eine Kette gezogen hatten und die aus Thüren und Fenstern Fliehenden empfingen, um ihnen ihre Beute abzujagen, sie dann aber wieder laufen ließen, denn es wäre kaum möglich gewesen, die vielen Hunderte zu Gefangenen zu machen.

Der Zeughaussturm hatte für die dabei Beteiligten verhängnisvolle Folgen. Ein schweres Schicksal traf die Offiziere, welche das Zeughaus ohne Kampf übergeben hatten. Hauptmann von Natzmer erhielt wegen Fahrlässigkeit im Dienste zehn Jahre Festungsarrest, ein Lieutenant von Arnould desselben

Vergehens wegen zwei Jahre. Beide wurden aus dem Dienste entlassen; Herr von Natzmer erhielt indes schon im Jahre 1849 seine Freiheit wieder, weil er, wie man hörte, die aufrichtigste Reue zeigte. Lieutenant Techow erhielt fünfzehnjährigen Festungsarrest und Ausstoßung aus dem Offizierstande. Er wurde nach Magdeburg geführt, aber schon im ersten Jahre seiner Gefangenschaft gelang es ihm, aus der Festung zu entfliehen. Der Kommandeur der Bürgerwehr, Major Blesson, hatte seine völlige Unfähigkeit für seinen Posten so augenscheinlich bewiesen, daß er sein Amt niederlegen mußte. In aller Eile wurde an seiner Stelle von den Offizieren der Bürgerwehr der Major Rimpler gewählt. Weit verhängnisvoller wurde der Zeughaussturm aber für die Ausbildung des politischen Parteiwesens in Berlin. Die Bürgerschaft war empört über die Beraubung des Zeughauses; die frechen Diebstähle eines nichtswürdigen Gesindels schrieb sie der demokratischen Partei zu, welche ihre Unfähigkeit dadurch bewiesen hatte, daß sie nicht im stande gewesen war, die revolutionäre Bewegung zu leiten, die Geister, welche sie hervorgerufen hatte, auch wieder zu bannen. Nichts konnte den Gegnern der Demokratie erwünschter sein als diese Gelegenheit, die demokratischen Führer zu schmähen. Alle Zeitungen stimmten überein in der Verurteilung des unglückseligen Ereignisses, die städtischen Behörden sprachen öffentlich ihre tiefe Entrüstung aus, der konstitutionelle Klub suchte von sich jeden Verdacht einer Schuld abzuwälzen und diese lediglich der demokratischen Partei aufzubürden. Die Bürger Berlins hörten von allen Seiten, daß die demokratische Partei allein die Schuld trage an dem Sturm des Zeughauses und dem Raube der Trophäen, sie sahen, daß sich die Stadt entvölkerte, daß viele vornehme und reiche Familien Berlin verließen, weil sie sich in der Hauptstadt nicht mehr für sicher hielten, daß gerade in den besten Stadtgegenden unzählige Wohnungen leer standen, daß die Mietspreise mit erschreckender Schnelligkeit tief herabsanken, daß Handel und Gewerbe stille standen, da mußten sie denn wohl ein tiefes Grauen vor der demokratischen Partei empfinden, durch welche all dies Unglück herbeigeführt worden war.

Die Regierung benutzte den konservativen Zug, der nach dem Zeughaussturm durch die Stadt Berlin ging, in kluger Weise, indem sie so verfuhr, als ob sie nur den Wünschen der Bürgerschaft folgte, wenn sie sich die Mittel zu weiterer Machtentwickelung schaffte. Die Landwehr der drei Berliner Bataillone wurde schon am 15. Juni einberufen. Die unscheinbare Maßregel war doch von Bedeutung. Befanden sich auch unter den Landwehrmännern manche radikale Demokraten und Republikaner, so erschienen sie doch in Reih und Glied unter militärischer Zucht nicht gefährlich; die Landwehr konnte zur Unterstützung und, wenn es nötig werden sollte, selbst gegen die Bürgerwehr verwendet werden. Und doch erschien die ganze Maßregel recht freisinnig, und es hörte sich recht gut an, als der Ministerpräsident Camphausen in der Sitzung vom 15. Juni erklärte: „Die Landwehr der drei Berliner Bataillone ist einberufen und wird noch heute zusammentreten, um in Gemeinschaft mit der Bürgerwehr zum Schutze der Stadt verwendet zu werden. Berliner werden hiernach mit Berlinern dem Gesetze Schutz zu verschaffen haben."

Was konnten die Berliner mehr verlangen? Auch eine neue Polizei wurde ihnen verheißen, eine Bürgerpolizei nach englischem Muster. Darüber

verhandelte die Regierung eifrigst mit dem Magistrat, und dieser hatte schon die Aufforderung an die Bürger ergehen lassen, sich zur Einreihung in das Konstablerkorps zu melden. Auch dies war recht schön, aber weniger wollte es den Berlinern gefallen, daß an der Spitze der neuen Polizei nicht der bisherige, allgemein hoch geachtete und beliebte Polizeipräsident von Minutoli stehen sollte. Die Stellung des Herrn von Minutoli war schon seit langer Zeit unhaltbar geworden; der am Hofe zu Potsdam mächtigen Rückschrittspartei erschien er nicht entschieden genug. Herr von Minutoli, der selbst fühlte, daß er sich als Polizeipräsident nur halten könnte, wenn ihm von obenher unbedingtes Vertrauen geschenkt würde, bat um seine Entlassung und erhielt sie am 27. Juni. Sein Nachfolger war der Herr von Bardeleben. Der Abgang des Herrn von Minutoli wurde von den Berlinern aller Parteien sehr bedauert; man zollte dem Scheidenden die gerechte Anerkennung, daß er in einer höchst schwierigen Stellung sich stets taktvoll und menschlich gezeigt hätte. Der Wunsch, seine Dienste der Stadt zu erhalten, war allgemein; man hätte den beliebten Mann sicher zum Kommandeur der Bürgerwehr gewählt, aber er lehnte die Annahme dieses Ehrenamtes auf das entschiedenste ab.

Weniger Bedauern erregte der fast zu gleicher Zeit erfolgende Rücktritt eines anderen bekannten Mannes, des Oberbürgermeisters Krausnick. Wir haben schon erzählt, daß Herr Krausnick seine Ansprüche auf die Oberbürgermeisterstelle keineswegs aufgegeben hatte, obgleich sein Rücktritt vom Magistrat zur Beruhigung der Bürgerschaft proklamiert worden war. Der Magistrat erkannte seine Ansprüche an, auch die Stadtverordneten-Versammlung vermochte sie nicht zu bestreiten, obgleich sie es bei dem gegen Herrn Krausnick in der Bürgerschaft herrschenden, teilweise sehr ungerechten Vorurteil, nicht für möglich hielt, daß er sein wichtiges Amt ferner mit Erfolg führen könnte. Es wurde deshalb eine Einigung versucht, und sie gelang. Herr Krausnick ließ sich seine Pensionierung unter ziemlich günstigen Bedingungen gefallen.

Wichtiger als der Rücktritt des Herrn von Minutoli und des Oberbürgermeisters Krausnick war der des Ministeriums Camphausen, der zwar nicht als eine Folge des Zeughaussturmes, wohl aber als eine Folge der durch diesen mit hervorgerufenen politischen Krisis betrachtet werden kann. An Stelle Camphausens trat der Oberpräsident von Auerswald; der Präsident der Nationalversammlung Milde wurde Handelsminister, Rodbertus, Maercker, Gierke vervollständigten neben den im Amte bleibenden Hansemann und von Schreckenstein das Ministerium. Bei der Bürgerschaft konnte das Ministerium auf jede Unterstützung konservativer Maßregeln rechnen, allerdings nur so lange, als die Bürger überzeugt waren, diese seien nur gegen die Republikaner, nicht gegen die aufrichtigen Anhänger einer konstitutionellen Freiheit gerichtet.

Wahrlich, kein Zeitpunkt konnte geeigneter sein, um mit konservativen Maßregeln vorzugehen, und das Ministerium benutzte ihn. Der Polizeipräsident von Bardeleben zeigte dies täglich. Gegen die revolutionäre Presse schritt er teils durch Verhaftungen ein, teils dadurch, daß er die fliegenden Buchhändler, die Knaben, welche Broschüren und Plakate auf den Straßen verkauften, in Strafe nahm; gegen die Volksversammlungen wirkte er durch eine Bekanntmachung, daß jeder, der eine Volksversammlung unter freiem Himmel ohne vorher eingeholte polizeiliche Erlaubnis zusammenberufen oder

sich als Redner daran beteiligen würde, mit 5—50 Thalern oder verhältnismäßigem Gefängnis bestraft werden sollte. Zum Gesetz vermochte zwar der Polizeipräsident seine Anordnung nicht gleich zu machen, ja er konnte sie nicht einmal sofort zur Ausführung bringen, es fanden noch einige Volksversammlungen ohne polizeiliche Genehmigung statt, und es war nicht möglich, die Leiter und Redner zur Strafe zu bringen. Aber gewonnen war trotzdem viel. Die Zahl der Volksversammlungen verminderte sich merklich, weil doch manche Redner Bedenken trugen, sich einer möglichen Strafe auszusetzen.

Wichtiger als diese Anordnungen war die Errichtung einer neuen Polizeimannschaft für Berlin, der versprochenen Bürgerpolizei. Am 22. Juli erließ der Polizeipräsident eine Bekanntmachung, in welcher er der Bürgerschaft anzeigte, daß die neuen Polizeimannschaften „die Schutzmänner“ nun ihren Dienst antreten sollten. Er sagte in dieser Bekanntmachung:

„Das Polizeipräsidium spricht vertrauensvoll die Erwartung aus, daß die Bürgerschaft Berlins dem neu gegründeten Institute ihr Wohlwollen und ihre Unterstützung nicht versagen wird. Nach einer Revolution und nachdem die ausübende Polizei längere Zeit hindurch fast ganz gelähmt gewesen, tritt die Schutzmannschaft ins Leben. Sie ist ihrer äußeren Gestaltung wie ihrem inneren Gehalte nach eine durchaus neue Schöpfung und kann an früher Gewesenes nicht anknüpfen. Der Boden, in welchem allein das neue Institut Wurzel schlagen kann und will, ist der lebendige Sinn des Volkes für Ordnung und Gesetz. Weit entfernt davon, die Freiheit der Bürger beeinträchtigen oder das ängstliche Bevormundungssystem des Polizeistaats zurückführen zu wollen, soll es nur der Wächter und Vorkämpfer für das Gesetz sein. Es werden aber die Schutzmänner ihre schwere Aufgabe zu lösen nur dann im stande sein, wenn sie in dem Vertrauen ihrer Mitbürger, aus deren Mitte sie hervorgegangen und für deren Interesse sie zu wirken berufen sind, einen kräftigen Stützpunkt finden.“

Die Worte des Polizeipräsidenten klangen so bürgerfreundlich, daß die Berliner erwarteten, in den neuen Polizisten das Ebenbild englischer Konstabler zu erhalten; deshalb gaben sie ihnen auch diesen Namen. Am 24. Juli erschienen zuerst die Schutzmänner in ihren blauen Röcken mit zwei Reihen Knebelknöpfen, den Säbel an der Seite, den numerierten, schwarzen Hut auf dem Kopfe in den Straßen Berlins. Während der ersten Tage zeigten sie sich noch etwas schüchtern, bald aber begannen sie einen Polizeieifer zu entwickeln, der sogar den der früher in Berlin so unbeliebten Gendarmen überbot. Anfangs richteten sie ihre Polizeigelüste vorzugsweise gegen die zahlreich abends auf den Straßen umherstreifenden, liederlichen Dirnen. Dies ließen sich die Berliner gern gefallen, denn die Prostitution hatte bei der mangelnden Polizeiaufsicht in den letzten Monaten sehr überhandgenommen. Mißfällig erschien es allerdings, daß die Schutzmänner bei der Verhaftung auf den Straßen allein umherstreifender Mädchen oft mit brutaler Rücksichtslosigkeit verfuhren, ja daß sie sogar einzelne anständige Damen mit Straßendirnen verwechselten und zum Polizeiarrest abführten. Aber man entschuldigte solche Uebergriffe mit der noch mangelnden Polizeiübung, und erst, als die Polizisten nach und nach zum Bewußtsein ihrer polizeilichen Würde gekommen waren und nun auch ihren Eifer gegen die Bürgerschaft

selbst entfalteten, fing diese an zu begreifen, daß sie bei der Vertauschung der Gendarmen gegen die Konstabler nicht gerade etwas gewonnen habe. Die Schutzmänner erhielten bald Gelegenheit, ihre polizeilichen Talente genügend zu zeigen, da gegen Ende Juli die seit dem Zeughaussturm ziemlich ruhigen Straßen Berlins allabendlich wieder der Schauplatz unruhiger Auftritte wurden, welche vielfach durch das Gebaren der Schutzmänner selbst, wenn nicht hervorgerufen, doch befördert wurden.

Die erste Veranlassung hierzu gaben diesmal nicht die Straßendemokraten, sondern die übereifrigen preußischen Patrioten. Am Abend des 29. Juli zog eine Schar derselben die Linden entlang, indem sie mit lauter Stimme das Preußenlied sang. Viele Häuser, auch die Artillerie- und Ingenieurschule waren mit mächtigen, schwarz-weißen Fahnen geschmückt. Die schwarz-weiße Demonstration reizte das zahlreich Unter den Linden versammelte Volk zu Gegendemonstrationen auf, es rottete sich zusammen, und unter dem Gesange der sogenannten deutschen Marseillaise, eines damals beliebten Volksliedes, sowie der Lieder: „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ und „Was ist des Deutschen Vaterland?“ zog ein Volkshaufe vor die mit schwarz-weißen Fahnen geschmückten Häuser und forderte stürmisch deren Einziehung. In der Artillerie- und Ingenieurschule, wo dem Wunsche der Menge nicht gleich Genüge geleistet wurde, warfen einige Gassenbuben die Fenster ein, dann zog die singende und lärmende Schar nach dem Palais des Prinzen von Preußen und brachte dem Nationaleigentum ein Lebehoch. Die Konstabler, welche anfangs dem Unfug ruhig zugesehen hatten, schritten endlich ein, sie thaten es in so rücksichtsloser Weise, daß der Lärm nur vergrößert wurde, und erst als endlich auch die Bürgerwehr hinzukam, gelang es spät in der Nacht, die Ruhe wieder herzustellen. Aehnliche Auftritte wiederholten sich allabendlich in gleicher Art.

Das Unwesen wurde täglich ärger; die Konstabler erzeugten durch ihr oft unzeitiges Einschreiten gegen sich eine tiefe Abneigung, so daß selbst die Bürgerwehr, welche schließlich stets einschreiten mußte, auffässig wurde und keine Lust mehr zeigte, zur Unterstützung der neuen Polizei zu dienen. Auch eine Bekanntmachung des Obersten der Schutzmannschaft, welche die Uebergriffe der Schutzmänner mit ihrer Neuheit im Amt entschuldigte, vermochte die erbitterte Bürgerschaft nicht zu besänftigen.

Am 21. August kam es wieder zu aufregenden Lärmscenen. Ein großer Volkshaufe zog nach der Wilhelmstraße vor die Ministerhotels, um die Minister zur Abdankung aufzufordern. Da gab es wieder zwischen den Konstablern und dem Volke einen wilden Kampf. Die Konstabler drangen mit scharfen Hieben auf die Menge ein, diese antwortete mit Steinwürfen und Stockschlägen. In einem Augenblick waren die eisernen Rampengitter niedergerissen, die Laternen wurden umgebrochen, man zündete das herausströmende Gas an, welches eine weit leuchtende Feuersäule bildete, das Straßenpflaster ward aufgerissen, und unzählige Steine flogen in die Fenster des Ministerpräsidenten, die Thore seines Hotels wurden zertrümmert. Erst spät in der Nacht gelang es der Bürgerwehr, die Ruhe wieder herzustellen. Viele Verhaftungen und Haussuchungen bei Verdächtigen, auch in dem Handwerkerverein, waren die unmittelbare Folge dieses Pöbelskandals. Es blieb

nun in der nächsten Zeit ziemlich ruhig in Berlin. Einige kleine Pöbelexzesse fielen zwar vor, sie sind aber nicht erwähnenswert.

In den letzten Tagen des August trat ein Arbeiterkongreß in Berlin zusammen, welcher sich hauptsächlich mit sozialen Fragen beschäftigte. So große Bedeutung dieser Kongreß gewiß sonst gehabt hätte, war doch in der Aufregung des Augenblicks das Interesse an ihm gering, man hörte wenig oder gar nicht von den Verhandlungen sprechen. Die wichtigen, politischen Tagesfragen nahmen die Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch, daß selbst die in jener Zeit schon ziemlich stark in der Residenz wütende Cholera, welche in früheren Jahren alle ängstlichen Gemüter in Bewegung gesetzt hatte, kaum beachtet wurde.

Der September brachte wieder einen Ministerwechsel. Das Ministerium Pfuel trat an die Spitze der Regierung. Es konnte jetzt kein Zweifel mehr darüber obwalten, daß die Zeit des schwächlichen Liberalismus vorüber sei, denn die neuen Minister wurden sämtlich als Anhänger der entschiedensten Reaktion betrachtet. Die Ueberzeugung, daß in der nächsten Zukunft eine Kontrerevolution bevorstehe, drängte sich selbst den ruhigsten Bürgern auf, rüstete sich doch offenbar die Regierung zum Kampfe. Schon hatte sie im Laufe des September große Truppenmassen rings um Berlin zusammengezogen und den General Wrangel zum Oberbefehlshaber in den Marken mit diktatorischer Gewalt ernannt. Wrangel hatte dies durch einen berühmt gewordenen Armeebefehl proklamiert, in welchem er sagte:

> „Meine Aufgabe ist, die öffentliche Ruhe in diesen Landen, da, wo sie gestört wird, wieder herzustellen, wenn die Kräfte der guten Bürger hierzu nicht ausreichen. Die Aufgabe ist schwer und mit großer Verantwortung verknüpft, das verkenne ich nicht, aber sie wird ausgeführt werden."

Alles war zum Kampfe vorbereitet, das wußten die Berliner; was aber that in dieser Zeit der höchsten Gefahr die demokratische Partei, deren Existenz auf das schwerste bedroht war? Sie hielt Klubsitzungen und Volksversammlungen, in denen die einzelnen Redner sich gegenseitig anfeindeten, in denen wilde und stürmische Debatten sich an rein persönliche Fragen knüpften. Sie war zerfallen und zerfahren, kraft- und machtlos, außer stande, sich Achtung bei der Bürgerschaft zu erringen. Statt die demokratische Organisation zu fördern und dadurch die Partei für die Zufälle eines Kampfes vorzubereiten, ergingen sich die Klubredner in gehässigen Zänkereien; ihre Wirksamkeit war nur insofern von Wichtigkeit, als sie damals versuchten, unter dem Militär Propaganda für die demokratischen Ideen zu machen. Der demokratische Urwählerverein, der Volksklub, der Centralausschuß und der märkische Kreisausschuß traten zusammen, um eine Ansprache an die Soldaten abzufassen, welche in 10,000 Exemplaren gedruckt und mit Hülfe der demokratischen Deputierten der Nationalversammlung in alle Provinzen, alle Garnisonstädte des preußischen Staates verteilt wurde. Außerdem suchten die demokratischen Führer in direkten, persönlichen Verkehr mit den Soldaten der in Berlin garnisonierenden Regimenter zu kommen. Sie hielten auf dem Exerzierplatz bei der einsamen Pappel eine Volksversammlung ab, deren Zweck die Verbrüderung des Militärs mit dem Volke sein sollte. Viele Soldaten beteiligten sich daran. Der Volksklub richtete an Sonntagnachmittagen eigene

für die Soldaten bestimmte Sitzungen ein, in denen militärische Angelegenheiten und die Reformen im Heerwesen besprochen wurden.

Vierzehntes Kapitel.

In den letzten Tagen des September und in der ersten Hälfte des Oktober herrschte in Berlin eine gewitterschwüle Ruhe. Man hörte wenig von Straßenunruhen. Die Ordnung schien in der Hauptstadt wieder hergestellt, der Frieden gesichert, aber dennoch waren alle Parteien darüber einig, daß in kürzester Frist der Sturm aufs neue ausbrechen, ein entscheidender Revolutionskampf beginnen werde. Wußte man doch, daß höheren Orts dazu alle Vorbereitungen getroffen waren, daß die rings um Berlin lagernden Truppen, wenigstens die Offiziere, sehnlichst wünschten, für die Niederlage des 18. März eine Rache zu nehmen. Der Oberbefehlshaber in den Marken, General Wrangel, hatte bei einer am 20. September abgehaltenen Parade in einer Rede, welche den Tageswitzblättern viel Stoff zum Spott gab*), deutlich genug auf den nahen Kampf hingewiesen, indem er darauf aufmerksam machte, die Schwerter der Soldaten seien haarscharf geschliffen, die Kugeln im Gewehr.

Der Kampf war nahe, darüber walteten bei niemandem Zweifel, und doch schien es gerade damals, als hätten alle Parteien, mit Ausnahme der republikanischen Demokratie und der äußersten Reaktion, den Wunsch, sich zu versöhnen, einander gegenseitig nachzugeben.

Die Thätigkeit und Arbeitskraft, welche die Nationalversammlung in dieser Zeit entfaltete, war wahrhaft bewundernswert. Fast täglich hielt sie lange Sitzungen ab, und außerdem arbeiteten ihre Mitglieder bis tief in die Nacht hinein in den Kommissionen und berieten in den Fraktionen. Eine Reihe folgewichtiger Gesetze wurde beraten und beschlossen. Wir nennen nur das Gesetz über die unentgeltliche Aufhebung der Jagdgerechtigkeit auf fremdem Grund und Boden, über die Feudallasten und das Bürgerwehrgesetz. Dieses letztere hatte wegen einiger unvolkstümlichen Bestimmungen, die es enthielt, das Mißfallen der Berliner Bürgerschaft in hohem Maße erregt.

Am Nachmittag des 5. Oktober sammelte sich auf dem Alexanderplatz eine Volksmenge, welche lachend einen dort stehenden Esel betrachtete. Am Schwanz des grauen Tieres befand sich ein großes, pappenes Schild mit der Inschrift: „Bürgerwehrgesetz vom 4. Oktober 1848“. Zwischen den Ohren des Esels, dessen Hals mit einem Trauerflor umwunden war, hatte man das Gesetz befestigt. Die Volksmenge ordnete sich zu einem Zuge: Voran ging ein Fahnenträger mit der preußischen Fahne, dann ein Herold, der eine Standarte mit der Inschrift „Bürgerwehrgesetz vom 4. Oktober 1848“ trug. Dann folgte der Esel, zu seinen Seiten gingen zwei Arbeiter mit Marschallstäben, diese waren mit Trauerflor umwickelt, an den Spitzen trugen

*) Die Witzblätter belustigten sich besonders darüber, daß General Wrangel geäußert hatte: „Wie traurig sehe ich Berlin wieder, in den Straßen wächst Gras!“

sie zwei schwarz-weiße Bänder. Eine große Schar von Arbeitern folgte im geordneten Zuge, die sich von Minute zu Minute vergrößerte. Vom Jubel und Gelächter des Volkes empfangen, bewegte sich der Zug durch die Königsstraße über den Dönhoffsplatz und die Leipzigerstraße nach dem Gendarmenmarkt. Fast schien es, als sollte die kindische Demonstration tragisch enden, denn die Alarmhörner der Bürgerwehr erschallten in der ganzen Stadt. Der bekannte Straßendemokrat Lindenmüller, der den Zug kommandierte, ließ sich indessen durch den Alarmruf nicht schrecken, er führte den Zug nach dem Gendarmenmarkte, hier wurde vor dem Schauspielhause Halt gemacht. Müller nahm dem Esel das Bürgerwehrgesetz ab und verbrannte es vor den Thoren des Hauses, in welchem es beraten und beschlossen worden war*); auch die preußischen Bänder der Marschallstäbe wurden in die Flammen geworfen. Der Schauspieler Meier, der Präsident des demokratischen Bürgerwehrvereins, einer der allezeit fertigen Redner der Straßendemokratie, und Vater Karbe hielten hierauf Reden an das Volk, welche mit lautem Jubel aufgenommen wurden. Zu weiteren Ausschreitungen kam es nicht. Die Bürgerwehr, welche aufgeboten worden war, um dem Skandal ein Ende zu machen, weigerte sich, gegen das waffenlose Volk einzuschreiten, als sie hörte, daß es sich nur um die Verbrennung des Bürgerwehrgesetzes handelte. Erst spät am Abend verlief sich die Volksmenge. Die allerdings alberne, aber in einer so aufgeregten Zeit gewiß sehr unschuldige Demonstration gab der Reaktion Veranlassung, abermals das Füllhorn ihres Zornes auszugießen über die pflichtvergessene Bürgerwehr, welche sich geweigert hatte, die lachenden Tumultuanten mit Bajonetten auseinanderzutreiben.

Hatte die Annahme des Bürgerwehrgesetzes die Nationalversammlung bei der Demokratie Berlins mißliebig gemacht, so gewann diese wieder um so größere Sympathien, als sie den Verfassungsentwurf vom 12. Oktober zu beraten begann und schon bei ihren Beschlüssen über die Eingangsformel zeigte, daß sie sich ganz und gar auf demokratischen Boden zu stellen beabsichtigte. Es handelte sich um das Wort „von Gottes Gnaden" im Titel des Königs, welches der Abgeordnete Schneider (Schönebeck) zu streichen beantragt hatte. Eine lebhafte Debatte für und gegen erhob sich. Schulze (Delitzsch) sprach die berühmt gewordenen Worte:

> „Man pflegt, wenn ein Handlungshaus bankerott geworden ist, die Firma nicht mit in das neue Geschäft hinüber zu nehmen. Nun glaube ich, daß in der Geschichte der Absolutismus mit der alten Firma „von Gottes Gnaden" vollständig Bankerott gemacht habe. Der Gesellschafter, „die Gottes Gnade," welche einstehen mußte für die Verpflichtungen, scheint sich aus dem Geschäft ganz zurückgezogen zu haben, und dadurch mag eben dasselbe vollständig Bankbruch erlitten haben. Ich rate daher, wir nehmen die alte bankerotte Firma nicht in das neue Geschäft hinüber."

Die Nationalversammlung beschloß mit 217 gegen 134 Stimmen dem Antrage gemäß. Diese Abstimmung konnte ihr König Friedrich Wilhelm IV. niemals verzeihen! Für den romantisch-religiösen Sinn des Königs

*) Die Nationalversammlung war kürzlich aus der Singakademie nach dem Konzertsaal des Schauspielhauses übergesiedelt.

atten die Worte „von Gottes Gnaden" einen tiefen Sinn, ihm waren sie :ine leere Formel, ihre Streichung mußte ihm als ein Angriff auf sein legimes Recht, als eine Entweihung der königlichen Würde erscheinen. Solcher leschluß war jetzt nur geeignet, den Kampf schneller heraufzubeschwören.

Am Morgen des 15. Oktober, seinem Geburtstage, kam der König nach lerlin. In voller Uniform, begleitet von seinen Generalen, fuhr er nach em Dom, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Eine ziemlich zahlreiche lolksmenge hatte sich vor der Kirche versammelt, sie begrüßte den König iit Freudenrufen, welche ihm augenscheinlich sehr wohl thaten. Nach dem lottesdienst fuhr Friedrich Wilhelm IV. nach dem Schloß Bellevue, hier ollte er die Glückwünsche der Behörden empfangen. Unter den Zelten tagte erade eine Volksversammlung; sie beriet über das Bürgerwehrgesetz, dem sie en Gehorsam zu versagen beschloß. Die nach Bellevue jagenden Hofequipagen urden gezwungen, im Schritt zu fahren, damit die Volksredner nicht gestört ürden. Während im Schloß die Behörden sowie die Volksvertreter ihre lückwünsche darbrachten und dem Könige ihre Treue und Anhänglichkeit ersicherten, ertönte zum Schluß der Volksversammlung ein donnerndes Lebeoch auf die Republik!

Die Volksfeier des königlichen Geburtstages wich sehr von der früherer ahre ab; die Straßen waren zwar belebt, die Jugend machte sich das beebte Vergnügen, Feuerwerkskörper abzubrennen und zu schießen, auch zogen 5charen von Arbeitern durch die Stadt, welche das Preußenlied und „Heil)ir im Siegerkranz" sangen, dagegen aber antworteten andere Arbeiterharen mit dem Liede: „Was ist des Deutschen Vaterland" und mit der eutschen Marseillaise. In den Kasernen jubelten und zechten die Soldaten, e hatten die Fenster der mächtigen Gebäude erleuchtet; sonst aber sah man ichts von einer Illumination. Einem Privatmann, der den Versuch dazu iachte, wurden vom Pöbel die Fenster eingeworfen. Zu ernstlichen Zummenstößen zwischen den feindlichen Parteien kam es indessen an jenem lbende nicht.

Dagegen brachte der folgende Tag, der 16. Oktober, wieder einen ernsten lrbeiterkrawall. Auf dem Köpenicker Felde war eine Dampfmaschine aufestellt worden, um die dort bei dem Kanalbau Beschäftigten vor dem Grundvasser zu schützen. Die von ihren Führern verleiteten Arbeiter glaubten, sie :i dazu bestimmt, Arbeitskräfte entbehrlich zu machen, und ihr Maschinenhaß erleitete sie dazu, in der Nacht zum 13. Oktober die Maschine zu zerstören.)ie Folge war, daß den Arbeitern angekündigt wurde, eine Anzahl von jnen müßte entlassen werden. Natürlich wuchs hierdurch die schon herrschende lufregung.

Am 16. Oktober etwa um halb 11 Uhr zog eine Arbeiterabteilung unter lortragung einer roten Fahne und unter Hurrageschrei von Schacht zu Schacht nd wollte demnächst ihren Zug in die Stadt hinein fortsetzen. Hieran wurde e durch die Schutzmannschaft und eine Kompagnie Bürgerwehr gehindert,)elche die nach der Stadt führenden Straßen besetzt hatten. Als die Arbeiter inen heftigen Steinregen gegen die inzwischen verstärkten Bürgerwehr und 5chutzmannschaften richteten, gaben diese nach vorher erfolgtem Trommelhlage Feuer, wodurch drei Tote und mehrere Verwundete auf dem Platze lieben. Die Bürgerwehr ging darauf durch die Dresdnerstraße nach der

Stadt zurück; in der Roßstraße sah sie sich genötigt, gegen erneuerte Angriffe der Arbeiter abermals von der Schußwaffe Gebrauch zu machen, wodurch wiederum zwei Arbeiter getötet wurden. Gegen 3 Uhr nachmittags hatten die Arbeiter an der Ecke der Alten Jakobs- und Roßstraße eine starke Barrikade errichtet, die von Bewaffneten, zum Teil mit Schießgewehr, verteidigt wurde. Die Bürgerwehr nahm diese Barrikade, welche nach ihrem Abzuge immer wieder hergestellt wurde, zu wiederholten Malen und behielt sie am späten Abend im Besitz. Bei diesem Kampf wurden von den Verteidigern der Barrikade drei getötet. Auf Seiten der Bürgerwehr blieb der Hofvergolder Schneider, und der Major Vogel wurde lebensgefährlich verwundet. Im Laufe des Nachmittags zog ein zahlreicher Haufe, welchem die Leichen von mehreren der gefallenen Arbeiter vorgetragen wurden, mit einer roten Fahne und unter dem Geschrei: „Es lebe die Republik“ durch die Stadt. Die Leichen wurden in das königliche Schloß gebracht und dort, um das Weitertragen zu verhindern, einstweilen zurückbehalten.*) Auch in der Rosenthalerstraße, der Köpenickerstraße und in der Breitenstraße vollführten die Arbeiter allerhand Unfug. In der letzteren plünderten sie den Waffenladen des Kaufmanns Noack. Spät am Abend war die Ruhe endlich wieder hergestellt. Elf Menschenleben hatte das beklagenswerte Ereignis gekostet.

In den letzten Tagen des Oktober nahmen wieder die Verhandlungen der Nationalversammlung das Interesse des Volkes vollständig gefangen. Es handelte sich um die Wiener Frage, und ob Preußen den um ihre Freiheit kämpfenden Oesterreichern zu Hülfe kommen sollte. Waldeck hatte einen diesbezüglichen Antrag gestellt, der am 31. Oktober verhandelt und von der Versammlung abgelehnt wurde. Ungeheuere Menschenmassen hatten sich auf dem Gendarmenmarkte eingefunden, die sich zunächst ziemlich ruhig verhielten, aber als das Ergebnis der Abstimmung bekannt wurde, in wilde Wut gerieten. Erst gegen Abend ertönte das Signalhorn der Bürgerwehr, und endlich gegen 9 Uhr rückte ein Bataillon vor, um dem Unfug zu steuern. Was beim Beginn der Unruhen leicht gewesen wäre, wurde jetzt zu einer schwierigen Aufgabe, denn auf dem Gendarmenmarkte stand am späten Abend eine dicht gedrängte Menschenmasse Kopf an Kopf. Trotzdem machte die Bürgerwehr sich Platz, sie drängte das Volk vor sich her und marschierte nach dem Schauspielhause. Ein Kampf drohte zu entstehen, denn die fanatisierten Arbeiter wollten nicht ohne weiteres weichen, einige Bürgerwehrmänner wurden durch Schläge mit brennenden Fackeln nicht unerheblich verletzt. Da plötzlich erschienen die Maschinenbauer unbewaffnet mit einer weißen Fahne, um sich zwischen Volk und Bürger zu stellen und so einen Kampf, der von verderbenbringenden Folgen sein mußte, unmöglich zu machen. Sie wurden mit Jubel begrüßt sowohl vom Volk als von der Bürgerwehr. Fast schien es, als sollte die Ordnung ohne Blutvergießen hergestellt werden. Schon hatten die Maschinenbauer das Schauspielhaus besetzt, die Abgeordneten konnten es ruhig verlassen. Herr Rimpler hatte die wackeren Arbeiter freudig begrüßt und ihnen eine Stellung zum Schutze des Haupteinganges angewiesen, da drang urplötzlich eine Bürgerwehrkompagnie auf die waffenlosen Friedensstifter ein, an

*) Wir entnehmen die Darstellung dieser Ereignisse einer Bekanntmachung des Polizeipräsidenten vom 17. Oktober.

lchem Grunde ist unerklärt geblieben. Ein Offizier der Bürgerwehr hieb f den Träger der weißen Friedensfahne ein und verwundete ihn, mehrere ehrmänner gebrauchten ihre Bajonette. Ein Maschinenbauer wurde durchhrt, so daß er schon nach wenigen Stunden starb, andere erhielten mehr er weniger schwere Bajonettstiche. Der mörderische Ueberfall erregte unter i Arbeitern eine tiefe Entrüstung. Mit einem Wutgeschrei zogen sich die aschinenbauer zurück, um ihre Gewehre zu holen; nur den dringenden Bitten er Führer, welche das Unglück einem schrecklichen Mißverständnis zuschrieben, ang es, sie von dem Vorsatz, einen Kampf mit der Bürgerwehr zu bemen, abzubringen.

Der Angriff auf die Maschinenbauer hatte die Aufregung unter dem lke vermehrt. Die Verwundeten waren in die benachbarten Häuser gegen worden; vor diesen standen dichte Menschengruppen, in denen man de Reden hörte. Bis tief in die Nacht hinein blieben die Volksmassen sammelt, obgleich jetzt die Bürgerwehr den Gendarmenmarkt besetzt hielt. der Nacht gegen 3 Uhr kam es sogar noch einmal zu unruhigen Auftritten.

Diese Ausschreitungen auf dem Gendarmenmarkt boten der Reaktion der willkommene Gelegenheit zu wütenden Angriffen gegen die Demotie. Auch das erst so kurze Zeit bestehende Ministerium kam darüber Falle. Der General Pfuel, welcher durch seine ernste und ehrliche ldatenart schnell die Achtung und Verehrung der Abgeordneten erobert te, überließ dem Grafen Brandenburg, einem Verwandten des königlichen uses, den Vorsitz im Ministerium. Am 2. November wurde dieser Ministerhsel der Nationalversammlung bekannt gegeben. Diese beschloß darauf, n Könige eine Adresse überreichen zu lassen, in welcher ihre Befürchtungen r die unsichere Zukunft des Landes und ihr Wunsch nach einem volkslichen Ministerium zum Ausdruck gebracht werden sollten. Bei der Ueberhung dieser Adresse durch eine Deputation der Nationalversammlung fielen e berühmt gewordenen Worte Johann Jakobys: „Das ist eben das Unck der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen!“, die ihrem Urer so viele Schmähungen von der einen Seite, aber auch viele Ehrungen i seiten der Demokratie eingebracht haben. In der darauf folgenden che war in Berlin alles ruhig, doch wurde der Kampf zwischen Volk und gierung für unvermeidlich und nahe bevorstehend gehalten.

Die Regierung hatte indes für nötig befunden, die Nationalversammg den Einflüssen der Volksmassen, die sich tagtäglich vor dem Schauspielse zusammenfanden, zu entziehen. Sie hob am 9. November die Sitzungen und berief die Versammlung auf den 27. November nach Brandenburg. sem Beschlusse setzte die Versammlung aber einen unerwarteten Widerstand gegen, indem sie mit 252 gegen 30 Stimmen einen Antrag annahm, der Abgeordneten aller Parteien mit Ausnahme der äußersten Rechten get war, und der darin gipfelte, daß die Versammlung sich weigerte, ihre ungen einzustellen und einem anderen Versammlungsorte als Berlin zuimmen. Als die Annahme dieses Antrags bekannt wurde, war die Freude gemein; mit Jubel wurde dieser erste wahrhaft energische Schritt der Volkstretung begrüßt, und alle Stände stimmten in die allgemeine Freude ein, Arbeiter wie die Bürger, welche unter Waffen die Sicherheitswache für Nationalversammlung bildeten. Das Volk von Berlin war entschlossen,

den Beschlüssen der Volksvertretung Geltung zu verschaffen. Zahlreiche Plakate, welche von den verschiedensten Korporationen und Vereinen ausgingen, bezeugten dies.

Hochbedeutungsvoll war die Stellung, welche die Bürgerwehr der Nationalversammlung gegenüber einnehmen sollte. Die Kompagnien versammelten sich in ihren Bezirken, und fast einstimmig beschlossen sie überall, mit Gut und Blut für die Beschlüsse der Volksvertretung einzustehen. Das Staatsministerium hatte durch den Polizeipräsidenten von Bardeleben das Bürgerwehrkommando auffordern lassen, die Sitzungen der Nationalversammlung dadurch zu verhindern, daß es den Sitzungssaal besetzen ließe und den Abgeordneten den Zutritt dazu durch aufgestellte Wachen unmöglich machte. Der Major Rimpler lehnte dies in einem mit Zustimmung der Majore der Bürgerwehr verfaßten Schreiben ab, in dem er sagte: Der wesentliche Beruf der Bürgerwehr sei es, die verfassungsmäßige Freiheit und die gesetzliche Ordnung zu schützen; in der Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg aber und in der Vertagung derselben könne die Bürgerwehr nur eine Gefährdung der durch Gesetz und königliches Versprechen dem preußischen Volke gewährleisteten Rechte und Freiheiten erblicken, sie müsse daher für sich die Aufgabe erkennen, für diese Freiheit, nicht gegen dieselbe einzutreten; auch könne das Bürgerwehrkommando aus dem Bürgerwehrgesetz für den Minister des Innern kein Recht, die Requisition der Bürgerwehr durch eine königliche Behörde anzubefehlen, ersehen. Das Kommando bedaure hiernach, der Requisition nicht entsprechen zu können und verwahre sich ausdrücklich gegen jede gesetzwidrige Verwendung militärischer Kräfte zur Beschränkung der Versammlungs- und Beratungsfreiheit der Nationalversammlung.

Am frühen Morgen des 10. November bot die Stadt ein Bild des bewegtesten Lebens dar. Alle Straßen waren gefüllt mit Menschen, welche hier und dort in kleinen Gruppen stehen bleibend, sich die Ereignisse der vergangenen Nacht erzählten. Besonders lebhaft war es auf dem Gendarmenmarkt vor dem Schauspielhause. Dorthin strömte das Volk, um die Nachrichten von den Beschlüssen seiner Vertreter, auf die es jetzt in Furcht und Hoffnung die Augen gerichtet hatte, aus erster Hand zu erhalten. Das Schauspielhaus war mit einer Kette von Bürgerwehr umgeben. Die Bezirke hatten schon am frühen Morgen Appell gehabt. Es war der Bürgerwehr mitgeteilt worden, der Präsident der Nationalversammlung, Herr von Unruh, habe sich mit Entschiedenheit dahin ausgesprochen, die Bürgerwehr dürfe, auch wenn gegen die Nationalversammlung durch die Militärgewalt ein Angriff erfolgen sollte, diesen durchaus nicht mit Waffengewalt zurückweisen, sie sei nur zum „passiven Widerstande" berechtigt. Das Wort „passiver Widerstand" war plötzlich hineingeschleudert in das zur That entschlossene Volk von Berlin. Welche Erfolge hatte es? Die radikale Demokratie lachte darüber. Der Kladderadatsch übersetzte später den passiven Widerstand in aktive Feigheit. Die Arbeiter meinten, der aktive Widerstand werde sich schon von selbst finden. Herr von Unruh könne natürlich nicht direkt zur Revolution auffordern, die werde sich aber wohl machen, wenn das Militär komme. Und das Gleiche glaubten die Führer der Demokratie, sie bereiteten sich zum Kampfe noch energischer als an den Tagen vorher vor.

Einen ganz anderen Eindruck machte das Wort „passiver Widerstand“ bei der Bürgerschaft Berlins. In den Bürgerversammlungen wurde es mit wahrer Begeisterung begrüßt. Wenn auch einzelne Feuerköpfe sich gegen die Passivität auflehnten, die große Mehrzahl fand darin ihre geheimsten Wünsche erfüllt. In einer Versammlung der Majore der Bürgerwehr wurde der passive Widerstand mit Einstimmigkeit freudig beschlossen; Herr Rimpler veröffentlichte dies durch eine Proklamation, und Magistrat und Stadtverordnete rühmten das herrliche Wort und mahnten zur Ruhe. Um aber etwas zu thun, beschlossen sie eine Deputation an den König, natürlich vergeblich, denn sie wurde nicht empfangen. Der Magistrat leistete, wenn auch passiven, doch wirklichen Widerstand. Als der Minister des Innern ihn aufforderte, die Bürgerwehr behufs der Auflösung der Nationalversammlung in Anspruch zu nehmen, verweigerte er den Gehorsam.

Der passive Widerstand sollte sich noch an demselben Tage, an welchem er erfunden worden war, bewähren. Man erwartete in Berlin mit tiefer Spannung das Einrücken der Militärmacht. Herr von Bardeleben, der Polizeipräsident, hatte bekannt gemacht, daß die Truppen im Laufe des Tages nach Berlin kommen und einen Teil der Wachen besetzen würden, er hatte auch einige Bestimmungen über den Waffengebrauch des Militärs in die Erinnerung zurückgerufen. Der Vormittag des 10. November verging, ohne daß das erwartete Militär in die Stadt gerückt wäre, in jedem Augenblick aber konnte es kommen, denn es stand bereits, wie gemeldet wurde, bis nahe dem Brandenburger und Potsdamer Thor auf der Charlottenburger und Potsdamer Chaussee. Endlich gegen drei Uhr setzten sich die Truppen in Bewegung und zogen in Schlachtordnung, die Infanterieregimenter voraus, dann die Artillerie mit ihrer Bedeckung in die Stadt zum Brandenburger und Potsdamer Thore ein. Der General von Wrangel mit seinem Stabe ritt durch das Brandenburger Thor; an der Friedrichsstraßenecke ließ er die Truppen im Parademarsch an sich vorübermaschieren. Der Empfang der Truppen und besonders des Generals Wrangel war ein höchst eigentümlicher und ein ganz anderer, als irgend ein Soldat, wie ich dies später aus dem Munde vieler gehört habe, erwartet hatte. Von ihren Offizieren war den Soldaten erzählt worden, sie würden die Thore durch furchtbare Barrikaden verrammelt finden und erst nach blutigem Kampfe in die aufrührerische Stadt eindringen können, in welcher die vollkommenste Anarchie herrsche. Auch die Befehlshaber hatten einen gleichen Empfang im voraus berechnet, und wie versichert wurde, waren in der Deckerschen Geheimen Hofbuchdruckerei bereits die Plakate gedruckt, welche den infolge der beim Einmarsch der Truppen vorgekommenen blutigen Konflikte über die Stadt verhängten Belagerungszustand proklamierten, der beste Beweis, daß die Regierung und das Militär auf einen Kampf vorbereitet waren. Aber wie sehr hatte man sich getäuscht! Auf den Straßen, vor den Thoren fand man keine Barrikaden; wohl waren die Straßen angefüllt mit einer zahllosen Menschenmenge, aber die Berliner schritten so ruhig einher, wie immer früher, wenn Militär in die Stadt einrückte. Da war keine Spur von der vorgespiegelten Unordnung und wilden Anarchie, welche in Berlin herrschen sollte. Staunend blickten die Soldaten um sich, als sie in die Stadt einzogen, sie glaubten fast zu träumen, so ganz anders war alles, als sie es sich vorgestellt hatten.

Sehr freundlich war der Empfang der Soldaten allerdings nicht. Dem General Wrangel wurden beim Einreiten manche Spottworte mit Beziehung auf seine früher von uns erwähnte Paraderede zugerufen. Er wurde gefragt, ob er etwa käme, um Gras in den Straßen zu ernten, ob die Kugeln auch noch immer im Gewehr und die Schwerter noch haarscharf geschliffen wären und dergleichen mehr. General Wrangel kümmerte sich um die kleinlichen Kundgebungen des Mißfallens wenig. Er ließ die Gassenbuben Witze reißen, pfeifen und zischen; mit dem ihm eigenen Humor lachte er dazu, und wo ihm aus einem Fenster mit einem weißen Tuche gewinkt wurde, besonders wo es von schöner Hand geschah, grüßte er höchst gemütlich. Von den Linden aus zog das Militär direkt nach dem Gendarmenmarkt, es umstellte das Schauspielhaus, in der Jäger- und Mohrenstraße wurden die Geschütze aufgefahren; ein Teil der Soldaten marschierte nach dem Schloß. Die Bürgerwehr, welche das Schauspielhaus besetzt hielt und rings um dieses aufmarschiert war, trat unter das Gewehr.

Als die Truppen aufgestellt waren, kam der General von Wrangel zu Pferde mit den ihn begleitenden Offizieren. Er ritt unter den Soldaten umher und sprach hier und da mit ihnen. Wo er sich zeigte, ertönte aus dem in zahlloser Menge versammelten Volk ein durchdringendes Zischen. Zu gleicher Zeit erschien zu Fuß, von einem lauten Jubelruf des Volkes empfangen, der Major Rimpler mit mehreren Bürgerwehroffizieren. Die Masse drängte sich auseinander und machte ihm ehrerbietig Platz. Herr Rimpler ging auf den General Wrangel zu, und zwischen beiden entspann sich jetzt folgendes Gespräch:

Rimpler. Welchen Zweck hat die Aufstellung dieser bedeutenden Truppenmacht?

Wrangel. Ich wünsche sehnlichst, meine Truppen bald in die Quartiere führen zu können.

Rimpler. Dem steht nichts im Wege.

Wrangel. Wozu ist die Bürgerwehr hier?

Rimpler. Zum Schutz der Nationalversammlung.

Wrangel. Die will ich auch schützen.

Rimpler. Wie lange wird der General Wrangel mit seinen Truppen am Schauspielhause verweilen?

Wrangel. Meine Truppen sind gewohnt zu biwouakieren, sie werden hier stehen bleiben, und wenn die Versammlung acht Tage zusammen bliebe.

Rimpler. Dann wird die Bürgerwehr vierzehn Tage hier bleiben, wenn es sein muß!

Damit war das Gespräch der beiden feindlichen Befehlshaber zu Ende.

Die Nationalversammlung konnte sich dem Eindrucke der aufgebotenen Militärmacht nicht entziehen, sie beschloß auseinanderzugehen; unter dem Vortritt des Präsidiums verließen die Abgeordneten paarweise das Schauspielhaus, begrüßt von ungeheurem Jubel des in großen Massen herbeigeströmten Volkes.

Als die Nationalversammlung auseinandergegangen war, zog auch die Bürgerwehr von dem Posten ab, auf dem sie vierzehn schwere Stunden ausgeharrt hatte. Ihr folgte dann auch bald das Militär, das meist Bürgerquartiere bezog. In der Nacht blieb in Berlin alles ruhig.

Das Ministerium ging nun Schritt für Schritt vor. Dem Einrücken des Militärs am 10. folgte am 11. November die Auflösung der Bürgerwehr. Die Erbitterung darüber in der Bürgerwehr selbst, im Volke, bei den städtischen Behörden war groß. Von allen Seiten wurden Proteste laut, aber vergeblich. Der nächste Tag brachte eine neue Maßregel der Regierung, den Belagerungszustand von Berlin.

Nachmittags am 12. November gegen fünf Uhr marschierte aus dem Schloß eine Abteilung Soldaten hervor, der Offizier ließ dreimal trommeln und verlas dann, unter dem lautlosen Staunen der zahlreich versammelten Zuhörer, die Erklärung des Belagerungszustandes über Berlin. Das ähnliche Manöver wurde auf fast allen größeren Plätzen gemacht und zu gleicher Zeit die Proklamation an allen Ecken gedruckt angeschlagen. Die Proklamation lautete folgendermaßen:

„Die in hiesiger Stadt eingetretenen Ereignisse haben die ordentlichen Civilbehörden außer stand gesetzt, dem Gesetze die gebührende Geltung zu verschaffen. Das unterzeichnete Staatsministerrium darf daher nicht Anstand nehmen, zu außerordentlichen Maßregeln zu schreiten, und erklärt hiermit die Stadt Berlin und deren zweimeiligen Umkreis in Belagerungszustand. Die in dieser Beziehung zu treffenden nähern Anordnungen werden demnächst fortan von dem General der Kavallerie v. Wrangel, welcher die Truppen in den Marken kommandiert, ausgehen.

Berlin, den 12. November 1848.

Das Staatsministerium."

An diese ministerielle Proklamation schloß sich die folgende des Generals Wrangel:

„Im Verfolg des Erlasses des königlichen Staatsministeriums vom heutigen Tage, wodurch die Stadt Berlin und deren zweimeiliger Umkreis in Belagerungszustand versetzt worden ist, verordne ich hiermit: 1) Alle Klubs und Vereine zu politischen Zwecken sind geschlossen; 2) bei Tage darf keine Versammlung von mehr als 20 Personen, bei Nacht keine von mehr als 10 Personen auf Straßen und öffentlichen Plätzen stattfinden; 3) alle Wirtshäuser sind um 10 Uhr abends zu schließen; 4) Plakate, Zeitungen und andere Schriften dürfen nur dann gedruckt, öffentlich verkauft oder durch Anschlag verbreitet werden, nachdem das hiesige Polizeipräsidium die Erlaubnis dazu erteilt hat; 5) alle Fremde, welche sich über den Zweck ihres hiesigen Aufenthalts nicht gehörig legitimieren können, haben bei Vermeidung der Ausweisung binnen 24 Stunden die Stadt und deren Gebiet zu verlassen; 6) Fremden, welche bewaffnet ankommen, sind von den Wachen die Waffen abzunehmen; 7) die Bürgerwehr ist nach der königlichen Verordnung vom 11. November vorbehaltlich ihrer Reorganisation aufgelöst; während des Belagerungszustandes kann diese Reorganisation nicht erfolgen; 8) während des Belagerungszustandes dürfen Civilpersonen nur dann Waffen tragen, wenn es ihnen von mir oder dem Polizeipräsidium ausdrücklich gestattet ist. Wer sich mit Waffen betreffen läßt, ohne eine solche Erlaubnis erhalten zu haben, wird sofort entwaffnet; 9) die gesetzlich bestehenden Behörden verbleiben in ihren

Funktionen und werden bei Ausführung der von ihnen zu treffenden Maßregeln, insofern sie den vorstehenden Bestimmungen entsprechen, von mir aufs kräftigste unterstützt werden; 10) die Stadt Berlin haftet für allen Schaden, welcher bei Unterdrückung eines offenen oder bewaffneten Widerstandes gegen die bewaffnete Macht an öffentlichem oder Privateigentum verübt wird; 11) der Betrieb der bürgerlichen Geschäfte, der königlichen und Privatarbeiten, des Handels und der Gewerbe wird durch Erklärung des Belagerungszustandes nicht weiter beschränkt.

Berlin, den 12. November 1848.

Der Oberbefehlshaber der Truppen in den Marken.
General der Kavallerie von Wrangel."

Die Kunde von der Verhängung des Belagerungszustandes über Berlin verbreitete sich mit Blitzesschnelle über die ganze Stadt. Der Eindruck, welchen sie auf die Berliner machte, war ganz eigentümlich. Sie erregte keine Entrüstung, keine Erbitterung, sondern reizte nur zum Spott an. Alle Straßen waren gefüllt, alle Ecken waren besetzt mit Menschengruppen, welche die bei Nacht erlaubte Zahl von zehn weit überschritten, und in diesen Gruppen hörte man fast nichts als gute oder schlechte Berliner Witze über den Belagerungszustand. Soldaten zogen in zahlreichen Patrouillen durch die Stadt; aber nirgends störten sie an diesem Abend die Zusammenrottungen des Volkes, sie zogen ruhig ihres Weges, oft vom Volk mit durchdringendem Pfeifen und Zischen verfolgt. Das Militär nahm es überhaupt an diesem Abend mit der Befolgung der Gesetze nicht sehr streng, auch die Wirtshäuser und Restaurationen blieben geöffnet bis spät in die Nacht, und die fliegenden Buchhändler durchzogen mit ihren Flugblättern die Stadt wie immer, nur an einigen Stellen wurden einzeln gehenden Bewaffneten durch die Militärpatrouillen die Waffen abgenommen, das war aber schon am Abend vorher vorgekommen.

Auch am folgenden Tage, dem 13. November, zeigte die Militärmacht noch keine größere Strenge, wohl aber drohte sie diese für die Zukunft durch eine Bekanntmachung an, in der es hieß:

„Die Straßen-Attroupements dauern fort, den anrückenden Truppen wird für den Augenblick Platz gemacht, um unmittelbar nachher dieselben neckend und höhnend zu umschwärmen. Dies unwürdige Benehmen, an welchem sich eine Masse vergeblich gewarnter Neugieriger beteiligt, und welches die hiesigen mehr oder minder anarchistischen Zustände seit acht Monaten erhält, insbesondere aber die zur Herstellung der Ordnung auftretenden Kräfte recht absichtlich ermüden will, muß endlich zum Wohle der Stadt Berlin sein Ziel finden. Gleichzeitig mit dem Erscheinen dieser letzten Verwarnung ist daher den Truppen der Befehl erteilt worden, gegen die sie in der angegebenen Weise verhöhnenden Volksmassen die Schußwaffe in ihrem ganzen Umfange zu gebrauchen, sobald nach erfolgtem Signal zum Auseinandergehen nicht augenblicklich genügende Folge geleistet wird."

Vorläufig stand die Drohung, die Schußwaffe zu gebrauchen, nur noch auf dem Papier, ausgeführt wurde sie noch nicht, dagegen aber schritt General

Wrangel schon am 13. November energisch gegen die Presse ein; acht demokratische Organe wurden für die Dauer des Belagerungszustandes durch eine Bekanntmachung des Generals aufgehoben, darunter die Zeitungshalle, der Krakehler und der Kladderadatsch. Nur kleinere Blätter wie der Kladderadatsch setzten es durch, auch ohne die Erlaubnis des Generals Wrangel zu erscheinen, sie wurden heimlich durch die fliegenden Buchhändler verbreitet. Kladderadatsch parodierte in einem späteren Artikel dabei den General Wrangel sehr gut, indem er sein Ehrenwort darauf gab, trotz aller Verbote des Generals Wrangel fort zu erscheinen. Er setzte hinzu: „Und Kladderadatsch hat noch nie sein Wort gebrochen!"

Die Bekanntmachung vom 13. November und das Verbot der demokratischen Zeitungen waren das erste Anzeichen dafür, daß General von Wrangel die strengsten Bestimmungen der Verordnung über den Belagerungszustand zur Ausführung bringen werde, trotzdem aber glaubte das Volk von Berlin, es leicht nehmen zu können mit dem Belagerungszustand, den es fast nur für eine hohle Farce hielt; es war seit dem verflossenen Sommer so wenig an eine Beschränkung seiner Freiheit gewöhnt, daß es diese in der That für kaum möglich hielt; aber es sollte gar bald gewahr werden, daß der Belagerungszustand in der That Ernst, sehr bitterer Ernst war.



Die am 2. Sept. 1873 enthüllte Siegessäule nach Stracks Entwurf.

Noch am 14. November kehrte sich niemand recht eigentlich an die Vorschriften des Generals Wrangel. Die fliegenden Buchhändler durcheilten noch die Straßen mit ihren Plakaten, aber schon wurden viele von ihnen festgenommen; die Restaurationen blieben so lange offen wie gewöhn-

lich, bis nachts 2 und 3 Uhr, aber viele und besonders die als Sammelplätze der Demokratie bekannten wurden gewaltsam geschlossen. Auch mit der Entwaffnung der Bürgerwehr ging General Wrangel jetzt entschiedener vor. Nach einer am 14. November erlassenen Aufforderung zur Ablieferung der Gewehre zog am 15. November eine Militärabteilung, begleitet von Packwagen, durch die Straßen. Alle 200 bis 300 Schritt wurde Halt gemacht, die Trommel ertönte, und Unteroffiziere und Soldaten gingen in die Häuser und fragten nach, ob Gewehre vorhanden seien. Sehr kluger Weise begann man diese Maßregel der Entwaffnung in einem Stadtteile, in welchem man mit ziemlicher Sicherheit auf eine Willfährigkeit der Bewohner rechnen konnte, in der Friedrichstadt. In der That lieferten denn auch die Bewohner der Mittelstraße und Dorotheenstraße, der Linden und der Behrenstraße eine so große Menge von Gewehren ab, daß oft die Wagen voll waren. In den übrigen Stadtteilen gelang dann die Entwaffnung nicht minder schnell: von 23,360 Gewehren wurden nicht weniger als 19,681 in jenen Tagen zurückgeliefert, nur ein kleiner Bruchteil der der Bürgerwehr überlassenen Waffen stand noch aus. Die Bürgerwehr hatte durch Zurückgabe der Gewehre deutlich genug gezeigt, daß sie sich unterwerfe, an einer revolutionären Erhebung konnte sie sich nicht mehr beteiligen. Die Regierung hatte bei weiterer Durchführung der Zwangsmaßregeln gegen das revolutionäre Berlin einen Kampf nun nicht mehr zu fürchten, der unblutige Sieg war ihr sicher. General Wrangel konnte daher jetzt mit größerer Entschiedenheit und Strenge den Belagerungszustand aufrecht erhalten; er wurde hierbei auf das eifrigste durch die Polizei unterstützt.

Die Polizei bekam am 18. November einen neuen Chef in der Person des Herrn von Hinckeldey, da der bisherige Polizeipräsident von Bardeleben sich seiner konstitutionellen Bedenken wegen weigerte, die ihm übertragene Polizeicensur über Plakate und andere Druckschriften auszuführen. Herr von Hinckeldey war weniger bedenklich, trotzdem versicherte er in der amtlichen Bekanntmachung, mit der er seinen Dienstantritt anzeigte, er wolle den konstitutionellen Freiheiten, welche der König seinem Volke gelobt habe, unerschütterlich treu bleiben. Wie er diese konstitutionelle Freiheit verstand, das zeigte er sofort durch zahlreiche Verhaftungen politisch Verdächtiger, durch strengste Ausübung der Fremdenpolizei und Ausweisung der in Berlin nicht ortsangehörigen demokratischen Agitatoren, durch Konfiskation von Schriften und Schließung von Druckereien. Die Polizei zeigte sich fortan bei der Ausführung der drückenden Maßregeln, welche der Belagerungszustand im Gefolge haben mußte, viel härter, strenger und willkürlicher als das Militär.

Berlin nahm immer mehr und mehr das Ansehen einer belagerten Stadt an. Die Straßen verödeten mehr und mehr, und man begegnete in ihnen nur ernsten, betrübten Gesichtern. Die Mitglieder des Preußenvereins allein, die erklärten Reaktionäre, waren froh über ihren Sieg, dem sie aber auch gleichwohl wieder nicht vollkommen trauten. Handel und Gewerbe lagen darnieder, denn der Aufenthalt der Fremden, welche bisher noch einiges Leben in den Verkehr gebracht hatten, war so sehr erschwert, daß nur wenige sich in Berlin aufhielten. Das Schloß war dicht mit Militär besetzt, es glich mit seinen geschlossenen Gitterthüren, hinter denen die Soldaten hervorschauten, einer Festung; ebenso alle anderen öffentlichen Gebäude,

welche alle mit Besatzung belegt waren. Um die Wachen wurden Schutzgitter gemacht, um eine plötzliche Ueberrumpelung zu verhindern.

Fünfzehntes Kapitel.

Nicht weniger siegreich wie aus dem Kampfe gegen die Bürgerschaft ging die Regierung aus dem gegen die Nationalversammlung geführten hervor. Wir haben schon erzählt, daß nach dem Schlusse der letzten im Schauspielhause abgehaltenen Sitzung am 10. November dieses Gebäude vom Militär besetzt wurde, so daß die Versammlung genötigt war, ihre ferneren Sitzungen in einem anderen Raume abzuhalten. Am 11. November vormittags tagte sie in dem großen Saale des Hotel de Russie und nahm einen Antrag an, die Regierung aufzufordern, den Befehl zur Auflösung der Bürgerwehr sofort zurückzunehmen. An demselben Tage fand nachmittags noch eine zweite Sitzung im Schützenhause in der Linienstraße statt. In dieser machte der Präsident bekannt, daß die Stadtverordneten-Versammlung ihre sämtlichen Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt habe. Auch am 12. und 13. November fanden noch einige Sitzungen im Schützenhause statt. Die weiteren Sitzungen hier wurden aber dadurch unmöglich gemacht, daß eine Militärabteilung die im Gebäude zurückgebliebene Kommission gewaltsam vertrieb. Jetzt wollte die Nationalversammlung im Cölnischen Rathause tagen, fand dieses aber am 14. November militärisch besetzt. Erst mittags, als das Militär sich zurückgezogen, kamen die Abgeordneten hier zusammen und wurden, allerdings erst nach Schluß der Sitzung, wieder durch ein militärisches Aufgebot vertrieben.

Der Präsident von Unruh hatte nun nicht mehr die Absicht, eine weitere Sitzung anzuberaumen, aber die Mehrheit der Abgeordneten bestand darauf. Am selben Tage, dem 14. November, tagte die Nationalversammlung gegen 7 1/4 Uhr abends zum letzten Male in Berlin. Diese Sitzung ist besonders denkwürdig wegen des sogenannten Steuerverweigerungs-Beschlusses, den die Abgeordneten einstimmig auf Antrag der Abgeordneten Waldeck, Schulze-Delitzsch u. a. in dem Augenblicke faßten, in welchem mehrere Soldatenabteilungen mit aufgepflanzten Bajonetten erschienen waren, um die Versammlung aufzuheben. Dieser Beschluß war ein schlimmer Fehler, der dem gesamten Liberalismus für lange Zeit in Preußen außerordentlichen Schaden zufügte. Abgesehen davon, daß er ungesetzlich war und wegen der verfassungsmäßig erforderlichen, aber nicht vorgenommenen zweiten Abstimmung keine Rechtskraft erlangen konnte, raubte er der Nationalversammlung den letzten Rest der Sympathie, die sie bis dahin noch überall im Lande und besonders in der Berliner Bürgerschaft besessen hatte. Der Magistrat gab diesem Umschwunge in der Stimmung gegen die Nationalversammlung in einer Proklamation: „An unsere Mitbürger!“ Ausdruck, in der er seine Mißbilligung des Steuerverweigerungs-Beschlusses in scharfen Worten aussprach. Das Gleiche geschah in einer Adresse, welche 62 Professoren der Berliner Universität am 24. November an den König richteten. Die Regierung nutzte diese Stimmung natürlich zu ihren Gunsten in vollstem Maße aus und suchte sie durch alle nur möglichen Schritte zu verstärken.

Um die Notwendigkeit der Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg und der Verhängung des Belagerungszustandes über Berlin zu beweisen, mußte natürlich die Hauptstadt als Herd der wüstesten Anarchie dargestellt werden; dies geschah in zahllosen von dem Ministerium teils direkt, teils indirekt ausgehenden Schriftstücken sowie in offiziösen Artikeln, die allen Zeitungen zur Veröffentlichung zugeschickt wurden; auch die Vossische und die Spenersche Zeitung in Berlin, die Organe des eigentlichen Bürgertums, gaben sich zur Aufnahme derartiger Artikel her; die Kreuzzeitung, das Organ der herrschenden Partei, nahm sie natürlich mit Freuden auf. Es erregte damals in Berlin ein Bericht peinliches Aufsehen, welchen der Unterstaatssekretär und Reichskommissarius Bassermann in der Frankfurter verfassunggebenden Versammlung erstattete über die in der preußischen Hauptstadt herrschenden Zustände. Der Bericht strotzte von lächerlichen Uebertreibungen*), selbst von Unwahrheiten; er erregte die Entrüstung der Berliner Bürgerschaft in hohem Grade und zeitigte eine Unzahl von scharfen Protesten dagegen.

Die Regierung sah nun bald ihre Stellung so befestigt, daß sie es wagen konnte, die in Brandenburg weiter tagende Nationalversammlung in dem Augenblicke aufzulösen, in dem sich eine genügende Zahl von Abgeordneten der Linken dort eingefunden, um eine Mehrheit zu bilden. Am 5. Dezember brachte die Staatszeitung das Auflösungsdekret gleichzeitig mit dem Entwurf der oktroyierten Verfassung, die durch ihren Freisinn alle Parteien überraschte.

Alle die vielbesprochenen Grundrechte des Volkes waren in die Verfassung aufgenommen: vollständige Gleichheit aller Preußen vor dem Gesetz, Unverletzlichkeit der Wohnung, Aufhebung der Ausnahmegerichte, Freiheit der Auswanderung, vollständige Religionsfreiheit, gleiche Berechtigung aller Religionen, Freiheit des Unterrichts, Unentgeltlichkeit der Volksschule, Freiheit des Versammlungsrechts, vollste Preßfreiheit, Verantwortlichkeit der Minister u. s. w. So war es denn nicht zu verwundern, daß unter den vielen Dankesadressen, die aus allen Teilen des Landes an den König gelangten, sich auch solche der beiden städtischen Behörden Berlins befanden. Die Stadtverordneten-Versammlung hatte allerdings ihre Adresse an den König nur mit einer ganz geringen Mehrheit, mit 47 gegen 44 Stimmen, angenommen, weil die dissentierenden Stadtverordneteu, die zugleich die große Masse des Volkes in dieser Frage vertraten, der Meinung waren, daß die Verfassung aus freier Vereinbarung mit der Nationalversammlung hätte hervorgehen müssen.

Unterdessen dauerte der Belagerungszustand in Berlin fort. General Wrangel bemühte sich zwar, das Kriegsrecht in nicht allzu scharfer und harter Weise zu gebrauchen, er zeigte sich sogar, wo er persönlich mit der Bürgerschaft in Berührung kam, beim Empfange von Deputationen u. s. w. freundlich und zuvorkommend, so daß er sich eine gewisse Volkstümlichkeit erwarb; im Kampfe gegen die Demokratie aber durfte er keine Schonung

---

*) Das geflügelte Wort „Bassermannsche Gestalten“ entstammt dem Volkswitz, der sich über den Bassermannschen Bericht ergoß. Herr Bassermann wollte nur zerlumpte, unheimliche, Grauen einflößende Kerle, welche die Stadt beherrschten, in Berlin gesehen haben.

üben, in der Unterdrückung der demokratischen Presse mußte er streng sein. Zeitungsverbote, Konfiskationen von Flugblättern, Schließung demokratischer Druckereien u. s. w. folgten schnell hintereinander. Bei allen diesen Maßregeln wurde die Militärbehörde nicht nur unterstützt, sondern überboten durch die Polizei. Während General Wrangel sich wohl streng, aber niemals brutal, oft sogar gutmütig, versöhnlich und entgegenkommend zeigte, ließ der Polizeipräsident von Hinckeldey keine Gelegenheit vorübergehen, um der von ihm mit unversöhnlichem Haß verfolgten Demokratie die Polizeimacht drückend fühlbar zu machen. Mit der Polizeimacht verband sich die gesamte konservative Partei und Presse, voran die Kreuzzeitung und die ganz in das Regierungslager übergegangene Vossische Zeitung, zum Kampfe gegen die verruchten Demokraten. Mit einem Gödsche und Ohm, die in den Spalten der Kreuzzeitung die Führer der liberalen Bewegung an den Pranger zu stellen suchten, verband sich Herr Held, der früher selbst eine hervorragende Rolle in der Demokratie gespielt hatte; in langen Artikeln, welche er in der Vossischen Zeitung veröffentlichte, klagte er die demokratischen Führer an. Er versuchte es noch einmal, eine Rolle als Volksmann zu spielen, und die Polizei duldete es, daß er sich als solcher in demokratischen Redensarten erging, weil er zugleich als Denunziant gegen die demokratischen Parteiführer und gegen die Mitglieder der aufgelösten Nationalversammlung auftrat. Es wurde ihm sogar gestattet, in der Weihnachtszeit 1848 in Mylius' Hotel in dem ehemaligen Sitzungssaale der Linken der aufgelösten Nationalversammlung, eine politische Puppenkomödie gegen 5 Sgr. Eintrittsgeld zu zeigen, in welcher er die demokratischen Klubredner, die Bürgerwehr, die Deputierten der Nationalversammlung in giftiger und unanständiger Weise verspottete; einen Erfolg aber hatte Herr Held durch sein Auftreten nicht. Er wurde als Renegat von allen Parteien verachtet.

Am 22. Januar 1849 fanden in Berlin die Wahlmännerwahlen zur zweiten Kammer statt. Während die Konservativen durch Wort und Schrift auch in größeren Versammlungen der Vereine die Wahlagitation betreiben konnten, war es der Opposition nur möglich, im stillen zu wirken; dies aber geschah mit großem Eifer und großem Geschick, so daß die demokratische Partei trotz des Belagerungszustandes einen glänzenden Sieg errang, der selbst dadurch nicht verdunkelt werden konnte, daß die acht Tage später stattfindenden Wahlmännerwahlen zur ersten Kammer durchgängig konservativ ausfielen. Dementsprechend fielen dann auch die Wahlen der Abgeordneten selbst am 5. Februar aus; Waldeck, Rodbertus, Johann Jakoby befanden sich unter den von Berlin in die zweite Kammer gewählten Abgeordneten.

In den letzten Wochen des Februar 1849 herrschte in Berlin wieder ein reges politisches Treiben, in allen Kreisen der Bevölkerung bildeten die Wahlen und die zweite Kammer den Hauptgegenstand des Interesses; neben ihnen aber wurde dieses wunderbarerweise gefesselt durch den Aberglauben, der noch tief in allen Ständen herrschte und gerade damals Gelegenheit fand, sich in albernster Weise zu offenbaren. Nicht weniger häufig als die Namen Graf Brandenburg, Wrangel, Waldeck, Jakoby und Unruh wurde in jenen Tagen und in den nächsten Monaten der Name Luise Braun genannt. Das elfjährige Wunderkind, die Tochter eines Holzaufsehers, wohnte in der Schifferstraße am Unterbaum. Es stand im geistigen Verkehr

mit einem höheren Wesen, es ließ die Krüppel und die Lahmen, die Gebrechlichen und die Kranken zu sich kommen, ermahnte sie zum Vertrauen auf Gottes Hülfe und versprach ihnen dafür die Heilung ihrer Leiden. Tausende und Abertausende wanderten hinaus nach der Schifferstraße, vor dem kleinen Braunschen Hause etablierten sich Händler mit Lebensmitteln, um den Tausenden, die dort warteten, leibliche Nahrung zu reichen. Nicht nur arme, ungebildete Leute zogen nach der Schifferstraße hinaus, sondern auch die Reichen und die sogenannten Gebildeten. Lange Reihen glänzender Equipagen standen wartend in den benachbarten Straßen. Die abergläubischen Massen verehrten das Wunderkind wie eine Heilige! Glücklich der, welchem es gelang, bis in das Haus zu dem gottbegnadeten Kinde zu dringen! Nur verhältnismäßig wenige aus der ungeheueren Menschenmenge konnten zugelassen werden, meist nur die, welche ihren Besuch am Tage vorher mit Angabe ihrer Krankheit gemeldet hatten. Wahre Wundergeschichten wurden über die Heilungen erzählt, welche Luise Braun bewirkte, und mit jedem Tage wuchs daher der Strom der Abergläubischen, der in keiner Weise von der Polizei gehemmt wurde. Die Polizei duldete den Unfug nicht nur, sie gewährte ihm sogar gewissermaßen eine Unterstützung. Eine Anzahl Konstabler war stets vor dem Hause postiert, um die Ruhe aufrecht zu erhalten und um die schriftlichen Anmeldnngen der Kranken zu besorgen. So dauerte denn die Völkerwanderung nach der Schifferstraße lange Zeit fort, und in jener politisch aufgeregten Zeit wurde oft das Interesse an der Politik fast überwuchert von dem Interesse, welches das Wunderkind Luise Braun*) den abergläubischen Berlinern einflößte.

Der März des Jahres 1849 sollte nicht ohne einige Aufregung für die Berliner vorübergehen. Man fürchtete, der 18. März, der Jahrestag der Revolution, würde nicht ohne Scenen der Gewaltthätigkeit, vielleicht nicht ohne eine Erhebung der Arbeiter vorübergehen, die schon mehrfach im Februar und März sich zusammengerottet hatten und sogar in Scharen vor das Rathaus gezogen waren, um Beschäftigung zu verlangen. Nichtsdestoweniger verlief der Tag ruhig. Vorheriger Verabredung gemäß wurden überall in kleineren Kreisen Festfeiern abgehalten, die von Polizei und Militär nicht gestört wurden. Trotz des kalten und unfreundlichen Wetters wallfahrten Tausende und wieder Tausende in dicht gedrängten Massen hinaus zum Friedrichshain, in dessen Umgebung starke Aufgebote von Militär und Schutzmannschaften angehäuft waren, weil die Regierung eine neue revolutionäre Erhebung fürchtete. Es kam hauptsächlich wegen des herrschenden Gedränges wohl zu einigen Reibereien zwischen den Volksmassen und den Schutzmännern, aber es gelang dem Militär ohne sonderliche Mühe schnell, die Ruhe überall herzustellen.

Mit noch größerer Teilnahme als die Verhandlungen der zweiten Kammer verfolgten die Berliner die der Frankfurter Nationalversammlung, die am 28. März den König von Preußen zum deutschen Kaiser erwählte. In Berlin war trotz des Belagerungszustandes die freudige Aufregung außerordentlich groß. Einstimmig und ohne Debatte beschloß die Stadtverordneten-Ver-

*) Luise Braun ist später, nachdem sie ihre Rolle als Wunderkind längst ausgespielt hatte, als Betrügerin auch auf anderen Gebieten entlarvt und bestraft worden.

sammlung am 29. März, Heinrich von Gagern, dem Mitgliede der Frankfurter Nationalversammlung, das Ehrenbürgerrecht von Berlin zu verleihen; einstimmig nahm sie einen Antrag des Magistrats an, feierlich die Deputation zu empfangen, welche von der Frankfurter Nationalversammlung gewählt worden war, um namens der Versammlung dem Könige die deutsche Kaiserkrone anzutragen; ebenso einstimmig beschloß sie eine Adresse an den König.

Am 2. April kam die „Kaiserdeputation" unter Führung Simsons in Berlin an; sie wurde von den Präsidenten der beiden Kammern und dem Oberbürgermeister Naunyn feierlich empfangen, von den herbeigeströmten Scharen aller Volkskreise mit Jubel begrüßt.

Welche Enttäuschung brachte da der folgende Tag, an dem die Deputation von Friedrich Wilhelm IV. in feierlicher Audienz empfangen wurde. Der König lehnte die ihm angetragene Kaiserkrone mit den Worten ab:

„Ich würde Ihr Vertrauen nicht rechtfertigen, Ich würde dem Sinne des deutschen Volkes nicht entsprechen, Ich würde Deutschlands Einheit nicht aufrichten, wollte Ich, mit Verletzung heiliger Rechte und Meiner früheren, ausdrücklichen und feierlichen Versicherungen, ohne das freie Einverständnis der gekrönten Häupter, der Fürsten und der freien Städte Deutschlands, eine Entschließung fassen, welche für sie und für die von ihnen regierten deutschen Stämme die entscheidendsten Folgen haben muß."

Die Worte des Königs machten nicht nur auf die Deputation und auf die Abgeordneten der zweiten Kammer, sondern überall in Preußen und in fast allen deutschen Landen einen niederschmetternden Eindruck. Mit ihnen war allen Einheitsbestrebungen der deutschen Patrioten für lange Zeit der Boden unter den Füßen entzogen. Auf die Stimmung der zweiten Kammer blieb die Entschließung des Königs nicht ohne Wirkung. War sie bei ihrem Zusammentritt in ihrer Mehrheit gewillt gewesen, das Ministerium Brandenburg-Manteuffel zu unterstützen, so gewann bald die Opposition immer mehr an Boden. Die Regierung ging jetzt aber unbeirrt den einmal eingeschlagenen Weg; am 27. April wurde die Kammer aufgelöst. Die Aufregung in Berlin war ungeheuer, als die Nachricht davon sich blitzesschnell durch die Stadt verbreitete. Trotz des Belagerungszustandes kam es zu großen Menschenansammlungen auf dem Dönhoffsplatze und in den diesen umgebenden Straßen. Fast schien es, als ob die Scenen des 18. März sich wiederholen sollten. Das herbeigeeilte Militär wurde mit Schmähungen überhäuft. Die Aufforderung an die Volksmenge, sich zu zerstreuen, fand keine Folge. Erst als der Kommandierende Ernst zeigte und eine scharfe Salve auf die dicht gedrängten Massen abgeben ließ, die einige Tote und viele Schwerverwundete auf dem Platze ließ, stob alles auseinander. Am folgenden Tage wiederholten sich an einigen Stellen der Stadt die Zusammenrottungen, aber es gelang dem Militär leicht, sie ohne Blutvergießen zu zerstreuen. Der Regierung kamen diese Volksausschreitungen nicht unerwünscht, sie gaben ihr neuen Anlaß zum rücksichtslosesten Vorgehen gegen die Demokratie und ihre Führer.

Am 16. Mai wurde der Geheime Obertribunalsrat Waldeck, der Führer der äußersten Linken in der zweiten Kammer, in seiner Wohnung verhaftet, und ein Hochverratsprozeß gegen ihn eingeleitet. Gödsche, ein Mitarbeiter

der Kreuzzeitung, hatte sich mit einem ebenso gesinnungslosen und feilen Polizeispion, dem früheren Kaufmann Ohm, verbunden, den in allen Kreisen der Bevölkerung hochgeachteten Waldeck zu verderben. Sie hatten die Briefe und Schriftstücke, die der Anklage zu Grunde gelegt wurden, gefälscht, und der Staatsanwalt mußte in der im November vor dem Schwurgericht stattfindenden öffentlichen Verhandlung zugeben, daß die von ihm selbst für die Erhebung der Anklage verwerteten Schriftstücke „ein Bubenstück seien, angefertigt, um einen Mann zu verderben.“ Der Staatsanwalt selbst beantragte Waldecks Freisprechung, welchem Antrage das Schwurgericht sofort entsprach. Zur Stärkung der Regierung trug dieser auf so haltlosen und gemeinen Grundlagen aufgebaute Prozeß keineswegs bei; ebensowenig wie die gegen andere Führer der Demokratie gerichteten Schritte.

Während die Vereine der Volkspartei auf das peinlichste bewacht wurden, erfreuten sich die konservativen Vereine, der „Treubund für König und Vaterland“ der vollen Bewegungsfreiheit. Ist es da zu verwundern, daß sich der Volksmassen eine gewisse Wahlmüdigkeit bemächtigte, die bei den am 17. Juli stattfindenden Wahlen zur zweiten Kammer ihren Ausdruck fand? Die Liberalen enthielten sich der Wahl, das Resultat der Wahlmännerwahl war eine Minoritätswahl in allen Bezirken, ein Wahlkampf hatte nirgends stattgefunden, überall waren konservative oder konservativ-konstitutionelle Wahlmänner gewählt worden.

Die Wahl der Abgeordneten fand am 27. Juli noch unter der Herrschaft des Belagerungszustandes statt, aber am folgenden Tage, am 28. Juli, verkündeten die Berliner Zeitungen, daß das Staatsministerium durch Erlaß vom 26. Juli den Belagerungszustand zum 28. Juli aufgehoben habe. An demselben Tage erschienen zwei Bekanntmachungen des Polizeipräsidenten von Hinckeldey, deren eine eine Verschärfung der Fremdenpolizei enthielt. Sie ordnete an, daß alle in Berlin eintreffenden Reisenden sich auf den Eisenbahnhöfen und an den Stadtthoren über ihre Person ausweisen und, wenn sie länger als zwei Tage in der Stadt bleiben wollten, Aufenthaltskarten lösen müßten. Auch die Anmeldevorschriften wurden durch die Polizeiverordnung verschärft. Eine zweite Polizeiverordnung verbot das Tragen aller äußeren Verbindungs- oder Vereinigungszeichen von ausschließlich roter Farbe oder solcher Abzeichen, in denen die rote Farbe vorherrschte.

Der Belagerungszustand war aufgehoben! Magistrat und Stadtverordnete beeilten sich, dem General Wrangel, der vom Könige zum Gouverneur von Berlin ernannt worden war, ihren „innigen und aufrichtigen Dank“ auszusprechen für die „Milde und Schonung“, mit welcher die außerordentlichen Maßregeln gehandhabt worden seien, und ihm die Versicherung zu geben, daß die Bürgerschaft und die städtischen Behörden erfüllt seien von „wahrhafter Verehrung“. Die städtischen Behörden hatten für ihren Dank volle Veranlassung, denn es ließ sich in der That nicht in Abrede stellen, daß der „alte Papa Wrangel“, so wurde der General schon damals genannt, den Berlinern viel schwerere Tage hätte bereiten können, als es geschehen war.

Die Bestimmungen des Belagerungszustandes waren nicht mit allzugroßer Härte durchgeführt worden, aber doch atmeten die Berliner auf, als das Ausnahmegesetz außer Gültigkeit gesetzt wurde, obgleich der Charakter der Stadt auch jetzt noch ganz der einer belagerten Stadt oder einer solchen,

in welcher eben ein Aufruhr unterdrückt worden war, blieb. Der Fremde, der nach Berlin kam, fand die Bahnhöfe besetzt mit einer starken Militärabteilung und zahlreichen Schutzleuten, deren Reihen er passieren mußte, auch die Thore waren stark besetzt, und mit der Legitimation des Fremden nahmen es die Polizeibeamten sehr streng.

Das politische Leben aber konnte sich trotz dieser kleinlichen Polizeimaßregeln doch wieder freier in Berlin regen. Es gab keine gesetzliche Bestimmung mehr, durch welche die demokratische Partei verhindert werden konnte, ihr Organisationswerk zu vollenden, sich fester aneinander zu schließen und wieder Vereine zu gründen und Versammlungen zu halten. Das Centralkomitee der Volkspartei, welches bisher nur im geheimen hatte wirken dürfen, konnte jetzt ungehindert an die Oeffentlichkeit treten. Durch ihre streng gesetzliche Haltung faßte die Volkspartei schnell noch festeren Boden in der Berliner Bevölkerung, immer zahlreicher wurden ihre Versammlungen, immer weiter breitete ihre Organisation sich in allen Kreisen aus, und da sie bestrebt war, auch dem rein geselligen Bedürfnis ihrer Mitglieder Rechnung zu tragen, gewann sie auch die Frauen des Arbeiter- und des kleineren Bürgerstandes für sich. Der Wunsch, den Arbeitern in ihrer Not beizustehen, führte zur Gründung des Gesundheitspflegevereins, der schnell außerordentliche Erfolge erzielte. Jeder Arbeiter war berechtigt, diesem Verein beizutreten; gegen eine Zahlung von monatlich zwei Silbergroschen wurde ihm in Krankheitsfällen freie ärztliche Behandlung und Medizin zu teil, er löste sich hierdurch los von der Armenpflege, deren Unterstützung in den Augen des Volkes stets mit einem Makel behaftet war.

Vergeblich versuchte die konservative Partei, die Volksstimmung zu beeinflussen, sie gegen die Volkspartei und für die Regierung zu gewinnen, es gelang ihr nicht. Die Treubundesfeste fanden keinen Anklang, und an den patriotischen Festen, welche z. B. am 9. November zur Feier der einjährigen Verwaltung des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel stattfanden, beteiligten sich hauptsächlich nur Beamte, Offiziere und als eifrige Konservative bekannte Männer; der Kern der Bürgerschaft Berlins blieb ihnen fern. Es ließ sich nicht verkennen, daß auch in der Stadtverordneten-Versammlung, der recht eigentlichen Repräsentantin des gemäßigten, ruhigen Berliner Bürgertums, sich wieder eine mehr nach links gehende Strömung zeigte; hatte doch diese Versammlung den Mut gehabt, das ihr gewordene Ansinnen, den Ministerpräsidenten Grafen Brandenburg zum Ehrenbürger von Berlin zu ernennen, mit der Begründung zurückzuweisen, daß ein solcher Beschluß den Charakter eines allgemeinen politischen Urteils und den unvermeidlichen Schein einer Demonstration annehmen würde.

Aus alle dem erklärt es sich leicht, daß beim Abschluß des Verfassungswerkes, am 31. Januar 1850, die Freude der Berliner Bevölkerung nur eine geringe war. Zur Feier dieses Ereignisses war für den Abend des 6. Februar eine Illumination angesagt. Die eigentliche Bürgerschaft beteiligte sich aber nicht daran, und die Illumination machte im ganzen einen traurigen Eindruck. Es herrschte in Berlin im Frühjahr 1850 eine apathische Ruhe*); alle

*) Es ist charakteristisch für die in Berlin im Jahre 1850 herrschende politische Teilnahmlosigkeit, daß die Wiederherstellung einer verrotteten, mittelalterlichen Institution gar keinen Eindruck auf die Bevölkerung machte. Die entwürdigende Strafe des Pranger-



Fürst Otto von Bismarck,
der erste Kanzler des Deutschen Reiches;
geb. 1. April 1815,
gest. 30. Juli 1898.

Parteien und am meisten das politisch gleichgültige Bürgertum waren der politischen Bewegung müde, selbst die bisher so rührige Volkspartei war durch die polizeiliche Verfolgung, der sie nun schon seit mehr als einem Jahre ausgesetzt war, mürbe geworden, sie suchte jede Gelegenheit zu vermeiden, welche der Polizei eine Veranlassung zu einem Einschreiten hätte geben können. Als am 16. März der Polizeipräsident durch eine Bekanntmachung den Besuch des Friedrichshains am 18. März und den folgenden Tagen verbot, wagte niemand, dieses Verbot zu überschreiten, und der 18. März ging ohne irgend eine Ruhestörung vorüber.

Da gab plötzlich ein furchtbares Ereignis, ein Attentat auf den König, die Veranlassung zu neuer tiefer Erregung des Volkes in Berlin. Am 22. Mai 1850 machte ein Wahnsinniger, ein früherer Feuerwerker der Artillerie, Max Joseph

---

stehens, welche in den Jahren 1848 und 1849 nicht mehr vollstreckt worden war, wurde im Jahre 1850 wieder eingeführt oder vielmehr, da sie gesetzlich überhaupt nicht aufgehoben war, wieder vollstreckt. Am 22. April, morgens zwischen sechs und halb sieben Uhr, wurden zwei Meineidige, ein früherer Bäckermeister und ein Arbeitsmann, auf dem Molkenmarkt vor dem Kriminalgericht auf den Pranger gestellt. Die Verbrecher standen auf einem Tisch dicht vor dem Kriminalgericht, auf der Brust trug jeder von ihnen eine Tafel, auf der Vor- und Zunamen sowie die Worte standen: „Meineidiger Betrüger.“ Eine Abteilung Schutzmänner hatte den Dienst auf dem Molkenmarkt. Der schmähliche Akt ging ruhig vorüber, es hatte sich keine allzugroße Zuschauermenge eingefunden. Auch bei den ferneren Prangerausstellungen, welche bald nach dieser ersten folgten, wurde die Ruhe durch Schutzleute aufrecht erhalten.

Seseloge, einen Mordversuch gegen den König. Die von dem Attentäter aus unmittelbarer Entfernung auf den König abgefeuerte Kugel traf dessen Unterarm und verursachte nur eine unbedeutende Fleischwunde. Die That war die eines Wahnsinnigen und hatte keinerlei politische Bedeutung, der Thäter mußte dem Irrenhause, nicht dem Zuchthause übergeben werden. Nichtsdestoweniger wurde das Attentat von seiten der Regierungspartei gegen die demokratische Partei ausgenutzt. Die Oktroyierung des Preßgesetzes vom 5. Juni 1850 war die unmittelbare Folge des Attentats. Auch der Polizeipräsident von Hinckeldey kämpfte unermüdlich gegen die demokratische Partei.

Mehr und mehr erstarb in Berlin das freie Leben, es machte sich in der Bürgerschaft ein Umschwung der politischen Anschauungen deutlich fühlbar. Am klarsten trat dieser Umschwung in der Bürgervertretung, in der Stadtverordneten-Versammlung hervor, in welcher jetzt die Mehrheit durch und durch konservativ war und mit wahrer Erbitterung gegen die freisinnige Minderheit kämpfte, obgleich diese keineswegs nur aus Demokraten bestand. Der Parteihaß der konservativen Mehrheit gegen die freisinnige Minderheit wuchs in einem solchen Grade, daß er endlich zu einem gewaltsamen Ausbruch kam und die Mehrheit zu einem in der Kommunalgeschichte unserer Zeit unerhörten Verfahren veranlaßte. Die Stadtverordneten-Versammlung schloß achtzehn ihrer Mitglieder, die den liberalen Bestrebungen treu geblieben waren, von ihren Sitzungen aus, weil sie durch zweimaliges Verlassen der Sitzung wiederholentlich Ruhe und Ordnung der Versammlung gestört hätten. Eine Beschwerde bei der Regierung gegen diesen Gewaltstreich schaffte keine Abhülfe, und unter dem Eindrucke dieses von der Regierung gebilligten willkürlichen Verfahrens vollzogen sich die neuen Gemeindewahlen im September 1850. Der neue Gemeinderat wurde ausschließlich aus Mitgliedern der konservativen Partei zusammengesetzt. Die Partei nutzte ihren unbestrittenen Sieg nach jeder Richtung hin aus, indem sie den Magistrat aus durchaus konservativ gesinnten Männern zusammensetzte. Zum Oberbürgermeister wurde Herr Krausnick gewählt, der im Jahre 1848 durch die Revolution aus dem Amte gedrängt worden war. Seine Wahl bildete gewissermaßen den Abschluß der antirevolutionären Bewegung in Berlin. Magistrat und Gemeinderat gehörten der streng konservativen Partei an, diese hatte fortan für viele Jahre die unbestrittene Herrschaft in der preußischen Hauptstadt. Mit der Revolution war endgültig gebrochen worden.

Die Herrschaft der Reaktion lastete schwer auf dem ganzen preußischen Lande, am drückendsten fühlbar aber wurde sie in der Hauptstadt, in Berlin. Die Freiheit der Presse wurde zum Schatten herabgedrückt, gegen die Vereine wurde rücksichtslos vorgegangen. Der Handwerkerverein wurde aufgelöst, der Gesundheitspflegeverein, der im Jahre 1853 schon zehntausend Mitglieder zählte und höchst wohlthätig wirkte, verfiel dem gleichen Geschick. Vergeblich erließen die Aerzte des Vereins eine öffentliche Erklärung, in welcher sie nachwiesen, daß der Verein niemals irgend welche politische Tendenzen gehabt hätte, — der Verein blieb aufgelöst durch das Machtwort der Polizei; eine Anklage gegen ihn erfolgte nicht, sie konnte nicht erhoben werden!

Auch gegen die Vereine der freien religiösen Richtung wendete sich die Verfolgung. Die freireligiösen Prediger wurden ausgewiesen, die Versammlungen der freireligiösen Gemeinde wurden aufgelöst, wenn Frauen und Kinder

an ihnen teilnahmen, — auf Grund des Vereinsgesetzes, welches die Teilnahme von Frauen und Kindern an politischen Versammlungen verbot. Die freien Gemeinden galten als revolutionär, wie alles revolutionär erschien, was nicht der herrschenden orthodox-reaktionären Richtung in politischer und religiöser Beziehung entsprach, — sogar die unschuldigen Kindergärten wurden verboten, weil der Kultusminister von Raumer in einem fast komischen Irrtum glaubte, ihr Begründer sei der sozialistische Julius Fröbel, er verwechselte den würdigen Friedrich Fröbel mit dem der konservativen Partei so anrüchigen Demokraten, dem Präsidenten des ersten demokratischen Centralausschusses im Jahre 1848.

Die Reaktion herrschte in der Politik, in der Kirche, in der Schule; die Stiehlschen Regulative, an denen vom Jahre 1854 an die Schule viele Jahre gekrankt hat, gaben davon ein Beispiel. Auch in die Wissenschaft drang sie ein. In einer Zeit, in welcher Stahl, der Führer der kirchlichen Reaktion, zum Rektor der Berliner Universität gewählt wurde, konnte der Berliner Prediger Knak im vollen Ernste die Forderung stellen, die Wissenschaft solle nach dem Ausspruche Stahls wirklich umkehren und der falschen Lehre Galileis entsagen. Nach dem Ausspruch des Alten Testaments bewege sich die Sonne um die Erde, und dies müsse die Christenheit glauben!

Reaktion auf allen Gebieten des staatlichen Lebens! Selbst in die Gerichtshöfe drang sie ein! Der Justizminister wußte dafür zu sorgen, daß die Abteilung des Berliner Stadtgerichts, welche über politische und Preßvergehen abzuurteilen hatte, zusammengesetzt wurde aus seiner Ueberzeugung nach politisch zuverlässigen Männern; nicht so leicht gelang es ihm, auch das Kammergericht mit der nötigen Anzahl zuverlässiger, konservativer Richter zu besetzen. Die Berliner Gerichtsverhandlungen jener Zeit gewähren ein ganz eigenartiges Interesse, sie zeigen uns eine Reihe ganz unbegreiflicher Verurteilungen in den zahllosen politischen und Preßprozessen, denen dann fast regelmäßig die Freisprechung in der zweiten Instanz vor dem Kammergericht nachfolgte. Die traurigste Frucht der Reaktionsherrschaft war die Loslösung von dem Gesetz, welche der Polizeigewalt eine Ausdehnung gab, wie sie selbst im absoluten Staat vor dem Jahre 1848 kaum je bestanden hatte. Die Polizei war in den traurigen Jahren von 1851 bis 1858 fast allmächtig in Berlin, sie durfte weit über die von dem Gesetz gezogenen Schranken ihrer Macht hinausgreifen.

Es war ein wunderbares Walten des Schicksals, daß Hinckeldey, so lange er mit allen Mitteln der Gewalt und selbst weit über die gesetzlichen Grenzen hinweggehend die demokratische Partei verfolgte, immer mehr an Macht und Einfluß wuchs, daß er zum Generalpolizeidirektor ernannt wurde und eine der höchsten Stellen im Staate einnahm, daß er aber in demselben Augenblick, in welchem er, treu dem Gesetz, dieses gegen die bisher fast über dem Gesetz stehende Junkerpartei anwenden wollte, zu Grunde gehen, seinen Tod finden mußte bei der Verletzung des Gesetzes. — Das Hazardspiel hatte schon seit längerer Zeit in Berlin unter der vornehmen Gesellschaft in erschreckender Weise überhandgenommen. Viele junge Edelleute aus den ersten Familien des Landes hatten sich dabei moralisch und finanziell zu Grunde gerichtet. Hinckeldey beschloß, energisch gegen die Spieler vorzugehen. Die Brutstätte des wildesten Spieles war der Jockeyklub, dessen Mitglieder dem

höchsten Adel angehörten; gegen diesen Klub, der heimlich im Hotel du Nord, Unter den Linden, seine Spielhölle hielt, schritt der Polizeipräsident ein, er ließ ihn im „Namen des Gesetzes“ durch einen Polizeibeamten auflösen. Ueber diese Auflösung kam es zwischen einem Mitgliede des Herrenhauses, dem Herrn Hans von Rochow-Plessow, und Herrn von Hinckeldey zu einer peinlichen Auseinandersetzung, in der so beleidigende Worte fielen, daß Herr von Hinckeldey seiner Edelmannsehre nur durch ein Duell glaubte genügen zu können. Der mit der Aufrechterhaltung des Gesetzes betraute höchste Polizeibeamte des Landes beging den Frevel gegen das Gesetz, den Herrn von Rochow auf Pistolen zu fordern. In der Jungfernheide bei Berlin, nicht fern vom Försterhause Königsdamm, fand am 10. März 1856 der Zweikampf statt, Herr von Hinckeldey fiel darin.

Wie tief ergriffen der König von dem Schmerz über den Verlust seines treuen Dieners und Ratgebers war, zeigte er durch die ehrenvolle Teilnahme, welche er dem Toten widmete. Er wohnte der Leichenfeier im Trauerhause bei und vergoß Thränen, als er an dem Sarge stand. Herr von Hinckeldey war wahrlich in Berlin nicht beliebt gewesen, aber eine gewisse Achtung hatte ihm doch die Bürgerschaft nicht versagen können. Wie gewaltthätig und oft gesetzverletzend er auch gehandelt hatte, niemals war dies zu seinem eigenen persönlichen Vorteil geschehen. Während das Gerücht ging, daß andere höchste Staatsbeamte ihre einflußreiche Stellung und ihre genaue Kenntnis der Verhältnisse zu ihrer Bereicherung mißbrauchten, hatte nie auch nur der leiseste Hauch den reinen Ruf des Polizeipräsidenten befleckt. Arm, wie er gewesen war, als er sein Amt übernahm, starb er, und doch wäre es ihm sicher ein leichtes gewesen, selbst ohne direkte Pflichtverletzung sich ein Vermögen zu erwerben. Es lebte in ihm ein tüchtiger Sinn für gemeinnützige Anstalten, und wenn er diesen auch in seiner ihm eigenen gewaltthätigen Weise bethätigte, so hatte er dabei doch stets das allgemeine Beste, nie seinen eigenen Vorteil im Auge. Solcher Eigenschaften wegen wurde ihm von der Berliner Bürgerschaft viel verziehen, sein schrecklicher Tod söhnte sie mit seinen Fehlern aus, und da jede seinem Andenken dargebrachte Huldigung zugleich ein Protest gegen die Junker- und Muckerpartei war, schlossen sich selbst viele der von ihm stets mit erbittertem Haß Verfolgten den bürgerlichen Ehrenbezeugungen an, welche dem Dahingeschiedenen galten. Es wurden Sammlungen für seine Familie veranstaltet und mit glänzendem Erfolge durchgeführt. Schon vor dem Begräbnistage waren mehr als 10 000 Thaler zusammengekommen.

Die in den Jahren von 1850—1857 immer höher steigende Macht der Reaktion, der Uebermut, die Härte und Verfolgungssucht, welche die herrschende Kreuzzeitungspartei gegen alle nur im entferntesten einer freieren politischen oder religiösen Richtung Verdächtigen ausübte, hatte nach und nach einen Umschwung in den Gesinnungen des Volkes hervorgerufen, der auch in den höheren Kreisen bemerkbar wurde. Die Ueberzeugung, daß es so nicht bleiben könnte, daß eine Aenderung eintreten müßte, beherrschte im Jahre 1857 die gesamte Nation, mit Ausnahme der immer mehr zusammenschrumpfenden Kreuzzeitungspartei. Wie aber diese Aenderung eintreten sollte, das wußte niemand.

In dieser Zeit einer allgemeinen Unzufriedenheit, einer drückenden politischen Gewitterschwüle verbreitete sich plötzlich im Oktober 1857 das Ge-

rücht in Berlin, der König sei schwer erkrankt, ein Gehirnschlag habe ihn getroffen, sein Geist sei hoffnungslos zerrüttet.

Im Anfang Oktober, dem Gerüchte nach am 3. Oktober, nach den amtlichen Nachrichten am 8. Oktober, trat die traurige Katastrophe ein, durch welche der reiche Geist des Königs für immer gelähmt wurde. Eine Hoffnung, daß der Kranke je wieder in den Vollbesitz seiner geistigen Kräfte kommen werde, gab es nach menschlichem Ermessen nicht, wohl konnte er nach der Eigenheit der entsetzlichen Gehirnkrankheit noch lange Jahre leben; wenn ihm jede geistige Anstrengung und Aufregung fern blieb, konnte er sich wohl für einige Zeit wieder erholen, er würde aber immer tiefer in die geistige Nacht zurücksinken.

Prinz Wilhelm, des Königs Bruder, übernahm am 23. Oktober zunächst die Stellvertretung des Königs auf drei Monate. Das Ministerium blieb ungeändert, aber durch kleine Züge zeigte es sich, daß ein Wechsel in der Spitze des Staates eingetreten war. Die kleinlichen Verfolgungen, welche bisher alle liberalen Elemente durch die Polizei erduldet hatten, hörten auf, auch die Andachtstunden der freien Gemeinde wurden auf prinzlichen Befehl fortan nicht mehr durch die Polizei überwacht.

Wie gering auch der Fortschritt war, der sich in solchen Anordnungen zeigte, er wurde dennoch vom Volke Berlins freudig begrüßt. Voll Hoffnung blickte das Volk in eine bessere Zukunft, es war erfüllt von Dankbarkeit und Verehrung für den Prinzen von Preußen — das beste Zeugnis für seine Gefühle war die Teilnahme und die allgemeine Freude, welche sich in Berlin ungeheuchelt kundgab, als Prinz Friedrich Wilhelm, der Sohn des Prinzen von Preußen und künftige Thronfolger, mit seiner jungen Gemahlin, der Prinzessin Viktoria, seinen Einzug in Berlin hielt.

Am 25. Januar 1858 hatte in London die Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der Prinzeß Royal Viktoria unter glänzenden Feierlichkeiten stattgefunden. Auch in Berlin war der Vermählungstag festlich begangen worden. Als das junge fürstliche Paar am 8. Februar 1858 seinen feierlichen Einzug in Berlin hielt, fand es die Stadt festlich geschmückt. Trotz der grimmigen Kälte herrschte ein reges Leben auf den Straßen Berlins. Die geschäftliche und gewerbliche Thätigkeit war fast ganz eingestellt, alle Bureaux, alle Schulen und die meisten Läden und Werkstätten waren geschlossen, aber durch die Straßen zogen zu Tausenden nach den Linden und nach dem Tiergarten die festgeschmückten Bewohner der Stadt. Eine solche Illumination wie an jenem Abende hat in Berlin selten stattgefunden. Da waren in der ganzen, großen Stadt nur wenige Fenster dunkel, selbst in den ärmsten Stadtvierteln, in den entlegensten Straßen strahlten die Häuser im festlichen Lichterglanz. Gerade diese Allgemeinheit der Illumination gab den besten Beweis, daß alle Klassen der Berliner Bevölkerung teilnehmen wollten an der Feier des schönen Festes.

Fast ein Jahr war vergangen, seit der Prinz von Preußen die immer wieder auf drei Monate verlängerte Stellvertretung übernommen hatte, als am 9. Oktober 1858 der Prinz infolge der Aufforderung des Königs und auf Grund der Verfassung die Regentschaft endgültig übernahm. Die Freude, mit welcher sie im ganzen Lande und vorzugsweise in Berlin begrüßt wurde, ist schwer zu beschreiben; sie äußerte sich nicht in lauten Jubelausbrüchen, wohl

aber gab sie sich kund in der Presse und in zahlreichen Adressen, von denen eine auch die städtischen Behörden Berlins an den Prinzen richteten, um ihrer tiefsten Verehrung, Liebe und Treue für den Regenten, von dem das Vaterland die Segnungen einer gerechten, milden, weisen und starken Regierung erhoffte, einen Ausdruck zu geben.

Sechzehntes Kapitel.

Die Reaktion, welche der sich überstürzenden Freiheitsbewegung des Jahres 1848 folgte, hatte ihren lähmenden und hemmenden Einfluß auch auf die kommunale Entwickelung der Stadt Berlin ausgeübt. Als Berlin sich im Jahre 1848 an die Spitze der das ganze Land durchdringenden freiheitlichen Bewegung stellte, als die Abgeordneten aus allen Provinzen hier zusammenkamen, wurde die Hauptstadt Preußens erst wirklich der Mittelpunkt des gesamten politischen Lebens im Lande. Berlin erhob sich zur wirklichen Landeshauptstadt, nur in ihr konnten die Geschicke Preußens entschieden werden.

Diese schnell gewonnene Bedeutung verlor Berlin ebenso schnell wieder, als die Nationalversammlung nach Brandenburg verlegt wurde, und der König in Potsdam seine dauernde Residenz nahm. Zwar tagten die Kammern wieder in Berlin, aber sie hatten nicht mehr die Bedeutung der aufgelösten Nationalversammlung. Seit sie kaum mehr etwas anderes waren, als die willfährigen Werkzeuge der Regierung, seit das Volk in seiner großen Masse sich nicht mehr an den Wahlen beteiligte, war das allgemeine Interesse für sie verloren gegangen, sie konnten der Landeshauptstadt die schnell gewonnene und schnell verlorene Bedeutung nicht wieder geben.

Viele reiche Familien, welche die Hauptstadt zu ihrem Wohnsitz gewählt hatten, um hier angenehm zu leben, waren geflüchtet, aus Furcht vor den Revolutionsstürmen des Jahres 1848, andere hatten die Stadt verlassen unter der Herrschaft des Belagerungszustandes und später unter dem Hinckeldeyschen Polizeiregiment, der früher so starke Zuzug wohlhabender Leute aus den Provinzen nach Berlin hatte sich wesentlich vermindert, die unheimliche Stadt bot keinen besonderen Reiz mehr für die Uebersiedelung. An Einwohnerzahl war trotzdem die Stadt gestiegen, im Jahre 1847 hatte sie gehabt:

	410 949	Einwohner
1848:	420 630	„
1850:	427 289	„
1852:	432 720	„
1855:	440 122	„
1858:	458 637	„

So war Berlin seiner Einwohnerzahl nach herangewachsen zur größten deutschen Stadt nächst Wien; aber in seiner kommunalen Entwickelung hatte es nicht Schritt gehalten mit den übrigen größeren deutschen Städten, es war vielfach weit hinter diesen zurückgeblieben in den großstädtischen Einrichtungen. Es hatten sich in Berlin Einrichtungen erhalten, welche an die Zu-

stände in kleinen Städten erinnerten, und welche die preußische Hauptstadt zum allgemeinen Spott machten. Nur in wenigen größeren deutschen Städten waren die Straßen so schlecht gepflastert, herrschte ein solcher Schmutz, war des Nachts die Beleuchtung eine so jammervolle wie in Berlin. Berlin war eine Kleinstadt geblieben trotz der Einwohnerzahl von fast einer halben Million, trotz der immer weiter um sich greifenden Ausdehnung, und obwohl große, neue Stadtteile innerhalb und außerhalb der Ringmauer entstanden waren. Vom Jahre 1847 an war das sogenannte Köpenickerfeld der städtischen Bebauung erschlossen worden, und seitdem hatten sich, weit in dieses hinein, einen bevölkerten Stadtteil bildend, die neuen Straßen erstreckt, auch im Süden und Westen waren neue Vorstädte erstanden, die aber zum Teil noch nicht dem städtischen Weichbild einverleibt waren, obwohl sie dem Charakter ihrer Bebauung und ihrer Einwohnerschaft nach ganz zu Berlin gehörten. Daß trotz der wachsenden Einwohnerzahl und Ausdehnung Berlin in jener Zeit weit hinter den Anforderungen zurückblieb, die an eine Großstadt gestellt werden müssen, war die Schuld der an der Spitze der Verwaltung stehenden städtischen Behörden, des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung.

Nachdem die Stadtverordneten-Versammlung sich durch die Ausschließung ihrer demokratischen Mitglieder gereinigt hatte und diese Ausschließung von der Bürgerschaft durch die Gemeinderatswahl gebilligt worden war, herrschte in dem Gemeinderat und nach dem Inkrafttreten der neuen Städteordnung vom 30. Mai 1853 in der Stadtverordneten-Versammlung ebenso wie im Magistrat die konservative Partei mit uneingeschränkter Machtvollkommenheit. Sie wurde bei dem konservativen Geist, welcher die Berliner Bürgerschaft während der Reaktionsperiode von 1850 bis 1858 beherrschte, bei jeder neuen Stadtverordnetenwahl in ihrer Herrschaft bestätigt, denn die Wähler richteten stets ihr Augenmerk viel mehr auf die streng konservative Gesinnung der Kandidaten als darauf, daß diese auch die Tüchtigkeit zur Verwaltung des ihnen anzuvertrauenden schweren Amtes besaßen. Magistrat und Stadtverordneten-Versammlung in Berlin waren in jener Zeit gleich konservativ, sie leisteten Außerordentliches, wenn es galt, in Adressen, Gratulationsschreiben u. s. w. dem übersprudelnden Patriotismus der Berliner Bürgerschaft Ausdruck zu geben; aber in ihren sonstigen Leistungen blieben sie weit hinter den bescheidensten Ansprüchen zurück, welche an die Verwaltung der werdenden Großstadt gestellt werden mußten. Es fehlte ihnen an Mut, an Selbstvertrauen, an einer kräftigen Initiative; sie fürchteten sich bei entscheidenden Schritten und tief eingreifenden Maßregeln ebensosehr vor der demokratischen Arbeiterbevölkerung wie vor dem Mißfallen, welches sie höheren Orts erregen könnten. Wie sie jedem politischen Fortschritt abhold waren, betrachteten sie jede kommunale Neuerung mit tief eingewurzeltem Mißtrauen. Sie hatten kein Verständnis für die Entwickelung der aufstrebenden Großstadt, ihr einziges Streben war, sparsam zu sein, jede Neuerung, die etwa Geld kosten konnte, zu vermeiden, um die Bürgerschaft nicht mit höheren Steuern zu belasten; unter der Bürgerschaft aber verstanden sie wesentlich die wohlhabenden Klassen der Bevölkerung und vor allem die Hausbesitzer der Stadt. Infolge der Bestimmung der Städteordnung, daß mindestens die Hälfte der in einer der drei Wahlabteilungen gewählten Stadtverordneten Hausbesitzer sein müßten, bestand die große

Mehrheit der Stadtverordneten aus Besitzern von Grundeigentum; die Stadtverordneten-Versammlung wurde hierdurch wesentlich eine Vertretung der Hausbesitzer, in deren Interesse es lag, die städtischen Lasten möglichst von sich abzuwälzen und sie der großen Masse der nicht besitzenden Steuerzahler aufzubürden. Daß ein solches Bestreben einige Berechtigung besaß, läßt sich nicht verkennen, denn in der That befanden sich die Hausbesitzer Berlins im Jahre 1848 und in den folgenden Jahren in einer sehr drückenden und schwierigen Lage. Infolge der Auswanderung vieler wohlhabenden Familien und der Stockung in Handel und Gewerbe waren die Mietspreise sehr heruntergegangen, viele Wohnungen in den besten Stadtteilen standen ganz leer, Hypotheken waren auf Häuser kaum oder wenigstens nur mit schweren Opfern zu bekommen, viele Häuser kamen daher unter den Hammer. Der Not der Grundbesitzer durch Erleichterung ihrer Lasten aufzuhelfen, hielt die Stadtverordneten-Versammlung für ihre Aufgabe; aus diesem Streben und aus der Furcht, eine Erhöhung der Steuern eintreten zu lassen, entstand eine kleinliche, engherzige Sparsamkeit, die sich auf allen Gebieten der städtischen Verwaltung geltend machen mußte, denn die Ausgaben der Stadt waren durch die Anforderungen an diese im Jahre 1848 und durch die Mobilmachung im Jahre 1850 außerordentlich gestiegen, während die Einnahmen sich vermindert hatten. Sparsamkeit bei allen Ausgaben war die Losung der Stadtverordneten-Versammlung, Sparsamkeit auch bei solchen städtischen Einrichtungen, welche der Polizeipräsident für unumgänglich notwendig hielt! Aus diesem Grundsatz entsprangen zahlreiche Konflikte zwischen den städtischen Behörden und dem energischen Polizeipräsidenten von Hinckeldey, der trotz seiner konservativen Gesinnungen ein reges Gefühl für den kommunalen Fortschritt hatte und bestrebt war, auch gegen den Willen der städtischen Behörden Berlin durch gemeinnützige Einrichtungen zum Range der Großstädte zu erheben. Bei allen diesen Konflikten unterlagen die städtischen Behörden zur Freude der Bevölkerung, die ihr Interesse mehr durch den Polizeipräsidenten als durch Magistrat und Stadtverordnete gefördert sah.

Die städtische Feuerwehr befand sich im jämmerlichsten Zustande. Jahrelang hatten zwischen den städtischen und den staatlichen Behörden Verhandlungen über ihre Reorganisation geschwebt, es war dem Magistrat anheimgestellt worden, die Feuerwehrverwaltung selbständig zu übernehmen, nur dem Polizeipräsidenten sollte es vorbehalten bleiben, wenn er auf der Brandstätte erschiene, den Oberbefehl zu führen. Diesen ewigen, niemals zu einem Resultat kommenden Unterhandlungen bereitete der Polizeipräsident von Hinckeldey ein jähes Ende durch einen Gewaltakt, indem er selbständig, ohne Zuziehung der städtischen Behörden eine neue Feuerwehr schuf. Am 16. August 1850 erklärte er dies dem Magistrat, und er ging sofort an das Werk. Mit dem 27. Januar 1851 trat die militärisch organisierte, von dem Branddirektor Scabell befehligte Feuerwehr in das Leben; sie bestand aus 6 Offizieren, 40 Oberfeuermännern, 180 Feuermännern und 360 Spritzenmännern, die sämtlich tüchtig technisch eingeübt waren und in straffe Zucht gestellt wurden. Diese neue Feuerwehr leistete bald ausgezeichnete Dienste; der widerwärtige, nächtliche Skandal, der bisher bei jeder Feuersbrunst geherrscht hatte, hörte auf, die nächtliche Ruhe wurde nicht mehr durch das Feuerläuten der Nachtwächter gestört, und doch waren die Spritzen stets

nach wenigen Minuten zur Stelle, wenn ein Feuer gemeldet wurde. So erwarb sich die Berliner Feuerwehr, die bisher überall, auch in Berlin selbst ein Gegenstand des Spottes gewesen war, einen europäischen Ruf; aber nicht der städtischen Verwaltung kam dieser zu, sondern dem Polizeipräsidenten und dem Branddirektor Scabell, denn die Stadt mußte zwar alle Kosten für die Feuerwehr zahlen, hatte aber gar keinen Einfluß auf das Kommando und die Organisation, nicht einmal das Recht der Anstellung der Offiziere und Mannschaften war ihr geblieben.

Aehnlich wie bei der Feuerwehr verfuhr der Polizeipräsident bei einer anderen für die Stadt Berlin sehr wichtigen Unternehmung. Schon seit Jahren hatte sich für die werdende Großstadt Berlin das dringende Bedürfnis der Versorgung mit einem klaren, gesunden Wasser herausgestellt. Nicht überall in der räumlich mehr und mehr wachsenden Stadt gab es Brunnen, welche ein gutes Trinkwasser lieferten, oder welche wasserreich genug waren, den Feuerspritzen die nötigen Wassermengen zum Löschen zu liefern. Zu diesem Zwecke und zur Spülung der fürchterliche, pestilenzialische Gerüche aushauchenden Rinnsteine war die Zuführung größerer Wasserströme notwendig. König Friedrich Wilhelm IV. interessierte sich schon vor dem Jahre 1848 außerordentlich dafür, daß seine Hauptstadt eine gute Wasserleitung erhalte, die städtischen Behörden aber waren nicht zu bewegen, bedeutendere Geldmittel für diesen Zweck zu opfern. Langjährige, zu keinem Ziele führende Unterhandlungen fanden statt, bis der energische Polizeipräsident durch einen Machtspruch diesen gewaltthätig ein Ziel setzte. Mit der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit forderte er die städtischen Behörden auf, endlich die Angelegenheit schleunigst selbst zu betreiben oder sich wenigstens mit einer Million Thaler an der Begründung einer Aktiengesellschaft zur Versorgung Berlins mit fließendem Wasser, für welche er englische Geldmänner gewonnen hatte, zu beteiligen, widrigenfalls er selbständig vorgehen würde, und als die städtischen Behörden mit dem ihnen eigenen langsamen Geschäftsverfahren nicht zu einem schnellen Entschluß kommen konnten, schloß Herr von Hinckeldey mit den Engländern Fox und Crampton einen Vertrag ab, der am 20. Dezember 1852 die königliche Genehmigung fand. So wurden über den Kopf der städtischen Behörden fort die englischen Wasserwerke begründet, welche später die Stadt mit dem Opfer vieler Millionen erwerben mußte, weil in der traurigen Zeit der Reaktion die städtischen Behörden weder den Mut noch die Kraft hatten, ein großartiges Unternehmen zum Besten der Stadt zu begründen.

Die Straßenreinigung war in Berlin so ungenügend, daß die preußische Hauptstadt als die schmutzigste Großstadt Europas galt. Der Grund zu dieser traurigen Erscheinung lag in der Aufrechterhaltung des alten Gesetzes, welches gebot, daß jeder Hauseigentümer vor seinem Hause den Bürgersteig und die Hälfte des Dammes rein halten sollte. Nur die Straßenkreuzungen und öffentlichen Plätze unterlagen der polizeilichen Straßenreinigung. Die Hausbesitzer erfüllten ihre Pflicht schlecht, auch die polizeiliche Straßenreinigung ließ viel zu wünschen übrig; es lag auf der Hand, daß ein besserer Zustand nur geschaffen werden konnte, wenn von den Behörden aus eine Reinigung der Stadt nach einem einheitlichen System angeordnet wurde. Im Jahre 1848 führte der Drang der Notwendigkeit die städtische Behörde zur Einführung einer allgemeinen öffentlichen Straßenreinigung; sie war gezwungen, den



Friedrich III.,
Deutscher Kaiser und König von Preußen
geb. 18. Okt. 1831 bei Potsdam im Neuen Palais,
gest. 15. Juni 1888 ebendaselbst.

elen brotlosen Arbeitern eine Beschäftigung zu geben, hierzu bot ihr die traßenreinigung ein willkommenes Mittel. Sie nahm diese den Hausfitzern zu deren großer Befriedigung ab, ohne von den Verpflichteten eine ntschädigung zu fordern; hierdurch gewährte sie auf Kosten der sämtlichen teuerzahler den Hausbesitzern eine große Erleichterung; wie groß diese war, igte sich bald durch die bedeutenden der Stadt erwachsenden Kosten; außerm ergaben sich auch Konflikte mit der Polizei, welche die polizeiliche Straßeninigung zu besorgen hatte, die endlich dahin führten, daß der Gemeinderat m 30. Januar 1851 im Interesse der Hausbesitzer den folgewichtigen Beluß faßte, die ganze Last der Straßenreinigung für immer den Hauseigenmern abzunehmen und als Gemeindelast zu übernehmen, die Verwaltung des traßenreinigungswesens aber dem Polizeipräsidenten auf 5 Jahre zu überagen. Der Gemeinderat hatte diesen Beschluß in der Hoffnung gefaßt, daß

die Straßenreinigung billiger werden würde, wenn sie durch die Mannschaften der Feuerwehr mit Hinzuziehung von anderen Kräften, soweit es notwendig, ausgeführt würde; er hatte hierdurch einen Teil der Selbstverwaltung aus der Hand gegeben, den wiederzugewinnen den späteren städtischen Behörden schwere Kämpfe kosten sollte; eine gute Straßenreinigung aber hatte er trotzdem nicht geschaffen, denn das Polizeipräsidium nahm Anstand, so große Summen zu verausgaben, wie zu einer wirklich befriedigenden Reinigung notwendig waren. Berlin blieb noch für viele Jahre die Stadt der schmutzigen Straßen, auf denen im Sommer mächtige, erstickende Staubsäulen aufwirbelten, denn dazu, Geld für eine Straßenbesprengung*) zu bewilligen, vermochte sich die sparsame Stadtverordneten-Versammlung nicht aufzuschwingen. Auch die fürchterlichen Rinnsteine verpesteten nach wie vor die Stadt, sie wurden zwar gespült, nachdem die englische Wasserleitung in Thätigkeit getreten war, aber da ihr zugleich die Ausflüsse der neu eingerichteten Klosets zuflossen, wurden sie noch ekelhafter als vorher; und die Wasserläufe, in welche sie sich ergossen, die Spree und die Kanäle, wurden nun auch die Träger der verpesteten Gerüche. Es war keine Freude, durch die Straßen der Großstadt Berlin zu wandern; noch weniger Genuß aber bereitete es, durch diese zu fahren, denn die Straßen waren so schlecht gepflastert wie in den kleinsten Städten.

Die Verpflichtung der Straßenpflasterung trugen nicht allein die städtischen Behörden, sondern zum großen Teil der Fiskus. Nach einem eigentümlichen, zwischen Staat und Stadt getroffenen, durch königlichen Kabinettsbefehl vom 31. Dezember 1838 bestätigten Abkommen hatte der Staat das Pflaster aller derjenigen Straßen zu unterhalten, welche vor dem 1. Januar 1836 innerhalb der Ringmauern Berlins bestanden hatten, während die Stadt alle innerhalb der Mauern neu angelegten und sämtliche Straßen außerhalb der Mauern zu pflastern hatte. Staat und Stadt wetteiferten in dem Bestreben, das Straßenpflaster so billig wie möglich herzustellen; ein einigermaßen erträgliches Pflaster befand sich nur in den Straßen, welche oft von den königlichen Equipagen befahren wurden. Dieser traurige Zustand hat noch viele Jahre gedauert, ein besseres Straßenpflaster hat Berlin erst bekommen nach der Lösung des unglücklichen Abkommens vom Jahre 1838.

Auch die Straßenbeleuchtung entsprach dem kleinstädtischen Charakter der Großstadt. Es mußte gespart werden um jeden Preis. Nur selten und schwer entschlossen sich die städtischen Behörden, die Zahl der Laternen über das Maß des unumgänglich Notwendigen zu vermehren, und wenn Mondschein im Kalender stand, wurden die Gasflammen ausgelöscht, auch wenn dichte Wolken den Himmel bedeckten und tiefe Finsternis in der unbeleuchteten Stadt herrschte.

Man mußte sparsam um jeden Preis sein, selbst die natürlichsten Bedürfnisse der Einwohner nahm man Anstand zu befriedigen. Die ersten in

*) Eine sehr ungenügende Straßenbesprengung kam endlich dadurch zu stande, daß auf Anregung der Polizei Privatleute die Gelder zusammenschossen, welche notwendig waren, um wenigstens die belebtesten Straßen bei sehr trockenem Wetter zu sprengen. Der Branddirektor Scabell stand an der Spitze dieses Privatunternehmens und leitete es.

eder Großstadt notwendigen öffentlichen Bedürfnisanstalten auf freier Straße ind erst in einer späteren Periode, 1863, angelegt worden, bis dahin wurde em Bedürfnis nur Genüge geleistet durch einige unter Brücken und in verteckten Winkeln angelegte, von Schmutz starrende Anstalten. Dieser Zustand var so traurig, daß das Polizeipräsidium glaubte, über den Kopf der tädtischen Behörde fort Abhülfe schaffen zu müssen. Die Litfaßsäulen wurden u diesem Zwecke konzessioniert, aber später anderen Zwecken gewidmet.

Nicht weniger schlecht als für die Bequemlichkeit wurde für die Geundheitspflege gesorgt. Eine Großstadt bedarf der Anlegung von Park- und Gartenanlagen für ihre in den Häusersteinmassen eingezwängten Bewohner, ber Park und Gartenanlagen kosten Geld, viel Geld! In jener Zeit wußte nan nichts von den schönen, grünen Rasenplätzen, welche heute auch im Innern der Stadt eine frische, gesunde Luft schaffen. Neue Parkanlagen anulegen, scheuten sich die sparsamen Väter der Stadt. Sie meinten, die vorandenen, Tiergarten und Friedrichshain, genügten dem Luftbedürfnis der Berliner!

Ueber ihre äußersten Verpflichtungen hinauszugehen, waren die städtischen Behörden jener Zeit nicht leicht zu bewegen, überließen sie doch selbst den Bau von Krankenhäusern gern dem Staat oder der Privatwohlthätigkeit. Die kranken Armen, für deren Verpflegung sie sorgen mußten, brachten sie n der Charité und, wenn dort kein Raum war, in den übrigen Krankenäusern unter: dies war billiger als der Bau eigener Lazarette. Ein Choleralazarett mußte man allerdings im Jahre 1855 an der Halleschen Kommunikation begründen und später das Haus Pallisadenstraße 59 für Cholera- und Pockenkranke einrichten, und es erschien schon als etwas Großes, aß man im Jahre 1857 nach dem Erlöschen der Cholera das Choleralazarett an er Halleschen Kommunikation zur Aufnahme unheilbarer, weiblicher Kranken estimmte. Die Irrenstation im Arbeitshaus befand sich in einem jeder Behreibung spottenden, entsetzlichen Zustand, aber es geschah nichts zur Veresserung; an den Bau eines städtischen Irrenhauses dachte man nicht.

Und wie die leibliche, so litt auch die geistige Wohlfahrt der Bewohner Berlins unter der übermäßigen Sparsamkeit der konservativen Väter der Stadt. Obgleich die Verfassung den freien Volksunterricht versprach, gewährte hn doch die städtische Behörde nur den Aermsten und auch diesen nur widerrebend. Die Volksschulen waren Armenschulen, in welche kein Bürger, elbst kein Arbeiter, der irgend auf sich hielt und das Schulgeld in einer Privatschule erschwingen konnte, seine Kinder schicken mochte. Die Armenommission schulte die Kinder ein und erhob von den Eltern ein Schulgeld on monatlich $2^1/_2$, 5 oder $7^1/_2$ Silbergroschen, welches vielfach durch Exekution ingetrieben werden mußte. Die Zahl der eingeschulten Kinder betrug im Jahre 1862 nur 27260, von denen im Jahr 87271 Mark Schulgeld für ie Stadtkasse erhoben wurden. Es bestanden noch im Jahre 1862 im ganzen ur 23 Gemeindeschulen, welche für die Zahl der einzuschulenden Kinder nicht inreichten; die Stadt benutzte deshalb die vorhandenen 35 Privat-Elementarhulen und zahlte diesen ein Schulgeld von 15 Silbergroschen pro Monat nd Kind. Für einen so geringen Betrag einen guten Schulunterricht zu eisten, war ganz unmöglich. Die Privatschulvorsteher, welche doch leben und

verdienen wollten, mußten die billigsten Schullokale mieten und konnten keine guten Lehrkräfte bezahlen. Der Zustand dieser Privatschulen war daher ein höchst trauriger. Mit einer geringen Erhöhung des Schulgeldes hätten sich bessere Zustände schaffen lassen, aber das kostete Geld, und man mußte sparsam sein. Sparte man doch auch bei den Lehrergehältern, soweit es möglich war. Man hatte diese im Laufe der Jahre wohl etwas erhöht, aber so wenig, daß die Lehrer kaum zu leben vermochten. Mit 400 Thalern wurden die Lehrer angestellt, das höchste Gehalt, bis zu welchem sie steigen konnten, betrug 750 Thaler, wenn sie nicht Hauptlehrer wurden; gelang es ihnen, sich bis zu dieser Stellung emporzuschwingen, dann hatten sie die Hoffnung, im hohen Alter das höchste Hauptlehrergehalt von 900 Thalern zu erreichen, aber es gab in ganz Berlin nur vier so hoch dotierte Stellen. Die auf den Universitäten vorgebildeten Lehrer der Gymnasien und anderen höheren Lehranstalten waren nicht viel besser gestellt. Die erste Anstellung erfolgte mit 500 Thalern Gehalt, die Oberlehrer erhielten 800 Thaler und konnten bis zu einem Gehalte von 1400 Thalern steigen.

Neu begründet wurden trotz der bedeutenden Bevölkerungszunahme in dem Zeitraum von 1849—1863 in ganz Berlin nur zwei höhere Lehranstalten, das Friedrichs-Gymnasium und die Friedrichs-Realschule, als eine damals zusammengehörige unter einem Direktor stehende Anstalt; die übrigen höheren Lehranstalten blieben bestehen, wie sie seither bestanden hatten, in Räumen, aus denen sie zum Teil längst herausgewachsen waren. Man erkannte wohl deren Unzulänglichkeit, aber eine Besserung eintreten zu lassen, scheuten sich die konservativen städtischen Behörden. Man hatte dazu kein Geld.

Die Großstadt Berlin befand sich während der Reaktionsperiode in einem traurigen Stillstand der kommunalen Entwickelung, und dieser Stillstand dauerte noch über das Jahr 1858 hinaus, denn ein frischer, kräftiger Fortschritt war unmöglich, so lange in der Stadtverordneten-Versammlung die nach rückwärts strebende Partei die unbestrittene Majorität hatte. Bei allen Stadtverordnetenwahlen waren bis zum Jahre 1858 immer nur die strengsten Konservativen gewählt worden. Die freier gesinnten Bürger hatten sich schließlich bei den Wahlen kaum mehr beteiligt, sie hatten das Interesse an den städtischen Angelegenheiten verloren. Sie schimpften wohl über die in der Stadtverwaltung herrschenden traurigen Zustände, aber sie thaten nichts, um durch die Wahl tüchtigerer Stadtverordneten auf eine Besserung hinzuarbeiten. Im Jahre 1856 war das Interesse an der Stadtverordnetenwahl so schwach, daß sich in der ersten Wahlabteilung nur 44 Prozent, in der zweiten nur 25 Prozent und in der dritten gar nur 17 Prozent der Wähler beteiligten.

Erst als im Jahre 1858 in Berlin das politische Leben wieder neu erwachte, machte es sich auch bei den Wahlen zur Stadtverordneten-Versammlung geltend. Es wählten von der ersten Abteilung 63 Prozent, von der zweiten 42 Prozent, von der dritten 26 Prozent der wahlberechtigten Bürger, und dem Umschwung der Stimmung der Bürgerschaft entsprechend wurden jetzt nicht mehr nur Konservative, sondern auch freigesinnte Männer in die Stadtverordneten-Versammlung entsendet, — diese bildeten aber doch nur eine kleine Minderheit, welche zwar belebend wirkte, aber der großen konservativen Mehrheit gegenüber ohnmächtig war. Noch vier Jahre mußten

ergehen, ehe durch die regelmäßig alle zwei Jahre stattfindenden Ersatzwahlen je eines Drittels der ganzen Stadtverordneten-Versammlung in dieser ie Veränderung in der Gesinnung der gesamten Bürgerschaft Berlins zum ollen Ausdruck kommen konnte, ehe die bisherige konservative Mehrheit ur Minderheit zusammenschrumpfte! — Erst mit dem Jahre 1862 kann aher für die Berliner Stadtverwaltung die Zeit der Reaktion als abgeschlossen etrachtet werden; von diesem Jahre an beginnt der Aufschwung auf jedem Gebiete der kommunalen Entwickelung, und als in der Folgezeit Berlin beufen ward, des neuen Deutschen Reiches Haupt- und Kaiserstadt zu sein, da aren von seiten der nicht mehr im konservativen Fahrwasser schwimmenden tädtischen Behörden alle Vorbereitungen getroffen, um Berlin in der Reihe er Großstädte einen würdigen Platz zu sichern.



Dreizehnte Abteilung.

Berlin unter der Regierung Wilhelms I.



Erstes Kapitel.

Seit dem Tage, an welchem der Prinz von Preußen die Regentschaft übernahm, um mit voller königlicher Machtvollkommenheit, nicht mehr gebunden an die Rücksichten, welche während der Stellvertretung seine freie Thätigkeit lähmten, zu regieren, beginnt für die Stadt Berlin nicht allein, sondern für Preußen, ja für das gesamte deutsche Volk eine neue Geschichtsperiode, deren Beginn den bezeichnenden Namen der „neuen Aera" schon von den Zeitgenossen erhalten hat. Der Eintritt Preußens in die Reihe der konstitutionell regierten Staaten, die Wiedererhebung Preußens zu der ihm gebührenden Großmachtsstellung, die Einigung Deutschlands, die Gründung des verjüngten deutschen Kaiserreiches, seine Festigung nach innen und außen bilden den Inhalt der neuen Geschichtsperiode, in welcher Berlin mit zauberhafter Schnelle emporwuchs zur deutschen Kaiserstadt, zur Weltstadt. Eine eingehende Darstellung der großartigen Ereignisse, an welchen die Periode der neuen Aera so überreich ist, und der gewaltigen, wahrhaft wunderbaren Entwickelung Berlins in dieser großen Zeit würde ein eigenes bändereiches Werk füllen, wir müssen uns damit begnügen, unseren Lesern eine kurze Uebersicht der Ereignisse zu geben, durch welche Berlin zur deutschen Reichshauptstadt emporgehoben wurde, und die ihm in der Reihe der Großstädte einen der ersten Plätze zuwiesen.

Eine der ersten Regierungsmaßregeln des Prinzregenten war die Entlassung des konservativen Ministeriums, die am 6. November 1858 durch den Staatsanzeiger bekannt gemacht wurde. Der Fürst von Hohenzollern übernahm die Bildung des neuen Ministeriums, das wegen seiner über alle Erwartung liberalen Zusammensetzung vom Volke mit stürmischer Freude begrüßt wurde. Der Prinzregent erklärte zwar in einer an das Ministerium gerichteten Ansprache, daß von einem Bruche mit der Vergangenheit keine Rede sein sollte, aber gleichzeitig bekundete er seinen festen Willen, seine sorgliche und bessernde Hand überall da anzulegen, wo sich Willkürliches oder gegen die Bedürfnisse der Zeit Laufendes zeigte. Dieses Versprechen genügte,

um die politische Stimmung der seit Jahren unthätigen Demokratie zu heben. An den Wahlen zum Abgeordnetenhause beteiligte sich die gesamte liberale Partei, und die Folge des einträchtigen Zusammengehens der vorher durch grimmen Haß geschiedenen Konstitutionellen und Demokraten war die Sprengung der Landratskammer. An der neuen Kammer hatte das liberale Ministerium eine ebenso feste und sichere Stütze, als sie das konservative Ministerium Manteuffel an der Landratskammer besessen hatte.

Die vollste Einigkeit zwischen dem Fürsten, dem Ministerium, dem Landtage, der am 12. Januar 1859 eröffnet wurde, und fast dem gesamten Volke kennzeichnete die neue Aera; nur die aus ihrer früheren Machtstellung verdrängte Kreuzzeitungspartei, welche allein noch im Herrenhause die Mehrheit hatte, stand grollend beiseite.

Die alte demokratische Partei schien vollständig aufgegangen in der ihr früher so feindseligen liberal-konstitutionellen Partei; die Demokraten Berlins verzichteten auf die Wiedereröffnung der eingeschlafenen demokratischen Volksvereine, um so eifriger aber beteiligten sie sich bei den Bezirksvereinen, in denen mit Ausnahme der Kreuzzeitungspartei alle Parteien ihre Vertretung hatten; in Verbindung mit der konstitutionellen Partei begründeten sie im Frühjahr 1859 aufs neue einen parteilosen Verein, der in der Reaktionszeit vernichtet worden war, den Berliner Handwerkerverein. Sie waren zu der Erkenntnis gekommen, daß die Ausbreitung der Volksbildung die einzige sichere Grundlage des demokratischen Fortschritts sei. Ins Leben gerufen durch Männer wie Präsident Lette, Professor Kalisch, Dr. Ries, Direktor Diesterweg, Dr. Abarbanell, wuchs der Handwerkerverein bald zu einer großen Bedeutung und entfaltete eine gedeihliche Wirksamkeit.

In diese Zeit der frohen Hoffnungen, der schönen Einigkeit zwischen Fürst und Volk, fiel ein Ereignis, welches mit Jubel von dem ganzen Volke Berlins begrüßt wurde. Am 27. Januar 1859 verkündete der Donner der Kanonen, daß ein Thronerbe geboren worden sei. Zu vielen Tausenden drängten sich die Bürger um den Palast des Prinzen Friedrich Wilhelm, mit stürmischem Jubelruf begrüßten sie den Prinzregenten, als dieser in einer einfachen Droschke nach dem Palast kam, um seinen ersten Enkel zu besuchen. Ein herzlicher Gruß wurde auch dem alten „Papa Wrangel“ zu teil, als dieser aus dem Palast trat und dem harrenden Volke zurief: „Es geht alles gut, Kinder, es ist ein tüchtiger, derber Rekrut, wie man es nur verlangen kann!“ Zum stürmischen Entzücken aber steigerte sich der Jubel, als der Prinzregent und der Prinz Friedrich Wilhelm auf dem Balkon erschienen und das Volk freundlich begrüßten.

Der erste Schatten, welcher auf die das ganze preußische Volk beherrschende, hoffnungsreiche Stimmung fiel, war eine drohende Kriegsgefahr. Die Bestrebungen des Königs Viktor Emanuel, ein einiges Italien zu schaffen, riefen den Schrecken eines österreichisch-italienischen Krieges herauf, in den Preußen nur zu leicht verwickelt werden konnte. Im Sommer 1859 ordnete der Prinzregent eine allgemeine Mobilmachung an, zu deren Ausführung die erforderliche Anleihe von 40 Millionen Thalern von beiden Häusern des Landtages einstimmig bewilligt wurde. Am 11. Juli 1859 schloß Oesterreich aber den Frieden von Villafranca, worin es die Lombardei an Italien abtrat, und die Kriegsgefahr für Preußen war vorläufig vorüber.

Durch die Erfahrung, welche bei der Mobilmachung im Sommer 1859 gemacht worden war, hatte sich in dem Prinzregenten die Ueberzeugung befestigt, daß die preußische Heeresverfassung einer gründlichen Reform bedürfte, wenn Preußen seine tieferschütterte Machtstellung in Europa wieder gewinnen sollte. Bei dem sehr populären Kriegsminister von Bonin fand der Prinzregent nicht das gewünschte Verständnis für seine Reorganisationspläne, wohl aber bei dem General von Roon, einem ausgezeichneten Organisator. Dieser wurde trotz seiner konservativen Gesinnung, die zu dem Ministerium der neuen Aera gar nicht paßte, zum Kriegsminister ernannt. Der Plan zur Umgestaltung des Heeres ging dahin, daß die allgemeine Wehrpflicht durch stärkere Rekrutenaushebungen energischer zur Durchführung gebracht, und daß die dreijährige Dienstzeit, welche bisher durch die übliche Entlassung nach zwei Jahren thatsächlich aufgehoben war, wiederhergestellt würde. Eine Erhöhung der Reservepflicht von zwei auf vier Jahre, dagegen Verkürzung der Landwehrverpflichtung, Vermehrung der Kadres zur Ausbildung der größeren Anzahl von Rekruten sowie Vermehrung der Offiziere und Unteroffiziere und daher des Friedensbestandes des Heeres waren die Grundzüge des Planes, dessen Durchführung einen Mehraufwand für das Heer von $9^1/_2$ Millionen Thalern jährlich erforderte. Im Abgeordnetenhause, welches bisher treu zu dem Ministerium gestanden hatte, fand der Reorganisationsplan keinen günstigen Boden. Die liberale Mehrheit forderte mindestens die Herabsetzung der Dienstzeit von drei auf zwei Jahre; hierauf aber erklärte die Regierung aus militärischen Gründen nicht eingehen zu können. Es kam schließlich eine Einigung dahin zu stande, daß die Regierung ihren Reorganisationsentwurf zurückzog, aber die Summe von 9 Millionen Thalern auf 14 Monate (bis 1. Juli 1861) zur Aufrechterhaltung der Kriegsbereitschaft wegen der noch immer unsicheren politischen Verhältnisse forderte und bewilligt erhielt. Diese Einigung war verhängnisvoll, sie legte den Grund zu den Verfassungskonflikten, welche bald die glanzvolle Zeit der neuen Aera trüben sollten.

Unterdessen waren die Kräfte des kranken Königs Friedrich Wilhelm IV. immer mehr gesunken, und am Morgen des 2. Januar 1861 erlöste der Tod den königlichen Dulder von seinem schweren Leiden. Ein reicher Geist war mit ihm dahingegangen, der, hätte sein Können mit dem Wollen stets Schritt gehalten, in der vaterländischen Geschichte einen rühmlicheren Platz eingenommen haben würde, als das Geschick ihm gegönnt hatte.

König Wilhelm verkündete in der Bekanntmachung „An Mein Volk" den Antritt seines eigenen Regiments. Diese Bekanntmachung gab dem Volke die Bürgschaft, daß der König Wilhelm in denselben Bahnen wandeln würde, welche der Prinzregent bei der Uebernahme der Regierung eingeschlagen hatte. Der König sagte darin:

„Meine Hand soll das Wohl und das Recht aller in allen Schichten der Bevölkerung hüten, sie soll schützend und fördernd über diesem reichen Leben walten. Es ist Preußens Bestimmung nicht, dem Genusse der erworbenen Güter zu leben. In der Anspannung seiner geistigen und sittlichen Kräfte, in dem Ernste und der Aufrichtigkeit seiner religiösen Gesinnung, in der Vereinigung von Gehorsam und Freiheit, in der Stärkung seiner Wehrkraft liegen die Bedingungen seiner Macht; nur so vermag es seinen

Rang unter den Staaten Europas zu behaupten. Ich halte fest an den Traditionen Meines Hauses, wenn Ich den vaterländischen Geist Meines Volkes zu heben und zu stärken Mir vorsetze. Ich will das Recht des Staates nach seiner geschichtlichen Bedeutung befestigen und ausbauen und die Institutionen, welche König Friedrich Wilhelm der Vierte ins Leben gerufen hat, aufrecht erhalten. Treu dem Eide, mit welchem Ich die Regentschaft übernahm, werde Ich die Verfassung und die Gesetze des Königreichs schirmen. Möge es Mir unter Gottes gnädigem Beistande gelingen, Preußen zu neuen Ehren zu führen."

Mit vollem Vertrauen nahm das Volk die königlichen Worte auf. Es hatte nicht vergessen, daß aus eigenem freien Antriebe, keiner äußeren Nötigung, nur dem Drange seines Rechtsgefühls folgend, der Prinzregent den Thron mit einem volkstümlichen Ministerium umgeben und die Verfassung wieder zur vollen Geltung gebracht hatte.

Am 14. Juli 1861 machte ein überspannter, unklarer, politischer Schwärmer, ein Student aus Leipzig, Oskar Becker, einen Mordversuch gegen den in Baden-Baden zur Kur sich aufhaltenden König; er schoß ein Pistol auf diesen ab, aber glücklicherweise ohne Erfolg. Er wurde festgenommen und dem Gericht übergeben. Die Frevelthat erregte in ganz Deutschland die tiefste Entrüstung, die glückliche Errettung des Königs aber eine Freude, welche sich überall laut kundgab, am lautesten in der Hauptstadt Berlin, so daß der König sich gerührt äußerte: Die Frevelthat, die sein Leben bedroht habe, sei ihm zum reichsten Gewinne geworden. Die Verehrung für den König und auch das Vertrauen auf ihn wurden durch das Attentat, wenn es möglich war, noch gesteigert. Auch eine mit dem Zeitgeist nicht recht in Einklang zu bringende, von dem Könige persönlich ausgehende Feierlichkeit vermochte dies Vertrauen nicht zu erschüttern, — die Krönung, welche in Königsberg am 18. Oktober unter großen Festlichkeiten stattfand. Wurden auch manche Bedenken laut gegen diese in der Verfassung nicht vorgesehene, an das frühere absolute Königtum erinnernde Feier, so drangen solche Bedenken doch nicht ein in das Volk, sie erschütterten das Vertrauen zu dem Könige nicht. Der grenzenlose Jubel, mit welchem König Wilhelm am 22. Oktober bei seinem Wiedereinzug in Berlin empfangen wurde, zeigte dies.

Die Liebe und die Verehrung, welche die Berliner für König Wilhelm fühlten, verhinderte sie aber nicht, das Ministerium, das sie so freudig begrüßt hatten, bald energisch zu bekämpfen. Eine neue Parteibildung bereitete sich vor. Der Kammergerichtsrat Taddel, der Vorsitzende im Waldeckprozesse, Waldeck selbst und Schulze-Delitzsch waren 1861 gelegentlich einiger Nachwahlen in das Abgeordnetenhaus gewählt worden. Unter Führung des Freiherrn von Hoverbeck und des Rechtsanwalts von Forckenbeck verbanden sie sich mit anderen entschieden Liberalen zu der eine äußerste Linke bildenden, spottweise „Jung Litauen" genannten Partei, die aus 19 Mitgliedern bestehend, auf die Abstimmungen zwar keinen Einfluß ausüben konnte, aber doch bald an Bedeutung gewann, weil ihre Mitglieder, vorzugsweise in der wichtigen Frage der Heeresumgestaltung, entschieden gegen das Ministerium auftraten. Die Regierung hielt aber an ihren Plänen fest, das Abgeordnetenhaus setzte in seiner Gesamtheit ihr keinen ernstlichen Widerstand entgegen.

So kam es denn am 6. Juni 1861 zur Bildung einer neuen Partei, der „Deutschen Fortschrittspartei", welche die Durchführung der zweijährigen Dienstzeit in ihr Programm aufnahm und dadurch in den Kampf gegen die Regierung eintrat. Auch die Konservativen sammelten sich in dem am 20. September 1861 begründeten Preußischen Volksverein, um ein Gegengewicht gegen die Fortschrittspartei zu bilden, und als dritte bedeutende Partei traten die Altliberalen, die Anhänger des Ministeriums der neuen Aera, auf den Kampfplatz. Sie traten jetzt wieder, wie in den Jahren 1849 und 1850 mit größerer Erbitterung gegen die links von ihnen stehende Fortschrittspartei auf, als sie gegen die Konservativen kämpften.

Der Wahlkampf im November 1861 war von außerordentlicher Lebendigkeit. Es wurden täglich in Berlin stürmische Versammlungen abgehalten. Das Resultat war ein glänzender Sieg der Fortschrittspartei, nur ein Ministerieller, der Generalsteuerdirektor a. D. Kühne, wurde am 6. Dezember 1861 zum Abgeordneten gewählt gegen 8 Abgeordnete der Fortschrittspartei: Twesten, Taddel, Waldeck zweimal, Virchow zweimal, Schulze-Delitzsch und Diesterweg. Für Waldeck und Virchow, welche auswärtige Mandate annahmen, wurden in der Nachwahl vier Fortschrittsmänner, Regierungsrat Krieger, Stadtrat Runge, Major a. D. Steinhardt und Dr. Otto Lüning, gewählt.

Von dieser Zeit an ist Berlin für viele Jahre die feste Burg der Fortschrittspartei sowohl in politischen als in Kommunalwahlen gewesen. Schon die nächsten im Herbst 1862 stattfindenden Ersatzwahlen für die Stadtverordneten-Versammlung bewirkten, daß die Fortschrittspartei in der Bürgervertretung der Hauptstadt die Mehrheit erhielt, und daß sie durch die Wahl des einst mit ausgeschlossenen Stadtverordneten Kochhann zum Stadtverordneten-Vorsteher ein Zeugnis dafür ablegen konnte, daß sie mit der kommunalen Mißwirtschaft zu brechen beabsichtigte. Ein neues Leben begann in der Stadtverwaltung. Die großartige Entwickelung, welche Berlin seit jener Zeit nahm, wollen wir in den nächsten Kapiteln zu schildern versuchen.

Das neue Abgeordnetenhaus, welches am 14. Januar 1862 zusammentrat, zeigte ein gegen früher wesentlich verändertes Aeußere. Die Liberalen hatten die Mehrheit, und die Regierung verzweifelte, mit diesem Hause die Heeresumgestaltung durchführen zu können. Sie löste am 11. März 1862 die zweite Kammer auf, gleichzeitig trat das liberale Ministerium zurück und machte Männern Platz, deren strengkonservative Gesinnung allen bekannt war. Als am 6. Mai 1862 zum Abgeordnetenhause gewählt wurde, erlitt das neue Ministerium eine vollständige Niederlage, denn es gehörten dem neuen Hause überhaupt nur 11 Konservative an, die Fortschrittspartei verfügte über eine große Mehrheit. Am 31. Mai lehnte das Haus die Heeresumgestaltung ab, und damit war der Konflikt zwischen Regierung und Abgeordnetenhaus geschaffen.

Der König war fest entschlossen, seine ganze königliche Macht zur Aufrechterhaltung der Heeresreform einzusetzen, er stellte zu diesem Zweck an die Spitze der Regierung einen Mann, auf dessen rücksichtslose Energie er bauen konnte, den bisherigen Gesandten in Paris, den Herrn von Bismarck-Schönhausen, der am 24. September 1862 seine Ernennung zum Minister erhielt. Die Ernennung des Herrn von Bismarck erregte im ganzen Lande eine große

Aufregung. „Das ist der Staatsstreich!“ so hörte man in jenen Tagen überall. Knüpfte sich doch an den Namen Bismarck nur die Erinnerung an seine frühere politische Thätigkeit, an sein schroffes Auftreten gegen jede liberale Meinung. Er galt für den eifrigsten Anhänger eines absoluten Regiments, als der erbitterte Feind jedes Konstitutionalismus; eine höhere, großartigere politische Anschauung zu zeigen, hatte er früher niemals Gelegenheit gehabt. Niemand konnte wissen, welche gewaltigen Zukunftspläne in dem Kopfe des vielgehaßten Mannes schlummerten, niemand ahnte, daß er der Schöpfer des früher von ihm so hart bekämpften vereinigten deutschen Reiches werden würde.

Mit Bismarcks Berufung in die Regierung beginnt der traurige Verfassungskonflikt, der Jahre dauern sollte. Da kein Staatshaushaltungsgesetz in dem liberalen Abgeordnetenhause zu stande kam, regierte Bismarck ohne ein solches. Die Auflösung des Abgeordnetenhauses schuf der Regierung keine Hülfe, das neue Haus war ebenso oppositionell zusammengesetzt wie das frühere.

Während dieses traurigen Konfliktes kehrten Zustände zurück, welche Volk und Regierung beim Eintritt der neuen Aera vollständig überwunden zu haben glaubten; die politischen Verfolgungen begannen aufs neue, die fortschrittlichen Abgeordneten, welche Beamte waren, wurden gemaßregelt, eine neue Preßverordnung, welche das Forterscheinen politischer Zeitungen fast ganz von dem Belieben der Regierung abhängig machte, wurde oktroyiert (1. Juni 1863), den Wahlen freisinniger Stadträte wurde die Bestätigung versagt; eine neue Reaktionsperiode schien über Preußen hereinzubrechen; aber sie traf jetzt ein zum politischen Bewußtsein wieder erwachtes Volk, welches sich durch alle die Reaktionsmaßregeln nicht bewegen ließ, seinen gewählten Abgeordneten untreu zu werden. In Berlin wurde eine Zustimmungsadresse für die fortschrittlichen Abgeordneten schnell mit 40,000 Unterschriften bedeckt. Magistrat und Stadtverordnete von Berlin traten ebenfalls für das Recht des Abgeordnetenhauses in die Schranken, die Stadtverordneten-Versammlung ging sogar so weit, daß sie, als ihr nicht gestattet wurde, freimütig sich über die unselige Preßverordnung zu äußern, den Beschluß faßte, sich künftig jeder Loyalitätsäußerung, der Geburtstags- und Neujahrsgratulationen, der Adressen bei Familienfesten im königlichen Hause u. s. w. zu enthalten, und sie brachte diesen Beschluß zur Ausführung, indem sie beim Tode des Prinzen Friedrich jede Beileidsbezeugung unterließ. König Wilhelm litt schwer unter diesem Konflikte; denn der Bruch zwischen der Krone und dem Volke blieb Jahre hindurch ungeheilt.

Da starb am 15. November 1863 König Friedrich VII. von Dänemark, und in ganz Deutschland erhob sich sofort eine mächtige Bewegung für die Losreißung der schleswig-holsteinischen Herzogtümer von Dänemark. Auch in Berlin herrschte die gleiche Begeisterung für Schleswig-Holstein wie im übrigen Deutschland, das Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ wurde in allen Vereinen, bei jeder festlichen Gelegenheit gesungen. Am 1. Februar 1864 rückte ein preußisch-österreichisches Heer von 170,000 Mann unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls von Wrangel in Schleswig ein. Bald fanden die preußischen Truppen Gelegenheit, sich glänzend auszuzeichnen; durch die Erstürmung der Düppeler Schanzen (18. April 1864) und den Uebergang nach Alsen (29. Juni 1864) erwarben sie sich unvergänglichen Ruhm. Das besiegte Dänemark wurde zu einem traurigen

Frieden gezwungen, es mußte auf die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg verzichten und alle seine Rechte daran am 30. Oktober 1864 im Frieden zu Wien an den König von Preußen und den Kaiser von Oesterreich abtreten. Das war ein glänzender Erfolg eines kurzen Krieges, ein Erfolg, der durch die Tapferkeit der deutschen Truppen und zwar vorzugsweise der preußischen errungen war. Den Kämpfern für die Befreiung Schleswig-Holsteins zollte das deutsche Volk seinen Dank; als die siegreichen Truppen am 7. und 17. Dezember 1864 in Berlin einzogen, wurden sie von dem jubelnden Volke empfangen, die Begeisterung für das tapfere, siegreiche Heer durchdrang die ganze Bevölkerung, alle Stände, alle Parteien.

Auf diese Begeisterung baute König Wilhelm die Hoffnung, daß jetzt auch die preußische Volksvertretung sich versöhnen würde mit der neuen Organisation des Heeres, die sich so glänzend bewährt hatte, daß endlich der traurige, ihm so schmerzliche Verfassungskonflikt sich lösen würde. Aber in dieser Hoffnung sah der König sich getäuscht; nicht der preußischen Regierung, nur den siegreichen Soldaten galt die Begeisterung des Volkes, der Regierung stand das Volk in seiner großen Mehrheit, und auf das Volk gestützt die Volksvertretung, nach dem Frieden noch ebenso schroff gegenüber wie vorher.

Oesterreich und Preußen nahmen die eroberten Herzogtümer für sich in Anspruch, während der Herzog von Augustenburg ebenfalls ein Recht auf diese geltend machte. Die gesamte fortschrittliche und konstitutionelle Presse in Deutschland trat für das Recht des Augustenburgers in die Schranken. Auch die städtischen Behörden Berlins ließen sich hinreißen von der durch ganz Dentschland gehenden Strömung. Der Oberbürgermeister Seidel, der Nachfolger des pensionierten Oberbürgermeisters Krausnick, hatte nach dem Stadtverordnetensaal eine Versammlung berufen, in welcher die Mitglieder des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung sich als ein Hülfsverein für Schleswig-Holstein konstituierten. Es wurde zwar ausdrücklich betont, daß nicht Magistrat und Stadtverordneten-Versammlung, sondern nur die einzelnen Mitglieder in ihrer Eigenschaft als Privatpersonen zusammengetreten seien, — da aber durch die Organe der städtischen Selbstverwaltung, die Bezirksvorsteher, die Sammellisten für Schleswig-Holstein verbreitet wurden, galt in Berlin die Sammlung als eine städtische. Die gesammelten Gelder waren für den Herzog von Augustenburg bestimmt, sie sollten ihm ermöglichen, einen Hofstaat und ein Ministerium zu halten und als souveräner Fürst aufzutreten.

Unterdessen verfolgte Graf Bismarck — der Ministerpräsident war inzwischen für seine Verdienste in den Grafenstand erhoben worden — unbeirrt durch den Volkshaß, der auf ihm lastete, unbeirrt durch den Widerstand, welchen das Abgeordnetenhaus ihm leistete, das großartige ihm vorschwebende Ziel, indem er in der inneren Regierung mit eiserner Faust jeden Widerstand niederdrückte, die äußere Politik aber mit bewundernswerter Feinheit und Klugheit leitete. Das unklare Verhältnis, welches durch den Wiener Frieden zwischen Preußen und Oesterreich geschaffen worden war, mußte zu Streitigkeiten zwischen den ohnehin aufeinander eifersüchtigen Großmächten führen.

Am 21. Juni 1866 erfolgte die Kriegserklärung Preußens an Oesterreich, nachdem kurz vorher preußische Truppen Sachsen, Kurhessen und Hannover, deren Sympathien auf seiten Oesterreichs standen, besetzt hatten. In Berlin herrschte eine tiefgehende Aufregung, von der alle Stände, alle Parteien durchdrungen waren. Der Krieg zwischen Oesterreich und Preußen stand bevor, ein Kabinettskrieg, der nicht geführt werden sollte für die Interessen des Volkes, sondern um den Ehrgeiz der Fürsten zu befriedigen, — so lautete das Urteil der mit der preußischen Regierung im Konflikt liegenden Parteien, so wurde es ausgesprochen in zahllosen Broschüren und Zeitungsartikeln, im Privatgespräch und in den öffentlichen Versammlungen. Daß Graf Bismarck höhere Interessen als die Erwerbung der Provinzen Schleswig-Holstein für die preußische Krone verfolgte, wurde ihm nicht geglaubt, sein Antrag auf eine Bundesreform, auf die Berufung eines deutschen Parlaments wurde fast mit Hohn von den feindlichen Parteien aufgenommen; auf ihn wurde die ganze Schuld geschoben dafür, daß ein Bruderkrieg das deutsche Volk bedrohte.

Der Haß gegen den mächtigen Staatsmann führte in Berlin zu einer Frevelthat. Am 7. Mai 1866 wurden auf den Grafen Bismarck, als er die Straße „Unter den Linden" entlang ging, von dem Studenten der Landwirtschaft Julius Cohen mehrere Schüsse abgegeben, glücklicherweise ohne ihn zu verletzen. Der Attentäter wurde festgenommen, er entleibte sich im Gefängnisse und entging so der verdienten Strafe. Der Mordanfall erregte in Berlin eine tiefe Entrüstung; die Norddeutsche Allgemeine Zei-



Das Rathaus,
von Wäsemann 1862–1870 gebaut.

tung machte den Versuch, die „parlamentarischen Parteien“ dafür verantwortlich zu machen, aber bei diesem Versuch verblieb es, denn Graf Bismarck dachte groß genug, um nicht zu dulden, daß die Frevelthat des einzelnen zu ungerechtfertigten Verfolgungen ausgenutzt würde.

Am 9. Mai, zwei Tage nach dem Attentat, wurde das Abgeordnetenhaus aufgelöst. Es war eine kühne politische That des Grafen Bismarck, das Abgeordnetenhaus in einem Augenblick aufzulösen, in welchem gegen seine Regierung die heftigsten Angriffe gerichtet wurden; aber er wagte sie in der richtigen Voraussicht, daß schon nach kurzer Zeit die Volksstimmung zu seinen Gunsten umschlagen müsse. In Berlin fand eine große Volksversammlung statt, in welcher die Redner gegen den „Bruderkrieg“ protestierten. Zahlreiche Adressen wurden an den König gerichtet, sie forderten die Aufrechthaltung des Friedens und sprachen das tiefe Mißtrauen aus, welches das ganze Volk gegen die Bismarcksche Politik fühlte.

Mit dem Beginn des Krieges aber erfolgte ein schneller Umschlag der Volksstimmung; zwar war die Fortschrittspartei noch immer nicht versöhnt mit dem Ministerium, das Volk aber folgte mit seinem Herzen dem Heere, und die einzelnen hervorragenden Mitglieder der Opposition fühlten, daß diese schweigen müßte, so lange der Kampf währte. In solcher Zeit durfte es keine Parteien im Lande geben, alle Patrioten mußten sich vereinen in der Sorge für die kämpfenden Söhne und Brüder. Ein Berliner Hülfsverein für die Armee im Felde wurde gebildet, und an seine Spitze traten in bunter Mischung hervorragende Männer aller Parteien, die Fortschrittsmänner Stadtverordneten-Vorsteher Kochhann, Professor Dr. Virchow, Regierungsrat von Unruh neben den Konservativen General von Brandt, Schloßhauptmann von Tachröden und Kommerzienrat Vollgold.

Und als nun die Kunde kam von den glänzenden Siegen, welche die preußischen Heere erkämpften, von jenen die Bewunderung der Welt erzwingenden Waffenthaten, von der unübertrefflichen Heeresleitung, die in einem Feldzuge von wenigen Wochen den mächtigen Feind zur Unterwerfung zwang, da machte sich überall im preußischen Lande ein anderer Geist als bisher geltend.

Am 3. Juli, am Tage der ruhmvollen Schlacht von Königgrätz, fanden die Wahlen zum Abgeordnetenhause statt. Sie trugen den Charakter der veränderten Volksstimmung. Die Fortschrittspartei verlor die Hälfte ihrer Sitze, nicht weniger als 123 Konservative wurden gewählt; in Berlin aber, der festen Burg der Fortschrittspartei, behauptete diese auch am 3. Juli ihre Stellung.

Die Schlacht von Königgrätz hatte den Krieg entschieden; schon am 22. Juli kam die Waffenruhe zwischen Preußen und Oesterreich zu stande, und am 26. Juli wurden die Friedenspräliminarien zu Nikolsburg unter Vermittelung Frankreichs festgestellt, denen am 28. August der Frieden zu Prag folgte, — mit Sachsen und den süddeutschen, an Oesterreich angeschlossenen Staaten wurde der Frieden erst später abgeschlossen. Bei diesen Friedensschlüssen zeigte Graf Bismarck seine bewundernswürdige Staatskunst, er verband unbeugsame Festigkeit mit rücksichtsvoller Mäßigung. Indem er von Oesterreich keine Gebietsabtretung an Preußen forderte, dem Besiegten keine Demütigung durch den Einmarsch der siegreichen Truppen in Wien auferlegte, auch auf eine Verletzung der Integrität des Königreichs Sachsen verzichtete,

konnte er es durchsetzen, daß der Kaiser von Oesterreich der Auflösung des deutschen Bundes und der Neugestaltung Deutschlands ohne Beteiligung Oesterreichs, der Gründung eines neuen, vorläufig allerdings auf Norddeutschland beschränkten Bundes zustimmte, die Herzogtümer Schleswig-Holstein Preußen überließ und im voraus anerkannte, daß der König von Preußen über das Schicksal von Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt a. M. verfügte. Die schon beschlossene Annektierung dieser Länder durch Preußen wurde erst später ausgesprochen.

Schon am 4. August, noch vor dem Friedensschlusse, war der König nach Berlin zurückgekehrt. Der Empfang, den ihm die Hauptstadt des Landes bereitete, zeigte ihm, wie innig die fortschrittlichen Berliner ihn verehrten. Es war kein von langer Hand vorbereiteter Empfang; die vielen Tausende, die auf dem Bahnhof und davor sich einfanden, waren dem Zuge des Herzens nicht offiziellen Einladungen gefolgt, und aus dem Herzen kamen die jubelnden Lebehochs, mit welchen die Volksmenge den König bis zu seinem Palaste begleitete. Auch die Illumination, welche am Abend erfolgte, war nicht vorbereitet, aber sie zeugte in ihrer Allgemeinheit für die Freude aller Stände der gesamten Bevölkerung über die Rückkehr des Königs; waren doch bis hinaus in die äußerste Vorstadt fast alle Häuser erleuchtet.

Auch bei dem Einzuge, den sechs Wochen später die siegreichen Truppen in Berlin feierten, zeigte sich die Teilnahme der Berliner in schöner Weise. Ludwig Hahn berichtet darüber in seiner Geschichte des preußischen Vaterlandes:

„Zum festlichen Einzuge in Berlin hatte der König das Gardekorps sowie Abteilungen von allen Regimentern der Armee und von Preußens Verbündeten bestimmt. Der Einzug geschah am 20. und 21. September durch das Brandenburger Thor, auf welchem die berühmte „Viktoria" steht; der Weg von da durch die Linden bis zum königlichen Schlosse war in eine reich geschmückte Siegesstraße umgewandelt. Zu beiden Seiten derselben waren 208 eroberte Geschütze aufgestellt. Der König selbst, umgeben von allen Prinzen, begrüßte die siegreichen Truppen und führte sie im Festzuge in die Stadt ein. Das Erscheinen des ruhmgekrönten Monarchen, der berühmten Feldherren und der herrlichen Truppen wurde von der Bevölkerung mit stürmischer Begeisterung begrüßt. Nach dem Eintritt in die Stadt wurde der König durch die Vertreter derselben in feierlicher Anrede bewillkommt; in seiner Erwiderung sprach er den Wunsch aus, daß der Ehren- und Freudentag nur seinen Truppen gelten möge. Unter den Klängen der Volkshymne und des Preußenliedes, unter endlosen Hurras, unter einem dichten Regen von Blumen und Kränzen aus allen Häusern und aus der Volksmenge ging dann der großartige Festzug durch die „Siegesstraße" und schloß mit dem Parademarsch vor Sr. Majestät an der Bildsäule des alten Blücher. Am Nachmittage wurden die Truppen teils in öffentlichen Lokalen, teils in den Häusern der Bürger festlich gespeist. Am Abend war die ganze Stadt glänzend wie noch nie erleuchtet."

Der Herzenswunsch des Königs, wieder mit der Volksvertretung in Frieden zu leben, kam in dem Gesuch um Indemnität zum Ausdrucke, das die Regierung an den neuen Landtag richtete. In diesem einen Worte

„Indemnität“ lag die Anerkennung der Verfassungstreue des früheren Abgeordnetenhauses, die Anerkennung, daß die Regierung verantwortlich sei für ihre bisherige, nicht der Verfassung entsprechende Verwendung von Staatsmitteln. Und dies Wort wurde gesprochen in einem Augenblick, in welchem nach dem glorreich geführten Kriege die Regierung im Vollbesitz der Macht war, es war eine freiwillige Anerkennung der durch die Verfassung gewährleisteten Rechte des Volkes! Das Abgeordnetenhaus nahm mit großer Mehrheit das Indemnitätsgesetz an, ebenso bewilligte es Dotationen im Betrage von $1^1/_2$ Millionen Thalern, durch welche Graf Bismarck in Anerkennung der von ihm so erfolgreich geleiteten auswärtigen Politik, der Kriegsminister von Roon wegen seiner Verdienste um die Reorganisation des Heeres und die Helden des Krieges, von Moltke, Herwarth von Bittenfeld, von Steinmetz und Vogel von Falckenstein, bedacht werden sollten. Nicht alle Mitglieder der Fortschrittspartei stimmten mit der Mehrheit des Abgeordnetenhauses; es kam zu einer Spaltung der Partei, von der alten Fortschrittspartei trennte sich eine große Zahl der Mitglieder und bildete die nationalliberale Partei. Von den neun Berliner Abgeordneten schlossen sich nicht weniger als sechs der nationalliberalen Partei an, nur Runge, Jakoby und Schulze-Delitzsch blieben der Fortschrittspartei treu. Die Berliner Wählerschaft war mit dem Uebertritt ihrer Abgeordneten zur neugebildeten nationalliberalen Partei durchaus nicht einverstanden, sie stand unerschütterlich treu bei der Fortschrittspartei, für diese stimmte sie, als der Zwiespalt zwischen Nationalliberalen und Fortschrittlern ein schneidender wurde. In Berlin wurde keiner der Nationalliberalen wieder gewählt, im Lande aber erhielt die neue Partei bald einen großen Einfluß, sie hat auf die weitere politische Entwickelung eine mächtige Einwirkung ausgeübt.

Die Versöhnung mit dem Abgeordnetenhause war ein schöner Sieg der Regierung des Grafen Bismarck; einen nicht minder bedeutenden Erfolg aber feierte sie in der energischen Durchführung des deutschen Verfassungswerkes: Graf Bismarck gab dem preußischen und dem deutschen Volke den Beweis, daß es ihm Ernst gewesen war mit seinen von den feindlichen Parteien viel bezweifelten und bespöttelten Reformvorschlägen für den deutschen Bund.

Am 12. Februar 1867 fanden die Reichstagswahlen statt. Berlin hatte 6 Abgeordnete zu wählen. Zum ersten Mal seit dem Jahre 1848 war eine Wahl begründet auf das demokratische allgemeine, gleiche Wahlrecht! Eine direkte Wahl ohne das Zwischenglied der Wahlmänner! Im Revolutionsjahre 1848 hatten selbst weit vorgeschrittene Demokraten die direkte Wahl für allzu revolutionär gehalten, und jetzt wurde sie durchgeführt auf die Anregung der Regierung des Grafen Bismarck. Großartige, von vielen Tausenden besuchte Versammlungen fanden in den größten Berliner Sälen statt; es wurden die Reden der Kandidaten gehört, belebte Debatten knüpften sich daran, es wurden Vorabstimmungen vorgenommen, in durchaus parlamentarischer Form wurden die ungeheuren Versammlungen geleitet, und überall verliefen sie trotz des heftigen Wahlkampfes in musterhafter Ruhe und Ordnung. Trotz der äußersten Anstrengungen der Konservativen, welche die berühmtesten Männer des Jahres 1866 als Kandidaten aufstellten (Graf Bismarck, den Kriegsminister von Roon und die Generale von Moltke, Herwarth von Bittenfeld, Vogel von Falckenstein, von Steinmetz), wurden noch mit großer

Mehrheit die Kandidaten der vereinigten Fortschrittspartei gewählt. (Lasker, Waldeck, Moritz Wiggers, Runge, Franz Duncker und Schulze-Delitzsch.)

Der erste konstituierende Reichstag des norddeutschen Bundes wurde am 24. Februar 1867 im Weißen Saale des königlichen Schlosses zu Berlin von König Wilhelm eröffnet und wahrhaft herzlich begrüßt.

„Möge durch unser gemeinsames Werk der Traum von Jahrhunderten, das Sehnen und Ringen der jüngsten Geschlechter der Erfüllung entgegengeführt werden. Der Segen Gottes aber, an welchem alles gelegen ist, begleite und fördere das vaterländische Werk!"

Mit diesen Worten schloß der König seine Anrede an die Abgeordneten.

Der Reichstag zeigte bald, daß er durchdrungen war von der Absicht, das deutsche Verfassungswerk zu fördern und zu vollenden. Der Entwurf der neuen deutschen Bundesverfassung enthielt viele Bestimmungen, welche den Forderungen der liberalen Parteien nicht entsprachen, trotzdem wurde die Norddeutsche Bundesverfassung vom Reichstage mit großer Mehrheit angenommen. Auch die Landtage der den Bund bildenden deutschen Staaten gaben zu dem Verfassungswerke ihre Zustimmung, das preußische Abgeordnetenhaus allerdings erst nach voraufgegangenem heftigem Widerstande der Fortschrittspartei, die gegen das Verfassungswerk stimmte. So war denn der Norddeutsche Bund aufgerichtet, 22 norddeutsche Staaten waren in ihm geeinigt; auch mit den süddeutschen Staaten wurde durch die Errichtung des Zollvereines am 8. Juli 1867 eine innige Verbindung hervorgerufen. Der Begründung des Bundes folgte eine Zeit schöner, friedlicher Entwicklung.

Zwischen der Regierung und der Volksvertretung herrschte nach der Beendigung des traurigen Verfassungskonfliktes ein tiefer Frieden. Der Schwerpunkt der inneren Politik lag jetzt nicht mehr im preußischen Abgeordnetenhause, sondern im Reichstage des Norddeutschen Bundes, und in diesem entwickelte Graf Bismarck, unterstützt durch den Präsidenten des Bundeskanzleramtes Delbrück, eine gesetzgeberische und organisatorische Thätigkeit, welche selbst seinen schärfsten Gegnern in der Fortschrittspartei Achtung einflößen mußte, und welche die Verehrung der neugewonnenen nationalliberalen Anhänger sogar in ungemessener Weise steigerte, während sie den Unmut der alten Kreuzzeitungspartei erregte, die den Grafen Bismarck als einen seiner früheren Ueberzeugung untreu gewordenen Renegaten betrachtete und befeindete. Das Hauptgewicht legte die Regierung auf die Ausbildung der Heeresverfassung, um gerüstet zu sein für einen Kampf zur Verteidigung der aus dem blutigen Kriege des Jahres 1866 hervorgewachsenen Einigkeit Deutschlands.

Dunkle Gewitterwolken standen während der ganzen Zeit von 1866 an drohend am politischen Horizont, nur eine Frage der Zeit schien es, wann sie sich entladen würden. Der siegreiche Feldzug der Preußen im Jahre 1866 hatte in dem ehrgeizigen französischen Volke einen maßlosen Neid und Haß gegen Preußen hervorgerufen. Eine Schlacht wie die von Sadowa oder Königgrätz stand fast beispiellos in der Geschichte da, und daß sie von den Preußen geschlagen und gewonnen worden war, erschien den Franzosen als Verletzung ihres nationalen Ruhms, — der thörichte Ruf revanche pour Sadova wurde ein Modewort in Frankreich, die alte Forderung, daß das

linke Rheinufer den Franzosen zurückgegeben werden müsse, ertönte lauter als jemals! — Graf Bismarck wünschte den Krieg so lange wenigstens zu vermeiden, bis der Norddeutsche Bund genügend erstarkt und zusammengewachsen war, bis auch die Oesterreich und den Süddeutschen im Kriege 1866 geschlagenen Wunden sich geschlossen hatten und vernarbt waren. Er zeigte gegen Frankreich eine große Nachgiebigkeit, wo es sich um Unwesentliches handelte (Schleifung der Festungswerke von Luxemburg und Herausziehung der preußischen Besatzung aus der früheren Festung), während er doch nicht das kleinste wahre Opfer brachte. Es gelang ihm durch seine meisterhafte Politik für Jahre einen Krieg hinauszuschieben; erst im Jahre 1870 brachte ihn eine scheinbar unbedeutende Veranlassung.

In Spanien war nach dem Sturze der Königin Isabella im Jahre 1868 der Prinz Leopold von Hohenzollern für die Besetzung des Königsthrones von der Volksvertretung ausersehen. Darüber erhob sich in Frankreich ein wildes Wutgeschrei, und die französische Regierung unter Napoleon III. schürte das Feuer des nationalen Hasses, weil sie glaubte, durch einen mit Preußen geführten glücklichen Krieg ihre im Innern gefährdete Stellung befestigen zu können. Der französische Gesandte am preußischen Hofe Graf Benedetti mußte sich nach Ems begeben, wo König Wilhelm sich zur Kur befand, und die Forderung stellen, der König solle dem Prinzen von Hohenzollern die Annahme der spanischen Königskrone verbieten. Der König wies diese Aufforderung in würdigster und maßvollster Weise zurück, er erklärte, daß er nicht berechtigt sei, auf die freie Entschließung des Prinzen durch einen Befehl zu wirken; der Prinz selbst aber zog seine Thronkandidatur zurück, um durch diese nicht die Veranlassung zu einem Kriege zu geben.

Die Nachricht von diesen Verhandlungen erregte in ganz Deutschland eine außerordentliche Aufregung. Als die Zeitungen zuerst berichteten, daß die Thronkandidatur des Prinzen von Hohenzollern Deutschland mit einem Kriege bedrohe, war die Stimmung nicht nur in Süddeutschland, sondern auch in Preußen und selbst in Berlin sehr geteilt. Ein Teil der Nation war empört darüber, daß Frankreich es wage, Forderungen zu stellen, zu denen es nicht berechtigt war, ein anderer Teil aber schien noch mehr empört darüber zu sein, daß deutsches Blut vergossen werden solle für eine das deutsche Volk gar nicht berührende Frage, damit ein junger Prinz die spanische Königskrone sich auf das Haupt setzen könne. Je größer die Abneigung gegen einen solchen Krieg war, um so größer war die Freude, als die Ablehnung des Prinzen bekannt wurde, um so größer auch die Dankbarkeit für den König Wilhelm; denn das Volk war überzeugt, daß auf seine Veranlassung die Ablehnung erfolgt sei, daß seiner würdevollen Mäßigung, seinem taktvollen Einschreiten die Erhaltung des Friedens zu danken sei.

Der Jubel in ganz Deutschland war groß, aber er verwandelte sich sofort in die tiefste Entrüstung, als plötzlich bekannt wurde, die Mäßigung des Königs habe keine Früchte getragen, sie habe sogar das französische Volk und die französische Regierung zu einer neuen Forderung bewogen, deren Gewährung die tiefste Demütigung Preußens und Deutschlands gewesen wäre. Graf Benedetti hatte von König Wilhelm gefordert, dieser solle in einem Schreiben an den Kaiser Napoleon die Zusicherung erteilen, daß er dem Prinzen von Hohenzollern niemals gestatten werde, auf die spanische Thron-

kandidatur zurückzukommen! Das ganze deutsche Volk fühlte sich beleidigt in der Person des greisen deutschen Fürsten, dem der französische Uebermut solche Forderung zu stellen wagte, und die allgemeine Entrüstung wurde erhöht durch die Nachrichten, welche aus Frankreich über das Gebaren des französischen Volkes kamen. Das Volk wollte den Krieg um jeden Preis. Revanche pour Sadova, Züchtigung Preußens, Eroberung des linken Rheinufers! Dies war das Feldgeschrei, welches in Paris ertönte.

Die Kriegswut der Franzosen fand ihren Wiederhall jetzt auch in Deutschland, und als die Nachricht sich verbreitete, König Wilhelm habe die beleidigende Forderung Frankreichs ernst zurückgewiesen, als ein Telegramm*) durch das Land flog, er habe dem wiederholten Andrängen des französischen Botschafters kurz geantwortet, er habe ihm nichts mehr mitzuteilen, — da erkannte zwar das Volk, daß jetzt der Krieg unvermeidlich sei, aber es fürchtete ihn nicht mehr, es betrachtete ihn nicht mehr als einen Kabinettskrieg, sondern als einen Krieg, der geführt werden mußte zur Verteidigung der heiligsten Interessen Deutschlands, zum Schutz der deutschen Ehre gegen französischen Uebermut.

Die Rückkehr des Königs von Ems nach Berlin glich einem Triumphzuge. Als er am 15. Juli abends in Berlin eintraf, da fand die Begeisterung der zu vielen Tausenden am Bahnhofe und Unter den Linden versammelten Menge, die ihn erwartete, keine Grenzen. Immer neue Tausende strömten nach den Linden, um durch ihre Hurra- und Lebehochrufe dem zurückgekehrten König ihre Anhänglichkeit zu verkünden, sie drängten sich um Unter den Linden aufgestellte Tische, auf denen eine Adresse an den König zur Unterschrift auslag, und in kürzester Zeit waren die Bogen mit zahllosen Unterschriften bedeckt.

Die Ereignisse drängten sich in den nächsten Tagen. In der Nacht vom 15. Juli wurde die Mobilmachung der Armee beschlossen, der Reichstag des Norddeutschen Bundes wurde zum 19. Juli einberufen; in der Stunde der Eröffnung des Reichstages traf die amtliche Kriegserklärung der französischen Regierung in Berlin ein. Einstimmig genehmigte der Reichstag die von den Norddeutschen Regierungen für die Kriegsführung verlangten 120 Millionen Thaler, nur die beiden Sozialdemokraten Bebel und Liebknecht ent-

---

*) Die berühmte historisch gewordene telegraphische Depesche ist absichtlich von dem Grafen Bismarck in nicht ganz genauer Fassung verbreitet worden, um die Entrüstung des deutschen Volkes zu entflammen und die Wut der französischen Kriegsschreier bis zum Wahnsinn zu steigern. Sie lautete wörtlich:

„Ems, 13. Juli nachmittags.

Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der Kaiserlich französischen Regierung von der Königlich spanischen amtlich mitgeteilt worden, hat der französische Botschafter in Ems an Se. Majestät den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris telegraphiere, daß Se. Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten. Se. Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen und dem französischen Botschafter durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Se. Majestät der König dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe."

hielten sich der Abstimmung. Mit beispielloser Schnelligkeit und Sicherheit wurde die Mobilmachung und die sonstige Kriegsrüstung durchgeführt; aber nicht die Regierung allein, auch das Volk rüstete. Die waffenfähigen jungen Leute eilten zu den Fahnen, auch wenn sie noch nicht dienstpflichtig waren. die ersten Klassen der Gymnasien und die Hörsäle der Universitäten leerten sich, denn die Jünglinge ließen sich nicht zurückhalten, sie traten freiwillig ins Heer. Viele ältere Männer, die längst ihrer Dienstpflicht genügt hatten, folgten dem Beispiel der Jugend, sie erboten sich zu freiwilligen Dienstleistungen. Hülfsvereine für die Armee im Felde, für die Pflege der Verwundeten wurden gebildet, die Frauen und Jungfrauen aller Stände traten diesen bei, und sie haben während des ganzen Krieges mit Liebe und Aufopferung gewirkt. Im Jahre 1866 hatte nur mit Widerwillen, halb gezwungen das Volk von Berlin den „Bruderkrieg" begrüßt, im Jahre 1870 war es von glühender Begeisterung entbrannt für den „Volkskrieg". Und diese Begeisterung machte sich geltend im ganzen deutschen Lande, in Süddeutschland wie in Norddeutschland.

König Ludwig von Bayern war der erste deutsche Fürst, der dem Könige Wilhelm schon am 19. Juli anzeigte, daß er die Mobilmachung der ganzen bayrischen Armee befohlen habe und diese unter den Befehl des Königs stelle. In kurzer Zeit war ganz Deutschland vereinigt zum Kampfe gegen Frankreich. Und als nun der blutige Kampf begann, da folgte das Volk mit seinem Herzen den deutschen Truppen nach Frankreich. Es war erfüllt von Vertrauen auf die unerschütterliche Tapferkeit seiner Söhne, auf die bewährte Kriegsleitung, es war überzeugt, daß der endliche Sieg dem Rechte werden müsse, aber es konnte doch der ernsten Sorge sich nicht enthalten, daß vielleicht im Anfang des Krieges der Sieg nicht immer auf seiten der Deutschen sein werde, war es doch bekannt, daß die französische Armee besser bewaffnet war als die deutsche, daß sie ein den deutschen Hinterladern überlegenes Gewehr besaß. In Berlin wie überall in Deutschland wurden mit atemloser Spannung die ersten Kriegsnachrichten erwartet. Der erste winzige Erfolg des Kaisers Napoleon bei Saarbrücken erregte ernstere Sorge, als er verdiente; aber schnell verflog diese Sorge, sie wich dem Jubel der Begeisterung, als Siegesnachricht auf Siegesnachricht kam. Und dieser Jubel wurde nicht beeinträchtigt durch die Trauer über die fürchterlichen Verluste, welche die deutschen Heere in den blutigen Schlachten erlitten, obgleich auch zahllose Berliner Familien durch diese Verluste betroffen wurden.

Nur wer jene wunderbare Zeit selbst durchlebt hat, vermag sich hineinzudenken in den Geist, der damals das deutsche Volk durchdrang, in die Opferfreudigkeit, welche es bei dem schwersten Verluste zeigte. Nur der Gedanke an den Krieg erfüllte in jenen Tagen das Volk, die Parteikämpfe schwiegen, von gleicher Opferfreudigkeit und Begeisterung waren alle Stände. alle Parteien durchdrungen; es gab nur wenige Vaterlandslose, welche nicht ergriffen waren von dem Gefühl der innigen Zusammengehörigkeit, welches das ganze Volk erfüllte. — So belebt wie in der Kriegszeit waren die Straßen Berlins, besonders die Linden, selten; noch spät des Abends drängte sich dort das Volk, dort war es vereint in kleinen sich besprechenden Gruppen, es hoffte in der Nähe des königlichen Palastes die telegraphischen Depeschen vom Kriegsschauplatze zuerst zu hören. Und wenn sie dann kamen und immer wieder neue Siege verkündeten, Weißenburg und Wörth, Spichern, Cour-

elles, Vionville und Mars-la-Tour, Gravelotte und St. Privat u. s. w., — ɩann verbreiteten sich die Freudennachrichten schnell durch die ganze Stadt, ɩann wurden sie begeistert gefeiert in kleinen und großen Kreisen.

Ihren Gipfelpunkt erreichte die freudige Begeisterung der Berliner, als ım 3. September 1870 schon am frühen Morgen die telegraphische Depesche ɩeröffentlicht wurde, durch welche der König der Königin die Kapitulation ɩon Sedan mitteilte. Die Depesche lautete:

„Die Kapitulation, wodurch die ganze Armee in Sedan kriegsgefangen, ist soeben mit dem General Wimpffen geschlossen, der an Stelle des verwundeten Marschalls Mac Mahon das Kommando führte. Der Kaiser nur hat sich selbst mir übergeben, da er das Kommando nicht führt und alles der Regentschaft in Paris überläßt. Seinen Aufenthaltsort werde ich bestimmen, nachdem ich ihn gesprochen habe in einem Rendezvous, das sofort stattfindet. Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!

Wilhelm."

Die ganze große Armee von Sedan und mit ihr der Kaiser gefangen! — Das war die Entscheidung des Krieges, aus welcher die Hoffnung auf inen baldigen Frieden erblühte! Mit Blitzesschnelle flog die wunderbare łachricht durch die große Stadt. Mit welchem Jubel sie aufgenommen wurde, avon mag ein Artikel, welchen die Vossische Zeitung am 4. September unter em Titel „Ein Siegestag in Berlin" enthält, Zeugnis ablegen:

„Kurz vor 8 Uhr morgens war die Depesche des Königs von der Gefangennahme Napoleons und Mac Mahons samt seiner Armee hier bekannt geworden; schon die ungewöhnliche Bewegung auf den Straßen verriet, daß etwas Entscheidendes beim Heere geschehen sein müsse. Ueberall sah man frohe, lachende Gesichter; der Ruf: ‚Er ist gefangen! sie haben ihn erwischt!', mit welchem die Jugend zu den Schulen eilte, klärte uns bald über den Grund der Freude auf; und doch wollten wir an das Unerhörte nicht glauben, wir wußten ja, wie schnell die Jugend fertig ist mit Worten, und es war uns in den letzten Tagen schon öfter von den Depeschenhändlern das geflügelte Wort entgegengerufen: ‚Mac Mahon gefangen!', und hinterher war es nur eine Lockspeise für den schnellen Absatz der Depeschen gewesen. Wie hätten wir also nicht zweifeln sollen, als man uns mit dem 39. Telegramm zugleich seine und des gefürchteten Generals Gefangennahme offerierte! Aber ein Blick in das amtlich beglaubigte Papier gab uns die Gewißheit — und jetzt war auch die ungewöhnliche Aufregung und das von Minute zu Minute wachsende Gewühl auf den Straßen erklärlich. Je mehr wir uns dem Schlosse näherten, desto lauter und dichter wogte die frohbewegte Menge diesem Stadtteile zu; Leute, die sich ganz fremd waren, umarmten sich, in manchem Auge sah man Thränen glänzen, und das will bei unserem norddeutschen ruhigen Blut viel sagen, zumal, wenn es am frühen Morgen geschieht; aus allen Häusern lehnten frohe Gesichter; die Kaufleute standen vor ihren Läden, die Meister und Gesellen waren von ihrer Arbeit auf die Straßen geeilt, um sich Gewißheit über die bis in ihre Werkstätten gedrungene Neuigkeit zu holen; aus den Fenstern und von den Dächern

flatterten die Fahnen im frischen Morgenwinde, von der hellen Morgensonne durchleuchtet; es war so recht ein Morgen, an dem man seines Lebens einmal doppelt und dreifach froh werden konnte! — Vom altehrwürdigen Schlosse wehte wieder die große Königsflagge, und das ist jedesmal das Signal, daß alles, was flaggen kann, eine Fahne heraussteckt. Ueber den Schloßhof, an den noch immer von Hunderten Schaulustiger belagerten französischen Geschützen vorüber, strömte die Menge nach dem Lustgarten und über die Schloßbrücke dem Palais des Königs zu; hier und da trafen sich Bekannte, die frohbewegt allerlei von dem Moment eingegebene flüchtige Herzensergießungen über das große Ereignis und seine wahrscheinlichen nächsten Folgen miteinander austauschten. Den Mittelpunkt des Jubels aber bildete der Platz vor dem Standbilde Friedrichs des Großen, welcher bald nach 9 Uhr von einer zahllosen Menschenmasse bedeckt war, die wiederholt dem tapferen Heere und seinen Führern, dem Könige und dem Kronprinzen wie den verdienten Generalen Lebehochs ausbrachte, dazwischen die „Wacht am Rhein" anstimmend, von der aber kaum die ersten Zeilen gehört wurden, da das fast ununterbrochene Hurrageschrei jedesmal den Gesang unterbrach, so oft er auch angestimmt wurde. Bereits vor 10 Uhr erschien die Königin auf dem Balkon, mit dem Taschentuch wehend und überall hin zum Dank sich verneigend, während ein unermeßlicher Jubelruf auch sie begrüßte. Bald aber stieg die allgemeine Begeisterung noch höher. Ein junger Mann, wie uns mitgeteilt wurde, ein Schuhmachergeselle Starnicki, kletterte auf den „alten Fritzen" und befestigte eine deutsche Fahne an dem Reiterbilde, die weit über den Kopf des Rosses hinausflatterte, und endloses Hurrageschrei lohnte dem beherzten Patrioten. Eine riesige Blumenguirlande ward herbeigeschafft und unter lautem Jubel aufgehißt; sie umkränzte das Roß des Königs bis zu dessen Füßen niederhängend. Auch die Generale und Gelehrten am Piedestal wurden bekränzt und mit Fahnen und Fähnchen zahlreich geschmückt, so daß nach Verlauf von einer halben Stunde das großartige Königsbild in einem unvergleichlich schönen Schmuck im lachendsten Sonnenschein zu den Tausenden froher, jubelnder Menschen, die seinen Fuß umgaben, herniederschaute — ein Anblick, wie man ihn vielleicht nur einmal erlebt. Inzwischen war die Menschenmenge Unter den Linden zu einer immensen Ausdehnung angewachsen. Bald nach 11 Uhr erschienen die Arbeiter aus verschiedenen Fabriken, so unter anderen die der Schwartzkopffschen Eisengießerei, der Gesellschaft für Eisenbahnbedarf, die Borsigschen Maschinenbauarbeiter mit ihren Fahnen, schwarz und russig, wie sie von der Esse, dem Amboß und der Drehbank weggelaufen, in corpore unter dem Gesange der „Wacht am Rhein", um der Königin ihre Huldigung darzubringen. Einer Deputation der letzteren, welche die Königin empfing, sprach die hohe Frau unter Freudenthränen ihre Freude und ihre Teilnahme aus an der hohen Begeisterung, welche diese Nachrichten in dem gesamten Volke hervorgerufen. Auch die übrigen Standbilder der Heerführer aus den Freiheitskriegen, welche den Opernplatz schmücken, hatte man mit Kränzen und Guirlanden geziert. Um 11¾ Uhr setzte sich ein großer Zug aus der vor dem Palais harrenden Menschenmenge, bestehend aus den Fabrikarbeitern und den Schülern vieler Lehranstalten, welche fast ohne Ausnahme geschlossen waren,

mit Fahnen in den verschiedenen Farben der einzelnen deutschen Staaten in Bewegung und begab sich über den Opernplatz und Schloßplatz durch die Königsstraße nach dem Rathause, von dessen Zinnen herab ein Musikkorps patriotische Lieder blies. Die Nationalhymne, das Preußenlied, das deutsche Vaterland, die Wacht am Rhein erschallten und wurden von der unten harrenden Menge in tiefster Rührung mitgesungen. Jedem Liede schlossen sich begeisterte Hochrufe auf den König, das Heer, die Generale u. s. w. an, die nicht früher endeten, als bis das Musikkorps eine neue Melodie intonierte. Der Choral „Nun danket alle Gott" schloß um 1 Uhr auch diese Feier; in den Straßen aber wogte die Menge während des ganzen Tages unaufhaltsam hin und her. Bei den Wanderungen durch die Straßen sah man schon am Tage an den Fenstern und Häuserfronten viele Hände geschäftig mit den Vorbereitungen zu einer schnell zu improvisierenden Illumination, und kaum war der Abend hereingebrochen, so erglänzte ein Haus nach dem andern im Lichtschmuck zahlreicher Kerzen und Gasflammen."

Die Friedenshoffnung, welche die Berliner am 3. September 1870 beseelte, war verfrüht. Noch war der Stolz der Franzosen, noch ihr Mut nicht gebrochen. Ein schwerer, harter Kampf stand den deutschen Heeren noch mit der auf den Trümmern des Kaiserreichs erwachsenden jungen Republik bevor. Erst nach zahlreichen, neuen, glänzenden Siegen der deutschen Heere, erst nachdem am 28. Januar 1871 das umlagerte, ausgehungerte Paris sich ergeben hatte, erfolgte nach heldenmütigem Kampfe die Unterwerfung der besiegten Feinde. Am 26. Februar kamen die Friedenspräliminarien und am 10. Mai 1871 der endgiltige Friedensschluß zu stande, dessen schönste Frucht die Wiedervereinigung von Elsaß-Lothringen mit dem Mutterlande war, welches sich in trauriger Zeit der Schwäche diesen Teil hatte entreißen lassen.

Vor dem Friedensschluß aber hatte schon der Krieg eine andere glorreiche Errungenschaft für Deutschland gezeitigt. Die innige Vereinigung der norddeutschen und süddeutschen Truppen im Kampfe gegen den Erbfeind hatte den alten Hader, die nach dem Jahre 1866 noch in vielen Herzen schlummernde Abneigung, zerstört und die Notwendigkeit einer innigen Vereinigung aller deutschen Länder zu einem einigen, großen Bunde der Süddeutschen wie der Norddeutschen zum vollen Bewußtsein gebracht. Schon bald nach dem Ausbruche des Krieges hatten die Verhandlungen über den Beitritt der süddeutschen Regierungen zum norddeutschen Bunde und zur Begründung eines gemeinsamen deutschen Bundes begonnen; sie führten zu dem gewünschten Ziel, die Verträge zwischen den deutschen Fürsten wurden im November abgeschlossen, um dem zum 24. November berufenen außerordentlichen deutschen Reichstag zur Zustimmung vorgelegt zu werden. Auf den Antrag des Königs Ludwig von Bayern wurde von sämtlichen deutschen Fürsten und freien Städten beschlossen, daß der deutsche Bund den Namen „Deutsches Reich" und der König von Preußen als Haupt des Bundes den Namen „Deutscher Kaiser" führen sollte.

Fast einstimmig, nur gegen die Stimmen von sechs sozialdemokratischen Abgeordneten nahm der Reichstag die Begründung des deutschen Kaiserreiches an; er richtete eine Adresse an den König, welche diesem am 18. Dezember 1870 in Versailles durch eine Deputation übergeben wurde,

an deren Spitze der Reichstagspräsident Dr. Simson stand. In dieser Adresse sagte der Reichstag:

„Auf den Ruf Ew. Majestät hat das Volk um seine Führer sich geschart, und auf fremdem Boden verteidigt es mit Heldenkraft das frevelhaft herausgeforderte Vaterland. Dank den Siegen, zu denen Ew. Majestät die Heere Deutschlands in treuer Waffengenossenschaft geführt hat, sieht die Nation der dauernden Einigung entgegen. Vereint mit den Fürsten Deutschlands naht der Norddeutsche Reichstag mit der Bitte, daß es Ew. Majestät gefallen möge, durch Annahme der deutschen Kaiserkrone das Einigungswerk zu weihen. Die deutsche Krone auf dem Haupte Ew. Majestät wird dem wieder aufgerichteten Reiche deutscher Nation Tage der Macht, des Friedens, der Wohlfahrt und der im Schutze der Gesetze gesicherten Freiheit eröffnen. Das Vaterland dankt dem Führer und dem ruhmreichen Heere, an dessen Spitze Ew. Majestät heute noch auf dem erkämpften Siegesfelde weilt. Unvergessen für immer werden der Nation die Hingebung und die Thaten ihrer Söhne bleiben. Mächtig und siegreich hat sich das vereinte Deutschland im Kriege bewährt unter seinem höchsten Feldherrn, mächtig und friedliebend wird das geeinigte deutsche Reich unter seinem Kaiser sein."

Der König nahm tieffreudig bewegt die ihm von den Fürsten und der Volksvertretung Deutschlands angetragene Kaiserwürde an. Nachdem auch die süddeutschen Landesvertretungen ihre Zustimmung erteilt hatten, wurde am 18. Januar 1871 in Versailles, mitten im Herzen des feindlichen Frankreich, die Begründung des deutschen Kaiserreiches feierlich verkündet.

Am 16. Juni zogen die siegreichen Truppen unter dem Zulauf der in gehobener Stimmung befindlichen Einwohner Berlins in die Hauptstadt ein. Um 11 Uhr vormittags waren die zum Einmarsch in die Stadt befohlenen Truppen auf dem Tempelhofer Felde aufgestellt. Von dort zogen sie durch die Bellealliancestraße über das Hallesche Thor durch die Königgrätzerstraße in das Brandenburger Thor hinein, an ihrer Spitze Kaiser Wilhelm mit einem großen Gefolge von Prinzen, Fürsten und Generalen. Unmittelbar vor dem Kaiser ritten der Reichskanzler Fürst Bismarck — am 21. März hatte er den Titel eines Fürsten von Sedan erhalten —, der Graf v. Moltke und der Kriegsminister Roon. Dem Kaiser folgten die Feldmarschälle Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinz Friedrich Karl. Als die Spitze des Zuges das Hallesche Thor erreicht hatte, begannen sämtliche Kirchenglocken der Stadt zu läuten. Die von den Truppen durchzogenen Straßen waren in herrlichster Weise zu Triumphstraßen ausgeschmückt, längs welchen gegen 90 Tribünen den Schaulustigen bequeme Gelegenheit boten, die einziehenden Truppen zu begrüßen. Die Häuser hatten sämtlich reichen Festschmuck angelegt, sie waren mit Guirlanden, Blumen und Fahnen geschmückt. Am Fuße des Kreuzbergs war der Eingang in die Siegesstraße durch zwei vierzig Fuß hohe Säulen bezeichnet, welche Fahnen und Waffentrophäen trugen. Eine Ehrenpforte war vor der Kaserne des Dragonerregiments errichtet. Die Thätigkeit der von der Stadt Berlin aus dem Stadtbaurat Gerstenberg, den Professoren Martin Gropius, Lucae und Eggers wie dem Baumeister Koch gewählten Ausschmückungskommission hatte am Halleschen Thore begonnen. Dort begrüßte ein von dem Bildhauer Encke modelliertes Kolossalstandbild

der Berolina die einziehenden Krieger. Vom Halleschen Thore aus in der Königgrätzerstraße waren die Gewerke mit ihren Fahnen und Emblemen aufgestellt. Nur die Mitte der Straße war frei gehalten und durch mit Blumenguirlanden verbundene und mit den verschiedensten Fahnen und Emblemen verzierte rot-weiße Flaggenstangen bezeichnet. Mitten auf dem Askanischen Platze erhob sich eine mächtige Tribüne, welche für die männliche Jugend der Berliner Lehranstalten bestimmt war. Auf dem Potsdamer Platze waren zwei mächtige, die Festungen Straßburg und Metz versinnbildlichende Frauenstatuen errichtet. Der Schmuck des Brandenburger Thores erinnerte an die Kämpfe und Siege um Paris. Der Pariser Platz zeigte zwei architektonische Tribünen zur rechten und linken Seite des Thores für die Personen, welche seitens der Stadt zur Teilnahme an der Feier eingeladen waren. Dem Thore zunächst saßen die 60 Ehrenjungfrauen in altdeutscher Tracht, deren Führerin, des Professors Bläser Tochter, dem siegreichen Kaiser mit einer von Scherenberg verfaßten poetischen Ansprache einen Lorbeerkranz überreichte. Vor dem Eingange zu den Linden standen zwei für die städtischen Behörden und die Bezirksvorsteher errichtete Podien. Hier hielt der Bürgermeister Hedemann seine Ansprache, als der Kaiser sich genaht hatte. Unter einem großen, hängenden, eisernen Kreuze hindurch zogen die Krieger weiter die Linden hinunter, an deren fünf Straßenübergängen je zwei hohe Säulen aufgerichtet waren, zwischen denen große, auf Segeltuch gemalte Bilder herabhingen. Otto Knille, Schaller, Anton von Werner, Ernst Ewald und A. v. Heyden hatten die Bilder gemalt, den in den Bildern künstlerisch gestalteten Stoff hatten verschiedene vom Kaiser und Könige bei einigen Anlässen während des Krieges ausgesprochene, bedeutende Worte gegeben. Hinter den Geländen waren kleine Bänke aufgestellt für die in den Berliner Lazaretten befindlichen verwundeten Soldaten, hinter diesen standen Vereine und Gewerke, Fabrikarbeiter, die Studenten der Universität und der Bau- und Gewerbeakademie. Die Bewohner der Linden hatten ihre Häuser auf das herrlichste mit Blumen, Kränzen und Teppichen geschmückt. Die eigentliche Triumphstraße endete auf dem Lustgarten, wo eine Kolossalstatue der Germania, neben sich ihre wiedergewonnenen Kinder, Elsaß und Lothringen, auf hohem Sockel errichtet war. Der Durchzug der überall mit begeisterten Jubelrufen der herbeigeströmten Volksscharen empfangenen Truppen durch den Siegesweg erschöpfte die Feierlichkeiten des Tages noch nicht. Mit den Einzugsfeierlichkeiten verbunden hatte der Kaiser und König die Enthüllung des Denkmals auf dem Lustgarten, das er in pietätvollem Angedenken seinem Vater, Friedrich Wilhelm III., gewidmet hatte. Erst als unter den üblichen Feierlichkeiten die Enthüllung des Denkmals vor sich gegangen, kehrte der Kaiser in das Schloß zurück, während die Truppen in ihre Kasernen zogen, auf ihrem ganzen Wege durch die festlich gezierten Straßen immer von neuem jubelnd begrüßt von den begeisterten Bürgern. Abends war die Stadt auf das glänzendste erleuchtet; alle öffentlichen und privaten Gebäude erstrahlten in hellstem Lichterglanze. Die Soldaten wurden am folgenden Tage, dem 17. Juni, von den Bürgern festlich bewirtet; die Stadt ließ jedem Soldaten einen Thaler, jedem Unteroffizier zwei Thaler auszahlen. Ueberall fanden die von den einzelnen Stadtbezirken veranstalteten Festlichkeiten im Freien statt, meist schloß sich daran des Abends ein Ball.

Das Jahr 1871 brachte den Berlinern noch eine andere Feierlichkeit. Am 10. November wurde in Gegenwart des Kaisers, der staatlichen und städtischen Behörden, das Schillerdenkmal, zu dem schon im Jahre 1859 auf dem Gendarmenmarkte vor dem königlichen Schauspielhause der Grundstein gelegt worden war, feierlich enthüllt. Das von Reinhold Begas in karrarischem Marmor ausgeführte, über sechs Meter hohe Standbild zeigt den Dichterfürsten von vier, die Geschichte, die Philosophie, die lyrische und dramatische Poesie versinnlichenden Frauenfiguren umgeben.

Neue große Aufgaben boten sich dem jungen Reiche zu seiner Ausgestaltung nach außen und innen dar. Am 21. März war der erste deutsche Reichstag in Berlin eröffnet worden. Am 14. April genehmigte er fast einstimmig die deutsche Reichsverfassung, mit ihren Bestimmungen über die erbliche Kaiserwürde, das allgemeine direkte Wahlrecht, die allgemeine Wehrpflicht, die Einheit des Post- und Zollwesens, die Einheit des Münz-, Maß- und Gewichtssystems. Die wiedererworbenen deutschen Länder Elsaß und Lothringen wurden für Reichsland erklärt, der Ausbau von Kiel und Wilhelmshafen zu deutschen Reichskriegshäfen beschlossen. Deutschlands Stellung als erste Großmacht im Herzen Europas war von allen Nationen anerkannt. Dies kam in den folgenden Jahren dadurch zum Ausdruck, daß zur Beilegung europäischer Streitigkeiten als Zusammenkunftsort für die Staatsmänner der verschiedenen Länder die Reichshauptstadt Berlin gewählt wurde. So fand im Jahre 1872 vom 5. bis 12. September die Drei-Kaiser-Zusammenkunft in Berlin statt, bei der Kaiser Franz Joseph von Oesterreich und der Zar Alexander II. von Rußland in Gemeinschaft mit ihren Staatsministern Andrassy und Gortschakoff nach Berlin kamen, um mit Kaiser Wilhelm und seinem Kanzler Bismarck ihre Stellung zu den europäischen Fragen festzustellen und zu einem gemeinsamen Handeln sich zu verabreden. Im Jahre 1873 erhielt Berlin den Besuch des Schahs von Persien Nassr ed Din, der, auf einer europäischen Rundreise begriffen, am 31. Mai in Berlin eintraf und von Kaiser Wilhelm auf dem Potsdamer Bahnhofe mit königlichen Ehren empfangen wurde. Er wohnte während seines mehrtägigen Aufenthalts im königlichen Schlosse und gab den Berlinern seiner exotischen Gewohnheiten halber viel Anlaß zu Spöttereien und Witzen.

Den größten Triumph feierte die Staatskunst des Fürsten Bismarck im Jahre 1878 gelegentlich des Berliner Kongresses, der vom 13. Juni bis zum 13. Juli in Berlin tagte. Der russisch-türkische Krieg war durch die Schlacht bei Plewna zu Gunsten der Russen entschieden worden, und in dem Friedensvertrage von San Stefano hatte Rußland der besiegten Türkei so schwere Bedingungen auferlegt, daß eine Verschiebung der Machtverhältnisse in den Balkanstaaten eintreten mußte, die England ebenso wenig wie Oesterreich glaubten geschehen lassen zu dürfen. Beide Staaten rüsteten zum Kriege gegen Rußland, ein europäischer Krieg drohte auszubrechen. Da warf Bismarck das Ansehen seines Namens in die Wagschale zu Gunsten des Friedens, es gelang ihm, eine Verständigung zwischen England und Rußland herbeizuführen, und diese Staaten wie alle anderen europäischen Großmächte schickten ihre Vertreter zu einem Kongresse nach Berlin, der unter dem Vorsitze des Fürsten Bismarck die politischen Verhältnisse der Balkanstaaten in friedlicher Weise regelte. Des Deutschen Reiches Stellung unter den euro-

päischen Mächten war durch den glücklichen Verlauf des Kongresses noch gewaltiger geworden, das Ansehen und die Verehrung des greisen Kaisers Wilhelm bei den in großer Zahl die Reichshauptstadt aufsuchenden Ausländern war in stetem Wachsen, die Liebe seiner Unterthanen kannte keine Grenzen; wo der Kaiser sich zeigte, an dem Eckfenster seines Palais, auf den Straßen, wenn er spazieren fuhr, überall und immer empfing ihn der jubelnde Zuruf seiner ihn vergötternden Landeskinder. Da plötzlich traf wie ein Blitz die Kunde von einem Mordanfall gegen den Kaiser die nichtsahnenden Berliner; am 11. Mai 1878 gab der 21jährige Klempnergeselle Hödel auf den greisen Kaiser, der, auf einer Spazierfahrt begriffen, die Straße Unter den Linden hinunter fuhr, zwei Schüsse aus einem Revolver ab, von denen aber glücklicherweise keiner traf. Sofort ergriffen und in das Gefängnis abgeführt, wurde der Verbrecher am 10. Juli 1878 zum Tode verurteilt. Seit vielen Jahren war in Preußen, wo die Todesstrafe zwar zu Recht bestand, kein Todesurteil vollzogen worden, da der Kaiser sich in jedem solchen Falle weigerte, das Urteil zu bestätigen und in seiner zur Milde stets geneigten Herzensgüte über jeden zum Tode verurteilten Verbrecher Gnade walten ließ. Auch jetzt, wo der Verbrecher nicht davor zurückgeschreckt war, gegen seine eigene geheiligte Person die Waffe zu erheben, hätte der Kaiser wohl von seinem Rechte der Begnadigung Gebrauch gemacht, wenn dies in seiner Hand gelegen hätte. Aber Hödels Verbrechen war nicht vereinzelt geblieben, ein anderer ruchloser Attentäter, der Landwirt Nobiling aus Posen, schoß am 2. Juni desselben Jahres auf den Kaiser, der im offenen Wagen an der Seite seiner Tochter, der Großherzogin von Baden, die Linden entlang fuhr, aus einem Fenster des Hauses Nr. 18 zwei Schüsse aus einem mit grobem Schrote geladenem Gewehr ab und verwundete ihn schwer. Die Trauer der gesamten Bevölkerung, die Entrüstung über die schändliche That war allgemein. Bevor der Thäter ergriffen werden konnte, brachte er sich selbst durch einen Schuß in den Hinterkopf eine tötliche Wunde bei, der er am 10. September erlag, ohne vorher zur Besinnung gekommen zu sein.

Am 4. Juni übernahm der Kronprinz Friedrich Wilhelm die Stellvertretung seines verwundeten Vaters, ihm fiel die Aufgabe zu, das gegen Hödel gefällte Todesurteil zu bestätigen. Auch sein gütiges, wohlwollendes Herz neigte stets zur Milde, aber unter dem Eindruck der Nobilingschen That, auf das bestimmte und feste Drängen der Minister und das Verlangen der öffentlichen Meinung, konnte er sich der Pflicht, strenges Recht walten zu lassen, nicht entziehen. Am 16. August wurde Hödel in Moabit hingerichtet.

Fürst Bismarck, dessen Erfolge in der inneren Politik nicht den in der Leitung der äußeren Angelegenheiten des Reiches erzielten gleichkamen, benutzte die durch die Attentate gegen den Kaiser im ganzen Volke herrschende Entrüstung gegen die vermeintlichen Urheber der Verbrechen, um sich eine seinen Plänen gefügigere Mehrheit im Reichstage zu verschaffen, als er sie bisher besessen. Schon vor der Neugründung des Deutschen Reiches war eine neue Partei, die sozialdemokratische Arbeiterpartei, auf den Kampfplatz getreten, die von Ferdinand Lassalle begründet, sich lediglich die Vertretung der Arbeiterinteressen zur Aufgabe gemacht hatte. Dem ersten deutschen Reichstage gehörten nur zwei Sozialdemokraten an, ihre Zahl wuchs bei den im Jahre 1877 stattfindenden Wahlen auf 12. Sie bildeten die schärfste Oppositions-

partei, die in Verbindung mit dem klerikalen Centrum und den Fortschrittlern dem Reichskanzler die Durchführung seiner Pläne außerordentlich erschwerte. Im Februar 1878 hatte der Reichstag die Einführung des von Bismarck geforderten Tabaksmonopols abgelehnt. Jetzt, nach dem ersten Attentat am 11. Mai, glaubte Bismarck die Zeit gekommen, wo er sich, die allgemeine Volksstimmung benutzend, eine gefügigere Reichstagsmehrheit schaffen konnte. Er verlangte vom Reichstage die Annahme eines gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie gerichteten Ausnahmegesetzes; am 24. Mai aber lehnte der Reichstag dieses Gesetz ab. Unter dem Eindrucke des Attentats vom 2. Juni löste die Regierung nun den Reichstag auf und erzielte, indem sie die Bekämpfung der Liberalen zum Feldgeschrei bei den Neuwahlen machte, am 30. Juli eine ihr gefügige Mehrheit, die nicht nur am 19. Oktober 1878 das Sozialistengesetz auf $2^1/_2$ Jahre annahm, sondern ein Jahr später sich bereit zeigte, die Schutzzollpolitik Bismarcks, der mittlerweile von seinen bisherigen freihändlerischen Ansichten abgekommen war, in allen ihren Phasen zu unterstützen.

Kaiser Wilhelm hatte sich wider Erwarten dank seiner vorzüglichen Körperkraft und dem unermüdlichen Beistande treuer Aerzte schnell erholt; in Baden und Wiesbaden suchte und fand er bald die völlige Heilung seiner ihm von Mörderhand geschlagenen Wunden. Der 5. Dezember 1878, an welchem Tage er in seine treue Reichshauptstadt zurückkehrte, um die Regierung wieder zu übernehmen, war für die Berliner ein Fest- und Freudentag. Die städtischen Behörden, aber auch jeder einzelne Bürger, hatten alles aufgeboten, um die Stadt und besonders die Straßenzüge, durch die der Kaiser vom Potsdamer Bahnhof aus in seinen Palast fuhr, auf das prächtigste auszuschmücken. Um 12 Uhr mittags traf Kaiser Wilhelm auf dem Potsdamer Bahnhofe ein, wo der Oberbürgermeister v. Forckenbeck, der am 21. November 1878 die Nachfolge des zum Finanzminister ausersehenen Hobrecht übernommen hatte, ihm in einer Ansprache den Willkommen der Stadt Berlin bot.

Eine nach Hunderttausenden zählende Menschenmenge bewegte sich i[illegible] freudigster Stimmung auf den seitlichen Fahrstraßen der Linden, wo [illegible] studierende Jugend, die Invaliden und Soldaten Spalier bildeten. . . [illegible] nimmer endenden Hochrufe, die unerschöpflichen Freuden- und Jubelru[illegible] den Kaiser auf seinem ganzen Wege begleiteten, gaben ihm einen [illegible] Beweis der treuen Liebe seines Volkes. Auch die Schulen feiert[illegible] schönen Tag durch Festakte, die in jeder Anstalt gesondert abgehalten [illegible] Der Magistrat hatte eine Photographie des Kaisers „Zur Erin[illegible] an den 5. Dezember 1878" vervielfältigen lassen und in größerer An[illegible] die Schulen zur Verteilung an die besten Schüler übersandt. Eine glä[illegible] Illumination der Stadt, eine der besten, die Berlin je gesehen, b[illegible] den Tag.

Gab die Genesung und die Rückkehr des greisen Helden in sei[illegible] treue Hauptstadt den Berlinern die Veranlassung, den 5. Dezember als [illegible] schönes Volksfest zu feiern, so nahmen sie an einem in der kaiserli[illegible] Familie am 11. Juni des folgenden Jahres gefeierten Feste nicht weniger innigen Anteil. Am 11. Juni 1829 hatte Prinz Wilhelm mit der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar den ehelichen Bund geschlossen, am 11. Juni

1879 feierte das Herrscherpaar seine goldene Hochzeit. Der Kaiser hatte gewünscht, daß ihm von seiten der Stadt Berlin kein persönliches Geschenk gemacht würde, weil er den Tag als Familienfest begehen wollte; die städtischen Behörden beschlossen deshalb, zur Feier des Tages eine Altersversorgungsanstalt für hülfsbedürftige Einwohner beiderlei Geschlechts zu gründen. Ein Betrag von 300000 Mark wurde für die Stiftung bestimmt, außerdem das erforderliche Grundstück zum Bau des Hauses, das den Namen: „Altersversorgungsanstalt der Kaiser Wilhelm- und Augusta-Stiftung" erhielt. Eine Deputation des Magistrats und der Stadtverordneten durfte am 11. Juni dem Kaiserpaare die Stiftungsurkunde überreichen. Die ersten Tage des Juni hatte Kaiser Wilhelm mit der Kaiserin in seinem Schlosse Babelsberg verlebt. Am Abend des 10. Juni kam er nach Berlin und nahm in seinem Palaste Wohnung. Am Mittage des 11. Juni pünktlich um 12 Uhr fuhr das hohe Paar in großem kaiserlichen Galawagen in das Schloß, wo zunächst die Mitglieder des königlichen Hauses und die zur Feier in Berlin eingetroffenen Fürstlichkeiten ihm ihre Glückwünsche darbrachten. Dann vollzog der Hofprediger D. Kögel die Einsegnung in der Schloßkapelle, worauf 101 Kanonenschüsse im Lustgarten abgegeben wurden. Am Abend war große Galavorstellung im Opernhaus; die neu einstudierte Oper Spontinis „Olympia" wurde aufgeführt, vorher wurden auf das Fest bezügliche lebende Bilder gestellt. Die Stadt war glänzend erleuchtet. Eine am folgenden Tage, dem 12. Juni auf dem Tempelhofer Felde abgehaltene, besonders glänzende Parade des



Die National-Galerie
nach Stülers Entwurf 1867—1876 von Erbkam und Strack gebaut.
Auf der Freitreppe Calandrellis Denkmal Friedrich Wilhelms IV., enthüllt am 10. Juni 1886.

gesamten Gardekorps, der außer anderen Fürstlichkeiten auch der russische Kaiser beiwohnte, bildete den Beschluß des schönen Festes.

Die Reichstagsverhandlungen nahmen im Jahre 1879 das höchste Interesse der Berliner in Anspruch. Fürst Bismarck hatte es verstanden, das Centrum für seine neue Wirtschaftspolitik zu gewinnen. Eine aus Mitgliedern des Centrums und der konservativen Partei sich zusammensetzende Mehrheit nahm die Finanz- und Wirtschaftsreform betreffenden Vorlagen der Regierung an. Derselben Parteigruppierung verdankte ein neues, die Gewerbefreiheit beschränkendes Gewerbegesetz seine Annahme. Auch im preußischen Abgeordnetenhause hatte Bismarck mit den Nationalliberalen, die seine Politik seit der Begründung des Reiches stets unterstützt hatten, gebrochen. Die Minister Falk, Friedenthal und vorher schon Camphausen waren aus dem Ministerium ausgeschieden, um konservativen Männern Platz zu machen. Bei den Neuwahlen zum Abgeordnetenhause im Jahre 1879 wurden die Nationalliberalen so geschwächt, daß keine liberale Mehrheit mehr vorhanden war, während die Regierung bald mit einer konservativ-ultramontanen, bald mit einer aus Konservativen und Nationalliberalen gebildeten Mehrheit rechnen konnte. Durch die Vereinigung der letzteren beiden Parteien wurde die Eisenbahnverstaatlichung in die Wege geleitet. Vier große Privateisenbahnen, darunter die Potsdam-Magdeburger und die Anhalter, erwarb der Staat; andere folgten bald nach, so daß in kurzer Zeit der Staat fast sämtliche Bahnen in der Hand hatte und durch die großen dadurch erzielten Ueberschüsse seine in den letzten Jahren geschwächten Finanzen kräftig zu heben vermochte. Alle diese Regierungsmaßregeln waren den Berlinern, die treu zu ihren fortschrittlichen Abgeordneten standen, ein Anlaß zur Unzufriedenheit; um so freudiger stimmten sie der äußeren Politik des Reichskanzlers zu. Am 7. Oktober 1879 schloß dieser ein Schutzbündnis zwischen dem deutschen Reiche und Oesterreich-Ungarn, dem Italien später ebenfalls beitrat. Der Zweibund und später der Dreibund sollte ein Gegengewicht gegen die unnatürliche Verbindung Frankreichs mit Rußland bieten, von dem namentlich das erstere in seiner Revanchesucht für Sedan häufig die Befürchtung eines europäischen Krieges erweckte. Die Kriegsgefahr ging aber dank der Staatskunst des bewährten Steuermannes, der das Staatsschiff durch alle es bedrohenden Klippen leitete, an dem Reiche vorüber, und der greise Kaiser konnte seine letzten Lebensjahre in Frieden mit allen Völkern verleben. Er verwandte die ihm gegönnten Friedensjahre zu unausgesetzter Arbeit für das Wohl seiner Unterthanen, namentlich der nicht durch Glücksgüter gesegneten Arbeiter. Seiner Anregung verdanken Gesetze wie das Krankenkassengesetz und das Unfallversicherungsgesetz ihre Entstehung, die den Anfang der Sozialreform bildeten und später ihren Abschluß durch die Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetze fanden.

Die politischen Parteiverhältnisse in Berlin hatten mittlerweile eine Aenderung erlitten. Nicht wie früher standen sich nur die konservative und die fortschrittliche Partei gegenüber; es hatten sich noch andere Parteien gebildet, die sozialdemokratische, die wir bereits erwähnt haben, und der es nach und nach gelang, in Berlin festen Boden zu gewinnen, die aber bei den Landtagswahlen des indirekten und öffentlichen Wahlverfahrens halber sich von Partei wegen der Teilnahme enthielt; und eine andere Partei, die antisemitische, die, begründet von dem Hofprediger Stöcker, die Bekämpfung

der Juden in mehr oder weniger offen ausgesprochener Weise sich zum Ziele setzte. Sie war meist aus ehemaligen Konservativen gebildet und wurde, wenn auch nicht gerade von der Regierung gefördert, so doch in dem Kampfe, den sie oft mit den unlautersten Mitteln gegen die Liberalen führte, wohlwollend geduldet. Die Bezirksvereine, an deren Spitze um die Stadt wohlverdiente, durchaus freisinnige Männer standen, boten den Antisemiten keinen Boden, auf dem sie sich sammeln, und auf dem sie kämpfen konnten; sie schritten daher zur Gründung neuer Vereine, in denen sie ihre Zwecke zu fördern strebten. So entstand eine Reihe von sogenannten Bürgervereinen, an deren Spitze gewöhnlich ein pensionierter oder auch noch im Amte befindlicher Staatsdiener oder auch ein ehemaliger Offizier stand, und in deren Versammlungen tüchtig gegen die Liberalen und vor allen Dingen gegen die liberale Mehrheit in der Stadtverordneten-Versammlung gehetzt wurde. Irgend einen thatsächlichen Erfolg haben die antisemitischen Vereine in Berlin nicht gehabt. Weder in dem Reichstage, noch im Abgeordnetenhause, noch in der Stadtverordneten-Versammlung sind ihre Vertreter je von irgend welcher Bedeutung gewesen. Nur ein einziges Mal schwangen sie sich zu einem gemeinsamen Handeln auf, indem sie zum 70. Geburtstag des Fürsten Bismarck am 1. April 1885 diesem eine imposante Huldigungsfeier bereiteten.

Kurz vorher hatte der Reichskanzler wieder einen hohen staatsmännischen Erfolg erzielt, als vom November 1884 bis zum Februar des folgenden Jahres die Kongokonferenz in Berlin tagte. Auf Anregung Deutschlands und Frankreichs versammelten sich hier die Vertreter aller europäischen Großmächte; auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika und die Türkei hatten Teilnehmer an der Konferenz nach Berlin gesandt. Das Ergebnis der unter Bismarcks Leitung geführten Verhandlungen war die Gründung des Kongostaates unter der Souveränität des Königs von Belgien.

Am 2. Januar 1886 waren 25 Jahre seit der Thronbesteigung Kaiser Wilhelms verflossen. Die Jubiläumsfeier am kaiserlichen Hofe gestaltete sich zu einer großartigen Kundgebung der Liebe und Verehrung, welche dem Monarchen von allen Seiten dargebracht wurden. Auch die Berliner zeigten ihre Anhänglichkeit und Treue in der bei solchen Gelegenheiten üblichen Weise. Die städtischen Behörden beglückwünschten den Kaiser durch Ueberreichung einer Adresse. Daß Tausende von Menschen sich auf dem Platze vor dem Palais des Kaisers, um das Denkmal des alten Fritz herum ansammelten, um den Kaiser von fern zu sehen, ihn durch jauchzende Zurufe zu begrüßen, wenn er sich am Fenster zeigte, das war für die Berliner zwar eine alltägliche Erscheinung. An einem solchen für den hohen Herrn besonders wichtigen Tage, den das Volk mit seiner Herrscherfamilie gemeinsam feierte, da wurde jener Platz vor dem historischen Eckfenster überhaupt während des ganzen Tages nicht leer. Da stand dichtgedrängt Kopf an Kopf die Menge, und brausende, nimmer endende Hochrufe bezeichneten die Augenblicke, in denen der Kaiser sich am Fenster zeigte.

Noch einmal, ein Jahr später, rüstete sich Berlin zur Feier des Geburtstagsfestes des Kaisers Wilhelm, am 22. März 1887, an welchem Tage der Kaiser sein 90. Lebensjahr vollendet hatte. War der Kaiser auch nicht mehr von der körperlichen Frische und Kraft, die ihn bis in sein hohes Alter hinein ausgezeichnet hatten, und die ihn befähigten, die schwierigen, ihm

obliegenden Regierungsgeschäfte zu bewältigen, so war seine geistige Frische, seine Teilnahme an allen ihm dargebrachten Huldigungen und Beweisen von Liebe doch bewundernswert. Er empfand es mit Genugthuung und Freude, daß an seinem späten Lebensabende sich sein ganzes Volk einträchtig und friedlich, unbeirrt durch Parteigegensätze, zusammenfand, nur von dem einen Gedanken beseelt, dem erhabenen Gründer des Reiches, dem treuen Vater des Volkes, seine unwandelbare Dankbarkeit für alles das zu bezeigen, was er ihm gegeben, wofür er gestritten und so oft gelitten hatte. Die Feier des 90. Geburtstages Kaiser Wilhelms gestaltete sich zu einer der allerglänzendsten, die Berlin jemals erlebt. Wer am Abend des 22. März durch die Straßen der in einem Lichtmeer schwimmenden Stadt gegangen ist, der wird den Eindruck der prächtigen Illumination nicht vergessen. Es war die letzte Huldigung, die die Bürger seiner Haupt- und Residenzstadt dem geliebten Kaiser darbringen konnten. Fast ein Jahr später sank sein müdes Haupt zur ewigen Ruhe.

Am 9. März 1888 schloß Kaiser Wilhelm I. die Augen für immer. Tief und aufrichtig war die Trauer der Berliner über den Tod des großen Helden, der auf der Höhe, auf die das Geschick ihn gestellt, bis an sein Lebensende die schlichte und einfache Natur bewahrt hatte, die ihn von Jugend auf ausgezeichnet hatte. Als er am 16. März vom Dome aus, wo seine sterbliche Hülle noch einmal seinem trauernden Volke zum letzten Abschiede in aller kaiserlichen Pracht ausgestellt worden war, in das Mausoleum in Charlottenburg überführt wurde, war die Straße Unter den Linden zu einer des zu Grabe getragenen Helden durchaus würdigen Trauerstraße umgestaltet. Das Brandenburger Thor war vollständig mit schwarzem Tuche umkleidet; auf der nach den Linden zu gerichteten Seite hing ein riesiges, schwarzes Velarium mit der leuchtenden Inschrift: Vale senex imperator. Es war der letzte Gruß, den die getreue Stadt Berlin ihrem ersten Kaiser bot.

Am 12. März 1888 ergriff Kaiser Friedrich die Zügel der Regierung, die nur allzubald wieder seiner durch unheilbare Krankheit geschwächten Hand entfallen sollten. Der Sieger von Königgrätz, der Held von Weißenburg und Wörth, der den Gefahren der Kriege und Kämpfe stets unversehrt entronnen, ihn hatte der Hauch des Todes schon berührt, als er durch Kaiser Wilhelms Heimgang auf den deutschen Kaiserthron berufen war. Nur 99 Tage währte seine Regierung, gerade lange genug, um seinem tieftraurigen Volke zu zeigen, was für ein Herrscher, was für ein mit den reichsten Gaben des Geistes und des Herzens ausgestatteter Fürst mit ihm dahinging. Er schloß die Augen am 15. Juni 1888 in Potsdam, in demselben Schlosse, in dem er geboren war.

Zweites Kapitel.

Berlin war plötzlich emporgestiegen von der Hauptstadt Preußens zur Hauptstadt Norddeutschlands, in der der Norddeutsche Reichstag und das Zollparlament tagten; nach dem Kriege gegen Frankreich, als Deutschland unter einem Kaiser geeint in frischer Jugendkraft wie ein junger Aar seine Schwingen

entfaltete, wurde Berlin des deutschen Reiches Hauptstadt; ein großer Zufluß von Fremden fand statt, die Einwohnerzahl*) vermehrte sich schnell, und immer bedeutsamere Aufgaben erwuchsen für die neue Weltstadt. Wie die städtischen Behörden Berlins der Erfüllung dieser Aufgaben gerecht wurden, wie im schnellen Fortschritt die deutsche Reichshauptstadt sich glänzend entwickelte, das wollen wir in flüchtigen Strichen unseren Lesern zum Schlusse unserer Darstellung zu schildern versuchen.

Der mächtig anwachsenden Einwohnerzahl gegenüber blieb in den sechziger Jahren, ja auch noch in den der Erhebung zur Reichshauptstadt zunächst folgenden Jahren die räumliche Entwickelung Berlins außerordentlich zurück. Die in großer Zahl nach Berlin strömenden Provinzler, die in der aufstrebenden Stadt ein leichteres Fortkommen und bessere Existenzbedingungen als in der Heimat zu finden hofften, hatten, da die Bauthätigkeit nicht so schnell dem wachsenden Bedürfnisse nach Wohnungsgelegenheiten folgen konnte, oft Mühe, ein Unterkommen zu finden. Die Folge war ein sehr schnelles Ansteigen der Mietspreise. Durchblättern wir die Tageszeitungen aus jenen Jahren, so finden wir nur allzu oft bewegliche Klagen über die schnell in die Höhe getriebenen Mieten. Das auch heute noch in Berlin gehörte Wort: „Die Miete frißt alles" wurde in jener Zeit zuerst vernommen. Das Verhältnis zwischen Hausbesitzern und Mietern verschlechterte sich von Jahr zu Jahr. Die ersteren konnten sich ihre Mieter nach Belieben aussuchen, sie hatten nicht zu befürchten, eine oder gar mehrere Wohnungen in ihren Häusern leer zu behalten, und sie suchten sich natürlich solche Mieter aus, die nicht nur im stande waren, die meist noch jeglicher Behaglichkeit entbehrenden Wohnungen recht teuer zu bezahlen, sondern sie schrieben ihren Mietern in den berüchtigten Mietskontrakten an Kriegsartikel erinnernde Verhaltungsmaßregeln vor, deren nicht pünktliche Innehaltung mit sofortiger Exmission bedroht wurde. Kinderreiche Familien hatten es besonders schwer, eine Wohnung in Berlin zu finden, die Wirte nahmen oft nur kinderlose Ehepaare als Mieter an. Was blieb den geplagten Familienvätern da anders übrig, als außerhalb des Weichbildes der Stadt eine Wohnung zu suchen, wo die Nachfrage nach Wohnungen noch nicht die Mieten zu unerschwinglicher Höhe getrieben, wo die frische, freie, von einem Häusermeere unbeengte Luft dem jungen Nachwuchse eine gedeihlichere Entwickelung versprach als die schmutzigen, staubigen Straßen der Stadt. In jene Zeit fällt der Anfang der Entwickelung der Vororte. Meist waren es Beamte, die in den Berlin umgebenden Dörfern Grundstücke erwarben und landhausartige Wohnhäuser bauten, die nur für ihre eigene Familie bestimmt, mit den meist bescheidenen Mitteln zu bestreiten

---

*)	Berlin	zählte	Ende	1862:	567650	Einwohner.
	„	„	„	1865:	657698	„
	„	„	„	1869:	762450	„
	„	„	„	1870:	774310	„
	„	„	„	1871:	826341	„
	„	„	„	1875:	966858	„
	„	„	„	1880:	1122330	„
	„	„	„	1885:	1315287	„
	„	„	„	1888:	1470232	„

waren. Und doch waren der Glücklichen, die im stande waren, außerhalb der Thore Berlins ein Heim zu finden, verhältnismäßig wenige; in der Stadt selbst wuchs die Not von Jahr zu Jahr, und wenn auch im Jahre 1872 in Berlin 24 Baugesellschaften vorhanden waren, die zum Teil Grundstücksspekulation, zum Teil aber auch die Bebauung ihrer Parzellen sich zur Aufgabe gestellt hatten, so nahm doch der Wohnungsmangel besonders an Arbeiterwohnungen derartig zu, daß im Jahre 1872 zum Ostertermine Hunderte von Familien keine Wohnungen fanden und buchstäblich auf der Straße lagen. Das waren nicht etwa vollkommen Mittellose, die überhaupt nicht die Kosten einer Wohnung erschwingen konnten, sondern fleißige, intelligente Arbeiter, strebsame Handwerker, die es ablehnten, die ihnen im Arbeitshause zur vorläufigen Unterkunft zur Verfügung gestellten Räume zu beziehen. Es ging ihnen wider ihre Ehre, dort, wo ganz Verarmte oder auf dem abschüssigen Wege zum Verbrechen Befindliche von Amts wegen untergebracht wurden, ihr Zelt aufzuschlagen. Sie fanden sich selbst andern Rat. Die Wohnungslosen mieteten Bauplätze in der Nähe der Stadt und errichteten darauf Bretterhäuser, in denen sie sich häuslich einrichteten. So entstand eine ganze Budenstadt, die Baracken genannt, zu denen im Jahre 1872 die Berliner Bürger oft hinauswanderten, um das Leben dort aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Es ging im allgemeinen ganz lustig in den Baracken zu, und die Eigenart des Berliners, sich schnell den thatsächlichen Verhältnissen mit Laune und Geduld anzupassen, zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit recht deutlich.

Es wurde in den nächsten Jahren mit fieberhafter Eile, sowohl von den Behörden der Stadt, als auch von Privatgesellschaften daran gearbeitet, der sich täglich mehrenden Zahl der Einwohner Wohnungen zu schaffen. Die Stadtverwaltung mußte ihr Augenmerk zunächst darauf richten, den immer noch vorhandenen Gegensatz zwischen Stadt und Land, der an den Thoren, wo die Schlacht- und Mahlsteuer erhoben wurde, sich recht eindringlich dem in die Stadt Ziehenden aufdrängte, mehr und mehr zu mildern. Die Schlacht- und Mahlsteuer wurde beseitigt, was um so leichter fiel, als die damals noch erhobene Mietssteuer dank den steigenden Mietszinsen von Jahr zu Jahr reichere Erträge brachte. Nun konnten die Thore fallen, das Oranienburger, das Leipziger, das Hallesche; jetzt konnte die Stadt ihre Straßen wie Fühler in die Umgebung hinausstrecken, jetzt dehnte und reckte sich Berlin nach allen Richtungen hinaus, jetzt war Raum gewonnen zur Anlage neuer Straßen, zum Bau neuer Mietshäuser, zur Anlage öffentlicher Parks; bald war die Wohnungsnot überwunden. Damals wurde das Dorf Moabit, das außer wenigen kleinen Wohnhäusern nur eine Reihe von Wirtschaften und Lokalen besaß, in denen sich des Sonntags und wohl auch in der Woche ein meist den niederen Klassen angehöriges Publikum bei Tanz und Spiel vergnügte, in die Stadt einverleibt. Noch bis 1871 bildete die Spree an der Unterbaumbrücke, die jetzt die Kronprinzenbrücke heißt, die Grenze für die bewohnten Gebäude der Stadt. Jenseits der Spree, im Zuge der Karlstraße standen einige Vergnügungslokale; dann begann der Exerzierplatz, von mit Unkraut bewachsenen Wiesen umgeben, der an der Stelle des jetzigen Reichstagsgebäudes in der Sommerstraße von dem Raczynskischen Palais, auf der gegenüberliegenden Seite von dem Krollschen Etablissement begrenzt

war. Von 1869—1871 wurde von den Architekten Scholz, Lent und Lapierre der Lehrter Bahnhof erbaut, der durch die Alsenbrücke einerseits mit der Stadt, durch die Moltkebrücke andrerseits mit dem Tiergarten verbunden wurde. Nach dem Kriege gegen Frankreich wurde 1871 das Generalstabsgebäude in Ziegelrohbau aufgeführt, in dem sich die Wohnung des Generalstabschefs, des Grafen Moltke, befand. Wer von der Unterbaumbrücke kommend dem Exerzierplatz zuschritt, mußte ein Eisenbahngeleise überschreiten, das vom Hamburger Bahnhofe kommend, dem Zuge der Sommerstraße folgend, am Brandenburger Thore vorbei zum Potsdamer Bahnhofe führte; es war die alte Verbindungsbahn Berlins, die den Güterverkehr von einem Bahnhofe zum anderen vermittelte.

Vom Stettiner Bahnhofe führte das Schienengeleise durch die Invalidenstraße zum Hamburger Bahnhofe; oft mußten an der Kreuzung der Invalidenstraße durch die Chausseestraße ganze Reihen von Fuhr- und Lastwagen des Augenblickes harren, wo der Eisenbahnzug die Straße passiert hatte. Auch am Brandenburger Thore ertönte häufig genug die Klingel der Lokomotive, den Passanten und Wagenführern das Nahen des Eisenbahnzuges anzeigend und zur Vorsicht mahnend. Erst als die Bebauung des Tiergartens weiter fortgeschritten war und die schnell gesteigerten Verkehrsverhältnisse die häufigen Absperrungen der von der Bahn durchfahrenen Straßen unerträglich erscheinen ließen, wurde die Ringbahn in weiterem Umkreise um die Stadt geführt.

Der Bau des Stadtteiles Moabit ging schnell von statten. Die Straße Alt-Moabit entstand mit ihren vielen sie rechtwinklig treffenden Querstraßen. Auf dem Gelände, das früher der Berliner Jugend als Turnplatz gedient, entstand in den Jahren 1877 bis 1881 der von Lorenz und Reimann im Rundbogenstil erbaute Justizpalast mit dem Gefängnis für die in Untersuchung befindlichen Gefangenen. Die Rathenowerstraße, die Thurmstraße wurden angelegt und schnell bebaut, so daß nach wenigen Jahren der ganze zwischen dem Lehrter Bahnhof und dem Charlottenburger Gebiete gelegene Raum von dem neuen Stadtteile Moabit eingenommen war. Im Jahre 1875 wohnten bereits 19,361 Personen in Moabit, deren Zahl 10 Jahre später, also im Jahre 1885, auf über 48,000 gestiegen war. Auch der Tiergarten wurde an vielen Stellen bebaut; vor dem Potsdamer Thore waren schon die Bellevue-, die Viktoriastraße, die Lennéstraße und in ihrem Zuge die Tiergartenstraße vorhanden. Freilich vermehrte sich die Bevölkerung in dem Tiergartenviertel nicht in gleichem Maße wie in den anderen Teilen der Stadt. Von 1875, wo etwa 2700 Personen gezählt wurden, bis 1885 war ihre Zahl auf 5500 gestiegen. Wenn man aber bedenkt, daß in dem bebauten Teile des Tiergartens keine großen Mietshäuser errichtet wurden sondern meist nur für den Gebrauch einer Familie bestimmte Häuser, dann gewähren auch diese Zahlen einen Schluß auf die Bauthätigkeit, die in dem zehnjährigen Zeitraum in dem Gebiete des Tiergartens geherrscht hat. Auch für die Verbesserung der vorhandenen und für die Anlage neuer Wege durch den Tiergarten wurde gesorgt. Wir wollen hier nur an die Umgestaltung der Umgebung des jetzigen Königsplatzes erinnern; die Siegesallee wurde angelegt, als die Mitte des großen Exerzierplatzes mit der Siegessäule geschmückt wurde; am 2. September 1873 wurde das zur Erinnerung an die

siegreichen Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 nach Plänen von Strack errichtete, durch die Viktoria von Drake gekrönte und auch durch Anton von Werners Meisterhand geschmückte Werk enthüllt.

Während der „Zug nach dem Westen" meist die wohlhabenderen Klassen der Bevölkerung veranlaßte, ihre Wohnstätte nach dem Tiergarten zu, vor das Potsdamer Thor und in das Geheimratsviertel zu verlegen, waren auch in anderen Stadtgegenden, namentlich im Osten die Grenzen weit hinausgerückt, beziehungsweise durch Anlage neuer Straßen Platz zu Wohngebäuden geschaffen. Wo früher große Fabrikstätten der Bebauung hinderlich gewesen waren wie im Norden, da fielen diese. Das große Borsigsche Grundstück vor dem Oranienburger Thor, von dem im Jahre 1841 die erste in Deutschland für die Berlin-Anhalter Bahn gebaute Lokomotive ausgegangen war, fiel im Jahre 1887 auch den Bedürfnissen der Großstadt zum Opfer. Die Chausseestraße und ihre Umgebung wurde bis über den Wedding hinaus erweitert, die Müllerstraße weit hinaus bis fast nach Tegel hin zu beiden Seiten bebaut. Im Osten verfolgen wir die Frankfurter Allee bis zu den Dörfern Friedrichsberg und Lichtenberg, die wir ebenso zwischen ununterbrochenen Reihen von Häusern erreichen wie im Westen der Stadt Schöneberg. Die Zeiten sind längst vorüber, wo der Berliner, um die in der Nähe der Stadt gelegenen Dörfer zu besuchen, eine Wanderung oder Fahrt über Land machen mußte. Heute betreten wir den Boden Schönebergs, Rixdorfs, Friedrichsbergs, Charlottenburgs und Wilmersdorfs, ohne nur zu ahnen, daß wir Berlins Grenzen überschreiten, so unmittelbar stehen jetzt die Vororte mit der Stadt in inniger Verbindung.

Dadurch daß die Stadt sich weit über ihre noch in den sechziger Jahren innegehaltenen Grenzen hinausreckte, wurde im Innern, in ihrem Mittelpunkte, die Möglichkeit gegeben, die einer Großstadt vielfach unwürdigen Verhältnisse einer durchgreifenden Umgestaltung zu unterziehen. Es machte sich das Bestreben kund, das Centrum der Stadt mehr und mehr für Geschäfts- als Wohnhäuser zu verwerten, was dazu führte, nicht nur den größten Teil der im eigentlichen Centrum gelegenen Häuser einzureißen und durch andere der neuen Bestimmung als Geschäfts- und Warenhäuser angemessenere Bauten zu ersetzen, es machte sich auch die Notwendigkeit geltend, dem gesteigerten geschäftlichen Verkehre ganz neue und bessere Wege zu bahnen, als er bisher in diesem ältesten Teile der Stadt besessen hatte. Diese Gründe waren die maßgebenden für die städtischen Behörden, als sie im Beginn der achtziger Jahre beschlossen, die Kaiser Wilhelmstraße als eine Prachtstraße ersten Ranges von dem Lustgarten an als Fortsetzung der Straße Unter den Linden bis zum Norden Berlins durchzuführen. Im Jahre 1886 wurde der Bau der prächtigen Kaiser Wilhelmbrücke begonnen, die an Stelle der früheren Sechserbrücke den Lustgarten mit der Burgstraße verbinden sollte. Bei dem Tode Kaiser Wilhelms war die Brücke dem Verkehr bereits übergeben und fast der Vollendung nahe und ließ durch den Schmuck, den sie in den vier aus schwedischem, rotem Granit gearbeiteten Obelisken und in den aus karrarischem Marmor gefertigten Genien des Krieges und des Friedens erhalten, die Pracht und Größe des fertigen Baues im voraus ahnen. Die Brücke allein erforderte einen Kostenaufwand von ein und einer halben Million Mark. Die Kaiser Wilhelmstraße schaffte Licht und Luft in bisher engen und häßlichen Straßen, sie trug namentlich dazu bei,

daß der Neue Markt mit seinem aus der ältesten Geschichte Berlins bekannten Gebäude, der Marienkirche mit dem schönen Langhansschen Turme, dem Beschauer sich in vorteilhafterer Weise darstellte als vorher. Die Königsmauer, jener berüchtigtste Teil Alt-Berlins, fiel unter der Hacke der Bauarbeiter, und es wurde Platz geschaffen für die Verbreiterung der Neuen Friedrichs- und Klosterstraße. Die Kaiser Wilhelmstraße wurde weiter geführt bis zur Münz- und Hirtenstraße, das Viktoriatheater in der Münzstraße wurde abgerissen, und es ist nur noch eine Frage der Zeit, daß die Kaiser Wilhelmstraße weit bis in den höchsten Norden der Stadt ihren letzten Ausläufer senden wird.

Einen anderen Anlaß mit alten, häßlichen Straßenzügen aufzuräumen und einen durchgreifenden Wandel in dem Bebauungsplane der älteren Stadt vorzunehmen, bot die Stadtbahn. Schon im Jahre 1871 war die Ringbahn mit zwei Geleisen und sieben Bahnhöfen eröffnet worden. Sie trug ihren Namen eigentlich zu unrecht, denn sie bildete keinen geschlossenen Ring, die Strecke Schöneberg-Moabit im Westen fehlte anfangs noch. Sie war dazu bestimmt, die alte Verbindungsbahn zu ersetzen, also den Güterverkehr zwischen den einzelnen Berliner Bahnhöfen zu vermitteln. Indessen wurde nach wenigen Jahren der Ring geschlossen und die Bahn auch dem Personenverkehr zugänglich gemacht. Dieser blieb zunächst gering, bis die Stadtbahn mit ihr verbunden wurde, und sie in Gemeinschaft mit dieser einer der bedeutendsten Faktoren für den Berliner Verkehr wurde. Im Jahre 1872 hatte sich eine Privatgesellschaft zu dem Zwecke gebildet, die Bahnhöfe im Osten und Westen der Stadt zu verbinden durch eine nicht um die Stadt herum, sondern geradewegs durch sie hindurch gehende Bahn mit Haltestellen innerhalb der Stadt. Der preußische Staat hatte sich aus militärischen Gründen an dem Unternehmen beteiligt. Als im Jahre 1878 die Mittel, über welche die Gesellschaft verfügte, sich als nicht ausreichend für das großartige Unternehmen erwiesen, übernahm der Staat die ganze Bahn in eigene Verwaltung, und sie wurde nun so schnell gefördert, daß im Frühjahr 1882 ihre Eröffnung erfolgen konnte. In den Stadtteilen, durch welche sie hindurchführt, hat sie das Straßenbild vollständig verändert, hauptsächlich wo sich die Bahnhöfe befinden, wie in der Friedrichstraße, an der Börse, am Alexanderplatz und an der Jannowitzbrücke. Viele Häuser fielen der Bahn zum Opfer, und Tausende von Berlinern waren genötigt, ihr Heim weiter hinaus an die Peripherie der Stadt und über sie hinaus zu verlegen. Es wurde ihnen das aber durch die Stadtbahn selbst leicht gemacht, weil sie im stande war, den Geschäftsmann oder den Beamten in kurzer Zeit dahin zu bringen, wo er seinen Beruf ausüben mußte. Für die verschwundenen Geschäftsräume boten die Stadtbahnbogen selbst schnell einen willkommenen Ersatz. Sie wurden bald zu den verschiedensten Geschäftszwecken von der Bahnverwaltung vermietet.

Im Centrum der Stadt änderte sich das Straßenbild auch durch die Zuschüttung des alten Festungsgrabens, der seit des großen Kurfürsten Zeiten Berlin und Cöln in zwei Armen umgab. Die Taubenstraße wurde bis zum Hausvoigteiplatz durchgebrochen und dem die Gegend verunzierenden „Bullenwinkel" ein Ende gemacht.

War es so nach wenigen Jahren geglückt, der unaufhaltsam anwachsenden Zahl der Einwohner entsprechende Unterkunft durch Vermehrung der Verkehrsmittel zu schaffen, so erwuchs der Verwaltungsbehörde noch eine große

Menge anderer Aufgaben, die nicht weniger schnell und glücklich gelöst wurden. Wir können hier nur einige dieser Fragen flüchtig streifen, ein näheres Eingehen auf die Veränderungen und Verbesserungen, welche der Berliner Magistrat in Verbindung mit den Stadtverordneten in fleißiger und einträchtiger Arbeit für Berlin in das Leben gerufen hat, würde ganze Bände füllen. Wir wollen nur die Fürsorge der städtischen Behörde für die Gesundheitsverhältnisse der Stadt erwähnen, die Durchführung der Kanalisation, die Anlage und Erweiterung der städtischen Wasserwerke, die Schaffung öffentlicher Parks, die für eine volksreiche Stadt so nötig wie nützlich sind.

Im Jahre 1875 wurden die Kanalisationsarbeiten in Angriff genommen. Bis dahin verunzierten die tiefen, breiten Rinnsteine, die nicht ungefährlich waren, weil man in ihnen und über sie leicht zu Falle kommen konnte, alle Straßen. Sie verpesteten durch die Abfallstoffe, die ihnen durch Gossen und direkt zugeführt wurden, die Luft; ihr Abfluß war mangelhaft, ein heftiger Platzregen verwandelte die Straße zuweilen in einen kleinen See, auf dem die allezeit zu einem kleinen Unfug aufgelegten Berliner Straßenjungen mit Hülfe der Bohlen, die die Uebergänge vom Fahrdamme zum Bürgersteig bildeten, umher gondelten. Solchen schreienden Uebelständen machte die Kanalisation ein Ende. Die Stadt wurde in Radialsysteme eingeteilt, das dritte Radialsystem wurde zuerst in Angriff genommen. Es wurden gemauerte Kanäle einige Meter tief unter dem Straßendamm in die Erde gelegt, aus den Häusern wurden Röhren in die Kanäle geführt, die zur Aufnahme und Wegführung der Abfallstoffe und Spülwasser dienen sollten. Mit dem Bau der Kanäle und Röhren ging die Erwerbung und Einrichtung der Rieselfelder Hand in Hand, auf welche die Spülwässer aus der Stadt hinausgeleitet werden mußten. Zunächst wurde das Gut Osdorf zu Rieselzwecken erworben, bald wurden die Ankäufe umfangreicher Areale erforderlich. Im Jahre 1888 gehörten der Stadt Berlin bereits Osdorf, Großbeeren, Falkenberg, Malchow, Blankenfelde, Rosenthal, Möllersfelde, Lindenhof, Hellersdorf und Schenkendorf, die einen Grundbesitz von über 6600 ha bildeten. Zum Teil wurde das Rieselland von der Stadt selbst bewirtschaftet, zum Teil verpachtet. Das Streben der städtischen Behörde ist dahin gerichtet, durch die Bewirtschaftung der Güter ihre Rentabilität zu sichern; ist dieses Ziel auch heute noch nicht erreicht, so sind doch die bisherigen Ergebnisse nicht dazu angethan, die Hoffnung auf seine Erreichung zu nichte werden zu lassen.

Die Aufgabe, den Einwohnern Berlins ein gutes, gesundes Trinkwasser zu schaffen, hatte die städtischen Behörden bereits zur Zeit Friedrich Wilhelms IV. beschäftigt. Auf die Veranlassung des Polizeipräsidenten v. Hinckeldey hatte die Stadt mit einer englischen Gesellschaft einen Vertrag wegen Lieferung des Trinkwassers abgeschlossen. Im Anfange der siebziger Jahre finden wir dann den Ingenieur Veit Meyer im Auftrage der Stadt eifrig mit den Vorarbeiten für eine allgemeine städtische Wasserversorgung beschäftigt. Mit schweren Opfern erstand im Jahre 1874 die Stadt von der englischen Gesellschaft den Besitz der vorhandenen Anlagen und übernahm die Versorgung Berlins mit gutem Trinkwasser in eigene Verwaltung. Berlin erhält jetzt seinen Bedarf an Wasser teils aus dem Tegeler See, teils aus dem Müggelsee. Großartige Wasserhebewerke wie das in der Warschauerstraße, in Charlottenburg, auf dem Tempelhofer Berge u. a., heben das Wasser in

die höchsten Stockwerke aller Häuser, so daß an gutem Wasser, welches nach dem Ausspruche eines griechischen Weisen das beste aller Dinge sein soll, in Berlin kein Mangel mehr ist. Der Wasserverbrauch ist in Berlin ein ganz außerordentlich großer. Die städtischen Werke liefern alles für die Reinigung der Straßen, Parks u. s. w. nötige Wasser unentgeltlich. Gegen das Ende des Jahres 1888 waren über 20,000 Häuser an das Rohrsystem der städtischen Wasserleitung angeschlossen. Vom Jahre 1880 an bis 1888 wuchs die in die Stadt geleitete Wassermenge von 20 Millionen Kubikmeter auf fast 32 Millionen Kubikmeter an. Auch diese Zahlen sind geeignet, uns ein Bild von der außerordentlichen Entwickelung unserer Stadt während der letzten Jahre zu geben.

Ebenso wie die städtischen Behörden bestrebt waren, die Güte des in die Stadt geleiteten Wassers nach Möglichkeit zu bessern und zu vervollkommnen, so sorgten sie auch dafür, daß in Berlin die einer Großstadt so nötigen öffentlichen Plätze, Promenaden und Parks vorhanden waren, die der durch das Zusammendrängen so vieler Menschen verdorbenen Luft ein Gegengewicht zu bieten vermochten. Alle neuen, den Umkreis der Stadt weiter hinausrückenden Straßen wurden möglichst breit angelegt, in der Mitte meist mit einer von Rasenstreifen eingefaßten Promenade, zu deren Seiten sich zwei Fahrwege erstrecken. In allen Straßen, in denen der allzugroße Verkehr dies nicht gerade verbot, wurden Bäume angepflanzt. Die Hauptfürsorge der Verwaltung erstreckt sich aber auf die Anlage und Erhaltung großer Parks, die als Erholungs- und Spielplätze für die Jugend für eine Großstadt wie Berlin ein unabweisbares Bedürfnis bilden. Neben dem Tiergarten, der zwar nicht unter städtischer Verwaltung steht, zu dessen Verschönerung aber die Stadt jährlich eine erkleckliche Summe beisteuert, bilden der 1845 angelegte Friedrichshain, ferner der Humboldthain, der Treptower Park mit dem sich anschließenden Plänterwalde Zierden unserer Residenz, die sich mit ähnlichen Anlagen jeder anderen Großstadt durchaus messen können. In dem Jahre 1888 waren auch bereits die Arbeiten zur Schaffung eines neuen öffentlichen Parkes, des Viktoriaparkes auf dem sandigen Kreuzberge, in vollem Gange. Der Name des Gartenbaudirektors Mächtig, welcher die Pläne für diese und so viele andere Gartenanlagen in unserer Stadt gezeichnet hat, wird für immer mit diesen herrlichen Anlagen verbunden sein.

Unsere Leser erinnern sich der beweglichen Klagen, die die Berichte fast aller reisenden Fremden über das schlechte Pflaster der Stadt Berlin wie ein roter Faden durchziehen. Fast gleichzeitig mit der Durchführung der Kanalisation beginnt eine völlige Umgestaltung der Pflasterungsverhältnisse unserer Stadt. Die tiefen, breiten Rinnsteine fielen fort, die früher über dem Trottoir endigenden Gossen führten nicht mehr das Regenwasser über die Trottoire hinweg und schufen keine Bäche und Pfützen mehr, die von den Passanten mit Mühe überschritten oder übersprungen werden mußten. Dadurch daß fast alle verkehrsreichen Straßen von der Pferdebahn durchfahren wurden, stellten sich die Kosten der Pflasterung für die Stadt nicht sehr hoch, die Pferdebahngesellschaft wurde verpflichtet, einen erheblichen Beitrag zu den Kosten der Pflasterung wie für die Erhaltung des Pflasters zu leisten. Ein großer Teil der Straßen ist mit großen Kopfsteinen gepflastert, die einen festen Unterbau von Beton oder Kies erhalten, ein anderer, von Jahr zu Jahr zunehmender Teil trägt das schöne Asphaltpflaster, das den damit versehenen Straßen

nicht nur einen vornehmeren Anstrich verleiht, sondern auch dazu beiträgt, den Lärm und die Unruhe des großstädtischen Treibens zu mildern und abzuschwächen. Auch mit Holzpflaster sind vielfache Versuche gemacht, deren Ergebnisse aber nicht zu stärkerer Verwendung dieses Pflasterungsmaterials geführt haben. Die Aufwendungen für die Instandhaltung und Reinigung des Straßenpflasters sind außerordentlich. Die letztere wird ganz systematisch betrieben, seit die städtischen Behörden am 1. Oktober 1875 die Straßenreinigung in eigene Verwaltung übernommen haben. Besondere Sorgfalt wird der Reinigung des Asphaltpflasters gewidmet. Ueber 700 Beamte und Arbeiter sind im Dienste der Stadt dabei thätig.

Aus dem Bestreben, die Straßen und Plätze der Stadt immer rein und sauber zu erhalten, ging der Wunsch hervor, die in den siebziger Jahren noch allgemein in Berlin abgehaltenen öffentlichen Wochenmärkte, die auch höchst verkehrsstörend wirkten, abzuschaffen, und in festen, ständigen Markthallen den Händlern von der Ungunst der Witterung unabhängige Standplätze zu bieten, an denen sie den Berliner Hausfrauen die zur Befriedigung der Bedürfnisse des täglichen Lebens dienenden Schätze feilhalten konnten. Es hatte sich schon bald nach dem Kriege 1871 eine Privatgesellschaft gebildet, die den Bau einer Markthalle unternahm. Diese kam auch zu stande, und zwar in der Karlstraße, wo ein großes, an der Panke und der Spree gelegenes Terrain erworben wurde. Als die Markthalle aber fertig war und die Händler und Händlerinnen eingeladen wurden, dort Standplätze zu mieten, da zeigte sich bei ihnen eine allgemeine Abneigung, die lieb gewonnenen Plätze auf dem Wochenmarkte zu verlassen, und die Gesellschaft, welche die Markthalle gebaut hatte, brach zusammen. Diese letztere hat also kaum ihrem eigentlichen Zwecke gedient; lange Jahre hatte der Cirkus Renz dort seine Zelte aufgeschlagen. Im Jahre 1881 nahm die Stadtverwaltung die Markthallenfrage auf. Die Arbeiten wurden so schnell gefördert, daß der Bau der Centralmarkthalle am Alexanderplatze und dreier anderer, in der Friedrichstraße, Zimmerstraße und Dorotheenstraße, im Jahre 1883 begonnen und 1885 bereits vollendet wurde. Auch den städtischen Markthallen gegenüber verhielten sich die Händler anfangs ziemlich ablehnend, aber da die Wochenmärkte in den Gegenden, wo die Markthallen sich befanden, aufgehoben wurden, so blieb ihnen nichts übrig, als die ihnen angebotenen Stände zu beziehen. In der mit der Stadtbahn verbundenen Centralmarkthalle wird auch Großhandel betrieben, während die übrigen Hallen, auch die in späteren Jahren noch dazu errichteten, lediglich dem Kleinhandel dienen. Wie segensreich die Markthallen für das äußere Ansehen der Stadt im einzelnen gewirkt haben, des können die älteren Berliner sich bewußt werden, wenn sie sich das Bild ins Gedächtnis rufen, das an den Markttagen der Dönhoffsplatz bot. Wie wäre es möglich gewesen, den jetzt so schönen, wie eine Oase in der Wüste mitten im verkehrsreichsten Teile der Stadt erscheinenden Platz mit seinen Beeten und schattenspendenden Bäumen zu schaffen, wenn nicht vorher die Möglichkeit gegeben worden wäre, das wüste Treiben des Wochenmarktes von ihm zu verbannen?

Dieselben Beweggründe, welche die städtischen Behörden zur Errichtung von Markthallen bestimmten, waren auch maßgebend, als es sich darum handelte, die gesamte Einfuhr von Vieh in Berlin zwecks gesundheitspolizeilicher

leberwachung zu centralisieren. Der Fleischbedarf in Berlin ist natürlich ein ngeheurer. Unsere Leser entsinnen sich noch der Zeiten, wo es jedem Metzger gestattet war, in seinem Hause, so viel er wollte, selbst zu schlachten. In solchen Tagen hing er die bekannte, weiße Schürze über einem Stuhle or seinem Laden auf, aller Welt Kunde gebend, daß von ihm selbst frisch eschlachtete Ware bei ihm zu kaufen sei. Viehmärkte gab es seit alter Zeit n Berlin, so auf dem Kälbermarkte, dem heutigen Werderschen Markte. Im Jahre 1765 erwarb ein Gastwirt Kläger den Stelzenkrug auf dem Alexanderlatze, um dort einen Viehmarkt abzuhalten. Es dauerte nicht lange, so urde der Stelzenkrug zu klein, der Viehmarkt wurde auf den nahen Schützenlatz verlegt. Als auch hier die Abhaltung des Viehmarktes lästig geworden ar, erwarb die Klägersche Familie 1827 das Recht, ihr Privilegium auf in Grundstück in der Landsbergerstraße zu übertragen, und dort legte sie, o jetzt die Häuser Nr. 113 bis 115 stehen, einen für die damaligen Verältnisse recht großartigen Viehmarkt an, der, verbunden mit einem Gastnd Wohnhaus für die Verkäufer und Viehtreiber, mannigfache Wandlungen urchgemacht hat, bis er einem von dem bekannten Industriellen Strousberg ns Leben gerufenen Viehmarkte vor dem Rosenthaler Thore weichen mußte. luch dieser erfreute sich keines langen Daseins. Der streng durchgeführte Schlachtzwang, d. h. das Verbot innerhalb des Weichbildes der Stadt ein Stück Vieh in einem Privathause zu schlachten, legten der Stadt die Verflichtung auf, für einen städtischen Schlachthof zu sorgen. Dieser Verpflichtung amen die Behörden durch die Anlage des Centralviehhofes vor dem Landserger Thore in großartigster Weise nach. Er umfaßt ein Terrain von twa 50 ha und ist unmittelbar an die Ringbahn angeschlossen. Die Veraltungsgebäude sowie die Viehbörse haben reichen Fassadenschmuck in Verblendteinen und Terrakotten; die Hallen und Ställe sind aus Holz und Eisen ufgeführt. Der Kostenaufwand für die gesamte Anlage, die im Jahre 1888 ollendet wurde, betrug nicht weniger als 13 Millionen Mark.

Auch dem Feuerlöschwesen war die Fürsorge der Behörden zugewandt. Von Hinckeldey im Jahre 1851 in das Leben gerufen, stand die Berliner Feuerwehr seit damals wie auch heute noch unter dem Polizeipräsidenten. Die Stadt hat fast nur das Recht, die aus der Erhaltung und Erneuerung er vorhandenen Einrichtungen erwachsenden Kosten zu bestreiten. Die Berliner Feuerwehr, an deren Spitze lange Jahre der Branddirektor Skabell tand, genießt mit Recht auf Grund ihrer guten Leistungen in und außerhalb Europas einen vorzüglichen Ruf. Nicht nur auf die Beschaffung der besten nd in der Technik am weitesten vorgeschrittenen Feuerlöschgeräte und Rettungsittel richtete sich die Sorge der Verwaltung, auch der Einübung und Ausildung der auf über 700 Köpfe angewachsenen Mannschaft wurde die ebhafteste Aufmerksamkeit geschenkt. Das Feuermeldewesen wurde durch ein System eigens für die Feuerwehr bestimmter Telegraphenstationen auf die Höhe der Zeit gebracht, so daß meist nur wenige Minuten zwischen der Meldung eines Feuers und dem Eintreffen der ersten Spritzen an der Brandätte verstreichen.

Wir wollen dieses Kapitel nicht schließen, ohne der Einrichtungen zu edenken, welche die Stadt Berlin für das Armenwesen und für die Wohlhätigkeitspflege hat treffen müssen. Von jeher haben die Berliner einen

ausgeprägten Wohltätigkeitssinn besessen, auch in der neuesten Zeit hat sich daran nichts geändert. Seit der Uebernahme der Armenpflege durch die städtischen Behörden bald nach der Einführung der Selbstverwaltung durch die Städteordnung war die ganze Stadt in Bezirke eingeteilt worden, für welche je eine Armenkommission mit dem Bezirksvorsteher als Vorsitzenden gebildet wurde. Diese Einrichtung hat sich durchaus bewährt und ist deshalb auch bis in die Gegenwart beibehalten worden. Die Unterstützung, welche die Armendirektion den Armen der Stadt angedeihen läßt, erstreckt sich nach zwei Richtungen; sie bemüht sich, den alten, mittel- und erwerbslosen Einwohnern über die Not des Daseins hinwegzuhelfen, und sie sorgt für die Verpflegung und Erziehung der elternlosen, des Ernährers beraubten Waisen. Das erste Ziel wird teils durch offene, teils durch geschlossene Armenpflege verfolgt. Die offene Armenpflege geschieht durch Zahlung laufender oder besonderer Geldunterstützungen an durch hohes Alter, durch andauernde Krankheit oder Siechtum, durch nicht zureichenden Erwerb infolge von Blindheit, Taubheit, Lähmung u. s. w. in ihrem Erwerbe behinderte Personen. Auch Naturalverpflegung wird solchen Armen durch Zuwendung von Kartoffelland, Suppen und Brennmaterial gewährt. In Krankheitsfällen wirken von der Stadt besoldete Armenärzte neben solchen, die ihre Mitwirkung unentgeltlich zur Verfügung stellen, um die Not der Armen-Kranken zu lindern. Medizin, Bäder u. s. w. erhalten die Armen gleichfalls auf Kosten der Stadt. Die geschlossene Armenpflege erstreckt sich dagegen auf solche Kranke, die in einem eigenen Heim keine genügende Pflege finden können, und deren Aufnahme in eines der städtischen Krankenhäuser erforderlich ist. Das große städtische Krankenhaus im Friedrichshain wurde in den Jahren 1870 bis 1873 nach den Plänen von Gropius und Schmieden erbaut. Mehrfach durch Anbauten erweitert, bot es im Jahre 1888 schon Raum für über 600 Kranke. Während das städtische Krankenhaus im Friedrichshain nach dem Pavillonsystem erbaut ist, hat das Krankenhaus in Moabit den Barackencharakter bewahrt, in dem es gleich bei seiner ersten Gründung 1872 geplant war. Ursprünglich nur zur Aufnahme von Pockenkranken bestimmt — diese Krankheit wütete damals besonders stark in Berlin — dient es jetzt zur Aufnahme hauptsächlich mit ansteckenden Krankheiten Behafteter. In den jetzt vorhandenen 30 Baracken finden über 500 Kranke zu gleicher Zeit Aufnahme.

Im Todesjahre Kaiser Wilhelms I. war bereits ein drittes städtisches Krankenhaus, das am Urban im Süden der Stadt, im Bau. Der Stadtbaurat Blankenstein hat dazu die Pläne geliefert, es ist in Ziegelrohbau ausgeführt. Daraus, daß der Bau dieses einen Krankenhauses allein 3 Millionen Mark erforderte, kann man entnehmen, welch ungeheure Summen die Stadt Berlin für ihre gesundheitlichen Einrichtungen aufwenden muß.

Im Jahre 1880 wurde die große städtische Irrenanstalt in Dalldorf bei Tegel eröffnet. Sie dient gleichzeitig als Siechenanstalt und ist für mehr als 1200 Geisteskranke und Sieche eingerichtet. Trotzdem reicht sie nicht entfernt aus, um allen Aufnahmebedürftigen erschlossen zu werden. Eine große Zahl in Privatbesitz befindlicher Anstalten, von denen wir nur das Maison de santé in Schöneberg erwähnen wollen, sind aus dem Bedürfnis nach solchen Anstalten in Berlin hervorgegangen. In der neuesten

Zeit ist die städtische Behörde zu der Einrichtung zweier weiteren städtischen Irrenanstalten geschritten.

Die Anzahl der Kranken, die in den städtischen Krankenhäusern Aufnahme suchten, überstieg die Zahl derer, welche dort Aufnahme finden konnten in dem Maße, daß es sich nicht immer umgehen ließ, kaum geheilte Personen, die noch sehr der Schonung und Pflege bedurften, aus den Krankenhäusern zu entlassen, um Platz für Neuerkrankte zu schaffen. Die Erkenntnis dieses Uebelstandes veranlaßte die Behörden der Stadt im Jahre 1887, eine bisher weder anderswo noch hier gekannte Anstalt zu gründen, die lediglich dazu bestimmt war, den Genesenden, die aus dem Krankenhause entlassen waren, noch für die ganze Zeit ihrer Rekonvalescenz Aufnahme und Pflege zu gewähren. Am 10. Oktober 1887 wurden auf dem Rieselgute zu Blankenburg eine Heimstätte für Männer, wenige Monate später, am 8. Dezember, eine ebensolche für Frauen auf dem Gute Heinersdorf eröffnet, die beide im stande sind, einer Zahl von 40 bis 50 Genesenden Unterkunft zu gewähren. In den wenigen Jahren ihres Bestehens haben diese Anstalten höchst segensreich gewirkt; vielen Kindern sind ihre Väter, ihre Mütter gesundet und gestärkt wiedergegeben worden, die ohne die ihnen hier gebotene Hülfe vielleicht nicht mehr im stande gewesen wären, ihren Elternpflichten zu genügen.

Daß Berlin außer an den städtischen Krankenhäusern noch reich ist an solchen in Privatbesitz befindlichen, brauchen wir wohl nicht erst zu erwähnen. Das von Friedrich Wilhelm IV. in das Leben gerufene Bethanien kennen unsere Leser bereits. Dieses wie das katholische St. Hedwigskrankenhaus, das der jüdischen Gemeinde gehörige Krankenhaus, ferner das Elisabethkrankenhaus, sie alle wetteifern in dem Bestreben, das in einer Großstadt wie Berlin nur allzu reichlich vorhandene Elend zu mildern und zu bekämpfen.

Die der Stadt obliegende Unterhaltung und Erziehung der Waisenkinder geschieht ebenfalls teils in offener, teils in geschlossener Armenpflege. Um unseren Lesern eine Vorstellung von den in dieser Beziehung der Stadt Berlin obliegenden Pflichten zu geben, wollen wir nur anführen, daß im Jahre 1888 nicht weniger als rund 5000 Kinder auf Kosten der Stadt in Berlin oder außerhalb Berlins sich in Pflege befanden. Außerdem faßte das städtische Waisenhaus in Rummelsburg in demselben Jahre über 400 Kinder. Die Aufsicht über die Waisen üben die Gemeinde-Waisenräte aus, deren zur Zeit nicht weniger als 215 ihres mühevollen Ehrenamtes walten. Auch die außerhalb Berlins befindlichen Pflegestätten werden durch einen städtischen Erziehungsinspektor regelmäßig überwacht.

Die nicht städtischen Waisenhäuser, die Taubstummen- und Blindenanstalten, die Siechenhäuser, die verschiedenen Hospitäler, sie alle legen Zeugnis davon ab, daß der dem Berliner Volke seit Jahrhunderten innewohnende Wohlthätigkeitssinn auch heute noch die schönsten Früchte treibt. Wohl dem Gemeinwesen, das in so hochherziger Weise die leiblichen und geistigen Schäden und Gebrechen der Menschen zu heilen und zu mildern versteht, welche in einer Großstadt natürlich in viel höherem Maße zu Tage treten müssen als auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt in der Provinz.

Drittes Kapitel.

Berlin ist eine Stadt der Arbeit. In keiner anderen Großstadt des europäischen Festlandes dürfte man die Schaffensfreudigkeit, die rastlose Thätigkeit finden, welche in Berlin, wohin man blicken mag, sich zeigen. Die Bedeutung Berlins als Fabrik- und Handelsstadt ist während des von uns jetzt behandelten Abschnittes seiner Geschichte in das Ungeheure gewachsen. Seine Lage wie seine Verbindungen sind ihm als unerläßliche Vorbedingungen für die Entwickelung seiner Industrie von der Natur gegeben; die Intelligenz seiner Bewohner und die ebenso unerläßlichen Mittel an Geld, über die sie verfügen konnten, trugen das ihre dazu bei, in einer unglaublich kurzen Zeit Berlins Industrie zu hoher Blüte gelangen zu lassen. Als im Jahre 1871 der Frieden geschlossen war, in dem sich Frankreich zur Zahlung von fünf Milliarden Kriegskostenentschädigung an das Deutsche Reich verpflichtete, strömten dem Lande Kapitalien zu, die dem Unternehmungsgeiste der Deutschen und vor allem der Berliner die gewichtigsten Aufgaben stellten. Auf jedem Gebiete der Industrie zeigte sich ein Aufschwung, wie wir ihn in keinem Abschnitte unserer Geschichte je zu beobachten Gelegenheit fanden. In dem Zweige der Gewebe, der Eisen- und Stahlwaren, in den Nährgewerben, in der Wollindustrie, in dem Konfektionsgeschäft, überall finden wir denselben mächtigen Fortschritt. Wo das Kapital des einzelnen nicht zu umfangreicher Unternehmung ausreichte, wurde zur Gründung von Aktiengesellschaften geschritten, deren Zahl sich im Anfange der siebziger Jahre außerordentlich vermehrte. Nicht immer war es ein solider Boden, auf dem diese Aktiengesellschaften gebaut wurden, es waren viele zweifelhafte Gründungen darunter, die keinen langen Bestand hatten, die der Zeit ihres Entstehens und kurzen Daseins den Namen der Gründerjahre gegeben haben. Damals herrschte in Berlin eine fieberhafte Thätigkeit auf jedem Gebiete, am meisten auf dem des Bauwesens. Es konnten nicht Bauhandwerker, nicht Maurer genug nach Berlin kommen, um das Bedürfnis nach Wohnhäusern zu befriedigen. Die Löhne, die ihnen gezahlt wurden, stiegen in das Unglaubliche, ein Tagelohn von 10 bis 12 Mark war der gewöhnliche. Dementsprechend änderte sich schnell die Lebenshaltung dieser Arbeiter, von der damals in Berlin Wunderdinge erzählt wurden. Die Herrlichkeit dauerte aber nicht lange, auf die Gründerjahre folgte der „Krach“, der im Jahre 1873 von der Wiener Börse ausgehend, sich auf fast alle Kulturstaaten der Welt übertrug und auch in Berlin seine verheerende Wirkung übte. Die Menge neuer nicht lebensfähiger Unternehmungen aus den Gründerjahren fielen zusammen. Der Reichstagsabgeordnete Eduard Lasker erwarb sich ein großes Verdienst dadurch, daß er am 7. Februar 1873 in einer im Reichstage gehaltenen Rede die schwindelhaften Gründungen bloßstellte, an denen sich Männer aus den höchsten Beamtenkreisen beteiligt hatten. Damals waren die Namen Strousberg, der Geber, der Quistorp u. a. in aller Berliner Munde. Trotzdem waren die Gründerjahre für Berlin, was seine äußere Erscheinung betrifft, von bleibendem Werte. Mit den schwindelhaften Unternehmungen stürzten nicht die Gebäude ein, die jenen ihre Entstehung verdankten. Gebers Schöpfung, das Industriegebäude in der Kommandantenstraße, gab der Stadtgegend, in der es entstand, einen neuen Aufschwung; Quistorps Gründung

Bestend stürzte jählings zusammen, der anmutige Villenvorort Westend aber ist geblieben, und mancher reiche Berliner hat sich dort sein Heim gebaut. Strousberg ist im Elende gestorben, seine Schöpfungen aber, wir nennen nur die Berlin-Görlitzer Bahn, haben ihn überlebt. Ein hervorragendes Denkmal aus jener Zeit bildet die Kaisergalerie, Passage genannt, die von dem Aktien-Bauverein Passage in den Jahren 1871—1873 nach Plänen von Kyllmann und Heyden erbaut wurde. Sie ist eine mit Glas überdeckte Verbindungshalle zwischen den Linden und der Behrenstraße, etwa 130 Meter lang, 8 Meter breit und 13 bis 14 Meter hoch. Die Gebäude an den beiden Ausgängen der Passage sind durch Fassadenschmuck reich ausgestattet, im Renaissancestil gehalten und bilden eine Zierde Berlins, die kein Fremder aufzusuchen versäumt. Etwa fünfzig Läden mit reich ausgeputzten Schaufenstern, von denen namentlich das des Panoptikums stets von einem großen Kreise Schaulustiger umringt ist, bieten den fast immer in dichten Scharen durch die Passage Schreitenden Abwechselung genug.

Eines besonderen Aufschwunges in den Jahren Kaiser Wilhelms I. erfreuten sich in Berlin, um nur einzelne Gewerbe herauszugreifen, der Maschinenbau, die Bierbrauerei und das gesamte Kunstgewerbe. Es giebt wohl über 100 Maschinenbauanstalten in Berlin, von denen viele einen Weltruf besitzen; zum Teil sind sie nicht mehr in den Händen ihrer Begründer oder deren Nachkommen. Es sind vielmehr eine ganze Anzahl von ihnen in Aktiengesellschaften verwandelt worden. Dasselbe gilt von den zahlreichen Brauereien, die einen ungeheuren Aufschwung in den letzten 30 Jahren zu verzeichnen haben. In Berlin wurden von jeher schon immer große Massen Bieres vertilgt; daran hat sich nichts geändert, die Berliner erfreuen sich nach wie vor eines achtunggebietenden Durstes. Als in den Gründerjahren auch verschiedene Aktienbrauereien jäh aus der Erde emporschossen, da kam



Das Reichstagsgebäude auf dem Königsplatze von Paul Wallot 1884—1894 gebaut.

es wohl zuweilen vor, daß das von ihnen gebraute Bier weniger dem Geschmacke des durstigen Berliners als dem Geschmacke der Aktionäre an einer fetten Dividende angepaßt war. Die Berliner Brauereien fanden aber bald äußerst rührige Wettbewerber in den von auswärts besonders aus Bayern eingeführten Bieren, die sie zwangen, auch ihrerseits auf ihr Gebräu die äußerste Sorgfalt zu verwenden, um nicht im Hintertreffen zu verbleiben. Gegenwärtig dürfte es unter den mehr als achtzig in Berlin vorhandenen Brauereien kaum eine geben, deren Erzeugnis nicht einen großen Kreis von Verehrern in den verschiedensten Gesellschaftsklassen besäße. Die besondere Eigentümlichkeit Berlins, das Weißbier, wird immer noch hoch geschätzt, und trotz der großen Mengen an Münchener, Nürnberger, Kulmbacher, Erlanger, Pilsener Bier, und wie sie alle heißen mögen, die alljährlich in Berlin eingeführt werden, ist die Menge des allein in unserer Stadt in einem Jahre erzeugten Bieres auf drei Millionen Hektoliter geschätzt. Freilich genügt der große Durst der Berliner selbst nicht, solche Mengen zu vertilgen; ein nicht geringer Teil wird nach auswärts gebracht, wo das Berliner Bier sich keiner geringeren Beliebtheit erfreut als in seiner Heimat.

Der mächtige Aufschwung der Berliner Industrie kam im Jahre 1879 bei Gelegenheit der Gewerbeausstellung auf das glänzendste zur Erscheinung. Die Ausstellung fand auf dem Gelände des heutigen Landesausstellungs-Parkes zwischen dem Lehrter Bahnhofe, der Invalidenstraße und der Straße Alt-Moabit statt. Die Vertreter der Industrie, des Handels, der Kunst und des Kunsthandwerkes hatten ihre Kräfte zur Schaffung eines Werkes vereinigt, dessen Ergebnis in jeder Beziehung ein glänzendes war. Hier hatte die auf dem jungen elektrotechnischen Gebiete an der Spitze marschierende Firma Siemens und Halske die erste elektrische Straßenbahn angelegt, die als Versuch für die zwei Jahre später von derselben Firma in Groß-Lichterfelde in das Leben gerufene elektrische Bahn diente. Die Ausstellung gab ein zutreffendes Bild von der Leistungsfähigkeit der heimischen Industrie und trug nicht wenig dazu bei, ihr Absatzgebiet zu erweitern und den Berliner Gewerben die höchste Anerkennung aller Kreise zu verschaffen. Auch Kaiser Wilhelm I. besuchte die Gewerbeausstellung und spendete vielen ihrer Einzelheiten Beifall und Anerkennung. „Und das alles ohne Mitwirkung und Beihülfe des Staates — ohne irgend eine Subvention!“ rief er aus, ein Gesamturteil in ein Wort zusammenfassend, das für die Schöpfer der Ausstellung nicht ehrender sein konnte. Die Gewerbeausstellung von 1879 unterschied sich von den bisher veranstalteten ähnlichen Unternehmungen auf das vorteilhafteste auch dadurch, daß sie einen nicht unbeträchtlichen Ueberschuß abwarf, der zur Begründung einer für Kaufleute bestimmten Stiftung verwandt wurde.

Das Jahr 1880 brachte Berlin ebenfalls eine größere Ausstellung, die große Fischereiausstellung, welche am 1. Mai eröffnet wurde. Sie war aus allen Ländern, hauptsächlich der Fischfang treibenden Nationen, beschickt und erfreute sich eines regen Besuches der Berliner und der Fremden. Im Jahre 1883 veranstaltete man die Hygieneausstellung, die kurz vor ihrer Eröffnung, als die zur Ausstellung bestimmten Gegenstände glücklicherweise noch nicht den Holzgebäuden zugeführt waren, durch ein verheerendes Feuer zerstört wurde. Der dadurch verursachte Schaden wurde

schnell wettgemacht; statt der ursprünglichen höchst gefährlichen Holzbauten erstand ein Gebäudekomplex, zu dessen Herstellung lediglich Glas und Eisen dienten, so daß eine Feuersgefahr nach menschlichem Ermessen fernerhin ausgeschlossen war. Abgesehen von einem späteren teilweisen Umbau dienten die damals auf dem heutigen Landesausstellungsparke errichteten Gebäude in Eisenkonstruktion allen später dort veranstalteten Ausstellungen als Ausstellungsräume.

Der Fremdenzufluß nach Berlin war namentlich in den Jahren, die eine Ausstellung brachten, besonders groß; aber auch zu jeder anderen Zeit, in der ein solches Lockmittel nicht vorhanden war, wurde unsere Stadt das Ziel vieler Reisenden aus europäischen und überseeischen Ländern. Die meisten Fremden halten sich während der Sommermonate in Berlin auf, im August schwankte in den letzten Regierungsjahren Kaiser Wilhelms I. ihre Zahl zwischen 40 und 50 tausend, dabei sind die polizeilich nicht Gemeldeten, deren erfahrungsgemäß nicht wenige sind, nicht mit eingerechnet. Dem stetig wachsenden Zuflusse der Berlin besuchenden Fremden entsprechend hat sich die Zahl der großen Hotels unserer Stadt auch nicht unbeträchtlich vermehrt. Die Eröffnung des Kaiserhofes und des darin befindlichen Café Bauer am 1. Oktober 1876 war für Berlin ein Ereignis. Es war ein weltstädtisches Hotel, das erste, das durch seine Ausstattung den Anforderungen der neuen Reichshauptstadt gerecht wurde. In den Jahren 1873—76 wurde der Kaiserhof erbaut und großenteils mit der gesamten prachtvollen Einrichtung zweier neu gegründeten Wiener Hotels ausgestattet, die nach dem unglücklichen Verlaufe der Weltausstellung von 1873 Bankbruch erlitten hatten. Kaiser Wilhelm besichtigte das neue Hotel bei einem zweistündigen Besuche auf das eingehendste; in den Prachträumen sagte er zu dem ihn begleitenden Prinzen Karl: „Wir können es nicht so haben!" Wenige Tage nach seiner Eröffnung, am 10. Oktober, zerstörte ein Feuer das schöne, erst soeben fertig gestellte Haus zum größten Teil. Die Gesellschaft, welche es erbaut hatte, ließ sich jedoch durch diesen harten Schlag nicht entmutigen, der angestrengten Thätigkeit aller dabei beteiligten Kräfte gelang es bald, das Hotel in vollem ursprünglichem Glanze dem Verkehr wieder zu übergeben.

Während das Kaiserhofhotel durch seine Lage am Zietenplatze dem Strome der Berlin durchreisenden Fremden mehr entrückt ist, sind das Centralhotel in der Friedrichstraße und das Alexanderplatzhotel in unmittelbarer Nähe der bedeutendsten Bahnhöfe der Stadtbahn erbaut. Das Centralhotel bedeckt eine Fläche von 8600 qm, von denen 1725 qm dem großen Wintergarten zufallen. Diesen benutzen häufig größere Vereinigungen zu gesellschaftlichen Zwecken, so findet beispielsweise alljährlich die von dem Verein Berliner Presse veranstaltete Ballfestlichkeit dort statt.

Alle größeren Hotels in Berlin sind mit Gesellschaftsräumen zur Abhaltung von Festlichkeiten reich ausgestattet. Es fehlt aber auch nicht an solchen Räumlichkeiten außerhalb der Hotels. Unter der Menge der zu diesem Zwecke in den letzten Jahren unserer Geschichte errichteten Häuser nehmen die Bierpaläste eine besondere Stellung ein. In früheren Jahren waren die Berliner recht anspruchslos in Bezug auf die Ausstattung der Wirtshäuser und Lokale. War das ausgeschänkte Bier nur genießbar und schmackhaft, so wurde auf die Umgebung, in der man es trank, kein großes Gewicht

gelegt. Darin hat sich während der letzten Jahrzehnte ein völliger Umschwung vollzogen, und den Anstoß dazu gaben die bayrischen Brauereien, die ihrem Biere in Berlin Heimatsrecht erwerben wollten. In der verkehrsreichsten Gegend der Stadt, hauptsächlich in dem in der Nähe der Linden gelegenen Teile der Friedrichstraße erwuchsen palastähnliche Gebäude, deren äußerer Fassadenschmuck schon häufig verrät, daß sie dem Kultus des Gambrinus geweiht sind. Unter den vielen derartigen Gebäuden seien nur als besonders bemerkenswert das der Freiherr v. Tucherschen Brauerei in Nürnberg gehörige und das Spatenbräu der Sedlmayrschen Brauerei in München erwähnt. In dem letzteren Gebäude befindet sich gleichzeitig das berühmte Panoptikum der Gebrüder Kastan, das früher sein Heim in der Kaisergalerie gehabt.

Wer den Fremdenverkehr in Berlin kennen lernen will, der muß hierher seine Schritte lenken; hier treffen die verschiedensten Idiome sein Ohr; neben den Franzosen, Engländern, Polen, Russen und Amerikanern sind die Söhne Japans, die sich meist Studien halber in Berlin aufhalten, ja sogar die ihrer heimatlichen Tracht treu gebliebenen Chinesen mit den lang herabhängenden, glänzenden Zöpfen schon lange keine auffallende Erscheinung mehr.

Und doch begegnen wir inmitten dieser Menge von hypermodernen Erscheinungen auch manchem an die gute alte Zeit Erinnernden. Der Omnibus, der dort an uns vorüber rollt, er sah schon vor dreißig Jahren fast genau so aus wie heute. Im Jahre 1822 kamen seine Vorgänger, die Thorwagen in Berlin auf, die, nach dem ehemaligen Hofrat Kremser benannt, ihren Halteplatz vor dem Brandenburger Thore hatten. Sie dienten hauptsächlich zu Fahrten über Land; nach einem Kabinettsbefehle mußten sie auf eisernen Achsen laufen und auf Federn ruhen. Eigentliche Omnibusse für den Stadtverkehr kamen erst später auf. Im Jahre 1837 kamen fünf Linien mit 20 Wagen und 120 Pferden in Betrieb, 1865 bestanden schon 36 Linien mit über 300 Wagen. Bis dahin war das Omnibusgeschäft von vielen einzelnen Fuhrherren betrieben worden. Im Jahre 1868 kaufte eine zu dem Zwecke begründete Omnibusaktiengesellschaft die sämtlichen vorhandenen Linien auf. Bis zum Jahre 1881 zahlte man für einen Platz im Innern des Wagens 20 Pf., für einen Decksitz die Hälfte, ohne Rücksicht auf die durchfahrene Strecke. Die mächtige Konkurrenz, welche die Pferdebahn den Omnibussen machte, veranlaßte 1881 die Gesellschaft zur Einführung von Teilstrecken. Sie muß wohl ihre Rechnung dabei gefunden haben, denn im Jahre 1888 beförderten die Omnibusse aller Gesellschaften (außer der erwähnten hatten sich noch zwei andere gebildet, darunter die Neue Berliner Omnibus- und Packetfahrt-Aktiengesellschaft) nicht weniger als 23,490,000 Personen.

Auch die Berliner Droschken namentlich die zweiter Klasse haben noch vielfach den altmodischen Charakter bewahrt, der so seltsam von den sonstigen, den Geist der Neuheit atmenden Erscheinungen absticht. Friedrich Wilhelm I. hatte in seinem auf das Praktische gerichteten Sinn im Jahre 1739 das Fiakerwesen ins Leben gerufen. Im Jahre 1769 waren erst 36 Fiaker in Berlin vorhanden, deren Zahl bis 1780 auf 20 zurückging. Im Jahre 1815 erhielt der Pferdehändler Mortgen aus Dessau ein Privileg für zweisitzige Droschken, wie sie damals gerade in Warschau üblich waren. Er eröffnete den Betrieb mit 32 Droschken, stellte aber nach der Verlängerung des Pri-

vilegs später über 80 Droschken in Dienst. Im Jahre 1837 wurde nach Aufhebung des Privilegs der freie Wettbewerb zugelassen, und die Zahl der vorhandenen Droschken mehrte sich schnell. Die Einnahmen mußten aber wohl gering sein, denn das Material an Wagen und Pferden verschlechterte sich so, daß bei einer polizeilichen Revision im Jahre 1868 von etwa 2640 Droschken nicht weniger als 1630 vom Betriebe ausgeschlossen wurden. Trotzdem finden wir bald nachher die Zahl der Droschken wieder in schneller Zunahme begriffen; und dadurch, daß die Einführung der Droschken erster Klasse dem wachsenden Bedürfnis des Publikums nach mehr Eleganz und Bequemlichkeit Rechnung getragen hat, ist auch die Erscheinung des unzeitgemäßen Vehikels, als welches sich viele Droschken darstellten, in den Straßen Berlins seltener geworden. Am Ende des Jahres 1888 gab es in Berlin 2334 Droschken erster Klasse mit über 3200 Pferden, während die Zahl der Droschken zweiter Klasse auf 2437 mit etwa 3800 Pferden zurückgegangen war. Außerdem besorgten 140 Gepäckdroschken mit 474 Pferden den Verkehr der Reisenden zwischen den Bahnhöfen und der Stadt.

Auch über den Verkehr auf den Pferdebahnen und der Stadtbahn wollen wir einige statistische Angaben machen; Zahlen reden hier eine deutliche Sprache. Die erste Pferdebahn erhielt Berlin im Jahre 1865, wo eine Gesellschaft die regelmäßige Verbindung Charlottenburgs mit Berlin durch eine Pferdebahn unternahm. In Berlin selbst wurde die erste Pferdebahnlinie am 8. Juli 1873 eröffnet, als die Große Berliner Pferde-Eisenbahn-Aktiengesellschaft mit der Linie Rosenthalerthor—Gesundbrunnen ins Leben trat. Diese Gesellschaft besaß im Jahre 1888 bereits 36 Linien, darunter die Ringbahn mit mehr als 13 km Betriebslänge, 18 Bahnhöfe, 14 auf eigenen, 4 auf gepachteten Grundstücken, auf denen etwa 4900 Pferde und 1060 Wagen untergebracht werden konnten. Die Zahl der beförderten Personen betrug in demselben Jahre über 102 Millionen, wofür eine Einnahme von fast 12 Millionen Mark erzielt wurde. Eine andere Gesellschaft, die Neue Berliner Pferdebahn-Gesellschaft trat mit der Linie Molkenmarkt—Weißensee im Jahre 1883 in den Wettkampf ein und verfügte 1888 über fünf Linien von zusammen 32200 m Betriebslänge; 107 Wagen und 530 Pferde brachte sie auf den Bahnhöfen unter. Sie beförderte in demselben Jahre 10210000 Personen und hatte eine Einnahme von 1231000 Mark. Daß alle diese Zahlen in der neuesten Zeit noch eine bedeutende Steigerung erfahren haben, brauchen wir nicht zu erwähnen; daß auch die Pferdebahnen in Berlin bald nur noch der Geschichte angehören werden und in wenigen Jahren der elektrisch betriebenen Straßenbahn Platz gemacht haben werden, ist unseren Lesern bekannt.

Die Stadtbahn trat gleich nach ihrer Inbetriebsetzung kräftig in den Mitbewerb als bedeutendes Verkehrsmittel ein. Die Anzahl der von ihr im Jahre 1888 beförderten Personen betrug über 22 Millionen. Am stärksten ist der Verkehr auf den Bahnhöfen Friedrichstraße und Alexanderplatz, aber auch der Schlesische Bahnhof und namentlich die Haltestelle Börse haben einen wenig geringeren Verkehr aufzuweisen.

Daß auch der Verkehr zu Wasser für den die Berliner Dampfschiffahrts-Gesellschaft sorgt, kein kleiner ist, mag man daraus entnehmen, daß im Jahre 1888 271000 Personen von ihr befördert wurden; sie besaß damals 14 Dampf-

schiffe. Die Stralauer Dampfschiffahrtsgesellschaft beförderte auf drei großen Dampfern gegen 123000 Personen. Es sind das stattliche Zahlen, die umso deutlicher zu uns sprechen, wenn wir bedenken, daß am 8. Juli 1834 zum ersten Male ein Dampfschiff, „Henriette" genannt, von den Zelten aus die Spree hinunter seine Probefahrt nach Brandenburg und zurück nach Berlin mit großem Erfolge machte.

Zu einem vollständigen Bilde von der großstädtischen Entwickelung unserer Stadt gehört auch ein Hinweis auf die Fortschritte, die das Postwesen in den letzten Jahrzehnten gemacht hat. Noch im Jahre 1816 genügte für den gesamten Betrieb der preußischen Postverwaltung ein einziges Gebäude, das ehemalige Wartenbergsche Palais zwischen der Kurfürstenbrücke und der Poststraße. Im Jahre 1816 kaufte der preußische Staat das Haus Königsstraße 60, in dem früher der General Grumbkow gewohnt hatte, für den Postbetrieb hinzu. Hier begründete der 1846 gestorbene preußische Generalpostmeister Nagler von 1821 an das moderne Postwesen in Deutschland. Nagler ist besonders wegen des Widerstandes bekannt, den er der Einführung des ersten Eisenbahnbetriebes zwischen Berlin und Potsdam entgegen setzte. Seine eigentliche Entwickelung erfuhr aber das Postwesen erst unter Heinrich v. Stephan, der 1856 in das Generalpostamt als Geheimer expedierender Sekretär eingetreten, dazu berufen war, alle Wandlungen des preußischen Postwesens bis zu seiner Umgestaltung zur deutschen Reichspost zu leiten und zu überwachen. Seine größte That ist die Gründung des Weltpostvereins. Für Berlin kommen aber hauptsächlich die Einführung der Rohrpost und des Fernsprechers sowie die Begründung des Reichs-Postmuseums durch Heinrich v. Stephan in Betracht, welches letztere in seinen einzelnen Abteilungen die Entwickelung des Verkehrswesens von den ältesten Zeiten bis in die neueste Zeit sowie des Telegraphenwesens auf das anschaulichste zur Darstellung bringt. Die Rohrpost ist eine Anlage zur Beförderung von Briefen und Karten durch den Luftdruck in unterirdischen Röhrensträngen. Schon im Jahre 1865 gab es in Berlin einige solcher pneumatischen Verbindungen für den Telegrammverkehr zwischen wenigen Stationen; aber erst 1875 richtete v. Stephan die für den öffentlichen Verkehr bestimmte Rohrpost ein, die 1876 mit 15 Stationen und einer Gesamtlänge von 16 km eröffnet wurde. Im ersten Jahre nach der Einrichtung betrug der Verkehr auf der Rohrpost etwa 1,360,000 Sendungen, um stetig anzuwachsen auf etwa 4 Millionen im Jahre 1888. Der Fernsprecher wurde fast unmittelbar nach seiner Erfindung beziehungsweise nach seiner Vervollkommnung auf Veranlassung v. Stephans in den Dienst des Verkehrs gestellt. Wie Berlin sich rühmen kann, die erste durch elektrische Kraft betriebene Eisenbahn besessen zu haben, so hat es auch die erste europäische Fernsprecheinrichtung gehabt. Am 1. April 1881 wurde der Betrieb eröffnet, im Jahre 1888 war die Zahl der Fernsprechstellen bereits auf 9816 mit über 17,000 km Leitungsdraht angewachsen. Heute zählen wir in Berlin mehr als 20,000 Anschlüsse an das Fernsprechnetz, so daß die Zahl der Berliner Anschlüsse allein die Gesamtzahl der in ganz Frankreich vorhandenen weit übertrifft.

Berlin hatte im Jahre 1888 118 Post- und Telegraphenanstalten, 1108 Briefkästen und 40 Rohrpostanstalten; über 7700 Beamte bewältigten

den Stadtpostdienst, in dem fast 177 Millionen in Berlin aufgegebener und 129 Millionen in Berlin eingegangener Postsendungen erledigt wurden.

Nicht weniger bedeutend als der in diesen Zahlen sich spiegelnde Postverkehr ist der durch die Eisenbahnen und die Frachtschiffe vermittelte Güterverkehr von und nach Berlin. Wer sich eine Vorstellung von der ungeheuren Ausdehnung dieses Verkehrs machen will, der begebe sich in den am Spreeufer bei der Moltkebrücke gelegenen Neuen Packhof. Früher im Centrum der Stadt zwischen der Spree und dem Neuen Museum befindlich, war der Packhof dem stetig anwachsenden Verkehre bald zu enge geworden. Im Jahre 1885 wurde der Neue Packhof seiner Bestimmung übergeben; er ist während dreier Jahre von den Architekten Wolff und Keller gebaut worden und bedeckt ein Grundstück von mehr als fünf Hektar. Hohe Ufermauern fassen das Spreeufer ein, auf ihnen harren zahlreiche durch hydraulische Pressen getriebene Krähne der auf den Lastschiffen herbeigeschafften Güter. Auf der der Spree abgewandten Seite liegt der Lehrter Güterbahnhof, von dem täglich Tausende von Kisten und Kasten dem Packhofe zugeführt werden, um dort von den Steuer- und Zollbeamten geprüft zu werden. Die Dienstgebäude und die Niederlage für die zollfrei eingehenden Güter sind in Ziegelrohbau ausgeführt, die Verwaltungsgebäude und das für die Provinzial-Steuerdirektion bestimmte Gebäude sind in edlem Renaissancestil gehalten.

Viertes Kapitel.

Während der Regierung Kaiser Wilhelms I. kamen auch die Wissenschaft und die Kunst in Berlin zu hoher Blüte. Kaiser Wilhelm selbst war seiner innersten Neigung nach in erster Reihe Soldat, künstlerische und wissenschaftliche Interessen lagen ihm ferner. Dagegen zeigte sein Sohn Friedrich Wilhelm während seines ganzen Lebens eine ausgesprochene Vorliebe für die Künste, und mit großem Verständnisse hat er, unterstützt durch die gleiche Neigung seiner Gemahlin, nicht wenig fördernd für alle wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen in unserer Stadt gewirkt.

Auf der noch verhältnismäßig jungen Friedrich-Wilhelms-Universität entfaltete sich ein reiches, wissenschaftliches Leben. Die Regierung war stets darauf bedacht, ihren Lehrstühlen die bedeutendsten Gelehrten zuzuführen, und der Glanz, welcher die Namen der in Berlin versammelten wissenschaftlichen Koryphäen umgab, zog bald eine große Anzahl Studierender nach Berlin, der Mehrzahl nach Deutsche, aber auch viele Ausländer. Während im Jahre 1853 in Berlin etwa 160 ordentliche und außerordentliche Professoren vor 2170 Hörern lasen, war im Jahre 1888 die Zahl der Lehrenden auf 299, die der Studierenden auf 4613 (im Sommersemester) gestiegen.

Da der Aufenthalt auf kleineren Universitäten wegen des damit verbundenen Naturgenusses während des Sommerhalbjahres von vielen Studierenden vorgezogen wird, so zeigen die Zahlen der im Winter Berlin aufsuchenden Studenten noch weit besser, welcher Bedeutung sich die Berliner

Universität unter den gleichen Bildungsanstalten in Deutschland erfreut. Im dem Wintersemester 1888/89 waren 5794 Hörer immatrikuliert, etwa der fünfte Teil der zu jener Zeit auf allen deutschen Universitäten Studierenden. In der theologischen Fakultät lasen acht ordentliche und vier außerordentliche Professoren, ein Honorarprofessor und 2 Privatdozenten, in der juristischen 11 ordentliche, 5 außerordentliche, 2 Honorarprofessoren und 5 Privatdozenten, in der medizinischen Fakultät 15 ordentliche, 29 außerordentliche, 2 Honorarprofessoren, 60 Privatdozenten und 3 Lehrer der Zahnkunde und in der philosophischen Fakultät endlich 44 ordentliche, neben 47 außerordentlichen, 2 Honorarprofessoren, 62 Privatdozenten und vier Lektoren.

Nach Schleiermachers Tode im Jahre 1834 nahm Twesten den ersten Platz in der theologischen Fakultät ein, er wirkte bis 1875, wo Pfleiderer ihm auf seinen Lehrstuhl nachfolgte. Marheineke und Theremin wirkten beide bis 1846, der erstere anfangs als Kirchenhistoriker, sich später aber der Dogmatik zuwendend, der letztere als bedeutender Homiletiker. Nitzsch lehrte von 1847 bis 1868. Als berühmte Theologen, die stets einen großen Kreis von Hörern um sich versammelten, seien noch Kleinert, Kaftan, Lommatzsch und Strack genannt.

An Savignys Stelle, der im Jahre 1842 seine langjährige Thätigkeit als Lehrer an der juristischen Fakultät gegen ein hohes Staatsamt vertauschte, traten die Juristen Rudorff und Puchta. Der erstere gehörte dem Lehrkörper der Universität bereits seit 1829 an, zum ordentlichen Professor wurde er 1833 ernannt. Er setzte die Thätigkeit Savignys nach der historischen Seite des römischen Rechtes fort, während Puchta bei seiner Berufung 1842 die Aufgabe zu teil wurde, Savignys Nachfolger in dogmatischer Beziehung zu werden. Ein hervorragender Vertreter des Kirchenrechts ist Hinschius, der 1865 zur Professur kam. Eine Zierde der Fakultät war Rudolf v. Gneist, der seit 1858 den Lehrstuhl eines ordentlichen Professors einnahm, nachdem er seit 1839 als Privatdozent und seit 1844 als außerordentlicher Professor in Berlin gewirkt hatte. Er gehörte lange der Stadtverordneten-Versammlung an und nahm eifrig an deren Verhandlungen teil; auch im preußischen Abgeordnetenhause und später im deutschen Reichstage übte er durch seine gründlichen juristischen Kenntnisse einen tiefgehenden Einfluß auf den Gang der Gesetzgebung aus. Der Kriminalist Berner, der Pandektist Dernburg, welcher seit 1873 Rudorffs Nachfolger war, Goldschmidt als Vertreter des Handelsrechts seit 1875, neben anderen, deren Namen wir nicht alle aufzählen können, verhalfen der juristischen Fakultät zu großem Glanze.

An hervorragenden Medizinern war die Berliner Universität von der Zeit ihrer Gründung an stets besonders reich. Nach Dieffenbachs Tode übernahm der berühmte Chirurg von Langenbeck die Leitung der chirurgischen Klinik. Er wirkte höchst segensreich bis 1882, in welchem Jahre er in den Ruhestand trat und den nicht minder namhaften von Bergmann zum Nachfolger erhielt. v. Bardeleben war seit 1868 Leiter der chirurgischen Abteilung der Charité. Von 1850 bis 1870 wirkte Albrecht v. Gräfe als bedeutender Augenarzt in Berlin, wo er in der Karlstraße bei der Unterbaumbrücke seine Augenheilanstalt hatte. Nicht weit von der Stätte seiner segensreichen Thätigkeit, an der Luisen- und Charitéstraßenecke, bewahrt das im Jahre 1882 enthüllte, von Siemering modellierte Denkmal das Gedächtnis dieses hervor-

ragenden Helfers der Menschheit. Nachfolger des Physiologen Johannes Müller, der von 1833 bis 1858 Professor der Anatomie und Physiologie in Berlin war, wurde Dubois-Reymond, neben Virchow und Helmholtz der hervorragendste Schüler seines Vorgängers. Bei der Errichtung des physiologischen Institutes im Jahre 1877 wurde er zur Leitung desselben berufen. Der volkstümlichste Gelehrte der Berliner Universität ist Rudolph Virchow, der seit 1856 den Lehrstuhl für Pathologie an der medizinischen Fakultät einnimmt; wie kein anderer Gelehrter vor ihm hat er es verstanden, sein tiefes, umfassendes Wissen in den Dienst unseres Gemeinwesens zu stellen. Seine hingebende Thätigkeit für die sanitären Einrichtungen Berlins ist in erster Reihe die Veranlassung, daß diese vorbildlich für viele andere Großstädte geworden sind. Die Berliner Kanalisation verdankte seinem wissenschaftlichen Einflusse ihre Durchführung. In gerechter Würdigung seiner vielseitigen Verdienste um die Stadt Berlin haben die städtischen Behörden ihm das Ehrenbürgerrecht verliehen, eine Ehre, die er mit dem Fürsten Bismarck, Heinrich Schliemann und dem Professor Robert Koch, dem Entdecker des Tuberkel- und Cholerabazillus, teilte. Koch gehört ebenfalls seit 1885 der Berliner Universität an. Von bedeutenden Aerzten nennen wir noch Leyden, Schweigger, Mendel, Senator, Tobold, Fränkel, ohne daß mit diesen etwa die Zahl der berühmten Universitätsprofessoren erschöpft wäre.

Die philosophische Fakultät war nicht minder reich an glänzenden Koryphäen. Wir nennen die Philosophen Harms, Zeller, Lazarus, Paulsen, Dilthey, die Philologen Kirchhoff und Vahlen. Helmholtz, der Erfinder des Augenspiegels, Kirchhoff, der durch die Spektralanalyse uns die Erkenntnis der fernsten Weltkörper erschloß, waren Leuchten der physikalischen Wissenschaft; die Historiker Ranke, Mommsen, Curtius, Treitschke, Wattenbach, Schmoller, Weizsäcker, der Sanskritist Weber, die Neuphilologen Zupitza und Tobler, die Mathematiker Weierstraß, Kummer, Kronecker müssen hier genannt werden. Die philosophische Fakultät war mit Recht der Stolz der Berliner Universität. Fast alle jene Männer haben Epochemachendes in ihrer Wissenschaft geleistet, und viele ihrer Schüler sind zu tüchtigen Gelehrten geworden, die das in der Berliner Schule Erworbene in weite Kreise hinausgetragen haben.

Das rege, wissenschaftliche Leben, das sich in der Universitätsstadt Berlin nach den glücklichen Kriegen Kaiser Wilhelms gleichzeitig mit dem lebhaften Fortschritte auf jedem anderen Gebiete entfaltete, führte zu der Begründung einer großen Zahl wissenschaftlicher Vereinigungen. Aus dem Wunsche, das Wissen weiten Volkskreisen zugänglich zu machen, die die Universität aus irgend einem Grunde nicht besuchen können, entsprang die Gründung der Humboldt-Akademie. Die Aerzte vereinigten sich in den verschiedenen zur Wahrung der Standesinteressen geschaffenen Vereinen; neben die Hufelandsche Gesellschaft trat die Berliner Medizinische Gesellschaft, die Laryngologische Gesellschaft, der Verein für Innere Medizin. Wir wollen uns darauf beschränken, noch die Anthropologische Gesellschaft, die Deutsche Botanische Gesellschaft, die Gesellschaft für Erdkunde und die Physikalische Gesellschaft zu nennen.

Der Aufschwung, den Berlin auf jedem einzigen Gebiete während der Regierung Kaiser Wilhelms I. nahm, ist auch in dem Schulwesen, dem

niederen wie dem höheren, zu verfolgen. Im Jahre 1863 besaß Berlin außer den drei königlichen Gymnasien, nämlich dem Joachimsthalschen, dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium — diesen waren eine Realschule und die Elisabethschule als höhere Töchterschule angegliedert — und dem Französischen Gymnasium, noch das Berlinische Gymnasium zum Grauen Kloster, das Friedrich-Werdersche, das Cölnische, das Friedrichs-Gymnasium und die Friedrichs-Realschule, außerdem die Friedrich-Werdersche Gewerbeschule. Im Jahre 1870 war ihre Zahl schon beträchtlich gewachsen, indem zu den genannten das Luisenstädtische Gymnasium mit der gleichnamigen Realschule und der Gewerbeschule, das Sophiengymnasium, die Königstädtische Realschule, die Sophien- und Dorotheenstädtische Realschule, endlich die Andreas-(höhere Bürger-)Schule gekommen waren. Als nach dem Kriege von 1870/71 die Einwohnerzahl mächtig anwuchs, konnten sich die städtischen Behörden dem gesteigerten Bedürfnis nach weiteren höheren Lehranstalten nicht verschließen. Es wurden das Humboldt-, das Askanische und das Leibniz-Gymnasium, ferner das Königstädtische, das Lessing-Gymnasium und das Falk-Realgymnasium eröffnet. Die Zahl der königlichen höheren Lehranstalten vermehrte sich nur durch das Wilhelms- und das Luisen-Gymnasium. Während noch im Jahre 1861 fast die Hälfte aller Schulkinder in nichtstädtischen Schulen unterrichtet wurden, war daher dies Verhältnis im Jahre 1881 so weit geändert, daß den städtischen Schulen 8/10, den nichtstädtischen 2/10 der Berliner Schuljugend angehörten, ja im Jahre 1888 betrug sogar der auf die städtischen Schulen entfallende Anteil 9/10 der gesamten Schulpflichtigen. Bis Ostern 1885 betrug das Schulgeld an sämtlichen städtischen höheren Lehranstalten 90 Mk. jährlich, von da ab wurde es auf 100 Mk. erhöht.

Für jeden einzelnen Schüler der im Jahre 1870 vorhandenen 6 städtischen Gymnasien, 5 Realschulen 1. Ordnung, 2 Gewerbeschulen und 1 höheren Bürgerschule, in denen 7995 Schüler von 383 Lehrern in 224 Klassen unterrichtet wurden, betrug der von der Stadt geleistete Zuschuß durchschnittlich nicht weniger als 20 Thaler 11 Silbergroschen. Im Todesjahre Kaiser Wilhelms I. zählen wir 11 städtische Gymnasien, 7 Realgymnasien und 2 Oberrealschulen mit 349 Klassen, 579 Lehrern und 13,922 Schülern, deren jeder einen jährlichen Zuschuß von 92,50 Mark nötig machte.

Das höhere Mädchenschulwesen erfreut sich leider nicht der Beachtung der städtischen Verwaltung in dem Maße wie die übrigen Zweige des öffentlichen Schulwesens. Es ist zwar seit 1870, wo nur die Luisen- und Viktoriaschule mit 48 Lehrern und Lehrerinnen, 34 Klassen und 1579 Schülerinnen vorhanden waren, manches geschehen, um dem schreienden Bedürfnis nach solchen, dem weiblichen Geschlechte eine höhere Bildung vermittelnden Anstalten abzuhelfen; es wurden die Sophien-, die Charlotten-, die Margarethenschule eröffnet. Außer diesen und den beiden königlichen Anstalten, der Elisabeth- und der Augustaschule, gab es 1888 in Berlin nur in Privatbesitz befindliche höhere Schulen für Mädchen*).

Besonders anerkennenswert ist die Thätigkeit des Magistrats auf dem Gebiete des niederen Schulwesens während der Regierung Kaiser Wilhelms I.

*) Im Jahre 1896 kam eine neue städtische höhere Mädchenschule in Moabit hinzu: die Dorotheenschule.

gewesen. Unsere Leser erinnern sich, daß im Jahre 1840 nur 11 Armenschulen neben den Parochialschulen den niederen Volksklassen offen standen. Daraus waren im Jahre 1862 23 Gemeindeschulen und 35 Privatelementarschulen geworden. Im Jahre 1870 zählen wir 54 Gemeindeschulen, und von nun an wächst deren Zahl schnell bis auf 121 im Jahre 1881 und auf 177 im Todesjahre Kaiser Wilhelms. Seitdem ist längst die Zahl der Gemeindeschulen über 200 hinausgewachsen. Diese Schulen haben auch seit 1870 ihren Charakter vollständig geändert. Vorher von den Bürgern als Armenschulen ängstlich gemieden, wurden sie erst nach einem Beschlusse der städtischen Behörden aus dem Jahre 1870 zu Volksschulen im allgemeinsten Sinne des Wortes umgestaltet. Sämtlichen schulpflichtigen Kindern der Stadt wurden die Gemeindeschulen unentgeltlich erschlossen, so daß wir heutzutage neben den Kindern des mittellosen Arbeiters die des begüterten Bürgers und nicht selten die des Offiziers auf derselben Schulbank sitzen finden. Dabei ist die Berliner Volksschule nicht nur nach außen, in der Zahl ihrer Klassen, ihrer Lehrer, ihrer Schülerinnen gewachsen; sie hat gleichzeitig eine bedeutende Vertiefung nach innen, in der Ausbildnng ihres Lehrplanes erhalten, die sie über den durchschnittlichen Stand der gleichartigen Schulen in anderen Städten weit hinaushebt.

Dem Wunsche, die Volksbildung zu erweitern, verdanken die städtischen Fortbildungsanstalten und Fortbildungsschulen ihre Gründung. Von den ersteren gab es 1888 schon 4, während von den letzteren 10 für Knaben und 8 für Mädchen bestanden. Auch die Privatthätigkeit erstreckte sich auf die Fürsorge für die nach höherer Bildung verlangenden Handwerker und Kaufleute. Die Thätigkeit des um das Gemeinwohl so verdienten Handwerkervereins sei hier nicht vergessen; für die junge Kaufmannschaft wurde im Jahre 1885 eine Fortbildungsschule von Privatpersonen gegründet, denen es in kurzer Zeit gelang, den Kaufmännischen Fortbildungsschulen in Berlin zu hoher Blüte zu verhelfen.

Eine in Berlin ganz neue Art von Schulen wurde im Jahre 1884 durch die Eröffnung der 1. Realschule in das Leben gerufen. Teils als höherer Aufbau für die Volksschule geplant, sollen die Realschulen den keinem gelehrten Beruf sich widmenden Schülern eine abgeschlossene, zum einjährig-freiwilligen Militärdienst berechtigende Bildung vermitteln. Im Jahre 1888 waren bereits fünf Realschulen in unserer Stadt vorhanden. Ihre Zahl ist seitdem auf zwölf gestiegen und wird voraussichtlich diese Höhe bald überschritten haben.

Das Theaterwesen hat während Kaiser Wilhelms I. Regierung eine völlige Umgestaltung beziehungsweise Neugestaltung erfahren. Außer den königlichen Theatern, dem Opernhause und Schauspielhause, deren Generalintendant vom 1. Juni 1851 bis zu seinem Tode am 30. September 1886 Botho v. Hülsen war, gab es in Berlin das Krollsche Etablissement, das im Jahre 1841 von Joseph Kroll an der Stelle, die es heute noch einnimmt, erbaut war; das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater in der Schumannstraße und das Königstädtische, früher unter Cerfs Leitung auf dem Alexanderplatze befindliche Theater, das in die heutige Blumenstraße, in den schönen Bouchéschen Garten, übergesiedelt war. Die königlichen Theater pflegten vornehmlich die klassische Richtung, während die Krollsche Bühne im Winter Weihnachts-

märchen und Schwänke, im Sommer aber während einiger Monate Opern zur Aufführung brachte. Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater pflegte die Lustspiele, Possen, Vaudevilles; das eigentliche Volksschauspiel war der Bühne in der Blumenstraße unter Wallners rühriger Leitung vorbehalten. David Kalisch, dessen Posse „Einhunderttausend Thaler“ 1847 ihre erste Aufführung erlebt hatte, beherrschte wohl zwanzig Jahre lang die Berliner Possenbühne, das Wallnertheater. Außer seinen Stücken wurden hier Weyrauchs, Wilkens, Salingrés, Jacobsons und später L'Arronges Possen und Volksschauspiele von immer neuem Jubel begrüßt. Das Vorstädtische Theater auf Wollanks Weinberge vor dem Rosenthaler Thore pflegte dasselbe Genre, erreichte aber niemals die Bedeutung des Wallnertheaters. Im Jahre 1864 finden wir neben den genannten Theatern das Viktoriatheater in der Münzstraße. In der zweiten Hälfte der sechziger Jahre schossen neue Theater wie Pilze aus der Erde, das Woltersdorff-, das Walhalla-Volks-, das Belle-Alliance-Theater, das Luisenstädtische Theater, neben einer großen Reihe kleinerer Theater, die keine Spuren ihres Daseins hinterlassen haben. Den Hauptanziehungspunkt für das theaterliebende Berliner Publikum bildete, wenigstens während der sechziger und siebziger Jahre, die königliche Oper. Neben den Werken Glucks, Beethovens, Mozarts gelangten vor allem Meyerbeers Opern, der Prophet, die Hugenotten, die Afrikanerin, Rossinis Tell, Donizettis Regimentstochter, Gounods Margarethe zur Aufführung. Bedeutende Kräfte wirkten an der königlichen Oper. Niemann trat 1866 das erste Mal im Prophet auf, um sich im Sturme die Gunst der Berliner zu gewinnen. Betz, Fricke, Ernst, Oberhauser, die Damen Lucca, Mallinger, Brandt, Harriers-Wippern, de Ahna glänzten als Sterne der Oper, denen später die Sänger Rothmühl und Krolop, die Sängerinnen Lola Beeth, Elisabeth Leisinger, Johanna von Ghylani sich beigesellten. Namentlich die Lucca erweckte einen Enthusiasmus bei den Berlinern, der fast der Sontags-Begeisterung gleich kam, die wir unseren Lesern in einem früheren Kapitel geschildert haben. Als sie im Jahre 1873 kontraktbrüchig wurde und nach Amerika ging, bedeutete dies für die königliche Oper einen herben Verlust.

Von hoher künstlerischer Bedeutung war für Berlin die Aufnahme der Wagnerschen Werke in das Repertoire der königlichen Oper. Der Generalintendant v. Hülsen hatte sich gegen die Zulassung Wagners, des Revolutionä[illegible] von 1848, auf die königliche Bühne lange gesträubt. Aber König Wilhe[illegible] selbst veranlaßte v. Hülsen zur Aufführung Wagnerscher Werke. Der folge[illegible] Brief*) König Wilhelms giebt davon Kunde:

„Meine Tochter, die Großherzogin von Baden, hat mich gefragt, ob [illegible] nicht möglich sein würde, eine der neuesten Wagnerschen Opern, die, [illegible] ich glaube, einen Cyklus bilden, hier in Berlin zu geben? Ich weiß [illegible] diesen Werken nichts weiter, als daß sie von Liszt in Weimar verf[illegible] worden zu lesen, daß die Noten aber so toll sein sollen, daß man von [illegible] Aufführung sogleich abstand. — Ich ersuche Sie nun also um Aus[illegible] über die Sache. Des p. p. Wagners Wunsch, sein Werk selbst einzustudier[illegible] ist eine Frage, die anderweitig zu entscheiden bliebe. Wilhelm.“

---

*) Mitgeteilt von Helene v. Hülsen in „Unter zwei Königen“, Erinnerungen an Botho von Hülsen. Berlin 1889.

Im Herbst 1862 kam der „Lohengrin“ zur Aufführung; als 1866 Riemann, der bedeutendste Wagnersänger, den Berlin je gehört, in den Verband der Oper trat, lernte Berlin den „Tannhäuser“ und den „Fliegenden Holländer“ kennen. Erst 1876 wurde „Tristan und Isolde“ mit Niemann und Frau v. Voggenhuber in den Titelrollen gegeben. Wagner selbst weilte damals in Berlin und nahm an den Proben teil. Seine jüngeren Werke, die „Nibelungentrilogie“, wurden zuerst in Berlin im Viktoriatheater 1881 in Gegenwart des Meisters aufgeführt. Später auch in das Repertoire der königlichen Oper aufgenommen, erfuhren sie seitdem viele Wiederholungen.

Auch das Königliche Schauspiel verfügte während der Regierung Kaiser Wilhelms I. über die bedeutendsten Kräfte. Bis 1864 wirkte dort Hendrichs, weit länger Döring, der 1875 sein fünfzigjähriges Künstlerjubiläum feierte. Sein Mephisto war eine unerreichte Leistung. Berndal, Liedtke, Dessoir, Dehnike, Oberländer, Ludwig, Kahle, Klein, Vollmer, ferner die Damen Louise Ehrhardt, Friederike Goßmann, Klara Meyer, die Frieb-Blumauer entzückten die Berliner durch ihr Spiel. Außer Schillers, Goethes und Lessings Meisterwerken wurden immer noch Kotzebues und des jüngeren Roderich Benedix Lustspiele, Brachvogels „Narziß“ mit Vorliebe gegeben. Später bahnte sich Paul Lindau mit „Maria und Magdalena“, „Ein Erfolg“, „Tante Therese“, „Johannistrieb“, „Gräfin Lea“ den Weg zur Gunst des Publikums.

Ein Ereignis für Berlins Theaterpublikum war das erste Gastspiel der „Meininger“, die im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater am 1. Mai 1874 „Julius Cäsar“ aufführten. Ihre Darbietungen wurden in ihrer harmonischen Gesamtwirkung sowohl wie in der äußeren Ausstattung Muster für die guten



Denkmal Kaiser Wilhelms I.,
von Reinhold Begas und Gustav Halmhuber, enthüllt am 22. März 1897.

Berliner Schaubühnen. Unter diesen seien das Wallnertheater und das Deutsche Theater besonders hervorgehoben. An dem ersteren war eine große Zahl bedeutender Künstler, früher unter Wallners, seit 1868 unter Lebruns Direktion versammelt. Hier feierte Helmerding als „Registrator auf Reisen" seine größten Triumphe. Blenke, Engels, Kadelburg, Lebrun, die unvergeßliche Ernestine' Wegner bildeten ein Possenensemble, wie es nachher kein Berliner Theater wieder aufzuweisen hatte.

Von 1870 bis 1881 gehörte das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater dem Kladderadatsch-Hoffmann; es war während dieser Zeit die Stätte der leichtgeschürzten Operette, wo hauptsächlich Offenbachs, Halévys, Strauß' und Millöckers heitere Weisen ertönten. Im Jahre 1881 erwarb Adolph L'Arronge das Haus, um es 1883 als Deutsches Theater zu eröffnen. Hier feierte die deutsche Schauspielkunst wahre Triumphe. Siegwart Friedmann, Dr. Förster, Frau Hedwig Niemann-Raabe haben die Bühne gleich bei ihrer Eröffnung auf die höchste Stufe der künstlerischen Leistungen gestellt und ihr die Vollkommenheit gegeben, die sie bis heute bewahrt hat.

Der Berliner ausgesprochene Vorliebe für die Musik ist unseren Lesern hinreichend bekannt. Auch während des letzten Abschnittes unserer Geschichte bot sich ihnen mehr als genug Gelegenheit, dieser Vorliebe zu fröhnen. Wieprechts und C. Liebigs Symphoniekonzerte wurden in den sechziger Jahren gern besucht, die Berliner Symphoniekapelle unter den wechselnden Dirigenten Stern, Janke, v. Brenner, Mannstädt spielte regelmäßig in Sommers Salon in der Potsdamerstraße, an der Stelle, wo heute das schöne Gebäude der Gesellschaft der Freunde steht, auch bei den Königskolonnaden in der Villa Colonna, die später der Stadtbahn Platz machen mußte. Hervorragende künstlerische Leistungen boten die Konzerte der Bilseschen Kapelle im Meddingschen Konzerthause in der Leipzigerstraße 48, wo von 1869—1884 Meister Bilse den Taktstock schwang. Im Winter 1842—1843 hatte der Kapellmeister Taubert die Symphoniesoireen der königlichen Kapelle ins Leben gerufen, die er auch nach seiner Pensionierung im Jahre 1870 noch weiter leitete. Die künstlerischen Darbietungen der Kapelle erreichten, besonders nachdem Hans v. Bülows mustergiltige Leistungen als Musikdirigent des Philharmonischen Orchesters bahnbrechend gewirkt, eine Höhe, von der sie heute noch unbestritten auf alle ähnlichen Veranstaltungen hinabsehen können.

Der Chorgesang wurde von der Singakademie unter Grells, von 1876 an unter Blumners Leitung zu künstlerischer Vollkommenheit gebracht. Die Konzerte dieser Vereinigung, in denen hauptsächlich Bachs, Beethovens, Mendelssohns Werke zu Gehör gebracht wurden, erfreuten sich, wie auch heute noch, stets der lebhaften Teilnahme des musikverständigen Berliner Publikums. Nicht minder beliebt sind die Konzerte des Sternschen Gesangvereins gewesen, die von 1847—1873 von dem Begründer des Vereins, später von Stockhausen, Bruch, Rudorff geleitet wurden. Die Kirchenkonzerte des königlichen Domchors, die Aufführungen der Hochschule für Musik sind noch heute bei allen Musikfreunden beliebt. Auch an Solistenkonzerten ist in Berlin kein Mangel; die bedeutendsten Klavierspieler der Neuzeit, Tausig, Hans v. Bülow, d'Albert, Rubinstein besuchten Berlin vorübergehend oder nahmen ganz und gar ihren Wohnsitz hier. Seit 1866

gehört der ausgezeichnete Violinist Joseph Joachim unserer Stadt an. Die unter seiner Leitung stehende Quartettvereinigung, die regelmäßig in jedem Winter in der Singakademie die hervorragendsten Werke edler Kammermusik vor einem Kreise begeisterter Zuhörer zu Gehör bringt, ist der Stolz des musikalischen Berlins.

Die Kunst der Malerei hatte in den letzten Jahrzehnten in Berlin so bedeutende Vertreter wie je vorher in früheren Epochen. Die allgemeine Steigerung des patriotischen Empfindens durch die siegreichen Feldzüge Kaiser Wilhelms und die Neugründung des Deutschen Reiches erweckten das Verlangen, die historisch bedeutsamen Momente im Bilde festzuhalten, und gaben Anton v. Werner den Anlaß, seine Meisterwerke zu schaffen. Der Altmeister der Malkunst, Adolf v. Menzel, wirkt seit 1830 in Berlin. Den Gipfelpunkt seiner hauptsächlich Friedrich dem Großen gewidmeten Werke bezeichnen die in der Nationalgalerie befindlichen Bilder, „Tafelrunde Friedrichs des Großen" und „das Flötenkonzert in Sanssouci". Seit 1876 bot die Nationalgalerie einen Sammelpunkt für die bedeutendsten Werke der deutschen und darunter auch vieler Berliner Maler. Aus der ehemals Konsul Wagnerschen Gemäldesammlung, die der Begründer im Jahre 1861 dem Könige Wilhelm zum Geschenke machte, hervorgegangen, wurde die im Laufe der Jahre reich vermehrte Sammlung in dem, von 1866—76 durch Erbkam und Strack nach Stülers Entwurf aufgeführten, herrlichen Gebäude untergebracht, das außerdem noch die gräflich Raczynskische Gemäldesammlung birgt. Hier finden wir Karl Becker, Karl und Oskar Begas vertreten, von denen der letztere auch bei der Ausschmückung des großen Festsaales im neuen Berliner Rathause wesentlich mitgewirkt hat. Georg Bleibtreu verewigte in farbenprächtigen, lebenswahren Schlachtenbildern die großen Kämpfe bei Alsen, bei Königgrätz, bei Sedan und schuf später drei große Wandbilder für das Berliner Zeughaus. Franz und Paul Meyerheim, Söhne und Schüler Eduard Meyerheims, sind wie ihr Vater in den Berliner Sammlungen durch Genre- und Tierbilder reich vertreten. Franz Krüger, als Pferde-Krüger bekannt, und sein Schüler Steffeck, der außer Pferdeporträts viele Reiterbildnisse geliefert hat, gehörten, der erstere bis 1857, der letztere bis 1880, dem Kreise der Berliner Maler an. Louis Spangenberg, ebenso wie sein Bruder Gustav, seit 1858 in Berlin ansässig, schmückte das Gebäude der technischen Hochschule in Charlottenburg wie das der Bergakademie mit herrlichen Wandgemälden, während Gustav Spangenberg namentlich durch seine Lutherbilder und durch das 1876 entstandene Gemälde, „der Zug des Todes", in weitesten Kreisen bekannt ist.

Eduard Hildebrandts Landschaften und Marinebilder, Gustav Richters Porträts, Rudolf Henneberg's Genrebilder, vorzüglich das 1866 gemalte Bild, „die Jagd nach dem Glücke," sind Zierden der Nationalgalerie, nicht minder wie Ludwig Knaus' Schilderungen des Volkslebens, oder seine Porträts, von denen seit 1881 die Nationalgalerie die Bildnisse Helmholtz' und Mommsens besitzt. Auch die realistische Richtung ist in Berlin durch hervorragende Maler vertreten. Wir nennen nur Max Liebermann und Karl Gussow, deren Werke auf den jährlichen Kunstausstellungen viel Bewunderung, aber auch viele Anfeindung erfahren haben.

Den Bildhauern bot Berlin während der letzten Jahrzehnte ein reiches Feld für die Bethätigung ihrer Kunst. Der Wunsch, die Stadt mit Werken der Plastik zu schmücken und das Andenken der großen Männer unseres Volkes durch ihre Bildwerke den Nachkommen zu überliefern, veranlaßte, daß eine große Zahl von Denkmälern in Berlin während der Regierungszeit Kaiser Wilhelms errichtet wurden. Im Jahre 1862 wurde das von Hagen modellierte Denkmal des Grafen Brandenburg auf dem Leipziger Platze enthüllt, das in des Grafen von Wrangel von Keil modelliertem und von Gladenbeck in Bronze gegossenem Standbilde im Jahre 1880 ein Gegenüber erhielt. Beide Standbilder hat Kaiser Wilhelm seinen treuen Dienern setzen lassen. Dasselbe ist der Fall mit dem Denkmal Friedrich Wilhelms III. auf dem Lustgarten, das von Wolff modelliert und am 16. Juni 1871 enthüllt wurde, und mit Friedrich Wilhelms IV. 1886 enthülltem Reiterdenkmal vor der Nationalgalerie, dessen Schöpfer Calandrelli ist. Reinhold Begas schuf das 1871 auf dem Gendarmenmarkte enthüllte Schillerdenkmal, Schaper das herrliche Goethedenkmal im Tiergarten, dessen feierliche Enthüllung am 2. Juni 1880 stattfand. In demselben Jahre wurde Enckes Standbild der Königin Luise enthüllt, das mit seinen wundervollen Reliefs in der stimmungsvollen Umgebung im Tiergarten ein würdiges Seitenstück des Drakeschen schon 1849 errichteten Standbildes Friedrich Wilhelms III. ist. Aelter sind die Standbilder Thaers, Beuths und Schinkels, die in dem Zeitraume von 1860 bis 1869 auf dem Schinkelplatze errichtet wurden. Sie rühren von Rauch, Kiß und Drake her. Im Jahre 1872 wurden das Jahndenkmal, das Encke schuf, in der Hasenheide und Hegels Kolossalbüste von Bläser auf dem Hegelplatze hinter der Universität, beide in Bronze gegossen, enthüllt. Das Denkmal des großen Volksmannes Stein auf dem Dönhoffsplatze gegenüber dem alten Abgeordnetenhause hat Schievelbein modelliert und Gladenbeck in Bronze gegossen. Es wurde 1875 errichtet.

Hervorragende Monumentalbauten verliehen der jungen Kaiserstadt ein neues Gepräge. Vor allen ist hier das neue Rathaus in der Königsstraße, das „Rote Haus“, zu nennen. Das Cölnische Rathaus war für die nach allen Richtungen hin schnell gewachsenen Verwaltungsgeschäfte der Stadt zu eng geworden. Man mußte darauf bedacht sein, den städtischen Behörden neue, größere Verwaltungs- und Repräsentationsräume zu schaffen. Von 1861 bis 1869 wurde nach Wäsemanns Entwürfen, obgleich dieser sich an der ausgeschriebenen Konkurrenz nicht beteiligt hatte, das neue Gebäude in oberitalienischem Rohbau aufgeführt. Granit und Sandstein treten mit dem Backstein hier in Verbindung, um eine farbenreiche Wirkung zu erzielen. Der 74 m hohe Turm über der Mitte der Hauptfront ragt hoch über die ganze Umgebung hinaus, und von seiner Plattform genießt man einen vollständigen Ueberblick über die Stadt. In den Nischen des Hauptportals sind die Standbilder des ersten Kurfürsten und des ersten Kaisers aufgestellt. Das Innere des Rathauses mit seinen acht Sälen, vor allen dem großen Festsaal und dem Bürgersaal, ist durch die Kunst der bedeutendsten Berliner Maler reich mit Wandgemälden verziert. Auch das Treppenhaus zeigt reichen Wandschmuck.

Als das neue Rathaus im Jahre 1870 vollendet und der Bretterzaun um dasselbe gefallen war, stand in seiner nächsten Nähe noch die Gerichts-

laube, ein durch sein Alter und seine Bedeutung für Berlins Vergangenheit — so sollte man meinen — ehrwürdiger Bau, der aber vollkommen verwahrlost und schmutzig der ganzen Gegend zur Unzier gereichte und ein öffentliches Aergernis war. Im März 1871 wurde das alte Gemäuer abgerissen, aber glücklicherweise fand die Gerichtslaube eine Auferstehung, indem 1872 in dem Parke von Babelsberg der Bau in der ursprünglichen, frühgotischen Form, zum Teil mit Benutzung des alten Materials, wieder aufgeführt wurde. An der einen Ecke des Gebäudes außen sieht man noch den Kaak, eine phantastische Figur, unter welcher sich der Pranger befand.

Zahlreiche Schulgebäude wurden in Berlin während Kaiser Wilhelms I. Regierung errichtet. Meist wurden sie in Ziegelrohbau ausgeführt, wie das Köllnische und Friedrich-Werdersche Gymnasium. Diese Bauweise war überhaupt bei den auf städtische Kosten hergestellten Gebäuden, deren Pläne fast ausschließlich die Stadtbauräte Hobrecht und Blankenstein entwarfen, die vorherrschende. Einzelne von dem Staate gebaute monumentale Gebäude zeigen denselben Charakter, wie die großen Postgebäude in der Königs- und Leipzigerstraße, das Haupttelegraphenamt in der Französischenstraße, das Generalstabsgebäude auf dem Königsplatze, die Kriegsakademie an der Ecke der Dorotheen- und Neuen Wilhelmstraße, welche 1882 von Schwechten gebaut wurde, die wissenschaftlichen Institute für Physik und Physiologie, die Reichsdruckerei in der Oranienstraße, die Reichsbank in der Jägerstraße, 1869—76 von Hitzig aufgeführt, und viele andere mehr.

Herrliche Bauten sind die neuen Museen. Wir nennen nur das Kunstgewerbemuseum und das Museum für Völkerkunde. Das erstere ist von Gropius und Schmieden während der Jahre 1877—81 in edelstem, griechischem Renaissancestile gebaut und enthält reiche Sammlungen kunstgewerblicher Gegenstände, die zuerst im Jahre 1867 von einem Verein angelegt und 1885 in die Verwaltung des Staates übernommen wurden. Das Museum für Völkerkunde wurde von Ende und Kluthmann 1881—85 in Sandstein gebaut; es enthält reiche anthropologische und ethnographische Sammlungen; seinen größten Schatz bilden aber die Schliemannschen Ausgrabungen, die seit 1887 in Berlin ihre Stätte gefunden haben. In Anerkennung des damit der Stadt Berlin gemachten unschätzbaren Geschenkes wurde Schliemann 1881 Ehrenbürger von Berlin.

Zahlreiche Kirchenbauten wurden in Berlin in den letzten Jahrzehnten ausgeführt. Die St. Thomaskirche am Mariannenplatze von Adler 1864—69 im romanischen Renaissancestil mit einer Kuppel und zwei abgeflachten Türmen, die Zwölf-Apostelkirche an der Kurfürstenstraße von Blankenstein 1871—74, die Zionskirche am Zionskirchplatze, 1866—73 von Orth in gotischem Stile mit durchbrochenem Mauerwerke in Backstein aufgeführt, mögen hier genannt sein. Die Jerusalemer Kirche erfuhr 1879 einen vollständigen Umbau. In den Jahren 1859—66 erbaute Knoblauch die große Synagoge in der Oranienburgerstraße, die eines der prächtigsten Bauwerke Berlins ist.

Von Profanbauten aus dieser Zeit seien die Börse genannt, von Hitzig 1859—64 im Stile der klassischen Renaissance erbaut, von 1881—84 wesentlich erweitert und von den Bildhauern Reinhold Begas, Fischer, Moser und Hundrieser mit reichem Figurenschmuck versehen; die Prachtbauten der großen Bankinstitute, die Bank des Berliner Kassenvereins in der Oberwall-

straße 3, 1870—71 von Gropius und Schmieden aus Thüringer Sandstein erbaut, das Gebäude der Preußischen Centralbodenkreditbank, Unter den Linden 34, von W. Neumann 1872—73 aufgeführt. Die Architekten Ende und Böckmann bauten in den siebziger Jahren die prächtigen Gebäude der Deutschen Bank, ferner das der Bodenkreditbank hinter der Katholischen Kirche, außer vielen anderen im Privatbesitz befindlichen Wohngebäuden. Es ist uns ganz unmöglich, eine nur einigermaßen zureichende Uebersicht über die Bauthätigkeit zu geben, welche unter Kaiser Wilhelms I. Regierung aus dem im Jahre seines Regierungsantrittes noch kleinstädtisch erscheinenden Berlin die stolze, schöne Metropole gemacht hat, welche sich heute unseren staunenden Blicken darbietet.

Wir können mit freudiger Genugthuung auch auf die Zeit zurückblicken, die seit des greisen Kaisers Tode bis heute verflossen ist. In den ersten elf Regierungsjahren unseres jetzt regierenden Kaisers ist auf keinem Gebiete, weder auf dem der Wissenschaft noch auf dem der Kunst, ein Stillstand eingetreten; rastlos wurde fortgearbeitet in dem Bestreben, unsere Stadt Berlin immer mehr zum würdigen Mittelpunkte des einigen Deutschen Reiches zu gestalten. Welchen Anteil Kaiser Wilhelm II. und seine Zeitgenossen an der weiteren Ausgestaltung unseres großen Gemeinwesens nach innen und nach außen gehabt haben, das zu schildern, muß einer späteren Zeit vorbehalten bleiben.



Alphabetisches Namenverzeichnis.

Die mit einem Sternchen versehenen Zahlen weisen auf eine Abbildung hin.

A.

B.

H.

I.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.



Druck von

Wilhelm Baensch, Berlin S.W.

Inh.: Waldemar Stein.

